H. mon Reuchlin
508 m (2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36617255210014

<36617255210014

Bayer. Staatsbibliothek

8.580
620 623

Geſchichte

von

Port-Royal.

Geſchichte

von

Port-Royal.

Der Kampf des reformirten und des jeſuitiſchen Katholicismus unter Louis XIII und XIV.

Von

Dr. Hermann Reuchlin.

Zweiter Band,

vom Tode der Reformatorin Maria Angelica Arnauld 1661 bis zur Zerſtörung des Kloſters 1713.

Hamburg und Gotha.

Im Verlag von Friedrich und Andreas Perthes.

1844.

97 D.

Dès le commencement de notre persécution nous avons dit cent fois à Dieu que nous abandonnions le vaisseau, pourvû qu'il nous conservât les âmes.

Angelica von St. Johann Arnauld.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Vorwort.

Sollte auch dieſer Band etwas zu weitläufig ausgefallen ſein, ſo könnte ich wenigſtens nicht die Entſchuldigung Pascals bei dem längſten ſeiner „kleinen Briefe" vorbringen, mir habe die Zeit gefehlt, ihn kürzer zu faſſen. Mir zwar ſchien die Zeit nicht übrig lang, ich mußte mich endlich doch noch entſchließen zu ſprechen: mon siège est fait! ſonſt hätte das Decennium, welches ſeit Homer zu einer ſolchen rechten Belagerung zu gehören ſcheint, voll werden mögen, zumal wenn ich meinem Wunſch hätte folgen und die Vollendung des trefflichen Werks von Ste. Beuve abwarten können. Da es aber damit noch gute Weile hat, habe ich meine Arbeit auch ſelbſtändig vollendet, wie angefangen.

Ste. Beuves Arbeit hatte auf mich den Einfluß, daß ich die kirchengeſchichtliche Seite des Gegenſtandes noch beſtimmter, noch gründlicher herauszuarbeiten ſuchte, während er weſentlich die Geſchichte der franzöſiſchen Sprache, der Literatur, des Geſchmacks hervorhebt und meiſterhaft behandelt. Für meinen kirchengeſchichtlichen Standpunkt war die Charakteriſirung der Jeſuiten-Compagnie durchaus nöthig; allerdings hat durch mehreres dahin Einſchlagende, welches auf jeden Fall beſſer in den Beilagen geſtanden hätte, der erſte Band, auch zu meinem eigenen Schrecken,

einen gar ſtarken Umfang erhalten. Was nun die ſogenannte Moral, die Beichtmaximen der Jeſuiten betrifft, ſo habe ich dieſelben in dem „Leben Pascals" genauer unterſucht und mich ſeitdem in den dort ausgeſprochenen Anſichten nur befeſtigt gefunden. Hätten es die Aufgabe und der Raum erlaubt, ſo würde ich gerne beiläufig eine Geſchichte der gallikaniſchen Kirche unter Ludwig XIV gegeben haben. Sie iſt doch die glänzendſte Blüthe der katholiſchen Kirche ſeit dem Tridentinum, freilich nur halbrömiſch und alle ihre großen Männer, Boſſuet, Fenelon, Arnauld, waren einmal wenigſtens in Einem Punkte Ketzer oder Schismatiker. An dieſem Beiſpiele würde ein Hauptreſultat, welches dieſe ſiebenjährige Arbeit für mich hat, ſich noch deutlicher herausgeſtellt haben, daß nicht nur alle Bildung und nationale Glorie, ſondern auch aller wirklich fromme Eifer keine geſunde Frucht, keinen kräftigen Samen tragen kann, ohne ehrliche bürgerliche Freiheit.

Eine weſentliche Verbeſſerung dieſes Bandes im Vergleich mit dem erſten iſt gewiß ſeine Eintheilung in viele kleine Kapitel; das Material wird dadurch viel überſichtlicher. Sehr Vieles iſt in die Beilagen verwieſen, ſchon um dieſen Band dünner zu machen. Die Beilagen enthalten großentheils Mittheilungen aus Handſchriften und Auszüge aus ſelten gewordenen Flugſchriften. Ich konnte auf dieſe Weiſe dem zweiten Band den mir zu Gebot ſtehenden Reichthum der Quellenforſchungen zu Gute kommen laſſen, ohne den Faden der Geſchichte zu verwirren. Indeß bewog mich die große Wichtigkeit, welche die Zeitgenoſſen und Tauſende von Menſchen über ein Jahrhundert lang auf manche Ereigniſſe legten, dieſelben, z. B. die große Verfolgung von 1664, genauer zu erzählen, als

vielleicht manchem modernen Lehrer paſſend ſcheinen dürfte. So werden auch die Unterhandlungen, welche dem Kirchen-Frieden vorangingen, Manchem zu weitläufig ſcheinen; ſie laſſen uns aber tief in das Weſen der römiſch-katholiſchen Kirche ſchauen. Denn wenn es oft den Anſchein hat, als ob der Glaube des Proteſtanten in weſentlichen Punkten von der Veröffentlichung einiger neuen Aufſätze oder Bücher abhinge, ſo ſcheint die römiſche Rechtgläubigkeit von diplomatiſchen Unterhandlungen und Rückſichten abhängig zu ſein. Über beiden Einflüſſen regiert freilich der jeder Kirche eingeborne Charakter.

Sämmtliche Beurtheilungen des erſten Bandes griffen kaum die Richtigkeit von ein Paar Thatſachen an, die kritiſirenden richteten ſich theils auf die Form, theils gegen die Lehren und den Charakter Port-Royals, wie z. B. ein proteſtantiſcher Diakonus dieſem gegenüber den Apologeten des Jeſuitenthums machte. Daß ich von Allen wo *möglich* zu lernen ſuchte, wird hoffentlich der zweite Band zeigen. Während ich mehreren namhaften Männern meinen Dank für ihre belehrende, wohlwollende Beurtheilung zu ſagen mich gedrungen fühle, kann ich nicht umhin, meine Verwunderung über die Anmaßung auszuſprechen, womit ein Paar Leute ihre komiſche Ignoranz an den Tag legen wollten. Ich muß ehrlich geſtehen, daß ich aus franzöſiſchen Kritiken am meiſten gelernt habe, da ſie meiſtentheils mit vielem Takt geſchrieben ſind. Von den Beurtheilungen und weitläufigeren Anzeigen in engliſchen Reviews habe ich leider nur allgemeine Kunde erhalten. In keinem Lande bietet die Gegenwart ein ſolches Widerſpiel Port-Royals dar, als der Puſeyismus. Port-Royal geärgert durch die Glaubens- und Sittenſchlaffheit der Gegenwart, unbefriedigt durch das Mittelalter und ſeine

Scholaſtik, ſtreckt ſich nach dem erſten Jahrtauſend der chriſtlichen Kirche aus; der Puſeyism, ſein hierarchiſches Intereſſe gefällt ſich im Mittelalter, da iſt alle Forſchung eine Magd der Kirche. Beide ſind ascetiſch, aber Port-Royal auguſtiniſch-prädeſtinatianiſch, der Puſeyismus pelagianiſirend. Zu beiden Erſcheinungen liegt der Keim in den halbkatholiſchen Landeskirchen; der vorherrſchend katholiſche Gallikanismus bewegt ſich im Janſenismus nach dem proteſtantiſchen Dogma hin, der mehr proteſtantiſirende Anglicanismus nach der Seite des Katholicismus, ohne je in das Andere übergehen zu können.

So gebe ich denn dieſen zweiten Band aus der Hand mit dem Bewußtſein, eine ehrliche Arbeit zu liefern. Der urſprüngliche Zweck des Buchs iſt freilich verfehlt, und daran merke ich eben, wie lange es iſt ſeit dem Anfang der Arbeit. Damals durfte ich noch hoffen zur Verſtändigung und Verſöhnung zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus ein Scherflein beizutragen.

Über die Quellen dieſes zweiten Bandes folgt eine Überſicht; hier noch Einiges darüber, wie ſie mir bekannt und zugänglich wurden.

Während der erſte Band unter der Preſſe war, gewährte mir das Wohlwollen ſowohl des Erzbiſchofs von Utrecht, als der Jeſuiten in Löwen eine Überſicht über die Literatur, die ich ſeitdem ſtudirte. Die theilnehmende Humanität, welche Männer von ganz entgegengeſetzten Parteien mir erzeigen wollten, machen mir eine gewiſſenhafte Unparteilichkeit noch zur perſönlichen Pflicht gegen ſie; doch muß mir die Wahrheit über alle Rückſichten gehen.

Die Liberalität, die wirklich aufopfernde Liberalität der pariſer Bibliothekare iſt bekannt genug. Wenn Männer, deren Stunden für die Wiſſenſchaft von großem Werth

ſind, einem Fremden zu Liebe manchmal nach einem fliegenden Blatt längere Zeit ſuchen, als er braucht, um es zu leſen, ſo iſt man beinahe verſucht, eine ſolche Güte nur möglichſt ſelten in Anſpruch zu nehmen. Auf den Archiven Frankreichs leitete meine Forſchungen der hochbetagte Daunou; ihm verdanke ich beſonders die Handſchriften von Adry. Eine Anzahl hier geſammelter von Louis XIV ſelbſt unterzeichneter Befehle zum Verderben Port=Royals ſcheinen nie geöffnet worden zu ſein; die feinen Holzſpäne, welche auf die noch friſche Handſchrift des Königs geſtreut worden waren, fielen erſt ab, als ich ſie erbrach. Was ich über die Geſchichte der Congregation des Oratoriums, über Rancé de la Trappe in Paris aus Handſchriften geſammelt habe, werde ich in beſondern Aufſätzen, wohl für Illgens Zeitſchrift, bearbeiten.

Nach abermaligen ſieben monatlichem Aufenthalt in Paris begab ich mich nach der Schweiz, wo ich in Genf und Zürich manche Broſamen ſammelte. Das früh in mir geſchürte Verlangen Italien zu ſehen führte mich ein Jahr ſpäter, nach Vollendung von Pascals Leben, über die Alpen. Namhafte Männer ſtellten mir vor, daß es eine Schande, eine Feigheit wäre, wenn ich nicht verſuchte, im Vatikan Forſchungen anzuſtellen. Ich hatte ſehr geringe Erwartungen davon; es giebt in Rom nichts ſo Anſtößiges als den Janſenismus, „dieſe Natter in unſerem Buſen“, wie die Jeſuiten ſagen. Indeß wurde ich von einigen höheren Geiſtlichen an die Vatikana empfohlen. Schon in der zweiten Woche wurde mir, freilich mit den freundlichſten Worten, auf höheren Befehl die Unmöglichkeit erklärt, mir Handſchriften mitzutheilen; nach zwei Monaten jedoch wurde ich — ohne daß ich irgend einen Schritt dazu gethan hätte — wieder eingeladen, jedoch un=

ter genauer Kontrolle die Handſchriften des Vaticans zu benutzen. In der Zwiſchenzeit war ich durch Jeſuiten auf eine ungeheuere Bibliothek von Werken über den Janſenismus — der Katalog beſteht aus zehn oder zwölf Bänden — aufmerkſam gemacht worden, welche ſich im Pallaſt Korſini findet, wo Chriſtine von Schweden lebte und ſpäter eine janſeniſtiſche, der Kurie nicht fremde, Partei ſich verſammelte.

Über dieſe halbe Verſchließung der vatikaniſchen Bibliothek hatte ich mich um ſo weniger zu beklagen, als ſelbſt gut katholiſche Schriftſteller mit großer Sorgfalt überwacht, ihnen ihre Auszüge durchgeſehen und Manchem ſchon weggenommen wurden. Zur Einſicht der Kataloge werden ohnedies nur Wenige zugelaſſen. Ob nun zwar dieſe Bibliothek mit den päbſtlichen Archiven, welche durch ſtarke Mauern davon getrennt ſind, nicht zu verwechſeln iſt, ſo iſt dieſe Vorſicht doch nicht blos eine willkürliche. Oft ſind die verſchiedenſten Handſchriften über alle möglichen Gegenſtände des Kirchenregiments in Einem Bande zuſammengefaßt; es wäre eine Herkulesarbeit alle Blätter dieſer „größten Handſchriften-Sammlung der Welt" durchzuſehen, zu ſondern, zu ordnen, zu katalogiſiren. Die ſorgfältigſte Überwachung kann daher nicht verhindern, daß dem Leſer Berichte, Briefe von Nuntien (wie z. B. mir der eines Nuntius in Luzern) zu Handen kommen, deren Veröffentlichung die Kurie unmöglich wünſchen kann. Discretion iſt nicht bei allen Literaten unſerer Zeit vorauszuſetzen, nicht einmal Wahrhaftigkeit, beſonders in Rom, wo der Druck in der geiſtigen Atmoſphäre mehr noch den Charakter manches fremden, als der einheimiſchen zu erniedrigen ſcheint.

Was aber die Hauptſache iſt, man ſagte mir in Rom oft genug: „Der Pabſt will nicht, daß über dieſen Gegenſtand geſchrieben werde“, daß ich es wohl glauben mußte. Man kann indeß dieſes nicht blos von unſerem Gegenſtande, nicht blos vom Pabſt ſagen. Überhaupt finden es ja die Mächte, „welche das hiſtoriſche Prinzip vertreten“, nicht immer erwünſcht, wenn ihre Geſchichte erforſcht und geſchrieben wird; ſie betrachten ſich viel lieber als fait accompli.

Andererſeits iſt es aber auch wieder natürlich, daß der Hiſtoriker mit hungrigen Augen die Säle betrachtet, worin zahlloſe Urkunden in ſchönen geſchmückten Käſten unſichtbar, wie in vergoldeten Särgen ruhen. Der deutſche Proteſtant beſonders kann ſich des beſcheidenen Wunſches nicht erwehren, wenn die Seinigen einmal wieder zu Zehntauſenden ihr Blut für König, Freiheit, Vaterland verſpritzen ſollten, ſo möchte es doch nicht dazu dienen, daß das Licht nicht gerade wieder unter den Scheffel geſtellt würde. Wie gut ſtänden dieſe Urkunden noch in Paris, wo Alles aller Welt gehört, wenn man ſie nicht beſſer als Erſatz für die heidelberger Bibliothek an ſich ziehen wollte. Doch wir hoffen ſelbſt über die Pforten der Vatikana gehört die ſchöne Inſchrift des botzner Gottesackers: **Resurrecturis!**

Im Winter von **1840** auf **1841** arbeiteten in dieſer „erſten Handſchriften-Sammlung der Welt“ immer nur zwei bis vier Perſonen; manchmal nur Eine. Handſchriften aus dem Raum herauszugeben iſt ſeit Sixt V bei Interdictſtrafe verboten. Man hat überhaupt in Italien (außer Florenz), namentlich in Rom einen ganz anderen Begriff von literariſchem Eigenthum, weil einen ganz anderen von geiſtiger Freiheit, als dieſſeits der Alpen.

Sind wir dieſem Begriff von Eigenthumsrecht, den Motiven dieſes Verfahrens immerhin Billigkeit ſchuldig, ſo dürfen wir Deutſche andererſeits ja nicht glauben, durch Complimente Italiener, Römer zu überliſten, dadurch etwas von ihnen zu erreichen. Ich hörte öfters in Rom: „Wir haben gar nicht nöthig, euch unſere Urkunden aufzuſchließen; Raumer hat ja geſagt, der Pabſt könne ſeine Archive getroſt öffnen, es werde ſich ungleich mehr zu ſeinen Gunſten finden. Man kann uns alſo gar nicht vorwerfen, daß wir ſie aus Ängſtlichkeit verſchließen — und wir können ſie alſo getroſt geſchloſſen halten."

Außerdem beſuchte ich in vielen Theilen Italiens Bibliotheken mit verſchiedenem Nutzen und auf verſchiedene Weiſe. Erſtaunt war ich, als mir einmal auf eine gute Empfehlung hin ein Gendarmerie-Hauptmann mitgegeben wurde, um dem Bibliothekar zu ſagen, er ſollte mir geben, was ich verlangte, auch verbotene Bücher. Das war aber ſchon im liberaleren, weil von Deutſchen beherrſchten Theile von Italien.

Zum Glück finden ſich in Italien und beſonders in Frankreich von den Zeiten der Revolution her in mancher Privatbibliothek ſchöne Handſchriften; ich glaube unter den derzeitigen Umſtänden die Namen auch Derjenigen Beſitzer verſchweigen zu müſſen, welche mir erlaubt hatten, ſie namhaft zu machen.

Einige haben mir ſchon zu verſtehen gegeben, daß ich ja durch Manches in meinem Buch dem römiſchen Katholicismus zu Nutzen gearbeitet habe. Dafür ließe ſich allerdings anführen, daß ich das von den Janſeniſten angefochtene Factum, die fünf vom Pabſt verdammten Sätze ſtehen in Janſens Auguſtin, in der Hauptſache beſtätigt habe. Ein Gleiches kann wohl in dieſem Bande von

der Geſchichte der ſogenannten vier berühmten Artikel der gallikaniſchen Freiheiten geſagt werden. — Ich müßte aber kein Proteſtant, kein deutſcher Proteſtant ſein, wenn mich das einen Augenblick irre machen könnte. Soviel weiß ich, daß Wahrheit der Wahrheit förderlich ſein muß und daß die Grundwahrheit für die Dauer nur wieder durch Wahrheit ins Licht geſtellt werden kann. Die Wahrheit, die Freiheit des Geiſtes — wenn auch nur ſchweigend — irgend einem äußeren für heilig geachteten Inſtitute zum Opfer bringen, iſt das Weſen des Jeſuitenthums; ob dieſes Inſtitut proteſtantiſche oder römiſche Kirche heiße, iſt gleichgültig. Ich weiß auch recht wohl, daß es Organe von Parteien, namentlich auch der ultramontanen giebt, welche die Sachen aus dem Zuſammenhang geriſſen publiciren und rufen: „Seht, wieder ein Proteſtant, der uns Recht geben muß!“ — Wohl bekomms! Der Hiſtoriker hat ſeine Schuldigkeit ehrlich zu thun; wozu ſeine Arbeit dient, weiß er ſelbſt nicht und kann es nicht wiſſen, oft dient es zum Gegentheil von dem, was er beabſichtigte und meinte.

Indeß möchte ich ſchließlich auf ein weſentliches Moment Port-Royals aufmerkſam machen, welches allein ſchon ihm Wichtigkeit geben würde. Die Geſchichte der durch den Janſenismus angeregten hochwichtigen Fragen wirft ein ganz eigenthümliches Licht auf das Tridentinum, welches dieſelben alle niederzuhalten und einzuſpinnen geſucht, welches die durch die Janſeniſten angegriffenen Misbräuche theils ſtillſchweigend anerkannt, theils gerügt hatte, ohne daß die Kurie letztere wirklich auszurotten ernſtlich gemeint geweſen wäre. Wir erkennen nun erſt, mit welch diplomatiſcher Feinheit, — beſonders im Vergleich mit der Naivität der erſten proteſtantiſchen Bekenntniſſe — das Tridentinum ab-

gefaßt iſt. — Die Nonnen, ja ein Theil der Theologen von Port-Royal glaubten daher gute Tridentiner zu ſein, ſie meinten feſt an das Tridentinum zu glauben, ſeine Kanones ernſtlicher zu nehmen, als die dazu beſtellten Wächter. Wollte ja doch auch das Tridentinum einen Schein von Auguſtinismus haben.

Wie es aber mit der vielgerühmten Rechtfertigung durch die Liebe in der katholiſchen Kirche ausſah, erhellt aus dem Streit über contritio und attritio, aus der todten Sacraments-Gerechtigkeit, indem man die Lehre, die Liebe ſei zu Seligkeit nothwendig, als eine der Ehre der Sacramente gefährliche verketzerte, aus der herrſchenden Beichtmoral der Jeſuiten.

Das Tridentinum legt ſeinen ganzen Accent auf die Lehre von den Sacramenten; das thaten auch die Janſeniſten aber in ethiſchem Sinne, andererſeits auch die Jeſuiten aber äußerlich, beinahe mechaniſch. Unſere Geſchichte zeigt, auf welche Seite ſich die Kurie gewöhnlich neigte.

Somit iſt die Geſchichte Port-Royals nicht nur ein Schlüſſel zum rechten Verſtändniß des Tridentinums, ſondern des ganzen modernen Katholicismus ſeit der Reſtauration.

Pfrondorf ob Tübingen im Sept. 1844.

Dr. H. Reuchlin.

Inhalt.

Achtes Buch.

Charakteriſtiken und Biographien.

	Seite
Mutter Agnes	2
Gewalt der ſelbſtgewählten Äbtiſſin	11
Angelica von St. Johann	14
Guerres civiles de Port-Royal	21
Fürſtliche Freunde	23
Der Herzog und die Herzogin von Liancourt	25
Die Herzogin von Longueville, ihre Verirrungen	33
Ihr Leben als Büßerin	40
Die Herzogin unter der Leitung Singlins	45
Der Prinz und die Prinzeſſin Conti	63
Erziehung ihrer Söhne durch Lancelot	66
Die Parteiführer. — Barcos, Abt von St. Cyran	75
Singlin, Beichtvater	83
Pascal, Verfechter der fünf Sätze	88
Arnaulds Unterſcheidung von fait und droit	91
Bei Port-Royal des Champs zurückgebliebene Einſiedler	96
Hamon, Arzt	100
Andere Freunde in der Noth	109
Befreundete Congregationen	114
Der König und ſein Hof	116
Der Pabſt	120
Satyre eines Kapuziners auf Port-Royal	124
Schilderung der Betſchweſtern beider Parteien	131

Neuntes Buch.

Die Gefangenſchaft.

Viſitation von Port-Royal	134
Das Formular und die Unterſchrift; vergebliche Verſuche die Nonnen dazu zu bewegen	143
Wunder und Träume	153
Verzögerung der Verfolgung, Vorbereitung darauf	155

Seite
Vermittlungs=Verſuche 162
Wichtige Erklärungen des Pabſtes und des Königs 173
Arnaulds maßgebende Anſichten 176
Verſöhnung des Königs und des Pabſtes 183
Der neue Erzbiſchof ſucht Port=Royal zur Unterſchrift zu bewegen . . 184
Entziehung des Abendmahls 192
Der ſechs und zwanzigſte Auguſt 1664 198
Verhalten der Zurückgebliebenen 205
Flavies Abfall 209
Neue Gefangennehmungen 211
Ermahnungen an die in Gefangenſchaft Abgeführten von Agnes . . . 216
Gefangenſchaft der Mutter Agnes; Fall zweier Arnauld 217
Angelica von St. Johann im Gefängniß 225
Plan und Schwierigkeiten der Wiedervereinigung 241
Ausführung nach Port=Royal des Champs 243
Gefangenſchaft der Wiedervereinigten 250
Todesfälle. Frau von St. Ange 254
Motive und Folgen dieſes Widerſtandes 260
Nicole 262
Überſetzung des Neuen Teſtaments; d'Andillys und Arnaulds verſchiedene Anſichten darüber 268
Sacy über Bibel=Überſetzung und Erklärung 272
Sacys Thätigkeit und Gefangennehmung 277
Sacy und Fontaine in der Baſtille 283
Arnaulds Brief an ſie 590

Zehntes Buch.

Die Port=Royal befreundeten Biſchöfe und der Kirchen=Frieden.

Der Biſchof von Beauvais 294
Der Biſchof von Angers 298
Der Biſchof von Pamiers 301
Der Biſchof von Alet 305
Sein Antheil an der Sache des Formulars 321
Nach einigen Schwankungen päpſtliche Commiſſäre ernannt 325
Ein Vermittlungsplan, von einigen Biſchöfen gefaßt 330
Verrath und Rechtfertigung deſſelben 338
Stimmung des Königs 341
Neue Reibungen 342
Abſichten der verſchiedenen Perſonen 346
Die von den vier Biſchöfen geſtellten Grundbedingungen 349
Die Unterhandlungen laufen wiederholt Gefahr zu ſcheitern 351
Die Erklärung der vier Biſchöfe von der Kurie angenommen . . . 356
Arnaulds Beſuche 357
Rom und die Überſetzungen der Bibel und Meßbücher 360
Schickſale der Überſetzung des N. Teſtaments von Mons 362
Verſpottung des ſcheinheiligen Eifers 367
Sacys Befreiung 370
Statt Garantien werden zweideutige Erklärungen gegeben 372
Schwierigkeiten der Befreiung Port=Royals 377

Seite
Auch die Nonnen werden des Friedens theilhaftig 384
Trennung der beiden Häuſer Port-Royals 387
Kritik des Friedens 388

Eilftes Buch.

Geſchichte von Port-Royal bis zum Abſterben des alten Stammes zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Überblick 391
Neue Einrichtung Port-Royals 394
Annats und Pereſixes Tod und ihre Nachfolger 397
Todesfälle in Port-Royal 399
Innere Zuſtände des Kloſters 406
Vertraute Unterredungen von Freunden 417
Le-Tourneux und andere Beichtiger von Port-Royal 419
Tillemont 422
Einſiedler von Port-Royal ſeit 1669 437
Freunde außerhalb des Kloſters, Racine, Boileau 440
Gefährdung des Kirchenfriedens, beſonders in Angers 449
Anſtoß wegen der laxen-Moral 453
Regalſtreitigkeit; die Biſchöfe von Alet und von Pamiers 456
Kampf des Pabſtes mit dem Könige und den gallikaniſchen Hofbiſchöfen . 462
Ende der befreundeten Biſchöfe 465
Ende der Herzogin von Longueville 468
Verdächtigungen beim König 474
Polemik gegen die Reformirten und ihre Früchte 476
Arnaulds Verkehr mit Philoſophen, beſonders mit Leibnitz 481
Nicoles Arbeiten in Port-Royal 485
Nicole und Arnauld flüchtig 488
Arnaulds und Nicoles Vereinigung und Trennung 490
Angriffe auf Nicole und ſeine Rechtfertigung, auch durch Arnauld . . 492
Nicole kehrt nach Frankreich zurück; ſeine Schriften, beſonders über die Gnade 498
Rances und Fenelons Verhältniß zu Port-Royal und unter ſich. Nicole gegen den Quietismus 506
Nicoles Ende und Bild 510
Arnaulds Aufenthalt und Reiſen in den Niederlanden. Janſeniſtiſche Muſtergemeinden 511
Arnauld über das Leſen der Bibel und das Verbot deſſelben 517
Derſelbe über die vier Artikel der gallikaniſchen Freiheit 518
Sein Verhältniß zu Boſſuet und Mallebranche 524
Sein Karteſianismus 526
Verſchiedene Streitſchriften Arnaulds 531
Der Schelmenſtreich der Jeſuiten in Douai 533
Gravirender Brief an den Grafen d'Avaux 535
Arnauld beſtellt ſein Haus und ſtirbt 537
Sein Begräbniß, Lob und Tadel 542
Pontchateau 545
Port-Royal wieder verwaiſt, allerlei Bedrückungen 550
Sterben in der Familie Arnauld; Sacy 556
Der Tod Angelicas von St. Johann 563
Verſchiedene Ereigniſſe 566

Zwölftes Buch.

Letzter Kampf und Zerſtörung Port-Royals.

Seite
Charakter der Zeit und einer neuen Quelle unſerer Geſchichte 570
Ludwig XIV in ſeinem Alter und ſeine Geſinnung gegen Port-Royal . 571
Die Jeſuiten und Port-Royal nach St. Simon 582
De la Tour, General des Oratoriums, Beichtiger der hohen Welt nach den Grundſätzen Port-Royals 584
Die Beichtväter des Königs: de la Chaiſe 586
Pater Tellier 589
Noailles, Erzbiſchof von Paris 593
Eine wichtige Gewiſſensfrage 601
Port-Royal allein nimmt die Bulle nicht an 603
Kampf zwiſchen dem treuen Port-Royal des Champs und dem abgefallenen in Paris 612
Aufhebung von Port-Royal des Champs 616
Abführung der Nonnen in die Gefangenſchaft 620
Zerſtörung von Port-Royal des Champs 622
Schickſale der Nonnen 625
Bilder der Perſonen und Örtlichkeiten 626
Der ſpätere Janſenismus 629
Überblick des Ganzen 632

Quellen der Geſchichte von Port-Royal. 635

Beilagen zum achten Buch.

Beilage I. Das Bild der vollkommenen Nonne, von Agnes . . . 655
Beilage II. Innere Proteſtation Angelicas von St. Johann . . . 664
Beilage III. Der Herzog von Luynes 665
Beilage IV. Die Beſuche des Herzogs von Longueville in Neufchatel . 666
Beilage V. Zum Leben Contis 669
Beilage VI. Lancelots Schriften und Lebensende 671
Beilage VII. Der Primat Petri und Pauli 673
Beilage VIII. Hillerin, du Hamel, Feydeau, die janſeniſtiſchen Pfarrer . 674
Beilage IX. Arnaulds ſchwankende Anſichten und Wahrheitseifer . . 677
Beilage X. Hamons Schriften 679
Beilage XI. Aus Hamons Briefen 680
Beilage XII. Biographie von Beaupuis 682
Beilage XIII. Mittheilungen an des Lions über Urſprung und Tendenz des Janſenismus 684
Beilage XIV. L'estrille du Pegase Janséniste 686

Zum neunten Buch.

Seite
Beilage XV. Heilſamer Mangel menſchlicher Tröſter 688
Beilage XVI. Malices spirituelles der Nonnen 690
Beilage XVII. Unterhandlungen von des Lions um Wiedereinſetzung der janſeniſtiſchen Doctoren in die Sorbonne 691
Beilage XVIII. Die erzbiſchöfliche Ordonnanz mit der foi humaine . 693
Beilage XIX. Schriften gegen das Verfahren der Hofbiſchöfe . . 694
Beilage XX. Vermittlungsverſuche im Juli und Auguſt 1664 . . 710
Beilage XXI. Die erſten Flugſchriften für die Gefangenen . . . 712
Beilage XXII. Wiederholte Unterſchriften und Widerrufe einer Nonne . 714
Beilage XXIII. Schriften zur Rechtfertigung des Verfahrens der Hofbiſchöfe, von Amelote, Annat und Chamillard 717
Beilage XXIV. Beſuch des Erzbiſchofs in Port-Royal des Champs, 15 Nov. 1664 730
Beilage XXV. Verbot des gemeinſchaftlichen Gebets 732
Beilage XXVI. Wahl einer Äbtiſſin durch die Abgefallenen . . . 733
Beilage XXVII. Racine gegen Port-Royal 734
Beilage XXVIII. Jeſuiten-Predigten 738

Zum zehnten Buch.

Beilage XXIX. Hermant 740
Beilage XXX. Motive der Unterſchrifts-Verweigerung des Biſchofs von Angers 741
Beilage XXXI. Aus dem Schreiben der vier Biſchöfe an ſämmtliche Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Frankreich über die Abſicht des römiſchen Hofs, ihnen den Proceß zu machen 746
Beilage XXXII. Schreiben der vier Biſchöfe an den Pabſt 1 Sept. 1668 und deſſen Antwort darauf 748
Beilage XXXIII. Amelote, Überſetzer des Neuen Teſtaments . . . 750
Beilage XXXIV. Schreiben des Königs an den Pabſt um die Bulle für Dorothea als Äbtiſſin von Port-Royal 751
Beilage XXXV. Motivirung und Beſtimmung der Theilung . . . 753

Zum eilften Buch.

Beilage XXXVI. Agnes an die ſterbende Flavie und deren Antwort . 757
Beilage XXXVII. Pomponne nach St. Simon 758
Beilage XXXVIII. Le-Tourneux und die Überſetzungen der kirchlichen Gebetbücher 759
Beilage XXXIX. Agnes an Sevigné 762
Beilage XL. Racines geiſtliche Theater 763
Beilage XLI. Boileau an Racine über die Nothwendigkeit der Liebe Gottes 766
Beilage XLII. Belege für die katholiſche Abendmahlslehre 768
Beilage XLIII. Arnauld über Leibnitz und Grotius 769
Beilage XLIV. Polemik gegen die Reformirten 772
Beilage XLV. Nicoles Rechtfertigung ſeines Rücktritts 773
Beilage XLVI. Aus Arnaulds Briefen. Der Katholicismus in Deutſchland und Landgraf Ernſt von Heſſen-Rheinfels 781

Seite
Beilage XLVII. Dú Breuil 785
Beilage XLVIII. Der Erzbiſchof von Paris in Port=Royal des Champs 17 Mai 1679 786
Beilage XLIX. Schimpfende Charfreitags= und Oſter=Predigt . . . 789
Beilage L. Sacys und dú Foſſés Schriften 790
Beilage LI. Quesnels Leben und Schriften 793
Beilage LII. Der Mauritaner Gerberon 813

Zum zwölften Buch.

Beilage LIII. Entziehung der Sacramente, das für und wider . . . 818
Beilage LIV. Hinterlaſſene Apologie des Herzogs von Burgund . . 821
Beilage LV. Erzbiſchöfliches Decret zur Aufhebung von Port=Royal des Champs 823
Beilage LVI. Die Sache beider Port=Royal vor dem Parlamente . 825
Beilage LVII. Die Äbtiſſin von Port=Royal d. P. in Port=Royal des Champs und in St. Cyr 827
Beilage LVIII. Abbruch der Kirche 830
Beilage LIX. Gleichzeitige Lieder über die Tyrannen 831

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Achtes Buch.

Charakteriſtiken und Biographien.

„Die Mutter in Iſrael, die große Angelica", war am 6. Auguſt 1661, am Tage der Verklärung Chriſti, geſtorben. Als die Krone fiel, war dem Baume die Axt auch an die Wurzeln gelegt; man wollte Port=Royal einen ſichern Tod bereiten, indem man ihm die Novizen nahm und Annahme neuer verbot. Die Mädchen, welche hohe, wie geringe Familien den Nonnen zur Erziehung *übergeben* hatten, waren ihnen ſchon zuvor genommen, obgleich Er*ziehung der* Jugend zu den weſentlichen Verpflichtungen gehörte, welche ihnen die Regel des Hauſes auflegte.

Angelicas Brief an die Königin hatte keinen weiteren Nutzen, als daß man weniger durch Polizeibeamte, ſondern auf kanoniſchem Wege die Unterſuchung und Verfolgung betrieb.

„Die Würde unſerer Verfolgung iſt ſo groß, ſprach die waſſerſüchtige Angelica, daß ſie mich niederdrückt und zittern macht, wenn ich bedenke, daß Gott uns auserwählt hat, um für die Wahrheit zu dulden. Es giebt nichts Gleiches; wir dürfen uns wohl fürchten, keinen gehörigen Gebrauch davon zu machen."

Der getreue Gehülfe des Biſchofs von Beauvais, Hermant, ſchreibt an Frau von Crèvecoeur: „Man kann unter ihren Flügeln durch eine willkürliche Gewalt die armen Kinder wegnehmen, die einfältigen Tauben, welche ſie mit dem Feuer ihrer heißen Liebe decken. Aber man kann ſie nicht verhindern, ſich ſelbſt wie Tauben zu flüchten in die Felſenhöhlen, in die heilige Seite des Erlöſers; da er ſie einem ungläubigen Jünger

geöffnet hat, ſo kann ſie ſeinen getreuen Bräuten nicht verſchloſſen ſein. — So waffnet euch denn mit dem Sinne Chriſti, welcher euch als wahre Israeliten behandelt, da er euch das Paſſahlamm mit bitteren Kräutern eſſen läßt.“ (Wohl um Oſtern 1661 geſchrieben.)

Mutter Agnes.

Siebenundzwanzig Jahre lang hatten Angelica und ihre Schweſter Agnes ſich wechſelsweiſe durch die Wahl zur Würde der Äbtiſſin berufen geſehen, oder vielmehr ſie hatten beide zuſammen dieſe Zeit über das Amt verwaltet, denn ſie waren durch wetteifernde Hingebung ſo ſehr Eins, daß es den Anſchein hatte, keine könnte ohne die andere dieſe Laſt tragen. Ihre Gaben ergänzten ſich gegenſeitig; in Angelica wohnte eine feurige, gewaltige, jedoch zarte Liebe, welche ſich im Augenblicke zu erniedrigen und zu erhöhen wußte, Furcht und Liebe abgewann und das Geheimniß hatte, Alles durch ihre Gewalt vor ſich niederzuwerfen und durch ihre Güte wieder aufzurichten. In der Mutter Agnes dagegen ſprach ſich ein immer ebenmäßiger Gleichmuth, eine ſtets ruhige Weisheit aus, eine Würde, von Sanftmuth begleitet, welche Vertrauen und Achtung einflößte und durch Stillſchweigen eben ſo ſehr belehrte, als durch Worte.

Wie vom Herzen St. Cyrans [1]) wollte ſie von Allem, was ihr theuer und heilig war, ihren Theil an Angelica abtreten, „auf daß der Antheil dieſer gedoppelt wäre; denn Gott hat ſich mein ganzes Leben über ihrer bedient, um mich in die Wahrheit und Liebe zu verſetzen.“

Im Tode, wie zu Lebzeiten Angelicas glaubt Agnes nur ihrem Antriebe, ihrer Stimme folgen zu dürfen, ja ſie beugt ſich noch tiefer vor der Verklärten. Im Jahre 1663 ſchreibt Agnes an Sevigne: „Ich gebe Angelica kühnlich den Namen „Heilige“, da ich, mein Bruder, mit Ihnen allein ſpreche. Das Vertrauen auf das Erbarmen Gottes läßt uns glauben, daß er zu ihr ſprach: Das iſt meine liebe Tochter, an der ich mein Wohlgefallen habe (en laquelle j'ai pris mon bon plaisir); höret ſie! — Bitten

1) Manuſc. auf der K. Bibl. Orat. 206. Brief von Agnes an St. Cyran A. 1642.

Sie Gott, daß ſich ihre Stimme ſtets unter uns hören laſſe, und daß ſie, wie immer bisher, eine Donnerſtimme ſei, welche uns aus unſerem Schlummer erwecke."

Unſerem Port=Royal hat die verbreitete Meinung, als ſei es ein Sitz des Myſticismus, zu ſeinen und in unſeren Tagen Feinde und Freunde gemacht; Manche haben ſich enttäuſcht gefühlt, weil ſie unter den überreichen Dornen der Asceſe die duftige Blume der Myſtik nur ſparſam fanden. Angelica, die „Gründerin und Reformatorin", hat Port=Royal das vorherrſchende Gepräge der Asceſe aufgedrückt; Agnes iſt die Myſtikerin von Port=Royal, nur Hamon war ihr geiſtesverwandt, am wenigſten ihr Bruder Anton, der Doctor, welcher noch mehr der Geſchichte des Janſenismus, als der von Port=Royal angehört. Wie Gregor von Nyſſa ſeine Schweſter, ſo nannte St. Cyran Agnes die Theologin. Theologie war ihm das Gegentheil von Scholaſtik, die myſtiſche und myſteriöſe allein erkannte er als Theologie an.

Dieſes Feuer der Myſtik brennt in ihrem erſten Schriftchen, in dem geheimen Roſenkranze, von welchem der löwener Fromond ſagt: „Dieſe Ausdrücke prägen nur das Verlangen einer von der Liebe Gottes trunkenen und in Chriſtum verwandelten Seele aus; ſie enthalten offenbar nichts Übermäßiges, wenn man nur die Sprache der Liebe verſteht und erwägt, welche Gedanken ein Weſen haben muß, das im Abgrunde der Gottheit ſchwimmt." Und Janſen ſprach darüber: „Wie die Liebe mit Freiheit handelt, ſo redet ſie auch mit Freiheit."

Aber iſt dieſe myſtiſche Seele auch ihrer Stelle gewachſen? kann ſie eine Mutter in Israel werden? wird ſie das auf allen Seiten von übermächtigen Feinden angegriffene Haus auch zu ſchirmen wiſſen? — Denn auf ſie fällt offenbar zunächſt die Aufgabe. Das weiß ſie auch: „Gott hat mich nunmehr dazu beſtimmt, daß ich die vielbeſchäftigte Martha ſein ſollte; bittet für mich, daß ich es ohne Haſt vollbringe."

Ihre Nichte, Angelica von St. Johann=Arnauld, entwirft uns von ihr folgendes Bild: „Es brauchte nur ihr Beiſpiel, um eine Gemeinſchaft zu ordnen, um ihr die genaue Erfüllung der Ordensregeln einzuflößen und jene aufrecht zu erhalten, ohne daß eine geſchriebene Regel nöthig geweſen wäre. Ihre Gegen=

wart und ihre über Alles wachende Aufmerkſamkeit machten, daß Jedes ſich an ſeine Obliegenheiten hielt. Insbeſondere war nichts hinzuzufügen zu ihrer Genauigkeit in Allem, was den Gottesdienſt betraf, wie ſie denn darin auch die ſüßeſten Genüſſe fand; ſo daß, wenn man wagen dürfte, die Auserwählten Gottes anzuklagen, man in dieſer Anhänglichkeit, welche ſie für alle Übungen des äußeren Gottesdienſtes bezeugte, Übermaß hätte finden mögen." (So war ſie von Kindheit an geweſen, mitten unter die Kinderſpiele hinein hatte die kleine Äbtiſſin von St. Cyr ihre Gebete ohne Aufſchub gewiſſenhaft und feierlich geſprochen.) „Dies war aber nur ein Hervorbrechen jener brennenden Liebe, wodurch ſie ſich mit Gott einigte, indem ſie ihm ſtets das Opfer eines vor ſeiner unbeſchränkten Majeſtät gedemüthigten Herzens darbrachte. Daher ihre Sammlung, jene auch äußere Demuth, wodurch Alle, die ſie ſahen, zu Gott erhoben wurden und ſich nicht genug wundern konnten, über ihre beſtändige Ruhe mitten unter unzähligen Sorgen und Geſchäften, wie ſie ſtets mit Gott beſchäftigt war, trotz der Unterredungen mit verſchiedenen Perſonen, ſtets bereit vom Handeln zum Gebet überzugehen, ſobald ſie nur einen Augenblick die äußere Beſchäftigung fallen laſſen konnte, welche dieſe heilige Übung ihres Herzens unterbrochen hatte."

Selbſt in den ſchmerzhafteſten Krankheiten mußte man ihr Gewalt anthun, um ſie vom Gottesdienſte zurückzuhalten. Als ihre Mutter, „die Mutter der Glückſeligkeit, die Mutter der Makkabäer", den Todeskampf rang (1641), wurde die Kloſtergemeinde zu ihrem Beiſtande verſammelt. Da es lange währte, ging man zur Stunde des Frühgebets (Matines) in den Chor; Agnes ging mit den Anderen, ihre gewiſſenhafte Genauigkeit duldete es nicht anders; man ſollte ihr nur pochen, wenn die Mutter wirklich im Sterben wäre. Dies geſchah, Agnes ſtand ihr noch bei, als ſie den Geiſt aufgab, kehrte aber ſofort mit ſolcher Faſſung zu dem Gottesdienſte in den Chor zurück, daß die Schweſtern glaubten, die Mutter ſei nicht todt, bis ſie — wie gewöhnlich — das Vaterunſer laut ſprach, und bei den Worten: Dein Wille geſchehe! die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte.

Die jüngere Angelica von St. Johann erzählt uns, die große Angelica habe Agnes um ihrer leidenden Geſundheit willen dringend gebeten, den Gottesdienſt im Chor nicht mehr zu beſu-

chen. „Ich war darüber eben ſo ſchmerzlich ergriffen, als Agnes, fährt ſie fort; denn es machte mir große Freude, ſie während der Offiz anzuſehen, und ich hatte beinahe immer die Augen ſo viel möglich auf ſie gerichtet, bis ich dieſe Anhänglichkeit (attache) als einen Fehler erkannte und es Singlin ſagte, der es mir verbot. Ich war darüber ſehr bekümmert, weil es mir ſchien, nichts auf Erden könne mir ſo viel Andacht einflößen und mich ſo zu Gott erheben, als ihr Anblick.“

Dabei erwies ſie ſelbſt mitten in ihrer Schwachheit und in Schmerzen eine große Liebe zur Arbeit, theilte nicht nur Obeiſſancekarten ſelbſt aus, d. h. wies einer jeden Nonne ihre Händearbeit an, ſondern nahm als Äbtiſſin auch an der geringſten Arbeit thätigen Antheil. Dabei durfte die Liebe zur Armuth nicht fehlen, welche die rechte Nonne charakteriſirt, während die gewöhnlichen Armen nur im äußeren Stande der Armuth ſind, ohne innere Anhänglichkeit und Luſt daran.

Angelica von St. Johann entwirft folgendes Bild der Tugend der Mutter Agnes von St. Paul, welches wir eine Ode im Sinne Port-Royals, ohne Versmaß, aber voll innerer Erhebung nennen möchten:

Die ganze Erde war für ſie von der Majeſtät Gottes erfüllt, ihn ſah, ihn betete ſie überall an. Ihre Frömmigkeit hatte in den großen und kleinen Dingen nur Einen und denſelben Gegenſtand; daher verrichtete ſie dieſelben auch alle mit derſelben Genauigkeit.

Sie war ein der Verehrung Gottes geweihter Tempel, deſſen Äußeres das Bild der inneren Heiligkeit trug.

Ihre Lampe, ſtatt zu verlöſchen, erleuchtete ſtets die Anderen, weil alle ihre Handlungen muſterhaft waren, und ſie leiteten zur Tugend an, weil in der ihrigen keine Unterbrechung war.

Sie liebte das Stillſchweigen mit einer Liebe voll Zärtlichkeit, welche ihr das feinſte Gefühl für Alles gab, was Bezug auf die Übung und Achtung dieſer Tugend hatte. Ihre Worte flößten Stillſchweigen ein, von ſolcher Zurückhaltung und Beſcheidenheit waren ſie begleitet. Ihr Stillſchweigen diente eben ſo ſehr zur Belehrung, als ihre Worte, weil es die Idee einer geiſtigen Perſon darſtellte, deren Verkehr auf Gott allein gerichtet iſt.

Sie hatte eine ſolche Neigung zu gehorchen, daß ſie keinen

Unterſchied machte, wem ſie ſich unterwarf und gern von der geringſten Perſon abhängig geweſen wäre.

Ihre durchaus geiſtige Tugend ſchloß ſich an nichts an, was die Sinne rührte, und ſelbſt in Dingen der Frömmigkeit zog ſie die Entbehrung, welche den Geiſt demüthigt, dem Genuſſe vor, der ihm Befriedigung und Troſt giebt. Sie machte ſich nicht minder von der Treue, dem Verkehre und der Bekanntſchaft derer los, deren Frömmigkeit ihre Neigung erweckt hatte, als von jedem anderen menſchlichen Genügen.

Da es keine Leere in ihrem ganz von Gott erfüllten Herzen gab, ſo wollte ſie auch, daß keine Leere in ihrer Zeit ſei; jeder Augenblick war entweder mit Arbeit, oder mit Gebet ausgefüllt. Weil ſie äußerſt ſparſam war mit jedem Augenblicke, konnte ſie, ob ſie gleich mehr betete, als eine Andere, auch mehr arbeiten, als die Anderen. Sie betete, als hätte ſie nie arbeiten ſollen, ſo leicht ſchied ſich ihr Geiſt von den äußeren Dingen, und ſie glaubte ſich ſo ſehr zur Arbeit verpflichtet, daß ſie eben ſo voll Demuth, als voll Liebe Alles auf ſich nahm, was Andere ungern thaten; ſie ſagte, es komme ſie nicht ſchwerer an, das Schwerſte zu unternehmen, als das Leichteſte, weil ſie ſich für gleich unfähig zu jedem Geſchäfte hielt, wenn Gott ihr nicht hülfe.

Ihr ganzes Thun ſtellte das Thun Gottes dar, der Alles mit Gewicht und Maß vollbringt; denn von ihren größten, bis zu ihren kleinſten Handlungen und Worten war Alles in einer Geſetzmäßigkeit und Weisheit, welche ſich in nichts verleugnete.

Gott hatte in ihr das unerſchütterliche Reich ſeiner Gnade aufgerichtet, und das gab ihr mitten unter den verſchiedenſten Ereigniſſen eine Unerſchütterlichkeit, welche Jedermann bewunderte; denn was für eine Veränderung auch vorgefallen ſein mochte, ſie erſchien immer als Dieſelbe.

Sie trug ein Bild der Ewigkeit ſchon in ihre Seele eingegraben; denn ſie ſah immer nur den gegenwärtigen Augenblick an und hatte eben ſo wenig Unruhe über die Zukunft, als ſie über die Vergangenheit wenig nachſann.

Der Eindruck der ewigen Wahrheit ſchien in ihrem Geiſte alles Vergängliche auszulöſchen. Nie hörte man ſie von Dingen reden, welche ihr begegnet waren, oder von dem, was ſie gethan hatte, oder von anderen Vorkommenheiten. Sie vergaß Alles,

was hinter ihr war, und ſah nur das an, was noch an ihrer Tugend fehlte.

Ein einziges Wort Gottes genügte, um ihre Seele zu nähren und in den kurzen Augenblicken, worin ſie ein Buch öffnen konnte, trank ſie dieſes heilige Waſſer heimlich, im Vorbeigehen, wie die Krieger Gideons.

Ihre Liebe für das Gebet war ſo groß, daß darin Leib und Seele ihre Ruhe fanden. Wenn ihre Gebrechlichkeit ihr Ruhe und Schlaf raubten, ergötzten ſie die Pſalmen, welche ſie ſprach, in den längſten Nächten.

Sie hegte für Gott eine ſolche Eiferſucht, für ſich ſelbſt eine ſolche Verachtung, daß ſie das kleinſte Lob nicht leiden konnte; denn ſie glaubte, Alles, was man ihr beimeſſe, raube man Gott.

Alſo ſchildert Angelica kurz nach dem langen dogmatiſchen Kampfe eine der Vorkämpferinnen Port=Royals. Wie die Kirchenlieder aus den Zeiten der ſtarren Orthodoxie uns ein unverkennbares Zeugniß des darunter verborgenen geſunden Lebens ſind, ſo dieſes Bild ein Zeugniß davon, daß der leidige Streit das innere Leben und Streben Port=Royals nicht in Galle verwandelt hat. Mag auch ein eigenthümlich katholiſcher Geſichtspunkt, mag auch die Tendenz mitwirken, ſie als Heilige, aber ohne Aberglauben, darzuſtellen, ſo iſt doch das darin ausgeprägte Ideal ein wahrhaft chriſtliches und edel menſchliches. Agnes erſcheint darin als die vollkommene Chriſtin und Nonne im Sinne Port=Royals. Das Bild der vollkommenen Nonne neben dem der unvollkommenen hat Agnes in einer eigenen (im Jahre 1665 ohne ihr Mitwiſſen zugleich mit den Conſtitutionen gedruckten) Schrift dargeſtellt, aber ſie hat noch mehr gethan, ſie hat auch ununterbrochen darnach geſtrebt, jenes in ſich ſelbſt darzuſtellen. Dieſes Büchlein iſt eigentlich die innere Conſtitution der Kloſtergemeinde von Port=Royal, und für uns weſentlich zur Pragmatik des Kampfes und Widerſtandes, indem wir den innerſten Geiſt der Angegriffenen daraus kennen lernen. (Siehe Auszüge aus dieſem Buche von 474 Seiten, in Beilage I. Das Schönſte ſind gewiß die Sätze aus dem manuel des ames religieuses, am Schluſſe des Buches und der Beilage.)

Die wichtigſten Schriften der begabteſten Nonnen von Port=Royal verdanken ihren Urſprung großentheils den ſogenannten

Conferenzen, in welchen die Schweſtern z. B. über dunkle Bibelſtellen, über Erfüllung ſchwieriger Pflichten öffentlich Rath ſich erbaten. Das war die Beſtimmung der Verſammlungen in den Erholungsſtunden. Wohl mochten auch ſelbſt komiſche Reden der Kinder, die an ſich unſchuldig waren, erzählt werden. Zwiegeſpräche waren nicht erlaubt, es ſollte Alles öffentlich verhandelt werden. Urſprünglich waren aber dieſe Stunden nicht zu eigentlichen Vorträgen beſtimmt geweſen, ſie kamen indeß mehr und mehr in Gebrauch. Auf dieſen Grund hin erdichteten die Gegner, daß die Nonnen ſelbſt in der Kirche Vorträge gehalten haben.

Agnes leitet den Abſchnitt über die Conferenzen und damit zugleich unwillkürlich ihr Büchlein mit den Worten ein: „Alle anderen Zeiten des Tages ſind entweder zum Gottesdienſte, oder zum Unterricht, oder zu mancherlei Arbeiten beſtimmt, oder zu anderen Übungen, welche ſchweigend gethan werden müſſen, damit die Nonnen, welche gelobt haben, Chriſto in die Einöde zu folgen, ſelbſt wenn ſie zuſammen ſind, in Zurückgezogenheit und Einſamkeit ſein. Die Zeit der Conferenz aber iſt ihnen zum Verkehr unter einander gegeben, und zwar zu einem gedoppelten Zwecke. Sie ſollen ſich darin gegenſeitig erbauen; da wird der Schatz der Frömmigkeit offenbar, welchen man in den Stunden des Schweigens nur Gott allein ſehen läßt. Sodann ſoll ſie unter ihnen jene heilige Geſelligkeit und Freundſchaft unterhalten, welche das Band des Friedens iſt.“

Indem hier Agnes den Schatz ihrer Erfahrungen erſchloß und mündlich mittheilte, ſie, deren Schweigen ſo beredt war, welche mehr und lieber mit Gott im Herzen, als mit den Menſchen und mit den Lippen redete, wie tief mußte es ſich den geiſtigen Schweſtern und Töchtern einprägen, zu einer Zeit, da die geiſtige Hungersnoth, welche die große Angelica vorausgeſagt hatte, ſchon vor der Thür drohte! Da lehrt ſie aus der Fülle ihrer Erfahrungen, wie man ſich ſelbſt kennen lernen, ſeinem Willen abſterben, wie man beten, wie man leiden ſolle, wie man Gottes Wort und Gnade und ſeine eigene Seele in Ehren halten, und wie man nicht blos äußeren Mangel, ſondern auch die innere „Trockenheit“, den Mangel des Gnadengefühls ertragen und ſich zu Nutzen machen ſolle. — Welchen Eindruck ihre Worte in den Seelen ihrer Töchter machten, erhellt auch aus der Wirkung, welche dieſe gedruckten Ermahnungen

auf die verwaiste Gemeinde zur Zeit der Gefangenſchaft und Zerſtreuung ausübte. Man gab ſie den Wankenden, da Agnes den Gehorſam gegen die Oberen ſehr einſchärfte, man hoffte ſie durch dieſe Autorität dem Verlangen des Erzbiſchofs unterthan zu machen. Allein das Büchlein wirkte das Gegentheil, ſo daß die Propheten des blinden Gehorſams behaupteten, das Erſcheinen der Schrift ſei eine vorher verabredete Loſung zum Widerſtande geweſen.

Aber nicht weniger als demüthiges und muthiges Dulden und Beten rechnet Agnes gemeinſame Arbeit zum Berufe und Weſen der geiſtlichen Perſon. Auch hier weiß ſie ſelbſt im Kleinſten das Größte zu finden: „Wenige Religionsübungen ſind geeigneter deinen Vorgeſetzten und dir zu zeigen, ob du auch den rechten Geiſt derſelben haſt, als die Art, wie du bei den gemeinſamen Arbeiten verfährſt, z. B. beim Holz= und Waſſertragen, wo es nöthig iſt, beim Tragen der Wäſche, Kehren des Hauſes, Spülen des Geſchirrs, was das Gewöhnliche iſt, wozu man dich vielleicht jeden Tag abordnen wird [1]). Um dieſe Wahrheit zu begreifen, muß man wiſſen, daß, da das geiſtliche Leben eben ſo wohl ein Leben der Gemeinſchaft und der Geſellſchaft iſt, als der Buße und Sammlung, die Nonnen drei Gegenſtände ihrer Liebe haben: Gott, ſich ſelbſt und den Nächſten, nicht blos die beiden erſten, wie die Anachoreten. Sie üben die Liebe gegen den Nächſten in der Perſon ihrer Schweſtern durch eine vollkommene Entäußerung von allen Dingen, wodurch ſie eben ſo ſehr unter ſich geeinigt, als von allem Privatbeſitze getrennt werden."

„Denn dies iſt jetzt dem geiſtlichen Leben eigenthümlich, ob es gleich nach dem Geiſte Chriſti und nach dem Vorbilde der erſten Kirche von Jeruſalem gewiſſermaßen auch in jedem anderen gemeinſamen Leben ſo ſein ſollte; denn Chriſtus hat die Kirche eingeſetzt, daß ſie in einer vollkommenen Gemeinſchaft der geiſtigen, folglich auch auf eine Weiſe der zeitlichen Güter ſein ſollte; denn eine vollkommene Freundſchaft macht alle Dinge gemeinſam. Da aber die vollkommene Liebe in Wenigen iſt, ſo wollen Wenige, daß ihre Güter auch ihren Brüdern mit gehören, nur Wenige

1) Indem wir dies wieder geben und uns wiederholt verſucht fühlen, dem guten Geſchmack zu Liebe, Eines oder das Andere wegzulaſſen, merken wir, wie weit unſer Geſchlecht von dieſer ſouverainen Demuth entfernt iſt.

wollen ſo viel möglich an ihren Bedürfniſſen und an ihrem Mangel Theil nehmen. Dies kommt nur Denen zu, welche die vollkommene Liebe in ſich haben, dieſen Endzweck der katholiſchen Kirche. Dieſe Liebe verpflichtet aber nicht blos die Güter und Übel des Nächſten als gemeinſame anzuſehen, ſondern auch für ſie alle Güter zu verlieren, alle Übel und den Tod ſelbſt zu erdulden, ein Äußerſtes, wozu nach dem Evangelium das geiſtliche Leben nicht durch ſeine Gelübde verpflichtet, ſondern die Kloſterleute ſind dazu in ihrer Eigenſchaft als Chriſten und als Glieder der Kirche verbunden. Daher kann man ſagen, daß ihre Einheit und ihre Gemeinſchaft nur ein Bild derjenigen in der allgemeinen Kirche iſt. Wenn ihr Geiſt und ihre Geſetze gut beobachtet würden, ſo brauchte es keine beſondere Verbindungen (religions), welche als beſondere doch nur Surrogate ſind."

„Auf jeden Fall iſt gewiß der Hauptzweck der Klöſter, dieſe gemeinſame Liebe ſorgſamer zu erhalten, als dies von den Chriſten gemeinhin geſchieht. Daraus erhellt, daß man den Geiſt des Kloſterſtandes nur dann hat, wenn man mit der Liebe zum Dienſte Gottes und zu den ſtrengen Übungen der Buße (Liebe zu uns ſelbſt), die Liebe zur Selbſtentäußerung verbindet, welche macht, daß jede Einzelne im geiſtlichen Stande ganz allein ihren Schweſtern gehört und ſich alſo nicht als eine beſondere Perſon, ſondern als ein Glied am Körper ihres Kloſters anſieht, deſſen Bedürfniſſe ſie fühlen und nach allem ihrem Vermögen befriedigen muß. Da ſie kein Eigenintereſſe haben kann, ſo kann ſie nichts verlangen, noch thun, was nicht den Nutzen der ganzen Körperſchaft betrifft. So iſt denn eine Nonne der Gemeinſchaft alle ihre Zeit, alle ihre Kraft, die Geſundheit ihres Körpers, alles Geſchick und allen Fleiß ihrer Hand, ihren Geiſt, alle möglichen Talente, mit Einem Worte ſie iſt ihr Alles ſchuldig, was ſie hat, was von ihr abhängt. Sie iſt ſo ſehr Sklavin der Nächſtenliebe, daß ſie, ohne ihrer Pflicht ſich zu entziehen, über keines von dieſen Dingen für ihre eigene Genüge oder Ruhe ohne ausdrückliche Erlaubniß verfügen kann."

„Auf dieſen Grund hin iſt es offenbar, daß einer Nonne nichts mehr zuſteht, als Arbeiten für das gemeine Beſte, da dieſe alle Mittel an die Hand geben, jenen drei Verpflichtungen des geiſtigen Lebens nachzukommen, wenn ſie mit dem Stillſchweigen

und der Sammlung gethan werden, welche ſie immer begleiten müſſen.“ —

Gewalt der ſelbſtgewählten Äbtiſſin.

So war denn unſer Kloſter ein Verſuch, ein ſociales Problem zu löſen, welches allerdings unmöglich anders, als auf ſtreng chriſtlichem Boden und in engen Schranken ſeine Löſung finden kann. Die Kloſtergemeinde fühlt ſich als ein Abbild der erſten und als eine Vorläuferin der vollendeten chriſtlichen Kirche. In dieſer Überzeugung ſah ſie dem Kampfe mit der unvollkommenen Kirche entgegen. Wie die Kirche der Entwicklung der Staaten, ihren ariſtokratiſchen, abſolut-monarchiſchen, demokratiſchen Perioden immer um mehrere Jahrhunderte vorausgegangen iſt, ſo übte ſich beſonders an der Verfaſſung der geiſtlichen Orden der politiſche Sinn. Eine Geſchichte derſelben von dieſem Standpunkte aus müßte ein ſehr lehrreiches Buch ſein. Dieſer politiſche Charakter ſpricht ſich in folgendem Schreiben einer Nonne von Port-Royal [1]) entſchieden aus. Seit man von den meiſten Biſchöfen verlaſſen worden, tritt der ſtreng demokratiſche Geiſt entſchieden hervor, im Sinne der alten militäriſchen Republiken und ihrer Dictatur, im Sinne Angelicas, aber auch im bewußten Gegenſatze gegen das moderne Princip der Aufklärung und ſeine Gleichheit.

Die nicht namhaft gemachte Nonne von Port-Royal ſchreibt: „Unſer Orden beſteht länger, als irgend ein anderer in ſeiner vollen Kraft, in Beobachtung ſeiner Regel in allen Punkten, worunter der, welcher dem Abte eine abſolute Gewalt giebt, einer der hauptſächlichen iſt; während die neuen Orden, wo ein Jeder Meiſter iſt, beinahe alsbald mit ihrer Stiftung geſunken ſind. Denn zu ihrer Aufrechthaltung wäre nöthig, jede Einzelne hätte die Fähigkeit Vorſteherin zu ſein, weil alle Dinge durch das Urtheil Aller durchgehen müſſen. Da ſich das aber nicht findet und die Mehrzahl der Untergebenen zu wenig Weisheit beſitzt, ſo bemächtigen ſich ihrer andere verwirrende und hochmüthige Köpfe und laſſen dieſelben machen, was ſie nur wollen. Daher kommen Kabalen und Parteiungen in den Klöſtern. Der Abt iſt ja von Allen gewählt, man ſoll ja den Beſten dazu nehmen. Eine Körper-

[1]) Königliche Bibliothek. Manuſcr. Folianten. Orator. No. 206.

ſchaft, welche dazu zu ungeſchickt, zu irdiſch iſt, wird ſich auch ſelbſt nicht beſſer zu regieren wiſſen. Benedict verlangt, Alle ſollen ihren Rath geben, da ſich Gott oft auch den Jüngſten offenbare; aber was der Abt einmal für das Paſſendſte erklärt hat, ſoll auch dafür gehalten und von Allen befolgt werden, Jeder für ſich ſoll es billigen und allen anderen Anſichten vorziehen; denn zuletzt, wenn eine (gewählte) Äbtiſſin (welche am Hofe keinen Rückhalt hat) Misbrauch von ihrer Gewalt macht, ſo hat ſie ihre Oberen, welchen man vorſtellen kann, was vorgeht. Wenn aber die Untergebenen gewalthaberiſch und anmaßend werden, wie ſoll da geholfen werden, wenn die Geſetze ſelbſt eine Gelegenheit dazu ſind?"

„Wenn Gott Gutes in Klöſtern durch vom Könige ernannte Äbtiſſinnen bewirkt, wie wir dies ſelbſt erfahren haben (an Angelica), wer kann daran zweifeln, daß er die Regierung Derjenigen ſegne, welche gewählt worden ſind, vorausgeſetzt, daß dies durch den h. Geiſt geſchah. Es giebt eine große Anzahl von Äbtiſſinnen in der Kirche, welche auch mit abſoluter, aber mit tyranniſcher Macht ihre Klöſter regieren, weil ſie nicht durch göttliche Macht (Wahl) da ſind; indeß ſagen ihnen die Oberen (des ganzen Ordens, oder Biſchöfe) kein Wort, und die Nonnen gehorchen ihnen mit Achtung, wenigſtens äußerlich, und wagen nicht ihren Mund aufzuthun, um über irgend etwas ihre Meinung abzugeben. Sobald aber eine Kloſtervorſteherin kanoniſch gewählt iſt, fürchtet man gleich, ſie möchte das Kloſter umſtürzen. Die Oberen (des ganzen Ordens, der Biſchof) wollen ſich zu Herren aufwerfen und bedienen ſich dazu einiger Nonnen, welchen ſie Gewalt geben, das Benehmen der Mutter zu prüfen und zu beurtheilen, um ſie in allem Möglichen einzuſchränken, wie dies unſerer Mutter (Angelica) in Maubuiſſon gegangen iſt."

Die Lehre von der allein ſeligmachenden Herrſchaft der alleinigen Gnade, eigenthümliche Anſichten über die Rechte und Pflichten des ſtets wachen Gewiſſens, dabei ascetiſche Begriffe über den Gehorſam, endlich Umſtände, dringende Gefahren und ſtarke Perſönlichkeiten drängten dieſe Theorie auf. Seit St. Cyran todt iſt, ſeitdem die Beichtväter ſeiner Hand verbannt ſind, glaubt man in Port-Royal öfters auf ein kühnes Gefühl der Unabhängigkeit ſtarker weiblicher Seelen von der Herrſchaft weibiſcher

Männer zu ſtoßen. Die „Concluſion" des Briefs aus dem Vorhergehenden lautet freilich anders: „Das Endreſultat iſt, daß der menſchliche Geiſt, welcher gegen eine fremde Gewalt ängſtlich iſt, keck iſt gegen (die ihm innerliche, verwandte) göttliche. Da er ſich vom Joche Pharaos nicht frei machen kann, ſo trägt er es ſchweigend; da er aber Chriſti Joch abſchütteln kann, ſo will er es nur zum Theil tragen und ſo weit er mag. Er meint, es ſei ſehr hart, ſich ſo abſolut zu unterwerfen. Davon haben wir aber in Port-Royal das Gegentheil erfahren. — Wenn man glaubt, Gott zu dienen, während man über Alles ſeine Raiſonnements anſtellt, ſo iſt es unmöglich einen vollkommenen Gehorſam aufzurichten."

Dieſe unumſchränkte Gewalt der Äbtiſſin, welcher auch die Herzen unterthan waren, war noch in Agnes Hand gelegt. Der Geiſt von Angelicas Reform war ſo tief und feſt in der kleinen Republik der Nonnen begründet, daß alle folgenden Wahlen nothwendig in dieſem Geiſte ausfallen mußten, und je größer die Macht der Äbtiſſin war, deſto unmöglicher wurde es den fremden Mächten, dieſe Reform und den damit zuſammenhängenden Glauben aus den Herzen zu reißen. Reform und ſelbſtgewählte Äbtiſſin waren für Port-Royal unzertrennliche Begriffe. Denn königliche Äbtiſſinnen machten ihre Würde bald zur Sinecur und die Disciplin und Frömmigkeit durch ihr Beiſpiel ſchlaff. In ihrer letzten Noth ſchreiben die Nonnen dem Pabſte: „Wir haben dieſes Kloſter gewählt, weil darin das Recht der Wahl erhalten iſt. Wir haben dieſe Wahl getroffen, weil wir erkannt haben, daß die Beobachtung der Regel, der Geiſt der Armuth und der Arbeit, die Verpflichtung Alles gemeinſchaftlich zu haben, ohne Unterſchied der Geburt und des Alters, und die anderen Tugenden des Chriſten und des geiſtlichen Standes viel beſſer und länger unter wählbaren Äbtiſſinnen erhalten werden, als unter ſolchen, welche vom Könige auf Lebenslang ernannt werden. In dieſer Überzeugung haben wir unſere Gelübde abgelegt. — Wir ziehen noch in Betracht, daß wir beinahe vor den Thoren des Hofes mehr Grund haben, die Übel zu fürchten und vorauszuſehen, welche in unſerem Kloſter das Nachlaſſen der Strenge mit ſich führen müßte, und wenn man auch nur davon abließe, das Schweigen zu beobachten, den Verkehr mit der Welt zu fliehen und deshalb

nur hinter Gittern und ſtets vor einer anderen Schweſter im Sprachzimmer zu verkehren."

Der König wurde, jemehr er alle Schranken ſeiner Gewalt umſtürzte, ſpäter dem freien Wahlrechte der Klöſter, beſonders der Nonnenklöſter, feind, als hätte er darin einen Verſteck unabhängiger politiſcher Geſinnung gewittert. Dieſes angefochtene Recht des Nonnenkloſters von Charonne war einer der Hauptgründe ſeines ernſtlichen Zerwürfniſſes mit dem Pabſte 1682.

Dieſe Briefe ſind der Schlüſſel zu Angelicas Planen, als ſie ſich der ihr vom Könige ertheilten Abtei freiwillig begab, zu der ganzen folgenden Geſchichte des Angriffs und der Vertheidigung. Es iſt ein Kampf wie der Minen und Gegenminen. Auf beiden Seiten ſtanden abſolute Gewalten, welche auf unbedingten auch inneren Gehorſam Anſpruch machen; einerſeits der Pabſt, der reſtaurirte römiſche Katholicismus, der König und der Erzbiſchof nebſt den aufgedrungenen Beichtvätern; andererſeits die h. Schrift, beſonders Paulus, die Kirche der erſten Jahrhunderte in Auguſtin, der unabhängige Epiſkopat in Janſen und Pavillon perſonificirt, die unumſchränkte Äbtiſſin.

Angelica von St. Johann.

An Agnes Seite ſtellt ſich durch Geiſt und Blut verwandt und ausgezeichnet die jüngere Angelica von St. Johann, die namhafteſte der fünf Töchter d'Andillys, welche ſämmtlich Nonnen in Port-Royal waren. Sie iſt jetzt, im Jahre 1661, 37 Jahre alt, ſeit 17 Jahren Nonne. Sie war eigentlich als Nonne geboren; von ihrer erſten Kindheit an ſah ſie ſich als ſolche an. Sechs Jahre war ſie alt, als ihr wieder eine Schweſter geboren wurde, man ſagte ihr: Jetzt ſeid ihr fünf Mädchen. Die Kleine erwiderte mit frühreifer Entſchloſſenheit, als wäre ſie ſchon am Vorabende ihres Gelübdes: Ihr zählt die mit, welche im Kloſter ſind, das dürft ihr nicht; denn wir ſind nicht mehr von der Welt. — Ihr war der frühreife Verſtand eigenthümlich, „ihre Mütter", daß heißt ihre Tanten in Port-Royal, die große Angelica und Agnes, empfahlen ſie dem Gebete der Freunde, denn ſie würde viel Böſes thun, wenn ſie nicht Gutes thue. Während St. Cyrans Gefangenſchaft trat ſie, 17 Jahre alt, ins Noviziat.

Sie bat ihn um Rath, er antwortete: „Der Arzt muß ſich nicht darein miſchen und Heilmittel geben, wenn die Kraft der Natur zum Voraus gemacht hat, was die Kunſt hätte durch Recepte bewirken müſſen. Ich mußte ſchweigen, weil Gott ſo gut geſprochen hatte.“ Nachdem ſie am 25. Januar 1642 das Gelübde abgelegt hatte, wurde ihr die Sorge für die Kinder übertragen, ſodann wurde ſie Vorſteherin der Novizen, was ſie 20 Jahre lang blieb, ſtets „unter den ſchützenden Flügeln Angelicas“. Es beleidigte ihr Selbſtgefühl, daß ſie manchmal von ihren Tanten ſich noch als Kind behandelt und vermeintlich mit verſüßenden Worten beſchwichtigt ſehen ſollte. Mutter Angelica erwiderte ihr auf eine ſolche Klage: „Ich bin einfältiger geſinnt, als du, meine liebe Schweſter. Wäre es doch Gottes Wille, daß man dich als ein Kind behandeln könnte, da du es ja doch nach dem Worte unſeres Herrn ſein ſollteſt. Man lenkt dich nicht durch Autorität, wie du ſagſt, ſondern mit Liebe; dieſelbe Liebe verpflichtet dich, mit wahrer Sanftmuth und Geduld anzunehmen, was man dich heißt. Wenn Gott dir nicht die Gnade ſchenkt, äußerlich weiſe zu ſein, ſo wäre das keine große, aber eine verderbliche Sache. Die wahren Kinder Gottes ärgern ſich nicht über das, was man ihnen in ehrlicher Meinung verſprochen hat und klagen nicht darüber, wenn man es ihnen nachher nicht halten kann.“

Auf dieſe ihre gewöhnliche Weiſe überwand die große Angelica den widerſtrebenden Verſtand und Verſtandesſtolz der Jüngeren. Dieſe ſchreibt ihrer geiſtigen Mutter: „Sie haben Ausdrücke, welche nur das Herz bilden kann und die zugleich tief zu Herzen gehen. Sie ſagen, Sie gehören mir ganz. Wie muß ich mit Gütern und Gnaden überſchüttet ſein, da die, ſo Gott Ihnen geſchenkt hat, mit Ihnen mir gehören ſollen!“ Die Nichte fühlte ſich einmal darüber beängſtigt, daß ſie für die kranke Priorin im Kapitel den Vorſitz führen ſollte. Die große Angelica ſchreibt ihr darüber: „Wir ſagten heute, wer das Geſetz auch nur in einem Punkte übertrete, ſei des ganzen Geſetzes ſchuldig. Iſt es nicht eben ſo wahr, daß wenn uns das Vertrauen zu Gott in Einer Sache mangelt, wir es überhaupt nicht beſitzen.“

So in Ein Leben mit der geiſtigen Mutter verbunden, ſammelte ſie zu deren Lebzeiten, was dazu dienen konnte, einmal ihre Lebensgeſchichte, ihre Heiligkeit in ein helles Licht zu ſtellen, ihr das

cloſier de Sainte zu bereiten; ſo pflegte ſie dieſelbe auch in ihrer letzten Krankheit.

Fontaine ſagt von ihr, ſie ſei die Klugheit ſelbſt geweſen, du Foſſe rühmt ihre Geſchicklichkeit, namentlich auch in künſtlichen Handarbeiten in Holz oder Wachs für die Kirche. Sie hatte viel Geſchmack. „Alle Künſte waren ihr wie natürlich und angeboren. Sie hatte eine unübertreffliche Leichtigkeit gut zu ſprechen, gut zu componiren, ſelbſt gut zu ſchreiben, das heißt auf Papier gut zu malen." Ihre geiſtige Mutter rief ihr warnend zu: Wehe den Reichen! Duguet ſagt: Wenn ſie für Eiferſucht empfänglich geweſen wäre, ſo wäre ſie davon nur innerlich reichen Perſonen gegenüber ergriffen worden, welche ohne andere äußere Eigenſchaften, nur Gehorſam und Gelehrigkeit haben." Sie ſelbſt ſagte, in glänzenden Eigenſchaften finde ſie nur einen Grund zur Demüthigung, da ſie natürlich zum Stolz, dem demüthigendſten Laſter, verleiten. Die Gnade, einen guten Gebrauch davon zu machen, ſei ſelten, der Misbrauch gewöhnlich; man ſei in Gefahr für das Wenige, was man habe, Alles zu verlieren, indem man den verliere, der nur die Demüthigen rette. Sie ſagte oft, „da der Werth aller Dinge vom Geiſte und der Gnade Gottes komme, ſo ſei es ein ſchlimmer Maßſtab nach der äußeren Vollkommenheit darüber zu urtheilen; nur die demüthigen Werke werden nicht durch das Feuer verzehrt werden, das Alles vernichtet. Wenn in gottgeweihten Perſonen eine natürliche Ähnlichkeit mit der Kindheit ſei, ſo haben ſie weniger zu zerſtören und werden früher zur Vollkommenheit kommen." Je mehr ſie reifte, deſto mehr ſchätzte ſie, beſonders bei den ihr anvertrauten Novizen die Einfalt, die mittelmäßigen Talente waren ihr die liebſten. Sie lehrte dieſe, daß an einer Gott geweihten Jungfrau Alles ſeiner würdig ſein müſſe, daß es eben ſo gefährlich ſei, ſich ſelbſt zu lieben, als die Welt; es nütze nichts, ſich von vielen Dingen loszumachen, wenn man Chriſtum nicht an ihre Stelle ſetze, mit Einem Worte, nach St. Auguſtin ſei nur die göttliche Liebe die Jungfräulichkeit des Herzens, der Thron dieſer Liebe aber die Demuth.

Ob ſie gleich die Welt verlaſſen hatte, ehe ſie dieſelbe kannte, ſo hatte ſie nachher doch Gelegenheit genug, ſie kennen zu lernen und glaubte, Gott habe ihr die Sünden alle, an deren Begehung

ſie dadurch verhindert worden war, eigentlich vergeben und näherte mit dieſem Gedanken ihre Demuth. Wie die meiſten eifrigen Nonnen, verfiel ſie während ihres Noviziats durch ſtrenge Übungen in eine ſchwere Krankheit. Dieſe Übungen wurden ihr mit der Zeit zur anderen Natur, ſie waren ihr eben ſo wenig eine Beſchäftigung, welche ſie in Anſpruch genommen hätte, als ein Spiel. Sie hätte geglaubt in das, was ſie vermeiden wollte, zurückzuſinken, wenn ſie über dem Beſtreben ihren Körper zu unterjochen die Freiheit des Geiſtes verloren hätte. Die Zeit ihrer Gefangenſchaft erſchien ihr immer als die köſtlichſte ihres Lebens. Sie wollte in den Zeiten der Verfolgung, daß man ſie in Demuth und ſchweigend ertrage, wenn man nicht Liebe genug habe, dafür zu danken; man ſolle der Gerechtigkeit Gottes nicht zuvor kommen, indem man eile, ſich ſelbſt Gerechtigkeit zu ſchaffen; man ſolle ſich in Acht nehmen, daß man nicht durch Stolz und Verachtung Derer, welche keine Liebe zur Wahrheit haben, noch ſchuldiger werde, als dieſe durch ihre Verblendung und Ungerechtigkeit.

Eine beſondere Liebe hatte ſie zu den Pſalmen, ſie hatte ein eben ſo feines, lebendiges Gefühl dafür als tiefe Erkenntniß; es war ihr unbegreiflich, daß man ſie ſprechen könne, ohne davon entflammt zu ſein. Sie ſeufzte mit dem Propheten, lobte mit ihm den Herrn; ſie fühlte ſich glücklich, Gott Gebete darbringen zu können, welche er ſelbſt gemacht. Sie wirkte deshalb die Erlaubniß aus, daß, der alten Ordensregel zu Folge, jede Woche der ganze unter die Schweſtern vertheilte Pſalter geſprochen wurde, während man ſonſt in Allem dem Ritus der pariſer Kirche folgte. Ganz davon hingeriſſen, ergoß ſie ſich oft in Dank für die Liebe, welche Chriſtus in ſeiner Menſchwerdung erwieſen. Die von der Kirche zur Erwartung und Vorbereitung auf ſeine Geburt beſtimmte Zeit hatte für ſie etwas beſonders Heiliges und Rührendes, „weil ſie mehr Beziehung auf ihr beſtändiges Verlangen und Erwartung ihres geiſtigen Gemahls [1]) hatte“. Wie ſie dadurch mit einem Nikodemus und mit einer Hanna auf Einer Stufe ſtand, ſo glaubte man in ihr die prophetiſche Gabe zu ſpüren.

1) Epoux, es iſt bezeichnend für die franzöſiſche Sitte, daß dieſes Wort ſtatt des entſprechenden deutſchen „Seelenbräutigams“ gebraucht wird.

Man hatte in Port-Royal die Gewohnheit, jeden Monat Zettel auszutheilen, worauf die Namen der Mitglieder der königlichen Familie und der Freunde des Kloſters ſtanden. Einmal bekam Angelica den des damals einjährigen Herzogs von Chartres, Philipp von Orleans [1]). Als der Monat vorüber war, bat ſie, man möchte ihr den Zettel laſſen. Da ſo etwas auffiel, drang man in ſie, ob ihr Gott etwas über dieſen Prinzen geoffenbart habe. Sie antwortete endlich, ſie habe erkannt, er werde die Kirche Frankreichs retten. — Derſelbe hat als Regent nach dem Tode Ludwigs XIV wieder einige Gewiſſensfreiheit und die Appellation gegen die Bulle Unigenitus geſtattet. Denn die Regierung von Ungläubigen und Freigeiſtern iſt dem wahrhaft religiöſen Leben von jeher nützlicher geweſen, als die der Heuchler.

Sie ſelbſt jedoch liebte nur den gemeinen Weg des Glaubens, nur er ſchien ihr ohne Gefahr. „Alles iſt wichtig, ſprach ſie, das Kleine erhält das Große, die buchſtäbliche Treue läßt den Geiſt nicht erlöſchen. Man kann ſogar ſagen, daß die kleinen Dinge den Geiſt mehr zieren; denn da es dazu immer Gelegenheit giebt, zeigen ſie beſſer den ununterbrochenen Faden aller möglichen guten Werke, und die ausdauernde Gleichmäßigkeit an, wovon das Gewand aus feinem Linnen zuſammengeſetzt iſt, womit ſich die Braut ſchmückt, das Lamm zu empfangen.“

Wie ihr Herz, nährte ſie auch ihre Sprache mit der h. Schrift. Sie hatte ſich die Ausdrücke der Schrift wie eigen und natürlich gemacht, ihre Reden hatten etwas von deren Kraft und göttlicher Salbung. Daher, ob ſie gleich meiſt ohne Vorbereitung redete, erhob und rührte ſie doch ſtets. Die Größe der Dinge, welche ſie ſagte, war geſtützt auf eine majeſtätiſche, aber natürliche Beredtſamkeit, deren Bewegungen alle zu Herzen gingen, weil ſie vom Herzen kamen. Sie entwickelte die höchſten Wahrheiten mit einer Leichtigkeit, welche ihnen alle ihre Würde erhielt, während ſie dieſelben bis zu den Schwächſten und Einfachſten erniedrigte.

Die erſt lange nach ihrem Tode gedruckten Schriften ſind Vorträge, die ſie in den Conferenzen hielt. Sie ſind Conferences

1) Sie, nicht die erſte Angelica, war es, welche das Schloß in Vaumurier, das Vermächtniß des Herzogs von Luynes, ſogleich abbrechen ließ, als ſie erfuhr, daß der Dauphin es zur Wohnung für ein Mädchen beſtimmt hatte, mit welcher er in einem Liebesverhältniß ſtand.

de la mère Angelique de St. Jean, abbesse; sur les constitutions du mon. de Port-Royal du St. Sacr. Utrecht 1760. 3 Bände in 12. — Discours de la rev. mère Marie Angelique d. St. J., abbesse de P.-R. des champs, sur la règle de S. Benoit. Paris 1736. Zwei ſtarke Bände in 12. Großentheils eine Art von Leichenreden ſind die: Discours de la r. m. Angelique de St. J., abb. d. P.-R. d. ch., appellés Misericordes, ou recommandations faites en chapitre, de plusieurs personnes unies à la maison de P.-R. d. ch. Utrecht 1735. Ein Band in 12. Reflexions de la r. m. Angelique d. St. J. Arnauld, abb. d. P.-R. d. ch., pour préparer ses soeurs à la persécution, conformement aux avis que la rev. mère Agnès avait laissé sur cette matière aux relig. de ce monastère 1737. in 12. Ein Band. Der zu große Wortreichthum Angelicas darin hält uns ab, Auszüge zu geben. Ihre zahlreichen Briefe und Berichte laſſen ſie uns beſſer kennen lernen.

Sie ſetzte ihren Verpflichtungen keine Grenzen, weil ſie dem Erbarmen Gottes keine ſetzte. Wie ſie überzeugt war, daß das geringſte Gute für ſie ohne die Gnade unmöglich ſei, daß es wahrer Stolz ſei, auch nur zu Wenigem ſich aus eigener Kraft fähig zu achten, ſo glaubte ſie auch im Gegentheile, daß ihr Alles mit Hülfe der Gnade leicht ſei. Denn ſich ſelbſt zur größten Vollkommenheit für unfähig achten hielt ſie für ein beleidigendes Mistrauen in Chriſtum. Sie war überzeugt, dies ſei eine Feigheit und ein Mangel an Glauben, welche die Gnade beſchränken und das Herz eng machen; ſtatt eines ſo ſchlaffen, ſchwachen Lebens würde man Wunder thun, wenn man wage, Alles von Gott zu hoffen, welcher Alles mit gleicher Leichtigkeit mache. Endlich hatte ſie den Grundſatz, daß unſere äußern Pflichten Grenzen haben, aber nicht die inneren Tugenden [1]). Dabei war ſie weit entfernt von jener ſtolzen Härte, welche man auch Geiſtesſtärke nennt, weil ſie demüthig war. Nur Unbekannten gegenüber, ſuchte ſie durch eine angenommene Kälte und Härte ſich ferne und die Gaben der Natur und der Gnade vor ihnen verborgen zu halten.

1) In dieſer, zunächſt dem Nekrolog entnommenen Schilderung iſt eine wahre Durchdringung der Lehre von der alleinigen Gnade und des katholiſchen Glaubens an vollkommene Heiligung in dieſer Welt. Es iſt nur die Entwicklung des Eigenthümlichen von Janſens Lehre. Iſt das Portrait auch ins Schöne gemalt, ſo iſt doch das eigenthümliche Ideal merkwürdig.

Auch Angelica kann man eine Theologin nennen, doch etwas mehr im Sinne der Sorbonne, ihres „kleinen Onkels", des Doktors, des distinguo. Sie wurde es erſt durch die Noth, als die berathenden Theologen vertrieben waren; bis dahin betheuern die Nonnen, daß ihnen nichts ſo fremd geweſen ſei, als Schultheologie, als Streittheologie.

Indeß machte Angelica einen anderen Gebrauch von ihrem theologiſchen Wiſſen, als ihr Oheim, Dr. Arnauld, welcher im Geiſte der Scholaſtik das „ſowohl als auch", wie das distinguo gewandt und unermüdlich handhabte. Er hatte eigentlich das zweite Formular der Großvicare von Paris, welche die Stelle des Port-Royal befreundeten, vertriebenen Cardinals und Erzbiſchofs Retz verſahen, gemacht, welches durch zweideutige Ausdrücke den Nonnen und den übrigen Anhängern der auguſtiniſchen Lehre einen ſcheinbaren Akt der Unterwerfung unter die päbſtlichen Dekrete erleichtern ſollte. Die Überwindung, welche dieſe Unterſchrift ſie koſtete, ſoll Pascals Schweſter, Nonne in Port-Royal, getödtet haben. Sie ſtarb am 4. October 1661 und heißt in der Geſchichte „das erſte Opfer des Formulars". Auch Angelica unterzeichnete mit den Schweſtern am 28. November 1661 mit einer angefügten Erklärung und mit einer „inneren Proteſtation" [1]), welche ſie bald darauf an ihrem 38. Geburtstage niederſchrieb, indem ſie ſich von Neuem mit ihrem geiſtigen Gatten vermählte, der auch ſein Blut für die Wahrheit gelaſſen hatte. Sie habe damit nur gegen den Gehorſam und gegen die Wahrheit ihre Schuldigkeit erfüllen wollen, heißt es, ſie unterſchreibe nur das, was gut ſei, die Verwerfung der Irrthümer, ſie verwerfe aber das Böſe an der Ordonnanz, nämlich die Verdammung der Gerechtigkeit und Unſchuld in der Perſon eines heiligen Biſchofs (Janſen), welcher nur die Reinheit der Kirchenlehre vertheidigt habe. Ihre Proteſtation fängt an: „O Emmanuel mein Heiland, den ich anbete, ins Fleiſch gekommen, vernichtet und verborgen im Schooſe einer Jungfrau, ich betheuere zu deinen Füßen, Angeſichts deiner göttlichen Mutter, der heiligen Engel, meiner Beſchützer, und der Heiligen, deren Reliquien hier liegen, St. Stephans und der Märtyrer, deren Feſt heute iſt, welche ihr Leben dahin gegeben haben, um

1) Siehe die zweite Beilage.

eine der geringeren Wahrheiten der Kirche aufrecht zu erhalten, St. Johannes des Täufers, der geſtorben iſt zum Lohn dafür, daß er die Wahrheit ſagte, welche alle Anderen verſchwiegen, St. Johannes, des Evangeliſten, der die Verfolgung, welche die Kirche heute erduldet, vorausſagte, des St. Johann Chryſoſtomus, welcher nur für Aufrechthaltung der Zucht gelitten hat, zu einer Zeit des Friedens, unter katholiſchen Fürſten und Biſchöfen."

Welch einer Waffe iſt die kirchliche Beredtſamkeit beraubt durch die Unkenntniß der Geſchichte der Kirche, der großen kirchlichen Charaktere, worein man die Gemeindeglieder hat verſinken laſſen! —

Guerres civiles de Port-Royal.

Wir müſſen nun aber auch einer kritiſchen Chrakteriſtik Angelicas das Ohr leihen. Sie konnte Nicole nicht leiden, die enge Verbindung Dr. Arnaulds mit ihm war ihr, wie vielen Anderen, ein Dorn im Auge, ſie glaubte Arnauld werde von Nicole beherrſcht; ſie ſuchte beide zu trennen. Dazu wollte ſie ſich Pascals bedienen, „dem ſie gewiſſermaßen den Hof machte." Racine erzählt Folgendes Nicole nach: „Die Mutter Angelica von St. Johann war eigenſinnig, daß ſie auf keine Weiſe unterzeichnen ſollten (nämlich die Nonnen), ſie beharrte beſtändig in ihrer Meinung. Der *Biſchof* von Alet ſchrieb ihr, auch Arnauld, Sacy; Alles umſonſt. Nicole erhielt Befehl, eine Schrift aufzuſetzen, um ſie zu überzeugen. Endlich ergab ſie ſich, er ſelbſt weiß nicht wie, da ſie ſagte, ſie ſei durchaus nicht überzeugt." Er (Nicole) glaubt, ſie habe mehr Geiſt gehabt als Dr. Arnauld; „ſie war ſehr genau in ihrer Pflichterfüllung, ſehr heilig, aber von Natur etwas wiſſenſchaftlich und liebte den Widerſpruch nicht." D'Andilly ſagte von dieſer ſeiner Tochter: Alle meine Brüder, meine Kinder und ich ſind Schwachköpfe in Vergleich mit Angelica. Pomponne fragte einmal Nicole: Glauben Sie nicht, daß meine Schweſter ſo viel Geiſt habe, als Madame du Pleſſis-Génégaud? (die Gönnerin der großen Geiſter, welche beſonders die Provinzialbriefe in die hohe Welt einführte) — Nicole behandelte eine ſolche Frage mit großer Verachtung, ſchreibt Racine.

Zu Ende des Jahres **1661** wurde Magdalene von St. Agnes von L i g n i zur Äbtiſſin gewählt, was ſie ſieben und ein halbes Jahr lang während der härteſten Zeiten blieb. Sie ſcheint von einem

wenig hervorſtechenden Charakter geweſen zu ſein. Da die Feindſchaft der Jeſuiten zum Theil dem Namen der Arnauld galt, ſuchte man vielleicht durch die Wahl einer Vorſteherin anderen Namens und auch aus ſehr guter Familie vorzubeugen. Ihre Mutter war die Schweſter des Kanzlers Seguier und deren Bruder Biſchof zu Meaux. Die Mutter hielt öfters in Port-Royal Retraites unter der Leitung Angelicas; ſo auch an Advent 1632. Man ſah es nicht gerne, daß ſie ihre Tochter mitbrachte, da deren Couſine auf den Eintritt ins Kloſter vorbereitet werden ſollte. Allein während es bei dieſer den gewünſchten Erfolg nicht hatte, trug jene, welche dem Unterrichte beigewohnt hatte, „eine heilſame Wunde davon." Schon am folgenden Gründonnerſtage trat ſie ein, um ihre Probezeit zu beſtehen. Aus einer hochfahrenden, ſpöttiſchen Perſon wurde ſie, zumal unter Mitwirkung St. Cyrans, eine demüthige. „Das Gefühl ihrer Unwürdigkeit erhielt ſie immer in der Verfaſſung zum Gebete. Man mußte ſie vor Gott ſtehen ſehen, um einen Begriff davon zu bekommen, wie ſie vor ſeiner abſoluten Majeſtät ganz vernichtet war und ſich vor ihm als eine der Armen fühlte, welche ſich vor ſeiner Thüre niederlegen, um demüthig das Brot für ihre Seelen zu erflehen."

Neben dieſen ſtehen noch die Mutter Sta. Chriſtina Briquet, Tochter des Generaladvocaten am pariſer Parlamente, Enkelin eines der berühmten Bignon, und du Fargis. Nicole, welcher als Halbabgefallener manches Bittere von der Partei Port-Royals zu leiden hatte, ſagte zu Racine: „Dieſe Mutter Angelica vertraute ſich ganz der Schweſter von Sta. Chriſtina und wollte ſie als künftige Äbtiſſin zu großen Dingen bilden; ſie flößte ihr damit zu viel Geringſchätzung gegen die anderen Mütter ein, ſo daß ſie ſehr kalt gegen Mutter du Fargis war und ſtarb, ohne dieſe um Verzeihung zu bitten. Zu dem Allen trug Madame Angran de Fontpertuis ein wenig bei, eine gute Frau und gute Freundin, aber ein wenig zur Intrigue geneigt und nicht abgeneigt, ſich beſonders mit hohen Herrſchaften einen guten Tag zu machen. Andererſeits liebte die Herzogin von Longueville Angelica nicht, ob ſie gleich alle ihre guten Eigenſchaften anerkannte. Sie fand mehr Geſchmack an der Mutter du Fargis, welche viel umgänglicher war. So waren im Kloſter ſelbſt zwei Parteien, einerſeits die Mutter Angelica, die Schweſter Briguet, Sacy;

andererſeits die Mutter du Fargis, Ste. Marthe, Nicole. Letztere hatten immer mehr Überlegung, aber Sta. Martha gab immer um des Friedens willen nach. Obgleich Angelica keinen Geſchmack an ihm fand und er es wußte, war er nichtsdeſtoweniger bereit, ſich für das Haus zu opfern." — Am befremdendſten iſt es, wenn Nicole ſagt: „Arnauld hatte gewöhnlich keine Stimme im Kapitel. Man hielt ihn für zu gut; es genügte, daß er von einer Nonne gut redete, ſo ließ man ſie ſchon nichts mehr gelten. So rühmte er ſehr die Schweſter Gertrude, und die Mutter Angelica v. St. J. zog ſich von ihr zurück."

Fürſtliche Freunde.

Die fürſtlichen Perſonen, welche ſich an Port-Royal anlehnten, deren Staatswagen vor der Kirchthüre janſeniſtiſcher Prediger den Neid der Jeſuiten ſo ſehr rege gemacht hatten, waren zur Zeit der Noth großentheils von geringem Nutzen. Die Königin von Polen, Marie von Gonzaga [1]), verlangte zwar immer durch Agnes von den Schickſalen Port-Royals in Kenntniß geſetzt zu werden, zahlte aber meiſt nur mit Worten. Einer der franzöſiſchen Geiſtlichen in ihrer Umgebung hielt ſehr zu Port-Royal. — Die Fürſtin von Guemené [2]) war eine „Devote d'Andillys", welche er „in Gott liebte". Retz, welcher ihrer Bekehrung ſo ſehr im Wege geſtanden hatte, war entfernt. Ein Spötter erzählt, mehrere parlamentariſche Damen haben ſich beklagt, ſeit d'Andilly fromm und Wittwer geworden, ſeien die Ergüſſe ſeiner Liebe unerſchöpflich. Beim Willkomm und Abſchied könne er in den Umarmungen ſeiner Freunde und Freundinnen gar kein Ende finden. St. Cyran und d'Andilly, welchen er „den Freund par excellence" vielleicht auch damit ſcherzend „aller Welt Freund" nannte, hatten ſich fleißig ihre Gedanken über Freundſchaft mitgetheilt. Schon 1620 ſchrieb jener: „Nicht blos in die lauterſten Bezeugungen der Freundſchaft, ſondern ſogar in die Regungen der Zärtlichkeit miſcht ſich die Einbildungskraft, welche etwas Körperliches und aus Leib, Blut, Dünſten und Unvollkommenheit zuſammengeſetzt iſt" [3]).

1) Siehe den erſten Band, Seite 508.

2) Siehe den erſten Band, Seite 502.

3) St. Cyran fährt fort: Aber der Freund will beurtheilt werden nach etwas Vollkommnerem, das ſchon im Mittelpunkte des Herzens liegt, noch ehe

So ging es auch noch dem feurigen Jünglinge in weißen Haaren, der ſich rühmte, daß Niemand in Frankreich mehr Freunde habe, als er, der aber der ſchönen Fürſtin beſonders zugethan war [1]). St. Cyran aber, ob er ſie gleich von ſeinem Gefängniß aus berieth, machte ſich von Anfang an keine Täuſchungen über ſie. Eine vornehme Perſon, welche ſich ernſtlich zu Gott wenden wolle, ſei einem ſchwachen Funken gleich, den auf glattem Eisboden die Winde hin und her wehen. Indem ſie ſich auf dem Wege zum Balle in großer Toilette im Beichtſtuhle einfand, hatte ſie die Schrift Dr. Arnaulds gegen das häufige Kommuniciren veranlaßt. Sie entfremdete ſich je mehr und mehr Port=Royal. Später hatte ſie das Unglück zu erleben, daß ihr Sohn enthauptet wurde. Sie hat zur Zeit der Verfolgung durch Verwendungen einige Theilnahme bezeugt, namentlich durch das fürſtliche Wort: Der König macht, was er will, er macht Prinzen von Geblüt, er wird auch Märtyrer machen.

Der früher ſo befreundete Herzog von Luynes [2]) zog ſich durch die Heirath einer Tante die entſchiedene Misbilligung Port=Royals zu. Man machte in Rom, um die Dispens zu erlangen, geltend, daß dieſe Heirath ein Mittel wäre, einen ſo bedeutenden Mann aus den Händen des Janſenismus zu ziehen. Allein

ſich dieſes öffnet und ausbreitet. Dieſes liegt in uns wie ein poids affectueux, das man nicht heraustreten, noch ſich erſchließen laſſen will, aus Furcht dieſen heiligen Keim zu gefährden. So wird das Beſte, was die Seele geben könnte, wieder von halbſinnlichen Wallungen, wie von Wolken verdüſtert. Wir ſelbſt können nur einer unbeſtimmt ſchwankenden und doch unbeweglichen Neigung, den Freund zu lieben und zu ehren, bewußt werden; Gott allein ſieht das Weſen und den Grund davon.

1) Der Spötter Tallemant ſchreibt gegen 1660, daß ſie in ihrem fünfzigſten Jahre noch ſchön ſei. „Sie hatte einige Galanterien; man ſagt, daß ihre Liebhaber ein übles Ende nehmen (Montmorency, Graf von Soiſſons, de Thou, Retz). Während man einen ſein Haus betreffenden Proceß verhandelte, drohte der Fürſt Guemené dem Maitre des Requetes mit dem Finger. Dieſer erwiderte, er könnte ihm zwei zeigen und machte Hörner. Elles a des saillies de dévotion, puis elle revient dans le monde. Über ihr neu eingerichtetes Haus auf Place=Royale ſagte Condé zu ihr: Die Janſeniſten ſind doch nicht ſo abgeſchmackt, als man ſagt, weil ſich das Alles mit der Frömmigkeit verträgt. Ich glaube, daß es ſehr angenehm iſt, Gott hier anzubeten."

2) Seiner iſt im erſten Bande wiederholt Erwähnung geſchehen Seite 565. 566. 632. Auf ſeinem Schloſſe Vaumurier wurden die erſten anregenden Beſprechungen über die Bibelüberſetzung und die Provinzialbriefe gehalten. Das Weitere ſiehe Beilage III.

abgeſehen davon, war man in Port=Royal ganz entſchieden gegen dieſe Sitte. Singlin ſagte zu der Herzogin von Longueville: „Die Lüſternheit der Menſchen wächſt je länger, je mehr; die Kirche hat deshalb Geſetze gegeben, um ſie zu verhindern, ſich über die Anverwandten zu verbreiten und die Verwandtſchaft zu entweihen. Denn wo die Heirathen durch fleiſchliche Leidenſchaften entſtehen, da werden auch die legitimſten Ehegatten Ehebrecher. Die Dispenſen ſind neu; anfangs wurden ſie nur nach geſchloſſener Ehe ertheilt, wo dieſe nur mit großen Schaden wieder aufgelöſt werden konnte. Es wurden dafür große Almoſen, aber nicht für den die Dispens Vertheilenden, ſondern zum Beſten der Armen aufgelegt. Da war alſo keine Habſucht im Spiele. Jetzt läßt man aber für die Einen die Geſetze in Kraft, für Andere macht man Ausnahmen, ohne daß das Beſte der Kirche es verlangte, ja zu ihrem Schaden. Dies iſt dem Geiſte der Kirche und dem Lichte des Chriſtenthums ebenſo wohl entgegen, als dem ganzen Alterthume und der Tradition, welche nie geglaubt hat, es ſei erlaubt, einen ſolchen Gebrauch von der Gewalt zu machen, welche Chriſtus der Kirche gegeben hat. Der Pabſt misbraucht ſeine Macht, wenn er ſich auf ſie beruft, um ſich zur Verletzung der Geſetze der Kirche Autorität beizulegen.“ — Perſönliche Neigung erſchien vor dem Richterſtuhle Port=Royals durchaus nicht als gebührendes Motiv zu Schließung einer Ehe; man ſah ſie nur als eine „Leidenſchaft“ an.

Der Herzog und die Herzogin von Liancourt.

Meſſire Roger du Pleſſis, Herzog von Liancourt, heirathete, 22 Jahre alt, den Sprößling einer deutſchen Familie, die 20jährige Johanna Schomberg, Tochter und Schweſter eines Herzogs und Marſchalls von Frankreich, eines Freundes von d'Andilly [1]). Er war ein ſonſt edler kunſtliebender Mann, welcher aber in dem ausſchweifenden Leben ſich umtrieb, welches man als einem Mann von hohem Adel zukommend betrachtete. Ohne ſich zu beklagen, oder gegen ihn kälter zu werden, ſah ſie ſeinem

1) Das Meiſte dieſes Abſchnitts iſt aus den Avis d'une dame à sa petite-fille, worin J. J. Boileau der Enkelin der Herzogin deren Leben als Muſter vorſtellte. Vies edif. im erſten Bande und bei Fontaine.

Leben zu und zeigte ſelbſt über die empfindlichſten Punkte keine Empfindlichkeit. So bezahlte ſie einmal ohne ſein Wiſſen ein koſtbares Morgenkleid, welches er einer ledigen Perſon geſchenkt hatte; ſie that ſich wehe, verkaufte von ihrem Geſchmeide, um ſeine Spielſchulden zu bezahlen, gewann aber dadurch nur ſeine Hochachtung. Alle ihre Gebete und die größten Aufopferungen vermochten ihm 18 Jahre lang weiter nichts abzugewinnen. So ließ ſie ſich zu ihm innerhalb ſeiner enggeſchloſſenen Bettvorhänge einſchließen, um Leib und Seele zu pflegen, als er von einer Peſtilenz befallen war, woran drei ſeiner Diener wegſtarben und der Arzt ihn für binnen wenigen Stunden verloren erklärt hatte. Noch mehr wurde ſie bewundert, daß ſie ihre nicht gewöhnliche Schönheit der größten Gefahr ausſetzte, als er auf einer Reiſe von den Blattern befallen wurde. Sie blieb bei ihm in demſelben Wagen. Allein er führte ſogleich ſeinen unordentlichen Lebenswandel wieder fort.

Nun entſchloß ſie ſich, ihn durch ſinnreiches Eingehen auf ſeine beſſeren Neigungen zu retten, ihn den böſen Beiſpielen des Hofes zu entziehen. Er liebte das Landleben, freie Bewegung, Männer von Verdienſt, auf welchem Gebiete es nun auch war. Sie ließ ein Landgut nach Planen, welche ſie ſelbſt entworfen hatte, auf das Geſchmackvollſte anlegen, ſorgte, daß ſtets Männer von Geiſt, von Wiſſen, von angenehmer Unterhaltungsgabe ihn hier umgaben. Er ging in die ihm gelegte Schlinge. Allein erſt eine ſchwere Krankheit, wovon ſie befallen wurde, war entſcheidend. Er gelobte ſeine koſtbarſten Gemälde — er beſaß deren einzelne von einem Werthe von 80,000 Livres — zum Beſten der Armen zu verkaufen, möge Gott ihm ſeine Frau erhalten oder nehmen.

Sie wollte nun ſelbſt über ihre Pflichten und über das Weſen der Buße ſich klar werden und übertrug einem Geiſtlichen zu dieſem Behuf das Studium der alten Väter. Er ſolle aber nicht das herausleſen, was den Schwachheiten günſtig ſei. Sie ſelbſt blieb dieſer Arbeit nicht fremd; beide fanden ganz andere Reſultate, als ſie zu Anfang gemeint hatten. Der Geiſtliche [1])

1) Er räth dem Herzog außer den moraliſchen Schriften Auguſtins, Bernhards, Chryſoſtomus, Gregors noch die Briefe St. Cyrans, die Einleitung St. Franzens von Sales, die letzten Bücher ſeiner Liebe Gottes, Grenadius, Avilas Briefe.

ſchrieb dem Herzoge die Grundwahrheiten auf und eine alle einzelnen Pflichten umfaſſende Lebensordnung.

Er ſollte jeden Morgen mit Dank gegen Gott ſich vorſtellen, daß Gott die Welt für ihn, ihn aber für Gott geſchaffen habe. Über ſeine Dienerſchaft ſollte er ſtreng wachen, auf ſeinen Beſitzungen durch gütlichen Vergleich den Proceſſen vorzubeugen, Feindſchaften zu verſöhnen ſuchen, den Beſuch der Wirthshäuſer an Sonntagen und zur Zeit des Gottesdienſtes verbieten, die Unordnungen der Lichtkärze einſtellen. Er ſolle kein Gemälde von einem größeren Werthe als von höchſtens 10,000 Fr. behalten. Die Wahrheit, daß er nach Gottes Ebenbilde geſchaffen ſei, ſchließe ein, daß er Gottes Barmherzigkeit nachahme. Wenigſtens wöchentlich einmal ſolle er ſelbſt die Kranken beſuchen; er dürfe nicht genug gethan zu haben glauben, wenn er ihnen Almoſen gebe, ſondern er müſſe ihnen auch Troſt und Belehrung geben. „Denn wir ſind von keinem beſſeren Hauſe, als St. Ludwig“ [1]). Endlich heißt es: „Um Gottes Willen entmuthigen ſie ſich nicht weder durch das Gefühl des Widerwillens, noch durch Regungen des Überdruſſes, noch ſelbſt durch Rückfälle. Der erſte Grad von Demuth iſt, daß man ſich ſelbſt ertrage.“

Die Herzogin hatte ſich nämlich an einige Männer von Port-Royal um ihr Urtheil über dieſe Anleitung gewendet. Sie erzählte ihnen mit Heiterkeit einen Auftritt zwiſchen ihrem Gemahl und einem Geiſtlichen, welcher ihn das Sprechen des Breviers und der Pſalmen lehrte. Dieſer hatte an einer Stelle von dem Herzog ſchulmeiſternd verlangt, er ſolle ihm neunmal Hallelujah nachſprechen; während dieſer über eine ſolche Genauigkeit ärgerlich wurde. Arnauld ermahnte, er ſollte von den Pſalmen — wie ein Kranker die Speiſe — nicht auf einmal ein ganzes Quantum abſolviren, ſondern etwa zu ſieben verſchiedenen Malen des Tages etwas „ſchmecken“.

Weiter räth Arnauld: „Der Herzog möge über ſeine Neigung wachen, von ſeinen Fehlern ohne Unterſchied vor den Leuten

1) Der Herzog war beſonders heftig gegen Dienſtboten. Es wird ihm gerathen, er ſolle ſich um eines ſtarken Ausbruchs willen weitere 8 Tage der Communion enthalten. Arnauld räth ihm, er ſolle nur unter vier Augen und nachher ruhig mit den Dienſtboten über ihre Fehler ſprechen. Die Herzogin ſchrieb ihrer Enkelin: Da wir alle von Adam ſtammen, ſo ſind ihre Voreltern ſo groß, als die unſrigen.

zu ſprechen. Es könnte dabei Eitelkeit mit unterlaufen, welche gern auf dieſe Weiſe ſich entlade; es wäre beſſer mehr mit Gott, weniger mit den Menſchen davon zu reden, und ſich mehr Mühe zu geben, ſich zu beſſern, als ſich zu entſchuldigen." Arnauld ſchließt: „Der Herzog hüte ſich auch in ſeinen Unterhaltungen zu viel von den (theologiſchen) Streitigkeiten der Zeit zu ſprechen, es ſei denn mit Perſonen, von welchen er Belehrung und Erbauung erwarten kann. Dieſer Rath iſt von großer Bedeutung und man macht unter dem Vorwande dieſes Eifers viele Fehler, welche verhindern, daß Gott unſere Liebe ſo ſegne, wie es ſonſt ſein würde. Wenn man dieſen Rath getreulich befolgt, darf man hoffen, daß Gott Kraft und Licht ſchenken werde, um in andere, wichtigere einzugehen, welche aber eine große Verfaſſung verlangen, Gott zu folgen und ihn Allem vorzuziehen."

Der Herzog hatte nachgehends ſehr viel durchzumachen, da die Weigerung eines Geiſtlichen von St. Sülpice, ihm die Abſolution zu geben, weil er ſich ſo ſehr an Port-Royal halte, den Kampf der Sorbonne, den Ausſchluß Arnaulds und einer großen Anzahl Doktoren mit ſich führte [1]).

Liancourt ſagte darüber, es ſei unverantwortlich, wenn man die Leitung der Gewiſſen Leuten anvertraue, denen er keine welſchen Hühner zu hüten anvertrauen möchte. Ein junger Biſchof wollte ihn einmal über die janſeniſtiſchen Angelegenheiten in die Lehre nehmen; der Herzog erwiderte: Ich rathe Ihnen nicht, mich gar zu gelehrt zu machen, ich würde ſonſt wohl damit anfangen, Ihnen zu zeigen, daß ſie beſſer thäten, in Ihre Diöceſe zu gehen.

Eine Dame ſagte einmal zum Herzoge, ſeine Frau laſſe ſich von Leuten berathen, welche den Fräulein ihres Gefolges ſchadeten, ſie ſähen ja ganz blaß aus, weil ſie ſich nicht ſchminkten. Sie habe die ganze Bibel durchblättert und habe die Geſchichte Suſannas gefunden, welche dieſe Sitte autoriſire. Der Herzog erwiderte trocken: Sie können Ihrer Weiſe folgen, wenn Sie in denſelben Fall kommen wollen, wie Suſanna. — Es ging aber nicht mit ſolchen Angriffen ab, ſondern es ſchien eine Weile, der ganze Hof werde Befehl erhalten, ſich gegen den Herzog und ſeine Gemahlin öffentlich zu erklären. Denn ihre Entfernung

1) Siehe den erſten Band, Seite 623.

vom Hofe, wenn ſie nicht durch eine beſtimmte Pflicht dahin gerufen waren, erſchien als Misbilligung und Auflehnung. Sie konnten von da an nicht mehr nach Port-Royal ſelbſt gehen, wo ſie ſich einige Gemächer gebaut hatten, um Retraite zu halten. Dem Herzog war ein ſolcher Beſuch ſtets ein großes feierliches Vergnügen geweſen. Fontaine erzählt mit etwas lächelnder Miene: Jedermann war von ſeiner äußerſten Höflichkeit erbaut. Er grüßte die geringſte Perſon, der er begegnete, der Kuhhirt, er ſelbſt ſchien ihm ehrwürdig. Er machte große Augen, fixirte ihn grüßend und machte ſeine Begleiter lachen durch die Frage, ob das einer der Herren ſei, indem er ihn für einen ausgezeichneten Mann hielt. Öfters lud er Arnauld zu ſich ein [1]), er verglich ihn mit Joſeph, da er auch für einen Verbrecher hatte gelten wollen, aus dem einzigen Grunde, weil er es nicht habe werden wollen. Arnauld wußte ihn noch über vieles Andere, als Theologie, zu unterhalten. Einmal vertheidigte Arnauld Descartes Lehre, die Thiere ſeien Maſchinen ohne Gefühl, ihr Schrei nur der Klang einer Feder. Liancourt ſetzte der Philoſophie Arnaulds die Zweifel des Weltmanns entgegen: Es ſind im Hauſe unten zwei Hunde, welche wechſelsweiſe einen Tag den Bratſpieß drehen; dem einen wurde dies zu viel, er verbarg ſich, als man ihn eben dazu nehmen wollte, ſo hielt man ſich zu dieſem Zwecke an ſeinen Kameraden. Dieſer ſchrie und gab mit ſeinem Schwanze gleichſam ein Zeichen, daß man ihm folgen ſolle. Er zerrte den andern aus ſeinem Verſtecke auf dem Speicher und wurde ſo frei im Dienſte. Sind das Uhrenwerke?

Aber der Genius des Hauſes blieb die Herzogin. Sie betrachtete ſich nicht nur als die von der Vorſehung aufgeſtellte Spenderin ihrer großen Reichthümer an die Armen, ſondern auch als die Ökonomin der Armen. Daher machte ſie ſichs zur Regel, nicht nur nicht durch Neigung und Abneigung, ſondern ſelbſt nicht durch die Tugend oder das ſündige Leben der Bedürftigen ſich zu einſeitiger Vertheilung bewegen zu laſſen, ſonſt verliere der Gottesfürchtige ja allen Nutzen, den er aus der Noth ziehen könne, die Schlechten würden noch ſchlechter. Leuten, von welchen ſie auf

1) Der Herzog pflegte ihm von ſeinen eigenen Karpfen — monstres, wie er ſie nannte — vorzuſetzen, eine Auszeichnung, die nur Wenigen wurde.

die empfindlichſte Weiſe beleidigt worden war, that ſie aufs Schonendſte unter der Hand Gutes. — Bei dem verwickelten Gerichtsweſen wurde ſie durch ihre ausgedehnten Güter in mancherlei Proceſſe verwickelt, ließ ſich aber auf keinen ein, ehe ſie ſich ſelbſt überzeugt hatte, daß das Recht, wenigſtens nach der Billigkeit, auf ihrer Seite ſei. Fanden ſich im Verlaufe Beweiſe für den Gegner, ſo theilte ſie dieſelben ihm mit. Ein armer Edelmann hatte einen Proceß gegen ſie, aber nicht Geld genug, um denſelben in Paris zu betreiben, ſie unterſtützte ihn damit, gewann aber den Proceß. Er kam und ſagte ihr, es habe dieſen Verlauf genommen, weil er ſeinem Advokaten eine nothwendige Gegenſchrift nicht habe bezahlen können. Sie gab ihm das Geld und der Proceß blieb ſchwebend. Ihre Schwägerin, auf welche ſie einen Theil der großen Erbſchaft ihres Bruders abgelenkt hatte, fing doch einen Proceß mit der Herzogin an. Dieſe ſchlug ihr vor und bewog ſie, daß ſie beide mit einander zu den Richtern gingen, um den Proceß zu ſollicitiren und ihnen zu erklären, daß ſie nur gleiche Gerechtigkeit verlangten.

Außer dieſen Proceſſen verbitterten mehrere harte Unfälle ihre ſpäteren Jahre. Sie hatte einen einzigen Sohn. Als derſelbe einmal von einem tödtlichen Übel befallen war, empfahl man der Mutter eine Perſon, welche ihn durch Gebete heilen könnte. Sie aber ſprach: Ich will lieber, daß mein Sohn ſterbe, als ihn durch Mittel geheilt ſehen, welche nicht nach der Ordnung Gottes ſind. — Er ſtarb ſehr jung bei einer Belagerung als Freiwilliger.

Ihre Enkelin, die Fürſtin Marſillac, wurde ſeit 1653 in Port-Royal erzogen; aber die Großmutter hielt ſie noch für zu unreif, um ihren Wunſch, den Schleier zu nehmen, zu gewähren. Sie ſollte die Welt zuvor kennen lernen, dann könne ſie erſt freie Wahl haben. Auch hier wollte ſie weder am Theater, noch an Romanen ſich erfreuen. Der Herzog von Mazarin warf ſein Auge auf die ungemein reiche Erbin, er bot wahrhaft königliche Bedingungen auch für die Großeltern; dem Herzog ſtellte er vor, wie viel ſein Beiſpiel bei Hof nützen könnte. Dies machte einigen Eindruck auf dieſen; die Herzogin aber ſtellte ihren Gemahl vor: Sie wiſſen, daß ich nicht gewöhnt bin, Ihnen irgend ungehorſam zu ſein, aber erlauben Sie mir, Ihnen vorzuſtellen, daß wir ſchon nur zu viele Güter haben, welche uns an die Welt binden, und

daß man vielmehr darauf bedacht ſein muß, dieſe Bande zu zerbrechen, als ihrer mehr zu machen, und Sie wiſſen, der Hof iſt kein für unſer Heil geeigneter Ort. Aber Sie werden an demſelben ſo viel Gutes ſtiften, ſagt man. Man muß ſich ſelbſt Gutes thun und ſeine Seele retten. Unſere Aufgabe iſt nicht, fügte ſie lächelnd bei, den Hof zu heiligen, ſondern Buße zu thun. — Damit wandte ſie die Gefahr ab und die Enkelin wurde einem wackern, aber verhältnißmäßig armen Manne, dem berühmten Herzoge von la Rochefoucault, gegeben, ſtarb aber auch in einem Alter von 24 Jahren.

Die Herzogin war zu den verſchiedenſten Arbeiten, mit der Feder und dem Pinſel, ſehr geſchickt. Erſt nach ihrem Tode entdeckte man, daß ſie auch Dichterin geweſen. Sie beſaß viel Würde, Leichtigkeit und ſanfte Anmuth im Umgange; Freiheit und Vorſicht, Ernſt und Heiterkeit ſtanden ihr im rechten Augenblicke zu Gebote. Sie liebte unſchuldigen Scherz, beobachtete aber eine ununterbrochene Wachſamkeit, um ſich nichts zu erlauben, was den Andern verletzen könnte.

Das Alter hatte ihn der Pflege ſehr bedürftig gemacht; ſie verbarg den Tod, welcher ihr ſchon fühlbar wurde, um ihn zu pflegen. Sie ſchonte ſeiner ſo lange wie möglich und bereitete ihn auf das Zarteſte endlich darauf vor. — Sie war 74 Jahre alt, ihre Haltung und Stimme verriethen das Alter noch nicht. Sie war im Juni 1674 auf ihrem Gute la Roche-Guyon; zum Orte ihres Begräbniſſes aber hatte ſie Liancourt gewählt. Vierzehn Tage vor ihrem Tode ſagte ſie zu einer Vertrauten: Es iſt Zeit, meinen Leib an ſeinen letzten Aufenthaltsort zu bringen. Wenn ich lebendig hingebracht werde, werden weniger Ceremonien dabei ſein. Sie betrachtete den Tod nur als eine Reiſe an einen vertrauten Ort. Bei ihrer Ankunft ſelbſt ſagte ſie zu dem Port-Royal und längſt auch dem herzoglichen Hauſe befreundeten Oratorianer Desmares: Nun, mein Vater, ich bin hieher gekommen, damit Sie mir helfen, zur Hochzeit des Lammes einzugehen. So ging ſie, wie ſie ſelbſt ſagte, „auf die Gerechtigkeit Chriſti hin", zugleich Buße und Glauben im Herzen, dem Tode entgegen. Eines Tages war ihr die Nähe des Todes beſonders klar. Die Worte am Schluſſe des Evangeliums: et subductis ad terram navibus relictis omnibus secuti sunt eum ergriffen ſie; o mein Heiland, daß ich doch Alles verlaſſen

möchte, auch das Leben, um dir zu folgen, ſeufzte ſie. Um den Herzog vorzubereiten, ſprach ſie von einer ihnen ſehr befreundeten, verſtorbenen Dame, „welche ſie gewiß nicht blos geliebt habe, ſondern noch liebe. Nun ſie erwartet uns, wären wir nicht ſelig, wenn wir bei ihr wären?“ — „Es iſt nicht Zeit weich zu werden“, fuhr ſie nach einiger Zeit fort, „ich verſichere Sie, daß ich meines Theils jetzt nur Anhänglichkeit an Ihr ewiges Heil habe. Sie dürfen glauben, daß ich Alles thun werde, was man in der andern Welt für unſere Lieben thun kann — wenn Gott mir ſelbſt Erbarmen widerfahren läßt.“ Sie ermuthigte die weinenden Männer; „wenn man etwas auf mein Grab zu ſetzen hat, ſo ſoll es das Wort ſein: Ich glaube, daß mein Erlöſer lebt, und ich werde ihn in meinem Fleiſche ſehen.“ Als der Herzog ſagte, das gemeinſame Begräbniß gewähre ihm einigen Troſt, erwiderte ſie: Ja, das iſt etwas. — Um jedoch dieſes ſein Gefühl zu läutern, ihm aber den Troſt ihres beſtändigen, höheren Zuſammenſeins zu gewähren, ſprach ſie: Wir haben uns ſehr geliebt, und dieſe Liebe wird mit dem Tode nicht aufhören. Aber das Sinnliche iſt das Unbedeutendere an der Freundſchaft der Chriſten, die geiſtige Liebe iſt gewiß mehr; man müßte närriſch ſein, wenn man ſich nicht damit begnügte [1]).

In dieſer letzten Zeit machte ſie ſich Vorwürfe darüber, daß ſie durch die koſtbare Verſchönerung des Landguts vor mehr als 30 Jahren ihrem Gatten eine fromme Schlinge gelegt hatte. „Denn da die Erde ein Ort der Buße für den Chriſten iſt, ſo iſt es nicht vernünftig, eines der Bande, welche uns daran feſſeln, ſtärker zu machen und ſein Gefängniß zu lieben.“

Schon ſeit einigen Tagen war der Ausdruck des Schmerzes auf ihrem Angeſichte dem der Freude gewichen ſobald der Herzog zu ihr trat. Ein Augenzeuge ſagt: Sie hatte ſchon den Tod auf den Lippen, und wenn er nicht bei ihr war, glaubten wir beinahe, ſie liege im Todeskampfe; ſobald aber er erſchien, trat der ganze Reſt des Lebens durch eine neue Gnade auf ihr Angeſicht.“ So verſchied ſie am 14. Juni 1674.

1) In den Vies édifiantes heißt es weiter: Puis elle lui dit quelque chose tout bas et nous avons sçu depuis que ce fut qu'il y avoit long temps qu'ils vivoient ensemble comme frère et soeur, et qu'ainsi ils avoient commencé par là à purifier leur amitié de la part que les sens y pouvoient avoir et qu'il falloit que cela se consommât par la mort.

Der Herzog lebte nur noch in ihrem und im Gedächtniß deſſen, was ſie ihn gelehrt hatte; er wollte nicht, daß man zu ihm von etwas Anderem ſpreche. Er wollte ihrer wenigſtens würdig werden; er rühmte, in 54jähriger Ehe habe ſie ihn mit keinem Worte betrübt. — In ſieben Wochen war auch er eine Leiche; er ſtarb in Paris, dem einzigen Orte, wo er den Tod gefürchtet hatte.

In ſeinem Teſtamente bedachte er Port-Royal reichlich, Sacy mit einer lebenslänglichen Rente von 1000 Livres. Er verbot allen Pomp bei ſeinem Leichenbegängniß, man ſollte dafür Arme kleiden. Dieſe ſollten dabei brennende Fackeln voraustragen, als Zeichen ſeiner Buße für ſein früheres ärgerliches Leben.

Die Herzogin von Longueville, ihre Verirrungen.

Es bleibt uns noch das Leben einer Dame zu ſchildern, welche die *glänzendſte* Eroberung Port-Royals genannt zu werden verdient, und nicht blos im Geiſte eine „Bürgerin der Wüſte" wurde. Wir folgen bis auf einen gewiſſen Grad dem ariſtokratiſchen Charakter der Zeit; wie die weltlichen, ſo werfen auch die geiſtlichen Memoires Port-Royals ein beſonders helles Licht auf ſolche hochgeſtellte Perſonen. An ihnen ſehen wir bis ins genaueſte Detail die Bußmaximen Port-Royals in Ausführung gebracht; der Streit über contritio und attritio, die praktiſche Bedeutung der Prädeſtination perſonifizirt ſich in ihnen, und zwar auf eine allgemeiner intereſſante, vielſeitigere Weiſe, als in den Nonnen, deren Lebensweiſe ſchon durch die Ordensregel beſtimmt und einförmiger iſt.

Die Herzogin von Longueville[1]), Anna Genovefa von Bourbon, Schweſter des großen Condé, hatte mit Heinrich IV

1) Unſere Hauptquelle auch für ihre Jahre im Treiben der Welt, doch mit ſteter Rückſicht auf ihr inneres Leben iſt Bourgoin de Villefores: La véritable vie d'Anne Généviève de Bourbon, duchesse de Longueville, par l'auteur des anectodes de la Constitution Unigenitus. Amsterdam, 1739. 2 Bände. 12°. Es giebt noch eine andere Ausgabe, welche einige Abänderungen in Betreff des Janſenismus enthält. Die Mémoires historiques ſagen: „Der Verfaſſer, welcher ſehr befähigt geweſen wäre, ein ſo erbauliches Leben zu ſchreiben, glaubte der Politik weichen zu müſſen und dieſer Biographie ein weltliches Ausſehen geben zu dürfen, welches macht, daß es den übrigen Schriften Villefores wenig gleicht. Das vierte Buch, das von ihrer Bekehrung handelt, ob es gleich weniger anſtößig iſt, iſt weit von der Vollkommenheit. Man hat, aus Furcht zu misfallen, viele Umſtände und Thatſachen übergangen und nur durch einige ſchöne Auszüge aus ihren Briefen entſchädigt." Wir werden daher auf Fontaine verweiſen.

einen gemeinſchaftlichen Stammvater, den 1537 geſtorbenen Karl, Grafen de la Marche, nachmaligen Herzog von Vendome. Dieſer hinterließ zwei Söhne: Anton, welcher Navarra erheirathete, Vater Heinrichs IV, und Ludwig, welcher das Haus Bourbon=Condé ſtiftete. Sie iſt geboren zu Vincennes, wo ihr Vater, der erſte Prinz von Geblüt, und damals noch erſter Erbe der Krone, Staatsgefangener war, am 29. Auguſt 1619. Ihre Mutter war eine Montmorency. — Der Vater war von der reformirten Confeſſion zur katholiſchen übergetreten. Ihre Mutter ſchloß ſich ſehr an die von Franz von Sales geſtifteten Nonnen der Heimſuchung in der Nachbarſchaft des pariſer Port=Royal an. Die junge Anna, welche frühe, wenn auch in zerbrechlichem Gefäße, den Schatz menſchlicher Unſchuld und göttlicher Gnade verbarg, wünſchte in dieſem ſtrengen und doch glänzenden Orden der Welt zu entſagen. Dieſen mütterlichen Freundinnen ihrer Jugend klagte ſie ihre Noth, als die Mutter ihr ankündigte, daß ſie in einigen Tagen mit ihr auf einem Ball zu erſcheinen habe. Es wurde hier ernſtlich Rath gehalten und beſchloſſen, „Fräulein von Bourbon, ehe ſie zum Sturm ſchritte, ſollte ſich unter ihren Kleidern mit einem kleinen Panzer, gemeinhin Stachelgürtel genannt, waffnen und ſich dann gutwillig allen für ſie beſtimmten Schmuck gefallen laſſen.“ Allein der Stachelgürtel hielt nicht gegen die Pfeile der Schmeichler; ſie beſuchte die Karmeliterinnen, wollte im alten Tone mit ihnen ſprechen, aber umſonſt. Godrau[1]), Biſchof von Vence, ſchrieb ihr einen warnenden Brief in der blumenreichen Sprache des Hotels Rambouillet: „Gott iſt gut, aber eiferſüchtig. Es wäre beſſer, ſeinen Geiſt nie geſchmeckt zu haben, als ſeiner überdrüſſig zu werden und ihn nach und nach erlöſchen zu laſſen. Die Roſen haben Stacheln als Schutzwehr ihrer Schönheit; Prinzeſſinnen aber wachſen mitten unter Roſen heran, ohne daß ſie gegen die Verſuchungen, welche die Lockungen der Welt ihnen einflößen, geſchützt wären. Alles, was ihnen nahe kommt, ſchmeichelt ihnen und verderbt ſie nach und nach.“

Anna wurde wohl ſchon früher von ihrer Mutter auch in das Hotel Rambouillet geführt, welches die davon Ausgeſchloſſenen **les petits bureaux du bel-esprit** nannten. Mit ihrem berühmten

1) Siehe erſter Band, Seite 158. 160.

Bruder, welcher gerade um die Zeit, da ſie ihre Verbindung mit den Nonnen der Heimſuchung aufgab, als angehender Jüngling im Schooſe der Familie weilte, lebte ſie in der innigſten, zärtlichſten Freundſchaft.

Als ſie 23 Jahre alt war, gab ihr der Vater zum Gemahl den erſten Herrn nach den Prinzen von Geblüt, den Herzog von Longueville[1]). Er war Wittwer, 47 Jahre alt, und es war bekannt, daß er damals mit einer andern vornehmen Dame, Montbazon, in einem ſehr genauen Verhältniß ſtand. Ihre blonde Schönheit, ihr träumeriſches Weſen, ihr Geiſt und ihre Grazie mußten ihr, beſonders unter dieſen Umſtänden, viele Verehrer werben. In einem Streit mit ihrer Nebenbuhlerin Montbazon ſah ſie heimlich zu, wie der Graf von Coligny ſich auf der Place-Royal für ſie gegen den Herzog von Guiſe ſchlug und getödtet wurde. Es war nahe daran, daß der blutige Streit der Bourbon und der Coligny gegen die Guiſen wieder ausgebrochen wäre.

Während ihr Bruder Condé im Felde Siege erfocht, war ſie bei Hofe ſo gefeiert, daß die Königin-Mutter, Anna, eiferſüchtig wurde. Wie ſie die ſchöne Gueméné, wenn ſie ihre ſchönſten Tage hatte, von den Feſten des Hofes durch die Frage verſcheuchte, warum ſie heute ſo übel ausſehe, ſo ſollte nun durch Condé die Herzogin entfernt werden. Ihr Verhältniß zum Fürſten von Marſillac, dem nachherigen Herzog von La Rochefoucault, dem berühmten Verfaſſer der Maximen[2]), gab dem Bruder mehr als Vorwand, während der Herzog von Longueville ſchon Jahr und Tag bei dem Congreß zu Münſter war. Allein ſie zerfiel über dieſen Rath mit ihrem Bruder und folgte ihrem Gemahl nur auf ſeine Einladung nach Weſtphalen. Sie wurde auf ihrer Reiſe dahin, beſonders von den ſpaniſchen Großen in Belgien, wie eine Königin empfangen; die Schlüſſel der Feſtungen wurden ihr übergeben und Gefangene

1) Heinrich von Orleans, Herzog von Longueville und Etoutville, Pair von Frankreich, Souverain von Neufchatel, Graf von Dumon ꝛc., Gouverneur und erblicher Connetable der Normandie. Aus ſeiner erſten Ehe hatte er eine Tochter, welche als Herzogin von Nemours in ihren Memoires von ihrer Mutter ohne alle kindliche Anhänglichkeit ſpricht.

2) Von ihm wurde geſagt, er ſei der Erbe der Geſinnung, wie der Güter des Herzogs und der Herzogin von Liancourt, deren Enkelin er heirathete. Seine Maximen, die alles menſchliche Thun und Laſſen auf Selbſtliebe zurückführen, ſind die negative, weltmänniſche Auffaſſung derſelben innern Thatſachen, welche der Lehre Port-Royals zu Grunde liegen.

frei gelaſſen. In Münſter ſuchte ihr Gemahl, indem er die Geſandten aller Nationen um ſie ſammelte, ſie ihre Liebe durch Erweckung des politiſchen Ehrgeizes vergeſſen zu machen. Aber umſonſt[1]). Als ſie ihrer Niederkunft entgegen ſah, reiſte ſie nach Paris zurück, wo ſie mit Glanz empfangen wurde.

Der Herzog kehrte misvergnügt über Mazarin, der ihm Servien mit heimlichen Inſtructionen an die Seite geſetzt hatte, auch bald aus Deutſchland zurück, kurz vor Abſchluß des Friedens. Sie war nahe an 30 Jahre und der Aufenthalt in Münſter hatte den Keim des Ehrgeizes unter ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit geweckt[2]). Allein am meiſten trug dazu bei die Unzufriedenheit des Fürſten von Marſillac und der beleidigende Spott ihres Bruders, des großen Condé, welcher ganz zur Königin und zum Kardinal hielt. Der Fürſt Marſillac ſtellte ihr vor, daß ſie Conti, den ihr ganz unbedingt ergebenen Bruder, dem ältern entgegenſtellen und durch ihn Alles leiten könnte. So ſtolz und gleichgültig ſie ſonſt ſich gab, ſo dachte ſie nur im Sinne deſſen, dem ſie ſich einmal

1) Es heißt bei Villefore: Sie langweilte ſich leicht, war aber nicht ſo leicht aus dieſem Überdruß herauszuziehen. Ein fremder Bevollmächtigter, welcher ſie einmal ſehr melancholiſch fand, erbot ſich, ſie, als Mittel dagegen, das Deutſche zu lehren. Da ihr aber daſſelbe nicht als wirkſam für die Natur ihres Übels erſchien, dankte ſie ihm verbindlichſt dafür. Sie machte von Münſter aus eine Reiſe nach Holland. In der Synagoge zu Amſterdam ſangen ihr zu Ehren Juden einige ebräiſche Verſe unter Sprüngen und Geſticulationen; es wurde ihr aber nicht erlaubt, in einer holländiſchen Stadt Meſſe zu halten; es mußte im freien Felde geſchehen, auf einem geweihten Steine, welchen man auf einen Tiſch legte. — Ihre Portraits von dieſer Zeit ſtellen ſie als Friedensgöttin dar, die ſpätern als Minerva mit dem Helm.

2) Die Herzogin ſchildert ſich ſelbſt ſpäter, als ſie ſich Port=Royal ergeben hatte, mit vieler pſychologiſcher Feinheit alſo: Meine Natur treibt mich immer ganz zu dem hin, womit ich beſchäftigt bin, während ſie mir zugleich eine ſo große Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit für Alles giebt, was nicht meine augenblickliche Beſchäftigung iſt, welche immer ſtark und ausſchließlich in mir iſt. Daher kommt es, daß ich den Einen heftig und leidenſchaftlich erſcheine, welche mich in meinen Leidenſchaften oder auch nur in meinen kleinſten Neigungen geſehen haben; Anderen aber als nachläſſig und träge, ja als todt, weil ſie mich gerade von nichts, weder im Guten, noch im Böſen ergriffen ſahen; daher hat man auch geſagt, es ſeien zwei Perſonen von entgegengeſetztem Humor in mir, manchmal auch, ich ſei hinterliſtig, oder ich habe meine Stimmung geändert. Von dem Allem war nichts richtig, ſondern es kam nur von den verſchiedenen Umſtänden, worin man mich fand. Denn ich war für Alles, was nicht in meinem Kopfe war, todt, wie der Tod, ganz lebendig aber, bis zum Geringſten herab, in den Dingen, die mich angingen. — Ich habe immer noch in geringerem Maßſtabe denſelben Humor und laſſe mich noch gar zu ſehr davon beherrſchen. (Man vergleiche damit, unten bei ihrem Tode, was die Prinzeß Orleans von ihrem ennuie ſagt.)

in die Arme geworfen hatte. Sie verwandelte ſich ganz nach dem Wunſche deſſen, den ſie liebte. Marſillac ſagt von ihr: „Sie vereinigt in ſich alle Vorzüge des Geiſtes und der Schönheit in ſo hohem Grade und mit ſolcher Anmuth, daß es war, als hätte die Natur ein vollkommenes Werk ſchaffen wollen. Allein dieſe ſchönen Eigenſchaften waren weniger glänzend wegen eines Fleckens, der ſich nie bei einer ſo ausgezeichneten Prinzeſſin fand; denn ſtatt Denen, welche für ſie eine wahre Verehrung hegten, das Geſetz zu geben, verwandelte ſie ſich ſo ſehr in ihre Geſinnung, daß ſie ihre eigene nicht mehr erkannte, ſobald man ihr zu gefallen verſtanden hatte.“ — Niemand hätte ſich weniger darüber zu beklagen gehabt, als er. Eben dieſe Hingebung, dieſes weibliche, vorherrſchend empfangende Weſen werden wir auch zu den Zeiten bei ihr finden, da ſie ſich Port-Royal in die Arme geworfen hatte.

Marſillac ſchrieb unter ihr Portrait die Verſe du Ruyrs:

Pour mériter son coeur, pour plaire à ces beaux yeux,
J'ai fait la guerre aux rois, et je l'aurais faite aux Dieux.

Als er aber im Gefechte in der Vorſtadt St. Antoine ein Auge verlor, und mit Einem Auge nun beſſer zu bemerken glaubte, daß ſie mit ihm nur ihr Spiel treibe, traveſtirte er obige Verſe:

Pour mériter son coeur, qu'enfin je connais mieux,
J'ai fait la guerre aux rois; j'en ai perdu les yeux.

Ein anderer Anbeter und zugleich ein ſehr weltlicher Bundesgenoſſe Port-Royals, Kardinal Retz, kann nicht Worte finden, um den Eindruck zu ſchildern, welchen ſie machte, als ſie, von den gegen den jungen König und Mazarin ſich auflehnenden Fürſten der Bürgerſchaft Paris als Geiſel übergeben, in ihrer ganzen Schönheit, ein Kind auf dem Arme, auf den Balkon des Stadthauſes vor das auf dem Greveplatz verſammelte Volk trat. — Die Verbindung mit Retz trug viel dazu bei, ihren Sinn für Intrigue zu wecken; ſie und Retz lächelten ſpäter als Sachverſtändige darüber, wenn man Dr. Arnauld, ihren Freund, als einen gefährlichen Intriganten verſchrie[1]). — Der Sohn, den ſie hier gebar, wurde vom Prevot der pariſer Kaufmannſchaft über die Taufe gehoben und erhielt den bedeutſamen Namen Karl Paris. Ihre Wohnung auf dem Stadthauſe war bald der Mittelpunkt kriegeriſcher und

1) Retz urtheilt von der Herzogin, ſie hätte können die Herrin der Fronde werden, ſei aber nur ihre Abenteurerin geweſen.

politiſcher Berathungen, bald heiterer Feſte. Die Rolle, welche ſie in dieſem Bürgerkriege ſpielte, mußte nachher Port-Royal büßen, ob ſie gleich damals einander ganz fremd waren.

Wiederholte Unglücksfälle nöthigten die empörten Großen und die Hauptſtadt, mit der Königin-Mutter und Mazarin Frieden zu ſchließen. Die Herzogin ſtellte ſich der Königin-Mutter gegenüber, wie eine Königin, die mit ihr Frieden geſchloſſen hätte; ſie gab ſich nie Mühe derſelben zu gefallen, und gefiel ihr ſehr wenig. Sie wußte ihren Bruder Condé ganz unter ihren Einfluß zu bringen; es hatte ihn gekränkt, daß er in Paris mit Zeichen der Inpopularität empfangen worden war; als Retter der königlichen Macht glaubte er gerechten Anſpruch auf die Gewalt des Regenten zu haben. Mazarin ſtellte ihn der Königin wohl als einen Cromwell dar. Er, ſein Bruder Conti, der Herzog von Longueville wurden im Januar 1650 im Geheimen Rath verhaftet und nach Vincennes und dann nach Havre gebracht. Die Herzogin brachte niederſinkend ihrer Mutter, welche heute noch Condé am Bett der ſich krank ſtellenden Königin, und zwar beide zum letztenmal geſehen hatte, die Nachricht von dem Unglück „ihrer Brüder." Sie entfloh mit Hülfe der Pfalzgräfin unter großen Gefahren, gewann Türenne, ſchloß ein Bündniß mit Spanien und führte ſo, wenn auch ohne ſonderlichen Erfolg, den Krieg gegen die Königin von den ſpaniſchen Niederlanden aus. Sie wurde für Feindin des Staats und für Hochverrätherin erklärt. Von hier aus erließ ſie ein Manifeſt, worin ſie die Unterdrückung Frankreichs und das geſetzwidrige Verfahren gegen die Prinzen mit Beredtſamkeit darſtellte, das Elend des Krieges zwiſchen Spanien und Mazarin als dem Friedensſtörer ſchilderte: „Unterrichtet, daß die Güte der Königin durch die Vorſpiegelungen ihres Miniſters mehr als je verblendet iſt, habe ich erkannt, daß ich die einzige Perſon bin, welcher die Mittel bleiben, ſo vielem Elend ein Ziel zu ſetzen; mein Gewiſſen, meine Geburt, meine Pflicht verbinden mich dazu gewaltig." Indeß hatte ihre Mutter, ihren jüngſten Sohn an der Hand, das Parlament in Bordeaux auf den Knien gebeten, ihr Gerechtigkeit zu ſchaffen. Die Stadt erklärte, es wäre Feigheit, dies zu verweigern. Allein ſie ſollte ihre Familie nimmer aufkommen ſehen; ſie ſtarb entfernt von den Kindern, welche der Stolz und die Freude ihres Herzens geweſen waren. Jedoch bald verwandte ſich das pariſer Parlament

ſo entſchieden für die ohne Urtheil gefangenen Prinzen, die intrigante Herzogin von Chevreuſe ſpeculirte für ihre Tochter auf Contis noch freie Hand, Mazarin ſah ſich genöthigt, den Prinzen nach langen dreizehn Monaten den Kerker zu öffnen[1]) und ſich nach Mainz zurückzuziehen. Auch die Herzogin wurde vom König und Parlament für unſchuldig erklärt und Sarrazin konnte ſcherzen:

Vous n'êtes plus criminelle,
Si ce n'est de lèze-amours.
Mais, ma foi, vous êtes telle,
Que vous le serez toujours.

Die Spanier legten ihrer Rückkehr kein Hinderniß in den Weg, in der Hoffnung, ſie werde bald neue Unruhen in Frankreich anregen. Nun waren die Königin Anna und der junge Ludwig XIV beinahe verdunkelt durch die jüngere bourboniſche Linie. Wie eine Siegerin kehrte die Herzogin zurück, Condé benahm ſich bei Hofe mit Spott, die Königin ſtellte ſich, als lächle ſie ſcherzend zu Allem. Die hohe Welt verſammelte ſich in den Hotels der Herzogin und Condés, als wäre die königliche Familie abweſend. Die Königin bezeugte dem ſpaniſchen Grafen Fuensaldagne ihren Schmerz darüber, daß der König von Spanien unter ihren Augen in Paris, aber nur mit den Condés, um den allgemeinen Frieden unterhandeln laſſe. Allein Condé erlangte weniger reelle Erfolge für ſich und ſeine Anhänger; ſo tapfer er vor einem Feinde in Schlachtordnung war, ſo unentſchloſſen und furchtſam gegenüber vor einem heimlichen. Ein blinder Schrecken trieb ihn zu einer jähen Entfernung von Paris, er that jedoch weiter nichts, verdunkelte nur wieder den Hof durch den Glanz ſeiner Feſte; er wohnte der Ceremonie der Mündigkeitserklärung des Königs Ludwig XIV nicht bei, ſondern zog ſich mit der Herzogin und anderen Großen in ſeine Provinz, nach Bordeaux. Der König erließ am 5. Dec. 1651 durch das pariſer Parlament eine Erklärung gegen ſie. Condé rückte mit ſeinen Truppen nach Paris und riß ſich damit von dem Einfluß der Herzogin los; Conti, welchen ſie von der Heirath der jungen Herzogin von Chevreuſe abgehalten hatte, um die Gewalt über ihn mit Niemanden zu theilen, zerfiel mit ihr. Sie bezeugte

1) Conti hatte hier die imitation de Jesus Chr. verlangt; Condé ſagte, er verlange die imitation de Monsieur N., welcher aus demſelben Gefängniſſe entkommen war.

ſich freundlich gegen den Herzog von Nemours, um ihn an die Partei zu feſſeln; darüber war der Herzog von la Rochefoucault bitter eiferſüchtig. Er verband ſich mit der Herzogin von Chatillon, ihrer Nebenbuhlerin, und dieſe feſſelte Condé und Nemours an ſich, welcher nun auch auf die empfindlichſte Art mit der Herzogin von Longueville brach. Die Chatillon hielt durch Friedensvermittelung die verbundenen Großen hin, bis Bordeaux der königlichen Partei die Thore öffnete und Condé in die ſpaniſchen Niederlande ſich flüchten mußte. So war die Macht der Großen und des Parlaments, ſo war das Herz der Herzogin gebrochen.

Das Leben der Herzogin als Büßerin.

Schon wiederholt hatte die Herzogin mit Zuverſicht dem Gedanken Raum gegeben, daß ſie durch eine entſchiedene Bekehrung ihrer Unruhe ein Ende machen würde. So als ſie ihre Hütte in einer pariſer Vorſtadt, welche ihr zunächſt zum Verſteck diente, wie alle übrigen Pariſer zur Feier der Gefangennehmung ihrer Brüder und ihres Gemahls thaten — beleuchten laſſen mußte. Der Tod ihrer Mutter im tiefſten Jammer um ihre Kinder hatte ihr Gewiſſen ſehr erſchüttert. Sie bittet die Priorin der Karmeliterinnen um nähere Kunde darüber, mit den Worten: „Nur indem ich mich betrübe, darf ich mich tröſten. Deshalb bitte ich Sie um dieſe Erzählung. Denn Sie ſehen wohl, daß auf einen Schmerz wie der meinige iſt, nicht die Ruhe, ſondern eine heimliche, ewige Qual folgen muß. So bereite ich mich denn, denſelben und meine Verbrechen, welche ſeine Hand über mir ſchwer gemacht haben, vor Gottes Angeſicht zu tragen. Vielleicht läßt er ſich die Demüthigung meines Herzens und die Verkettung meines tiefen, mannigfaltigen Elendes wohl gefallen.“ Allein der augenblickliche Sieg ihres Hauſes über den regierenden Zweig der Bourbons hatte ſie wiederum dieſe Gefühle vergeſſen laſſen.

Nun aber ſtand nach der Entwaffnung aller ihrer Plane, nach der Treuloſigkeit ihrer Verehrer, wieder die Angſt vor dem Überdruß und der langen Weile eines ruhigen Lebens nach ſo großen Aufregungen, wie ein drohendes Geſpenſt vor ihr. Sie verlangte von den Karmeliterinnen Rath wegen ihrer Lectüre. Als Abbe Teſtû ihr bei Gelegenheit eines Andachtsbuchs, welches er bei ihr fand, deshalb Glück wünſchte, daß ſie dieſen Weg eingeſchlagen,

antwortete ſie: Ach, ich hatte ſie um ein Buch gebeten, um mir die lange Weile zu vertreiben, da haben ſie mir dieſes gebracht.

Mit Erlaubniß des Hofes ging ſie nach Moulins, wo am Grabe ihres mütterlichen Oheims, des tapferen Montmorency, deſſen edle Gattin als Nonne ein Gott geweihtes Leben führte; bei ihr ſuchte ſie Kraft und Troſt, ſie betrachtete deren demüthiges, regelmäßiges Leben. Die Montmorency ſuchte nicht durch menſchliches Treiben das göttliche Walten in der Herzogin zu beſchleunigen. Die Seele dieſer erhob ſich oft gewaltig zum Himmel, fiel aber wieder alſobald zur Erde zurück. „Die Gnade, wie ein Janſeniſt ſagt, ließ ſie lange ihre Schwachheit fühlen, um ſie zu überzeugen, daß man ihrer ſiegreichen Gewalt Alles ſchuldig iſt.“ — „Endlich inmitten einer frommen Lectüre, erzählt ſie ſelbſt, war es, als ob vor den Augen meines Geiſtes ſich ein Vorhang aufzöge; alle Reize der Wahrheit ſtellten ſich mir in Einen Punkt geſammelt dar; der Glaube, welcher unter meinen Leidenſchaften wie todt und begraben geweſen war, erneute ſich; es war mir wie einer Perſon, welche nach einem langen Schlaf, worin ſie geträumt, ſie ſei groß, glücklich, von aller Welt geehrt und geachtet, plötzlich erwachte, und ſich, mit Ketten bedeckt, von Wunden durchbohrt, von Ermattung niedergedrückt, in einem dunklen Gefängniß eingeſchloſſen fände.“ Aber dieſes Schauen hatte für ſie etwas äußerſt Tröſtliches und Erfreuliches. Zwar ſchloß ſich dieſer Vorhang wieder und, die letzte Zeit vor ihrem Tode ausgenommen, „blieb ihr nur der Glaube.“ Es war ihr aber dieſer Augenblick, als der Wendepunkt ihres Lebens, immer ein unverrücktes Merkzeichen. Sie ſchreibt in ihrem Alter an ihrem Beichtvater Marcel, welcher ſich in dieſer Beziehung um ein Jahr verrechnet hatte: „Ich bitte Sie alſo um ihre Gebete auf den 2. Auguſt; flehen Sie zu Gott, daß er mich der großen Gnaden, welche er mir an dieſem Tage erzeigt hat, nicht unwürdig mache. Dieſe Jahre müſſen mir ſo theuer ſein, daß ich nicht will, daß Sie eines weniger zählen. Kommenden Sonntag ſind es 23 Jahre. Ich zähle ſie wohl vor den Menſchen, aber nicht vor Gott, da ich ſie an Gutem viel leerer achte, als die früheren es an Böſem waren.“ Und in einem andern Briefe heißt es: „Den 2. Auguſt betrachte ich als den meiner Befreiung, obgleich einer unvollkommenen; indeß habe ich an demſelben eine Beichte gethan, ſeit welcher Gott mich davor bewahrt hat, in die Sünden

zurückzufallen, deren ich mich ſeit etlichen und zwanzig Jahren anklagte.“

Dr. Arnauld ſagt nach ihrem Tode: „Seit dem Jahre 1656 [1]) hat ſie ihr Angeſicht nicht mehr zurückgewandt, ſondern in einer ſehr großen Frömmigkeit gelebt; ſie hatte eine ſo große Luſt, ſich ſelbſt abzutödten und in der Buße zu üben, daß es bis zu Geißelungen und eiſernen Stachelgürteln ging, und ihre Beichtväter verpflichtet waren, ſie davon abzuhalten.“ Sie bat dieſelben beſonders bei der Wiederkehr auf ihrem Gewiſſen beſonders laſtender Tage um die Erlaubniß, ihre Buße auf dieſe Weiſe zu üben.

Nachdem wir nun dieſen höchſten Punkt gewonnen haben, können wir einige ihrer Briefe, welche nahe vor und nach dieſer Epoche fallen, mittheilen. Sie hoffte noch Manches von äußeren Ereigniſſen, ſie meinte das Ende des Krieges in Flandern — da nun die Siege und Großthaten ihres Bruders ihre Stellung immer ſchwieriger machten — werde ihr den Eintritt in ein geiſtliches Haus und den Frieden der Seele wieder geben. Dieſes tritt weniger hervor in ihren Briefen nach Port-Royal, als in denen an die Karmeliternonnen.

Die Herzogin ſchreibt am 5. Mai (wohl 1652) von Bordeaux aus an die Mutter Agnes von Port-Royal, mit welcher ſie wahrſcheinlich durch d'Andilly in Verbindung geſetzt war: „Sehen Sie, meine theure Mutter, wie meine Glückſeligkeiten beſchaffen ſind; denn was vor der Welt vortheilhaft ſcheint, iſt für mich eine Urſache wahrer Entmuthigung. Aber es iſt billig, daß ich von der Welt alſo belohnt werde, welche ich Gott vorgezogen habe. Ich erkenne es mit Gewiſſensbiſſen; dieſe ſind aber fruchtlos, und deshalb mit den ewigen Gewiſſensbiſſen zu vergleichen, welche die Strafe der Verdammten machen. In Gottes Namen, meine theure Mutter, erflehen Sie von ihm, daß es in der Zeit endige und daß mir Zeit genug bleibe, dafür Genugthuung zu üben, ſo viel ich es immer vor ſeiner Gerechtigkeit durch freiwillige Buße thun kann. Aber, mein Gott, da dieſe freiwillige Buße, wovon ich ſpreche, eine Zurückgezogenheit iſt, welche ſelbſt meiner Eigenliebe ſchmeichelt, ſo habe ich große Urſache, zu fürchten, dieſer Gnade nicht theilhaft zu werden. Da ich denn Gott vielmehr der Annehmlichkeit wegen

1) Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß jener entſcheidende Moment ins Jahr 1656 falle, ſondern etwas früher; zu Anfang 1656 war ſie ſchon in Rouen.

ſuche, indem die Welt aufgehört hat, angenehm für mich zu ſein, da ich Gott nicht ſuche, wie er geſucht ſein will, und da ich die Welt nicht vermieden habe, wie ſie vermieden ſein will, das heißt, ohne daß die Sinne mit dieſem Suchen und Vermeiden etwas zu thun hätten; ſo verweigert mir Gott, was ich nur aus Liebe für meine Ruhe und nicht in Betracht ſeiner Gnade begehre."

Das Jahr 1654 trat ſie in der feſten Abſicht an, für ihr vergangenes Leben zu büßen. Sie klagt in einem Briefe vom 4. Januar an Agnes: „daß die aus dem Leben mit der Welt erwachſenden Verbindlichkeiten ſo grauſam ſind, daß man, ſelbſt um ſich von ihr zu trennen, die Gelegenheit dazu nach politiſchen Rückſichten zu ſuchen hat, und durchaus nicht nach denjenigen, welche Gott einflößt. Eine der ſchmerzlichſten Folgen davon iſt, daß ich die Genoſſen meiner Einſamkeit nicht nach meinem geiſtigen und natürlichen Geſchmacke ſuchen darf."

Den 10. September 1654 ſchreibt ſie an dieſelbe Agnes: „Ich bin gegenwärtig ſo an das Unglück gewöhnt, daß ich, wenn es nur mich betrifft, nunmehr in der Verfaſſung bin, es, wenn nicht mit Geduld, doch mit einer Ruhe des Geiſtes zu tragen, welche nahe daran gränzt. Aber ich geſtehe, daß ich mich nicht in derſelben Ruhe finde, wenn dieſe Übel auch meinen Bruder anfallen, wie es diesmal war. Mein Glück iſt ſehr abhängig von dem ſeinigen. Die Züchtigungen des Herrn ſind nur durch die Betrachtung ſehr verſüßt, daß ſie von ſeiner Gnade kommen."

„Ich bitte Sie inſtändig, bitten Sie den Herrn, daß es uns gegeben werde, einen guten Gebrauch von unſerm Unglück zu machen; ich ſage: „wir," da ich meinen Bruder auch darunter befaſſe. Es iſt unmöglich, zu dulden, daß ein ſo großer Mann immer unglücklich ſei; ich bitte Sie namentlich um Ihre Fürbitte für ſeine Bekehrung."

Die Herzogin bezeugt am 17. Mai 1656 der Madame d'Epernon, Karmeliternonne in der Vorſtadt St. Jakob, genannt Schweſter Anna-Maria de Jeſus, ihre Sehnſucht nach dem Leben in dieſem Hauſe: Ich wünſche mich alle Augenblicke meines Lebens nur noch dahinein, und nehme die Beraubung einer Sache, an welche ich mein Heil mehr als je geknüpft ſehe, als eine Beſtrafung meiner Sünden hin. Die Liebe zu den Karmeliterinnen iſt aus meinem Herzen gewichen mit der Liebe Gottes, und ich fühle, daß

dieſe nicht zurückkehren kann, ohne die andere dahin zurückzuführen. Freilich leider kehrt die Liebe Gottes nicht mächtig darein zurück. Aber ich verlange wenigſtens, ſie in mir zu haben, und verabſcheue, wie mir deucht, Alles, was mir während ſo vieler Jahre meines Lebens ihre Stelle eingenommen hat. Nachdem ich aber Gott aus freien Stücken verlaſſen, iſt es nicht billig, daß ich in den erſten Augenblicken meines ſchwachen Suchens ihn wieder finde, und es iſt viel für mich, wenn ich mich nur am Ende meines Lebens nicht getrennt von ihm ſehe. Mein jetziges Leben aber iſt ein elendes, weil ich das Böſe thue, das ich nicht mehr will, und das Gute nicht thue, das ich leidenſchaftlich begehre."

Den 9. Februar 1656 hatte die Herzogin von Rouen aus an die Superiorin des großen Karmeliterinnenkloſters in Paris ſelbſt geſchrieben: „Ich kann mich durchaus mit keinem anderen geiſtlichen Hauſe vertragen; ich beſchwöre Sie, durch Ihre Gebete mein Glück näher zu rücken, mich in Ihrem Hauſe zu finden und ſie anzuwenden, um von Gott meine völlige Bekehrung zu ihm und das Abbrechen meiner inneren und äußeren Bande zu erhalten, denn es iſt ſchwer, zu ihm zu gehen, wenn man ſo viele Hinderniſſe und Getheiltheit hat. Ich gehörte der Welt ſo ganz und gar an, als ich ſie liebte, habe einen ſo großen Theil meines Lebens darauf verwandt, daß es ſehr erniedrigend iſt, daß der Theil, den man Gott widmen möchte, ſo getheilt iſt. Es iſt dies die Strafe meiner Verirrungen, und ich bitte Gott, ſie im Geiſt der Buße hinzunehmen; ich hoffe, daß Sie mich dabei unterſtützen werden; ich erwarte von Ihrer Freundſchaft, daß Sie mir dieſes Erbarmen von unſerem Herren erlangen werden."

So weit die Herzogin ihr Heil davon abhängig geglaubt hatte, wurde ihr Wunſch nicht erfüllt. Der Herzog von Longueville hatte, ſeit er aus dem Gefängniß befreit war, ſich ruhig in ſeiner Provinz Normandie als Gouverneur gehalten, und dem Hofe beigeſtanden, ſelbſt im letzten Kampfe deſſelben gegen die Condé. Nun konnte er ſich nachdrücklich für ſeine Frau verwenden, ſo daß ſie Erlaubniß erhielt, mit ihm in Rouen zu leben[1]). Die Heirath ihres Bruders Conti mit einer Nichte Mazarins, Mar-

1) Ob ſie gleich ſeit mehreren Jahren nichts ſo ſehr gemieden hatte, als ſeine ruhige Nähe, und bei allen gerechten Gründen des Misvergnügens war er ſtets ſehr gut gegen ſie und blieb in ſie verliebt. Wir haben es uns nicht

tinozzi, machte nicht nur ihre äußere Stellung beſſer, ſondern ſie konnte mit derſelben wetteifern in ſtreng chriſtlichem Leben. Endlich wurde noch ein ſchwerer Stein durch den Abſchluß des Pyrenäen-Friedens von ihrem Herzen gewälzt; trotz Mazarins Widerſtand, welcher der Bekehrung der Herzogin nicht traute und fürchtete, ſie möchte durch ihren Bruder neue Unruhen erregen[1]), kehrte auch dieſer nach Frankreich zurück[2]). Da nun Mazarin, gegen deſſen abſolute Gewalt zunächſt die Großen unter Anführung der Bourbon-Condé ſich erhoben hatten, zu Anfang 1661 ſtarb, hätte die Herzogin wieder mit aller Würde an dem Hofe leben mögen. Allein nunmehr zeigte es ſich, daß, was ihr anfangs durch die Noth der Umſtände aufgedrungen war, nun freie Wahl geworden war. Denn eben auf den Anfang dieſes Jahres fällt eine Acte, welche unten in ihren Hauptpunkten als Spiegel ihres Innern und der Bußgrundſätze Port-Royals mitgetheilt werden ſoll[3]).

Die Herzogin unter der Leitung Singlins.

Seit die Herzogin wenigſtens ihr Verlangen auf die innere, göttliche Welt gerichtet hatte, fühlte ſie das Bedürfniß eines guten Beichtvaters; allein ſie war anfangs nicht ſehr glücklich. Sie ſollte das Beten nach einer feſten Methode lernen, es wurden ihr einige Seiten in einem ascetiſchen Buche als Gegenſtand ihrer Betrachtung während einer Retraite von mehreren Tagen aufgegeben. Allein das war nicht ihr Weg. — Sie ſuchte nun einen Beichtvater für ihr Bedürfniß in dem Kloſter, deſſen Namen ſchon wie eine Weiſſagung für ſie klang, mit welchem perſönliche Freundſchaft ſie ſchon verband.

verſagen können, eine Schilderung ſeines Verhältniſſes zu ſeinen Unterthanen in Neufchatel beizufügen, welche vielleicht in den letzten Jahren auch ſonſt wieder veröffentlicht wurde. Siehe Beilage IV.

1) Als der ſpaniſche Friedensvermittler auf der Einſchließung Condés in den Frieden drang, ſagte Mazarin: Ihr Spanier habt gut reden. Eure Weiber befaſſen ſich mit nichts, als der Liebe; in Frankreich iſt es anders; wir haben deren drei, welche im Stande wären, drei große Königreiche zu regieren oder umzuwälzen, die Herzogin von Longueville, die Prinzeſſin von der Pfalz und die Chevreuſe.

2) Um dieſe Zeit klagt ſie, daß ſie durch die „Komplimente von ganz Frankreich" erdrückt werde. „Ich hatte 3000 Leuten zu antworten, welche ſich weder um mich, noch um meinen Bruder kümmern."

3) Siehe Suplément au Necrologe de Port-Roïal Seite 137, etc.

Der Moment, worin ſie ſich für Port-Royal entſchied, iſt charakteriſtiſch. Es war um die Faſtenzeit, wo ſich die Verfolgungen jährlich verdoppelten, indem die Einen ihre Frömmigkeit in Angriffe auf die Janſeniſten, die Anderen in Erduldung dieſer Angriffe ſetzten. Es war gerade im Jahr 1661, als der König ſelbſt, unmittelbar nach Mazarins Tod, den Untergang Port-Royals beſchloß. Vielleicht auch ihre Hochherzigkeit trieb ſie, die Gefahr der Verfolgung zu theilen.

Singlin war längere Zeit umſonſt angegangen worden, der Berather ihres Gewiſſens zu werden. Als er eines Tages in ſeinem engen Verſteck das Evangelium von der Kanaaniterin las, fühlte er ſich ſehr davon getroffen. Wie Chriſtus, von ſeinem Wirken am Volke Gottes vertrieben, der Kanaaniterin die göttliche Gabe mittheilte[1]), ſo fand er ſich auch von ſeiner beichtväterlichen Thätigkeit in Port-Royal verdrängt. Da er ſich aber verborgen halten mußte, um der Gefangenſetzung ſich zu entziehen, ſah er ſich genöthigt, Laien-Gewand anzulegen und im kurzen Rock und in der Perrücke des Arztes ſie zu beſuchen. Er tröſtete ſich über den Betrug damit, daß er ja allerdings wie ein Arzt ſie um ihrer Geſundheit willen beſuche[2]). Nach ſeinem erſten Beſuch theilte er ſeinen Vertrauten mit, ſie habe „das Herz und Gewand einer Büßenden;" ſie verdiene weiteren Beiſtand.

Bei einer der erſten Zuſammenkünfte brachte ſie ihn in nicht geringe Verlegenheit durch die Erklärung, daß ſie gelobt habe, in ein Kloſter zu treten. Er hielt ihr entgegen, daß ſie nicht frei ſei; das Leben in ihrem Hauſe ſei für ſie durch allerlei Übungen der Geduld und Demuth nützlicher, als die Ruhe des Kloſters es wäre. Das Kloſterleben tauge ſelten für Leute, die verheirathet geweſen ſein und in der Welt gelebt haben. Gerade das, daß ein ſolcher

1) Der Herzogin ſelbſt rieth er, das Wort Chriſti an die Kanaaniterin auf ſich anzuwenden: es iſt nicht recht, das Brot den Kindern zu nehmen, um es den Hunden zu geben.

2) Fontaine, der Genoſſe ſeines Verſtecks, erzählt: „Ich ſah, daß es ihn einige Mühe koſtete, zu dieſem Äußerſten (extremité) zu kommen. Es machte mir nichts deſto weniger Vergnügen, ihn zu ſehen, wie er ſich verkleidete. Er ſelbſt konnte öfters ſich nur mit Mühe des Lachens erwehren, wenn er ſich auf dieſe Weiſe traveſtirt ſah. Er ſagte mir: „Manus quidem sunt Esau. So gleiche ich denn ganz den Weltleuten, aber ich muß verſuchen, unter den Kleidern, welche mich verſtellen, immer die Stimme Jakobs zu haben." — Es ließe ſich mit Beiſpielen ein eigener Begriff des Komiſchen im Sinne Port-Royals ermitteln.

Schritt Aufſehen machen würde, ſei das Gefährliche daran. Vorerſt ſei ihr gewiß der Aufenthalt in der Welt nützlicher, der im Kloſter wäre gefährlicher. — Daſſelbe urtheilte er von den außerordentlichen Kaſteiungen, welche ſie ſich als Büßungen auflegte und welche dem Herzog für ihre Geſundheit, ja für ihr Leben bange machten. — Eine andere Familienangelegenheit ſoll nach Fontaine Singlin[1]) vorgelegt worden ſein; allein Singlin war längſt todt, als dieſe Sache in Frage ſtand. Ihr älterer Sohn hatte leichtſinniger Weiſe ſich die Prieſterweihe geben laſſen[2]) und war mit geiſtlichen Würden und Einkünften überſchüttet worden. Dieſe beliefen ſich zuſammen auf 100,000 Livres. Port-Royal hielt an den Geſetzen der Kirche, daß Einer nur Ein geiſtliches Amt übernehmen könne. Die Herzogin war über das ungeiſtliche Weſen ihres geiſtlichen Sohnes und beſonders ſeines Eintritts in den geiſtlichen Stand ſehr niedergeſchlagen. Die Mutter Agnes tröſtet ſie, nachdem alle ihre Verſuche, ihn für jetzt von dieſem Schritte abzuhalten, fehlgeſchlagen waren, in einem Briefe: „Es bleiben Ihnen noch unſichtbare Feinde zu bekämpfen übrig, welche ſich bemühen, Sie in die tiefſte Traurigkeit unter dem Vorwande zu ſtürzen, Sie haben viel Grund dazu. Was aber auch geſchehen mag, ſo muß der Friede Gottes unſere Herzen und Gedanken in Chriſto bewahren. Sein Sie feſt überzeugt, daß es Gottes Wille iſt, daß Sie Ihrer Betrübniß widerſtehen.“ Die Herzogin hatte in Rom umſonſt alles Mögliche gethan, um die Weihe dieſes untauglichen

1) Fontaine malt auch hier ins Schöne, indem er dieſen Sohn und ſeine Frömmigkeit rühmt, die Mutter ſelbſt klagt über ſeine Bosheit und Dummheit. Auf die Zeit um 1669 fällt wohl der Kampf, welchen die Herzogin gegen ihren Sohn und den ariſtokratiſchen Eigennutz Condés über die Pfründen zu beſtehen hatte. Wenn nun Fontaine von dem großen Beiſpiele ſpricht, welches durch das freiwillige Aufgeben der meiſten Einkünfte ſeiner Kirchenſtellen gegeben wurde, ſo iſt das Gegentheil überflüſſig beurkundete Thatſache. Die Herzogin ſchreibt bei dieſer Gelegenheit: „Ich bewundere die Urtheile der Leute, daß ſie mir das Unrecht nicht anthun, mich für damit einverſtanden zu halten, indem ſie ſagen, ich ſei eine Närrin, daß ich mein Haus den lächerlichen Skrupeln zum Opfer bringe; auch die chriſtlichen Leute ſind damit einverſtanden, daß es eine Narrheit, aber die des Kreuzes ſei, achten mich aber nur um ſo mehr. Gott aber, welcher der Beweggrund meiner Handlungen iſt, der den Grund meines Herzens ſieht, urtheilt anders, als beide; er ſieht, daß meine Gerechtigkeit von ſo vielen Fehlern begleitet iſt, daß ſie ganz entſtellt iſt.“

2) Die Prieſterweihe erhielt er erſt 1669 vom Pabſt ſelbſt, trotz der Gegenvorſtellungen der Mutter. Er mag allerdings vorher ſchon Pfründen erhalten haben.

Menſchen zu hintertreiben. — Ihr zweiter, bei weitem begabterer Sohn, der Graf von St. Paul, zu deſſen Gunſten der Ältere auf das Herzogthum, auf die erbliche Würde des Gouverneurs der Normandie und auf 300,000 Livres jährliche Rente verzichtete, ging in ſeiner frühen Jugend als Freiwilliger zur Vertheidigung Kandias gegen die Türken ab. Die Herzogin gab ihm dazu ihren Segen mit und ſah auch darin eine Sühnung des Frevels, welchen man begangen hatte, indem man ihm als Knaben geiſtliche Stellen und Einkünfte gegeben hatte, zugleich eine Erſtattung des Kirchenguts, welches ihr Gemahl als Fürſt von Neufchatel für ſich eingenommen hatte. Auch freute ſie ſich darüber, daß er wenigſtens dieſe Zeit über der Verderbniß des Hofes entnommen ſei. Dieſer Feldzug war indeß einer der aller gefährlichſten; er reiſte unter den Gebeten Port-Royals. Ihn begleitete ein alter Hauptmann, welcher in die Congregation des Oratoriums getreten war und mit ſeiner Kriegserfahrung die ſtrengſten chriſtlichen Tugenden verband. Dieſer Sohn fiel 1672, ein Opfer ſeiner Tollkühnheit, bei dem Rheinübergang, im Augenblick, da er zum König von Polen erwählt werden ſollte.

Man hatte bisher, wie ſchon gemeldet, die Herzogin durch die damals in der katholiſchen Kirche ſehr verbreitete Methode des Gebets oder vielmehr der Betrachtung geplagt. Dieſe war eine künſtliche Arbeit der Phantaſie und der Gedanken, ja der mehr ſinnlichen Vermögen (ſie erinnert an die Methode Loyolas). Singlin dagegen zeigt, wie dadurch das Leſen der Schrift verdrängt werde; auch dieſem müſſe allerdings eine Betrachtung, namentlich eine praktiſche Anwendung auf uns ſelbſt, eine Nahrung für das Herz folgen und daraus das Gebet kommen. Denn mit jenem iſt die Erkenntniß Deſſen, was uns fehlt, unmittelbar verbunden; das Gebet aber iſt ein Verlangen, ein Bitten um das, was uns fehlt. Das kirchliche Alterthum habe dieſe methodiſchen Meditationen nicht gekannt; ſie ſich zur Pflicht machen, ſei eine Laſt für den Geiſt. Man ſolle dem Geiſt Gottes Freiheit laſſen, ob er ſolche Meditationen in Folge des Gebets geben wolle; wenn er dieſes aber nicht thue, ſei das Gebet um nichts weniger gut oder wirkſam. Da in der Sorbonne erſt kürzlich die Behauptung aufgeſtellt worden war, daß es nicht nöthig ſei, die Heiligen anzurufen, ſo fragte die Herzogin Singlin darüber um Rath. Er bewies die

Nothwendigkeit aus den alten Gebeten der Kirche z. B. bei der Taufe, Beichte; wenn die Schrift verlange, daß wir Väter und Mütter ehren, ſo meine ſie damit gewiß nicht minder die geiſtigen als die leiblichen. Wer ſagte, man brauche die Gattin des Königs nicht zu ehren, wäre ein Staatsverbrecher; es iſt folglich ein Verbrechen, in der Kirche zu behaupten, man ſei nicht verbunden, die Kirche im Himmel zu ehren, ihre Verwendung bei Gott für unſere Bedürfniſſe zu gebrauchen, zumal ſie uns beiſteht und unabläſſig ins Mittel tritt. Iſt doch ſie hauptſächlich unſere Mutter, die vollkommene Gattin des Lammes, welche mit ihm im Himmel und auf Erden regiert. „Durch obige Behauptung, daß man nicht verpflichtet ſei, mit ihr in einem Verkehr zu ſtehen, macht die Sorbonne ein Schisma nicht mit der Kirche der Erde, ſondern mit der des Himmels. Denn der Verkehr mit ihr mußte in Bitten und Dank beſtehen.“ Singlin ſieht darin einen Beweis, daß die Sorbonne von Gott verlaſſen ſei, ſeit ſie ihre trefflichſten Mitglieder ausgeſtoßen habe.

Nun fragt es ſich aber, wie der vertriebene Beichtvater von Port-Royal das innere und äußere Leben der herzoglichen Büßerin leitete. Ihre eigene Feder hat uns ihre Selbſtprüfung während einer Retraite und die Regeln, welche man ihr dazu an die Hand gab, erhalten[1]). Singlin hatte — was ſeit St. Cyran als entſcheidende Maßregel für nothwendig erachtet wurde — ihr eine Beichte über ihr ganzes Leben, wenn auch nur im Allgemeinen, verordnet, um ihr zugleich den Frieden einer völligen Erneuerung zu verſchaffen. Die Herzogin ſchreibt: „Ich habe am 21. November 1661 eine Beichte über mein ganzes früheres Leben Singlin abgelegt; ich wurde dazu durch die Anſicht getrieben, welche mir Gott eingeflößt hat, daß die Unabhängigkeit, worin ich ſeit einigen Jahren lebe, meiner Seele ſehr nachtheilig ſei, und ſie zur Lauheit verführe. Man hat mir beſonders eine große Losſcheidung anbe-

1) Der Supl. an Necr. ſagt: „Es iſt dies die Rechnung, welche eine ehrlich zu Gott zurückkehrende Seele ſich ſelbſt von ihren Fortſchritten auf dem Wege des Heils vorlegt. Dieſer Abſchnitt muß freilich Vielen ſonderbar erſcheinen.“ — Im Verlauf dieſer Memoiren ihres innern Lebens während einer längeren Retraite ſagt ſie: „Es iſt mir der Gedanke über mich ſelbſt gekommen, daß ich aus Eitelkeit ſehr zufrieden ſei, daß man mir aufgetragen, das Alles niederzuſchreiben, weil ich vor Allem dabei mich ſelbſt und Andere mit mir ſelbſt beſchäftige; denn die Eigenliebe macht, daß man lieber Böſes, als gar nichts von ſich ſagt. Daher unterwerfe ich auch dieſen Gedanken dem Urtheile.“

fohlen; ich habe mich dafür anzuſehen, daß mir ſelbſt die erlaubten Dinge verboten ſind, um auf eine Art zu büßen, daß ich mich den unerlaubten ſo ganz hingegeben hatte. Da ich mich von Gott dadurch entfernt habe, ſo muß ich mich mit ſeiner Gnade durch freiwillige Beraubung der andern ihm nähern. — Man hat mir befohlen, nie in eine Kirche zu treten, ohne mich als excommunicirt und der Myſterien unwürdig zu betrachten; beſonders während der Meſſe und Chriſti Gegenwart darin habe ich den Geiſt in den Mittelpunkt meiner Unwürdigkeit zu verſenken, die Augen auf die Erde, nicht auf die Hoſtie zu richten. — Ich werde meine Zeit zwiſchen Gebet, Lectüre und Handarbeit für Arme oder arme Kirchen theilen. — Man wünſcht, daß ich mich ſelbſt in Betreff der göttlichen Angelegenheiten des Schweigens ſehr befleißige, daß ich vielmehr fleißig zuhöre; mein Zuſtand erlaubt nicht, daß ich Jemanden unterrichte, ſondern ich ſoll mich gerne unterrichten laſſen. Man will auch, daß ich Niemanden tadle, ſondern daß ich mich vielmehr auf meine Fehler richte und von den fremden abkehre."

„Man wünſcht, daß ich Gott bitte, er wolle mich dieſen neuen Entſchluß faſſen laſſen, nicht blos in der Vorausſetzung, daß er mir vielleicht nothwendig ſein könnte, ſondern in dem wahrhaften Verlangen, das heißt, in einer freien Bewegung meines Herzens mehr als je in den engen Weg einzutreten, welcher allein ſelbſt die Unſchuldigen zum Leben führen kann. Man hat mir geſagt, daß die Seele, wenn ſie recht zu Gott bekehrt iſt und recht von ſich ſelbſt abgewandt, nicht mehr die empfindlichen Schmerzen haben würde, welche man bei Entdeckung ſeiner Verbrechen und Untreue erduldet; vielmehr thue ſie mit Freuden Alles, was der Gerechtigkeit Genüge thun könnte."

„Man wollte auch von mir wiſſen, ob ich nicht entweder den inneren Übungen zu Förderungen meiner Vollkommenheit, noch den äußeren, zu Einrichtung meines Lebens, willkührliche Schranken ſetze. Denn nichts iſt dem Geiſt der Buße mehr entgegen, als dieſe Unterſuchung, welche die Meiſten anſtellen, ob das, was man ihnen aufgiebt, wirklich nöthig oder nur nützlich ſei. Dies iſt offenbar der Rückhaltsloſigkeit (étendue) entgegen, welche die Liebe ins Herz giebt, freudig alles Mögliche zu thun, um unſere Seele von Grund zu erneuen. Man hat mir geſagt, der wahre Büßende müſſe zu Allem willig und bereit ſein, was man ihm auflege, und

zwar nicht blos aus Gehorſam, ſondern durch eine Bewegung der Liebe, welche ihm das Verlangen einflößt, eben ſo viel für Gott kraft des Geiſtes der Gnade zu thun, als er kraft der böſen Luſt für die Ungerechtigkeit ſeiner Leidenſchaften gethan hat. Daher darf man ſich nicht darauf beſchränken, das Gute nur innerhalb gewiſſer Gränzen zu thun. Sondern man muß freiwillig alle über die ordentliche Pflicht hinausgehende Werke (oeuvres de surérogation) — wenn es irgend für Sünder ſolche geben könnte — erfaſſen; denn gegen die göttliche Gerechtigkeit verſchuldet, wie ſie ſind, haben ſie jede Strafe als unendlich unter dem, was ſie zu thun oder zu dulden verpflichtet ſind, ſtehend anzuſehen, da zwiſchen ihrer Buße und der verdienten Sündenſtrafe gar kein Verhältniß iſt. (Ob ſich nun die Herzogin gleich bewußt war, dieſe Lenkſamkeit zu beſitzen, ſo fürchtete ſie doch, es möchte dies nur Schein, ein Reſt von Hochmuth ſein, der ſich in einen Engel des Lichts verwandle. Denn durch Lenkſamkeit gewinne man die verlorne Achtung wieder.) Man hat mir auch geſagt, ein Zeichen, daß man wirklich Buße thue, ſei, wenn man ſich nie, nicht einmal bei ſeinen Freunden, über die Widerwärtigkeiten des Lebens, über Ungerechtigkeiten, über die Verachtung, über üble Behandlung und Undank beklage. Man müſſe das Alles, möge es ſo ungerecht ſein, als es wolle, als uns von Gott mit Recht auferlegt und dieſe Leute nur als die Diener der göttlichen Gerechtigkeit für uns anſehen; denn wenn wir feſt überzeugt ſind, daß wir die ewige Verdammniß verdienen, welche zeitliche Unannehmlichkeit werden wir für unverdient achten, wie werden wir über das, was irgend von Menſchen kommt, bitter werden können?“

Und nun ſchildert die Herzogin ihren Seelenzuſtand während der Retraite, womit ſie ſich auf ihre Beichte vorbereitete: „Je länger, je mehr ſchwand die Bangigkeit vor einem noch engeren Wege und der Überdruß. Ich glaube deutlich erkannt zu haben, daß mein Leben, nämlich ſeit ich mich zu Gott bekehren wollte, ſehr unnütz war; denn das Frühere verdient einen andern Namen. — Schon ſeit langer Zeit ſuchte ich — wenigſtens ſchien es mir ſo — den Weg, welcher zum Leben führt, aber es war mir immer, als ſei ich nicht darauf, ich fühlte, daß zwiſchen mir und Gott ein Hinderniß liege, ohne zu wiſſen, welches; ich hatte eine gewiſſe Unruhe, an meine Stelle zu kommen, ohne jedoch zu wiſſen, wo

ſie ſei, noch auf welchem Wege ich ſie zu ſuchen habe. Dagegen, ſeit ich mich unter Singlins Leitung geſtellt habe, ſchien es mir, daß ich auf dem geſuchten Punkte ſei, nämlich am rechten Eingang des Wegs zum chriſtlichen Leben, um welchen ich bisher nur herumgegangen war. Es machte mir einigen Schmerz, daß ich fürchten mußte, alle Zeit verloren zu haben, welche ich mit einigem Schein von Frömmigkeit verlebt hatte; es war mir in der Beklommenheit meines Herzens wie Petro, der die ganze Nacht gefiſcht hatte, ohne etwas zu fangen. Ich fühlte mich ſeitdem beſonders darüber gedemüthigt, daß Gott mich in ſeiner Kirche dulde, während die Disciplin verlangte, daß ich daraus verſtoßen würde. Dabei empfand ich doch in meiner Seele einen gewiſſen Frieden, ja einige Freude, ſo daß ich wagte, mich für einen Gegenſtand zu halten, auf welchen das göttliche Erbarmen gerichtet ſei; ich fühlte einen Strahl von Hoffnung, eine mir bisher beinahe unbekannte Regung, daß die Gnade in Zukunft ſich auf mich richten werde."

Es iſt mir[1]), wie wenn dieſe Art von Furcht Gottes, worin ich immer ſtehe, ſeit ich durch ſeine Gnade an die Rückkehr zu ihm gedacht habe, welche mich ihn vielmehr als meinen ſtrengen Richter, denn als meinen Gott anſehen läßt, ſich ein wenig vermindert und einem andern, mir als ganz neu erſcheinenden Gefühl gleichſam Platz gemacht hätte. Dieſes erweitert mein Herz ein wenig und zog es aus dieſer Beklommenheit, worin es beinahe immer bei dem Gedanken an Gott verſetzt iſt; es gab mir eine gewiſſe Leichtigkeit zu Gott zu gehen und mich in ſeiner Nähe zu halten, während ich mich ſonſt im Gegentheil gleichſam nur mit Gewalt der Arme an ihm feſthielt, woher es kam, daß ich nachher der Zerſtreuung durch unnütze Dinge zugänglicher wurde, um mich zu erholen. Dieſe Leichtigkeit beſtand nicht darin, daß mir mehr Gedanken gegeben wurden, noch darin, daß mein Geiſt mit größeren Erleuchtungen unterhalten wurde, ſondern in einer Beruhigung des Grundes meiner Seele, darin, daß ich in der Gegenwart Gottes gehalten wurde, wie an einem mir natürlicher gewordenen Ort und (wenn man wagen will, es auszuſprechen) mit der Behaglichkeit, welche

1) Die Skepſis, womit ſie auch ihre eignen Zuſtände ſchildert, iſt nicht zu überſehen. Es heißt immer: il me semble.

man mit ſeinem Freunde hat; was gerade das Gegentheil des früheren Gefühls beim Gedanken an Gott oder beim Gebet iſt [1]).

In dieſer Schilderung, deren oft ganz fein ausgeſponnenen Subtilitäten uns nicht weiter zu folgen erlaubt iſt, ſtellt uns die Herzogin die pſychologiſche Löſung des Streits über attritio und contritio vor Augen. Jene verlangt mehr Äußeres und nur Furcht, welche der Menſch ſich ſchon ſelbſt einflößen kann; im Gefühl der Unbefriedigung reizt ſie die Phantaſie zu Viſionen. Das neue Leben, deſſen Grund die Liebe Gottes iſt, kann der Menſch ſich ſelbſt nicht geben, daher treibt das Verlangen, dieſes höhere Ziel zu erreichen, zur Anerkennung, daß alles wahrhaft Gute allein das Werk der Gnade ſei. Erſteres iſt die beſonders auch von den Jeſuiten nebſt fleißigem Gebrauch der Sacramente empfohlene Methode, Letzteres charakteriſirt Port-Royal.

Die früheren Verirrungen ihres Lebens führt ſie auf die Vergnügungsſucht [2]) und auf den Stolz zurück, welche unzertrennlich geweſen ſeien, indem ſie ihr Vergnügen in dem geſucht habe, was ihrem Stolze ſchmeichelte. „Das lockende Wort des Satans: Ihr ſollt ſein wie die Götter, war der Pfeil, der mein Herz ſo tief durchbohrte, daß das Blut noch aus der Wunde fließt und noch lange daraus fließen wird, wenn es Chriſtus nicht ſtillt.“ — Selbſt indem ſie ihre Sünden ſchriftlich beichtete, glaubte ſie ſich auf der Fährte des Stolzes zu finden; denn nur daher könne das Verlangen kommen, zu erfahren, was Andere von uns denken.

Die Herzogin war noch über die Chriſtfeiertage [3]) in ihrer Retraite; ſie war bereit ihre Communion bis Oſtern aufzuſchieben, denn ſie fühlte, daß dieſe Trennung vom Leibe des Herrn ſie ſtärke,

1) Nicht zu überſehen iſt der Zuſatz: Cette manière d'occupation a duré quelque quart-d'heure, il me semble, ou un peu plus.

2) Sie ſchreibt: wenn ich von Vergnügen rede, ſo verſtehe ich das, welches auf meinen Geiſt Eindruck machte. Die anderen Vergnügungen machten ſchon vermöge meines Naturels keinen Eindruck auf mich.

3) Sie ſchreibt täglich ihre inneren Erlebniſſe, die sécheresse, die unnützen Worte auf, wobei ſie die Beweggründe ſcharf, aber auch mit ſkeptiſcher Unentſchiedenheit analyſirt. Am wenigſten vergißt ſie die Gnaden Gottes. — Am Tage der unſchuldigen Kindlein ſchreibt ſie: Das Gebet dieſes Tages hat meinen Geiſt ergriffen; denn es ſcheint mir, daß mein Herz ziemlich unberührt davon geblieben iſt. Mein Geiſt alſo war aufmerkſam auf die Art, wie dieſe Unſchuldigen ihr Zeugniß für Gott abgelegt haben, nämlich mit ihrem Tode, nicht mit Worten. Ich verlangte, daß Gott mir die Gnade wirkſam genug ſchenkte, um ihn zu bekennen, indem ich auf meine Weiſe, nämlich

indem ſie dadurch gedemüthigt werde. Singlin aber ertheilte ihr um Epiphanias, zu ihrer freudigen Überraſchung, die Abſolution und bald auch den freien Hinzutritt zum Abendmahl. „Seit meiner Verſöhnung,“ ſchreibt ſie, „war ich in einem großen Frieden, welcher in einigen Augenblicken ſelbſt zur Freude geworden iſt. Seit Singlin mir geſchrieben hat, ich ſolle mich nur vor Gott demüthigen, iſt mein Geiſt ganz frei. Ich war beim Gebet ſtets in großem Frieden im Grund meiner Seele und voll Verlangens ihm ganz anzugehören.“ Sie fühlte, daß ſie ihre gewöhnlichen früheren Fehler jetzt meiſt mit Leichtigkeit überwinde; ſie dankt Gott unter andern Gnaden beſonders dafür, daß er ſie dieſe geiſtige Leitung endlich habe finden laſſen.

Das Benehmen des ihr als übertrieben ſtreng geſchilderten Singlin hatte ſie ſehr überraſcht. Die Herzogin glaubte über dieſe ſchonende Behandlung ſich mit ihm um ſo mehr verſtändigen zu müſſen, als ſie glaubte, man halte ſie für zu ſchwach und wende deshalb die rechten Mittel nicht an. Singlin erklärte ihr aber, daß ſie auch jetzt nach der Aſolution ſich vor Gott noch als Büßende anzuſehen habe, wie die größten Heiligen auch nach der Vergebung ihrer Sünden ihr ganzes Leben Buße geübt haben.

Arnauld hatte in ſeiner Schrift gegen das häufige leichtſinnige Communiciren und Beichten beſonders das todte, unfruchtbare, äußere Werk angegriffen. Es war ihm dabei um die innere Erweckung und um das neue Leben in der Gnade zu thun; nur wo dieſes angebrochen ſei, ſei die Abſolution wirkſam; nur wenn die Gnade uns vor Gott von der Sünde gelöſt und mit ihm verbunden hat, iſt die Abſolution des Prieſters wirkſam und verbindet uns wahrhaft mit der Kirche, dem Gefäß der Gnade. Daher mußte ſich auch die Herzogin von vornehmen Damen vorwerfen laſſen, ſie verhindere die Leute ſich zu bekehren, indem ſie behaupte, man müßte ſchon bekehrt ſein, um zu communiciren[1]). Es konnte

meinem Stolz ſtürbe. Ich bat den ſterbenden Chriſtum, vor deſſen Bild ich betete, er möchte mir irgend eine Theilnahme an ſeinem Tode eindrücken, damit er mich mir ſelbſt ſterben machte. Nachdem dies Alles durch meinen Geiſt gegangen war, blieb ich ſchweigend vor Chriſto, indem ich ihm dieſes Verlangen vorhielt. — In ihren gnadenreichſten Stunden hielt ſie ſich meiſt an eine Stelle aus den Pſalmen oder aus einem Propheten.

1) In dem Progrez du Jansenisme par de Preville. Avignon 1655. 4°, einer feindſeligen Schrift, findet ſich folgende Ausſage der Tochter des Herzogs von Atrie im Verhöre, ſie habe St. Cyran predigen hören: Wie

aber nicht fehlen, daß falſche Eiferer bald in dem Selten-Communiciren, in der Verſchiebung der Abſolution ein eben ſo ſicheres Mittel der Seligkeit ſahen, als die jeſuitiſche Partei im Gegentheil. Wir ſehen aus dem Folgenden, daß dieſe äußerliche, todte Auffaſſung bald anfing ſich zu verbreiten. Allein Port-Royal ſelbſt war ſich der Grundwahrheit zu klar bewußt, als daß es in dieſe Schlinge hätte fallen ſollen. Singlin hielt der Herzogin entgegen, daß die Unterwürfigkeit und Ausdauer nach der Abſolution mehr Gehalt haben können, als der Aufſchub und die Beraubung der Sacramente bei Anderen, „wie man denn heut zu Tage aus Erfahrung ſieht, daß dieſe Mittel wenig nützen. Denn man gewöhnt ſich leicht daran, wird dadurch mehr ſtolz, als demüthig, indem man damit um nichts reumüthiger iſt." Die Kirche habe immer mehr auf die wahre Frucht der Buße geſehen, alſo auf den Willen, zu Gott zurückzukehren und ſich demüthig und ſtark an ſeinen Dienſt anzuſchließen, als auf die Zeit. Weder die Communion, noch die Enthaltung davon mache uns vor Gott wohlgefällig, ſondern die Art, wie man communicirt oder ſich davon entfernt halte. „Daher kann es manchmal eben ſo übel ſein, ſich der Communion zu enthalten, als ſie zu empfangen."

Da die Herzogin von ihrem erſten Befremden darüber, daß ſie ſobald aus dem eigentlichen Stande der Buße in den Genuß der Sacramente verſetzt worden war, ſich nicht ſogleich erholen konnte, fuhr Singlin fort: „Glauben Sie mir, der Aufſchub der Abſolution und die Beraubung der Communion iſt heut zu Tage für die Meiſten gar wenig; es kümmert ſie wenig und doch rechnen ſie ſehr darauf, weil es nicht ſo gewöhnlich iſt. Daher überheben ſie ſich deſſen und bilden ſich ein, Großes gethan zu haben, während ſie noch nichts gethan haben. Denn ſie ſetzen darein beinahe

der Herr bei der Erweckung Lazari, welcher das Bild des Sünders iſt, dieſem zurief: ſtehe auf! worauf dieſer auferweckt war, jedoch im Grabe blieb, bis er ſeinen Jüngern ſagte, ſie ſollten ihn losbinden; gerade ſo ſei es mit Denen, welche durch eine wahre, lebendige Buße (contrition) in Gott auferweckt ſeien, ſie werden durch die Abſolution des Prieſters ſofort losgebunden und frei gemacht, um die Functionen des Lebens der Gnade zu verrichten. — Man ſagte St. Cyran nach, er ſpreche deshalb ſo viel von der erſten Kirche, weil die Apoſtel in der Zeit vom Tode Chriſti bis zu Pfingſten nicht communicirt haben! Pauli Aufenthalt in der arabiſchen Einöde war auch den Nonnen von Port-Royal zur Zeit ihrer Excommunication ein Troſt, da auch er dort ohne Sacrament war.

die ganze Buße oder doch hauptſächlich. Daher iſt es beſſer, ſie bald zu abſolviren und ihre Communion nicht hinaus zu ſchieben, um ihnen dieſen Irrthum, dieſe Einbildung abzuſchneiden, und ihnen zu zeigen, daß die Buße in Handlungen beſteht und in der fortlaufenden Lebensweiſe, nicht in leichten Dingen, die nichts ſind. Es iſt beſſer, ſie zum Almoſengeben, zum Gebet, zur Abtödtung der Leidenſchaften, des Geiſtes und ſelbſt des Körpers anzuhalten, ſo weit ihr Stand es erlaubt und ohne etwas Unanſtändiges zu thun oder ohne die Anderen zu beleidigen, zu Erduldung von Unrecht und Unannehmlichkeiten, zum Beiſtand Unterdrückter, Unterſtützung der Guten und Widerſtand gegen die Böſen, zu Verminderung des Luxus und der Überflüſſigkeiten, ſoweit es der Anſtand erlaubt, zur Vermeidung der Sonderbarkeit und der Schmeichelei, der Verzärtlung, beſonders bei ſich daheim, wozu man mehr Freiheit hat, wenn es ſein kann, einige ſtrenge körperliche Übungen insgeheim zu vollbringen, und überhaupt das ganze Leben zu ordnen, ſo daß es am Morgen bis Abend keine Leere giebt und alle Handlungen chriſtlich und Gott geweiht ſeien. Wenn Jemand auf dieſe Weiſe Proben ſeiner Buße giebt, ſo hat man ihn ohne weitere Schwierigkeit die Abſolution und die andern Sacramente zu ertheilen. Daher legen Sie Ihre Hauptbuße in demüthige Ertragung Deſſen, was Sie in Ihrem Hauſe und in der Geſellſchaft ſchmerzt, in Erfüllung Ihrer Pflichten, ohne auf Ihre eigene Befriedigung oder auf Ihren Schmerz zu ſehen. Denn ſeine Ruhe und Befriedigung ſuchen, ſei es, in was man wolle, ſelbſt in den heiligſten Dingen, iſt keine ſonderliche Tugend. Groß iſt nur, ſich an die Ordnung Gottes und an ſein Gebot anzuſchließen, ohne unſer Gefühl, ohne unſern Geſchmack zu befragen."

Indeß fand er für gut, ihr, nicht wie ihre bisherigen Beichtväter, alle acht, ſondern alle vierzehn Tage das Abendmahl anzurathen. Er glaubte, die Schrift Arnaulds eifere noch nicht genug gegen den verderblichen Misbrauch des häufigen Communicirens. — Die ſchweren Anfechtungen wegen ihrer Sünde kehrten freilich auch jetzt noch oft zurück. Sie warf ſich vor, daß ſie auch das Gute ſo ſchlecht, nur äußerlich gethan habe, daß ſie ſich nur als eine Heuchlerin anſehen könne. Ihr Temperament und Scharfſinn waren erfinderiſch in Verbindung mit ihrem Schuldbewußtſein ihr allerlei ſchwere Gedanken zu machen. —

Die Prädeſtination war für Port-Royal die Formel, worin ſich das Bewußtſein ausdrückte, daß das Chriſtenthum ein ganz neues, göttliches Leben, mit Luſt und Liebe zu allem Guten ſei, welches alſo der Menſch ſich nicht ſelbſt geben kann. Man kann wohl ſagen, die Reformirten ſeien conſequenter geweſen, indem ſie neben die Prädeſtination nur für den Gläubigen eine reelle Gegenwart Chriſti im Abendmahl ſtellten. Die Janſeniſten mußten lehren, Chriſtus ſei nicht für Alle, ſondern eigentlich nur für die Prädeſtinirten geſtorben, und doch reichte nach ihnen die Kirche Jedem den wirklichen Leib Chriſti, während ſie ihm keinen geiſtigen Antheil am Verdienſt Chriſti gewährte. Allein auch hierin iſt im Grunde der Janſenismus nicht etwa nur katholiſch, ſondern der Geiſt der alten Kirche giebt ſich auch dadurch in ihr kund. Er ſtellt dem jeſuitiſchen, überkirchlichen und dem freigeiſtigen, außer- und widerkirchlichen Rationalismus das Myſterium entgegen, welches jede poſitive Religion durchdringen muß. Der römiſche Katholicismus und die reformirte Kirche haben jeder Theil Einen Ausdruck des großen Einen Myſteriums der Liebe Gottes als den ausſchließlich wahren ſich angeeignet. Die lutheriſche Kirche hat beide, weſentliche Gegenwart Chriſti im Sacrament und alſo in der Kirche und die Gnadenwahl, vergeiſtigt und ſo die Lebenswurzeln der poſitiven Religion ungetrennt bewahrt, ohne daß ſie einander abſtoßen. Der Janſenismus wollte die ſtrenge Gnadenlehre und die ganze römiſch-katholiſche Kirchlichkeit verbinden; ſo geſchah es, daß er die ſich durchaus widerſtrebenden Lehren der Prädeſtination und der Transſubſtantiation gewaltſam zuſammenkettete. Das Verhältniß dieſer beiden Lehren war bei ihm ein eben ſo erzwungenes, als ſein Verhältniß zur römiſchen Kirche. — Alle dieſe drei neueren Geſtaltungen des Chriſtenthums haben damit angefangen, ſich gegen jede Scholaſtik aufzulehnen, und haben im Verlaufe jede ihre Scholaſtik zu Darſtellung des ihr inwohnenden Lebens entwickelt.

Die melancholiſch-träumeriſche, dabei mit einem eigenthümlichen Forſchungstrieb ausgeſtattete Herzogin mußte ſich von den Tiefen der Gnadenwahl wie von einem ſchwindelnden Abgrunde angezogen fühlen. Singlin fand ſie eines Tags in einer großen Niedergeſchlagenheit und Entmuthigung. Sie war erſchrocken Angeſichts der Gerichte Gottes und in der Furcht ihrer Verſtoßung von Gott.

„Er wußte wohl," ſagt Fontaine, „daß, wenn dieſe Unruhe nur von Mangelhaftigkeit der Tugend kommt, ſie ſich zerſtreut, je mehr man darin fortſchreitet; daß ſie aber, wenn ſie vom Temperament herkommt, immer bleibt, und ſelbſt zunimmt, wenn die Tugend nicht äußerſt rein und ſtark iſt. Er ſtellte ihr vor, es komme ihr nur zu, Gott mit Treue zu dienen, von ganzem Herzen und aus allen Kräften die Pflichten zu erfüllen, welche er ihr aufgelegt, ohne Anſpruch darauf zu machen, zu wiſſen, was im Himmel geſchehe, was Gott aus ihr machen wolle. Das könne ſie nicht thun, ohne die Zeit zu verderben, ohne Leib und Geiſt zu ſchwächen, ohne ſich zum Dienſte Gottes unfähig zu machen. Wenn ſie ſich beſtrebe, ſeine Gebote zu erfüllen, habe ſie viel mehr Grund zu hoffen. Es ſei gut, ganz auf dieſe Gewißheit und erhabene Kenntniß zu verzichten, welche ſie von der Billigung Gottes und von ſeinem guten Willen für ſie haben möchte, weil dieſes Verlangen gegen die Ordnung Gottes ſei, welche verlangt, daß man im Glauben in der Dunkelheit und Furcht wandle, ohne welche man vermittelſt des Stolzes, durch die falſche Gewißheit und daraus folgende Nachläſſigkeit, in ſein Verderben rennen würde. Dieſe Furcht muß aber ihre Schranken haben. Gott verbietet uns die Erforſchung der Zukunft und ſeiner Abſichten mit uns; denn er will, daß man ſich ihm ganz überlaſſe, daß wir ihn ganz machen laſſen, daß wir nur um unſere Pflicht beſorgt ſeien, ohne an die ſeinige zu denken, da wir verſichert ſind, daß er ſie nicht vernachläſſigen wird."

Indeß lebte die Herzogin meiſt in der Provinz ihres Gemahls und ließ es ſich angelegen ſein, in dieſer und beſonders bei ihrem zahlreichen Geſinde Gutes zu thun und zu fördern. Wie groß die Anhänglichkeit an ſie war, zeigte ſich, als ſie mehrere Jahre nach dem Tode ihres Gemahls nach einem kürzeren Aufenthalt Rouen wieder verließ. Sie ſelbſt ſchreibt: „Mein Auszug aus Rouen war wie mein Einzug; das Volk begleitete mich, wünſchte mir laut allen Segen, es weinte und erwies mir alle Bezeugungen einer herzlichen Freundſchaft. Die mich begleitenden Männer (le Nain und der Pater du Breuil) konnten ſich des Weinens nicht erwehren. Ein Reſt von weltlicher Geſinnung ließ mich daran einiges Vergnügen finden."

Der Herzog ſtarb in Rouen im Mai 1663. Der König bezeugte ihr perſönlich ſein Beileid. Er behandelte ſie überhaupt

immer als Familienglied und erkannte, daß nicht nur das Blut ſeines Stammes in ihren Adern floß, ſondern auch ein königlicher Geiſt in ihr wohnte. Peliſſon erzählt, die Herzogin habe einmal im Unwillen über den König, „um nicht mehr zu ſagen, ſehr indiscrete und gar nicht reſpectvolle Worte“ fallen laſſen. Ein Einziger hatte ſie gehört; es kam vor den König, welcher mit Condé darüber ſprach; dieſer erklärte es für unmöglich, denn ſeine Schweſter habe doch den Verſtand nicht verloren. Der König ſagte, er werde ihr aufs Wort glauben, wenn ſie das Gegentheil ſage. Condé gab ſich alle Mühe, ſie zum Ableugnen zu bewegen, ſie thue dem König ſelbſt einen größeren Gefallen damit. Sie wollte ſich aber des königlichen Vertrauens nicht unwürdig bezeugen, ſich nicht gegen Gott verfehlen, um einen Fehler gegen den König wieder gut zu machen, noch den Verräther als Verleumder darſtellen. Sie ging den folgenden Tag zu Hof und bekannte in einer Audienz ihren Fehler.

Sie hatte ſich während ihrer Retraite 1661 überwunden, der Königin-Mutter einen demüthigen Beſuch zu machen. Die Königin ſelbſt verrichtete ihre Andacht gerne in Gemeinſchaft mit ihr. Doch ging ſie ſtets nur nach langem Gebete und ſelten zu Hof. Auch ſie wollte nichts von dem guten Beiſpiele hören, das ſie bei Hofe geben könnte, das Beſte ſei, gar nicht hinzugehen. Als ſie einmal in St. Germain bei Hofe erſchien, ſagte Condé lachend zum König, heute muß meine Schweſter in einer Schenke zu Mittag ſpeiſen, die Herzogin von Richelieu (bei welcher ſie ſonſt immer zuerſt abſtieg) iſt in Paris. — Nein, nicht in der Schenke, ſondern mit mir ſoll ſie ſpeiſen, erwiderte der König. Das war damals etwas ſo Außerordentliches, daß keiner ihrer Biographen es vergeſſen hat. Nach der Tafel lud Condé ſie ein, eine Predigt des antijanſeniſtiſchen Hofpredigers Bourdaloue zu hören. Als ſie vor der Predigt ein wenig einſchlummerte, rief Condé laut beim Auftreten Bourdaloues: Aufgewacht, Madame, der Feind iſt da! Sie ließ ſich jedoch auch in Paris durch ihr Verhältniß zu Port-Royal nicht abhalten, dieſen großen Kanzelredner fleißig zu hören. Konnte ſie früher ohne Parteiungen nicht leben, ſo war ſie jetzt darüber, ſogar über die theologiſchen, erhaben. Sie hat an ſich zum Theil die Wahrheit deſſen bewährt, was Duguet an eine Fürſtin ſchrieb: „Perſonen Ihres Standes haben, wenn ſie mit der Geburt Licht und Muth verbinden, eine erſtaunliche Leichtigkeit, die Tugend zu Ehren zu

bringen, wenn ſie ſich dafür erklären. Wenn ihre Frömmigkeit nur nichts Hartes hat, wenn ſie gleichmäßig und ohne Launen, und eben ſo nachſichtig für die Anderen, als genau für ſich ſelbſt iſt, ſo iſt alle Welt bereit, ihr Beifall zu ſchenken. Nur muß man auf keinen ſo ſchnellen und ſo allgemeinen Beifall Anſpruch machen, daß man über die Getheiltheit und über den Verzug befremdet würde, ſondern mit Geduld den Erfolg des guten Beiſpiels abwarten und ſich gegen Kritiken feſt machen, welche ja ihre Kraft gegen einen demüthigen, ſanften Widerſtand verlieren." Indeß mußte die Herzogin gar mancherlei Einwürfe und Vorwürfe ſich gefallen laſſen, welche die vornehme Welt gegen ihr frommes Leben machte. — Es iſt unmöglich, von dem chriſtlichen Leben und der Zurückgezogenheit der Herzogin zu erzählen, ohne der Fräulein de Vertus zu erwähnen, von welcher ſie ſagte, dieſe ſei der einzige (menſchliche) Troſt ihres Lebens. Wenn die Herzogin dieſelbe auch nur kurz miſſen mußte, ſo kehrte ihre Schwermuth doppelt ſtark zurück. Es ſcheint, daß Singlin ſie der Herzogin nahe gebracht habe. Fontaine ſagt, nie ſei das Wort Chriſti, wo zwei oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen, beſſer in Erfüllung gegangen, als wenn dieſe drei beiſammen waren. — De Vertus war eine jüngere Schweſter der Herzogin von Montbazon, welche längere Zeit durch Eiferſucht das Leben der Herzogin verbittert und ſie auf Irrwege gebracht hatte. Indeß war die Herzogin, nach Racine, auch auf ſie eiferſüchtig, da die Vertus gleichmäßigeren Humors und dadurch umgänglicher war, auch bei den Theologen von Port-Royal ſich ſehr in Anſehen zu ſetzen wußte.

Nach Singlins Tode wählte ſie Sacy zum Beichtvater, und nach deſſen Gefangennehmung den Pfarrer von St. Jakob du Haut-Pas in Paris, Marcel. Es ſind uns ziemlich viele ihrer Briefe an dieſen erhalten; ſie klagt, daß bald ihr Körper durch ſeine Schwächlichkeit ſie zur Weichlichkeit verleite und die Seele niederziehe, bald ihre Seele „animaliſcher" ſei, als der Körper ſelbſt. Es ſchmerzte ſie, daß ſie zum Guten ſo wenig Kraft habe, während ſie doch zum Böſen ſo viel gehabt habe. Dieſe Unmacht und zeitweiſe Gefühlloſigkeit ihres Herzens nannte ſie ihre Excommunication, während man ihre Bekehrung wegen des Aufſehens und der Öffentlichkeit als eine Art öffentliche Buße im Sinne der alten Kirche anſah. Über ihre Leiden ſelbſt klagt ſie nicht, ſie

ſeien ihr ein Unterpfand, daß Gott in ſeiner Gnade ſie ihre Sünden in dieſer Welt, nicht in der Ewigkeit wolle büßen laſſen; wenn Gott alſo unſerer Sünden vergeſſe, ſo ſollen wir derſelben um ſo mehr gedenken und ſie fühlen. „Es ſcheint mir gerecht, ſchreibt ſie, daß man Überdruß und lange Weile (ennuyer, die Krankheit der hohen Stände) ſpüre, während man zu Gott zurückkehrt, nachdem man ſich ergötzt hat, indem man ſich von ihm trennte. Da er die Wonne der Heiligen im Himmel und auf Erden macht, iſt es nicht befremdend, daß eine Sünderin, wie ich, in ihm die ihrige nicht findet! Ich habe gar nichts dagegen einzuwenden; und wenn nur die Entfremdung meines Geiſtes nicht eine Entfremdung des Herzens wird, verſichere ich Sie, daß ich damit zufrieden ſein werde."

Seit dem Tode des Herzogs hatte ſeine Wittwe das *Patronatrecht* auf vielen mit den Familien-Gütern verbundenen Pfarreien *zu üben*. Sie hatte es ſich ſeitdem zur Pflicht gemacht, die Regeln kennen zu lernen, welche die Kirche für die Ernennung zu Benefizien aufgeſtellt hat, um ihnen ſtreng nachzukommen. Ihr Verfahren zeigt uns, wie Port-Royal die patronatrechtlichen Verhältniſſe geordnet wiſſen wollte. Namentlich hielt ſie feſt, daß man Kirchenſtellen Denjenigen nicht zu geben habe, welche darum nachſuchen und daß der Laienpatron die Reſignation zu Gunſten eines Andern nicht annehme. Man dürfe Keinem eine Pfründe geben, welcher deren ſchon andere hätte oder wahrſcheinlich haben würde, daher namentlich nicht Söhnen vornehmer Familien, welche ſich beinahe nie mit Einer kleinen Pfründe begnügten. Bloße Kapellen, welche auch gewiſſenhaftere Patrone als bloße Sinecuren ohne Rückſicht auf Würdigkeit vergaben, habe man nicht nur, wie die Pfarreien, dem Würdigſten zu geben, ſondern man habe ſie auch als Mittel zu betrachten, mancherlei Gutes zu thun, wozu der Patron eigentlich auf eigene Koſten verpflichtet wäre, als unnütze Geiſtliche von ihren Pfarreien darauf zu verſetzen, guten Pfarrern aus den Einkünften dieſer Kapellen Unterſtützung zu gewähren, wenn ſie mit ihren geringen Pfarreien nicht auskommen können, ihnen Mittel zu geben, Vicare oder Schullehrer zu halten.

Die Herzogin konnte es natürlich nicht vermeiden, mit ſolchen Vorſätzen gegen die Wünſche mancher vornehmer Bekannten anzu-

ſtoßen; ihr Grundſatz aber ſtand feſt, man habe ſich bei ſolchen Gelegenheiten nur ruhig zu halten.

Die Herzogin bediente ſich beſonders des edeln Bernières, um den Zuſtand der ihr gehörigen Gemeinden, auch ihre kirchlichen Angelegenheiten, in allen Stücken unterſuchen und in Ordnung bringen zu laſſen. Mehrere Geiſtliche beklagten ſich auch darüber, daß dies durch einen Laien geſchehe.

Allein die Herzogin ließ es nicht dabei bewenden, ſo die Gegenwart zu ordnen und für die Zukunft zu ſorgen. Die Asceſe richtet ſich weſentlich auch auf die Vergangenheit. Ob man gleich in Port-Royal wohl wußte, daß die Bekehrung ſelbſt und alles Gute, was daraus folgt, nur ein Werk der göttlichen Gnade iſt, daß alſo noch mehr die Sühnung der früheren Sünden nur durch die ſich mittheilende und einwohnende Gnade geſchehen kann, ſo feſt war man überzeugt, daß jede geſunde Buße auch Sühnung und Wiedererſtattung des früheren Unrechts mit ſich bringe. — Und iſt dies nicht das beſte Mittel, fruchtloſe und darum ſtets wiederkehrende Gewiſſensanfechtungen zu überwinden? Die auch dem Gläubigen noch anhängende Sünde iſt doch im Grunde Eine und dieſelbe mit der noch vor der Buße herrſchenden, und es kann daher jene wohl nicht mit allſeitigem Nachdruck bekämpft werden, ohne daß man auch noch gegen dieſe einen thätlichen Kampf führt.

Die Herzogin hielt eigene Kundſchafter, um zu erfahren, welche Gemeinden und Perſonen in den Bürgerkriegen am meiſten und wie viel ſie gelitten hätten. Sie verwandte einen großen Theil ihrer Einkünfte, ungeheure Summen, darauf, dieſen Schaden zu erſetzen, was freilich, auch bei dem längſten Leben, ihr nie vollkommen hätte gelingen können, ſo ſehr ſie ſich deshalb auch einſchränkte. Der Ernſt, womit man von Seiten Port-Royals Vergütung ungerechter Weiſe zugefügten Schadens als Unterpfand wahrer Buße und als Bedingung der Abſolution verlangte, führte unter Anderem beim Tode des Staatsminiſters Chavigni ſehr unangenehme Verwicklungen mit ſich. Dieſer ſtarb unerwartet ſchnell ohne die Sacramente, nachdem er an Singlin erklärt hatte, daß er 973,000 Livres ungerechtes Gut zurückzuerſtatten ſich gedrungen fühle. Die Wittwe gab vorerſt nur 100,000, aber unter der Form freiwilliger Stiftungen; man lehnte es ab, unter dieſer Form und

einen ſo kleinen Theil anzunehmen, und ſie war zufrieden, unter dieſem Vorwande gar nichts zu geben.

Der Prinz und die Prinzeſſin Conti.

Der Genoſſe und das Werkzeug der Herzogin während der Bürgerkriege, ihr Bruder Conti, war auch der Genoſſe ihrer Buße, und zwar fällt ſeine Umkehr in dieſelbe Zeit mit der ihrigen. Er hatte ſogleich nach Beendigung der Bürgerkriege die großen, reichen Pfründen, namentlich die von St. Denis, welche ihm in ſeiner erſten Jugend, da man ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmt hatte, ertheilt worden waren, an Mazarin zurückgegeben. Dies war nur die Einleitung zu einer vollkommenen Verſöhnung mit dem Kardinal. Im Jahr 1654 heirathete er deſſen Nichte Anna Maria Martinozzi, welche, erſt 17 Jahre alt, den kühnſten, unruhigſten Ehrgeiz unter einem äußerſt beſcheidenen Weſen verbarg. — Es war am 1. Mai 1655, daß ihn die Worte Chriſti: „ſo lange bin ich bei euch und ihr habt mich nicht erkannt", tief ergriffen. Zuerſt theilte er ſich dem Biſchof von Comminges, Choiſeul, mit. Im nämlichen Jahre hatte Conti in Pezenas die Stände von Languedoc zu präſidiren. Der Biſchof von Alet, Pavillon, der treue Freund Port-Royals, mußte denſelben beiwohnen. Er machte ſeine Aufwartung bei dem Prinzen; als er bei dieſem eintrat, war es dieſem, als ſpräche eine Stimme zu ihm: Dies iſt der Mann, welchem Du dich überlaſſen mußt, um dich vollkommen zu Gott zu bekehren! — Er erſuchte den Biſchof noch denſelben Abend um eine Zuſammenkunft und erklärte ſich zu Allem bereit, was er ihm auflegen würde. Der Biſchof hielt noch ſehr an ſich, nahm aber in zwei Predigten auf den Zuſtand des Prinzen beſondere Rückſicht, worin er von der geiſtigen Empfängniß, von der dem Sünder, welcher anfängt einiges Verlangen nach der Bekehrung zu fühlen [1]), nöthigen Wachſamkeit, und in der zweiten von den Verheißungen der Taufe und den daraus folgenden Pflichten ſprach. Erſt nach einiger Zeit aber erklärte ihm der Biſchof, ſeine Buße ſcheine ihm lauter, er glaube, ſie werde von Beſtand ſein; er müßte jetzt anfangen, würdige Früchte derſelben zu bringen, die Gegenwart zu ordnen und die Vergangenheit wieder gut zu machen (remé-

1) Es heißt: qu'il compara à une femme enceinte qui a besoin des plus grandes précautions pour ne pas perdre son fruit avant l'enfantement. Seine Frau war eben in dieſen Umſtänden.

dier au passé). So wurde, heißt es, Alet dem Prinzen, was Petrus für Kornelius, Ananias für Paulus, Simplician für Auguſtin geweſen war. Da er indeß die Buße des nach Paris zurückkehrenden Prinzen doch nicht ganz hätte leiten können, ſo lehnte er es ab, deſſen Generalbeichte zu hören, und übergab ihn an de Ciron, Kanzler der Univerſität Toulouſe. Es koſtete dieſes den Prinzen einige Selbſtüberwindung, denn Ciron hätte ihn bei ſeinem Einzug in Toulouſe mit einer Rede bewillkommen ſollen, hatte es aber nicht gethan, weil Conti eine Maitreſſe mitbrachte. Erſt nachdem er in Paris noch neun Monate in ſtrengen Übungen ſeiner Buße gelebt hatte, erhielt er die Abſolution und das h. Abendmahl. In Bordeaux warf er ſich zu den Füßen eines Parlamentsraths, deſſen Frau er entführt hatte, und ſetzte für ſie eine lebenslängliche Rente aus, um in einem Kloſter zu leben. Nachdem er noch in einem Feldzug in Italien befehligt hatte, machte ihn der König, ob er gleich kaum 30 Jahre alt war, zum Gouverneur von Languedoc.

Die Fürſtin hatte indeß an dieſem Streben ihres Mannes keinen Antheil, ſelbſt eine ſchwere Krankheit änderte ihren Sinn nicht. Erſt im ſechsten oder ſiebenten Jahre ihrer Ehe[1]) ließ ſie den Prinzen zu ſich rufen und empfing ihn mit den Worten: Ich glaube, daß Gott mich bekehrt hat. Während der Faſtenzeit 1661 hielten ſie zuſammen eine Retraite in Alet. Die Fürſtin war eine der Erbinnen des eben verſtorbenen Kardinals; aber die Moral von Port-Royal ſcheute kein Verbrechen mehr, als daß man ſich mit dem blutigen Schweiß des Volkes beflecke; man nahm von Leuten, auf deren Vermögen dieſer Vorwurf haftete, keine Schenkungen an. Dazu kam, daß Mazarin 27 Abteien beſeſſen hatte. Sie erbot ſich, ganz auf die ungeheure Erbſchaft zu verzichten[2]),

1) Nach den beſſeren Quellen; es iſt mir wohl bewußt, daß die erſte Grabſchrift im Nekrologe von P.-R. ſagt: détrompée du monde dès l'âge de dix-neuf ans. Auch Fontaine fehlt wieder, indem er die Bekehrung des Prinzen ihren Gebeten zuſchreibt.

2) Dazu wurden auch ſeine geiſtlichen Pfründen gerechnet. Brienne erzählt in ſeinen Memoires weitläufig, wie der Kardinal-Miniſter die Maſſe von Abteien den Söhnen ſeiner Nichten, ſeinen Kreaturen, ſeinen Bedienten vermachte. Man reſervirte ſich auch, fährt er fort, die Abteien von St. Ouen in Rouen und von St. Stephan in Caen für den Prinzen de la Roche-ſur-Yon, zweiten Sohn des Prinzen Conti. Allein dieſer lehnte ſie ab; da er ſich nicht zum geiſtlichen Amte berufen fühle, ſo wolle er auch die Trauben

der Fürſt, ſeine Gouverneursſtelle zu verkaufen, und, mit Vorbehalt von einer jährlichen Rente von bloßen 10,000 Livres, ſein ganzes Vermögen zu Erſtattung des Schadens, den er in den Bürgerkriegen angerichtet hatte, zu verwenden. Allein es wurde nur beſchloſſen, daß er zu Erſtattung des Schadens zwei Millionen bezahlen ſollte. Die Fürſtin war anfangs nicht damit zufrieden daß man nicht auf ihren Geſchmack, die Erbſchaft ihres Oheims zu ſühnen, eingegangen war. Sie wollte auf ihren Gütern eine Kirche prächtig ausſchmücken und ein Karmeliterinnen-Kloſter gründen. Der Biſchof wies ſie an, zunächſt für ihr Geſchlecht Gutes zu thun; ſie ſollte Anſtalten zum Unterricht für Weiber und Mädchen, zur Bekehrung von Proteſtantinnen und Häuſer zur Bewahrung ausſchweifender Weiber gründen. Die Bitten des Prinzen, ihn ſeiner Gouverneurspflicht zu entbinden, gewährte der Biſchof nicht; ſo wenig ſich ein Vater ſeiner Familie, ſo wenig dürfe er ſich dem Publikum entziehen, er ſei verpflichtet, zum Beſten der Kirche und des Volks ſeinen Einfluß beim König geltend zu machen. Der Prinz verlangte es um ſo ungeſtümer, da der König ungeheure Summen ſeiner Provinz auflegte, er wollte aber kein Werkzeug der Ausſaugung werden; er ſah voraus, daß man es im Weigerungsfalle wie in der Provence machen werde, wohin der König Truppen geſchickt hatte, die wie in Feindesland daſelbſt leben durften. Der Biſchof erwiderte ihm, als Prinz von Geblüt ſei er verpflichtet, das wahre Intereſſe des Königs unerſchütterlich feſt zu halten, den heilſamen Befehlen zu gehorchen, aber den offenbar ungerechten und ihm nur durch falſche Vorſtellungen abgerungenen (surpris) zu widerſtehen. (Ganz das Princip des Janſenismus auch dem Pabſte gegenüber.) Den ihm anvertrauten Unterthanen ſei er, als ihr Vater, ſchuldig, daß er ſich, indem er ſie gegen Unterdrückung vertheidige, auch den ſchlimmſten Folgen ausſetze; die Einquartierung werde wohl nicht mehr Schaden ſtiften, als übermäßige Auflagen. Er ſei für nichts verantwortlich, wenn er nur ſeinem Gewiſſen folge. „Laßt

nicht eſſen, ohne den Weinſtock zu pflegen. Mag ſich daran die Zähne ſtumpf eſſen, wer will; mein Vater hat ſich dabei gefangen und ich habe keine Luſt, ihm etwas nachzumachen, was ich einmal bereuen könnte. — Der Vater war von früher Jugend an beſonders durch ſeine reichen Pfründen zur Üppigkeit verleitet worden. On avait accablé son enfance sous le terrible poids des plus riches bénéfices du royaume. Als er ſich verheirathete, behielt er ſich davon eine Rente von 40,000 Livres, mit Bewilligung des Pabſtes, vor, verzichtete aber auch darauf in Folge ſeiner Bekehrung.

uns gerade auf das zugehen, wozu Gott uns beruft und ihm vertrauensvoll die Folgen unſeres Gehorſams überlaſſen." Der Biſchof ſprach ſich im gleichen Sinne auf eigene Gefahr in den Ständen aus. Aber noch vor der Verſammlung der Stände ſtarb der Prinz 1666. (Siehe Beilage V.). Zwei Jahre zuvor, als er in Paris erkrankte, hatte der Pfarrer von St. Sulpice ihm als Janſeniſten das Sacrament verweigert.

Ob nun gleich beinahe die ganze große Welt ſich gegen die rigoriſtiſche Art des Schadenerſatzes auflehnte, ſo blieb ſeine Wittwe doch bei dem, was der Prinz verordnet hatte. Dazu gab ſie noch von dem Vermögen ihres Oheims 800,000 Livres zu obgemeldeten guten Zwecken, ſparte überdies an ſich und ihren Kindern und unterſtützte ſo die Armuth durch zuverläſſige Miſſionare ſelbſt in beiden Indien und in Afrika. Sie beſuchte arme Kranke und fand Freude ſie zu pflegen [1]). Dabei wußte ſie ihre Würde aufrecht zu erhalten, machte die Ordnung in allen ihr unterſtellten Verhältniſſen ſtreng geltend. Da ſie ſich dem Hof nicht ganz entziehen konnte, fehlte es beſonders nicht an Gelegenheit, ihren äußerſt feinen Wahrheitsſinn der Schmeichelei und verblümten Verläumdung gegenüber zu erweiſen. Sie fragte den Biſchof von Alet um Rath, ob ſie denn auch Unwürdigen, die zu einem Biſthum ernannt ſeien, dazu Glück wünſchen [2]) dürfe. Der Biſchof rieth ihr, ſie ſolle ſolchen Männern ſagen, ſie wolle Gott für ſie um Beiſtand bitten.

Erziehung ihrer Söhne durch Lancelot.

Als Hauptſorge hatte der Prinz ihr ſeine Söhne hinterlaſſen. Er ſelbſt hatte ſich ihrer erſten Erziehung angenommen; ſie laſen und ſahen mit einander die bibliſchen Bilder; Fontaine erzählt, die Kinder haben dabei dem Vater ſtets die Geſchichte von der Opferung Iſaaks überſchlagen. Es fragte Jemand ſie um den Grund davon; die Kinder ſagten: Unſer Vater iſt ſo fromm, er

1) Da wir auch die Verirrungen, ja die charakteriſtiſchen Übertreibungen der Sage nicht verſchweigen dürfen, fügen wir aus der kölner hist. d. P. R. bei: on l'a quelquefois surprise baisant des ulcères qui faisoient horreur.

2) D'Andilly hatte ſich auch zur Gewohnheit gemacht, Leuten, welche ihm ihre eigenen Bücher ſchenkten und von denen er keine gute Erwartung hatte, dafür ſogleich zu danken, ehe es noch möglich war, daß er ſie hätte können geleſen haben.

würde uns ja auf Gottes Verlangen auch opfern. Deshalb halten wir's vor ihm geheim. — Sie dankte es nun dem Biſchof von Alet, daß er ſie durch Verhinderung der Stiftung eines Kloſters zugleich abgehalten hatte, als Wittwe darein einzutreten. Auch ſie wurde ihren Söhnen nur zu früh entriſſen[1]).

Außer dem Hofmeiſter war Lancelot, der erſte Einſiedler von Port-Royal (denn er war noch vor Le-Maitre von St. Cyran nach Port-Royal d. Ch. geſchickt worden), den jungen Prinzen als zweiter Lehrer beigegeben, da er noch von den Schulen von Port-Royal[2]) her einen Namen als Erzieher hatte. Schon von Anfang an hatte man hier den Grundſatz, daß nur etwa vier Zöglinge einem Lehrer ganz übergeben ſein müßten; ſo daß jede Kammer ein abgeſchloſſenes Ganze bildete. (Der Zögling zahlte dafür auch die damals hohe Summe von 400 bis 500 Livres). Wie man dadurch in Port-Royal die Vortheile der Privaterziehung und des Wetteifers bei einer gemeinſamen, öffentlichen Erziehung zu vereinigen ſuchte, ſo wollte man es auch bei den Prinzen halten. — Sacy ging ihn um Mittheilung ſeiner Erziehungsgrundſätze an. Darauf ſchreibt Lancelot: „Ein Mann, welcher den rechten Beruf zu dieſem Amte hat, das der größte Mann dieſer letzten Zeiten (St. Cyran) ein Amt der Buße und Liebe nannte, erwägt die Grundſätze St. Gregors, nach welchen die Leitung der geringſten Seele etwas Größeres und Schwierigeres hat, als die der ganzen Welt. Daher wird er auch ſeine Wichtigkeit und dazu nöthige Wachſamkeit von ſelbſt einſehen. Er muß ſich, wie ſchon der Heide Quintilian erkannt hat, als Vater ſeiner Zöglinge anſehen und es giebt, nach St. Ambroſius, kein beſſeres Mittel, dieſe in jeder Tugend zu fördern, als die Achtung vor dem Lehrer. Ich verbreite mich darüber nicht weiter; man möchte uns anklagen, wir haben unſere Abſichten dabei. Wir leben in einer Zeit, welche in Betreff der Menſchen ſehr delicat iſt, indifferent in den Angelegenheiten Gottes und ſeiner Diener. Man

1) Am Tage ihres ſchmerzlichen Todes, wovon die Knaben noch keine Vorſtellung hatten, fingen ſie in ihrem Gemache an, einander mit Lärmen nachzulaufen. Als man es ihnen wehren wollte, ſprach ſie: Es iſt ja ihre Erholungsſtunde, es iſt billig, daß die armen Kinder ſpielen.

2) Die Schulen wurden (ſiehe den erſten Band, Seite 587) bald, auf Anſtiften der eiferſüchtigen Jeſuiten, unterſucht und aus Paris vertrieben, worauf ſie, je ein Lehrer mit ſeinen wenigen Zöglingen, in der Nähe von Port-Royal d. Ch. und von Verſailles noch einige Zeit in Landhäuſern der Verfolgung auswichen.

hält ſich ſogar für weiſer, als das Alterthum. Man glaubt, ſie haben nicht zu leben gewüßt, was ſie geübt, ſei nicht mehr an der Zeit. Wie dies Princip Vieles in der Leitung der Seelen umgeſtoßen hat, ſo hat es auch die der Kinder ohne Vergleich ſchwieriger gemacht. Es wird aber immer beinahe unmöglich bleiben, den Kindern dieſe gute Dispoſition gegen ihre Lehrmeiſter einzuflößen, welche in ihnen eine Quelle des Glücks würde, ſo lange man einen Beruf in der Erniedrigung hält, von welchem beinahe alle die größten Güter des Staats und der Kirche abhängen [1]). Darum dürfen ſich die Lehrer aber nicht entmuthigen. Die ihnen von Gott anvertrauten Kinder ſind des Mitleids um ſo würdiger, als ſie das Gute, wozu man ihnen verhilft, noch nicht einſehen können; wodurch ſie, wie St. Cyran ſagte, nur ein Bild unſerer ſo großen Undankbarkeiten gegen Gott ſind. Ein Lehrer. welcher nicht in dieſer Verfaſſung iſt, wird nichts wirken; iſt er's aber, ſo wird er bald ſpüren, daß die Gnade nicht minder ſtark wirkt, als die Natur; dieſe Liebe aber wird ihn vielmehr Erfindungen machen laſſen, als alle möglichen Anweiſungen."

„Und nun noch Einiges über die Art, wie die jungen Prinzen von Conti erzogen werden: Die Stunde des Schlafengehens iſt feſt, nicht die des Aufſtehens. Sobald ſie aufwachen, ſtehen ſie auf, damit ſie nicht im Bette Scherze treiben. Während des Anziehens lieſt man ihnen Geſchichte vor, dann ſagen ſie ihrer Mutter Guten-Morgen. Sofort wird ein Spaziergang mit ihnen gemacht, um ſie in eine gute Stimmung zu verſetzen."

Und nun lernen wir die berühmte Methode von Port-Royal in ihrer lebendigen Übung kennen. „Der Unterricht wird mit einem kurzen Gebet eröffnet und geſchloſſen. Er beginnt um 9 Uhr. Zuerſt machen ſie 15 bis 20 Linien in dem Latein des Bongars, da das Latein des Verfaſſers ſeiner Zeit vornehmen Perſonen ſo nützlich iſt, als das der Claſſiker. Ich nehme Phraſe um Phraſe. Ich ſage ihnen das Franzöſiſche Wort für Wort und ſie ſagen mir's in Latein wieder. Ich mache ſie auf die Fehler aufmerkſam; ſagen ſie ein falſches Wort, ſo müſſen ſie ein anderes dafür ſetzen,

1) Man glaubt einen Schulmann des neunzehnten Jahrhunderts zu hören! Wenn dies immer ſo war, möchte man glauben, dieſe Unbilligkeit gegen den Schulſtand ſei eine durch ſeine Verhältniſſe ſelbſt mit einer gewiſſen Nothwendigkeit gegebene.

bis ſie das des Verfaſſers oder ein gleichbedeutendes ſagen. So lernen ſie manchmal ſtatt Eines Worts drei oder vier. Auf gleiche Weiſe wird es mit den Satzwendungen gehalten. Der jüngere, nur ſiebenjährige Prinz de la Roche=ſur=Yon, macht dieſe Übung mit ſeinem Bruder, ob er gleich noch nicht ſchreiben kann. Nachdem auf dieſe Weiſe der Satz zu Stande gebracht iſt, laſſe ich ihn ganz ſchreiben, um ihn mehr einzuprägen, und mache nun auf die Kürze des Verfaſſers aufmerkſam. Dies dauert eine Stunde, da ſie die Phraſen auch auf andere Gegenſtände anwenden. Darnach lernen ſie es auswendig. Hierauf wird ein Exempel geſchrieben, was ſie eine Erholung nennen, obgleich auch die vorhergehende Übung, da ſie mündlich geſchieht, ein Vergnügen für ſie iſt. Beſonders der Kleine findet großes Vergnügen daran. Nach dem Exempel lernt der Ältere (Conti) 15 oder 20 Verſe von Virgil, *denn man* zwingt ihn nicht dazu; wenn er gut aufgelegt iſt, lernt er 30 und hat eine große Freude daran. Sein Bruder lernt ſieben oder acht, aber mit ſo großem Vergnügen, daß er das Herſagen mit einer kindlichen Action begleitet, die uns lachen macht. Nach Virgil überſetzt (explique, erklärt) Conti zwei Capitel von Livius, er macht es gut und ohne Vorbereitung, der Kleine überſetzt eine halbe Seite in Juſtin. Indem man ſie auf ihren Autor aufmerkſam macht, merkt man ſich auf ein Papier die ſchweren Worte und Phraſen oder merkwürdige Ausdrücke, deren man ſich beim Lateinſprechen bedienen kann. Beim Schlafengehen wiederholen ſie dieſe."

„Wir gehen nicht alle Tage in die Meſſe, es wird dabei auch auf das Verlangen der jungen Prinzen Rückſicht genommen. Denn man möchte gerne dem h. Geiſt Gelegenheit geben, auf ihre jungen Herzen zu wirken und verhindern, daß ihre Andacht erzwungen ſei. Man iſt dann genöthigt, etwas von der Zeit ihres Studiums abzuziehen, welche gewöhnlich drei Stunden Vormittags und drittehalb Nachmittags beträgt. Dies Alles geſchieht aber beinahe wie zum Vergnügen, weil ſie nie allein arbeiten und beinahe nie etwas in Büchern nachſchlagen. Man iſt ihr lebendiges Wörterbuch, ihr Leitfaden, ihr Commentar; Alles geſchieht mit lebendigen Worten."

„Eine halbe Stunde vor dem Mittageſſen, um 12 Uhr, haben ſie Fechtſtunde oder andere Leibesübungen. Dann vergnügen ſie ſich bis halb 4 Uhr, wo ſie vespern, und dann arbeiten ſie bis

6 Uhr. Indeß haben ſie noch während ihrer Freiſtunden den Tanzunterricht, worin ſie noch keine Figuraltänze lernen, ſondern gute Haltung und Bewegung des Körpers. Kurz man verſäumt nichts, um ſie zu anſtändigen Leuten heranzubilden. Sie wiſſen, wie man Alles wegen des Tanzens in Bewegung geſetzt hat; wie viel Condé zu ſprechen hatte und wie die Sache vor den König gebracht wurde. Aber Madame de Conti, deren Gabe die Weisheit, wovon die Schrift ſpricht, zu ſein ſcheint, welche Alles in der Liebe beilegt, widerſtand nichts deſto weniger bis ans Ende und hat bisher Alles durchgeſetzt, was ſie wollte. Der König hat immer auf ihre Tugend Rückſicht genommen, ja Achtung davor gehabt."

„Um 4 Uhr fängt man das Studium wieder an. Zuerſt nimmt man die Geſchichte vor, welche drei Viertelſtunden währt; ſie haben ſchon Joſephus, Herodot und einen Theil von Xenophon geleſen. Conti weiß nicht blos den Zettel der Geſchichte; er weiß auch darüber Raiſonnements anzuſtellen, woran man ihn beſonders gewöhnt, denn man verbreitet ſich beſonders über Moral und Politik. Er weiß auch die Profan-Geſchichte mit der heiligen in Übereinſtimmung zu bringen und von ſeiner Meinung Rechenſchaft abzulegen. Nach der Geſchichte wird das Latein in derſelben Ordnung, nur mit weniger Aufenthalt, wie Morgens getrieben, da man weniger Zeit hat. Man erübrigt aber eine gute Viertelſtunde, um ſie vor dem Nachteſſen vor 7 Uhr zu vergnügen; die zwei Stunden nachher haben ſie frei. Man läßt ſie ein kurzes Gebet ſprechen, während ſie ſich auskleiden fragt man ſie ihre Phraſen ab. Samstags ſagen ſie 4 bis 500 Verſe von Virgil für die Woche. Hierauf ſchreibt Conti einen eigenen kleinen lateiniſchen Brief oder einen Dialog. In der übrigen Zeit lehrt man ſie etwas Chronologie und Arithmetik, desgleichen Nachmittags."

„Die Prinzen machen alle andere Tage Beſuche, aber bei ausgewählten Perſonen, um ſie an Geſellſchaft zu gewöhnen; jeden Tag, wenn es das Wetter irgend erlaubt, gehen ſie aus, reiten täglich und vergnügen ſich mit der Jagd, um den Körper zu kräftigen. Bei heißem Wetter fängt man das Studium früher an und verſchiebt die Vergnügungsſtunde. Da ſie ſo jeden Tag genug Erholung haben, giebt man ihnen keine beſondere Vacanz. Dies würde ſie in einem gewiſſen Müßiggange erhalten, wo weder ſie, noch ihre Umgebung wüßten, was ſie anfangen ſollten, um den

Tag zu Ende zu bringen. Indeß haben ſie gewiſſe Tage, welche ihnen dieſe Stelle vertreten, wie wenn man nach St. Germain (an den Hof) geht oder wenn etwas Außerordentliches ſich ereignet. Dieſe kleine Genugthuung verkümmert man ihnen nicht. Selbſt an den Feiertagen, die keine großen Feſte ſind, läßt man ſie ein wenig ſtudiren und nach der Meſſe und Vesper haben ſie nur einige Erholungsſtunden, denn von der Jagd iſt keine Rede. Man nimmt noch dazu einen andern Stoff für ihr Studium. Conti überſetzt Severus Sulpicius, ſein Bruder einige Hymnen oder Homilien der Väter. Denn man treibt ſie (les rompt) in allen Arten von Latein um. Man benutzt aber geſchickt ihre Neigung, um ſie dahin zu bringen, wo man ſie haben will, giebt ihnen eine Lectüre, die man ihnen für nützlich hält, und ſagt ihnen etwas darüber."

„Am Sonntag und an den großen Feſten beſucht man fleißig die Meſſe der Pfarrei (nicht in einer Kloſterkirche, dies wäre gegen die kirchliche Ordnung), vorher hat man nur die Zeit, ihnen Epiſtel und Evangelium zu erklären. An den Sonntagen erklärt man ihnen nach der Vesper den Katechismus. Dabei hat man vielmehr im Auge, ihnen die Myſterien und Wahrheiten unſerer Religion auf eine ihrem Alter entſprechende Weiſe zu erklären, ſo daß ſie dieſelben auf ihre eigene Lebensweiſe anwenden können, als daß man ſie ganze Lectionen auswendig lernen ließe. (Wie dies jetzt noch in den meiſten romaniſchen Kirchen geſchieht.) Da man dabei ganz familiär verfährt, gefällt es ihnen. Dies iſt vielleicht die für ſie nützlichſte Sache."

„Aber alle dieſe Ordnung wäre freilich nichts, wenn ſie nicht durch die Frömmigkeit und Weisheit der Prinzeſſin belebt und unterſtützt wäre, über welche Gott immer ſeine Segnungen ausgießt. Denn ſie hat die in dieſer Zeit ſo ſeltene Gabe einer, ich will nicht ſagen römiſchen, ſondern wahrhaft chriſtlichen Frömmigkeit, und ſie hat jenen Vorzug, den Jedermann achtet, aber Wenige beſitzen, daß ſie Autorität mit der Sanftmuth verbindet, ohne Geräuſch ſich Furcht, ohne Affectation ſich Liebe zu erwerben weiß. Ob ſie gleich für die Prinzen, ihre Kinder, viele Zärtlichkeit hat, ſo zeigt ſie ſie ihnen doch nie durch gemeine und zu familiäre Liebesbezeugungen (wovor man in Port-Royal die Mütter ganz beſonders warnte). Sie kann es nicht ausſtehen, daß man ſie in Vergehungen, welche die Sitten

betreffen, ſchone; ich könnte ein ganz neues, ſchlagendes Beiſpiel anführen, wo ſie allein feſter war, als das ganze Haus und ſelbſt als ihr Beichtvater.“

„Da ſie ganz von dem Grundſatze der Heiligen überzeugt iſt, daß die Kinder vielmehr durch Beiſpiele, als durch Worte belehrt ſein wollen, ſo würde ſie auch nichts zu thun glauben, wenn nicht Alles zum Heil ihrer Söhne gleichſam verſchworen wäre, welches ſie als ihre einzige Angelegenheit betrachtet. Sie iſt nicht zufrieden damit, ſie zu erbauen durch ihr eigenes Benehmen, welches ein beſtändiger Unterricht in der Weisheit, Sanftmuth, in der Verachtung der Welt iſt, in der ſchuldigen Achtung gegen die göttlichen Dinge, in der Sorge, welche man ſeinem Hausweſen ſchuldig iſt und in der beinahe grenzenloſen Liebe für die Armen. Sie will überdies, daß im ganzen Hauſe nichts ſei, was ihnen dem durchaus chriſtlichen Leben entgegengeſetzte Bilder einprägen könnte. Daher befremdet es mich nicht, daß man ſie manchmal in der Sorge, welche jene für ihren Sohn, den König (St. Louis), hatte, mit der Königin Blanca vergleicht. Nur iſt ſie noch erleuchteter und genauer in der Erziehung ihrer Söhne, welche von dem königlichen Geblüte dieſes großen Heiligen ſind.“

„Sie weiß, daß die größte Zuverſicht des Heils immer die Erhaltung der Unſchuld war. Daher folgt ſie dem Rathe St. Auguſtins, daß unſere Wachſamkeit nicht ſchwächer ſein darf, als die des Feindes unſerer Seligkeit. Da Chriſtus uns lehrt, daß derſelbe uns überall folgt, ſo will ſie auch, daß ihre Söhne immer und überall einen ſichtbaren Engel bei ſich haben. Dieſe Wachſamkeit war ſchon im Alterthume im Gebrauch und einer der Hauptpunkte bei der Kindererziehung. Daher übertrifft auch ihre Sorgfalt in Auswahl der Umgebung ihrer Kinder Alles[1]). Selbſt zu blos äußern Dienſten läßt ſie nur Solche zu, die ſie lange zuvor in ihrem Hausweſen geprüft hat.“

Soweit Lancelot. Alſo wie in der Asceſe, ſo auch in der Erziehung wird das Heil nicht in einigen Acten äußerer Strenge, ſondern in der ausdauernden Wachſamkeit geſucht. Zum Alterthum,

1) Sogar in der Auswahl der valets de pied, welche beinahe gar nichts mit ihrer Perſon ſelbſt zu thun haben, ſagt Lancelot, iſt ſie ſorgfältiger, als viele Biſchöfe in der Beſtellung eines Prieſters an eine Kirche. — Dieſes Wort deutet Petitot ihm als gar boshaft.

deſſen Weisheit der Erzieher zu folgen hat, rechnet Lancelot nicht blos die Kirchenväter, ſondern auch das claſſiſche Heidenthum. Von dieſem hat er die nothwendige Pflege des Körpers, die Humanität gegen die Jugend ungleich vielſeitiger gelernt, als die meiſten Heroen des ſogenannten Humanismus. Die Erziehung der Prinzen erhielt freilich eine andere Richtung ſeit dem Tode ihrer Mutter. Dieſer erfolgte am 4. Februar 1674; ſie ſtarb in einem Alter von 35 Jahren, nach achtjährigem Wittwenſtand. Ihr Herz wurde bei den Karmeliterinnen von St. Jakob, ihre Eingeweide wurden im Port-Royal d. Ch. beigeſetzt. —

Der König verlangte von den Lehrern der Prinzen, daß ſie dieſe ins Theater führen ſollten; beide, denn der andere Lehrer war vom Biſchof von Alet gebildet, weigerten ſich deß und ſo gaben ſie ihre Entlaſſung. Port-Royal verwarf den Beſuch der Komödie; da die Kirche den Schauſpieler für infam erkläre, ſo müſſe man conſequent auch keinen Theil und keine Freude an ſeinem Treiben haben. Man ſage wohl, die Komödie führe nicht mehr die alten ſchmutzigen Reden; aber die Kirche habe nicht blos ſolche Zufälligkeiten, ſondern die Subſtanz ſelbſt verdammt; das Fortbeſtehen der Strafen beurkunde auch, daß es fortwährend ein Verbrechen ſei. Die Komödie ſei mit dem heidniſchen Kultus genau verbunden geweſen; man ſtelle noch die falſchen Götter und alle möglichen Laſter auf der Bühne dar. Daher ſei ſie beſonders der Jugend höchſt gefährlich. Wir verzichten ja in der Taufe auf die Pracht des Satans, das Leben des Chriſten iſt ein Leben in beſtändiger Buße und beſtändigen Gebets. — So hatte ſich ſchon Singlin gegen die Herzogin von Longueville über dieſen Gegenſtand ausgeſprochen. Das Zeitalter Auguſtins, für Port-Royal das normative, hatte die Komödie auf dieſe Weiſe anſehen müſſen. Auch als jetzt die Komödie und das Drama durch die Claſſiker Frankreichs eine neue Geſtalt erhielten, blieb man ſtrenge bei der Verdammung. Und konnte man anders, da man der Kirche in den meiſten Stücken Erſchlaffung vorwarf, ſie aber in dieſem Punkte ihre alten Geſetze nicht zurückgenommen, noch gemildert hatte? — Der eine dieſer Prinzen ſtarb am 9. November 1685 an den Blattern zu Fontainebleau.

Hainault ſchreibt bei dem Jahre 1711: „Franz Louis von Bourbon, Prinz von Conti, ſtirbt am 22. Februar, in einem Alter

von 45 Jahren. Er war der zweite Sohn des 1666 geſtorbenen Prinzen Conti und der Anna Martinozzi, einer Prinzeſſin von muſterhafter Tugend. Die Schlachten von Gran, Stenkerk und von Nerwinden, worin er ſich auszeichnete, ließen den König ſeinen Zug nach Ungarn nicht vergeſſen, wohin er ohne ſeine Erlaubniß gegangen war. Als er aber zur Krone von Polen gerufen ward, fand er im Herzen des Königs alle Gefühle wieder, die er verdiente. St. Simon ſagt: Der König liebte den Prinzen Conti nicht, er konnte ihm nie aufrichtig ſeinen Zug nach Ungarn verzeihen und vielleicht noch weniger ſein Verdienſt und das gute Lob, das er hatte. So ſetzte der König auch ſeine Anſprüche auf Neufchatel ſehr hintan. St. Simon ſchildert meiſterhaft bei Gelegenheit ſeines Todes ſeinen einnehmenden Charakter und ſeine unglückliche Stellung. Maintenon war ihm auch ſehr abgeneigt, desgleichen mehrere Prinzen, beſonders die Baſtarde des Königs, ob er ſich vor ihnen gleich ſehr erniedrigte. Denn er konnte beinahe kriechend ſein und war geizig. Aber ob er gleich eigentlich Niemanden von Herzen liebte, wurde er vom Volke, vom Heer und Hofe vergöttert; dieſe Verehrung und der Haß des Königs ſteigerten ſich gegenſeitig. St. Simon ſchreibt: „Er war les constantes delices du monde, der Abgott des Volks, das Idol der Soldaten, der Heros der Offiziere, die Hoffnung der Ausgezeichnetſten, die Liebe des Parlaments, der beſondere Freund der Gelehrten, oft die Bewunderung der Sorbonne, der Rechtsgelehrten, der Aſtronomen und tiefſten Mathematiker.“ — An ſeinen hiſtoriſchen und genealogiſchen Kenntniſſen erkennen wir den Schüler Lancelots. Boſſuet und Condé hatten eine beſondere Neigung zu ihm. Man fand viele Ähnlichkeiten mit Cäſar an ihm. Dennoch übertrug ihm allein unter allen Prinzen der König keinerlei Commando, nicht einmal ein Regiment. Conti verſuchte auf jede Weiſe den König zu verſöhnen, als Alles fehlſchlug, ergab er ſich dem Trunk. Als er dadurch ſeine zarte Geſundheit zu Grunde gerichtet hatte, ernannte ihn der König in der Noth zum Befehlshaber der Armeen in Italien. Umſonſt ſuchte er ſich zum Leben wieder aufzuraffen. Einige Monate erfüllte das Volk die Kirchen im Gebet, umſonſt! Der General des Oratoriums, der des Janſenismus verdächtige de la Tour und Fleury, Verfaſſer der histoire ecclesiastique, harrten die letzten Zeiten bei ihm aus, keinen Prinzen

ließ er mehr vor ſich. Er hätte jetzt wieder ſo gern gelebt. So ſtarb er, nicht 45 Jahre alt. Er ließ ſich neben ſeiner Mutter beerdigen [1]). — Dieſer Sohn bewahrte für ſeine Mutter die größte Verehrung. — Im vierten Bande des Château d'Eu wird erzählt: Als ihre Kinder noch ganz klein mit ihr in Paris waren, rief ſie mitten in der Nacht und befahl, dieſelben ihr zu bringen. Die Dienerſchaft machte ihr Vorſtellungen dagegen; ſie beſtand aber darauf ſo feſt, daß man ihr gehorchte. Kaum waren ihr die Kinder gebracht, ſo ſtürzte deren gemeinſchaftliche Schlafkammer zuſammen, ohne daß man zuvor irgend etwas von dieſem drohenden Unglück bemerkt hatte. Der Prinz erinnerte ſich deſſen ſein Leben lang mit Bewunderung für ſeine Mutter, welche nie hatte ſagen wollen, was ſie damals bewogen hatte, ihre Kinder zu ſich zu verlangen. —

Von dem Lebensende Lancelots und von ſeinen Schriften handelt Beilage **VI.**

Die Parteiführer. Barcos, Abt von St. Cyran.

St. Cyran hatte ſterbend den Jeſuiten ſagen laſſen, ſie ſollten nicht triumphiren, er laſſe zwölf nach ſich, welche ſtärker ſeien, als er. — Allein es fragte ſich nun, wer ſich an die Spitze dieſer Adlerbrut ſtellen würde; die erſte Noth mußte als weſentliches Bedürfniß der Einheit einen Anführer heiſchen. Wer ſollte es werden? wer ſollte St. Cyran erſetzen, welcher ſelbſt vom Kerker aus regiert hatte? denn er war ein königlicher Prieſter.

Er hinterließ drei Männer, welche darauf Anſpruch machen konnten, Barcos, Singlin, den Doctor Arnauld.

Barcos, der Neffe St. Cyrans, wurde als Erbe ſeines Wiſſens, ſeiner Tugend angeſehen, wie er von der Königin deſſen Abtei erhielt. Niemand kannte die geheimſten Gedanken „des größten Mannes des Jahrhunderts" beſſer, als Barcos [2]). Sie hatten mit

1) Von ſeinem unglücklichen Verſuche, den Thron von Polen zu beſteigen, wozu ihn eine Partei berief, erzählt St. Simon im zweiten Capitel des zweiten Bandes; von ſeinen Verſuchen, Fürſt von Neufchatel zu werden, erzählt unſere vierte Beilage.

2) Nach des Lions war Barcos auch die Veranlaſſung der näheren Bekanntſchaft zwiſchen St. Cyran und St. Vincent. Als Barcos in ſpaniſcher Gefangenſchaft lag, verwandte ſich die mit Vincent ſo innig verbundene Gondy, madame la génerale des galères, für ihn bei ihrem Schwager, dem Geſandten in Spanien. Als St. Vincent den todten St. Cyran mit Weihwaſſer benetzte, rief Barcos in ſeinem Schmerze: „In ihm war die heil. Schrift klarer, als an ihr ſelbſt." St. Vincent will St. Cyran hundertmal haben

einander den Petrus Aurelius geſchrieben; als die Fürſtin Guemene dem Oheim zuſprach, er ſolle ſich als Verfaſſer bekennen, erwiderte dieſer, er müſſe zuvor ſeinem Neffen befragen. Dieſer aber ſagte, wenn St. Cyran ſich als Verfaſſer bekenne, ſo könnte der wahre Verfaſſer ja hintennach auftreten. Der Oheim ſagte von ihm, er ſei eines Bisthums würdig; und das war das Höchſte, was St. Cyran ſagen konnte. Obgleich noch in ſeinem 40. Jahre Laie, entſchied er mit der Autorität ſeines Oheims, als nach deſſen Tod Singlin ſich weigerte, das ihm von jenem aufgetragene Amt eines Beichtvaters von Port-Royal weiter zu verſehen. St. Cyran, ſprach Singlin, habe ihm zugleich ſeinen Beiſtand zugeſagt. Große Beſtürzung verbreitete ſich darüber; es war dieſer Entſchluß den Freunden Port-Royals noch empfindlicher, als der Tod St. Cyrans ſelbſt, ſagt Fontaine. Man wußte dieſe Lücke durchaus nicht auszufüllen. Barcos aber erklärte ihm, er dürfe das Werk Gottes nicht liegen laſſen, und Singlin gehorchte dem Laien. Als Singlin den jungen Sacy bewegen wollte, die Prieſterweihe zu empfangen und dieſer die heilige Würde abzulehnen ſuchte, ſo appellirte er an Barcos, welcher ihm aber erklärte, daß er ſich derſelben zu unterziehen habe. Er rief Guillebert, Doctor der Sorbonne, von ſeiner Oberpfarrei in der Normandie ab, wo er mit großem Segen wirkte, damit er Sacy in der Theologie unterrichte, da dieſer gegen die Sorbonne und ihre Scholaſtik eine unüberwindliche Abneigung hatte. — Aber Barcos verfügte nicht nur über die Menſchen, wie ſein Oheim, er hatte auch Scharfblick, ſie mit dem Gewicht des Heiligthums zu wägen. Er billigte die Wahl des Mannes nicht, welchem Guillebert ſeine Pfarre übergeben wollte, obgleich ſein Oheim denſelben empfohlen hatte. Er ſah, daß derſelbe zwar einige Unterthänigkeit des Herzens, aber keine des Geiſtes habe. Derſelbe geſtand ihm, daß er ſeine eigenthümlichen Anſichten nicht aus den Vätern, ſondern im Gebet geſchöpft habe. Man

ſagen hören, daß er ſich nichts daraus mache, Empfänglichen und Unempfänglichen nach einander das Gegentheil zu ſagen. Des Lions ſagt ſchließlich: „Es iſt mir in allen dieſen Unterhaltungen augenſcheinlich geworden, daß der gute, heilige Mann (Vincent) über den Geiſt und die Geſinnung mehrerer Perſonen nicht gut unterrichtet war, nicht einmal über mich ſelbſt, und daß er doch auf dieſe Vorurtheile hin handelte. — Er (Vincent) redete von Barcos als von einem ſehr weiſen Manne. Er ſagte mir, Singlin ſei ein Mann von ſehr feinem Gefühl und großer Aufrichtigkeit (fort sensible et candide) und daß er zu ſeinem Dienſtags-Verein gehörte.“ — Die Angaben Vincents über St. Cyran ſiehe oben bei Charakteriſirung der Tagebücher von des Lions.

hielt in Port-Royal feſt, der Weg des Gebets ſei nur gut, um die Gnade zu erhalten, die im Worte Gottes enthaltenen Wahrheiten mit Nutzen auf ſich ſelbſt anzuwenden, gefährlich aber ſei es, vermittelſt deſſelben durch ſich ſelbſt die Materien zu verſtehen, welche durch die Väter ins Licht geſtellt ſind, ſtatt bei ihnen in die Lehre zu gehen. Das heiße nur, ſeinem eigenen Geiſt folgen, und ſei die Quelle aller Irrthümer und Häreſieen. — Der Mann, von welchem Barcos früh alſo urtheilte, war der nach einander den Jeſuiten, Port-Royal, den Reformirten ergebene Labadie, welcher zuletzt eine eigene Sekte ſtiftete.

Dennoch konnte Barcos ſeines Oheims Stelle nicht einnehmen, es fehlte ihm deſſen Muth; er hatte ſich wohl bereit erklärt, demſelben ins Gefängniß zu folgen. Allein die Furcht vor Richelieu hielt ihn davon ab, der Aufforderung ſeines Oheims zu entſprechen, gegen die todte Buße und das häufige, phariſäiſche Communiciren zu ſchreiben; Arnauld nahm den von den Jeſuiten hingeworfenen Handſchuh auf und arbeitete ſeit 1640 an dieſer berühmten Schrift. Deshalb ernannte ihn St. Cyran von Vincennes aus zum erſten Vertheidiger der Wahrheit gegen alle ihre Feinde. Und als nun Barcos in der Vorrede zu Arnaulds Werk die nicht hergehörige Frage über Petri Primat auf eine bedenkliche Weiſe erörterte und Beide ſich deshalb verantworten ſollten, verbarg er ſich, während Arnauld bereit war, der an ſie ergangenen Vorladung nach Rom zu folgen. (Siehe Beilage VII.)

Auch ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, ſofern ſie nicht Ausführung der ihm von ſeinem Oheim gegebenen Ideen waren, wie Aurelius, bieten nichts ſehr Bedeutendes mehr dar[1]). Er hatte mit ſeinem Oheim eine Apologie der katholiſchen Kirche gegen die vier reformirten Theologen vorbereitet, welche gegen Cardinal du Perron geſchrieben hatten. Singlin ſagte deshalb, in der Hoffnung, Barcos werde das Buch bald vollenden, St. Cyran ſei ein David geweſen, welcher das Material zum Tempelbau zuſammengebracht habe, es werde ſich aber ein Salomo zur Vollendung finden. Aber Barcos entſchuldigte ſich, durch Schriften überzeuge man weniger. — Schon St. Cyran glaubte, Anonymität erwerbe einem Buche auch einen geheimen Segen; man ſolle die Schriften mehr Gott, als

[1]) Siehe ihr Verzeichniß supplément au nécrologe de 1763. Seite 204 und 205.

den Menſchen mittheilen. Barcos ging noch weiter. Er hatte ſogleich nach der Gefangennehmung ſeines Oheims deſſen meiſte Papiere verbrannt; dieſer ſagte bei der Nachricht, nun habe er keinen Verluſt auf Erden mehr zu fürchten. Barcos betrachtete es als ein Opfer; dieſe Schriften ſeien nicht verloren, denn ſie ſeien zu Gott zurückgekehrt, von dem ſie gekommen, der auch ihren Inhalt wieder in die Seelen ausgießen könne. Und ſo glaubte er jetzt durch die Aufrichtung der Regel Benedikts in ſeinem kleinen Kloſter ein überzeugenderes Werk zu vollbringen, als durch die größten Bücher. In dieſem Stücke ſtellt er ganz das alte Port-Royal dar, im Gegeſatz zu dem ſchreibſeligen der zweiten Epoche, zu Arnauld, welcher Quartbände dem Dutzend nach ſchreibt.

Aber noch in einem andern Punkte kam dieſe Verſchiedenheit zum Ausbruch. Er hatte in der Angelegenheit der fünf Sätze andere Anſichten, als Arnauld und behauptete, die ſeinigen wären in dieſem Falle auch die ſeines Oheims geweſen. Ganz im Geiſte ſeines Oheims ſagte er, es ſei ſchwerer, die rechte Zeit zur Verbreitung der Wahrheiten kennen zu lernen, als die Wahrheiten ſelbſt. Er warf wohl beſonders Arnauld vor, man brauche vor Allem zu viel menſchliche Mittel und ſei gar zu geſchäftig; es wäre beſſer geweſen, ſich in Ruhe zu halten und durch demüthige Gebete ſein Vertrauen auf Gott zu befeſtigen. Indem man ſich in die Unterſcheidung des Factums und der Glaubensnorm geworfen und ſich in die ſcholaſtiſchen Ideen der modernen Thomiſten eingelaſſen habe, habe man der Lehre Auguſtins etwas vergeben, welche durch die abſolute Verdammung der fünf Sätze als Glaubensnorm compromittirt und durch die Schleichwege der thomiſtiſchen Scholaſtik verwirrt ſei. Arnauld faßte Feuer gegen Barcos; man ſetzte gegenſeitig Schriften auf, die aber geheim blieben, denn nichts ſuchte man mehr zu verbergen, als innere Spaltungen.

Lancelot, welcher bis zum Tode von Barcos in deſſen Kloſter lebte, der unmittelbarſte Zeuge von St. Cyrans Weſen, welcher uns geblieben iſt, faßt die Verfolgungen, welche über Port-Royal ergingen, als eine Strafe Gottes auf. „Vielleicht iſt die Art, die Wahrheit zu vertheidigen, nicht rein genug geweſen, ſagte er, und die Mittel, deren man ſich bediente, waren entweder zu übereilt, oder zu wenig übereinſtimmend, oder ſelbſt zu menſchlich; während nach den Vätern es daſſelbe Wort iſt, welches Chriſtum in

dem Seelen bildet und ihn auf den Altären hervorbringt, daher es auch zu Beidem gleich viel Heiligkeit braucht und man auch manchmal die Angelegenheiten Gottes durch zu große Rührigkeit verderbt. Überdies iſt man nicht innerhalb der von St. Cyran angegebenen Ausdrücke geblieben, und begnügte ſich nicht zu zeigen, daß die Wahrheit, welcher man folgte, nicht von Janſen, ſondern von Auguſtin herkomme. Man hat zugleich durch Unterſcheidung des Factums und der Glaubensnorm die Chimären der Thomiſten darein gemengt, welche Janſen vermeiden wollte. Barcos konnte nie ſeine Zuſtimmung dazu geben, indem er ſich für zu gut unterrichtet hielt von den Abſichten Janſens und ſeines Oheims, um ſie in einem ſo wichtigen Punkte aufzugeben. Ich geſtehe, daß es ſchwer iſt, ſich zu überzeugen, daß Janſen, welcher dieſe Maßregeln zu Vermeidung aller Streitigkeiten genommen hatte (indem er das Urtheil über ſein Buch ganz dem römiſchen Stuhl anheim ſtellte, worauf auch die Gegner ſich ſtets berufen), über die rechte Art, ſein Werk aufrecht zu erhalten, nicht habe urtheilen können, oder daß der ſonſt ſo erleuchtete Cyran in dieſem Punkte blind geweſen ſei, oder daß wir auf dieſem Wege in eine ungünſtigere Stellung hätten gerathen können, da nun die Unterſchrift in die Kirche eingeführt, das Buch Janſens in Rom beſchimpft, die Doctoren von der Facultät ausgeſchloſſen, das Haus von Port-Royal d. P. verloren iſt." — Einem ihm untergebenen Prieſter legte Barcos ſogar eine lange Pönitenz auf, weil er das Formular ohne Vorbehalt unterzeichnet hatte.

Von der andern Seite wurde darauf aufmerkſam gemacht, wie wenig ſich Barcos conſequent bleibe, indem er anfangs meinte, die Nonnen könnten, in ihrer Unwiſſenheit über die Streitpunkte, das Formular mit gutem Gewiſſen unterſchreiben. Ja er befahl den Laien, die ſich in ſeinem Kloſter aufhielten, die Unterſchrift in folgender Form: „Wir unterſchreiben aus Unterthänigkeit, ob wir gleich nichts von dieſen Materien, noch von dem Buche Janſens verſtehen." Ein junger Mann, welcher aber noch nicht Profeß geworden war, legte das Gewand ab, widerrief dieſe Unterſchrift und zeigte, daß man auch nicht unterſchreiben dürfe, wovon man nichts verſtehe. Barcos ſuchte ſogar in einem Aufſatze zu beweiſen, daß Geiſtliche die beiden päbſtlichen Conſtitutionen unterſchreiben können. Arnauld ſchrieb dagegen; Barcos machte zu dieſer Gegen-

ſchrift 500 ſie anzweifelnde Anmerkungen. Arnauld ſchreibt am 1. September 1663 an Singlin, zu Ende eines hundert Seiten langen Briefes, dem noch ein zweiter folgen ſollte: wenn Sie mir indeß die 500 Anmerkungen ſchicken wollen, ſo verſichere ich Sie, daß ich ſie mit aller möglichen Billigkeit prüfen werde. — Barcos befriedigte keinen Theil mit dieſen Widerſprüchen, auf Befehl des Hofs wurde 1662 ſein Kloſter viſitirt. Er war flüchtig in Paris, wo er aber mit den Männern von Port-Royal beinahe gar nicht zuſammen kam; es war 1669 nahe daran, daß die Abtei einem Anderen gegeben worden wäre, da er ſich für ſeine Perſon der Unterſchrift beharrlich entzog. Denn es wurde ſonſt immer von ihm beſonders gerühmt, daß er ganz dem Rathe von St. Ambroſius nachkomme, man ſolle ſtets Derſelbe ſein. Nichts habe ſich in ſeinem Leben widerſprochen. Was er einmal als auf Gottes Gebot hin unternommen hatte, gab er, unberührt von Lob und Tadel, nie wieder auf. Nur wich er allem Aufſehen aus und beobachtete Stillſchweigen, wo es nur immer möglich war. — Vielleicht ſah er früher die Prieſter als die auserwählte Kriegerkaſte Gottes an, wie ſein Oheim, und glaubte, die Laien, als nicht davon berührt, dürfen unterſchreiben, ja der Gehorſam verlange es von ihnen. In ſeinen Anſichten über die Pflicht des Prieſters in dieſer Angelegenheit, ob wir ſie gleich nicht genau kennen, ſcheint er aber in Drang der Zeiten ſich nicht gleich geblieben zu ſein.

Es iſt natürlich eine müßige Frage, was St. Cyran gethan hätte, wenn er gelebt hätte? Schien er in den letzten Zeiten, beſonders bei Erſcheinen Auguſtins zum Äußerſten entſchloſſen, ſo war er doch zu ſehr gewöhnt, „um der Juden willen" mit ſeiner eigentlichen Überzeugung zurück zu halten. In neuen, entwickelteren Verhältniſſen, unter ſchärferen Gegenſätzen nach der Autorität eines längſt Todten leben wollen, muß zu Haltungsloſigkeit und Widerſprüchen führen.

Schon 1650 war er in ſeine Abtei gegangen, vielleicht weil ſchon da die Verſchiedenheit der Anſichten fühlbar wurde. Hier führte er die Regel Benedikts in ihrer urſprünglichen Form wieder ein, z. B. man hielt während der kirchlichen Faſten täglich nur Ein Mahl, gegen Abend. Er wurde mit Alcuin und St. Martin von Tours verglichen, weil man von ihm ſagen konnte, er ſei nicht blos ein rechter Hirte, ſondern auch ein rechter Mönch, ohne

je ein Mönchsgelübde abgelegt zu haben. Als ein anderer Odon habe er die verborgenen Schätze der Regel Benedikts aufgedeckt. (Daß er das tägliche Maß des Weines auf 10, des Brotes auf 12 Unzen feſtſetzte, ſteht wohl mit Lancelots Forſchungen im Zuſammenhange.) Während er noch mit den äußerlichen Anfängen der Reform beſchäftigt war, hatte er von den Bürgerkriegen hart zu leiden, die Geldmittel zur entſprechenden Ausbauung des Kloſters wurden ihm geraubt und mehrere Freunde, welche ſich um ihn zu ſammeln anfingen, gefangen fortgeführt, um ein ungeheures Löſegeld zu erlangen. Darunter war namentlich des Touches (Paul le Pelletier, Seigneur des Touches), welcher unter St. Cyrans Leitung früh ein ſo frommes Leben begonnen hatte, daß dieſer ihm ſchrieb, wenn er ſo fortfahre, ſei er reif jeden Tag zu communiciren. Längere Zeit ſein Zellenbruder ſtarb St. Cyran in ſeinen Armen. Er lebte nun mit Barcos, wie dieſer, ohne Gelübde und Gewand eines Mönchs, aber ſtreng nach der Regel St. Benedikts; es wurde bei der Viſitation 1662 als anſtößig bemerkt, daß er als reicher Mann den Garten des Kloſters baue. Seine ſchönen Einkünfte benutzte er zu Almoſen. In der Regalſtreitigkeit ſchickte er dem Biſchofe von Pamiers, dem der König ſeine Einkünfte entzogen hatte, 2000 Thaler zum Lebensunterhalte. Als einige Höflinge dem Könige dies in böslicher Abſicht anzeigten, ſagte dieſer: Nein, man ſoll nicht von mir ſagen, daß ich Jemanden zur Strafe dafür, daß er Almoſen gegeben, in die Baſtille gethan habe. Er ſtarb 1703 in einem Alter von 83 Jahren. Man hat berechnet, daß er in Allem etwa zwei Millionen Livres an Arme und zu anderen guten Werken geſchenkt hat. Er gab auf einmal 80,000 an Port-Royal, um es in den Stand zu ſetzen, Nonnen ohne Mitgift aufzunehmen. „Bis ans Ende ſeines Lebens blieb er im Wege St. Cyrans, in derſelben Zurückgezogenheit und in demſelben Geiſte des Gebets, welche ſeine größten Tugenden waren."

Auch Baudry de St. Gilles d'Aſſon, ein Edelmann aus Poitou, welchen das ſtrenge Leben Hillerins und die Schrift Arnaulds gegen das häufige Communiciren für Port-Royal geworben hatten, warf ſeine Augen auf die Abtei des Barcos; er hoffte hier noch etwas mehr zu finden, als in Port-Royal; die Abhängigkeit

von einem Vorgeſetzten auch in den kleinſten Dingen, welche Benedikt verordnete, ſchien ſeiner Sehnſucht nach einer noch größeren Vollkommenheit zu entſprechen. Fontaine ſagt von ihm: „Er war der Troſt Singlins durch die Reiſen (zumal eine gefährliche nach Holland), die er unternahm; Arnaulds durch ſeine Werke (denn er hatte Theologie ſtudirt, verſtand das Griechiſche und war länger Arnaulds Genoſſe und Gehülfe in ſeinem Verſtecke); er ſelbſt ſchrieb kein Buch; Sacys Troſt durch ſeine Unterredungen, denn es war unmöglich ihn zu kennen, ohne ihn zu lieben; der Troſt der Nonnen durch ſeine Unterhandlungen, der ſeiner Freunde durch ſeine Gefälligkeiten. (Er beſorgte beſonders den Druck der Schriften, und wurde einmal von der pariſer Polizei deshalb verfolgt und an zwei Markttagen austrompetet.) Endlich wage ich zu ſagen, fährt Fontaine fort, er war die Freude der Engel durch ſeine Buße, welche er aufs Äußerſte trieb. Man kann ſagen, daß er ſich, ſo groß und ſtark er war, dadurch ſelbſt getödtet und in der Blüthe des Alters ganz aufgezehrt habe. Dies benahm aber ſeiner Liebenswürdigkeit und Heiterkeit nichts. Nie werde ich einen Antonstag vergeſſen können, an welchem er mit ſechs Anderen, welche auch dieſen Namen führten, mit Singlin, Rebours, Arnauld, Le-Maitre zuſammen war. Nach einem frugalen Mahle machte er mit ihnen einen Spaziergang, nahm die deutſche (Quer-) Flöte, welche er bewundernswürdig blies, und ſpielte darauf mit ſo durchdringendem Tone die heiligen Geſänge, welche die Nonnen bei der Anbetung ſprachen, daß Alles in und außer dem Kloſter davon entzückt war."

Als ſeine beſondere Aufgabe betrachtete er die Unterſtützung der Wittwen, namentlich ſolcher, die untertreten wurden; daher nahm er ſich auch mit eigener Gefahr der Nonnen von Port-Royal an, da ſie um des Rechts und der Wahrheit willen verwittwet waren. Er hatte ſich früher neben den Scheunen von Port-Royal d. Ch. ein Häuschen mit einem Strohdache gebaut, welches man das Palais St. Gilles nannte, und hier das Schreinerhandwerk gelernt, um dem Kloſter etwas zu nützen. Seine Arbeitſamkeit, beſonders in Verwaltung eines zu Port-Royal gehörigen Hofes und Entſchlagung alles Eigenthums war ſo erprobt, als ſeine Enthaltſamkeit von Schlaf und Speiſen. Er half der Herzogin von Longueville den Schaden, welchen ſie durch den Krieg von

Sedan aus in dortiger Gegend angerichtet hatte, ausforſchen und erſetzen.

Indeß glaubte Barcos, Port-Royal zu viel Rückſicht ſchuldig zu ſein, als daß er dem Wunſche von St. Gilles entſprochen hätte. Er ſah, daß er weder dem Kloſter ſchade, noch ſich ſelbſt, indem er in der Nähe deſſelben bleibe. St. Gilles ſtarb am 30. Dec. 1668. Sein Herz wurde in Port-Royal d. Ch. beigeſetzt; Hamon ſagte in der Inſchrift, er habe den Adel der Geburt verachtet, um den wahren des Glaubens zu erlangen. — Hamon ſelbſt, im Sehnen nach einem noch innerlicheren Leben, war im Begriff geweſen, mit des Touches ſich zu Barcos zurückzuziehen, aber man verweigerte ihm in Port-Royal die Erlaubniß dazu.

Auch von Barcos hören wir weiter nichts mehr, ob er gleich erſt 1676 (wohl nicht 1678), in einem Alter von 78 Jahren, ſtarb. Er war in ſeinem Leiden voller Geduld und ſtumm; aus Schamhaftigkeit verbarg er ſein Übel, ſo daß man es erſt nach ſeinem Tode entdeckte. Er blieb nur an dem Tage, an deſſen Abende er verſchied, im Bette, ſo abgetödtet war er durch lange Buße; er wollte auch ſtehend vom Tode erfunden werden, wie ſein Oheim. Ein Beweis, daß er mit Port-Royal in keinem näheren Verkehr mehr ſtand, iſt dieſes Schweigen unſerer Quellen. Dennoch glaubte man ſein Werk zerſtören zu müſſen und vertrieb alsbald Lancelot und die ihm anhänglichſten Mönche.

Singlin, Beichtvater.

An Barcos ſchließt ſich als anderer Eliſa St. Cyrans Singlin. Es heißt, Barcos habe alle ſeine Entſcheidungen gebilligt. Er hielt auch die Worte Auguſtins feſt: Laßt uns nicht kalt zum Beten und heiß zum Disputiren ſein! Zu dieſem war er auch nicht begabt, wie man überhaupt nicht glänzende Talente an ihm bewunderte, ſondern ſeine große Innerlichkeit, ſeine Unerſchütterlichkeit, ſein ruhiges Urtheil, ja man glaubte, es erleuchte ihn ein übernatürliches Licht [1]). Er war nicht ein königlicher Prieſter, wie

1) Als nach dem Friedensſchluſſe mit Spanien der König eine Infantin heirathete, wurden die glänzendſten Feſte zu ihrem Einzuge bereitet. Man fragte ihn, ob man ausgehen dürfe, um dieſe zu ſehen; er antwortete: Ich werde Niemanden dazu veranlaſſen, dem Einen werde ich es erlauben, Andere werde ich davon abhalten.

St. Cyran, aber dieſer erkannte in ihm den Beruf des Beichtvaters und hatte ihn als ſolchen Port-Royal vorgeſetzt. Als ſolchem war ihm auch Arnauld wie ein Kind unterthan; die anderen Einſiedler um Port-Royal d. Ch. desgleichen, ob er gleich gewöhnlich in Paris war. Dugué de Bagnols ſagte von ſich, er erinnere ſich nicht, daß er etwas aus eigenem Willen gethan hätte, ſeit er ſich unter die Leitung Singlins begeben. Als derſelbe ſchwer erkrankte, betete Singlin während des Meßopfers für ihn mit den Worten: Herr, er iſt krank, den du lieb haſt. Kurz vor ſeinem Tode wollte Bagnols mitten in ſeiner brennenden Hitze nicht trinken, ohne daß es Singlin erlaubt hätte, um nichts aus eigenem Willen zu thun. — Sacy, heißt es, ließ ſich von ihm leiten wie eine junge Nonne. Singlin hatte Pascal und Pontchateau zu den Eroberungen St. Cyrans gefügt. Er ſelbſt hatte aber auch eine ſeltene Lenkſamkeit und Gelehrigkeit erwieſen. St. Cyran hatte geſagt, er habe noch Niemanden gekannt, der für die Aufnahme aller Wahrheiten offener und empfänglicher geweſen wäre. Er habe ſie ſchon im Herzen, ohne es zu wiſſen. Er ſei wie ein Zündholz, man dürfe ihn nur dem Feuer nahe bringen.

Nachdem Singlin 20 Jahre Beichtvater von Port-Royal geweſen war, machte ihn Retz 1656 zum Superior beider Häuſer und heimlich zum Großvicar davon, damit er unmittelbar nur unter ihm ſtände.

Allein ſo ſehr er ſich auch in ſeinen Predigten mäßigte, mit 1662 brach das Unglück Schlag auf Schlag über ihn herein. Der Verbannung nach Quimper entging er nur, indem er ſich mit Sacy, Akakia, Fontaine und Foſſé in der Vorſtadt St. Marceau bei einer Wittwe Vitart verbarg. „Dieſer Schmerzensmann, ſagt Fontaine, von ſeinem Port-Royal, deſſen Vater er war, getrennt, vernimmt den Tod der Mutter Angelica. Sechs Tage darauf ſieht er ſeinen intimen Freund, welcher 20 Jahre durch die heiligſte Liebe mit ihm verbunden, mit ihm Beichtvater Port-Royals geweſen war, Rebours in ſeinen Armen ſterben. Sechs Tage darauf ſtirbt der junge, ergebene Schwiegerſohn der Wittwe Vitart.“ — „So groß aber dieſer Schmerz war, heißt es, ſo war er doch gering im Vergleich mit der tödtlichen Noth, worin ſein Herz über dem Verlangen der Unterſchrift kam. Er ſah, wie die Gewiſſen ſeiner geiſtigen Töchter hin und her gezerrt wurden.

Sein Herz war durchbohrt beim Anblicke des inneren Kriegs unter den Dienern Gottes, welche, in ganz entgegengeſetzte Anſichten ſich theilend, jeder die ſeinige mit Heftigkeit vertheidigten." Um Port-Royal zu retten, neigte er ſich jetzt, wenigſtens in Betreff der Nonnen, ſehr zur Nachgiebigkeit; er wollte, ſie ſollten ohne Vorbehalt in Betreff des Inhalts unterzeichnen, aber mit dem ausdrücklichen Beiſatze, es geſchehe nur aus bloßem Gehorſam, nicht aus eigener Überzeugung oder Glauben. — Es iſt ſehr zu bezweifeln, ob ſich die Verfolger damit zufrieden gegeben hätten. Aber auch die Freunde ſelbſt konnte er durch ſolche Vermittlungsvorſchläge nicht vereinigen. „Sie waren, heißt es, ihm, ſo hoch ihr Geiſt und zum Theil ihr Stand war, unterthan, als ihrem Beichtvater im Geiſte des Glaubens. Dieſer Glaube blieb jedoch ein aufgeklärter; denn in den öffentlichen Angelegenheiten, wo die Anſichten des Beichtvaters nicht immer die wahrſten und die dem Bedürfniß der Kirche am meiſten entſprechenden waren, war der Gehorſam nicht blind. Man ſtellte es ihm mit Freimuth vor, wo ſeine Anſichten mangelhaft waren, und handelte anders, unbeſchadet des ehrfurchtsvollen Vertrauens für die perſönliche Gewiſſensleitung." — Allein natürlich ließ ſich da nicht ſo ſtreng ſcheiden. Seine gerühmte Discretion machte an Andere manchmal übertriebene Anſprüche; er wollte z. B. Pascal nicht ganz ins Vertrauen ziehen, war empfindlich auf Arnauld [1]), eben weil er ſeinen Einfluß

1) Ein leidiger Beweis, wie gereizt der Ton zwiſchen beiden, beſonders bei den Vermittlungsverſuchen des Biſchofs von Commenges, wurde, iſt der Brief Arnaulds vom 2. Januar 1664. Arnauld klagt, daß Singlin ihm wohl von den 500 Anmerkungen, welche Barcos gegen ihn gemacht hatte, geſchrieben, ſie ihm aber nicht mitgetheilt habe. „Ich fange an zu glauben, daß man es auch diesmal halten wird wie mit einer gewiſſen Replik, worüber man uns erklärte, wir würden ſie nicht zu ſehen bekommen, weil wir nicht genug Unterwürfigkeit hätten; man wird wohl damit zufrieden ſein, ohne Störung ſich der einmal gefaßten Überzeugung zu freuen, daß ich wohl widerlegt ſei. Das bezeugt mir auch Singlin deutlich in ſeinem langen Briefe. Er hat mir dieſes Benehmen als eine große Mäßigung darſtellen wollen. Ich weiß nicht, ob alle Welt gleichermaßen urtheilen wird und ob man nicht dieſes Betragen für ſehr bequem für Diejenigen, welche tadeln, Denen aber, welche getadelt werden, für ſehr wenig vortheilhaft halten wird. Denn damit verſetzt man ſie in die Unmöglichkeit zu antworten, während die Tadler bei ihren Freunden ungeſtört den Ruhm genießen, gut widerlegt zu haben; wie denn Singlin mir gehörig dargelegt hat, daß er in Betreff meiner Schrift dieſer Meinung ſei, da er mir in ſeinem langen Briefe ſagt, er habe aus dieſen (500) Anmerkungen geſehen, „daß es Niemand gebe, der in ſeinen Raiſonnements, oder in den Thatſachen, die er anführe, unfehlbar wäre." — Letzteres war von Singlin offenbar gegen Arnauld gemeint.

ſchwinden ſah. Die großen Schwierigkeiten einer mündlichen Verſtändigung erzeugten Misverſtändniſſe, welche ſchriftlich nicht ſo leicht zu löſen waren. Seine Anſicht über die Unterſchrift und das zu beobachtende Verhalten ſcheint nicht ſehr klar und ſo ziemlich mit den ſchönen, aber unpraktiſchen Anſichten von Lancelot und Barcos übereinſtimmend geweſen zu ſein. — Singlin mußte ſich nicht nur aus ſeinem Wirkungskreiſe vertrieben, ſondern auch ſeine Suffiſance (um uns eines Ausdrucks von Port-Royal zu bedienen) zu Ende gehend fühlen. Aber daß gerade die ſcholaſtiſche Diſtinction die Oberhand gewann, mußte dem Schüler und Nachfolger St. Cyrans das Schmerzlichſte ſein. — Da ſein Beruf zu Ende war, mußte er ſich nach der Auflöſung ſehnen. Er betrachtete ſich tanquam vas perditum, als einen Menſchen, den Gott von ſeinem Berufe vertrieben habe, weil er ganz untauglich dazu ſei. Als die Herzogin von Longueville, welche in einer Krankheit ſich dem Tode nahe glaubte, ihn rief, um ſich darauf vorzubereiten, ſprach er: Ich empfehle Ihnen eine rechte Unterwerfung unter den Willen Gottes, einen rechten Gehorſam gegen ſeine Befehle. Ich, der ich nicht mehr lange zu leben gedenke, wollte für meine Perſon keine beſſere Vorbereitung. Sie wiſſen, wie ich in meinen beſten Abſichten durchkreuzt worden bin; Sie ſehen den gewaltſamen Zuſtand, worin ich mich befinde; ich bin genöthigt, von allen möglichen Creaturen abzuhängen, von vernünftigen und unvernünftigen, von guten und böſen. Ich geſtehe, daß dieſer Zuſtand mir manchmal ſchmerzlich wäre, wenn ich nicht in den Menſchen Gott anſähe, der da will, das wir jeden Augenblick ihm in ihnen gehorchen. Fontaine erzählt, er habe Singlin, in der Angſt der Wahrheit auf irgend eine Weiſe zu ſchaden, öfters einen wahren Todtenkampf kämpfen ſehen; son ame engraissée de souffrances heißt es. — Wie oft, fährt Fontaine fort, wiederholte er die Worte des Apoſtels: Ihr habt gehört, wie groß die Geduld Hiobs war und ihr habt das Ende des Herrn geſehen. (Jak. 5, 11). Die Wahrheit ſprach er, geht viel weiter, als das Vorbild. Hiob, das Vorbild Chriſti, wurde betrübt, um der Welt ein Muſter der Geduld zu geben; aber ſeine Übel verwandelten ſich in Glück, während Chriſtus in den Martern geſtorben iſt. — So war er gefaßt auch zu ſterben, ehe die Verfolgung ein Ende genommen. Dazu kam, um ſein Leben zu

untergraben, „ſeine unerſättliche Begierde nach Büßung", beſonders die Faſtenzeit über.

Man brachte ihn am Charfreitage in einem bedauernswürdigen Zuſtande ins Haus zurück. Die Ärzte machten nichts aus dem leichten Fieber. Bald darauf, am 17. April 1664, ſtarb er in Fontaines Armen ohne Todeskampf [1]). Er wurde heimlich von ſeinem Pfarrer, dem von St. Medard, nach Port-Royal gebracht. Die Nonnen empfingen ihn verſammelt in der Kirche, als einen triumphirend aus dem Exil zurückkehrenden, oder, wie ein Anderes ſagt, in einer Stimmung, wie das Volk von Konſtantinopel, als man den Leichnam von St. Chryſoſtomus brachte. So wurde er in der Mitte ſeiner Heerde beigeſetzt [2]).

Hamon ſetzte zu ſeinem Herzen [3]) die Inſchrift: „Es war von Gott erfüllt, fruchtbar ihm Heilige zu zeugen. So wird dieſer Hochzeitgehülfe des Bräutigams, begleitet von den Bräuten, für welche er eine Liebe der Eiferſucht, göttlicher Eiferſucht hatte, ſich darſtellen dem Bräutigam, wenn er erſcheinen wird, wenn es nur noch Eine Braut geben wird, wie er der Eine Bräutigam iſt." — Singlin hatte ſich früher umſonſt dagegen erklärt, daß einem Todten das Herz ausgeſchnitten werde, um es an einem beſonderen Orte aufzubewahren, es ſei zu ſinnliche Liebe, man ſolle ſeine Hände nicht mit Blut beflecken.

Racine ſagt in den Bemerkungen, die er aus dem Munde Nicoles hatte: „Sacy war gegen Niemanden in der Welt nachgiebig, als gegen Singlin, der wirklich durch ſeinen geraden Sinn und guten Verſtand ein bewundernswürdiger Mann war. Dieſer

1) Fontaine und Foſſé bewohnten daſſelbe Zimmer, wachten bei ihm, indem ſie ſich ablöſten, und doch erzählen ſie den rührenden Auftritt, wie Fräulein de Vertus mit Thränen und Küſſen den Leichnam ihres geiſtigen Vaters ſegnete, widerſprechend; nach dem Einen kam ſie auf die Nachricht von ſeinem Tode, nach dem Anderen war ſie beim Eintreten von dieſem unerwarteten Ereigniß ſehr betreten.

2) Nur der trockene Zettel ſeiner Predigten iſt gegeben in Instructions Chrétiennes sur les mystères de notre seigneur, et les principales fêtes de l'année in 8⁰ 5 Bände 1671—73, u. in 12, 1763; abgekürzt in 6 Bänden 1757.

3) Welches in der Reliquienkapelle beigeſetzt wurde; ich ſah daſſelbe in der daſſelbe ſchützenden Blechkapſel in Paris vor einigen Jahren in der Sammlung eines greiſen Gelehrten, Herrn Villenave, der es von der Familie Foſſé erhalten hatte.

hatte wieder große Rückſichten für M. de St. Cyran (Barcos), welcher ſein Beichtvater war, einen Mann, rein in ſeinem Leben und von großem Wiſſen, der aber oft ganz beſondere Meinungen hatte und immer ſehr an ſeiner Anſicht feſthielt. — Eines Tages unter Anderem wollte er beharrlich, um Janſen zu vertheidigen, ſolle man behaupten, da dieſer Schriftſteller Auguſtin Schritt für Schritt gefolgt, und nur der Geſchichtſchreiber ſeiner Lehre ſei, ſo ſei es ihm unmöglich geweſen, ſich davon zu entfernen. Arnauld ſetzte eine Schrift auf, worin er dieſe Meinung von Grund umſtürzte, das heißt, worin er zeigte, daß dieſe Vertheidigung komiſch gefunden würde; denn es ſei nicht unmöglich, daß Janſen einen Sinn für den anderen genommen und ſich getäuſcht habe, wie der Pabſt und die Biſchöfe behaupten. M. de St. Cyran ſetzte eine Antwort auf, worin er dieſe Demonſtrationen als bloße Difficultäten behandelte, welche nicht verhindern dürften, daß man ſich ſeiner Anſicht unterwerfe. Pascal hob die Verlegenheit auf; er nahm den Aufſatz von St. Cyran, ging zu Singlin und ſagte ihm, nie ſolle er dieſen Aufſatz, den er als lächerlich behandelte, zurückgeben. Pascal war geachtet, weil er ſtark ſprach, und Singlin ergab ſich, ſobald man zu ihm mit Nachdruck ſprach."

Pascal, Verfechter der fünf Sätze.

Während der Angelegenheit Arnaulds bei der Sorbonne hatte ein Mann wie ein Gideon ſich auf die Feinde geworfen, welchen St. Cyran noch nicht gekannt hatte, Pascal. Die Pfeile ſeiner Provinzialbriefe hatten bis in die entfernteſten Provinzen die Führer des Angriffs, die Jeſuiten, in Verwirrung gebracht. Dieſelben Provinzialverſammlungen von Geiſtlichen, welche gegen die fünf Sätze Maßregeln nahmen, rügten nun die erſchlaffte Moral, und ſo war das Gleichgewicht gewiſſermaßen wieder hergeſtellt. Alle Intereſſen, welche ſich durch die Jeſuiten verletzt fühlten, hatten ſich auf dies Signal erhoben. Allein während ſie in den entfernteren Landestheilen noch ihre Stellungen zu vertheidigen hatten, konnten ſie in Paris ſchon wieder daran denken, einen entſcheidenden Schlag gegen Port=Royal zu führen. Es fragte ſich nun alſo, ob vielleicht er in dieſer Noth der Anführer, der Dictator der Janſeniſten ſein ſollte. Wir haben geſehen, wie Barcos und Singlin umſonſt ihre Anſicht geltend zu machen geſucht hatten. Pascal war durch

ſeine Krankheit gelähmt; aber ſeine Wahl war getroffen, ſeine Überzeugung ſtand feſt, während noch lange Tauſende auf ſein Wort in den Provinzialbriefen hin glaubten, es ſei hier kein Streit um Theologie, ſondern unter Theologen, alſo um bloße Perſönlichkeiten, war Pascal zu der feſten Einſicht gelangt, der Pabſt habe bei ſeiner Verdammung der fünf Sätze Janſens nicht deſſen Buch falſch verſtanden, ſondern er habe die Wahrheit, das wahre Dogma der Apoſtel, der alten Kirche Auguſtins, verdammt. Dieſe Überzeugung ſprach er aus, als die Großvicare, welche anſtatt des flüchtigen Cardinals Retz das Erzbisthum Paris regierten, ſich durch Arnauld ihr Mandement machen ließen, worin nur für die Entſcheidung des Pabſtes im Glaubenspunkte, alſo für die Verdammung der fünf Sätze die Unterſchrift verlangt wurde. Obgleich der Pabſt dieſe als Sätze Janſens verdammt hatte, ſo wollten die Großvicare doch von dieſer Perſönlichkeit abſehen. Auf die dringenden Vorſtellungen Arnaulds hatten die Nonnen von Port-Royal mit bebendem Gewiſſen unterſchrieben, die Schweſter Pascals in Port-Royal aber war dem inneren Kampfe unterlegen.

Pascal ſchmerzte es „ſich ſo zwiſchen Gott und dem Pabſte zu ſehen." Er ſagte: „Janſens Lehre iſt die von der „wirkſamen Gnade", das heißt, daß das neue Leben, welches uns zu wahren Chriſten macht, Gottes freies, unwiderſtehliches Werk in uns iſt. Der Pabſt aber verdammt in einer amtlichen Akte Janſens Buch; mag er nun auch nicht die Abſicht haben, die wirkſame Gnade zu verdammen, ſo kann man ſein Breve doch nicht unterſchreiben, ohne ſich zu dieſer Verdammung ausdrücklich zu bekennen." Um des guten Sinnes, den ſie auch hätten, wollte er die fünf Sätze fort und fort vertheidigt wiſſen. — Arnauld und Nicole antworteten, dies hieße ja den Pabſt und die Biſchöfe gröblich beleidigen, wenn man Veranlaſſung gebe, ſie anzuklagen, als hätten ſie die wirkſame Gnade verdammt. Dieſer Lehre ſelbſt aber könnte man auf keine Weiſe ſo ſehr ſchaden, als wenn man zum Glauben veranlaßte, ſie werde nur noch von einem kleinen Häuflein vertheidigt und von den meiſten Biſchöfen aufgegeben. — Als aber Pascal, dem nichts über Wahrheit und Wahrhaftigkeit in Religionsſachen ging, auf ſeiner Anſicht beharrte, erwiderte Arnauld, wenn man die Gnadenlehre auf die von Pascal verlangte Weiſe

ſicher ſtellen wollte, ſo würden die Feinde ſie ausdrücklich verdammen. — Damit ließ Arnauld wohl ſeines Herzens Meinung ſchauen. — Pascal aber, der doppelt verdammlich geweſen wäre, hätte er der Lehre, daß der Zweck die Mittel heilige, gehuldigt, antwortete: Da werden ſie doch dreimal zuſehen, bis ſie die Lehre ausdrücklich verdammen, und wenn ſie es thun, ſo wird es ihr, nicht unſer Fehler ſein! — So blieb er bei ſeiner Anſicht, zugleich machte er kein Geheimniß daraus, daß Arnauld zu ſolchen Auswegen ſich herbeilaſſe, um Port-Royal zu erhalten, das er der Kirche für nützlich halte. Er nannte dieſes Verfahren Erſchlaffung (relachement), mit welchem Worte man in Port-Royal die Moral der Jeſuiten charakteriſirte. Jedoch erlaubte auch er den Nonnen die Unterſchrift der Verdammung der fünf Sätze aus Janſen, wenn ſie nur den Sinn Janſens und die wirkſame Gnade ausdrücklich von der Verdammung ausnähmen.

Es wurde noch das letzte Mittel der mündlichen Verſtändigung verſucht. Beide Anſichten wurden entwickelt; als Pascal die Anweſenden der von Arnauld und Nicole zufallen ſah, fühlte der Kranke einen ſolchen Schmerz, daß ihm übel wurde und er Sprache und Bewußtſein verlor. Als er ſich wieder erholt hatte, fragte ihn ſeine Schweſter Perier, welche dies ſelbſt erzählt, was dieſe Ohnmacht veranlaßt habe? Er erwiderte: Als ich die Männer ſah, die ich als Diejenigen betrachte, welche Gott die Wahrheit hat erkennen laſſen und welche ihre berufenen Vertheidiger ſind, als ich ſah, wie ſie ſchwankend geworden ſind, da ward ich, ich geſtehe es, ſo von Schmerz ergriffen, daß ich ihn nicht mehr aushalten konnte, ſondern erliegen mußte. — Indeß beſuchte ihn Arnauld noch wiederholt in ſeiner letzten Krankheit. Dem Beichtvater der Nonnen, Ste. Marthe, welcher Pascal ſelbſt eine Vorſtellung wegen Nachgiebigkeit in Betreff der Nonnen gemacht hatte [1]), legte er die Beichte ab.

Merkwürdig iſt das Wort Racines über dieſe Meinungsverſchiedenheiten: „Arnauld ſchlug durch einen Aufſatz Pascals Anſicht zu Boden; denn Pascal war klein vor Arnauld." — Welch ein Mann, ruft La-Harpe, vor welchem Pascal klein war! — Und doch haben wir darin das Urtheil Port-Royals, das Angelicas von St. Johann vielleicht ausgenommen.

1) Siehe meine Biographie Pascals, Seite 375 u. ſ. w.

Arnaulds Unterſcheidung von fait und droit.

Wir müſſen zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß nicht minder innere, als äußere Gründe und ſeine natürliche Disputationsgabe Arnauld zu der Aufrechthaltung der Unterſcheidung des Factums und der Glaubensnorm bewog. Die Männer von Port-Royal, wie die Nonnen, wollten Katholiken ſein und bleiben; denn das Weſen des Katholicismus hatte ſich ihrem innerſten Weſen feſt eingeprägt. Sie gehörten allerdings früheren Jahrhunderten der katholiſchen Kirche an; und mit dem nämlichen Rechte, womit die römiſch-katholiſche Kirche des 17. Jahrhunderts mit jener früheren Zeit Eins ſein wollte, mit demſelben konnte auch Port-Royal verlangen, innerhalb der katholiſchen Kirche dieſes Jahrhunderts zu bleiben. — Die Gegner, namentlich Dumas, erinnern immer daran, daß die Janſeniſten zuerſt die fünf Sätze in Rom vertheidigten; auch nachher in der Schrift mit den drei Kolonnen, welche dem Pabſte übergeben wurde, unterſchieden ſie den ketzeriſchen Sinn, der den fünf Sätzen gegeben werden könne, von dem orthodoxen, auguſtiniſchen. Dieſer ſei in dem Werke Janſens enthalten. Indem man nun, mit Hülfe der Unterſcheidung des Factums und einer verklauſulirten Unterſchrift, dieſen orthodoxen Sinn Auguſtins und Janſens zu retten ſuchte, glaubte man alle Pflichten gegen Pabſt und Janſen, gegen die Kirche des Alterthums und gegen die der Gegenwart zu erfüllen, ſeinen katholiſchen Glauben, aber einen „aufgeklärten Glauben", zu bezeugen, ſeine Liebe zur Wahrheit und zum Frieden. Arnauld ſchreibt an den Biſchof von St. Brieu, die meiſten Ketzereien ſeien daher gekommen, daß deren Urheber die ſcheinbaren Widerſprüche der Myſterien weder begreifen, noch in Demuth ſich darein ergeben konnten. So ſcheinen ſich auch die wirkſame Gnade und die menſchliche Freiheit, die Entſcheidung des Pabſtes und die Lehre der Väter darüber auszuſchließen. Man falle von der kirchlichen Wahrheit ab, indem man ſich ausſchließlich an das Eine halte, das Eine dem Andern entgegenſtelle; man müſſe gläubig Beides annehmen. Man habe ſich oft genug erklärt, welcher Überzeugung man ſei, man begehe alſo mit der reſtringirten Unterſchrift der Verdammungsformel keinen Betrug; denn die Gegner wiſſen wohl, welcher Anſicht

man ſei. — Nicht Myſticismus im Sinne des Mittelalters und der neueren Zeit, aber entſchieden den Sinn für das Myſterium im Sinne des dritten, vierten Jahrhunderts finden wir in Port-Royal. — Indeß wollte Arnauld ſein ganzes Verhalten auf einen major, auf eine feſtſtehende Wahrheit gegründet wiſſen. Die Verdammung der fünf Sätze, als der Lehre Janſens, könne man nur dann leiſten, wenn feſtſtehe, der Pabſt ſei untrüglich auch in Entſcheidung eines Factums. Das behaupten aber nicht einmal Diejenigen, welche die Unterſchrift verlangen, nicht einmal Rom. — Dieſe blieben beim Praktiſchen, die Kirche könnte nicht beſtehen, wenn ſie nicht dies Recht hätte, die Urheber von Ketzereien namhaft zu machen, alſo habe ſie dieſes Recht.

Wir hören Arnauld in folgenden beiden Briefen ſeine Anſicht nicht nur gegen entgegengeſetzte Überzeugungen ausſprechen, ſondern lernen ihn und ſein Herz kennen. An die Mutter Angelica von St. Johann ſchreibt er im November 1661: „Nachdem ich Gott darüber gelobt, daß er euch den Entſchluß hat faſſen laſſen, lieber Alles zu dulden, als eure Pflicht gegen die Wahrheit zu vergeſſen, muß ich mich auch noch ausſprechen, daß ihr mir dabei zwei Dinge berückſichtigen zu müſſen ſcheinet. Einestheils, daß ihr euer Gewiſſen mit keiner Lüge verletzen ſollt; andererſeits, daß ihr, ohne Beeinträchtigung eures Gewiſſens, das thut, was der Kirche und der Wahrheit am vortheilhafteſten iſt, und nicht gerade das, was als das Edelſte erſcheinen möchte. Mein Gedanke iſt, daß es der Wahrheit vortheilhaft ſei, daß die Nachwelt hinreichende Zeugen habe, daß es in dieſem Jahrhundert Mehrere gegeben habe, welche nicht in die Verdammung Janſens eingeſtimmt haben; daß aber dieſer Vortheil viel verlieren würde, wenn es ſich fände, daß Alle, welche ſich dieſer Verdammung widerſetzt hätten, durch die Kirche unterdrückt und verdammt worden wären; daher ſolle man die fünf Sätze verdammen, aber Janſen und ſeine Lehre durch eine beigefügte Erklärung ſicher ſtellen."

In demſelben Jahre unterſchrieb der bis dahin Port-Royal ſehr anhängliche Geiſtliche du Hamel (ſ. Beilage VIII.), ohne Janſen und ſeine Lehre davon auszunehmen, die Verdammungsformel der 5 Sätze. Arnauld ſchreibt bei dieſer Gelegenheit: „Die Briefe du Hamels

haben mich recht zum Mitleiden gegen ihn geſtimmt. Die blinde Unterthänigkeit, welche er gegen Alles, was vom Pabſte und von den Biſchöfen kommt, zu haben erklärt, iſt eine klägliche Verfaſſung, um der Kirche in dieſer Zeit zu dienen. Er macht einen Misbrauch von dem: „Wer mit dem Stuhle Petri verbunden iſt, iſt mein", indem er nicht ſieht, daß nicht Alles, was der auf dieſem Stuhle Sitzende thut, von dieſem Stuhle ausgeht, und daß man um ſo mehr damit verbunden iſt, je weniger man das billigt, was die Petri Stelle Einnehmenden gegen ſeinen Geiſt thun. Aber das iſt die Frömmigkeit der Zeit, Alles für gut zu halten, was von dort kommt, mag es auch noch ſo ſehr gegen die Gerechtigkeit und das Geſetz ſein. Gott bewahre uns vor dieſem Gehorſam. Meine ganze Hoffnung in Betreff meines Freundes iſt, daß Gott die Einfalt ſeines Herzens werde angeſehen haben. Denn ich gehöre nicht zu Denen, welche ihm Gedanken des Intereſſes und das Verlangen, in ſeine Stelle wieder eingeſetzt zu werden, zuſchreiben. Ich ſchreibe ſeinen Fall allein dem Mangel an Erleuchtung in der Materie der Gnade zu, welcher ihn die Lehre der Kirche verdammen läßt, während er nur die von Janſen zu verdammen meint, was ein erſchrecklicher Irrthum iſt in Verbindung mit der falſchen Idee, welche er längſt über den Gehorſam hegt, welchen man den geiſtlichen Oberen ſchuldig iſt. Dies verhindert aber nicht, daß ich nicht immer noch eine herzliche, treue Liebe zu ihm habe, ob ich gleich einſehe, daß ſeine Schwachheit ihn vielleicht bewegen könnte, ſogar meine Ausſtoßung zu unterſchreiben. Aber auch dann würde ich ihn nichts deſto weniger lieben und würde nur das menſchliche Elend beklagen."

Arnauld ſchreibt 1657: „Man darf ſich nicht ſo beſtimmt erklären, daß man ſich bei Gefährdung der auguſtiniſchen Lehre ſchweigend verhalten werde; denn wenn etwas den Lauf der Decrete aufhalten kann und den Nachtheil verhindern, welchen die Lehre Auguſtins indirect davon leidet, ſo iſt es die Furcht, welche ſie in Rom haben, man werde ſich widerſetzen und ihre Autorität werde in Gefahr kommen. Indem man ſo gar bedächtig auftrete, gebe man ſich das Anſehen, als hätte man gar keine ſchlagenden Gründe für ſich." Als nun 1661 die Verfolgung ausbrach und Einige Mittel und Wege vorſchlugen, dem Übel ihrerſeits zuvorzukommen, ſchrieb Arnauld: „Man iſt gegen uns zu übel geſtimmt,

wird uns jeden unſerer Schritte übel ausdeuten; daher glaube ich, daß wir uns jetzt nur in der Defenſive zu halten haben, ohne uns näher zu erklären. Iſt das Wetter vorüber, dann wird man die Lehre von der Gnade mit mehr Freiheit entwickeln können. Indeß halte ich für gut, uns ein wenig zurückzuhalten auf dem uneinnehmbaren Poſten der Vertheidigung Janſens, und dieſen recht zu behaupten, ohne ſich niederſchlagen zu laſſen durch den leeren Schrecken ſo vieler Autoritäten, welche doch gegen die Wahrheit nichts vermögen.“ — Wer ſich bewußt iſt, nicht auch ähnliche Widerſprüche in ſich zu tragen, der werfe kühn den erſten Stein auf Arnauld. Es iſt der nie geſchlichtete Streit des Glaubens und des Zweifels.

Nach unläugbaren anfänglichen Schwankungen der Überzeugung (Beilage IX.) ſtellt Arnauld dem römiſchen auch eine Art Katholicismus entgegen. Er blieb unbeugſamer als die Kirche bei ſeiner Formel, bei der Unterſcheidung von Factum und Glaubensnorm, während 40 Jahre langer, mehr oder minder ſtrenger Verfolgung; er ſuchte unter derſelben alle Anhänger Auguſtins zu vereinigen, ohne gerade die Gewiſſen zu untertreten. Wie ganz anders ſteht er da, als gar viele bis dahin unerſchütterliche Männer! Das Mandement der pariſer Großvicare ſollte eben ein Panier ſein, um unter ſeine beliebte Unterſcheidung Alle zu ſammeln. Der janſeniſtiſche Attikus, le Roi, Abt von Haute-Fontaine, warnt ihn davor: „Wenn Sie die Leute zur Unterſchrift deſſelben bewegen, ſo iſt zu fürchten, daß Sie alles das Gute, was Sie gethan, in einem Augenblicke zerſtören, unglaubliches Übel ſtiften, das nie wieder gut zu machen ſein wird. Ich beſchwöre Sie daher, indem ich mich im Geiſte zu Ihren Füßen werfe, das Herz voller Thränen, ich beſchwöre Sie, beten Sie noch einmal fleißig über dieſe Angelegenheit.“ — Nach einiger Zeit unterzeichnete le Roi, ohne Vorbehalt Janſens und ſeiner Lehre. — Sobald die Noth einbrach, fanden ſich Männer genug, welche ſagten, man könne ohne Zuſatz die Verdammung der fünf Sätze Janſens unterſchreiben; denn es verſtehe ſich von ſelbſt, daß die Unterſchrift nur für die Glaubensnorm wirkliche Überzeugung ausdrücke, für das Factum nur eine Bezeugung der Achtung und Unterthänigkeit, welche nur dazu verpflichte, dem Pabſte und den Biſchöfen nicht öffentlich zu widerſprechen. Dabei ſagten ſie, ſie

glauben nicht, daß der verdammte Sinn der fünf Sätze ſich in Janſen finde; „ſo daß nach ihnen Diejenigen, welche glauben, daß dieſe Sätze in Janſen ſeien, und Die, ſo es nicht glauben, in Betreff der Unterſchrift des Formulars ſich ganz übereinſtimmend finden werden", ſagt Dumas. Zu dieſen gehörte auch der Sorbonniſt Ste. Beuve. Des Lions ſchreibt 1661: „Thomaſſin, Bourzeis, Ste. Beuve erfinden jeder Gründe nach ſeinem Sinne, um glauben zu machen, man müſſe unterzeichnen aus bloßem Gehorſam. Jeder macht ſich ein eigenes Gewiſſen, um zu unterſchreiben, oder um nicht zu unterſchreiben; man verſteht ſich in der Verwirrung nicht mehr. Ste. Beuve ſagt, die fünf Sätze ſeien in Janſen, aber nicht in ketzeriſchem Sinne; Letzteres verſchweigt er bei Hof." — Schon 1657 war das Signal zur Verwirrung durch den feinen Rathſchlag gegeben worden, Jeder ſolle das Formular der Verdammung mit einer beſonderen Modification unterſchreiben, damit man ſich nicht das Anſehen einer Partei gebe. — Schon damals hatte des Lions ſich abſtrahirt, Port-Royal werde unterzeichnen, aber ſich ſo lange als möglich das Anſehen geben, als werde man es nicht thun. Den im Leben Pascals mitgetheilten Spottverſen (Seite 195. 196) fügen wir noch folgende bei:

Signer, ne signer pas-tout cela m'est égal;
Le Jansenisme n'étant rien,
Il est aussi certain que ce n'est pas un mal,
Comme il est assuré que ce n'est pas un bien.

C'est bien injustement
Que l'on blame la signature;
Sans elle on n'entre pas dans la clericature
Et l'on peut dire assurement
Qu'elle est la seconde tonsure
Et le huitième sacrement.

D'une crime qui plait à Rome
On a facilement pardon.

Die Ausdauer Arnaulds, welche nie wankend wurde, ſeine naive Ehrlichkeit, welche mit ſeiner theologiſch-advocatiſchen Diſputirfertigkeit unzertrennlich verbunden war, laſſen uns keinen Zweifel darüber, daß auch er nach beſter Überzeugung handelte. Er trat als Dictator für die äußeren Angelegenheiten in einen Theil von St. Cyrans Erbſchaft ein, aber eben dadurch iſt der

Janſenismus etwas Anderes geworden. St. Cyran, ſo lehrhaftig er war, war zugleich ein königlicher und prieſterlicher Mann. Er war ſich deſſen bewußt, daß, wie Chriſtus in ſich die drei Ämter vereinigte, der Diener der Kirche auch dieſen dreifachen Charakter an ſich, in ſich tragen muß [1]). Prieſterliches hatte Arnauld nichts; er lenkte und herrſchte wie ein Parteihaupt, nicht wie ein König; er war lehrhaftig, aber voller logiſcher Feinheiten und mit Gelehrſamkeit beladen. Er war und blieb der Doctor, man mochte ihn aus der Sorbonne ausſchließen oder nicht. Es iſt unglaublich, wie verſchieden ſeine Briefe von denen St. Cyrans ſind, wie wenige Goldkörner ſich in den neun ſtarken Bänden der Sammlung ſeiner Briefe [2]) finden, wie wenig Sententiöſes, wie wenig, womit eine Seele ſich nähren, ſtärken, verklären, wie wenig, was ein Gewiſſen ergreifen, beunruhigen, beruhigen kann. Was die Fertigkeit, Klarheit, Präciſion der Sprache betrifft, iſt allerdings ein Rieſenſchritt geſchehen ſeit St. Cyrans Galimatias, wie die Jeſuiten ſeinen Styl nicht ganz mit Unrecht nannten.

Von dieſer Zeit an treffen wir unzertrennlich von Arnauld Nicole, welcher auch auf der Schwelle zwiſchen der ſcholaſtiſchen Sorbonne und der modernen Schriftſtellerwelt ſteht. Doch er gehört in einen ſpäteren Abſchnitt, da er jetzt ſein eigenes Weſen noch weniger ausgebildet und ſich noch nicht ſelbſtſtändig gemacht hat.

Bei Port-Royal d. Ch. zurückgebliebene Einſiedler.

Die „Bürger der Wüſte“ waren durch die momentane Verfolgung 1656 zerſprengt worden, aber bald kehrten ſie in die Umgebung von Port-Royal d. Ch. zurück, d'Andilly voran, von welchem man ſagte, er habe in der Vertheidigung „ſeiner Wüſte“ feſter ausgehalten, als die tapferſten Kommandanten in Behauptung der ihnen anvertrauten Feſtungen. Anders war die 1661

1) Daß die proteſtantiſche Geiſtlichkeit, je mehr ſie deſſen vergißt, zum Stande, und vielleicht mancher Orten unter den Stand der Schullehrer herunterſinken muß, liegt am Tage.

2) Ich beſitze nur dieſe Ausgabe, Lettres de M. Antoine Arnauld, Dr. de Sorbonne. Nancy 1728 in 12. Dieſe neun ſtarken Bände enthalten nicht alle Briefe, die ſich in der lauſanner Geſammtausgabe von Arnaulds Werken finden. Jedoch habe ich auch die meiſten der hier neu mitgetheilten geleſen.

ausbrechende Verfolgung und Zerſtreuung; d'Andilly wich erſt 1664, außer ihm blieben nur einige, weniger Bekannte in verſchiedenen geringen Dienſten; dieſe Umgeſtaltungen geiſtlicher und adelicher Männer in Tagelöhner, waren die Vermummungen, die Maskenſcherze Port-Royals, ſie ſelbſt wahre Momiers. In dem Meierhofe (granches), 10 Minuten über Port-Royal d. Ch., wohnten der Meier Duchemin, Bouilli, La-Riviere, La-Petitiere, Girouſt, des Landres.

Duchemin war eigentlich nur unter dem Namen Karl Chriſt, oder Karl bekannt, ſein Name und Stand wurden erſt nach ſeinem Tode entdeckt. Er war Prieſter in der Picardie geweſen; nie ſagte er, welches Ereigniß ihn einmal beſonders erſchütterte, ſo daß er in Paris einen Gewiſſensrath ſuchte; erſt nachdem Singlin ihn einige Monate hatte warten laſſen, übernahm er ſeine Berathung. Er hat, von demſelben nach Port-Royal gewieſen, 37 Jahre, während welcher er nur einmal, nach dem Tode ſeines Vaters, ſich kurz entfernte, als Meier oder Gutsverwalter unermüdlich gearbeitet und den Stand des Hofes ſehr gehoben. Er griff ſelbſt ſcharf an, führte die Dienſtboten an, verband ſelbſt das kranke Vieh und beſchlug die Pferde. Dabei benutzte er jeden freien Augenblick zur Lectüre, welche er ſtets bei ſich trug. Da er wenig ſprach, hielten ihn die Leute für einfältig, das gab ihm Gelegenheit auch Geringſchätzung geduldig zu ertragen. An Oſtern 1687 wurde er bei Gelegenheit einer Predigt von einem großen Verlangen nach der Seligkeit ergriffen, er bat Gott um Erlöſung; denſelben Abend ergriff ihn ein Schauer und ſo gab er Gott acht Tage darauf, in derſelben Stunde, worin er Gott ſeine Sehnſucht vorgetragen hatte, ſeine Seele heim.

Bouilli, früher Domherr von Abbeville, zog ſich jung in die Einſamkeit und baute den Garten, in welcher Arbeit er der Lehrer Pontchateaus war, und legte ſelbſt den Weinberg hier an. Auf dieſe Weiſe lebte er über 20 Jahre bei Port-Royal d. Ch. Man bemerkte, daß er ſein ganzes Leben über ſehr erſchüttert war von der Furcht vor den Gerichten Gottes, daß er aber während ſeiner letzten Tage von einem erſtaunlichen Frieden und Ruhe erfüllt war.

De la Riviere, früher Soldat, Couſin des Herzogs von St. Simon, übergetretener Proteſtant, war Forſtwart des Kloſters;

er lebte aber wie ein Anachoret in dieſem Dienſte, ſeine Härte gegen Kälte und Entbehrung wurde ſelbſt in Port-Royal bewundert. Er lernte das Ebräiſche und Griechiſche, um die Schrift in der Grundſprache zu leſen, das Italieniſche, das Spaniſche, beſonders wegen St. Thereſe. Zugleich ſah er das Erlernen der Sprachen als eine ascetiſche Übung für den Geiſt an. Er ſtarb im Frühjahre 1668, als der Tod eine Reihe dieſer Männer heimforderte, ſo daß nur Einer übrig blieb. Er war der Erſte derſelben, Bouilli erlag in Folge ſeiner Pflege; ihnen folgte des Landres, ein Adelicher aus Poitou, welcher als geiſtiger Sohn des Pfarrers Guillebert mit Pascal zu Einer Familie von Bekehrten gehörte. Schon 20 Jahre alt ging er nach Port-Royal, war Forſtwart, Schloſſer und Krankenpfleger der Armen. Er ſtarb 37 Jahre alt.

Endlich konnte ja das Handwerk in Port-Royal nicht fehlen, welches den Feinden ſo viel zu ſpotten gab.

De la Petitiere, Ritter von St. Michael, von der Leibgarde Richelieus, galt für einen der Bravſten, oder wie man ſich in Port-Royal ſagte, für den bravſten Degen in Frankreich. Er bekam Streit mit einem Verwandten des Cardinals und forderte ihn; acht Tage hielt er ſtets ein geſatteltes Pferd, um ſogleich zum Zweikampf fertig zu ſein. Er verwundet ſeinen Gegner auf den Tod, rennt ſich aber in der Wuth in deſſen Degen, der in ſeinem Arm, zwiſchen den beiden Knochen ſteckend, abbricht. Er muß ſich denſelben von einem Hufſchmiede mit einer ſtarken Beißzange ausziehen laſſen. Dies war im Jahre 1642. In der Überzeugung, daß der Cardinal ihm dies nie verzeihen würde, hielt er ſich ſtreng verborgen. Hier hatte er Zeit über ſein Leben nachzudenken. Er kam 1644 auf kurze Zeit nach Port-Royal; es ſcheint, daß man ſeinen Hochmuth auf die Probe ſtellen und durch demüthigende Buße ausrotten wollte. Er ging zu einem Schuſter in die Lehre, führte hier die Kinder in die Kirche, las ihnen das Evangelium und das Leben der Heiligen vor. Im Jahre 1648 kam er nach Port-Royal zurück, wo er bis 1670, bis in ein Alter von 75 Jahren, das Schuſterhandwerk trieb [1]).

1) Solche einzelne Erſcheinungen veranlaßten Worte wie das in der feindlichen monastici instituti descriptio, welche angeblich von Port-Royal dem Erzbiſchofe zur Approbation ſoll vorgelegt worden ſein, man müſſe ein

In den gefährlichen Zeiten der Fronde ſtellte Petitiere ſich mit Luſt an die Spitze der Vertheidigung des Kloſters, das Bußhemd unter der glänzenden Uniform und leitete die Sendungen der Lebensmittel in das Schweſterhaus in Paris. Sein ſchlummernder Soldatenmuth verurſachte eine der komiſchen Geſchichten der Einſiedler. Eines Tages beim Mittageſſen ſahen Arnauld und die Anderen, daß er ſehr betrübt war; er wollte anfangs mit der Sprache nicht heraus. Endlich erzählte er, daß er zwei Stücke Leder auf dem Markte des benachbarten Chevreuſe gekauft habe, die ihm aber auf dem Heimwege bei dem Teufelsloche von vier Soldaten abgenommen worden ſeien. Er wurde nicht müde, das bewundernswürdige Leder zu loben. — Aber konnten Sie, als Herr von Petitiere, ſich nicht vertheidigen? fragten ihn halbſcherzend die Einſiedler. — Ach, ich glaubte, das Evangelium verbiete die Rache! — Man ſtellte ihm vor, daß Selbſtvertheidigung gegen Diebe mit Maß erlaubt ſei. Ohne ein Wort zu ſagen nimmt er ſein altes Schwert, ſucht die Soldaten in allen Schenken von Chevreuſe, wartet ſie an der Thüre ab, befiehlt ihnen beim Heraustreten, das Leder nieder zu legen. Der ihm eigene Löwenblick ſchlägt die vier Soldaten in die Flucht, und er kehrt triumphirend mit ſeinen unvergleichlichen Lederſtücken zu den bei ſeinem Anblick wohl halblaut lachenden Einſiedlern zurück [1]).

Im Thale beim Kloſter ſelbſt wohnte deſſen Gärtner, Jankins, von engliſchem Adel. Le-Maitre hatte einen Proceß für ihn zu führen; als er aus England zurückkam, fand er ſeinen Advocaten in der Einſamkeit „ſeinen eigenen Angelegenheiten lebend." Davon ergriffen, trat er, erſt 22 Jahre alt, ſelbſt ein, und blieb Gärtner der Nonnen, ohne mit einer von ihnen je ein Wort zu ſprechen. Dennoch verrieth ihn nach 21 Jahren ſein kühner Ausdruck auch in den Bauernkleidern, als 1664 der Erzbiſchof das Kloſter heimſuchte; er ſagte ihm, ein Degen würde ihm beſſer ſtehen, als der Spaten und trieb ihn aus. So blieb er in glei-

Handwerk gelernt haben, um Mönch in Port-Royal, wie um Bürger von Lüttich zu werden; während Foſſé es als ein Leben in evangeliſcher Freiheit, ohne beſtimmten geiſtlichen, oder weltlichen Stand auffaßt.

1) Dieſe Arbeit von Petitiere alſo veranlaßte den Spott der Jeſuiten, welcher durch Ein in Beziehung auf die Provinzialbriefe geſprochenes Wort: „ils vous ont porté de fameuses fumeuses bottes" ihnen mit Wucher vergolten wurde.

chem Dienſte beim Herzog von Liancourt bis zu deſſen Tode. Er ſtarb 1690 nach 50jährigem Einſiedlerleben in Port-Royal.

Küſter des Kloſters war der frühere pariſer Kanonicus Girouſt, welcher aus dem frommen elterlichen Hauſe in das des weltlichen Abbe Retz gekommen war. Er wollte ſeine erſte Meſſe in Port-Royal halten, blos weil ſeine Schweſter darin Nonne war. Die ältere Angelica nahm ſeinen Wunſch kalt auf, da man überzeugt ſein mußte, daß er in weltlicher Geſinnung die Prieſterweihe empfangen hatte. Seine Schweſter gab ihm einen Aufſatz von St. Cyran über das Prieſterthum zu leſen. Er wurde davon ſo betroffen, daß er den Hoffnungen, welche Retzs Gunſt ihm machte, und ſeinem Kanonicat entſagte, nie in ſeinem Leben eine Meſſe las, um ſeinen Leichtſinn zu büßen, womit er die Prieſterweihe empfangen hatte, und lange Jahre bis 1672 als Küſter in Port-Royal diente. Als der Erzbiſchof Haslai dies auf ſeinem Grabſteine las, verlangte er Erklärung darüber. Er mußte einige Jahre der Verfolgung das Kloſter meiden. — Sein Bruder, früher Hauptmann, bediente die Gäſte und die Einſiedler mit demüthiger Dienſtbefliſſenheit.

Die erſten Jahre der Bedrängniß über hatte Port-Royal ſtatt Singlins einen durchaus nicht feindſeligen Beichtvater in der Perſon von Paulon.

Hamon, der Arzt.

Den beſten unter den Beichtvätern nennen wir den Arzt, der aber, beſonders in Zeiten der Noth, noch viel mehr war, wie er von Lukas ſagte, bis medicus, für Seele und Leib. Man wandte auf ihn auch das Wort Auguſtins an, scienter pius et pie sciens, da ſeine Frömmigkeit und ſein Wiſſen ſich durchdrangen. Er war in der ärgſten Verfolgung den Nonnen Berather, Gewiſſensrath, Tröſter, Theolog, kurz Alles.

Von Cherbourg, in der Nieder-Normandie, gebürtig, erhielt Hamon eine gründliche claſſiſche Bildung, lernte frühe die h. Schrift kennen; ſchon in früher Jugend war er beſonders mit den Sprüchen Salomonis beſchäftigt, kein Tag verging, ohne daß er etwas darin geleſen hätte. Die Todesgefahr, welcher er bei dem Einſturze des Hauſes kaum entgangen war, nachdem er ſich die Nacht zuvor, nach der von Port-Royal angefochtenen Sitte, als

am Dreikönigstage gütlich gethan hatte, ergriff ihn ſehr [1]. Er ſtudirte in Paris Medicin und verſuchte ſich mit Glück als Arzt. Durch den Pfarrer von St. Merri wurde er an Singlin gewieſen, welcher ihm rieth, unter die Kartheuſer zu treten; die Umſtände verhinderten die Ausführung. Hamon war deß zufrieden; denn, ſagte er, da die Orden alle intereſſirt ſind, ſo wird ſie die erſte Bulle, welche von Rom gegen die Wahrheit ausgeht, zur Unterwerfung bringen. Dann würde man mir, ohne daß ich ſonſt Jemanden ſehen könnte, hunderterlei Dinge ſagen und mich wahnſinnig machen. So kam er 1649 nach Port-Royal, nachdem er all ſein Hab und Gut den Armen vertheilt hatte. Er baute zuerſt das Feld, bediente dann Arnauld, was ihm viel Freude machte. Seit dem Tode Palus wurde er zum Arzte des Kloſters und der Armen in den umliegenden Ortſchaften gemacht. Er ſelbſt lebte wie der Ärmſte, übte im Schlafen und Eſſen, wie ſo manche Andere, heimlich harte Entbehrungen an ſich; er lebte wie ein Eremite in ſeiner Dachkammer. Stets ging er ganz als Bauer ärmlich gekleidet, ſelbſt nach Paris zu ſeinen Collegen, deren Zunft anzugehören er ſtolz war. Wir kennen ihn ſchon, wie er altersſchwach auf ſeinem Eſel zu den Armen reitet, die Bibel auf einem vorn am Sattel befeſtigten Leſepültchen. Beſonders liebte er das Stricken, weil es ihm erlaubte zugleich ein gutes Buch zu leſen; ſeine meiſten Bücher ſchrieb er, um nicht mehr einzuſchlafen in ſeiner ſtets ungeheizten Kammer, nach dem Morgengebete, das 1 Uhr in der Nacht geſprochen wurde, nach welchem er ſich ſelten wieder zu Bette legte. So ein ſtrenger Ascete er gegen ſich war, ſo weich, ſo duftig und bilderreich ſind ſeine Schriften. (Siehe Beilage X.) Clemencet ſchreibt darüber: „Sie ſind mehr Früchte des Herzens als des Geiſtes; von dieſen Wahrheiten lebhaft ergriffen, trachtet er danach, ſeine Gefühle auch Anderen fühlbar zu machen. Daher kommt auch die Fülle von Wendungen, womit er öfters dieſelbe Sache auszudrücken ſucht. Wer von den Wahrheiten, wovon er ſpricht, nicht ergriffen iſt, iſt geneigt ſchnell darüber weg auf andere Gegenſtände überzugehen, und das gefällt

1) Er hat nach dem Muſter von Auguſtins Geſtändniſſen geſchrieben: Relation de plusieurs circonstances de la vie de M. Hamon, faite par lui-même 1734 in 12. Das Buch iſt jedoch ſehr ſelten, es iſt beinahe die einzige von ſeinen zahlreichen Schriften, welche ich mir nicht erwerben konnte.

Denen, welche eben ſo wenig davon ergriffen ſind. Iſt man aber lebhaft ergriffen, von dem, was man ſagt, ſo hält das Herz den Geiſt natürlich über ſeinem Gegenſtand feſt und läßt ihn, um ſeinen nicht vorübergehenden Regungen Raum zu geben, unter verſchiedenen Geſtalten betrachten, welche er unter dieſen verſchiedenen Ausdrücken darſtellt, um ſich nicht ſobald davon zu trennen."

Wohl keine ſeiner Schriften iſt ſo ſehr ein Spiegel ſeines inneren Lebens, als ſein Buch über das immerwährende Gebet, welches in der Regel mit Arbeit verbunden ſein ſolle. „Denn alſo haben es die erſten Chriſten gehalten; die Heiligen, welche das Gebet am meiſten geliebt haben, haben auch die Arbeit am meiſten geliebt. Das Gebet, welches die Arbeit begleitet, heiligt den ganzen Menſchen und macht den Leib, nach St. Paulus, zu einer lebendigen, heiligen Hoſtie (Opfer)." — Allerdings hält er es für nothwendig auch ohne Arbeit zu beten, aber hauptſächlich nur damit man auch unter der Arbeit beten könne. Die Kirche hat deshalb, beſonders für die geiſtlichen Perſonen, die beſtimmten Gebetsſtunden und Gebete eingeführt.

Hamon, als ein ſehr innerlicher Chriſt, fand manche Kirche zu geputzt, ſo daß er die Augen glaubte ſchließen zu müſſen, um darin andächtig beten zu können. Aber das Kirchengebet iſt ihm das Höchſte; „die Kirche ſtellt in dieſen, meiſt der h. Schrift entnommenen Gebeten, ihre beſten Schätze aus." Er ſpricht ganz die Seligkeit der in dieſen Gebeten lebenden Nonnen, ihre Trauer aus, als man ihnen auch dieſes letzte verborgene Brot rauben wollte, wenn er ſchreibt: „Das allgemeine Gebet der ganzen Kirche iſt jeder Art von anderen Gebeten um ſo mehr vorzuziehen, als das Ganze beträchtlicher iſt, als ein Theil. Deshalb vielleicht iſt die Braut im Hohenliede mit einem in Schlachtordnung geſtellten Heere verglichen. Denn wir ſind unſeren Feinden nur in dem Grade überlegen, in welchem wir mit Gott vereint ſind; ſie fürchten am meiſten das Gebet, das uns mit ihm vereint. Was die Kirche ſchrecklich macht, iſt die Einheit aller ihrer Kräfte, welcher nichts widerſtehen kann; denn ſie thut ja ſelbſt dem Himmel Gewalt an. Wenn die Kinder der Kirche ſich unter ihre Fahnen ſammeln, wenn wir alle in Schlachtordnung auf Gott zu dringen, ſo ſpricht der böſe Geiſt: Laßt uns fliehen vor Israel." — „Wenn wir die Horen der Offiz ſprechen, fühlen wir die Liebe der Mutter

(der Kirche), welche unſere Hände zum Himmel aufhebt. Wir haben uns nur mit ihr zu verbinden, um unſeren Vater mit unſerer Mutter aufzuſuchen; man kann ihr die Thüre nicht ſchließen, weil ihr Gemahl ihr ſein Herz öffnet. Wir haben nur ihr zu folgen, ſo werden wir eingehen." — „Die Kirche reinigt unſere Zunge und macht ſie fertig zum Schweigen, ſie erneuert dieſelbe, indem ſie ſie das Wort ſprechen lehrt, welches Himmel und Erde geſchaffen hat. Denn durch das Kirchengebet wird ſelbſt der Körper durch die vorgeſchriebenen Stellungen der Andacht zur Theilnahme an einer durchaus geiſtigen Handlung beigezogen und himmliſch gemacht."

Hamon deutet überall darauf, wie die Kirche zugleich den Geiſt und den Buchſtaben aufrecht erhalten will. „Wir ſehen, ſchreibt er, daß man die Ordnung des Chorgeſangs ſtört, wenn man die Stimme ſinken läßt, ſtatt ſie nach der Note zu erheben und umgekehrt; man übt aber noch viel ſchlimmer dieſen inneren geiſtigen Geſang, wenn wir mit der Traurigkeit dieſer Welt im Herzen Freudenlieder ſingen, oder wenn wir mit der Taube zu ſeufzen erklären, während wir in der Freude dieſer Welt ſind. Wenn unſere Stimmen nicht unharmoniſch ſein (discorder) dürfen, ſo dürfen es unſere Herzen noch weniger. Wenn es vernünftig iſt, ſich an die Regeln des gewöhnlichen Geſangs zu halten, ſo kann noch mehr verlangt werden, daß wir uns an die Geſetze des h. Geiſtes in ſeinem geiſtigen, inneren Geſange halten."

Er hält es für die größte Sünde traurig und niedergeſchlagen zu ſein, ſo lange man noch die Loblieder der Kirche ſingen darf; aber, ſagt er, nicht nur loben wir Gott um ſeiner Gerechtigkeit willen nicht, indem wir ſeine Urtheilsſprüche beſingen, ſondern wir tadeln ſie ſogar oft. Denn wenn, wie St. Peter ſagt, er ſein Gericht mit ſeinem Hauſe anfängt, indem er in ſeiner Gnade uns barmherzig züchtigt, zu welcher Zeit wir ihn noch mehr um ſeiner Gerechtigkeit willen loben ſollen, ſo ſind wir traurig und beklagen uns darüber. Daher wenn wir mit dem 118. Pſalm ſingen: Deine Gerichte dienen mir als Freudengeſang im Orte meiner Verbannung, ſo iſt das kein Lob, ſondern eine Lüge. Es giebt keinen Lobgeſang ohne Freude. Daher ſingen wir nicht, ſondern wir weinen, wenn wir nicht zufrieden ſind, auch wenn wir keine Thräne vergöſſen, ſind wir in freiwilliger

Widerſetzlichkeit gegen den Willen Gottes." — „Je mehr wir mit Arbeit überladen ſind, deſto mehr ſollen wir auch beten, während das Gebet ſo oft unter dem Vorwande der Arbeit leiden muß. Das iſt, wie wenn Jemand, der einen weiten Weg zu machen hätte, nicht eſſen wollte, um ſich dadurch mehr zu fördern. Dies wäre ja vielmehr eine Verzögerung. Als der Engel dem Manne Gottes den weiten Weg ankündigte, welchen er zu machen hätte, zeigte er ihm zugleich ein Brot, da es kein beſſeres Mittel zum guten Gehen giebt, als daß man gut eſſe."

Die Kirche, ihre Liebe und innerliche Herrlichkeit erfüllt Hamon, in ihr iſt ſein Herz daheim; die Geliebte, die Gattin Chriſti hat er durch eine weitläufige Erklärung des Hohenliedes auf ſeine Weiſe beſungen, durch den Geſang ſeines Herzens.

Auch die Veranlaſſung zu dieſer Arbeit charakteriſirt ihn. Bei den drohenden Gefahren fürchtete er, er möchte einmal durch ſeine Schwachheit ſich verleiten laſſen, von den Männern Gottes abzufallen. Da machte die Geſchichte im Buche der Richter auf ihn einen tiefen Eindruck, wie die dritthalb Stämme, welche ihren Sitz jenſeits des Jordans hatten, einen Altar errichteten, zum bleibenden Denkmale, daß ſie zum Volke Gottes gehören. So wollte auch er durch ſeine Handſchrift, durch eine Arbeit, worin er von ſeinem Glauben Zeugniß gäbe, einen Altar errichten, welcher ein Zeugniß gegen ihn ſelbſt wäre, wenn er abfällig würde. Er wählte das Hohelied, weil eine Stelle deſſelben ihm in einer ſtarken Verſuchung die Seelenruhe wieder gegeben hatte; er fing ſeine Erklärung an, wo St. Bernhard ſie abgebrochen hatte.

Arnauld bewunderte ihn wegen ſeiner großen Geiſtigkeit, welche ihn Gott und die Religion in Allem, auch im Geringſten, finden ließ, zunächſt auch in ſeiner Kunſt [1]). Sie war ihm ein Bild der geiſtigen Heilkunſt; er ſchrieb eine Parallele der Heilmittel für die Seele und für den Leib. So auch die Theſen, als er bei einer Disputation in Paris zu präſidiren hatte. Die eine lautete: Sana sanis, Geſundes für Geſunde (mit Beziehung auf das sancta sanctis); die andere: An actio sine spiritu? Kann die Bewegung im Körper ohne die animaliſchen Geiſter vor ſich

1) Einer ſeiner Freunde zog ihn zu Rathe, ob man manche Verſuchungen nicht durch — Aderlaſſen überwinden könne? Hamon antwortete, er wiſſe aus eigener Erfahrung, daß die geiſtigen Mittel wirkſamer ſeien.

gehen? (mit Bezug auf den göttlichen Geiſt, ohne welchen alle menſchlichen Bewegungen todt ſind.) Fontaine ſagt von ihm: „Vor Allem habe ich ihn bewundert als einen ſehr geſchickten Theologen, weil die ganze Medicin für ihn eine fortlaufende Theologie war, weil er nur Gott in der Natur anſah, nur die Krankheiten der Seele in denen des Leibes, nur die Heilmittel einer heilſamen Buße in den Bitterkeiten der Mittel ſeiner Kunſt, nur die Kraft der Gnade und das wahre Lebensbrot in der materiellen Nahrung. — Mit Einem Worte, er war unſer Ruhm und unſer Beiſpiel, Gott gebe, daß er nicht eines Tages unſere Verdammung ſei.“ Denn nicht nur die Kirche, nicht nur ſeine Wiſſenſchaft war ihm ein Tempel Gottes, auch die Natur war ihm voll Gottes. „Wenn der Glaube uns die Augen öffnete, ſchreibt er, ſo würden wir nicht nur nichts ſehen, noch hören, was uns am Gebete verhindern würde, ſondern nichts, was uns nicht eine Gelegenheit zum Gebete anböte. Es giebt unzählige kleine Dinge und Handlungen, welche wir aus Gewohnheit verloren gehen laſſen, die aber der Glaube ſammeln, woraus er uns einen großen Schatz machen würde, wenn wir über uns ſelbſt wachten. Wahrhaftig, wenn wir Gott recht angehörten, ſo würde uns auch nichts in dieſer Richtung aufhalten. — Wenn die Gnade die Unempfänglichkeit unſeres Herzens geheilt hätte, ſo gäbe es nichts ſo Fruchtbares, als die Natur. Nicht die Natur, ſondern wir ſind todt. Himmel und Erde, die Pflanzen und die verſchiedenen Arten der Thiere loben Gott, nur wir ſind ſtumm, ob ſie gleich für uns ihn loben. So ſind wir nicht blos gegen Gott undankbar, ſondern gegen alle Creaturen, denen wir das Gute mit Böſem vergelten; während ſie uns zum Lobe Gottes einladen, bedienen wir uns ihrer ihn zu beleidigen. So begehen wir auch an der Natur einen Ehebruch, indem wir ſie misbrauchen und verderben.“

„Wenn wir immer das Glaubensleben lebten, und wenn er uns Augen gäbe, die Creaturen innerlich zu ſehen, ſo wäre es uns leicht, ſtets zu beten. Denn nachdem wir Gott in der Kirche angebetet hätten, und ihn in der h. Schrift und ihren Myſterien hätten reden hören, würden wir auch aus der Kirche heraustretend durch Vermittelung der Creaturen ohne alle Mühe ſeine Stimme hören. Daher war in dem bewundernswürdigen Baue des Tempels von Ezechiel nicht blos ein Altar innerhalb des Tempels,

ſondern auch außerhalb. So findet der Geiſt, wenn er ermüdet ſich nicht mehr über den Creaturen halten kann, um ſo die Wahrheit zu betrachten, wenn das Gewicht des Fleiſches ihn auf die Erde zurückfallen läßt, um hier eine dem Elende ſeiner Verbannung entſprechende Ruhe zu genießen, ſo findet er abermals die Wahrheit mitten unter den Sinnen und körperlichen Gegenſtänden. Wenn unſer Herz durch den Glauben neu geworden iſt, ſo iſt auch die Natur, Himmel und Erde ſind für uns neu geſchaffen. Durch die Natur ſprechen Gott und der Menſch mit einander. Gott ruft uns zu: Ich habe mich Himmels und der Erde, der Elemente bedient, um mit euch zu reden. Ihr aber betet mich an und werdet mich immer anbeten, wenn ihr unter dem fühlbaren Gewichte meiner Größe, welche ich darin geoffenbart habe, zittert. Wenn ihr nicht mehr gehen könnt, ſo ſollen meine Creaturen euch tragen; wenn ihr nicht bis zu meiner Wahrheit aufſteigen könnt, ſo bedient euch dieſes Fußſchemels, den ich euch anbiete. Wenn ihr nicht mehr leſen könnet, noch mein Wort anbeten in den beiden Geſetzestafeln, welches die beiden Teſtamente ſind, werfet eure Augen wenigſtens auf die Farben, womit ich ſie in den Creaturen gemalt habe. So werdet ihr eure Sinne durch dieſe Nahrung, die ihnen entſpricht, ausruhen laſſen und doch ſtets mit mir bleiben; denn nichts iſt ſo gefährlich, als außer mir zu ruhen und meiner (mit mir) müde zu werden."

„Nicht blos die Kirche lehrt uns dieſen geiſtigen Gebrauch der Creaturen, ſondern auch die einzige Autorität, die über ihr ſteht, Gott. Der Glaube iſt ja nur auf das Wort Gottes gegründet, deſſen Bewahrerin nur die Kirche iſt. Treten wir alſo zur erſten Quelle des Glaubens. Wenn Gott in ſeinen h. Schriften uns von den Creaturen redet, ſo will er gewöhnlich, daß wir etwas Anderes darunter verſtehen, als er ſagt; denn wirklich iſt, was er uns ſagt, nicht das, was er uns hauptſächlich ſagen will [1]). Damit wollte Gott uns ihn in ſeinen Creaturen ſuchen und ſchauen lehren, indem er ſich in den von jenen entlehnten Figuren der h. Schrift vor uns wie verborgen hat."

Die fromme Naturbetrachtung iſt ſo für Hamon der Schlüſſel

1) Z. B. wenn er verbietet, dem Ochſen, der driſcht, das Maul zu verbinden.

zum Räthſel der Schrift, und dieſe überzeugt ihn wieder, daß auch die Natur geiſtig, gläubig geſchaut werden muß [1]).

Aus dieſer Anſchauung der Natur und der h. Schrift floß ſeine bilderreiche Sprache, welche Nicole, von dem ſeine meiſten Schriften herausgegeben und bevorwortet wurden, gegenüber der ſonſtigen Nüchternheit der Sprache Port-Royals, glaubte rechtfertigen zu müſſen. Am eigenthümlichſten iſt ſeine Sprache in ſeinen Briefen. (Siehe Beilage XI.).

Als die Verfolgung drohender heranrückte, fürchtete er, es könnte ihm doch noch die Anhänglichkeit an einiges Eigenthum gefährlich werden; er ſchenkte es daher weg, nämlich eine Bibel, einen Splitter vom Kreuze Chriſti, ein Bild von Maria und eins von St. Karl (Borromeo); er ließ ſich von nun an nichts mehr ſchenken. Auch er mußte endlich von Port-Royal weichen. Einige Soldaten, die gekommen waren, ihn zu verhaften, bewirthete er, daher ließen ſie ihm Zeit, da er in ſeiner Einfalt keinen Verdacht hegte. Noch im letzten Augenblicke wurde er gewarnt und entfloh. Das war wieder eine der komiſchen Geſchichten, welche ſich die „Freunde der Wahrheit" in ihren Verſtecken lächelnd erzählten. Wegen der einreißenden Krankheiten durfte er nach drei Vierteljahren nach Port-Royal d. Ch. zurückkehren, blieb jetzt aber noch mehrere Jahre wie ein Gefangener, denn er durfte den Fuß nicht außerhalb der Kloſtermauer ſetzen. Nur unter Aufſicht durfte er die kranken Nonnen beſuchen, nur mit Blicken ſie tröſten und an die Wahrheiten erinnern, welche er ihnen niedergeſchrieben hatte, um ſie auf die chriſtliche Ertragung der Verfolgung vorzubereiten. Er machte ſich ſelbſt Vorwürfe darüber, daß er wage, geiſtliche Perſonen zu belehren, welche er ſo hoch und heilig hielt, daß er nie zu bewegen war, ſich vor einer Nonne zu bedecken. Er klagt ſich an: „Das erſte Gebot Gottes war, daß ich in Stillſchweigen bliebe. Es giebt nichts ſo Lächerliches, als wenn ſich eine Perſon Autorität giebt, die keine hat." — Schon ſein Anblick, ſeine Demuth flößte den Nonnen Feſtigkeit ein. Die Wächter aber höhnten ihn und ſpotteten über ihn, als über einen Schwachkopf, nannten ihn bald: Euer Gnaden, bald ihren Freund. Er hatte keinen Menſchen zur Geſellſchaft. Es heißt: „Sein Troſt war der der

1) Die ſpäter unter den Janſeniſten ausgebildete Exegetenſchule der Figuriſten dürfte Hamon als einen Vorläufer zählen.

frommen Juden, welche in den Büchern der Makkabäer ſagen: Habentes solatio sanctos libros." Einige Zeit ſchloſſen die Wächter ihn in ſeine Dachkammer und ließen ihn nur zu den Krankenbeſuchen heraus. Dennoch war eine ſeiner Anfechtungen ſeine zu große — Freiheit, da Niemand ihm befahl, was er thun ſolle. Außer der Bibel war ſein Troſt zu ſehen, wie ſo manche Nonne, ohne die Sacramente leiblich zu empfangen, getroſt verſchied. Einmal war er ſehr erfreut: Einer der Soldaten ſchob einen Stein aus dem Wege und ſagte, er habe früher ſtets geflucht, wenn er ſeinen Fuß angeſtoßen habe; daher ſchiebe er jetzt überall die Steine zurecht, damit ſie Niemandem Veranlaſſung zum Fluchen gäben. Iſt das nicht auch eine von den Kleinigkeiten, welche nach Hamon der Glaube ſammelt und womit er ſich ſo einen großen Schatz anlegte? Mit einer ſolchen Broſame mußte er ſich oft wieder lange nähren. Wer dafür keinen Sinn hat, für den geht einer der ſchönſten Reize der Geſchichte Port-Royals verloren.

Als die Wächter wieder abgezogen waren, fing er ſeine Beſuche bei den armen Kranken der Umgegend wieder an, bei welchen er auch nicht vergaß, daß eine leidende Seele in dem leidenden Körper ſei. Aber von nun an ſchweigt die Geſchichte einige Jahrzehnde über ſein ſtilles Wirken, nur von drei Reiſen wird gemeldet. Er wollte den kranken Freund Port-Royals, den Biſchof von Alet, in den Pyrenäen, ſelbſt ſehen; er ſagt von demſelben: Er iſt wie die Sonne eben ſo ſchön in ſeinem Niedergange, als in ſeinem Aufgange zu ſehen. Ein andermal ging er zu dem kranken Abte von la Trappe, nach St. Cyran und Clairvaux [1]). — Im Jahre 1687 mußte er in Paris bei einer Disputation präſidiren, welche der jüngere Dodart, ſpäter Leibarzt Ludwigs XV, hielt; er konnte es nicht ablehnen, ohne aus der Zunft der Ärzte geſtrichen zu werden. Er las dazu den ganzen Gallen, Hippokrates und andere Ärzte des Alterthums, ohne ſeine Beſuche bei den kranken Armen im weiteren Umkreiſe einzuſtellen. Da er auch dabei als Bauer gekleidet erſchien, ſagten ſeine Amtsbrüder,

1) Es war Sitte in Port-Royal, jährlich während der Octave St. Bernhards Jemanden nach Clairvaux zu ſchicken, welcher ein von den Nonnen unterſchriebenes Papier während der Meſſe auf den Altar legte. Darauf waren beſondere Bitten, welche man durch Vermittelung St. Bernhards von Gott zu erreichen hoffte.

er habe von einem Arzte nur die Wiſſenſchaft und das theilnehmende Herz. Unwohl heimkehrend ſchonte er ſich wieder nicht im Krankendienſte; ſobald er ſich aber einem Arzte übergeben hatte, gehorchte er ihm ſo ſtreng, wie er es ſelbſt ſtets verlangt hatte. „Ach mein Gott, ſeufzte er, ich habe mein ganzes Leben über meinen Willen gethan, daß ich ihn wenigſtens im Tode nicht auch thue.“ Als ihm einmal eine leiſe Klage entſchlüpfte, ſtrafte er ſich: „Was ich doch ſchwach und elend bin! wäre ich in la Trappe, würde man mich für eine einzige Klage in Pönitenz ſetzen.“ Er ſtarb 69 Jahre alt, nach langem Schweigen, welches er nur durch den Namen Chriſti und ſeiner Verlobten unterbrach, am 22. Februar 1687.

Er hat das einem ſolchen Arzte zuſtehende Geſchäft geübt, die meiſten Inſchriften auf die Gräber Port=Royals zu ſchreiben.

Andere Freunde in der Noth.

Und nun haben wir noch die beiden Apologeten der Nonnen, welche durch brieflichen Verkehr und durch Reiſen ſich ſo aufopfernd ihrer annahmen, in ihrem Verſteck zu beſuchen. Wie Sacy längere Zeit, ſo lebten auch Ste. Marthe, Pontchateau und der uns ſchon bekannte St. Gilles d'Aſſon während der Verfolgung mit einander in der Vorſtadt St. Antoine verborgen.

Claude de Ste. Marthe war aus einer in Paris angeſehenen Familie, welche der Congregation des Oratoriums ſowohl, als den Benediktinern von St. Maurus einen General gegeben hatte. Er wuchs in Frömmigkeit heran und empfing die Prieſterweihe erſt nach ernſter Vorbereitung. Singlin entſprach vorerſt ſeinem auf Port=Royal d. Ch. gerichteten Wunſche nicht, er wurde auf die davon abhängige, verwilderte Pfarrei Mondonville geſchickt; erſt als er von hier krank zurückkehrte, wurde er zum Predigen und zur Leitung der Nonnen berufen. Niemand ſtand mit den Nonnen von Port=Royal d. Ch. während der ſtrengſten Bewachung in ſo genauem, brieflichem Verkehre. Als die Verfolgung endlich alle Macht zu entwickeln drohte, zu Anfang von 1664, ſchrieb er an Angelica von St. Johann „über die neuen Kronen, die man ihnen bereite.“ Während der geiſtlichen Blokade ging er im Winter öfters von Paris oder einem Hauſe ein Paar Stunden von Port=Royal d. Ch. aus, um die Nonnen zu einer be=

ſtimmten Stunde zu treffen. Er ſtieg auf einen Baum, an einem von den Wachen entfernten Orte, und hielt an die innerhalb der Kloſtermauer verſammelten Nonnen kurze Reden. Dieſe „nächtlichen Balkone Port=Royals", wie Ste. Beuve ſie nennt, verſchweigen uns die gedruckten Urkunden unſeres Kloſters. — Als Zeitungen verbreiteten, die Janſeniſten machen Manifeſte zu Gunſten der Feinde des Staats und andere Libelle gegen die Regierung, erklärte er ſich bereit, ſich als Gefangener zu ſtellen und die Verantwortlichkeit für alles Derartige, wenn es erwieſen würde, zu übernehmen; aber man ſolle ihn mit den Anklägern confrontiren. — Von Anfang der Verfolgung hatte er Arnauld gewarnt, er ſolle ſich nicht aus Rückſicht gegen Diejenigen, welche er mehr liebe, als ſich ſelbſt (zu Port=Royal), zur Nachgiebigkeit beſtimmen laſſen. Denn dieſe kennen keine höhere Furcht, als die, er möchte zu ſehr für ſie bange haben. Er erinnert ihn daran, wie ſeine ſterbende Mutter, wie St. Cyran ihm geweiſſagt haben, er müſſe Verfolgung leiden, wenn er die Wahrheit verfechte. „Laßt uns dem Beiſpiele Naboths folgen; in ſeinem und ſeiner Väter Weinberg iſt uns die Wahrheit vorgebildet, die wir nimmermehr aufgeben dürfen!" Er ſchrieb 1664 an den Erzbiſchof einen „prieſterlichen Brief", worin er beſonders die Unſchuld der verfolgten Jungfrauen verficht. Oves istae quid fecerunt? fragt er. Am Schluſſe ſagt er: „Die Israeliten beweinten zur Zeit der Richter einen ganzen Stamm, welchen ſie vernichtet hatten (Benjamin); ſie beweinten ihn, ſage ich, ob er gleich nicht unſchuldig war, und erhielten mit großer Sorgfalt das Wenige, was noch davon übrig war. Warum ſollte man aber in unſeren Tagen das große Übel thun, einen ganzen Stamm von der Kirche abzuſchneiden, welcher keiner Sünde ſchuldig iſt? Quare factum est hoc malum, ut hodie una tribus auferretur ex nobis? Er beruft ſich darauf, daß man ja die Lehre der Jeſuiten dulde, daß die Unkenntniß des Geſetzes ſeine Übertretung entſchuldige; „ſollte uns nicht auch die Unbekanntſchaft mit einer Thatſache ihrer Beurkundung durch unſere Unterſchrift überheben?" Nachdem er mit Aufhören der Unterdrückung nach Port=Royal zurückgekehrt und zehn Jahre wieder Beichtvater der Nonnen geweſen war, hielt er ſich weitere zehn Jahre (annos decem orans, legens, latens, silens, Deo, sibi, pauperibus vixit,

ſagt ſein Epitaph) in der Nähe auf und ſtarb 1690, am Todestage St. Cyrans, den 11. October, 70 Jahre alt [1]).

Sebaſtian Joſef du Cambout de **Pontchateau**, von einer alten, vornehmen bretagniſchen Familie, iſt geboren 1634. Sein Vater war der Baron von Pontchateau und Marquis von Coislin, Gouverneur von Breſt und General-Lieutenant von Nieder-Bretagne. Der Herzog von Coislin, der Cardinal Coislin, Biſchof von Orleans, waren ſeine Neffen, die Herzoginnen von Sulli und von Verneuil ſeine Nichten, der Herzog von Epernon ſein Schwager. Obgleich ſeine Lehrer und Hofmeiſter Gegner von Port-Royal, zum Theil Jeſuiten — namentlich der bekannte Le-Moine — waren, machte er doch ſchon als 17jähriger Student mit einigen Männern von Port-Royal Bekanntſchaft und bat ſie, ſeine Leitung zu übernehmen. Singlin aber ermahnte ihn nur zu Gebet und Zurückgezogenheit, er fürchte aber, es fehlen ihm die nöthigen Eigenſchaften, um einer Perſon von ſeinem Range, welche Würden und große Güter in der Kirche habe, hülfreich zu ſein. Denn Pontchateau hatte drei Abteien, mehrere Pfründen ſchon im ſiebenten Jahre auf falſche Urkunden hin erhalten, welche ihn als reifen Mann dargeſtellt hatten. Darüber ſprach Singlin ernſtlich mit ihm, als er die Abweſenheit ſeines Hofmeiſters 1651 zu einem Beſuche in Port-Royal d. Ch. benützte, wo beſonders St. Gilles d'Aſſon erfreut war, „ſeinen kleinen Abt" zu ſehen; denn er hatte ein unter demſelben ſtehendes Kanonicat. Sein Hofmeiſter aber riß ihn aus dieſen gefährlichen Verbindungen durch eine Reiſe nach Rom. Er kam kurz vor dem Tode ſeines Verwandten, des Cardinals Alfons Richelieu, Erzbiſchofs von Lyon, zu dieſem. Sein ganzes Leben über ſagte er ſich ſelbſt: Gott habe zu ſeiner Rettung zwei Menſchen getödtet — die beiden Cardinäle Richelieu, die ihn wohl ſehr in die weltlichen Angelegenheiten vorwärts getrieben hätten. Als er 1656 zurück war, hielt er ſich in der kritiſchen Zeit wieder an Port-Royal, und die große Angelica gab ihm wegen ſeiner Bemühungen um Unterſuchung des geglaubten Wunders an Pascals Nichte den Namen: greffier de la sainte épine.

1) Von Ste. Marthe ſind außer einigen zerſtreueten Briefen, beſonders im erſten Bande der vies intéressantes, im supplément au Necrologe, der défense des relig. 1667, gedruckt: Traités de piété ou discours in 12, 2 Bände 1703. 1733. und Lettres d. Ste. Marthe sur divers sujets de piété. Rouen und Paris 1709. 2 Bände in 12.

Aber ſobald er einige Zeit aus dem perſönlichen Umgange der Einſiedler war, ließ er ſich hinreißen, mit einigen anderen vornehmen Abbes eine Reiſe nach Rom zu machen. Hier lebten ſie auf ſehr vornehmen Fuß; Alexander VII machte ihn zum apoſtoliſchen Protonotare, welchen Beruf er aber im Dienſte Port-Royals geübt hat. Als er 1660, immer noch ein „gedoppelter Menſch in den Geburtswehen des geiſtigen Menſchen", ſich wieder an Singlin wandte, glaubte dieſer ihn nur durch die Unterſtellung unter eine Ordensregel fixiren zu können; ſeine Schweſter und er ſelbſt glaubten, das könne auch durch die Verehelichung geſchehen. Der Sitte, junge Leute durch Reiſen zu bilden, war man in Port-Royal ſehr entgegen, da man doch bei den verſchiedenen Völkern nur ſehe, wie der Satan ſie durch verſchiedene Hinterliſten in ſeinem Reiche gefeſſelt halte. Die Ehe betrachtete man als einen Stand, welcher von dem der Buße gar zu leicht ableite. Er ſelbſt ſah es als eine Art von Büßung ſeines jugendlichen Wanderlebens an, daß er in ſeinem Alter keine ruhige Stätte finden konnte (aliquem interea, ubi tranquille mori posset, nidulum quaeritans). Singlin empfing kurz vor ſeinem Tode ihn einmal ärgerlich mit den Worten: Sie wollen alſo dem Leben, welches Sie führen, kein Ende machen? Der Abbe antwortete, er möchte wohl, aber er könne noch nicht. Singlin mit feſtem Ton erwiderte: Nein, ſagen Sie nicht, daß Sie nicht können, ſagen Sie, daß Sie nicht wollen! — Denn Niemand machte an den Willen des Menſchen ſo große Anforderungen, als dieſe Prädeſtinatianer.

Pontchateau wiederholte bei ſich ſelbſt: Er hat Recht, ich will nicht! Dieſes Wort ließ ihn die ganze Nacht nicht ſchlafen; um 4 Uhr ſtand er auf, ſchrieb einige Briefe und zog ſich an einen unbekannten Ort zurück. Von da an hat er ſein ganzes Leben über keinen ſeiner Verwandten mehr geſprochen; er legte ſeine Pfründen nieder, entließ ſeine Dienerſchaft, gab einen Theil ſeiner ſchönen Bibliothek Arnauld, ſeiner Familie ſein väterliches Vermögen, bis auf 20,000 Livres, welche er in Nordſtrand anlegte, wohin er noch in demſelben Jahre 1664 reiſte, um auch für die übrigen Janſeniſten, welche hier den Reſt ihres Vermögens in Sicherheit zu bringen glaubten, die Sache einzuſehen [1]). Wir

1) Pontchateau faßte eine Beſchreibung dieſer Reiſe ab, welche aber weder gedruckt wurde, noch unter den Handſchriften der königlichen Bibliothek

ſehen, man benützte jetzt in Port-Royal, ſeit Arnauld den Haupteinfluß gewonnen hatte, die natürlichen Neigungen, man hieß nicht mehr den Beredten ſchweigen, noch den Stammelnden predigen. Seine Sprachkenntniß im Griechiſchen und Ebräiſchen, wie auch die, welche er in Italien, in Deutſchland geſammelt hatte, war Arnauld nützlich, um aus den jeſuitiſchen Caſuiſten aller Nationen Auszüge zu bekommen. Überdies ſchrieb er die Schriften Arnaulds und Nicoles ab, beſorgte ihren Druck, ſorgte dafür, daß ſie nach Paris gebracht wurden. Er reiſte 1667 nach Holland, um den Druck des Sacy'ſchen Neuen Teſtaments durch den berühmten Elzivir zu beſorgen. Als es 1668 galt, die vier befreundeten Biſchöfe zu vereinen, diente er als vertrauter Courier. Bei all dem trieb er das friedliche Geſchäft des Gärtners.

Mallon de Beaupuis war, wie der Vorhergehende, durch Arnaulds Schrift gegen das häufige Communiciren gewonnen worden. Auf die Vorwürfe eines Oheims, der Kapuziner war, daß er das Studium der Scholaſtik aufgegeben und ſich mit verdächtigen Leuten verbunden hätte, antwortete er, er habe keinen Geſchmack für die Schultheologie, er wolle ſich lieber von dem Studium der Religion nähren; ferner wiſſe er nicht, warum man wolle, daß er auf die Worte Chriſti verzichte, um ſich darin nicht mit Arnauld zuſammen zu finden.

Er hatte 14 Jahre an den Schulen von Port-Royal gelehrt. Nach Zerſtörung der Schulen war er einige Jahre Lehrer der Neffen Pascals, der Perrier, lebte dann bis in ſein 87. Jahr, bis 1709, in ſeiner Vaterſtadt Beauvais. Der Biſchof übertrug ihm 1676 die Stelle des Superiors an ſeinem Prieſterſeminar, welche er annahm unter der Bedingung, daß er auch ſein Koſtgeld im Seminar zahle, daß der Biſchof ihm keine Pfründe aufdringe, daß der Biſchof ſein Gewiſſensrath und Beichtvater ſei. Der Port-Royal zugethane Biſchof war Bùzanval. (Weitläufigeres über Beaupuis ſiehe in Beilage XII.)

Der Einzige, welcher die Zeit der Gefangenſchaft über bei Port-Royal de Paris blieb, war der Marquis de Sevigné, in ſeinem kleinen Häuschen, im Kloſterhofe. Wir werden ihn ſpäter in Port-Royal d. Ch. wieder finden.

zu finden war. Die Jeſuiten, namentlich d'Avrigny, ſuchten dieſe Weiſe zu verdächtigen, wie überhaupt den Ankauf auf Nordſtrand. Clemencet bezieht dagegen auf dieſe religieux marchants Baruch 3, 23: Negotiatores Merrhae et Theman et fabulatores.

Befreundete Congregationen.

Es fehlte Port=Royal nicht an befreundeten Mächten; nur erlaubte ihnen die Unterdrückung durch die vereinigte päbſtliche und königliche Gewalt nicht, wirklich Dienſte zu leiſten. Wie aber Mancher Janſeniſt genannt wurde, nur um ihn anzuſchwärzen und zu verdrängen, ſo waren beſonders die geiſtlichen Congregationen zum Theil aus Eiferſucht gegen die Jeſuiten und Lazariſten dem Janſenismus geneigt. Das Benehmen derſelben brachte indeß dieſem in der Regel mehr Unehre, als Ehre. So die Congregation von Frankreich oder von St. Genovefa. Der General ſprach von einer Appellation an das Parlament gegen die Unterſchrift; allein 1657 ſagte er zu Des=Lions, er wiſſe, der Pabſt ſei entſchloſſen, die Janſeniſten auszurotten, der neue Nuntius Piccolomini habe drei geheime Breven, zur Ausrottung des Port-Royal utriusque sexus, zur Beſtätigung der Cenſur Arnaulds, zur Verdammung der Provinzialbriefe; wenige Zeit darauf ſagte er demſelben, er neige ſich zur Unterſchrift der Verdammung der fünf Sätze, ſeit er die Schriften des Biſchofs von Alet darüber geleſen habe.

Wohl eine noch ſtärkere Partei blieb ſtets in der Congregation des Oratoriums janſeniſtiſch, ſelbſt in dem *italieniſchen* Stamme; allein, obgleich oft in der Majorität, verbarg ſie ſich doch vor der Verfolgung und wurde deshalb mit Mistrauen ſchlimm behandelt. Der General ſuchte durch eine unbeſtimmt verdammende Unterſchrift der von den Biſchöfen (oder von dem Hofe, wie es in der Urkunde heißt) verlangten vorzubeugen. — Die freiere Form der Congregationen, im Gegenſatz der eigentlichen Mönchsorden, entſprach mehr dem Weſen Port=Royals, wie denn auch zuerſt wegen freier Anſichten über die Gelübde ein Oratorianer des Zuſammenhangs mit St. Cyran beſchuldigt wurde [1]).

1) Nämlich Seguenot; ich kenne die ſinnige Hypotheſe bei Ste. Beuve über die Motive Richelieus bei Verfolgung deſſelben. Allein nach der ſehr zuverläſſigen Handſchrift in den Archiven von Frankreich Fol. M. 439 Annales de la congregation de l'Oratoire (von Adry) wurde 1638 Seguenot verhaftet „wegen der Noten, welche er dem Buche Auguſtins über die Jungfrauſchaft beigefügt und weil er darin peu avantageusement des voeux geſprochen hatte.“ Man konnte glauben, er ſpreche im Sinne ſeiner Corporation. Die Verſammlung derſelben glaubte ſich verpflichtet, ſich darüber zu erklären. Die Congregation desavuirte das Buch ausdrücklich, Seguenot ſelbſt widerrief, um aus dem Gefängniß zu kommen. Richelieu ſoll vom General verlangt haben, er ſolle Seguenot ausſchließen, dieſer habe es abgelehnt, weil er von deſſen Unſchuld vollkommen überzeugt ſei. — So ſprach der-

Zu den entſchiedenſten Anhängern Port=Royals im Oratorium gehören der berühmte Prediger[1]) Desmares und Gondy[2]), der Vater des Cardinal=Erzbiſchofs Retz.

ſelbe Gondren ſich auch gegen den Kardinal über die drei Arten von Märtyrern ſehr frei aus, wozu er auch die rechnete, welche vom Despotismus ſich nicht wollten in ihren natürlichen Rechten unterdrücken laſſen. Als der Cardinal=Miniſter ihn fragte, ob denn die Könige nicht ein Recht auf das Eigenthum ihrer Unterthanen haben, bei den Juden ſei es ja ſo geweſen; antwortete Gondren, die Juden ſeien Sklaven Gottes und des ihnen von ihm geſetzten Königs geweſen, anders ſei es bei Völkern, welche, wie die Franzoſen, ihre Könige ſich urſprünglich ſelbſt wählten.

1) Die weiteren berühmteren Prediger der Congregation waren, der von unſerem Desmares wohl zu unterſcheidende Desmarets, Dúbreuil, Lejeune, Barthelemy, Dú=Faur, Senault, Gabriel Leblanc, le Boux. — Touſſaint Guy Desmares, aus der Normandie, wurde von den beiden erſten Generalen des Oratoriums ſehr hervorgezogen. Gondren ſoll einmal zu ihm geſagt haben, wenn der Antichriſt komme, ſo werden ſich die geiſtlichen Corporationen ihm nicht widerſetzen, ſondern allein die evangeliſchen Laienprieſter. St. Cyran hatte ihm Anleitung zum Studium der Theologie gegeben, er ſolle blos St. Thomas, dann Auguſtin, indeß täglich in der Schrift und zwar zuerſt Paulus leſen, zuerſt nur ohne ſich aufzuhalten. Erſt gegen 40 Jahre alt fing er an zu predigen, bald mit großem Beifall; die Königin hörte ihn öfters, ſie ließ ihn auffordern gegen die Frondeurs zu predigen, er lehnte es ab, um nicht durch den Schein der Beſtechlichkeit alles Vertrauen zu verlieren; nun wurde er angeklagt, er habe unter Anderem in ſeinen Predigten gegen die Wohlgerüche geeifert, welche die Königin ſehr liebte; dies wurde mit der Verdächtigung des Janſenismus, mit angeblichen Angriffen auf das Fegfeuer verbunden. Daher mußte er ſich verbergen. Er wurde 1653 zu Verfechtung der fünf Sätze nach Rom geſchickt. Im Hinweg brachten ihn die Korſaren in große Gefahr; er las indeß ruhig in der Bibel. Der Pabſt fragte ihn, ob er ihn nicht für unfehlbar halte, er antwortete, der Pabſt habe die Gnadengabe der Unfehlbarkeit, wenn er ſich an die Tradition halte. — Er mußte ſich ſofort bei ſeiner Rückkehr verborgen halten, zuerſt bei dem Herzog von Liancourt, dann bei dem von la Rochefoucault; bei jenem ließ ihn ſich der König bei einem Beſuche vorſtellen; der Greis bat den König um die Erlaubniß, ſeine Brille aufzuſetzen, um auch ihn zu ſehen. Er wurde 88 Jahre alt. Seit dem Kirchenfrieden predigte er wieder. Man nannte die mehr ſchlichte, evangeliſche Predigt nach ſeinem Namen. Boileau ſagt in ſeinen Satyren:

Desmares dans St. Roch n'auroit pas mieux prêché.

Zur Charakteriſtik ſeiner Geiſtesgegenwart und der Zeit, welche den Großen auch in der Kirche beſondere Ehre bezeugte, wie ſie im Theater auf die Scene ſelbſt ſich ſetzen durften, mag dienen, daß eines Tags, als der große Condé während der Predigt eintrat, Desmares ihn anredete: „Euer Gnaden, ich erkläre das Evangelium von der Heilung der dürren Hand; es iſt mir eine große Ehre, daß Sie die Zahl meiner Zuhörer vermehren. Ich bitte Gott, daß er den Arm erhalte, welcher Europas Schrecken, Frankreichs Glück iſt; aber vergeſſen Sie nicht, daß, wenn Sie nicht alle Ihre Thaten zuletzt auf Gott beziehen, Gott Ihren Arm verdorren laſſen würde.“ — Condé ſagte zu einigen Jeſuiten, man hatte mir wohl geſagt, er ſei gefährlich; hörte ich ihn noch einmal, er würde mich bekehren!

2) Er war der dritte Sohn des Albert von Gondy, Herzogs von Retz, Generals der Galeren, Marſchalls. Er ſelbſt war General der Galeren und

Außer Quesnel, welchem wir ſpäter begegnen werden, haben wir unter den janſeniſtiſchen Oratianern nur noch Pouget auszuzeichnen (geb. 1666, ſeit 1709 im Oratorium, geſtorben 1723), weil er, außer Ritualen und Brevieren für verſchiedene Diöceſen, den (janſeniſtiſchen) Katechismus von Montpellier ſchrieb, welcher jetzt noch von der janſeniſtiſchen Partei in Frankreich hoch gehalten wird und deſſen Überſetzung ins Spaniſche der Inquiſition Mühe machte [1]). (Weiteres ſiehe unter Dû Breuil unter Beilage XLVII.)

Der König und ſein Hof.

Der Zuſammenhang Port-Royals mit Retz war jenem bei Hofe ſehr ſchädlich. Doch hielt man zu ihm, weil in ihm die Freiheit des Episkopats bedroht ſchien und weil man dadurch in Rom, wo er gut ſtand, wieder Fuß zu faſſen hoffte. Erſt ſeit ſeiner Flucht aus dem Gefängniß, wo er von dem Meſſe leſenden Prieſter durch Fürbitte für ihn, als Erzbiſchof, vom Tode ſeines Oheims, deſſen Coadjutor er geweſen, unterrichtet worden war — hatte der König die von ihm geſetzten Großvicare, worunter ein Port-Royal befreundeter Pfarrer des janſeniſtiſchen Kirchſpiels von St. Severin, wie Aufrührer verfolgt. Auch als Retz ſelbſt einen Procurator aufgeſtellt hatte, um ſeine einfache Abdankung zu erklären, als der König bereits Marca zu ſeinem Nachfolger ernannt hatte, erklärte in Rom am 1. Juli 1662 die zu Auslegung des tridentiner Concils niedergeſetzte Congregation, daß die von dem durch die Regierung purgirten, Kapitel gewählten Vicare nicht anzuerkennen ſeien.

Die Anhänger Retzs im engeren Kreiſe nannten ihn „das Evangelium,“ es waren aber auch esprits forts darunter. Der Hof ſah ſeine Sache um ſo bedenklicher an, da auch der Erzbiſchof von Sens ſich nicht fügen wollte. Dieſer war der Port-Royal

Generallieutenant der Meere des Oſtens; 1619 war er ſiegreich gegen die Türken; er ſtand mit ſeinen Galeren auch vor Rochelle. Als er 1625 den Tod ſeiner Frau erfuhr, gab er ſeine Stelle ſeinem älteren Sohn und trat am 6. April 1627 in das junge Oratorium, welches zum Theil eine Stiftung ſeiner Familie war. Da Richelieu und Mazarin ſeine Familie haßten, wurde er 1641 nach Lyon und wegen der Unruhen ſeines Sohnes 1652 auf 5 Jahre nach Clermont verbannt. Er ſtarb am 29. Juni 1662 in dem pariſer Seminar des Oratoriums St. Magloire, 82 Jahre alt.

1) Die lateiniſche Überſetzung iſt von Colbert, dem muthigen Biſchof von Montpellier, ſelbſt, wegen der eingeſchobenen Veränderungen verboten worden.

ſo befreundete Gondrin, welcher von Anfang ſich geweigert hatte, die Verdammung Janſens unbedingt zu unterſchreiben. Retz ſelbſt war der Einzige aus den Zeiten der Fronde, welcher noch auf dem Kampfplatz geblieben war, ein Verehrer und einſt Bundesgenoſſe der Longueville[1]). So ſtieß die Regierung Ludwigs XIV in ihrem Streben nach Abſolutismus überall auf Freunde Port-Royals, und die Unterworfenen fanden hier ein Aſyl, worin ſie eine höhere Unabhängigkeit jeder menſchlichen Macht gegenüber bewahrten. Das war ein Hauptgrund der Verfolgung durch den König. Die Feinde benützten es möglichſt. Nicht ſobald war der Günſtling Fouquet geſtürzt, als man, wenn auch unwahr, die Sage verbreitete, eine entſchiedene Schutzſchrift für ihn ſei von Arnauld. Um dieſe Zeit fällt auch die erſte Ungnade von d'Andillys hochſtrebendem Sohne Marquis Pomponne. — Die jeſuitiſchen Beichtväter des Königs[2]) ermangelten natürlich nicht, das Ihrige zu thun.

Die Prinzeſſin von Orleans ſchreibt am 9. Juli 1719: „Die böße pfaffen ſeindt ſchlimme geſellen, wen Ihnen waß Im Kopf Kompt leütte Zu plagen haben ſie Keine ruhe biß ſie Es Ins werk ſtellen, Ich habe ſie genugſam geſehen, wie ſie Es machen und Es hergeht, Es iſt Eine Ellendt wen man meint devot Zu ſein und Nur Zu glauben was Einem die pfaffen weiß wollen machen, unßer S. König war ſo Er wußte Kein wort Von der H. ſchrift Man hatte es Ihm nie leßen laſſen, Meinte daß wen Er Nur ſeinen beichts Vatter ahnhörte und ſein pater noster plabelte were ſchon alles gutt undt Er were gantz gotsfürchtig hatt mich offt recht gejammert, den ſein intension iſt allezeit auffrichtig undt gutt geweßen, allein Man hatt Ihm weiß gemacht die alte Zott undt die jesuwitter daß wen Er die reformirten plagen

1) Adry ſagt in ſeinen handſchriftlichen Annalen zum Jahr 1661: „Der König hatte nach dem Tode Mazarins erklärt, er überlaſſe den Biſchöfen die Sorge der Unterdrückung des Janſenismus; er verſprach ihnen ſeine ganze Protection für die dazu geeigneten Maßregeln. Der wahre Grund der Vorurtheile Ludwigs in dieſem Punkte war, daß er im Haſſe gegen Retz aufgezogen war. Daher hatten die Feinde Port-Royals gutes Spiel, um ihm aus dem Janſenismus ein Ungeheuer zu machen, da er wußte, daß Retz beſonders durch dieſe Männer begünſtigt worden war.“

2) Wenn der Beichtvater Mazarin oder andere Miniſter auf Staatsangelegenheiten zu bringen und ihnen daraus etwas zur Gewiſſensſache machen wollte, ſo pflegten ſie zu ſagen, ſie haben ihm darüber nichts mitzutheilen, ſie handeln nach Rückſprache mit Doctoren der Sorbonne.

würde, daß würde bey gott undt Menſchen den scandal Erſetzen ſo Er mitt dem doppelten Ehebruch, mit der montespan begangen, ſo haben ſie den armen Herrn betrogen."

Kurz nach dem Tode des Königs ſchreibt die Prinzeſſin am 13. September 1715: „Ach liebe Louiſe mich wundert nicht, daß Eüch unßers Königs S. todt zu hertzen gangen, waß Ich Eüch davon geſchrieben iſt nicht Zu vergleichen waß wir leyder gehört undt geſehen haben, der König war von ſich ſelber gutt undt gerecht, allein daß alte weib hatte Ihm ſo Eingepregt, daß Es Niemandts gutt mitt ihm meint, als ſie und ſeine miniſter daß Er Niemandts alß ſie ſeinem beichtsvatter undt ſeinen miniſtern getrawet, undt wie gutte König nicht gelehrt war alſo hatt der jeſſuit undt daß alte weib In geiſtlichen ſachen undt die miniſter In weltlichen ſachen dem König alles weiß gemacht waß ſie gewollt haben, undt die miniſter wahren Meiſten theils der alten Zott creaturen, alſo Kan Ich mitt wahrheit ſagen, daß alles waß bößes geſchehen, nicht vom König kommen Man hatt Ihm alß weiß gemacht ſeine ſeeligkeit beſtehet drauff, undt Ihr wiſt liebe Louiſe wenn Man davon persuadirt iſt, iſt man nicht Zu abussiren." —

Bei Des-Lions finden ſich ſehr frivole Äußerungen des Königs notirt. Der König beklagte ſich 1665 bei Marſillac, man nöthige ihn zum h. Abendmahl, man ſage, es ſei ſeine Pflicht, dadurch ein gutes Beiſpiel zu geben. Ein andermal ſagte der König: Das iſt das letzte Mal, daß man mich dazu brachte; es iſt mir ſehr übel bekommen. — Dennoch verfolgte er Port-Royal namentlich auch wegen angeblicher Geringſchätzung dieſes Sacraments, weil man vor ſeinem Misbrauche warnte.

Den gealterten König, zugleich aber auch Manches über ſeine anerzogenen Begriffe, werden wir gegen das Ende von St. Simon kennen lernen. — Der König ſagte 1662 von den Janſeniſten: ma mère en veut terriblement à ces gens-là.

Die Königin-Mutter wurde für d'Andillys Galanterie immer weniger zugänglich. St. Vincent ſagte zu Des-Lions, er habe ſie gefragt, woher ihre Abneigung gegen den Janſenismus komme, ſie habe ihm geantwortet, das Haus Öſtreich verehre ganz beſonders das h. Sacrament (Hoſtie); der ihm von einem Herzog von Öſtreich (vielleicht von Rudolf von Habsburg) bezeugten Ehrfurcht verdanke man das Kaiſerthum in ihrem Hauſe. Vincent

ſelbſt bearbeitete die Königin ſehr in dieſem Sinne. Man ſagte 1660, in den Friedensſchluß mit Spanien ſei die Ausrottung der Ketzerei mit aufgenommen worden. Wenigſtens hatte man jetzt, beſonders ſeit Retzs Widerſtand ſich auch zu Ende neigte, freiere Hände, die vermeinte Faction im Innern niederzuſchlagen.

Dem Hofe war die von Port-Royal verlangte Sittenſtrenge eine Ketzerei[1]. Abgeſehen von ſeinen Ausſchweifungen hören wir namentlich aus dem Munde des überall herumhorchenden Des-Lions Züge, welche die Unwiſſenheit und den Aberglauben, wie die Frivolität der Hofleute gehörig charakteriſiren: „Sie glauben bei Hofe, nur die Sünden des Haſſes und der Rache machen der Communion unwürdig.“ Man gab den Ungläubigen bei Hof die Schuld, als man in Paris einen Altar und eine Liturgie für den Satan fand, worin es unter Anderem heißt: gratias tibi Lucifer, gratias tibi Betzebul, gratias tibi Azareel! Auch Richelieu wurde ſolcher Zauberkünſte verdächtigt; er habe die Königin Anna, in die er verliebt geweſen ſei, durch ein Zauberbuch gewinnen wollen. Man berief ſich für Jenes darauf, daß er die Geheimniſſe des königlichen Paares unter ſich gewußt; als hätte er aus dem bis zur Elendigkeit ſchwachen Ludwig XIII nicht Alles herausbringen können! — St. Simon erzählt von einigen bei Ludwigs Hofe ſehr angeſehenen Männern, daß ſie zuerſt auf dem Todenbette das Vaterunſer in franzöſiſcher Sprache hörten; der Spötter, Graf Grammont, fand es da ſehr ſchön und fragte ſeine Frau, wer es gemacht habe. Das war aber ſein bitterer Ernſt.

Die am Hofe ſich unterſchreibenden Biſchöfe und anderen Geiſtlichen waren meiſt charakterloſe Menſchen. Einer derſelben, der Prior von Jars, wohl ein Mann von Familie, betet 1670 auf dem Todenbette: Herr, laß mich doch noch nicht ſterben, ich verſpreche dir mein Leben zu ändern. Du weißt ja, daß ich ein Mann von Ehre bin; ich werde dir Wort halten. — Allerdings wurde nun mehr auf Anſtand gehalten als früher. Marolles erzählt von Valançai, damaligem Biſchof von Chartres, welcher 1651 als Erzbiſchof von Rheins ſtarb, er habe bei der Aufführung von Miramis, welcher die Königin Anna beiwohnte, geholfen die Hon-

1) Ein Anwohner des claſſiſchen Bodens von Port-Royal d. Ch. ſagte zu mir, er hätte an Ludwigs Stelle auch nicht anders gehandelt, denn, wenn man die Janſeniſten hätte um ſich greifen laſſen, ſo hätte der König nicht einmal mehr eine Maitreſſe halten können. — Richtig bemerkt!

neurs machen. Er ſei beim Schluſſe des Stücks von dem Theater heruntergeſtiegen, an der Spitze Derer, welche in koſtbaren Gefäßen Süßigkeiten zur Erfriſchung trugen. — Weil er Godeau zum Bisthum geweiht hatte, ſagte Arnauld, er ſei mit der Wolfstatze geſegnet.

Der Nuntius bezeichnete mit einem claſſiſchen Worte das Band der Unterthänigkeit, welches die meiſten Biſchöfe an Rom knüpfte, indem er ſagte: „Entweder begnügt euch mit Einer Pfründe oder glaubt an den Pabſt!" — Der Pabſt war nöthig, um die von den Concilien verbotenen Misbräuche erlaubt und geſetzlich zu machen. Mit welcher Stirne konnten ſolche Biſchöfe erklären, der Pabſt ſtehe unter den Concilien und ihren Geſetzen?

Der Einfluß der Jeſuiten bei Hof machte die meiſten Biſchöfe und Bisthums-Candidaten von ihnen abhängig, da der König die Bisthümer vergab. Wer Biſchof werden wollte, predigte in den Jeſuitenkirchen und rühmte ihren Orden. Später war man denn gebunden. So ging es Senlis, Erzbiſchof von Embrün. Lange ſchleppte ſich ſein früheres Verhältniß zu den Jeſuiten fort. Allein 1686 brachen ſie mit Verläumdungen gegen ihn bei Hofe los, weil er zu Miſſionen unter den Proteſtanten, nicht Jeſuiten, ſondern die gemäßigteren Oratorianer verlangte, während die Jeſuiten mit ihrer kargen Scholaſtik und Polemik dabei nur wenig fruchteten. Man warf ihm vor, er habe das ihm vom König gegebene Geld zu den Miſſionen in ſeiner Taſche behalten und keine gehalten. Er ſchrieb an den Erzbiſchof von Paris, an de La Chaiſe, an andere Geiſtliche bei Hof, keiner wagte oder wollte ihm antworten[1]). Daher ſprachen alle Geiſtlichen, welche bei Hofe eine Beförderung ſuchten, im Sinne der Jeſuiten.

Der Pabſt.

Alexander VII. Die geſammelten gegenſeitigen Briefe des Pabſtes[2]) und des Nuntius in Frankreich, welche urſprünglich in

1) Es hieß, die Jeſuiten haben das ihnen zu Förderung der Bekehrungen anvertraute Geld nur ihren Schuldnern gegeben. Sie nehmen Schenkungen von anerkannten Wucherern an, und wollen nicht gegen Wucher predigen (darunter wohl auch das Zinſenehmen verſtanden). Der Erzbiſchof berief ſich darauf, daß er aus eigenen Mitteln bei dem Widerruf des Edikts von Nantes alte unbrauchbare Pfarrer penſionirt und tüchtige an ihre Stelle geſetzt, ein gutes Seminar eingerichtet habe und beinahe nie einem die Prieſterweihe gebe, den er nicht habe predigen hören.

2) Papſt Alexander VII, unter welchem die große Verfolgung über Port-

Chiffern geſchrieben waren, liegen in einer beglaubigten Handſchrift vor uns.

Der Pabſt ſchreibt am 1. November 1660: „Man hat beſonders auf Port-Royal loszugehen. Und da nun die Königin mit ihren dringenden Bitten den Weg dazu öffnet, ſo iſt nöthig, dazu jeden Geiſt zu gewinnen. Die angeblichen Exemtionen Port-Royals ſind durch apoſtoliſche Viſitatoren zu unterſuchen. Vorher muß man ſich aber der königlichen Unterſtützung und Mazarins verſichern."

Dieſes iſt offenbar die Antwort auf das Schreiben des Nuntius an den Pabſt vom 24. September 1660, welches lautet: „In der letzten Audienz forderten die beiden Majeſtäten (der König und beſonders ſeine Mutter) auf, der Pabſt ſolle ſeinerſeits etwas gegen den Janſenismus thun. Der Nuntius ſetzte dem Almoſenier des Königs, der deshalb noch beſonders an ihn geſchickt wurde, auseinander, daß man unterſuchen müſſe, ob die Anſprüche Port-Royals, daß es nicht unter dem Pabſt unmittelbar, ſondern zunächſt unter dem Erzbiſchof von Paris ſtehe, begründet ſeien. Denn da eben die Angelegenheiten des Cardinals Retz mehr in Anregung gekommen ſind, ſo könnte unter den Biſchöfen ein Rumor erregt werden, daß damit ohne ſeine Zuſtimmung ein Eingriff in ſeine Gerichtsbarkeit gemacht worden ſei, wogegen viele von dieſen Biſchöfen ſich immer ohne irgend einen Grund ſehr abgeneigt bezeugt haben." Die Vicare des Erzbiſchofs hätten bisher immer behauptet, ſie könnten gegen Port-Royal nicht einſchreiten, weil es unentſchieden ſei, ob Port-Royal unmittelbar unter ihnen ſtehe (wie der Hof behauptete); überdies hätten ſie keine Vollmacht dazu von Retz, er habe ihnen aber verboten, etwas zu thun, wozu er ihnen keine beſtimmte Vollmacht gegeben habe. Der Nuntius folgert daraus, daß die Sache Retzs bald entſchieden werden müſſe.

Und das wollte eben der König bezwecken, indem er den Pabſt aufforderte, etwas zu thun, dabei aber wieder erklärte: „er wage nicht, die Hand ans Heiligthum zu legen." Die Karten lagen ſo: Dem König war mehr an Beilegung von Retzs Angelegenheit gelegen, dem Pabſt mehr an Unterdrückung des Janſenismus.

Royal ausbrach, war nur gewählt worden, indem er ſich einmal in Conclave ſehr für Auguſtins Lehre ausſprach und dadurch die barbariniſche Partei zu gewinnen wußte.

Während Retz ſich durch ſein Bündniß mit Port=Royal das Anſehen eines mächtigen Parteihauptes zu geben ſuchte, ſuchte der König den Pabſt zur Nachgiebigkeit in der Angelegenheit von Retz zu bewegen, indem er ihm die Unterdrückung Port=Royals als Lohn zeigte; der Pabſt aber ſtellte dem König die Partei Retzs unter den Biſchöfen als bedenklich dar, damit der König deſto bereitwilliger wäre, ſobald der Pabſt ihm Retz zum Opfer brachte, zu Unterdrückung des Janſenismus dem Pabſt die Hände zu bieten. Der Nuntius, welcher den Ruhm haben möchte, den Janſenismus unterdrückt zu ſehen und deſſen Stellung bei Hofe nicht eben die angenehmſte ſein mochte, ſo lange Retz vom Pabſt aufrecht erhalten wurde, ſtellt dem Pabſt die Beilegung ſeiner Angelegenheit als wünſchenswerth dar.

Der Pabſt ſchreibt bald darauf an denſelben Nuntius: „Die Impulſe, welche von der Königin, dem Cardinal Mazarin, dem Biſchof von Rennes und Anderen gegeben wurden, damit das Neſt des Janſenismus durch Aufhebung der Verſammlungen von Port=Royal zerſtört werde (distruga), ſind großer Überlegung würdig. Der Königin und Mazarin iſt anzubieten, daß Ihre Majeſtät indeß die Conventikel, welche darin gehalten werden, aufheben und beſtrafen und ſo der Viſitation des Kloſters, welche darauf folgen ſolle, einen glücklichen Ausgang verſichern könne. Was Arnauld betrifft, ſo dürfen Sie (der Nuntius) ſich nicht bei Laien zum Urheber ſeiner Einkerkerung machen; wenn es aber der Cardinal Mazarin will, ſo fehlt ja nicht das Beiſpiel des Abts von St. Cyran, die Frucht davon wäre leichtlich größer; hierorts hätte man gar keine Abneigung dagegen. Wäre dieſes Haupt aus dem Wege geräumt, die obgemeldeten Conventikel aufgelöſt, ſo wäre der Janſenismus zu Boden geworfen."

So weit der Heilige Vater. Zugleich trägt er dem Nuntius auf, ſich in Betreff des von der Klerus=Verſammlung zu Förderung der Verdammung Janſens verfaßten Unterſchrifts=Formulars ſo zu benehmen, daß es nicht den Anſchein gewinne, als ob der Pabſt die Klerus=Verſammlung als National=Concil anerkennte.[1]).

1) Nach Des=Lions zögerte der Pabſt deshalb beſonders, dem Formular ſeine Anerkennung zu geben, weil man es ein „Glaubensformular" nannte; ein ſolches zu geben, ſtehe nur dem Pabſte oder einem allgemeinen Concil zu.

Der Nuntius ſchreibt am 21. Januar 1661 an den Pabſt, die Unterſchrift finde Widerſtand. „Die Meiſten glauben zwar, der Janſenismus werde bald unterdrückt ſein, die gute (sana cosa, während auch die Janſeniſten die ihrige immer saine doctrine nennen [1]) werde ſchon von ſelbſt ſiegen. Die Verſtändigeren jedoch glauben, die Verpflichtung zu Unterſchrift des Verdammungs-Formulars der Verſammlung könnte ohne Erfolg bleiben, wenn der König die päbſtlichen Commiſſarien nicht kräftig gegen die in der Ausführung nachläſſigen Biſchöfe unterſtütze. Es laſſe ſich leicht abſehen, daß wir dabei keine andere kanoniſche Gewalt haben, als die apoſtoliſche, um noch mit Strafen die renitenten Biſchöfe zu zwingen, während verſchiedene Biſchöfe durch ſo große Schlauheit, durch die Unterſtellung, als handelte es ſich um ihre eigene Erhaltung und um die der erſten Geſetze der gallikaniſchen Kirche, um Einführung der Inquiſition von den Janſeniſten zum Widerſtand verleitet werden." — Der Pabſt wiederholt unterm 7. Februar, die gute Stimmung der Machthaber zu wirklicher Unterdrückung ſolle benützt, es ſolle dafür geſorgt werden, daß die Beſchlüſſe der Verſammlung nach deren Auflöſung auch ausgeführt würden. — Immer kommt er darauf zurück, daß ja der ſtrenge (rigorosa) Beiſtand des königlichen Arms zur Ausführung nicht fehlen dürfe.

Aus dieſen Correſpondenzen lernen wir weiter nicht blos, daß Lionne, der königliche Miniſter, mit dem Nuntius, beſonders bei Gelegenheit von Arras, jetzt ſchon in Unterhandlung ſtand, wie es mit den Bisthümern sede vacante, namentlich mit der Beſetzung von Pfründen in ihrem Bereich ſollte gehalten werden; ſondern es handelte ſich auch um die Einführung einer Lehre, welcher ſich der Janſenismus ſtets entſchieden entgegen geſtellt hat, und worüber der Pabſt, von ſtreitenden Mönchsorden aufgefordert, eine Entſcheidung geben ſollte. Eine Congregation ſuchte vor Allem zu temporiſiren. — Auf die Anfrage des Pabſtes an den Nuntius, wie es in Frankreich mit der Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariens ſtehe, erwiderte dieſer am 26. Nov. 1660: Der Karmeliter Leon hatte darüber mit dem Pabſte eine Unterredung gehabt, worin ſich dieſer ſo ausſprach, daß Leon, aus Furcht vor Annat, allen Mittheilungen darüber auswich.

1) Das bedeutet noch heut zu Tage im Munde eines Janſeniſten: janſeniſtiſche Lehre. Alle nichtunitariſchen, orthodoxen Diſſenter in England nennen ihren Glauben the sound doctrine of the scriptures.

„Die fromme Meinung (opinione) wird von der Sorbonne nach einem beſonderen Statut vertheidigt; ſogar Dominikaner müſſen, um darein einzutreten, verſprechen, Daſſelbe zu thun. Auch in den meiſten Städten Frankreichs werden Feſte zu Ehren derſelben gefeiert. Man kann vielleicht vermuthen, die Janſeniſten werden entgegen ſein, von denen ich höre, daß ſie in Rouen Meinungen gelehrt haben, um die Gläubigen von der Verehrung der glorreichen Jungfrau abzuhalten. Man hat angefangen, gegen ſie ein Verfahren einzuleiten." — Etwas ſpäter ſchreibt Derſelbe an den Pabſt: „Gegen den Bibliothekar von Notre Dame zu Rouen wird gerichtlich ausgeſagt, er habe ſich vernehmen laſſen, man thue der Jungfrau zu viel Ehre, indem man der Mutter die dem Sohn gebührende Ehre erzeuge, er habe auf die Gebete an die Jungfrau geſcholten, wie über die Litaneien, indem er die Lobeserhebungen und Eigenſchaften, die man ihr darin giebt (indem man ſie domus aurea, turris eburnea nennen) als lächerlich und die Andacht des Roſenkranzes als Narrheit behandle."

Der Pabſt ſchreibt am 7. Februar 1661: „Ich wünſche, daß Sie ſich geſchickt unterrichten, ob nicht der Hof, die Sorbonne, die Klerus-Verſammlung oder eines von ihnen die Abſicht habe, den Pabſt um ein in Betreff der Materie der allerheiligſten Empfängniß günſtiges Decret unterthänigſt zu bitten. In dieſem Fall haben Sie einen ſolchen Gedanken nicht zu verhindern, ſondern vielmehr zur Ausführung zu ermuthigen, ganz aber nur wie von Ihnen ſelbſt und wie aus Ihrer eigenen Anregung (in tutto pero come da se e di suo proprio motivo)[1]). —

Satyre eines Kapuziners auf Port-Royal.

Indem wir nach den Quellen die Glieder und Freunde Port-Royals zu charakteriſiren ſuchten, trat uns öfters der Zweifel entgegen, daß ja an dieſen Bildern nur Licht, beinahe kein Schatten

1) Auf die Janſeniſten fiel immer der Verdacht, daß ſie ſchlechte Marien-Verehrer ſeien. Sie waren der erſt von den jüngeren Mönchsorden aufgebrachten unbefleckten Empfängniß und beſonders den damit verbundenen Ablässen abgeneigt. Die von der Univerſität Mainz, von der römiſchen und ſpaniſchen Inquiſition verdammten (1674) avis salutaires de la B. V. Marie à ses dévots indiscrets wurden den Janſeniſten zugeſchrieben. Noch im Jahre 1678 verbot der Dominikaner Raymond Capiſucci maitre du sacré palais den officio dell' immaculata conceptione della santa vergine nostra signora, approvato dal S. P. Paulo V mit Ablässen. Der Kaiſer ſchrieb

ſei. Die Gegenſchriften helfen uns nur wenig, da ſie theils auf die Perſönlichkeiten wenig eingehen, theils handgreifliche Verläumdungen enthalten, theils nur Böſes ausſagen. Einem ſchattenloſen Gemälde wird dadurch nicht geholfen, daß Jemand herkommt und einen Topf ſchwarzer Farbe darüber hinuntergießt. Und doch iſt dies die Weiſe der Parteikämpfe und am meiſten der theologiſchen. Indeß gehört es zum Intereſſe der Sache, ja zur Wahrhaftigkeit und Billigkeit ſelbſt, dieſen leidenſchaftlichen Anklägern Gelegenheit und Stimme zu geben.

Einer der ausgezeichneteren iſt der Kapuziner Zacharias von Liſieux, welcher unter dem Namen Louis Fontaines 1660 ſeine Relation du pays de Jansénie herausgab, où il est traitté des singularitez qui s'y trouvent, des coustumes, moeurs et religion des habitans. Er kommt erſt in der zweiten Hälfte an die eigentliche Verketzerung bei Gelegenheit der fünf Artikel, wo er ſich ganz als Kapuziner zeigt; im Übrigen ſtellt er nicht ohne Witz ſchwache Seiten der Partei ans Licht.

In dem Rahmen des beigegebenen Kupferſtichs ſind die jetzt noch in Frankreich gebräuchlichen Holzſchuhe, Schwefelhölzer und Körbe überall angebracht, offenbar ein Spott auf die Handarbeiten. Schon im Vorwort ſagt er, er ſchreibe nur kurz und mache keinen profit du libraire et supplice du lecteur, was ſich auf die affectirt gedehnte Schreibart mancher janſeniſtiſchen Schriftſteller bezieht.

Es wird behauptet, die Inſel Nordſtrand habe Veranlaſſung zu dieſem fingirten Lande Janſenien gegeben. Allein weder die beigegebene Anſicht des Landes, noch ihre Erklärung ſtellt es als eine Inſel dar. Dieſes Land, deſſen Beſchreibung gewiß nicht unintereſſanter ſein werde, als die vielen Beſchreibungen von China und Kanada[1]), gränzt gegen Süden an ein unergründliches Meer

deshalb an den Pabſt, welcher in der neuen Ausgabe bei den Gebeten das sanctam conceptionem in sanctam et immaculatam conceptionem veränderte. Auch Baillet, der kritiſche Hiſtoriker, Biograph von Des-Cartes, von Richer und von Hermant, der ſatyriſche Schriftſteller, Verfaſſer der Schrift über dévotion de la sainte Vierge et du culte qui lui est dû, war Port-Royal befreundet. Bayle ſagt, er habe darin ſo vernünftig über dieſen Gegenſtand geſprochen, als ein Mann von ſeiner Profeſſion thun könne. Der Pabſt ſetzte dieſe Schrift 1695 auf den Index.

1) Worin zum Theil die Accommodation der Jeſuiten an heidniſche Gebräuche angegriffen wurde.

voller Ungeheuer, gegen Oſten an die weiten Auen von Libertinien (die Lehre von dem Unvermögen des Menſchen, die Gebote Gottes zu erfüllen, führt zur Ausſchweifung); gegen Norden hat es Kalvinien, woher ſein Hauptfluß kommt, gegen Weſten liegt Deseſperien, das Land der Verzweiflung, mit ſeinen Felſen und Ruinen, wo nur Einzelne herumirren und den Tod ſuchen. (Die Lehre, daß Chriſtus nicht für Alle geſtorben ſei, führt zur Verzweiflung.) In der Mitte von Janſenien liegt die Hauptſtadt, der Sitz des Parlaments und der Univerſität; vortreffliche Communicationen führen nach den drei benachbarten Ländern. Die Menſchen ſind mehrentheils ſehr klein, ob ſie ſich gleich von ihren Malern in außerordentlicher Größe darſtellen laſſen. Ihr Kopf iſt klein, aber ſehr hart, wegen der Dicke des Schädels. Man hat bei Sectionen wiederholt gefunden, daß Mehrere ein doppeltes Herz hatten — man glaubt, daß ſie deshalb zweideutig in ihrem Verfahren ſind. Ihre gewöhnliche Krankheit iſt eine gefährliche Geſchwulſt (enflure, die ascetiſchen Schriften Port-Royals ſtellen die enflure du coeur, den Hochmuth, als das Grundübel des Menſchen dar), woran ſie gewöhnlich ſterben, wenn ſie das Land nicht verlaſſen, wovon man ſie aber ſelbſt mit Gewalt abhält. Ihre Häuſer haben ſämmtlich Hinterthüren; gewöhnlich kommen ſie bei Nacht zuſammen; ſie thun alle ihre guten Werke bei Licht. Sie haben ihren eigenen Gang und Ton; bei jeder Gelegenheit verdrehen ſie die Augen auf eine Weiſe, daß man meint, ſie ſterben; was ſie Apoſtrophen des Geſichts nennen.

Dieſes Land hat Thiere, welche ſonſt ganz unbekannt ſind, Wölfe, welche Schaafwolle tragen, Füchſe mit allen möglichen Bälgen, ſelbſt gezähmte, welche mit den Hühnern leben, ohne daß ſie, wie man ſagt, ihnen etwas thun, ſchwarze Papageien, welche ſehr gut reden, Nachteulen mit Büſchen, welche ſchöner ſingen, als Nachtigallen. Da ſie ſich im Schreiben ſehr wohl gefallen, halten ſie eine große Menge Vögel; doch iſt es nicht wahr, daß ſie blos mit Adlerfedern ſchreiben. Auch fehlt es nicht an Hirſchen, welche ihr Geweih ſehr hoch tragen. Ihre Schaafe ſind größer, als die unſeren, daß man ſie hier für Ochſen hält.

Was die Pflanzenwelt anbelangt, ſo wächſt das giftige Eiſenhütchen (Sturmhut, Narrenkappe) am häufigſten. Auch wächſt der Lorbeer ſchön, woraus ſie ſich Kränze machen. Es iſt im Lande

ein See, welchen Manche dem Genfer See ähnlich finden, nur daß ſein Waſſer viel feiner iſt. Unter allen Künſten betreiben ſie am meiſten die Buchdruckerei, man kann auch nichts Pünktlicheres, nichts Hübſcheres ſehen, als ihre Arbeiten in dieſem Artikel. Es ficht ſie wenig an, wenn etwas Wahrheitswidriges ſich eingeſchlichen hat, wenn nur ihre Fehler ganz correct, auf feinem Papier, mit guten Lettern gedruckt und reinlich gebunden ſind. Daher verſchaffen ſie ſich viel Eingang bei den Frauen, welche die Vergoldung lieben.

Aus Kalvinien erhalten ſie ihre ſchönſten Lettern; ſie haben von allen Gattungen, nur keine römiſche Schrift. Eben daher beziehen ſie auch ihre Waffen, welche ſie nicht ſelbſt verfertigen. Weniger Nutzen ziehen ſie aus dem Handel mit Desesperien, wohin ſie nur Meſſer, Stricke und Hanf dazu abſetzen.

In den Wiſſenſchaften nehmen ſie die herkömmlichen Formen nicht an, denn ſie machen lieber Geſetze, als daß ſie dieſelben annehmen. Ihre Philoſophen erkennen den geſunden Menſchenverſtand nicht an. Ihren Doctoren giebt man Reveſche-Mäntel mit Ärmeln[1]), mit Fuchspelz, ſtatt mit Hermelin gefüttert, man ſetzt ihnen den Hut des Stifters ihrer Univerſität auf. Wer es zur höchſten Doctorswürde (mit grünem Hut?) gebracht, wird vom Volk, beſonders von den bigotten Weibern, gemäſtet. Die Rhetorik treibt Jedermann, aber die Muſik lieben ſie nicht (c'est pourquoi il ne leur faut jamais parler d'accords). Indeß haben ſie Gefallen an der Trompete, weil ſie zum Krieg dient, wozu ſie ſehr geneigt ſind, ob ſie gleich immer Unglück dabei haben. Wenn ſie aber eine Schlacht verloren haben, ſo verbergen ſie es ſo geſchickt, daß, wenn man ſie ſieht oder hört, man glaubt, ſie haben gewonnen. Ihre Anführer hängen dann zur Täuſchung des Volks immer einige gemachte Fahnen in ihren Tempeln auf.

Es iſt eine Luſt, ſie über das Alterthum ihrer Stadt ſprechen zu hören; ſie ſagen, dieſelbe ſei von einem Fürſten von Hippo (Auguſtin) vor 1200 Jahren gebaut; ſie rühmen ſich des Beſitzes von Urkunden, welche dies aufs Deutlichſte beweiſen. Ihre keckſten Geſchichtſchreiber treiben es noch weiter und verſichern, dieſer Herr habe ſie nur wieder aufgebaut, ſie ſei ſchon 400 Jahre früher durch

1) Reveche, grober Zeug, ein widerſpänſtiger Menſch; in den Ärmeln haben ſie die einfältigen Leute ihrer Partei.

einen berühmten Fürſten von Tarſus, einen großen Krieger, gegründet worden, welcher in ſeiner Jugend den berühmten Gamaliel zum Lehrer gehabt habe. Sie zeigen auf ein unterſchobenes, kaum 30 Jahre altes Schwert, das ſie für ſein Schlachtſchwert ausgeben (Janſens Auguſtin), wie man zu St. Denys das der Jungfrau von Orleans zeigt. — Sie errichten ihren Anführern zahlreiche Statuen und Monumente, in welche nur der Blitz gerne ſchlägt. Allen wohlhabenden Weibern, welche zum Wiederaufbau der Stadtmauern, zum Gießen der Kanonen, zur Bezahlung der Garniſon beitragen, geben ſie den Titel Heroinen und dediciren ihnen ihre Bücher.

Statt daß man bei ihnen das Bürgerrecht kaufen müßte, geben ſie den Fremden, die hereinziehen, Geld, daher von allen Orten ſolche kommen, deren Verhältniſſe ſonſt ruinirt ſind. Man ſagt von den Wilden, daß man ſie mit einer Bouteille Branntwein, ihrem Lieblingsgetränke, leicht zum Entſchluß brächte, Chriſten zu werden, daß ihnen aber das Taufwaſſer allein keine Andacht einflöße. Daſſelbe geſchieht mit dem Pöbel, welcher ſich von den Janſeniern gewinnen läßt; ihre Lehre wird nur den ſie begleitenden Freigiebigkeiten zu Liebe angenommen. Die Doctoren haben vorausgeſagt, daß das Intereſſe ein ſicheres Mittel wäre, dieſe Arznei zu verſchlucken.

Derſelbe Eifer, welchen ſie für die Armen affectiren, läßt ſie misbilligen, was man ihnen von den in andern Ländern mit Marmor und koſtbaren Gemälden reich ausgeſchmückten Kirchen ſagt. Sie meinen, ſie ſchaffen nur den Bedürftigen Recht, indem ſie für dieſelben Gott dieſen großen Schmuck wegnehmen, der ihm ja doch zu nichts diene. Salomo ſei gewiß in der anderen Welt für die Erbauung eines ſo prächtigen Tempels geſtraft worden, ſagen ſie: man dürfe gar nicht daran zweifeln, daß die rechtſchaffenen Leute in Jeruſalem ſich daran geärgert haben.

Da ſie in ihrem Lande keine Privilegien dulden, wollen ſie keine Mönche, welche ſtets davon reden. Um ſo auffallender iſt, daß ſie Nonnen haben wollen. Auch haben ſie in einem Walde, zwiſchen den Straßen nach Deſeſperien und Kalvinien, Halbmönche, welche ſind, was ſie nicht ſind, und nicht ſind, was ſie ſind. Man weiß von ihnen nichts Zuverläſſiges, als daß einige von ihnen Körbe, Holzſchuhe, Schwefelhölzer machen, welche nachher

auf dem Markte verkauft und von den Devoteſten unter ihnen als Reliquien angeſehen werden. Sie laſſen es geſchehen, daß die Laien unter Einer Geſtalt communiciren, aber viele unter ihnen behaupten, das Gegentheil wäre ſehr wünſchenswerth. Man glaubt, dieſes Licht ſei aus England zu ihnen gekommen mit anderen Waaren, womit ſie ſich nicht brüſten, weil ſie der Confiscation unterworfen ſind und ſie dafür geſtraft worden wären, daß ſie dieſelben ohne Befehl des Magiſtrats angenommen hätten. Auch der Cölibat iſt bei ihnen mit dem Prieſterthum verbunden, wie in der römiſchen Kirche; man weiß aber nicht, ob ſie dieſen Gebrauch ins Land aufnehmen würden, wenn er nicht ſchon eingeführt wäre. Ich habe auch wirklich einige eifrige Laien geſehen, welche die Augen zum Himmel erhoben, die Achſeln zuckend, unter Seufzern vorſtellten, wie unpaſſend das ſei, daß das viele Ausſchweifungen unter den Dienern des Altars veranlaſſen könne." — So weit unſer Kapuziner.

Es iſt möglich, daß dieſe letzten Punkte nur Verleumdungen ſind, aber nicht minder, daß von den Parteiführern ſolche Anſichten niedergehalten wurden, um nicht noch neue Verwickelungen herbeizuführen. Die ſtrengascetiſche, prieſterliche Zentralmacht der Janſeniſten mußte dagegen ſein, aber unter der Hand mochte bei manchen Anhängern davon die Rede ſein. Uns iſt in den gedruckten Urkunden kein Beleg dafür bekannt, ſie ſprechen nicht davon. Ein Unbekannter, welcher 1673 im Seminar von Alet eine Retraite hielt, ſchreibt über den Cölibat auf ganz janſeniſtiſch-diplomatiſche Weiſe: „Sie glauben vielleicht, ich habe eine zu kecke Anſicht ausgeſprochen, indem ich ſagte, der Gehorſam, welchen die Geiſtlichen dem Biſchof verſprechen, ſei weſentlicher und unerläßlicher, als die Enthaltſamkeit, wozu ſie ſich verpflichten. Sie werden das aber nicht mehr befremdend finden, wenn Sie betrachten, daß die Hierarchie in der griechiſchen Kirche nicht weniger beſtanden hat, als in der lateiniſchen, trotz der Ehe der Prieſter, Diakonen und der anderen niedern Kirchendiener." Es folgt nun ein janſeniſtiſcher „Fuß": „Daraus können wir ſchließen, wie groß die Anmaßung der Mönche und wie unerträglich ihre Verwegenheit iſt, wenn ſie ſich anmaßen, ſich der Macht der Biſchöfe zu entziehen, in deren Hände ſie dieſelben Gelübde abgelegt haben, wie die anderen Prieſter bei ihren Ordi-

nationen, und wenn ſie ſogar wagen, ſich ohne ihre Erlaubniß in die Verwaltung der Sacramente zu miſchen."

Nicht übel ſchildert unſer Kapuziner die janſeniſtiſche Lehre von der Abſolution: „Es iſt wahr, daß die Doctoren dieſes Landes die Abſolution nicht für ſehr wirkſam halten; ſie lehren, ſie ſei nur eine einfache Erklärung der Gnade, welche man (ſchon) durch die innern Schmerzen erhalten hat." — Bloße Folgerung iſt es jedoch, wenn es weiter heißt: „Der Menſch könne ſie wohl entbehren, der entlaſſene Gefangene brauche ſich ſehr wenig darum zu kümmern, ob man ihm ſage oder nicht, daß der Kerkermeiſter die Pforte geöffnet habe."

Wahr iſt, daß Port-Royal zwar einerſeits die Sacramente, namentlich Abendmahl, Beichte, Prieſterweihe ſehr hoch ſtellt, andererſeits durch die innerliche Auffaſſung, wornach doch nur die Gnade durch dieſelben wahres Leben geben kann, wenigſtens das opus operatum ganz aufhebt. Dieſes kann mit der Prädeſtination durchaus nicht zuſammen beſtehen. So hätte auch die Einſchärfung einerſeits ſich an ſeine Pfarrkirche zu halten, andererſeits ſich dem Beichtvater, „den man unter 10,000 gefunden," ſich ganz zu ergeben, auch ohne äußeren Zwang, am Ende zu der Unterſcheidung des Directeurs und des geſetzlichen Beichtpfarrers führen müſſen. Der Geiſt des ſo ganz prieſterlichen St. Cyran trieb ſelbſt dahin, die Seelſorge über den Beichtſtuhl zu ſtellen.

Unſer Kapuziner ſagt, die Janſenianer ſehen die Enthaltung vom Abendmahl als das verdienſtlichſte Faſten an. Aus Singlins obiger Unterredung mit der Herzogin erklärt es ſich, wenn unſer Kapuziner ſagt: „Seit einiger Zeit zeigen ſie ſich im Widerſpruch mit ihren Grundſätzen, als fleißige Communicanten, um der Nachrede auszuweichen, als glaubten ſie, die Gnade werde um ſo mehr ertheilt, je mehr man ſich von der Quelle entferne. Vielleicht hat ſich auch ſeit der Zeit ihrer erſten Schriften darüber die menſchliche Natur und die Wirkung der Sünden verändert."

Um die fünf Sätze nun recht in ihrem zerſtörenden Einfluß darzuſtellen, erzählt unſer Kapuziner, welchen Gebrauch die Janſeniſten davon im Jugendunterricht machen[1]).

1) So heißt es: Die Lehrerinnen, welche den Mädchen das Leſen lehren und die mindeſtens denſelben Eifer haben, den Kleinen dieſen Glauben einzuflößen, daß Petrus gefallen ſei, weil die Gnade ſich ihm entzogen habe (Ver-

„Es heißt, daß man ſich in Italien, wo es viele arme Biſchöfe gäbe, an mehrere gemacht habe und verſpreche, ihnen Equipagen zu halten, wenn ſie es mit Janſenien halten. Den Spaniern halte man die Größe und Herrlichkeit der Partei vor; denn das iſt die Leidenſchaft der Spanier, es hält ſich einer ſchon für glücklich, wenn er nur auf den Anderen herabſehen kann (de tenir le haut du pavé), auch wenn er nur Wind zu ſchlürfen und Rüben zu eſſen bekäme.“ Damit ſchließt ſich unſer Kapuziner vollends an die Karrikaturen der Zeiten Richelieus an, worauf der ſpaniſche Wind, nebſt Rüben ſtatt des Federbuſches an den Hüten der Spanier eine große Rolle ſpielen. Ähnliches ſagte man Des Lions, um ihn von den Janſeniſten abzubringen; es fehlte ſogar nicht an dämoniſchen Wirkungen und an Offenbarungen. (Siehe Beilage XIII.)

Es fehlte auch nicht an Satyren in Verſen, zumal da Port-Royal ſelbſt, wenn auch mit Misbilligung des älteren Stammes, ſelbſt dieſe Saite angeſchlagen hatte. So als Antwort auf die Enluminures (erſter Band, Seite 615) der „Striegel für den janſeniſtiſchen Pegaſus.“ (Siehe Beilage XIV.)

Schilderung der Betſchweſtern beider Parteien.

Eine Handſchrift auf der Mazarin-Bibliothek enthält zuerſt eine Menge von ſatyriſchen Büchertiteln, welche die Bibliothek des Ordens des devotes du temps et à la mode bilden, ein Ver-

anlaſſung zu Arnaulds Ausſchließung aus der Sorbonne), ſprechen: Glaubt ja nicht, meine Töchter, daß Gottes Gnade immer mit uns ſei. Ach nein; es giebt Zeiten, da man zu Grund gehen muß! Was ſollen wir auch anderes thun, wenn Gott ſich von uns zurückzieht? und das geſchieht doch oft; ſind wir nicht recht unglücklich? Man gebietet uns die Keuſchheit und doch ſind wir oft der zu ihrer Erhaltung nöthigen Kräfte beraubt. Behaltet das ja, es handelt ſich dabei um euer Heil, wenn ihr es nicht wißt; bei Gelegenheit könntet ihr es nöthig haben. Ehemänner wären nicht ſo grauſam gegen ihre Frauen, wenn ſie die Theologie ſtudirt hätten; denn dann wüßten ſie, daß, da die Gnade uns öfters verweigert iſt, man mit unſeren Schwachheiten vielmehr Mitleid haben, als über Fehltritte böſe werden ſollte, worein wir verfallen, weil Gott uns ſeine Gnade verweigert, entweder um uns für unſere Untreue zu ſtrafen, oder um uns durch einen nothwendigen Fall zu lehren, daß wir ohne ihn nichts können. — Auch ermangeln die Wüſtlinge in Janſenien nie, ſich bei Denen, welche ſie verführen wollen, auf ihre Doctoren zu berufen und ihnen zu ſagen, es gäbe ja Augenblicke, wo der Widerſtand nicht in unſerer Gewalt ſei. Dieſer Eindruck, verbunden mit den Gelüſten, welche man durch dieſe verderblichen Reden erweckt, macht eine elende Creatur leicht glauben, daß der Augenblick, wo man zu ihr ſpricht, dieſer Augenblick ſei, wo der Wille keine Gewalt über ſie habe, daß es Zeit ſei, ſich zu ergeben, weil Gott nicht mehr der bekämpften Tugend beiſtehe.

zeichniß der Gemälde, Garderobe, die Regeln für die Ordensſchweſtern in der Clauſur und für die in der Welt. Als eine Hauptregel dieſer ſteht oben an, daß jede einen confesseur, einen directeur und einen debrouilleur für ihr Gewiſſen habe, damit ſie dann, bei deren Widerſpruch unter ſich, ſelbſt zu entſcheiden habe. Beſondere Abſchnitte geben die Regeln für die janſeniſtiſchen, für die antijanſeniſtiſchen und für die quietiſtiſchen Betſchweſtern.

„Die janſeniſtiſchen Betſchweſtern 1) ſollen alle Bücher von Port-Royal haben, ſie gerne herleihen und ſelbſt anbieten, wo ſie ſehen, daß Jemand Liebe zur Wahrheit und Geſchmack für das heilige Alterthum und die gute Moral hat. — 2) Sie citiren zur Zeit und zur Unzeit die Schrift, die Concilien und die Väter; ſie haben von der Tradition, von öffentlicher Buße, von den alten Kaſteiungen zu ſprechen und vermiſſen die erſten Jahrhunderte bitterlich. 3) Sie haben Sorge ſich gründlich zu unterrichten über die Geſchichten des Falles des Pabſtes Liberius, von der Verdammung des Honorius und anderen ähnlichen Geſchichten und werden ſich fleißig darüber unterhalten. 4) Sie declamiren gegen das Formular, die heilige Politik und plumpe Unwiſſenheit der Biſchöfe, welche die Unterſchrift verlangen. 5) Sie beklagen die erſtaunlichen Misbräuche der Brüderſchaften, der Indulgenzen und ſagen nie den Roſenkranz. 6) Sie geben ſich alle Mühe, gewiſſe Caſuiſten als Verderber der Moral und als Feinde des göttlichen Geſetzes zu verſchreien. 7) Sie müſſen alle Übungen der Frömmigkeit, von welchen ſie nicht glauben, daß ſie aus der erſten Kirche ſeien, als devotion de femmelettes und als Aberglauben anſehen. 8) Ihr Oratorium und ihr Cabinet ſoll mit Portraits des Biſchofs von Ypern und der Heroen der Secte geſchmückt ſein, es ſei denn, daß eine verpflichtet ſei, ſich in Acht zu nehmen, um nicht dem Glück ihres Sohnes, des Abbes, oder ihrer Tochter, der Nonne, zu ſchaden. 9) Ihr Überfluß ſoll auf den Unterhalt ihrer verbannten oder verborgenen Doctoren verwandt werden, auf Druck und Vertheilung der Bücher der Partei; ſie geben nicht einen Obol den Bettelorden, noch zum Schmuck der Kirchen, da er doch hinausgeworfen wäre. 10) Sie werden jedes Jahr ihre Retraite oder doch einige fromme Wallfahrten nach Port-Royal machen und rufen die heiligen Männer und Frauen des Ordens an, die daſelbſt begraben ſind."

Die devotes antijansénistes oder die moliniſtiſchen Betſchweſtern haben mit allen ihren Kräften und mit allen Mitteln die Schriften dieſer Herrn (von Port=Royal) ohne Ausnahme zu verſchreien. Sie ſtimmen dafür, daß man mit Feuer und Schwert Alle ausrotte, welche ſie des Janſenismus verdächtigen. Sie ſollen als dieſer verfluchten Ketzerei überführt betrachten gewiſſe bekannte Orden, die Prieſter, welche mit verſtändlicher Stimme den Meßkanon recitiren, welche keine Pfründe wollen oder ſich mit Einer begnügen, die Beichtväter, welche ihren Beichtkindern den franzöſiſchen Meßkanon und die Bibelüberſetzung nicht aus den Händen reißen, welche die Abſolution bisweilen verweigern oder verſchieben. Sie werden für verdächtig halten die Mädchen und Frauen, welche ſich beſcheiden kleiden, welche die Zurückgezogenheit und die Handarbeit lieben, welche zu keiner Brüderſchaft gehören, zu Gott franzöſiſch beten, ſich ein Gewiſſen daraus machen, in den Predigten und Meſſen der Pfarrkirchen[1]) zu fehlen und in der Faſtenzeit nur Eine Mahlzeit halten. Sie werden auch allen denjenigen Frauen nicht trauen, welche nicht alle Wunder und Geſchichten glauben, die man in den Legenden und in den Büchern der Brüderſchaften lieſt, und welche nicht dafür ſind, daß man alle die verfluchten Janſeniſten lebendig verbrenne. Um die Janſeniſten zu ärgern, werden ſie oft unvorbereitet zur Beichte und zum Abendmahl gehen und ohne ſich etwas daraus zu machen; ſie machen ſich ihre Hauptſache aus den äußeren Übungen der Andacht, ſie tragen ihr Skapulier mit dem feſten Glauben, dadurch vor jedem Unfall und vor der Hölle geſchützt zu ſein; ſie ſagen jeden Tag die ſieben Seligkeiten (allégresses) her, die Gebete von St. Brigitta und das der vierzig Tage, daß ſie nicht ungebeichtet ſterben möchten. Sie bezeugen ſich beſonders andächtig gegen die Heiligen, deren Reliquien erſt neuerdings aus Rom gebracht worden ſind, und von denen man weder das Leben, noch den Namen weiß.

Dieſe Schilderung iſt — abgeſehen von einiger Übertreibung — offenbar wahr und unparteiiſch und ein wichtiges Charaktergemälde.

1) Von den Betſchweſtern nach der Weltſitte heißt es dagegen, ſie glaubten ſich dadurch zu encanailler, wenn ſie in die Predigten und Meſſen der Pfarrkirchen, nicht vielmehr in die der Orden, beſonders der Jeſuiten, gingen.

Neuntes Buch.

Die Gefangenſchaft.

> Pensez-vous être saint et juste impunément? —
> Dès long-tems votre amour pour la religion
> Est traité de révolte et de sédition.
>
> **Racine.**

Viſitation von Port-Royal.

> Haec sunt initia dolorum.

An die Stelle des durch eine lettre de cachet verbannten Singlin [1]) hatte Port-Royal den „großen Moliniſten" Bail als Superior annehmen müſſen, obgleich mit Verwahrung ſeiner dadurch gekränkten Präſentationsrechte. Man ſtellte den Nonnen vor, daß ſie einen „Wunſch des Königs" nicht verweigern könnten. Keiner der Freunde, Arnauld, Pascal, Singlin, durfte ſich mehr nach Port-Royal wagen. Der Verkehr war nur noch ein brieflicher. — Bail eröffnete mit dem General-Vicar des flüchtigen Erzbiſchofs, Des Contes (Dekan der Metropolitankirche) [2]), am 11. Juli 1661

1) Troſtbriefe darüber und überhaupt über die Entbehrung geiſtlichen Zuſpruchs der Freunde, ſiehe in Beilage XV.

2) In einem zur Zeit ſeines Todes geſchriebenen Briefe (1679) heißt es: „Er hat ein Vermögen von 400,000 Livres, wovon die Hälfte in baarem Gelde in ſeinen Koffern, hinterlaſſen. Er hatte außerdem noch erſtaunliche Vorräthe, beſonders waren ſeine Zimmer voller Confitüren und Zucker, ſchimmlicht, verdorben, halb von den Ratten gefreſſen. Bei all dem hatte er ſeine Beneſizien und übrigen Güter mit aller Klugheit unter ſeine Neffen vertheilt und hat ſich wohl gehütet, den Armen etwas zu geben. — Auch Bail hinterließ, ob er gleich ein ungleich geringeres Einkommen hatte, ein hübſches Vermögen, an dem er noch mehr hing. „Dieſer gute Mann war ein großer

eine Viſitation von Port=Royal de Paris, durch eine äußerſt kränkende Rede. Er ſagt den Nonnen, daß ſie der Ketzerei verdächtig ſeien. Einige Nonnen warfen ſich, darüber beſtürzt, mit den Worten vor dem Sacramente nieder: ne tradas bestiis animas confitentes tibi. Das allgemeine Weinen bewog Des Contes zu einer mildernden Rede und zur beſtändigen perſönlichen Mitwirkung bei der Viſitation, um Mishandlung zu verhüten. Ob er gleich nicht Muth genug für die äußerſten Proben hatte, war er doch Port=Royal gewogen.

An einem Tage der Viſitation, heißt es in den Acten, fiel um Mittag eine große Feuerkugel über den Kloſterraum von Port=Royal d. P. weg und mit ſtarkem Donner zur Erde und ließ eine gute Weile ſichtbare Spuren und Schwefelgeruch zurück. „Wir haben bemerkt, daß wenn der Lieutenant=Civil im Begriff war zu kommen oder uns überhaupt etwas Neues zuſtoßen ſollte, dieſelbe Erſcheinung Einen oder zwei Tage zuvor kam. Wir waren ſo daran gewöhnt, daß, wenn wir ein Gewitter kommen ſahen, wir ſagten, man braue etwas gegen uns; und es ſtund nie mehrere Tage an, ohne daß man die Wirkungen ſah."

„Denſelben 22. Juli zu derſelben Stunde ſchlug der Blitz nahe bei Port=Royal des Champs in eine große Eiche, deren ſämmtliche Zweige er in tauſend Stücke zerſchlug, ſo daß nur der Stamm übrig blieb. Man hat bemerkt, daß dieſer Baum nicht mehr trieb, als in dem Jahre, in welchem wieder alle Nonnen in Port=Royal d. Ch. verſammelt wurden."

So ſteht in der Geſchichte unſeres Kloſters der Aberglauben, welchem das Wunder zur Gewohnheit wird, neben dem Zarten, Sinnigen.

Wirklich kreuzte ſich die geiſtliche Viſitation mit einer durch einige hohe weltliche Beamte. Urſache war das falſche Gerücht, daß nächtlicher Weiſe die vertriebenen Beichtväter und andere Freunde über die Kloſtermauer einſtiegen und mit den Nonnen Verſammlungen hielten. Sie geboten, daß zwei Thüren, welche aus dem Kloſterraume hinaus führten, ſollten zugemauert und eine

Pelagianer; aber die Pelagianer unſerer Zeit ſind nicht des Glaubens wie die alten, daß die Reichen nicht ſelig werden können. Sie häufen ſo viel Geld als möglich auf und auch darin unterſcheiden ſie ſich von den Janſeniſten, welche meiſt nur Bettler ſind."

Strecke der Gartenmauer erhöht werden. Auch Port-Royal d. Ch wurde von dieſem Beſuch nicht verſchont.

Die Viſitation durch die beiden Geiſtlichen währte den Juli 1661 über; alle Nonnen in den beiden Häuſern und die Schweſtern Converſen wurden eine um die andere verhört. Jede mußte nachher für das Kloſter niederſchreiben, was ſie gefragt worden war und geantwortet hatte. Wir haben dieſe Protokolle noch auf mehr als hundert gedrängten Quartſeiten. Sie gewähren uns die genaueſte Einſicht in das Leben und in den Glauben der Nonnen.

Jede wurde gefragt, ob Chriſtus für Alle geſtorben ſei, was ohne Ausnahme bejaht wurde; ſodann, ob man der Gnade widerſtehen könne. Alle verſicherten, daß ſie dies aus eigener Erfahrung wüßten, indem ſie gar oft ihrem beſſeren Gefühl und Vorſatze, welche Gott ihnen geſchenkt habe, nicht Folge leiſteten. Dies war ihnen aber nur ein Beweis dafür, daß ſie ohne Gottes Gnade aus ſich ſelbſt blos Böſes thun könnten. Somit waren unſere Nonnen der ſcholaſtiſchen Formel Janſens fremd, im Grund des Bewußtſeins aber mit der verdammten Lehre Eins. — Aber ſind Gottes Gebote unerfüllbar? Nein, antworteten Alle; ſie ſind ſogar leicht für den, welcher Gott liebt, fügten Einige bei. Obgleich Gott Einigen ſeine Gnade auch ungebeten gebe, müſſe man ſie doch fleißig von ihm erflehen und dürfe gewiß ſein, daß er ſie uns dann ſchenke. „An der Gnade fehlt es nicht, ſondern an uns.“ (La grace ne nous manque jamais, mais j'ai manqué à la grace.)

Die gewöhnliche Kaſteiung iſt das Wachen, zumal vor dem Sacrament. Beichte und Communion war ein Hauptpunkt des Verhörs. Es wurde außer den Feſten regelmäßig an den Sonntagen und Donnerſtagen communicirt und immer wurden Einige dazu beſtimmt. Die gewöhnlichen, auch ſchwereren Anliegen trug man den Müttern des Hauſes vor, ſie vermittelten Verſöhnung und Abbitte wegen kleiner Streitigkeiten, ehe die betreffenden Schweſtern communicirten. Damit die eigentliche Beichte nicht zu einer todten Gewohnheit würde, damit man ſich nicht durch Alltäglichkeit dagegen abſtumpfe, war man nicht gehalten, vor jeder Communion zu beichten, ſondern nur alle 14 Tage. Man verſetzte ſich außerdem vor der Communion in die Gegenwart Gottes und nur um bedeutenderer Sünden willen wandte man ſich an den Beichtvater, z. B. „wenn ich im Sprechzimmer mit Aus-

wärtigen über weltliche Dinge mit Luſt geſprochen habe,“ ſagte Eine. Nur wegen Übertretung der Nächſtenliebe wird manchmal um einige Tage die Communion hinaus gerückt. — Täglich prüft man ſich zweimal ſelbſt und bittet Gott um Verzeihung. Seine fehlerhaften (äußeren) Handlungen bekennt man alle acht Tage unter den verſammelten Schweſtern im Kapitel. Man klagt ſich nicht unter einander an, ſondern Jede ſich ſelbſt.

Den Verhörenden ſchien es etwas befremdend, daß die Schweſtern ſich mit ihren Anliegen und Selbſtanklagen an die Mütter wendeten. Wie, fragte der Dekan die Schweſter Suſanna von Sta. Cecilia, ihr ſagt eure Fehler eurer Mutter? habt ihr ſo viel Zutrauen? fällt es euch nicht ſchwer? — Ja, mein Vater, wir haben vollkommenes Zutrauen zu ihr. — Ein ſo großes, als zum Beichtvater? — Ich verſichere Sie, daß wir noch ein größeres zu ihr haben; wir kennen ſie beſſer. — Die Schrift Arnaulds gegen das häufige, mechaniſche Communiciren wurde zwar von den Nonnen nicht geleſen, weil ſie polemiſcher Natur war; ſie hatte aber Mehrere veranlaßt, ihr Heil in dem Kloſter zu ſuchen, wie ſie die Einſamkeit der Männer bevölkert hatte. Es ſcheint, als hätte man, gedrängt durch feindliche Vorwürfe und freundliche Ermahnungen, das Abendmahl etwas häufiger genoſſen; dafür ſollte nun die Beichte vor der Abſtumpfung bewahrt werden, welche mit dem häufigen Gebrauch ſich einſtellt. Auch hier überwog nur die Seelſorge über das Prieſterliche, Sacramentliche. So organiſirte ſich mit dem herannahenden Interdict, mit Vertreibung der vertrauten Beichtväter, die klöſterliche Gemeinde in ſich ſelbſt, damit ſie mit Gott ſich ſelbſt genügen könnte. Später wird die Verleumdung daher Veranlaſſung nehmen, auszuſprechen, Nonnen haben in Port-Royal Meſſe geleſen.

Wir erinnern uns, daß man St. Cyran vorwarf, er ſchätze das Abendmahl gering, weil er von dem Communicirenden nicht blos die knechtiſche Furcht vor den Höllenſtrafen (attritio) verlangte, ſondern eine Buße, welche aus der evangeliſchen Liebe zu Gott und ſeinem Geſetze hervorgehe (contritio). Mehrere Nonnen hatten, wie Bail ſagte, „bei dieſer Frage nicht anbeißen wollen.“ Eine Tochter d'Andillys, Maria Charlotte von St. Clara, war die Erſte, welche darauf einging: „Die contritio, glaube ich, iſt ein Schmerz darüber, daß man Gott beleidigt, weil er unendlich

gut iſt. Die attritio aber kann nicht genügen, wenn ſie nicht zur contritio führt. Ich glaube, ſie dient dazu." — Bail verbreitete ſich ſofort über dieſe Materie: „Wenn Jemand wahre Buße (contritio) hätte, ſo brauchte er die Beichte nicht, weil er dadurch von Gott unfehlbar die Vergebung erlangen würde; da aber nicht Jedermann dieſe Buße haben kann, genügt die attritio mit dem Sacrament." (Das würde heißen: nicht Jeder kann Gott lieben und aus Liebe ſein Gebot erfüllen, es muß aber doch jedem Katholiken möglich ſein, ſelig zu werden, alſo genügt die äußere Buße mit dem Sacrament, für deſſen Ehre man durch Verdächtigung der liebevollen Buße zu eifern meinte. Die Unterwerfung unter die Kirche wird auch in dieſer Frage, wie in der Caſuiſtik, als Surrogat für die Erfüllung der göttlichen Gebote gerühmt.) — Maria Charlotte ließ ſich aber nicht in dieſe Subtilitäten verwickeln, ſie antwortete: „Ich geſtehe, mein Vater, daß ich nie dieſen Unterſchied gemacht habe, auch brauche ich keine Kenntniß davon; ich weiß nur, daß ich täglich die Erfahrung mache, daß ich meine Fehler viel mehr zu Herzen nehme, wenn ich an die Güte Gottes denke und an Alles, was er an den Menſchen thut, als bei dem Gedanken an die Hölle." —

Die Schweſter Agnes von Sta. Thekla (Racine) ſagte: „Ich fürchte die Hölle, aber nur weil Gott nicht darin iſt; ich meine, ich würde mich um die Qualen darin nicht kümmern, wenn ich nur nicht von Gott getrennt wäre." Der Dekan fand dies ſehr gut; hätte er ſie deshalb nicht dreißig Jahre ſpäter des Quietismus verdächtig gefunden?

Angelica von St. Johann verſicherte, daß ihnen in Port-Royal nichts ſo eindringlich empfohlen werde, als daß ſie ſich immer feſt im Vertrauen und in der Hoffnung auf Gott halten und nie aus der Faſſung kommen ſollten, ſelbſt nicht über ihre Verſuchungen und Fehler; worüber man ſich demüthigen, aber nicht beunruhigen müſſe, da Gott allen Gliedern der Kirche alle zu ihrem Heil nöthigen Gnaden gebe. Auf Bails Frage, ob ſie glaube, daß Chriſtus für alle Menſchen geſtorben ſei, erwiderte ſie: „Ja, ich glaube, daß es kein größeres Verbrechen giebt, als wenn man, in welchem Zuſtande man nun ſei, an ſeinem Erbarmen verzweifelt." — Aber, fragt der Dekan, wenn Gott Dir geoffenbart hätte, daß Du nicht zur Zahl der Prädeſtinirten gehöreſt, was würdeſt Du antworten? —

„Ich liebe nicht, unmögliche Dinge als Vorausſetzung anzunehmen, mein Herr; Gott iſt zu gut, als daß er Seelen in die Verſuchung der Verzweiflung führen ſollte. Für eine Sache, welche er nie zu mir ſagen wird, bilde ich mir auch keine Antwort ein.“ — Der Dekan: Indeß was würdeſt Du antworten? — „Ich würde ſagen, dieſe Offenbarung ſei eine Täuſchung.“ — Der Dekan: Sage aber doch eine Antwort. — „Ich weiß gar zu gut, was ich zu ſagen und zu thun hätte, erwiderte ſie, ich fühle, daß ich zu Gott ſprechen würde: Mein Gott, auch wenn du mich in Verdammniß ſtürzen wollteſt, ſo würde ich dich doch mein ganzes Leben über lieben. Aber ich nehme nie das Unmögliche als möglich an.“ — Bail berief ſich, zum Beweiſe dafür, daß einmal ein Teufel in Geſtalt eines Engels alſo zu einem frommen Mönche ſprach, auf die exercices du coeur, ein Buch, welches man eben den Nonnen als Heilmittel ſehr anempfehlen wollte. — Dagegen wurde insbeſondere vor dem Katechismus St. Cyrans gewarnt, welchen der Pabſt cenſirt habe. In Port-Royal berief man ſich darauf, daß der Erzbiſchof von Paris ihn hatte durchſehen laſſen und dann gebilligt hatte; „wenn man ſeinem Hirten folgt, läuft man keine Gefahr; ob der Pabſt ihn cenſirt hat, weiß ich nicht,“ ſagte eine Nonne. — Als die gewöhnliche Lectüre geben die Nonnen an, das Evangelium, die Nachfolge Chriſti, Schriften von Franz von Sales, von St. Bernhard, die Briefe St. Cyrans, das Leben Auguſtins, Grenadius; d'Andillys Töchter leſen die Biographien der Väter der Wüſte von ihrem Vater. Die Bilder dieſer Einſiedler und der heiligen Patrone ſind in vielen Zellen, mit einigen franzöſiſchen Verſen darunter, Portraits von Auguſtin, ja eine Marie vom Roſenkranz[1]). Ganz beſonders erlangten Bails Wohlgefallen die Kruzifixe in den meiſten Zimmern, mit der Unterſchrift: Er iſt die Verſöhnung für die Sünden der ganzen Welt. — Somit war der Vorwurf Lügen geſtraft, als ſeien weder Bilder noch Kruzifixe im Kloſter.

Was die Viſitatoren am meiſten befremdete, iſt die allgemeine Zufriedenheit; die Seligkeit, welche ſie bei ihrer Aufnahme empfunden hatten, leuchtet noch auf dem Angeſichte. „Sie haben hier das wahre Geheimniß gefunden, Jungfrauen zu erziehen, ſie ſind

1) Die kleinen Kinder mußten täglich bei der Vesper den Roſenkranz beten.

alle zufrieden, frei, offen, heißt es; auch nicht Eine iſt misvergnügt, Jeder iſt die Freude aufs Angeſicht geſchrieben. Das finden wir in anderen Häuſern nicht; wenn da eine Jungfrau kaum Profeſſin iſt, ſo iſt ſie ſchon voll Mismuth." — Die Schweſter Maria von Sta. Euphraſia antwortet für alle: Ich liebe meinen geiſtlichen Beruf ſehr; ich wollte ihn nicht gegen alle möglichen Güter der Welt dahin geben, wenn ich auch gewiß wäre, dabei recht glücklich zu ſein [1]). — Die Schweſter Anna Eugenie, Wittwe des Herrn von St. Ange, welche als Gattin und Freundin ihr treues liebevolles Herz bewährt hatte, verſichert, daß zu ihrer vollen Zufriedenheit nichts fehle und auf die Frage, ob ſie Achtung gegen ihre Schweſtern habe? antwortet ſie, ja, in hohem Grade und eine ſo herzliche Zuneigung insbeſondere, daß ſie als vor Gott ſagen müſſe, ihr größter Schmerz im Nonnenſtande ſei für ſie, daß ſie nicht wage, dieſe Zuneigung durch Worte auszudrücken, „denn oft ſtand ich in Verſuchung, ihnen ein äußeres Zeichen von dem zu geben, was ich in meinem Herzen für ſie hege; da dies aber nicht erlaubt iſt, hat es mir oft ſchon recht leid gethan." — „Als man auf die ihr auferlegte Arbeit kam, ſagte ſie, ſie liebe dieſelbe ſo ſehr, daß ſie bei ihrem Geſchäft oft denke, die Ehrendamen der Königin ſeien mit ihrem Berufe gewiß nicht ſo zufrieden, als ſie, die Strümpfe für das Kloſter mache."

Der Dekan antwortete ihr mit Worten, welche die Einſiedler unter ſich hie und da führen mochten, und ſagte lächelnd: Das wundert mich nicht, Sie arbeiten auch für Königinnen! — Darüber ging St. Ange das liebevolle Herz vollends auf: „Sie haben Recht, ſprach ſie, ich ſehe auch alle meine Schweſtern für noch etwas Höheres an; durch meine Freude darüber, daß ich immer zu ihren Füßen ſein darf, verſtehe ich ganz die Freude der h. Magdalena zu den Füßen unſeres Herrn. Ja, man iſt hier wie in einem irdiſchen Paradies."

Des Contes bemerkte, daß die Unordnungen in den geiſtlichen Häuſern von der Geringſchätzung der Nonnen unter einander herkommen, woraus nothwendig Spaltungen entſtehen müſſen. Daher haben ſie bei ihren Viſitationen ſonſt beinahe nichts als Klagen

1) Aus verſchiedenen handſchriftlichen Briefen erhellt, daß es indeß bei vielen Nonnen auch nicht an allerlei düſteren, wie dämoniſchen Gedanken und eigenthümlichen malices spirituelles fehlte. Siehe Beilage XVI.

derſelben über einander anzuhören. — Bail erklärte dieſen herrſchenden Frieden daraus, daß ſie alleſammt dieſelben Beichtväter haben, daß nicht, wie in den anderen Klöſtern, jede Jungfrau ihren beſonderen geiſtlichen Vater habe, der ſie beſuche, der eine alle drei Monate, der andere alle ſechs Wochen. Da nun jeder ſeine beſondere Frömmigkeit und ſeinen eigenen Geiſt habe, ſo ſei es auch bei den Jungfrauen alſo. „Ich habe zehn Häuſer viſitirt, da hört man ſchier nichts als Klagen der Einen über die Andern,“ ſagte er. — Das Verhör ging im Ganzen ohne ſtarke Reden vor ſich, man fand, daß Diejenigen, welche über die ſtreitigen Punkte Beſcheid wußten, in der Regel es gelernt hatten, während ſie noch außerhalb des Kloſters lebten. — Angelica von St. Johann macht davon eine Ausnahme. So oft eine Arnauld erſchien, gab man ihr zu verſtehen, ſie habe gewiß den Schlüſſel des Geheimniſſes, der „Intrigue.“ Angelica rügte mit gewaltiger Rede die unbeſonnene Eröffnungs-Predigt Bails, ſie kam eben aus dem Noviziat, welches ſie in der größten Beſtürzung gefunden hatte; man hatte die Novizen immer nur mit der Milch praktiſcher Frömmigkeit genährt, ſie von allen ſtreitigen Fragen fern gehalten, und nun hatte der Viſitator ihren kindlichen Frieden zerſtört.

„Mein Herr, hob ſie an, giebt es auch etwas Befremdenderes für Jungfrauen, welche hier in einem tiefen Frieden, in vollkommenem Vergeſſen der Welt lebten, welche an nichts mehr dachten, als der Ruhe zu genießen, worein ſie Gott in ihrer Zurückgezogenheit verſetzt hatte, und ſich für den Eingang in eine andere höhere Ruhe vorzubereiten, wenn Gott ſie dahin abrufen würde, — als wenn man nun auf einmal daher kommt und von Anathemen ſpricht, ihnen zeigt, daß ſie auf dem Rand, ja ſchon im Abgrund der Ketzerei ſelbſt ſind. Wer hätte da nicht Furcht? man vergleicht ſie mit Sodom und Gomorra, mit Zauberinnen, mit den Beſeſſenen von Auxonne; — dergleichen iſt wohl nicht geeignet, beſtürzt zu machen! — da wiſſen wir fürwahr nicht mehr, woran wir ſind!“ — Bail ſuchte ſich hinauszureden, das ſei ja nur gleichnißweiſe geſprochen geweſen; „bisweilen iſt es gut, ſagte er, im Anfang Staunen zu erregen, um aufzuregen.“ — „Ja, erwidert Angelica, aber Mittel, welche nur aufregen, ſind ſehr häufig gefährlich.“ — Der Dekan wollte dem Collegen zu Hülfe kommen: Aber wenn es Gottes Wille iſt, daß ihr etwas erduldet, wollt ihr euch darüber

beklagen? ſolltet ihr in eurem Stande euch nicht überglücklich darüber fühlen? — „Sonder Zweifel, erwidert Angelica, wäre es unvernünftig, wenn wir ohne Weiteres von einem Paradies in das andere eingehen wollten. Da geht es durchs Kreuz; man will uns wahrſcheinlich den Weg dazu bereiten!“ — Zu der Schweſter Angelica von St. Alexis ſagte Bail bei Gelegenheit des Heiligen, deſſen Namen ſie trug, derſelbe habe in dem Hauſe ſeines reichen Vaters ein ſo ſtrenges, entbehrungsvolles Leben geführt, daß man ihn nicht als Sohn des Hauſes kannte, ſondern er erſt nach ſeinem Tode als dieſer offenbar wurde; ſo habt auch ihr die Güter der Welt gegen ein ſtrenges Leben vertauſcht, die Welt verachtet euch dafür und hält euch für Ketzerinnen. Aber es iſt noch nicht erſchienen, was ihr ſeid; Gott wird nach eurem Tode zeigen, daß ihr Töchter des Hauſes, d. h. der Kirche, geweſen ſeid und eure Verfolger werden es mit Beſchämung eingeſtehen. — Darob nahm Angelica das Wort: Wie, mein Vater, Sie ſetzen das Ziel ſehr weit hinaus. Hoffentlich rechtfertigen Sie uns nach Ihrer Unterſuchung und legen noch bei unſeren Lebzeiten Zeugniß von unſerem Glauben ab. Ich bin noch jung genug, um zu glauben, daß ich lange Zeit leben kann. Wie könnte ich mich entſchließen, noch längere Jahre für eine Ketzerin mich anſehen zu laſſen, nachdem Sie uns bezeugt haben, daß unſer Glaube orthodox katholiſch iſt?

Indem er am 30. Auguſt 1661 die Viſitation ſchloß, erklärte der General-Vicar, daß er ſie unſchuldig an Allem erfunden habe, deſſen man ſie beſchuldigt hätte. — Er lobte ihren Glauben, wie ihren Gehorſam und beſchwor ſie bei den Eingeweiden Chriſti, darin zu beharren. Es war freilich nicht nach ihrem Sinne, daß er ſprach: „Was iſt wunderbarer, als daß ihr, die ihr ſo lange von verdächtigen Perſonen umgeben und nicht ohne Grund im Verdacht waret, dieſe böſen Meinungen zu hegen, in der Reinheit des Kirchenglaubens erhalten wurdet! Gott hat euch davor beſchützt durch ein Wunder, das größer iſt, als alle, welche hier durch den heiligen Dorn gewirkt wurden.“

Er warnt ſie beſonders vor Bitterkeit gegen ihre Feinde; nur Salomo ſei in dieſer Welt vollkommen glücklich geweſen und vielleicht deshalb in die Hölle verſtoßen worden. Hiob ſei in ſein

früheres Glück wieder eingeſetzt worden, erſt nachdem er für ſeine Freunde, die ihm ſo zur Laſt geworden, geopfert habe.

Bei dieſer Gelegenheit erfahren wir, daß in Port=Royal d. P. ſechszig Chorprofeſſen, fünf Novizen des Chors, dreizehn Converſen waren, auf dem Lande, in Port=Royal d. Ch., außer der Priorin, neun und zwanzig Chorprofeſſen, Eine Novize, dreizehn Converſen. — Noch während der Viſitation wurde eine neuntägige Feier zu Ehren Petri in den Ketten und ſeiner Befreiung begangen, um Gott zu bitten, daß er ihnen ihre Töchter, die geraubten Poſtulantinnen und Zöglinge wieder gebe, welche ſich in der Welt als Gefangene anſahen, gerade wie die Weltleute die im Kloſter als Gefangene betrachten. Agnes fußte beſonders auf das ſo günſtige Reſultat der Viſitation und auf das königliche Wort, daß Jenes nur eine augenblickliche Maßregel ſein ſolle. Sie wandte ſich an Le Tellier, da ihm das Pfand des königlichen Worts anvertraut ſei. Allein die Antwort war, der König wolle die vollſtändige Wiedereinſetzung Port=Royals auf eine andere Zeit verſchoben wiſſen; man verſtand wohl, daß damit die Schlinge der Unterſchrift des Formulars gemeint ſei. Contes ermahnte Agnes, ſie ſei perſönlich für das Schickſal Port=Royals verantwortlich, ſie habe ſolchen Einfluß, daß ſie alle Schweſtern zur Unterſchrift bewegen könne. Das ſei das einzige Thor der Rettung. Sie ſolle ihr Gewiſſen auf ihn werfen, wie er es auf den Pabſt werfe, welcher ihn auch dazu wider ſeinen Willen zwinge.

Das Formular und die Unterſchrift; vergebliche Verſuche, die Nonnen dazu zu bewegen.

Mit dieſer Unterſchrift war es am meiſten auf unſer Kloſter abgeſehen; während ſich die Männer zerſtreuten und verbargen, zum Theil auch als Laien und Privaten nicht zur Unterſchrift angehalten werden konnten, blieben die Nonnen durch die Pflicht der Clauſur in der Hand der Feinde gebunden. Angelica von St. Thereſe Arnauld ſchreibt um dieſe Zeit: „Unſere große Noth läßt mich den Stand Derer glücklich ſchätzen, welche den Rath unſeres Herrn befolgen können, „wenn man euch in einer Stadt verfolgt, fliehet in die andere.“ Das können wir nicht thun.“ — Zu einer der Nonnen, welche ſich darüber beklagte, daß man auch von Nonnen die Unterſchrift verlange, ſagte der Erzbiſchof: „Ich geſtehe ohne

Anſtand, daß man nicht daran gedacht hätte, von Nonnen die Unterſchrift zu verlangen, wenn dieſes Haus nicht geweſen wäre, wenn man eures Gehorſams, wie des Gehorſams der übrigen Klöſter verſichert geweſen wäre. Wegen aller Derer, welche ohne alle Schwierigkeit unterſchrieben haben, hätte man nicht den leichteſten Gedanken gehabt, ſie zu verlangen. Aber man weiß wohl, daß ihr in den 20 Jahren, die ihr mit Janſeniſten umgeben waret, nothwendig deren Anſichten annehmen mußtet. Denn eure beiden Häuſer waren die Burg und die Pflanzſchule des Janſenismus; daher iſt es jetzt nothwendig, daß ihr durch einen öffentlichen Act die Aufrichtigkeit eures Glaubens und eure Unterwürfigkeit unter die Kirche bezeuget." — Ein ſeltſamer Schluß! — Ein andermal ſagte er, die alten Concilien und Päbſte haben allerdings von Laien (was ja die Nonnen auch ſind) keine Unterſchrift verlangt; denn ſie haben es nie für nöthig erachtet, da kaum die Biſchöfe in den erſten Jahrhunderten über die fraglichen Materien gut unterrichtet geweſen ſeien. Jetzt aber ſei alle Welt gelehrt; es fehle ſelbſt nicht an Weibern, welche über die tiefſten Myſterien ihre Raiſonnements anſtellen.

Wir müſſen uns über das Formular, um deſſen Unterſchrift ſich nun Alles dreht, näher orientiren.

Die Klerus-Verſammlung mit Zuziehung einer Anzahl von Biſchöfen, welche nicht Reſidenz hielten, ſondern den Hof umlagerten, hatte am 17. März 1657 ein Formular aufgeſetzt, durch welches die päbſtliche Bulle vom 31. Mai 1653[1]) in Frankreich allgemeine Geltung erlangen ſollte. Es ſollte damit den auguſtiniſchen Biſchöfen unmöglich gemacht werden, durch einen erklärenden Beiſatz zu der Bulle Janſens Lehre von dem ketzeriſchen, verdammlichen Sinn der fünf Sätze zu unterſcheiden und jene zu retten. Das Formular ſollte von allen geiſtlichen Perſonen und öffentlichen Lehrern unterſchrieben werden. Es lautet: Ich unterwerfe mich aufrichtig der Conſtitution des Pabſtes Innocens X vom 31. Mai 1653 nach ihrem wahren Sinn, wie er durch die Conſtitution unſeres heiligen Vaters Alexander VII vom 16. October 1656 beſtimmt wurde. Ich erkenne an, daß ich Gewiſſens halber verpflichtet bin, dieſen Conſtitutionen zu gehorchen, und ich verdamme

1) Siehe dieſe Bulle und die verdammten fünf Sätze. Band I. S. 606. 607.

mit Herz und Mund die Lehre der fünf Sätze von C. Janſen, welche in ſeinem „Auguſtin“ betitelten Buche enthalten und von dieſen beiden Päbſten und von den Biſchöfen verdammt worden iſt; und ſie iſt nicht die Lehre St. Auguſtins, welche Janſen falſch gegen den wahren Sinn dieſes Kirchenlehrers ausgelegt hat.“

Man muß den Nonnen gegen Arnauld Recht geben, dieſes Formular hatte eine große Klarheit. Um ſeine Unterſchrift handelte es ſich. Die Einmiſchung des Parlaments, welches ſich für competent in der Sache hielt, da ſich der Streit ja um eine Thatſache drehe, die Verwicklungen mit Retz, die öffentliche Meinung, welche wohl mehr durch die Provinzialbriefe, als durch die Wunder des heiligen Dorns gewonnen war, hatten die Heiſchung der Unterſchrift des Formulars aufgeſchoben.

Ob nun gleich der König mit dem Antritte ſeiner Selbſtregierung den Prälaten, welche die Klerusverſammlung leiteten, am 13. December 1660 erklärte, Gründe des Gewiſſens, der Ehre und des Staatswohls bewegen ihn, zur Ausrottung der janſeniſtiſchen Ketzerei ſeinen Arm und ſeinen Beiſtand, den ſie bedürften, zu leihen, ſo ſuchten die Großvicare von Retz doch noch einmal die Spitze des Formulars von 1657 abzuſtumpfen. In ihrer Ordonnanz vom 8. Juni 1661 ſtellen ſie die Sache ſo dar, als ob es eine Neuerung und Verdrehung der päbſtlichen Breven ſei, zu behaupten, daß das Formular von 1657 mit der Verdammung der Irrlehre der fünf Sätze die einer Thatſache verbinde, als wollte der Pabſt nicht dieſe Sätze als Janſens Lehre verdammt wiſſen. Die innerſte Überzeugung wird nach ihnen für die Entſcheidung über den Glauben verlangt, für die Thatſachen aber nur „eine völlige, ungeheuchelte Ehrfurcht, welche man den Conſtitutionen ſchuldig iſt.“ — Dabei hätte ſich Jeder denken können, was er hätte mögen. Indeß unterſchrieben, wie oben gemeldet, die Nonnen von Port-Royal nur nach ſchwerem Kampfe und mit Erklärung dieſe Ordonnanz. — Allein der König und der Pabſt befahlen den Großvicaren den Widerruf ihrer Ordonnanz und eine neue im Sinne von 1657. Es mußte gehorcht werden [1]). Es war

1) Das noch ſtrengere dritte Mandement vom 30. Juni 1662, welches für die Diöceſe Paris die Unterſchrift des Formulars von 1657 gebietet, iſt jedoch nicht mehr von denſelben Großvicaren, ſondern von den nach Retzens Abdankung ernannten Adminiſtratoren des Erzbisthums. Dieſes zur Berichtigung von Seite 193 von Pascals Leben.

Freude über die Zurücknahme der erſten Ordonnanz in Port=Royal, wie, jedoch mit mehr Grund, bei den Jeſuiten.

Es drängt ſich uns die Frage auf, woher denn dieſe Abneigung der Nonnen komme, das Formular zu unterſchreiben? — Wir haben doch aus der Viſitation das ſichere Reſultat gezogen, daß die fünf verdammten Sätze nichts weniger, als das Glaubensbekenntniß der Nonnen waren. — Ein Theil mochte mit Recht ſeine Unwiſſenheit über dieſe Gegenſtände entgegenſtellen, und zwar der größere Theil. Ihre Apologeten beſtehen darauf, daß Zartheit des Gewiſſens die Urſache ihrer Weigerung ſei. Daß Jungfrauen, welche wegen jedes zweideutigen Wortes ſich im Kapitel anklagten, welche im Schweigen ſo geübt waren, — daß ſolche Jungfrauen eine heilige Betheuerung, welche einem Eidſchwure gleich kam, ſchon überhaupt fürchteten, iſt natürlich. — Dazu kam die Pietät und perſönliches Zutrauen. Denn obgleich einige Furcht mit unterlief, ſie möchten vielleicht zugleich der Lehre Auguſtins Eintrag thun, ſo dürfen wir doch behaupten: Die fünf Sätze hätten ſie, wenn auch mit zitternder Hand, verdammt; aber St. Cyran, welcher erſt Gottes Geiſt über das Haus gebracht hatte, der geiſtige Vater der großen Angelica, war Janſens Freund, Eines Sinnes, Eines Glaubens mit ihm. Janſen verdammen, hieße das Werk Gottes an dem Hauſe für ein Werk des böſen Geiſtes erklären. War das nicht Sünde wider den heiligen Geiſt? — Die Männer, welche in der Nachfolge St. Cyrans, von ihm eingeſetzt, ihr Gewiſſen erleuchtet und erwärmt hatten, ihnen das Lebensbrot in einer Reinheit und Fülle mitgetheilt hatten, wie man es von keinem Kloſter Frankreichs glaubte, waren verfolgt, weil ſie Janſens Lehre nicht verdammen wollten. Sollte man ſie verleugnen? — Die heilige Schrift, die Geſchichte der Heiligen iſt voller Beiſpiele, daß die Auserwählten Gottes allerlei Verfolgung leiden mußten, namentlich auch Verleumdung. Dieſe war den Nonnen in reichem Maaſe zu Theil geworden, hatte ſie doch Briſacier Sacraments=Verrätherinnen (asacramentaires) genannt, ſie, die Tag und Nacht mit den Engeln anbetend vor dem Sacramente Wache hielten! Verleumdung erleiden erſchien beinahe als ein Siegel der Prädeſtination; aber ſie annehmen, gutheißen, bekräftigen — wem mußte das zukommen? — Wohl waren die Verdammenden die ungleich Mehreren; allein Viele ſind

ja berufen, Wenige auserwählt. „Das iſt der Tag der Menſchen,“ eine kurze Verdunklung, Unterdrückung der Wahrheit, ſagte die ſterbende Angelica; öfters war durch Gottes Gericht eine ſolche Stunde als Strafgericht auf der Kirche gelegen. Es gehört nur „Ausdauer“ dazu, den Tag Gottes und ſeiner Offenbarung abzuwarten. Die Ausdauer iſt das Siegel der auserwählten Kinder Gottes.

So ſprechen ſich die Nonnen ſelbſt deutlich aus; Solches deuten ſie in ihren Acten an. Bei ihnen war die Unterſcheidung der Glaubensnorm und des Factums, der Lehre und der Perſönlichkeit ungleich mehr Ausdruck der innerſten Überzeugung; denn die weibliche Natur legt mehr Gewicht auf die Perſönlichkeit, als auf das Syſtem. Über ihren Zuſammenhang mit Janſen giebt uns der Traum einer Nonne einigen Aufſchluß. Sie träumte kurz vor Angelicas Tode, dieſe habe die Pforte des Kloſters geöffnet und das Herz Janſens in Empfang genommen. Darin habe ſie ein großes Fruchtkorn gefunden, dieſes habe man in die Mühle geſchickt und viel des ſchönſten Mehls davon bekommen, womit man die Nonnen und viele Leute außerhalb des Kloſters ernährt habe. Dabei hörte ſie die Worte: Das iſt das Symbol des Glaubens. — Da der Streit ein Streit der Theologen, ja zum Theil der Scholaſtiker war, ſo drangen die Nonnen als auf ein Recht ihres Geſchlechts darauf, daß man von ihnen gar keine Unterſchrift verlange. Ein Brief von Port-Royal ſagt: Diejenigen, welche Jungfrauen zur Unterſchrift nöthigen, wiſſen nicht, was ſie thun und wie unfähig dieſe dazu ſind; ſie geben wahrhaft unmögliche Gebote (Anſpielung auf den verdammten Satz Janſens, daß es uns oft unmöglich ſei, die Gebote zu erfüllen).

Man hielt den leitenden Nonnen vor, daß ſie eine ſchwere Schuld auf ſich laden, indem ſie eine Gemeinſchaft, die Vielen zur Seligkeit dienen könne, ins Verderben ſtürzen. — Sie antworteten, man könne Niemanden zum ewigen Leben helfen, wenn man ſich ſelbſt deſſelben verluſtig mache. Da ihr Haus auf den Fels der Wahrheit gegründet ſei, ſo könne man es nur durch deſſen Umſturz zu Grunde richten. — Man wollte den Widerſtand untergraben, indem man den Nonnen vorſtellte, entweder müſſen ſie in der Theologie ſehr gelehrt, oder nur von einigen Männern blindlings geleitet ſein. Angelica von St. Johann antwortete

darauf: „Wer über das Geſetz Gottes täglich nachdenkt und es übt, wird darin aufgeklärter, als durch eine von ſeinen Meiſtern mitgetheilte Aufklärung. — Ihr gutes Herz und ihre Geradheit iſt ihre ganze Erleuchtung, und es ſteht zu hoffen, daß dieſe ſie ſicherer leiten wird, als die Wiſſenſchaft vieler Anderen. Denn viele Waſſer können die Liebe nicht auslöſchen, aber man ſieht nur zu oft, wie die größten Lichter von den geringſten Winden ausgelöſcht werden, wenn die Furcht vor Drohungen und Gewaltthätigkeiten zur Nachgiebigkeit lenkt" [1]). — Damit ſtraft ſie zugleich die vermittelnden Auswege ihres Oheims.

Man verkannte über der Freude darüber, daß das zweideutige Vermittelungsbeſtreben der Großvicare und Dr. Arnaulds geſcheitert war, die neue ſteigende Gefahr nicht. „Für alle Folgen, ſagt ein Brief aus Port-Royal (kurz nach der am 31. October 1661 erfolgten Zurücknahme der vermittelnden Ordonnanz vom 8. Juni) haben wir nur die Augen zu ſchließen; Gott iſt Herr darüber". — Das war der blinde Gehorſam, der Myſticismus im Geiſte Port-Royals. Bei Agnes nimmt er allerdings einen ſtark apokalyptiſchen Zug an. Sie ſchreibt am 9. November: „Sie wiſſen, auf welchem Punkte wir ſtehen, und daß die Zeit, die Frucht zu ſammeln, gekommen iſt. Der Weinberg des Herrn ſoll jetzt geherbſtet und getreten werden, denn er iſt nur dazu gepflanzt. Daher ſind wir auch, Gott ſei Dank, darüber nicht erſtaunt, als über etwas Außerordentliches." — „Vielleicht werden wir die Troßknechte der Fürſten Ahab, welche zuerſt ins Treffen rücken und die Schlacht gewinnen mußten. Auf alle Fälle wagt man nicht viel daran, und ſollten wir dabei zu Grunde gehen, ſo verliert die Kirche doch ihre beſten Vorkämpfer nicht. Was haben wir für ein anderes Intereſſe, als das Himmelreich zu gewinnen? Armuth und Verfolgung machen uns ſeiner theilhaftig."

Dabei erklärte Agnes als Äbtiſſin, ſie laſſe Jeder ihren freien Willen, Jede ſolle vor Gott fleißig darüber nachdenken. Eine Alte ſagte zu ihr: „Meine Mutter, ich werde Alles thun, was Sie thun, ich werde keine andere Überzeugung haben". — Agnes ſtellte

1) Das, ſagt ſie, gelte ſowohl von 971 (Port-Royal d. P.), als von 972 (P.-R. d. Ch.). Die Noth treibt zum Geheimniß und daraus wird immer wieder eine Anklage gemacht. Von nun an gebraucht man wieder eine geheime Sprache, myſteriöſe Namen.

ihr vor, daß die Unterſchrift kein Act der Kloſtergemeinſchaft ſei, und da ſie keine indifferente Sache ſei, müſſe Jedes der Bewegung ſeines eigenen Gewiſſens folgen. — Dieſelbe Mäßigung zeigte Agnes, als ſie dem Kapitel den Befehl der Großvicare, das Formular zu unterſchreiben, anzeigte. Sie erklärt, daß mehrere rechtſchaffene Perſonen ſich ſchon gefügt haben, Andere freilich vertheidigen die Unterſchrift, um zu entſchuldigen, was ſie gethan haben. — Sie war entſchieden gegen einen erklärenden Zuſatz (tête, pied), welcher unter zweideutigen Worten einen dem Formulare ſelbſt widerſprechenden Sinn verberge. „Das könnte auch nur helfen, wenn unſere Feinde den Frieden ſuchten“. Auf ihren Antrag unterſchrieben nach vielen Bedenken und Thränen die Nonnen beider Häuſer das Formular mit folgendem Zuſatz:

„Wir, Äbtiſſin, Priorin und Nonnen der beiden Klöſter P.-R. d. P. und d. Ch., im Kapitel verſammelt, um der Ordonnanz der Generalvicare des Cardinal Retz vom letzten October nachzukommen; in Betracht der Unwiſſenheit, worin wir über alle Dinge ſtehen, welche über unſeren Beruf und unſer Geſchlecht ſind, iſt Alles, was wir thun können, daß wir von der Reinheit unſeres Glaubens Zeugniß ablegen. Und ſo erklären wir freiwillig durch unſere Unterſchrift, daß wir, in der tiefſten Ehrfurcht unſerem heiligen Vater, dem Pabſte, unterworfen, — indem wir nichts ſo Koſtbares haben, als unſeren Glauben, — ehrlich und von Herzen Alles annehmen, was S. H. der Pabſt Innocens X entſchieden hat und verwerfen alle Irrthümer, die als dawiderlaufend erklärt ſind.“

In den Acten heißt es: Jede unterzeichnete, aber mit einem gewiſſen Leidweſen, daß ſie nur durch ein Motiv der Liebe, um Ärgerniß zu vermeiden, dazu vermocht wurden. Denn Mehrere zeigten mehr Luſt zur Verfolgung, als Furcht davor, weil ſie ihnen ein Beweis war, daß ſie in Wahrheit Gott angehörten. — Beſonders bemerkenswerth iſt, was Agnes von der nachherigen Verrätherin ſchreibt: „Mein Schweſter Flavie weint Tag und Nacht, ſeit ſie unterſchrieben hat; wenn die Thränen auf ihre Unterſchrift gefallen wären, ſo bleibe ſicher keine Spur davon übrig. — Die Meiſten fürchteten durch die Unterſchrift die Wahrheit zu ſchwächen“.

Die geiſtlichen Vorſteher des Hauſes thaten alles Mögliche, um die Nonnen zur Unterſchrift des Formulars ohne weiteren

Zuſatz zu bewegen. Bail war einen Augenblick zum Schweigen gebracht durch die Erklärung von Agnes, ſie ſeien bereit, das tridentiner Glaubensbekenntniß feierlich zu beſchwören. Doch faßte er ſich bald wieder und erwiderte: Das iſt gut, aber nicht genug; die Kirche befiehlt von Zeit zu Zeit noch Anderes, je nach dem Bedürfniß. — Die beiden früheren Generalvicare von Retz bezeugten ihre perſönliche Zufriedenheit mit der Art der Unterſchrift, aber zugleich, daß der Hof damit nicht zufrieden ſein werde. Sie ſtellten ihnen den Untergang ihres Hauſes vor Augen. Die Nonnen blieben dabei, ſie dürfen nur auf Rettung ihrer Seele bedacht ſein. Auf dieſe einſtimmige feſte Erklärung ſagte Agnes: Es iſt mir, als legten wir damit ein neues Gelübde ab, welches ſchwieriger ſei, als das erſte (beim Eintritt ins Kloſter). Denn von jenem wüßten ſie die Folgen nicht, während ſie von Allem, wozu dieſes ſie verpflichtete, eine vollkommene Kenntniß gehabt hätten.

Ein großer Gewinn war es, daß Contes durch ſeine Gegenwart die geſetzliche Wahl einer neuen Äbtiſſin möglich machte. Den 12. December 1661 wurde, nachdem die Mutter Agnes die Würde in ſeine Hand zurückgegeben hatte, Magdalena von St. Agnes de Ligni gewählt, die bisherige Priorin; ſie erhob die bisherige Unterpriorin Marie Dorothea de l'Incarnation le Conte zum Priorat.

Des Contes, der Dekan, drang ſogleich mit aller Macht in die neugewählte Äbtiſſin wegen der Unterſchrift; ſie ſei ja eigentlich nichts, die Sachen werden ſich ſchon aufklären, ein anderer Pabſt, oder ſogar der jetzige, werde die Sachen revidiren; oder Gott werde, der ja der Kirche den Beiſtand ſeines Geiſtes verſprochen habe, ſie ſonſt auf eine Weiſe aus dieſem Zuſtande herausziehen. — Die Mütter antworteten, da könnte ſie der Tod zuvor überraſchen. — „So glauben Sie denn, erwiderte des Contes, daß ich (mit meiner Unterſchrift) eine Sünde gethan? Ich glaube vielmehr, daß die Unterwürfigkeit, welche ich dadurch dem Pabſte bezeugt habe, mir vor Gott einigermaßen zur Sündenvergebung gereichen wird (tiendroit lieu de quelque chose pour la remission). Er verſicherte, erzählt eine Nonne [1]), unſere Unterſchrift werde nie für ein Zeichen unſeres Glaubens, ſondern

1) Wir wollen die Berichterſtatterinnen in: hist. des persecutions des religieuses de P.-R. écrites par elles-mêmes, nur ſelbſt reden laſſen.

nur unſerer Ehrfurcht genommen werden, da Jedermann wiſſe, daß eine Thatſache nicht ein Glaubensartikel ſein könne. So verſtehen ſie die Großvicare, und haben es ausdrücklich in ihrem erſten Mandement (das ſie doch widerrufen hatten) erklärt. Er verſichere uns das noch einmal, und wir ſeien frei zu glauben, was wir wollten. — Darauf ſagte ihm unſere Mutter, wenn es ihm gefällig wäre, uns dieſes ſchriftlich zu geben, ſo würden wir es unterzeichnen. — Nein, erwiderte er, es genügt, daß ich es euch mündlich ſage — Unſere Mutter antwortete, ſo genüge es ja auch, daß wir ihm unſere Namen mündlich ſagten, um ihn unſerer Ehrfurcht (für die Bulle) zu verſichern." — Der wohlwollende, aber ſchwache Mann verſicherte: „Ich für meinen Theil habe gegen euer Verfahren nichts einzuwenden und werde euch meines Theils auch nichts Übeles thun, aber ich fürchte, man werde mich dazu zwingen, euch Übeles zu thun, und ich werde dazu genöthigt ſein, um das, was ich gethan habe, aufrecht zu erhalten." — Mußte nicht ſolche Zuſprache die Nonnen noch mehr in ihrer Weigerung beſtärken?

„Wir befanden uns in einer Lage, ähnlich der der drei Ebräer, als ſie zu König Nabuchodonoſor ſprachen: Gott ſei mächtig genug, ſie aus dem Feuerofen zu erretten; wolle er es aber nicht, ſo werden ſie doch nichts deſto weniger die ihm ſchuldige Treue unverletzt bewahren; Jede bezeugte der Mutter durch irgend ein Wort, ſie gehöre Chriſto an und fürchte nichts, als ihn zu verlieren, indem ſie ſich eines falſchen Zeugniſſes oder einer Lüge ſchuldig machte."

Auch der Biſchof von Meaux verſuchte es umſonſt mit ſeiner Schweſter, der neuen Äbtiſſin [1]). — Bail legte ſich wieder auf

1) Ihr Anverwandter, der Biſchof von Chalons, Vialart hätte eher durch ſeine Würde, als durch die Verſicherung, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß die Erklärung nicht auf das Faktum (Janſen) bezogen werden könne, die Nonnen wankend machen können. Die Berichterſtatterin fügt bei: „Man kann auf die gegenwärtigen Vorgänge die Geſchichte der Eſelin Bileams anwenden, welche ſich nicht rührte, wegen der Schläge, womit der Prophet ſie überhäufte, ob dieſelben ſie gleich ſchmerzten, weil der Engel des Herrn mit dem Schwerte ihr den Weg vertrat. Durch ſeinen von Feuer und Licht ſtrahlenden Blick macht er ſie fähig, dem Willen Gottes zu folgen, ob ihn gleich ihr Herr nicht erkennen konnte und ſie von Natur das dümmſte Thier iſt, wie die Mädchen das ſchwächſte, zerbrechlichſte Geſchlecht ſind. So kommen auch Anverwandte, Freunde, ſelbſt Geiſtliche und fromme Leute, uns durch Gründe niederzudrücken, denen wir ſonder Zweifel nicht antworten könnten; während

das Schelten; er nannte die Nonnen Schismatiker; ihr ehret den Pabſt, rief er, wie die Juden Chriſtum, welchen ſie anbeteten, indem ſie ſein Haupt ſchlugen und ihm ins Angeſicht ſpieen. Ihr ſagt, ihr ehret den Pabſt, und ſtraft ihn zu gleicher Zeit Lügen! — Auf das Verlangen Telliers, dem Hofe [1]) die Unterſchrift der Nonnen vorzulegen, beſtürmte ſie Contes umſonſt noch einmal; er brachte drohende Reden vom Hofe zurück. Man ſtellte ſchon ausdrücklich die Maßregeln in Ausſicht, die ſpäter ausgeführt wurden. Er verſicherte, er, als ihr geiſtlicher Vorgeſetzter, welchem ihre Gewiſſen von Gott anvertraut ſeien, wolle ſich bei ihm für ſie verantwortlich machen. Sie ſollten ihm eine vollſtändige Erklärung ihrer Überzeugung ſchriftlich übergeben und das Formular ſodann unterſchreiben; ſo würden ſie vor der Verfolgung geſchützt und doch zugleich ihr Gewiſſen in Sicherheit ſein, da er einmal zu geeigneter Zeit jene ihre Erklärung vorzeigen werde.

Die Äbtiſſin verſammelte noch an demſelben Tage die Nonnen und ſtattete ihnen Bericht ab. Die Einen, heißt es, waren über dieſe Drohungen nicht nur nicht erſchrocken, ſie fühlten ſich vielmehr durch die ſo große und koſtbare Gnade Gottes, welche er ihnen erzeigte, indem er ſie in den Stand ſetzte, etwas für ihn zu leiden, ſo geſtärkt, daß es ſchien, dieſe für eine chriſtliche Seele ſo glorreiche Hoffnung habe die Regungen der Zärtlichkeit für die theuerſten Perſonen beinahe erſtickt. Andere dachten mit Trauer an die Trennung von denſelben. Agnes erinnerte daran, daß man dabei von der Hingabe an Gott nichts werde ausnehmen dürfen; „als ſie fragte, ob wir die Excommunication nicht fürchteten, antworteten Mehrere, ſie fürchten mehr die von Gott, als von den Menſchen.“ — Da die Mehrzahl der Nonnen befürchtete, der Haß und die Rache der Gewalthaber möchte auf ihre Mütter, auf die Leitenden fallen, man möchte ihnen dieſe rauben, ſo traten ſie ohne deren Wiſſen zuſammen und ſetzten einen Brief auf. Darin heißt es: Unſere Herzensüberzeugung iſt allerdings der

Andere es uns von oben herunter gebieten und uns ſelbſt mit dem Tode der Rebellen bedrohen, was auch einen edleren Muth, als den von Mädchen beſtürzt machen könnte; dennoch erſchüttert uns dies nicht, kraft der Verheißung, welche der Furcht Gottes gegeben iſt.

1) Man möchte die Sprache von P.-R. conſtitutionell, parlamentariſch nennen; ſtatt Pabſt und König heißt es: „Der römiſche Hof, der Hof.“

unſerer Mütter ähnlich, nicht durch eine natürliche Liebe und eine blos menſchliche Unterthänigkeit, ſondern kraft des göttlichen Geiſtes, welcher macht, daß alle Diejenigen, ſo er mit ſeiner heiligen Liebe erfüllt, Eines Willens werden. — Wir ahmen ſie nur darum und in ſo weit nach, als ſie Chriſtum nachahmen, denn nur ihn dürfen wir unerſchütterlich nachahmen, weil nur er allein unerſchütterlich iſt."

Sie wandten ſich deshalb an des Contes mit einem Schreiben, welches nicht ohne feine Satyre iſt. „Es bleibt uns nichts übrig, heißt es, als Sie zu bitten, daß Sie Mitleiden haben mit der harten Noth, worein man arme Jungfrauen verſetzt, welche weder genug Licht, noch Kraft haben, um ſich gegen ihre eigene Überzeugung zu überreden, es ſei ihnen möglich, ihrem eigenen Gewiſſen Gewalt anzuthun zu etwas, was ihnen als der Wahrhaftigkeit entgegengeſetzt erſcheint, welche ſie Gott und der Kirche ſchuldig ſind." — Sie berufen ſich darauf, daß er als ihr Vorſteher und Viſitator ihre Unſchuld gründlich kenne und ſchließen: „Es ſei denn, daß Gott Ihnen einen eben ſo ausdrücklichen Befehl gebe, wie der an Abraham, ſeinen Sohn zu opfern, können wir unmöglich glauben, daß irgend eine Gewalt Sie vermögen könne, Ihre eigenen Töchter zu opfern."

Wunder und Träume.

Es fehlte auch in dieſer Noth nicht an dem Troſte der Wunder, welche als Apologie und Rechtfertigung ihres Benehmens durch Gott von den Nonnen und ihren Freunden betrachtet wurden. Eines, die Heilung der Katharina Suſanna Champagne, iſt durch das Bild ihres Vaters berühmt geworden, welches die Gallerie des Louvre ziert. Es ſtellt die Tochter auf ihrem Krankenlager und vor ihr die Mutter Agnes knïend dar, beide betend, das Angeſicht ſtrahlend vom Lichte der Freudigkeit des Glaubens. —

Die verſchiedenen Berichte ſtimmen nicht ganz überein, ein der Geheilten zugeſchriebener Brief ſchreibt die Heilung der Wirkung eines Kreuzes aus dem rothen Skapulier der ſeligen Mutter Angelica, alſo einer Relique derſelben zu. Die meiſten Nachrichten kommen überein, daß die Fürbitte Angelicas angerufen worden ſei. (Nach einer Nachricht war es an Chriſtum unmittelbar,

ohne Anrufung eines Heiligen gerichtet. Doch widerſpricht dieſes nicht entſchieden, da Angelica doch nicht im eigentlichen Sinne eine Heilige genannt werden konnte.)

Das Übel Suſannens war ein von den Ärzten ſeit drei Vierteljahren ohne allen Erfolg behandelter geſchwundener Fuß, welcher ihr das Gehen unmöglich machte. Die Perſon, welche ſie pflegte, bat aus Mitleiden Agnes, ſie möchte neun Tage für die Kranke beten. Agnes wollte nicht darauf eingehen, da es offenbar Gottes Wille ſei, daß ſie alſo leide. Jedoch übernahm ſie es unter der Bedingung, daß ſie mehr um die Gnade bäte, das Leiden gut zu ertragen, als um die der Heilung. Sie begann am 29. December 1661 aus ihrem Brevier die paſſenden Gebete zu ſprechen. Es wird darauf aufmerkſam gemacht, daß dieſes der Tag war, an welchem die Unterſchrift der Nonnen, die als durchaus ungenügend erfunden wurde, an den Hof gebracht wurde. Die Schweſter Briquet ſagte ſpäter in einem Verhöre zum Erzbiſchof: „Dürfte ich nicht wenigſtens dieſelbe Betrachtung über dieſes Wunder anſtellen, wie der Blindgeborne im Evangelium, und ihm nachſprechen: Ich weiß gewiß, daß Gott die Sünder nicht erhört? — Hätte die Mutter Agnes durch Verweigerung ihrer Unterſchrift Gott beleidigt, würde er ihr die Gnade erwieſen haben, zugleich ein ſolches Wunder zu thun?"

Am Tage der drei Könige, als am letzten der neuntägigen Fürbitte, hatte man ſie, wie gewöhnlich, gleich einem Kinde auf den Armen in die Kirche getragen, um ſie zu communiciren; während der Veſper brachte man ſie auf eine Tribüne, in der Nähe ihres Zimmers. Nach derſelben nahte ſich Agnes ihr, um zu beten [1]); während des Gebets kam ihr das Vertrauen, die arme Kranke werde geheilt werden. Sie hatte dieſes Vertrauen bisher nicht gehabt, noch hatte ſich irgend eine Beſſerung gezeigt. Indeß fühlte ſich auch nach dieſem Gebete die Kranke nicht erleichtert, ſie hatte ſogar eine ſchlimmere Nacht, als gewöhnlich. So brachte man ſie um 9 Uhr Morgens in einen Seſſel. Allein während der Einleitung der Meſſe, welche ſie von ihrem Zimmer aus hörte, kam ihr der Gedanke, das Gehen zu verſuchen. Zuerſt ſtützte ſie ſich an die Meubles und an die Wand; da ſie aber merkte, daß

1) Dieſen Moment ſcheint Champagne ergriffen zu haben.

ſie frei gehen konnte, ſo ging ſie bis ans Ende des Zimmers, wagte jedoch nicht hinaus zu gehen, da ihr Staunen über eine ſo wunderbare Veränderung ihr ein ſo ſtarkes Herzklopfen und einen ſolchen Froſt verurſachte, daß ſie nicht wußte, was daraus würde. Sie kniete ohne irgend eine Anſtrengung nieder, um Gott zu danken und das Sacrament bei der Elevation anzubeten; ſie ſtand ohne Schwierigkeit wieder auf, ging ſelbſt zu Agnes, damit dieſe ſich mit eigenen Augen von dem Wunder überzeuge. Sie ſtiegen mit einander eine Treppe von 40 Stufen hinab, um Gott vor dem Sacramente mit der ganzen Gemeinde zu danken. Im Rückwege half ſie Agnes die Stufen hinaufſteigen. Und von da an blieb ſie vollkommen geſund.

Das Gemälde ſchenkte Champagne dem Kloſter.

Der Glaube, der Vater der Wunder, wird uns, wie in einem Gleichniſſe, im Traume einer der Nonnen dargeſtellt. Dieſelbe Nonne, welche den Traum vom Herzen Janſens gehabt hatte, träumte, ſie ſeien alle in einer tiefen Schlucht geweſen; als ſie beim Anblick der Berge, welche von allen Seiten auf ſie zuſammen zu ſtürzen drohten, zitterten, hörten ſie eine Stimme, ähnlich der von Angelica: Das ſind die Berge, welche der Glaube verſetzt; wenn er aber vollkommen iſt, ſo werdet ihr das Gebirge der Dämonen und eurer Schwachheiten überſteigen und den Frieden Gottes genießen. Wenn ihr aber keinen Glauben habt, ſo werden die Berge euch erdrücken!

Die Gemeinde ſtellte ſich von Neuem unter den Schutz St. Joſephs, in der Hoffnung, daß er, wie er das Chriſtuskindlein genährt und erhalten hatte, beſonders auf der Flucht vor Herodes nach Egypten, nicht ermangeln werde, ſie zu beſchützen und zu vertreten, da auch ſie im Stande der Unmacht und Schwachheit ſich dennoch verpflichtet ſehen, eine ſchwere Verfolgung zu erdulden, ohne daß es ihnen erlaubt wäre zu fliehen.

Verzögerung der Verfolgung, Vorbereitung darauf.

Indeß erhielt man durch des Contes über die Geſinnung des Königs die beunruhigendſten Nachrichten; der König habe zu ihm auf ihre Entſchuldigungen geantwortet: „Wohl mögen ſie in der Unwiſſenheit ſein, aber können Sie ſie nicht zum Gehorſam bringen? — o! dabei wird es nicht ſtehen bleiben.“ Die Prinzeſſin

Guemene reizte durch ihren Widerſpruch bei Hof nur noch mehr; ſie faßte eine Rede des Biſchofs von Amiens, die ſich beſonders auf die Verleumdungen bezogen, welche St. Thereſe erfuhr, vor der Königin in die Worte zuſammen: „Alſo ſind Verfolgung und Verleumdung der Stempel der Heiligkeit; je heiliger einer iſt, deſto mehr läßt man ihn dulden."

In dieſem Augenblicke war der Biſchof von Angers, Heinrich Arnauld, das Geſtirn, worauf Port=Royal mit Vertrauen ſchaute. Aber ſeine Briefe an den König konnten den Verlauf der Sachen nicht aufhalten. Indeß blieb er für Port=Royal ein großer Troſt, daß ſie nicht ohne einen Biſchof ſtanden.

Der Tod Marcas, ob er gleich einer der hauptſächlichſten Beförderer des Formulars geweſen, war vielleicht für Port=Royal ein Unglück. Er hatte wenige Tage vor ſeinem Tode die ihm lange Zeit vom Pabſte vorenthaltene Beſtätigung als Erzbiſchof von Paris erhalten und war am Ziele ſeiner Wünſche angelangt. Er war ein Gallikaner und mußte durch Eifer in der Angelegenheit des Formulars ſeine früheren Werke im Sinne des entſchiedenen Gallikanismus zudecken. Nunmehr hätte er wahrſcheinlich ſeinen Ehrgeiz und Freiheitsſinn dem Pabſte, allerdings ſchwerlich dem Könige entgegengeſetzt. — Er ſtarb am 29. Juni 1662.

Indeß wurde der Lauf der Verfolgung durch ein unerwartetes Ereigniß unterbrochen. Der Geſandte des Königs in Rom wurde am 20. Auguſt von der Korſengarde des Pabſtes beſchimpft. Der König verlangte glänzende Genugthuung, ja Abbitte von Seiten des Pabſtes; da der Pabſt ſich nicht leicht dazu entſchließen konnte, wurden die Verhältniſſe ſehr geſpannt.

Dieſes war die Urſache, daß das Erzbisthum Paris längere Zeit nicht rechtskräftig beſetzt wurde. Der König ernannte zwar den Tag nach Marcas Tode Beaumont de Perefixe, Biſchof von Rhodez, zum Erzbisthume. Der Biſchof von Luçon hatte ihn erzogen, da ſein Vater auf der Reiſe nach Rom geſtorben war, wo er dem Biſchof den Cardinalshut erlangen ſollte. Richelieu machte ihn auch zum Lehrer des jungen Königs, er wurde Biſchof von Rhodez und war als ſolcher für das Formular ſehr thätig. Auch die Könige von Frankreich hatten die Gewohnheit, den Lehrern der Prinzen die hohe Prälatur als Lohn zu geben, ohne auf inneren Beruf und Würdigkeit für ein hohes

Kirchenamt zu ſehen. An demſelben Tage erließen die ſieben Großvicare das Mandement vom 30. Juni 1662, worin die unbedingte Unterwerfung unter das Formular mit drohender Sprache abermals verlangt wurde. Es wurde den Nonnen bei Zeiten mitgetheilt, allein ſie appellirten als gegen incompetente Richter. Dieſe Appellation hatte indeß nur Erfolg, weil es dem Könige darum zu thun war, durch Hemmung der Verfolgung gegen die Janſeniſten dem Pabſt wehe zu thun und ihn zu einem demüthigen Vertrage zu ſpornen, deſſen Preis zum Theil Port-Royal wäre.

Dieſes konnte Port-Royal nicht entgehen; daher ſuchte man ſich durch Gebete, Kaſteiungen, außerordentliche Gutthaten gegen Arme auf den drohenden Angriff vorzubereiten. Im Juni 1663 gab die Mutter Agnes den Schweſtern eine Anleitung, wie ſich die Gemeinde zu benehmen habe, wenn ihr die Häupter geraubt würden, wie man ohne Rumor ſein Recht behaupten, und ſtillſchweigend ſelbſt gegen das proteſtiren ſolle, was man auf Befehl der vorgeſetzten Eindringlinge thue [1]). Man hat in der Folge dieſe Anleitung befolgt, allein es war unmöglich, dieſen durchgängigen moraliſchen Widerſtand zu leiſten, ohne mehr und mehr erbittert zu werden. Agnes handelt von der Verlaſſenheit, worin Manche ohne Sacramente ſterben dürften. Sie erinnert daran, daß Chriſtus auch gerufen habe: Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen? „Gott befiehlt uns, das Haupt nicht rückwärts zu wenden, wenn wir einmal die Hand an den Pflug gelegt haben; er hat uns verpflichtet ihm zu dienen, ihm zu folgen, bei welcher Gelegenheit es irgend ſei, in der Furcht, ſeines Reiches unwürdig zu werden. Alles hängt alſo davon ab, daß man nicht unentſchieden ſchwanke, daß wir nicht fürchten, wir möchten in dem, was wir einmal angefangen haben, nicht feſt bleiben, ſondern daß man Gott alle Folgen anheimſtelle. Dieſe ſo außerordentlichen Gelegenheiten werden uns ſehr nützlich dazu ſein, um uns zur Erkenntniß zu bringen, daß unſer Glaube und Vertrauen auf Gott ſeiner nicht würdig, beinahe ganz menſchlich, nicht göttlich wäre, wenn wir ſeiner Allmacht Grenzen ſetzen wollten,

1) Außer einer kleinen Sammlung in 12. von 1718 findet ſich dieſe von Arnauld durchaus gebilligte Inſtruction in den 1724 in 4. publicirten Acten, Seite 310 der hist. des persecutions in 4. von 1753 und in den Reflexions de la mère Angélique de St. Jean von 1737.

da ſie doch der vermittelnden Creaturen nicht bedarf, deren er ſich beim gewöhnlichen Lauf der Dinge bedient, um in uns zu wirken; wie er ja auch nicht an die Materie und die Ceremonien der Sacramente gebunden iſt, um ihre, allein von ihm abhängige Gnade und Wirkung mitzutheilen. Im Gegentheile iſt es ein glücklicher Tod, welcher zur Zeit der Verfolgung zuſtößt, in der Fremde unter Perſonen, welche ohne Verbindung mit uns auch unſer Herz nicht theilen, und ihn zu erdulden mit der alleinigen Stütze, welche wir in dem Erbarmen Gottes zu ſuchen haben, in deſſen Schoos die Verlaſſenſten ihre Zuflucht finden, weil er ſeine Ehre darein ſetzt.“ —

Charakteriſtiſch ſind die Worte: „Keine Schweſter wird die Hand dazu bieten, im Kloſter oder auch in die Kirche Sonderlichkeiten einzuführen, als Blumen auf den Altar zu ſtellen und Kurioſitäten zu verfertigen; ſondern man wird fortwährend eine Arbeit treiben, welche entweder dem Kloſter oder Auswärtigen nützlich iſt, um ſo durch ſeine Händearbeit zu ſeinem Unterhalte beizutragen.“

In dieſer Zwiſchenzeit hatten einige Nonnen auch die wichtigſten Streitſchriften über die Verdammung der fünf Sätze geleſen [1]). Angelica von St. Johann las die Schrift Nicoles gegen die Theſe der Jeſuiten, worin dem Pabſte die Unfehlbarkeit Chriſti

1) Die Schweſter Magdalena von St. Chriſtine Briquet ſah ſich veranlaßt, am 2. September 1664 einen kurzen Brief (königliche Bibliothek, pièce D. 965) drucken zu laſſen, worin ſie ſich darüber beklagt, daß mehrere Begleiter des Erzbiſchofs bei ſeinem Beſuche die Nonnen zum Diſputiren gereizt haben. So ſei auch ſie durch Gaudin dazu verlockt worden, habe aber auf die Mahnung einiger Schweſtern ſich bald wieder in Stillſchweigen gehüllt. Deshalb rühme ſich nun genannter Gaudin laut, er habe ſie durch ſeine Beweiſe des Irrthums überführt. Er hatte behauptet, der erſte der fünf Sätze ſei wörtlich in Janſen, die anderen aber laſſen ſich daraus ableiten. Sie antwortet ihm darauf in ihrem Briefe: Gaudin wollte mir fürs erſte beweiſen, der fünfte Satz ſei eine Folge und Conſequenz des erſten; er that mir aber das Umgekehrte dar. Fürs zweite könnte man ſagen, daß wenn die vier Sätze nur die Conſequenzen des erſten ſind, ſo folge daraus nicht, daß dieſelben poſitiv in dem Buche enthalten ſeien, auch wenn der erſte wirklich im Buche iſt. Denn ſonſt könnte man ja ſo viel Sätze, als man immer wollte, aus dem erſten folgern und zu glauben befehlen, ſie ſeien im Buche. Briquet hatte ihm ſchon mündlich geſagt, je mehr er darauf dringe, der erſte Satz ſei in Janſen, deſto mehr Mistrauen ſchöpfe ſie dagegen, daß auch die anderen darin ſeien. Konnte man es den Gegnern verargen, wenn ſie behaupteten, die Nonnen befaſſen ſich mit theologiſchen Discuſſionen? Aber war es denn den Nonnen zu verargen, wenn ſie es nach und nach lernten? Dieſes geſchah gewiß ungleich mehr durch mündlichen, als ſchriftlichen Weg.

auch in Thatſachen zugeſchrieben wurde; den 17. Januar (ſeinem Namenstage) 1664 ſchreibt ſie davon an ihren Oheim, den Dr. Anton Arnauld:

„Ich denke, Sie wagen doch nicht, mich zu verdammen, wenn ich wagte, Ihnen heute mit einem Propheten, welcher mir dazu ſeine Auctorität leiht, zu ſagen, daß ich alle meine Liebe auf den heiligen bewundernswürdigen Seelen ruhen laſſe, welche auf der Erde ſind, und wenn ich an dieſem Feſttage mehr der Antone gedenke, welche in den Einöden der Welt leben, als an den, welcher aus den Wüſten in den Himmel eingegangen iſt. Nicht als ob ich die bewundernswürdige Tugend dieſes Heiligen geringſchätzte, ſondern weil man von den Erſcheinungen der Gegenwart mehr ergriffen iſt und die beſonderen Gnadenbezeugungen Gottes gegen uns mehr anerkennen ſoll; wie denn dies eine unſchätzbare iſt, daß wir durch ſo viele Bande mit Denen verbunden ſind, welche er ausgewählt hat zur Vertheidigung ſeiner Wahrheiten, zur Leitung der Seelen auf dem Wege des Friedens in einer Zeit, wo alle geraden und ſicheren Wege in der Kirche beinahe unbekannt geworden ſind. „Die neue Ketzerei“ (ſo heißt jene Schrift Nicoles) iſt das Schönſte, was man je geſehen, und ich will nur Ihnen berichten, daß ich ſie gegen das Verbot im Verzeichniß Bails geleſen habe, worüber ich mir auch keinen Scrupel mache. Ich verſichere Sie, dieſe Lectüre hat mich veranlaßt, mit einem Gefühl lebhafter Freude Gott dafür zu danken, daß er Denen, welche ſeine Kirche und Wahrheit lieben, ſo viel Eifer gegeben hat, daß ſie in der tiefſten Unterdrückung durch die Verleumdung, während ſie wiſſen, daß wir als ihre Geißeln in der Hand ihrer Feinde ſind, ſich weder durch die Liebe zu ihrer Ruhe, noch durch die Furcht vor unſerem Untergange abhalten laſſen, ihre Stimmen zu erheben, um die Hirten der Kirche vor der Gefahr, welche dieſe bedroht, zu warnen.“

Der König verſäumte nie bei einer ausgebrochenen Streitigkeit mit dem römiſchen Stuhle die Sorbonne und das Parlament zu Demonſtrationen zu veranlaſſen. Der Syndikus der Sorbonne, Grandin, war römiſch geſinnt. Die ſtreitigen Entſcheidungen der Kurie über Thatſachen waren die über Janſen und das kopernikaniſche Syſtem. Zur Zeit, als die Großvicare ihr zweideutiges Mandement hatten zurück nehmen müſſen, hatte ein Jeſuite die Theſe

verfochten: Chriſtus hat den Nachfolgern Petri, ſo oft ſie ex cathedra ſprechen, dieſelbe Unfehlbarkeit, ſelbſt in Thatſachen ertheilt, welche er ſelbſt hatte; daher kann die Entſcheidung der Päbſte über die Thatſache Janſens „mit göttlichem Glauben" geglaubt werden. Arnauld hatte umſonſt den Biſchöfen und dem Parlamente dieſe Lehre denuncirt; der Jeſuite gab jedoch ſeiner Theſe eine mildernde Erklärung, und die Anklage hatte damals keine weitere Folge. Im Jahre 1663 hatte ein Jeſuite in einer Diſputation gegen den Sohn eines Parlamentärs ſelbſt mit Berufung auf den Spruch der Inquiſition, die dem kopernikaniſchen Syſteme anhängenden Mathematiker mehr keck, als fromm genannt. Grandin hatte eine Anklage dieſer Theſe, worin beſonders gerügt war, daß ſie die Entſcheidungen der Inquiſition denen der h. Schrift gleichſtelle, bei der Facultät unterdrückt.

Allein da jetzt der König mit dem Pabſte zerfallen war, konnte er nicht verhindern, daß auf Verlangen des Königs die Sorbonne in ſechs Sätzen die Lehren des Gallikanismus erneuerte und proclamirte. Beſonders hart war es ihn angekommen, ſeinen Namen ſelbſt zu dem Satze leihen zu müſſen, es ſei nicht die Lehre der Facultät, daß der Pabſt unfehlbar ſei, wenn nicht die Zuſtimmung der Kirche hinzukomme. Der Erzbiſchof lachte mit ſeinen Vertrauten darüber, daß Grandin ſeine Überzeugung hatte verleugnen müſſen; denn, ſagte der Prälat, wir haben Mühe genug dabei, wir müſſen auch unſer Vergnügen dabei zu finden wiſſen. Der fünfte Satz erklärte, der Pabſt könne die Biſchöfe nicht gegen die im Königreich angenommenen Kanones abſetzen. Das Übrige handelte von der Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der päbſtlichen. — Wir dürfen nicht verſchweigen, daß, nachdem das Verhältniß zwiſchen Pabſt und König wieder hergeſtellt war, 30 bis 40 Doctoren der Sorbonne dem Nuntius eine Proteſtation gegen dieſe ſechs Sätze überreichen wollten; die mehreren von ihnen ſcheinen Mönche geweſen zu ſein.

So war denn über die Unfehlbarkeit des Pabſtes in Thatſachen doch im Ernſte nichts entſchieden, obgleich Talon, das Organ des weltlichen Despotismus, gegen dieſelbe im allgemeinen, natürlich im Namen der gallikaniſchen Freiheit, declamirte.

Das Parlament zeigte ſich um ſo geneigter in kirchlichen Angelegenheiten ein entſcheidendes Wort zu ſprechen, je weniger ihm

dieſes in bürgerlichen erlaubt wurde. Es rieth dem Könige, bei dieſer Gelegenheit dem Pabſte ſeine Privilegien zu nehmen. Die grande-chambre forderte ihn auf, er ſolle, ohne das Territorium des Pabſtes anzugreifen, das Concordat für aufgehoben erklären, und den Erzbiſchof von Paris, ohne die päbſtliche Beſtätigung abzuwarten, durch ſeine Suffragane in ſein Amt einſetzen zu laſſen [1]). Dies Parlament verdammte ein Buch, welches die gallikaniſchen Freiheiten als vom Pabſte ertheilt darſtellte; man ließ ſich vernehmen, der päbſtliche Primat ſei nur menſchlichen Rechts. Porcher ſtand an der Spitze der widerpäbſtlichen Partei. Abbe Le-Tellier repräſentirte einen Cyprianismus (ſchon um 1665), welcher es ſich zur Aufgabe machte, dem Pabſte Widerſtand zu leiſten. Wir werden Beweiſe ſeiner für Port-Royal freundlichen Geſinnung finden.

Die Klerusverſammlung glaubte ſpäter einen Vortrag, welcher am 12. December 1664 im Parlamente gehalten worden war, nicht mit Stillſchweigen übergehen zu können [2]). Aber ſowohl der Inhalt der Gegenvorſtellung, als die Form, unter welcher ſie vorgebracht werden ſollte, erhob viele Bedenken. Endlich kam man überein, den darin ausgeſprochenen Grundſatz, daß der König auch über die „Dogmen des Glaubens und der kirchlichen Disciplin" zu beſtimmen habe, für ſchismatiſch und ketzeriſch zu erklären.

Man ſah jedoch ein, daß es nicht genüge, den vielen Citaten des Parlamentärs aus dem Rechte und der Kirchengeſchichte blos durch eine Verdammung zu antworten. Andererſeits wäre es gegen alles Herkommen und gegen den Grundcharakter der katholiſchen Kirche gelaufen, ſich gegen Laien darüber auf Erörterungen einzulaſſen. So etwas konnte und wollte nur geiſtlich, alſo nur von Geiſtlichen gerichtet werden, wollte man ſich nicht auf den eben zu verdammenden, ja auf den proteſtantiſchen Standpunkt ſtellen.

Daher überreichten, nach wiederhergeſtelltem Verhältniſſe zum Pabſte, zu Anfange des Jahres 1666 Deputirte der Klerusver

1) Der General-Procurator ſagte zum Könige, indem er ihm die Bulle Unam Sanctam überbrachte, er komme, Se. Majeſtät zu fragen, ob es Ihr Wille ſei, daß ihr der Pabſt die Krone vom Haupte nehmen könne.

2) Das Folgende iſt aus dem Vatikan. bibl. Ottob. ausgezogen.

ſammlung dem König die von allen Mitgliedern derſelben unterſchriebene Verdammung jenes Grundſatzes, zugleich aber auf einem anderen Papiere, und nur als Auszug aus dem Protokolle, die weitläufige Widerlegung mit der Erklärung, daß man ſich zwar darüber nicht auf Beweiſe und Raiſonnement einzulaſſen habe, dieſe Mittheilung aber zu des Königs „perſönlicher Genugthuung und Belehrung" gemacht haben wolle.

Der erſte Grund des Parlamentsredners, heißt es darin, womit er ſeinen falſchen Grundſatz zu unterſtützen ſuche, ſei die Krönung des Königs. — Obgleich ihn dieſe durch ihre durchaus wunderbare Eigenthümlichkeit über alle Fürſten der Erde erhebe und beſondere Gaben ertheile, könne ſie ihm keine Gewalt über das Weſen der Kirche geben. „Sie ziehe ihn nicht aus dem Stande der Schafe (ouailles), um ihn zu dem der Hirten zu erheben, welchen allein Gott die Gewalt gegeben habe, über Glaubensdogmen ein Urtheil zu ſprechen."

Die anderen Beweiſe waren eine Anhäufung von Thatſachen aus der Geſchichte der Kirche und des chriſtlichen Staats, beſonders aus den erſten Jahrhunderten ihrer Verbindung. Der Klerus beſtritt theils die Thatſachen, theils ihre Folgerungen; der Misbrauch und die Eingriffe der weltlichen Gewalt, beſonders unter ketzeriſchen Fürſten, beweiſe nichts. Allerdings haben viele Biſchöfe unter den Griechen ſich zu ungebührlicher Herablaſſung und Schmeichelei gegen die Kaiſer bewegen laſſen. Selbſt de Dominis habe in ſeiner Vertheidigung der engliſchen Kirche die Lehre verworfen, der Fürſt könne die Geiſtlichen zu Annahme eines Glaubensbekenntniſſes verpflichten.

Hinter dem ausgeſprochenen Principe des Parlamentärs lag der Grundſatz verborgen, daß auch die Laien das Recht haben zur Gültigkeit eines Dogmas durch Zuſtimmung oder Widerſpruch (consentement des laïques) mitzuwirken. Dieſer Grundſatz, heißt es, ſei ſchon zu Anfang des Jahrhunderts von der Sorbonne verdammt worden. Der Parlamentsmann hatte dem Klerus kein ausſchließliches Recht gelaſſen, als das die Sacramente zu verwalten.

Vermittlungsverſuche.

Während der Streitigkeiten zwiſchen dem Pabſte und dem Könige wurde auch ein Verſuch gemacht, die janſeniſtiſchen Angele-

genheiten beizulegen. Man hatte durch die Herzogin von Longueville günſtige Nachrichten über die Stimmung des Königs; er habe geſagt, er ſehe wohl, daß man gegen dieſe Leute mehr gethan habe, als man hätte thun ſollen; allein es ſei ja nicht unter ſeiner Regierung geſchehen, habe der König (unwahr) hinzugeſetzt und ſo die Schuld auf Mazarin gewälzt. Der angeblich ſeinem Orden abſpenſtige Jeſuite Coquelin rühmte ſich bei den Janſeniſten, er habe den König durch Seguier bange gemacht, ſie würden ſich, wenn man ſie fürder verfolge, dem Pabſte und den Mönchen anſchließen.

Der König wollte wohl die Janſeniſten, welche er als Unruheſtifter fürchtete, beſonders da das Erzbisthum Paris nicht beſetzt war, hinhalten, und andererſeits dem Pabſte drohen, er werde die janſeniſtiſche Streitigkeit ſo beilegen, daß der Kurie nichts übrig *bleibe*, als das Siegel aufzudrücken. Das war ein Mittel, um den Pabſt zur Annahme der demüthigenden Friedensbedingungen bereitwilliger zu machen. — Der erſte Plan wurde in dem Landhauſe des Parlamentspräſidenten Miramont bei Toulouſe angelegt. Der König ernannte den Biſchof von Comenges, Choiſeul, zu ſeinem Bevollmächtigten und berief ihn nach Paris. Des Lions ſagt von ihm, Niemand habe den Grund des Herzens und des Geiſtes der Janſeniſten beſſer gekannt. Die Sache wurde mit dem größten Geheimniß angelegt. Befremdend erſcheint es auf den erſten Anblick, daß, wie es in der geheimnißvollen Sprache der Briefe heißt, „der, welchem H. v. P. ſeine wichtigſten Geheimniſſe anvertraut,“ der Jeſuite Annat, Beichtvater des Königs [1]), ſich zu Betreibung einer Angelegenheit herbeiließ, worin es ſich darum handelte, „die Töchter dieſer guten Wittwe (Port-Royal) ihres kleinen Gutes genießen zu laſſen, wie ſie es vor dem Proceſſe gethan.“

Es fand die Sache unter den Jeſuiten ſelbſt großen Widerſpruch; Mönche und bigotte Leute erfüllten ihre Häuſer, der Orden werde ſich ſchlecht dabei befinden, wenn er ſeinen Gegnern die Hand biete. Allein den leitenden Jeſuiten war ſehr darum zu

1) Nach des Lions ſchickte der Jeſuitengeneral durch Annat dem Könige einen Brief, worin er demſelben ſeine Dienſte bei dem Pabſte anbot. Der König warf den Brief auf den Tiſch, wo er unerbrochen lag, als Annat einige Tage darauf erſchien, um die Antwort des Königs in Empfang zu nehmen.

thun, daß ſie den Faden einer ſie ſo nahe berührenden Unterhandlung in Händen hätten. Es war gewiß nicht zu befürchten, daß Annat ein Handlanger des Janſenismus würde. Er ſoll über die Unterhandlungen geſagt haben: Entweder werden ſie ſich unſeren Forderungen unterwerfen, oder ich werde ſie kennen lernen und entzweien. — „Wenn dies auch nicht geſagt wurde, ſetzt Arnauld hinzu, ſo iſt es wenigſtens die ganze Frucht der angeblichen Verſöhnung.“ — Sobald die Sache geſcheitert war, verſicherten die Jeſuiten in ihren Anklagen gegen die Janſeniſten, es ſei ihnen ſelbſt um nichts weniger zu thun geweſen, als um Frieden mit dieſen. Des Lions ſagt, nach Allem, was er von beiden Seiten gehört habe, ſcheine es ihm, als hätten Annat und Ferrier entweder die Ihrigen oder die Janſeniſten, zugleich aber alle Welt zum Beſten haben wollen. Überdies waren noch Privatabſichten mit im Spiele.

Ferrier war ein Verwandter Annats, ein angeſehener Jeſuite in Toulouſe; man vermuthete, Annat ſei auf die Unterhandlung um ſo eher eingegangen, als er hoffte, dadurch ſeinen Vetter nach Paris in die hohen Geſchäfte zu bringen und ihn einmal zu ſeinem Nachfolger zu machen, was ihm auch gelang. Die Gegner der Unterhandlung eiferten, es ſei eine Schmach für die Biſchöfe, daß man mit den Janſeniſten über Aufhebung des von ihnen aufgeſtellten Formulars unterhandele. Denn die Janſeniſten hatten von Anfang erklärt, ſie können nur unterhandeln, wenn man das Formular ganz bei Seite ſetze. Eben der Anſtoß, den auch der Pabſt am Formular der Biſchöfe nahm, läßt vermuthen, daß auch ihm eine Unterwerfung genehm geweſen wäre, wobei ſeine Ehre geſichert geweſen wäre, wenn auch jenes Formular auf die Seite geſchoben worden wäre. Dieſes iſt um ſo wahrſcheinlicher, als im Vatikan ein vom Pabſte abgefaßtes Formular zur Unterſchrift vom März 1663 ſich vorfindet [1]). Es ſoll auf Aufforderung des

1) Dieſes Formular lautet: Ego constitutioni apostolicae I. X, datae 31. Mai 1653, et Alex. VII, datae 16. Oct. 1656, summorum pontificum me subjicio et 5 propositiones ex Jansenii libro cui nomen Aug., excerptas, et in sensu ab eodem auctore intento, prout illas per dictas constitutiones sedes apost. condamnavit, sincero animo rejicio ac damno et ita juro; sic me Deus adjuvet et haec sancta Dei evangelia. — Der Inhalt der päbſtlichen und biſchöflichen Formulare war derſelbe, das hob die Concurrenz der Auctorität nicht auf; dieſes Formular ſagt nichts von der Mitwirkung der Biſchöfe bei der Verdammung.

königlichen Geſandten abgefaßt ſein. Annat handelte alſo wohl zugleich mit geheimer Gutheißung des Pabſtes. Man war wenigſtens durch Choiſeul verſichert, daß für das Factum kein „innerer Glaube" verlangt werden werde. Choiſeul und Ferrier waren darüber Eins, daß ſie den Streit zwiſchen Jeſuiten und Janſeniſten, der auch jenen ſchon ſo böſe Wunden geſchlagen hatte, als einen Schulſtreit darſtellen wollten; daher ſollten ſich die Janſeniſten mit der Lehre der neuen Thomiſten einverſtanden erklären. So im Allgemeinen wollten ſie ſich darauf nicht einlaſſen, ſie ſchlugen aber dieſe Fährte in der unten folgenden Erklärung über die fünf Sätze ein. Man verſprach ſich überdies gegenſeitig eine Unmöglichkeit, nämlich Stillſchweigen über das Vergangene.

Die Doctoren der Sorbonne, Lalane und Girard, welche im Auftrage der Theologen von Port-Royal unterhandelten, gingen ſo weit, wie möglich, ja wohl weiter, als ihre Vollmacht lautete. Darob brach die Uneinigkeit im Lager der Janſeniſten aus; d'Andilly beſchuldigte ſeinen Bruder, den Doctor, er mache durch ſein Zurücktreten den Frieden unmöglich, da Freunde und Feinde erklären, ſie können nur mit ſeiner Theilnahme abſchließen; Arnauld warf dagegen d'Andilly vor, er vergeſſe über ſeiner neuen Freundſchaft mit Choiſeul ſeine alten Freunde [1]).

Arnauld rügte die Nachgiebigkeit und die Dictatur von Barcos, welcher Zweideutigkeiten billige, die er 1657 verworfen habe; Ferrier kam, ob er gleich verſprochen hatte, davon zu ſchweigen, immer wieder auf den Sinn Janſens zurück, in welchem die fünf Sätze verdammt werden müßten, während die Janſeniſten, ohne auf Janſens Lehre einzugehen, feſtſtellen wollten, welchen Sinn der fünf Sätze der Pabſt verdammt habe. Man warf ihnen mit Recht vor, daß ſie der Erörterung über „den Sinn Janſens" ausweichen, während ſie ſich doch bisher beklagt hatten, daß man deſſen

1) Den 3. Mai 1663 ſchreibt Arnauld an d'Andilly, er habe nie geglaubt, daß deſſen Herz gegen ihn ein anderes geworden ſei; aber er könne ſich nicht verbergen, daß das Vertrauen, das er zu einem neuen Freunde gefaßt habe, das zu ſeinem Bruder bedeutend geſchwächt habe. Arnauld ſetzt hinzu: Wenn es ein allen Menſchen gemeinſamer Fehler iſt, daß ſie können eingenommen werden, ſo iſt es ein Fehler der großen Seelen, der beſten Naturen, daß ihnen dieſes mit ihren Feinden geſchieht. Denn da ſie über niedrigeren Leidenſchaften ſtehen, ſind ſie für die der Freundſchaft empfänglicher. — Dieſes charakteriſirt d'Andilly ganz, beſonders wenn wir dazu nehmen, was ſein Sohn, der Abbe, über ſeinen Eifer in neuen Freundſchaften ſagt.

Verdammung von ihnen verlange, ohne ihn näher zu definiren. Aus lauter Eifer, eine äußere Einigkeit herbeizuführen, entſteht eine grenzenloſe Verwirrung, Freunde und Brüder, die Mittelsperſonen, zerfallen unter ſich. In den Parteidarſtellungen des Verlaufs, welche nachher erſcheinen, wirft man ſich gegenſeitig Wortbrüchigkeit, Betrug, Indiscretion vor. Auf Arnauld fiel der gehäſſige Schein, als hätte er ſo viel hereinbrechendes Unglück verſchuldet. In dem Briefe, welcher den meiſten Anſtoß gab, ſagt er: „Nicht als wünſchte ich den Frieden weniger, als irgend Jemand, aber ich kann nur einen ehrlichen Frieden und durchaus ehrliche Mittel wünſchen. Ich würde mein Blut darum geben, einen ſolchen zu haben. Aber ich hoffe auch, daß Gott mir die Gnade ſchenken wird, nie eine zeitliche, vorübergehende Ruhe durch irgend etwas zu erkaufen, was die Ruhe meines Gewiſſens ſtören könnte."

In einem anderen Briefe ſagt der für ſolche Unterhandlungen noch zu ehrliche Arnauld: „Gott ſei Dank, wir machen keine Partei; nur die chriſtliche Liebe verbindet uns und nimmt uns nicht die Freiheit, daß Jeder ſeiner Erleuchtung und den Bewegungen ſeines Gewiſſens folge. Dies iſt ein unabänderlicher Grundſatz für uns. Wir müſſen den Irrthum und die Verblendung fürchten, wir haben Gott um Aufklärung zu bitten. Wenn aber Gott zuließe, daß wir irrthümlich für unerlaubt hielten, was es nicht iſt, ſo könnten wir es nicht thun, ohne ihn zu beleidigen, wie Diejenigen zur Zeit Pauli, welche glaubten, es gebe verbotene Arten von Fleiſch, ſich allerdings täuſchten; nichts deſto weniger erklärte dieſer Apoſtel, dieſe Überzeugung, obgleich falſch, mache ſie ſchuldig, wenn ſie davon eſſen."

„Weder die Güter, die man uns hoffen, noch die Übel, welche man uns fürchten läßt, tragen etwas zur Entdeckung der Wahrheit bei, welche uns doch allein leiten ſoll. Denn das Böſe bleibt bös, mag noch ſo viel Gutes davon zu erwarten ſein, man würde Gott beleidigen, ſo große Übel man auch für die Weigerung, es zu thun, zu befürchten hätte. Gott hat uns in unſerer bisherigen traurigen Lage aufrecht erhalten, er kann es auch in einer noch allgemeineren Verlaſſenheit. Uns liegt nur ob, unſere Pflicht bei jeder beſonderen Gelegenheit zu thun und hernach den Erfolg Gott anheim zu ſtellen. Unſer Licht iſt zu kurz, um in die Zukunft

zu dringen; wir ſind oft gar verwegen im Urtheile, was für uns vortheilhaft oder nachtheilig ſein müſſe. Gott gefällt ſich darin, unſere Hoffnungen und Befürchtungen zu Schanden zu machen, indem er in unſerer Hand die Rohrſtäbe zerbricht, worauf wir uns ſtützen wollen, und aus den härteſten Steinen die Waſſer des Troſtes und der Gnade hervorzieht. Daher haben wir nur darauf zu ſehen, daß wir ihm getreu ſeien, ohne uns um das, was geſchehen kann, zu kümmern."

„Ich habe von St. Gregor gelernt, daß die Weisheit der Kinder der Welt darin beſteht, daß ſie ihre Gedanken verbergen; die der Kinder Gottes darin, daß ſie in nichts ſich verſtellen, daß ſie nur die Wahrheit lieben, und die Mishandlungen, welche ſie für die Wahrheit erdulden, als eine Ehre und als einen Nutzen anſehen. Aber, ſetzt dieſer Vater hinzu, man ſpottet über dieſe Einfältigkeit der rechtſchaffenen Leute; weil die Weiſen dieſer Welt die Geradheit für Dummheit anſehen. Dem will ich mich gerne ausſetzen. Ich weiß wohl, daß man ſich über mich, als über eine unnütze Perſon, beklagt, weil ich zu frei ſpreche. Aber dieſe chriſtliche Plumpheit (rusticité) wird mir immer beſſer gefallen, als alle Raffinements der Hofſprache."

Beſonders ärgerlich war es Arnauld, daß die Vermittlungseifrigen ihm ſagten, er dürfe ſeine beſondere Anſicht wohl denken, nur nicht ausſprechen.

Der Hauptgewinn dieſer Unterhandlungen, welche ſo viele Bitterkeit erzeugten, iſt eine Erklärung, welche die Theologen von Port-Royal über ihren Glauben in Beziehung auf die fünf Sätze ausſtellten. Den 7. Januar erhielten Arnauld, Singlin, Barcos, Tanier Erlaubniß, ſich in der Stille in Paris aufzuhalten, um den Unterhandlungen, welche Lalane und Girard in ihrem Namen führten, nahe zu ſein. Sie gaben den 24. folgende Erklärung von ſich:

1) „Da nach der Lehre St. Auguſtins, welche die ganze Schule von St. Thomas behauptet, die „wirkſame Gnade", — welche den Willen unvermeidlich und untrüglich, jedoch ohne Nothwendigkeit beſtimmt, durch die Kraft der göttlichen Bewegung biegt (flectit, flechit) und beſtimmt, — zu jeder Handlung der chriſtlichen Frömmigkeit nöthig iſt; ſo geſchieht es nie, daß wir recht beten, es ſei denn, daß ſie in uns wirke und uns die

Liebe zum Gebete und zum Seufzen einflöße, noch auch, daß wir die Gebote Gottes halten, wenn ſie nicht macht, daß wir darin wandeln; noch daß wir die Verſuchungen des Feindes überwinden, wenn ſie uns nicht den Sieg giebt. — Da indeß die Gerechten manchmal den Verſuchungen unterliegen und in verſchiedene Sünden fallen, ſelbſt wenn ſie dieſelben unvollkommen und ſchwach vermeiden wollen und ſich darum beſtreben; ſo iſt klar, daß während die Gerechten in dieſem Stande eines ſchwachen und unvollkommenen Willens ſind und, obgleich durch ihren Fehler, ein Gebot verletzen, ſie nicht jene „wirkſame, ſtets ſiegreiche Gnade" haben, mit welcher wir nie beſiegt werden. Indem man nun von dieſen Gerechten ſpricht, welche dieſe große Gnade nicht haben, ob ſie gleich eine kleine, unvollkommene haben, kann man mit Wahrheit das Eine, wie das Andere ſagen, nämlich ſowohl, daß ſie Gottes Gebote beobachten und der Verſuchung widerſtehen konnten, als auch in einem anderen Sinne, daß ſie es nicht konnten. Denn ſie konnten es vollkommen, da ſie nicht nur das Vermögen des freien Willens und die habituelle Gnade, ſondern ſelbſt eine actuelle Gnade haben, welche man genugſam nennen kann im Sinne der Thomiſten, welcher (zum Gutes thun) die Nothwendigkeit einer wirkſamen Gnade vorausſetzt."

„Da es aber, wenn man die wirkſame Gnade nicht hat, nie geſchieht, daß der Wille der Verſuchung gehörig widerſteht, und es eine bei den Thomiſten feſtſtehende Lehre iſt, daß die hinreichende Gnade ohne die wirkſame nicht Alles enthält, was nothwendig iſt, um eine Handlung der Frömmigkeit zu vollbringen; ſo kann man, vermöge eines Sprachgebrauchs, deſſen ſich die h. Schrift und die Väter oft bedienen, welcher auch von allen Thomiſten angenommen iſt, in dieſem Sinne ſagen, daß dieſe Gerechten, welche dieſe hinreichende Gnade haben, der Verſuchung, welcher ſie unterlegen ſind, nicht widerſtehen konnten, weil ſie kein Vermögen hatten, welches Alles zur Handlung Nöthige in ſich befaßte, indem ſie die wirkſame Gnade nicht hatten, welche doch zum Thun des Guten nothwendig iſt."

2. „Es giebt zwei Arten von innerer Gnade; die eine, die wirkſame, welche immer den Erfolg hervorbringt, wozu ſie den Willen antreibt; die andere, die unwirkſame, welche den Willen zu einem Erfolg aufreizt, welchen ſie nicht hervorbringt. Das

erſte iſt die Gnade, welche die Thomiſten einfach, eigentlich, abſolut die wirkſame nennen; man kann ihr ſtets widerſtehen; wie Dieſelben lehren, aber man widerſteht ihr nie ſo, daß ſie desjenigen Erfolgs beraubt wäre, wozu ſie den Willen antreibt (was ſie auch mit anderen Worten ausdrücken, man könne ihr in sensu diviso, nicht aber in sensu composito widerſtehen)."

„Die zweite iſt diejenige Gnade, welche ſie in gleichlautenden Ausdrücken bald die ermunternde (excitans), bald die hinreichende, bald die unwirkſame nennen. Dieſer widerſteht der Wille in Wirklichkeit, er beraubt ſie der Wirkung, wozu ſie ihn ermuntert und wozu ſie im oben erläuterten Sinne der Thomiſten ein hinreichendes Vermögen giebt. Der Wille kann wohl damit übereinſtimmen, allein er ſtimmt nie wirklich damit überein, wenn er nicht die wirkſame Gnade hat, nicht aus Mangel an einem vorangehenden Vermögen, ſondern weil er ſich ſelbſt freiwillig zum entgegengeſetzten beſtimmt."

„Obgleich nun dieſe Gnade an ſich ſelbſt betrachtet ihrer beabſichtigten Wirkung ermangelt, wozu ſie den Willen ermuntert, wozu ſie durch einen vorangehenden Willen Gottes beſtimmt iſt, und es in dieſem Sinne falſch iſt, daß jede Gnade Chriſti immer die Wirkung habe, die Gott will; ſo wird ſie doch, wenn man ſie als mit dem abſoluten Willen Gottes verbunden betrachtet, mit Recht in dem Sinne wirkſam genannt, weil ſie im Herzen des Menſchen immer das wirkt, was Gott mit abſolutem Willen will. Denn es iſt bei den Thomiſten als gewiß angenommen, daß der Beiſtand, welcher in Betreff einer Handlung nur hinreichend iſt, in Betreff einer anderen, zu deren Hervorbringung ſie durch einen abſoluten Beſchluß des göttlichen Willens beſtimmt iſt, immer wirkſam iſt. Somit iſt bei ihnen jede Gnade wirkſam und bringt einen Erfolg hervor, nämlich den, wozu ſie beſtimmt iſt und welchen Gott mit einem abſoluten Willen will, nach dem Spruche Jeſaiä: Das Wort, welches aus meinem Munde geht, wird nicht leer zu mir zurückkehren, ſondern wird Alles thun, was ich wollte."

3. „Um im Stande der verdorbenen Natur des Guten, wie des Böſen zurechnungsfähig zu ſein, genügt eine Freiheit von dem Zwange nicht, ſondern man muß auch von der Nothwendigkeit frei ſein. Denn obgleich die durch ſich ſelbſt wirkſame Gnade den

Willen unfehlbar und unwiderſtehlich zum Handeln beſtimmt, und ſo der Wille nie wirklich von derſelben abweicht, ſo legt ſie doch keine Nothwendigkeit auf, weil ſie ihm das Vermögen, ſeine Zuſtimmung zu verweigern, nicht nimmt. Der gefallene Menſch hat alſo immer jene active Indifferenz, welche die Thomiſten lehren, welche man ohne Anſtand eine naheliegende nennen kann, wenn man nur das Wort nicht in dem Sinne nimmt, daß man glaube, der durch die wirkſame Gnade bewegte Wille gebe bald ſeine Zuſtimmung, bald verweigere er ſie; oder, was daſſelbe iſt, es finde ſich bei dieſer Gnade bald die thätliche Zuſtimmung, bald die thätliche Verweigerung der Zuſtimmung."

4. „Die Semi-Pelagianer ſind durchaus nicht darum Ketzer, weil ſie ſagten, daß wir der Gnade beipflichten können, oder nicht. Im Gegentheile iſt gewiß und außer Zweifel, daß man jeder Gnade widerſtehen kann, ſelbſt der wirkſamen; das heißt, bei jeder Gnade bleibt ein actives und naheliegendes Vermögen, wie oben geſagt wurde, obgleich man, wie auch geſagt wurde, ſeine Übereinſtimmung nie der wirkſamen Gnade verweigert."

5. „Die Lehre der Prädeſtination durch freie Gnade hat ſich mit Recht eine ſehr große Auctorität in allen katholiſchen Schulen erlangt. Der Hauptpunkt dieſer Lehre aber, welcher von Allen, welche ſie behaupten, angenommen wird, iſt, daß wenn man den abſoluten, wirkſamen Willen Gottes, nicht den vorangehenden betrachtet, die ewige Seligkeit durch einen unbedingten Rathſchluß Gottes nur den Auserwählten allein beſtimmt iſt, mit einer ſolchen Folge von Gnaden und Wohlthaten, daß durch dieſelben ganz gewiß alle Erlöſte erlöſt ſind. Die Hauptſächlichſte unter dieſen Wohlthaten iſt die Gabe der Ausdauer, von welcher Niemand bezweifelt, daß ſie die den Prädeſtinirten eigenthümliche Gabe ſei."

„Daraus folgt, daß Chriſtus, deſſen unbedingter Wille immer mit dem ſeines Vaters übereinſtimmte, durch ſeine Gebete und ſeinen Tod dieſen Rathſchluß nicht einfach und abſolut abändern wollte; ſomit wollte er die ewige Seligkeit und die Gabe der Ausdauer nur denen allein unbedingt und wirkſam verdienen, von welchem er im Evangelium ſagt, daß ſein Vater ſie ihm gegeben habe und daß ſie Niemand aus ſeiner Hand reißen werde."

„Alle Vertheidiger der Prädeſtination kommen über dieſe Hauptpunkte überein, wodurch allein die Art von Allgemeinheit

des Todes Chriſti für alle ausgeſchloſſen wird, welche vorausſetzen ließe, daß alle Menſchen ſo ſehr hinreichende Gnaden hätten, daß es nicht nöthig wäre, überdies noch eine wirkſame zu haben, um zu wollen und zu handeln. Sobald aber dieſe einzige Meinung ausgeſchloſſen wird, ſo hindert nichts, es iſt im Gegentheile wahr, zu ſagen, Chriſtus ſei für Alle geſtorben und habe ſein Blut überhaupt für alle Menſchen vergoſſen; ſowohl weil er durch einen vorausgehenden Willen das Heil aller Menſchen wollte, als weil er einen hinreichenden Preis für das Heil aller Menſchen dargebracht hat. Es iſt aber falſch und ketzeriſch, zu ſagen, Chriſtus ſei nur für das Heil der Prädeſtinirten geſtorben, da er für viele Verdammte und für Alle, die gerechtfertigt wurden, hinreichende Gnaden — nach dem thomiſtiſchen Begriffe — erworben hat, wodurch ſie zum Heile gelangen können, obgleich Keiner von Denen, welche ſie erhalten haben, einen guten Gebrauch davon macht, noch in der Gerechtigkeit beharrt, wenn er nicht durch weitere, wirkſamere Hülfe unterſtützt wird."

Welche Ehrlichkeit und zugleich ſcholaſtiſche Verſchrobenheit ſpricht ſich nicht in dieſem Glaubensbekenntniſſe der Janſeniſten aus! Welchen Anlauf nahm St. Cyran gegen die Scholaſtik und wie tief ſind nun ſeine Schüler darein gerathen! Die Scholaſtik beſteht darin, daß jede kirchliche Partei ſich genöthigt ſieht, den Glauben der Gegenwart, ihrer Culturſtufe, als Eins mit dem Glauben der chriſtlichen Vorzeit darzuſtellen. Die Jeſuiten waren die Leute der Gegenwart, ihre Scholaſtik hatte die Aufgabe, der Meinung der Gegenwart Kraft und Recht zu verſchaffen, indem ſie eine ſcheinbare Übereinſtimmung derſelben mit dem chriſtlichen Alterthume herſtellten, um welches es ihnen ſehr wenig zu thun war, das ihnen eigentlich fremd war. Die Janſeniſten, auf dem Boden des chriſtlichen Alterthums ſtehend, wollten doch von der Gegenwart der katholiſchen Kirche nicht als abgefallen erſcheinen, wozu ihnen der Thomismus gute Dienſte leiſtete, welcher die Formeln des chriſtlichen Alterthums ohne ſeinen Geiſt bewahrte. So ſahen auch ſie, durch die Nothwendigkeit, Widerſprechendes ſcheinbar zu vereinigen, ſich in die Scholaſtik geſtürzt. Das kecke, ehrliche Nebeneinanderſtellen gleichberechtigter, ſich widerſprechender Wahrheiten wäre wohl der getreueſte Ausdruck des über und wider alle Vernunft ſtehenden Myſteriums.

Da alle anderen Vermittlungsverſuche geſcheitert waren und die Janſeniſten ſich namentlich nicht auf die Verdammung einer von Ferrier abgefaßten Erklärung der fünf Sätze einlaſſen wollten, ſchickte Choiſeul dieſes Glaubensbekenntniß der Janſeniſten nach Rom. Die Meiſten von ihnen, aber nicht Arnauld, fügten die Verſicherung bei, auch ſie würden jede Erklärung der fünf verdammten Sätze, welche der Pabſt als deren verdammten Sinn anzeigen würde, verdammen.

Arnauld unterſchrieb dies nicht, weil man damit offenbar mehr zu verſprechen ſchien, als man zu halten geſonnen war. In Rom müſſe man glauben, man wolle endlich dem Pabſte carte blanche geben. Er ehre aber die Wahrheit und den Pabſt zu ſehr, als daß er ihn täuſchen möchte. — Des Lions wollte zu gleicher Zeit eine Ausſöhnung Arnaulds mit der Sorbonne vermitteln (ſiehe Beilage XVII), allein Arnauld erklärte, man könne beſſer anfangen zu unterhandeln, ohne ihn hineinzumiſchen. Arnauld glaubte ſchon durch ſeine anfängliche Theilnahme an dem Vermittlungsverſuche zu viel gethan zu haben. Er ſchreibt, nachdem das Unternehmen geſcheitert war: „Ich ſage Gott ohne Unterlaß Dank, daß man unſere Anerbieten verworfen hat, da wir wirklich mehr boten, als wir durften. Hätte man ſich damit begnügt, ſo weiß ich nicht, was in der ſchrecklichen Gewiſſenunruhe, worin ich mein Leben über geblieben wäre, aus mir würde geworden ſein; es ſei denn, daß Gott mir die Gnade erzeigt hätte, wie ich auch glaube, durch öffentlichen Widerruf das Übel wieder gut zu machen.“ — Daſſelbe wünſchte er von Denen, die durch obige zweideutige Unterſchrift ſich verpflichtet hatten; ſie ſollten durch Widerruf eine entſprechende „öffentliche Buße“ üben.

Die Herzogin von Longueville, welche ſich doch wohl auf Intriguen verſtand, ſagte, ſie ſei einfältig genug geweſen zu glauben, man habe es bei den Conferenzen ernſtlich gemeint; doch ſei ſie erſt den Tag, ehe man ſie abgebrochen habe, dieſes Glaubens geworden. — Pater Craſſet predigte um dieſe Zeit über die Worte: Ihr werdet in euren Sünden ſterben; er rief: Dieſe elenden Janſeniſten wollen ſich nicht bekehren, man hat gethan, was man konnte; ſo werden ſie denn in ihrer Sünde ſterben. Als die Zeit, worauf Arnauld und die Übrigen die Aufenthaltspäſſe für Paris hatten, abgelaufen war, betrieb ein Jakobiner ihre Verhaftung.

Wichtige Erklärungen des Pabſtes und des Königs.

Schon ſeit einiger Zeit deutete Alles darauf hin, daß der Wind in den höheren Regionen umgeſchlagen habe. Beſonders verrieth dies der Biſchof von Luçon durch die Kälte, welche er rückſichtlich der Unterhandlungen zur Wiedereinſetzung von Arnaulds Freunden in die Sorbonne an den Tag legte. Er ließ des Lions melden, man ſolle nicht raiſonniren wie die Pedanten und wie das Volk, welche wähnen, man werde ſogleich dem Janſenismus die Hand bieten, weil man mit Rom nicht im Reinen ſei. Vielmehr hätten die Janſeniſten um ſo mehr zu fürchten; denn um dem Pabſt allen Vorwand zu benehmen, als beſchütze der König die Ketzer, werde dieſer durch ausdrückliche und gewaltſame Erklärungen zeigen, daß er um nichts weniger katholiſch ſei, ob er gleich Avignon aus Politik weggenommen habe. Wenige Tage darauf hielt Boſſuet Cornet, welcher von Anfang in den janſeniſtiſchen Streit ſehr verwickelt war, eine Leichenrede; aus dem Mangel an Zuſammenhange wollte man ſchließen, daß aus Rückſicht auf die neueſte Wendung der Dinge Mehreres herausgenommen, Anderes eingeſchoben ſein müſſe.

Dies erklärte ſich, als am 20. Auguſt 1663 ein Breve in Paris einlief, welches zwar vom 29. Juli datirt war, von welchem man aber ſchon im Juni in Paris gewußt hatte. Es war eine Antwort auf die durch Choiſeul von den janſeniſtiſchen Doctoren eingereichten obigen Erklärungen. Ob es gleich an alle Erzbiſchöfe und Biſchöfe Frankreichs gerichtet war, nahm Annat doch keinen Anſtand, es zu erbrechen.

Da der Pabſt mit dem Könige noch nicht ausgeſöhnt war, war das Breve ein wahres Orakel, durchaus zweideutig. Der Pabſt wollte ſich nicht durch Befehle bloß ſtellen, die man nicht achten würde. Er ließ es darauf ankommen, welches Verfahren zu Unterdrückung des Janſenismus, Härte oder Nachſicht, die Gewalt für ſich gewinnen könnte, um ſich wo möglich nachher damit zu verſtändigen.

Es enthielt ein Lob des Eifers, welchen die meiſten Biſchöfe „zur Ausrottung der janſeniſtiſchen Ketzerei" gezeigt hätten, eine Ermunterung, das Werk zu vollenden, doppelte Lobeserhebungen für den König, wegen ſeiner verdienſtlichen Unterſtützung dabei.

Man ſolle ſich in allen weiteren Schritten an ſeinen Beiſtand halten; aber der Pabſt wagte nicht ſelbſt anzugeben, welche weitere Schritte man thun ſolle. Das Formular der Biſchöfe war auch nicht ausdrücklich beſtätigt.

Schwer war der Biſchof von Comenges dadurch gekränkt, daß nach ſo vieler Mühe, und nachdem er wiederholt an die Kurie geſchrieben hatte, ſeiner auch nicht mit einem Worte Erwähnung geſchehe. Er hielt ſich ſelbſt vor Annat nicht; er ſagte, er betrachte den Epiſkopat als in ſeiner Perſon gekränkt. Da er ſich nur durch Stillſchweigen rächen könne und wolle, werde er ſich ſogleich in ſeine Diöceſe zurückziehen. Das wäre auch das Klügſte geweſen. Allein er nahm die Vorſtellungen von des Lions an, welcher ihm ſagte, die guten Politiker nehmen die zweifelhafteſten Nachrichten immer zu ihrem Vortheil, oder verbreiten ſie doch als gute, weil das wenigſtens den Triumph der Gegner mindere. Allein die Jeſuiten hatten den Vortheil, daß das Breve in ihren Händen war; ſie zeigten es nur, wem ſie wollten, ſie konnten es alſo auch zu ihren eigenen Gunſten auslegen. — Der Biſchof ſuchte auch die Herzogin von Longueville durch dieſe Zweideutigkeit zu tröſten. Die janſeniſtiſchen Doctoren beriefen ſich darauf, als auf einen Beweis, daß ihre Erklärung der fünf Sätze und ihre Anerbietungen angenommen ſeien. Denn wie hätte das Breve ſonſt Freude darüber bezeugen können, daß täglich Mehrere orthodoxer geſinnt werden und ſich von Herzen den Conſtitutionen unterwerfen. Arnauld konnte nicht umhin, über dieſe Feinheit ſeiner Freunde zu ſpotten. — Der Biſchof ließ ſie eine neue Erklärung unterſchreiben, daß ſie die verdammte Lehre der fünf Sätze in keinem Sinne und unter keinem Vorwande verfechten und dem Pabſte die „gebührende Ehrerbietung" auch in Beziehung auf die Thatſache erweiſen wollen. Das war offenbar viel weniger, als man früher verſprochen hatte. Arnauld bedauerte daher, daß ſeine Freunde ſich dadurch den Anſchein der Wortbrüchigkeit geben. „Da Jeder gerne in ſolche Geheimniſſe ſeine Naſe und ſeine Gloſſen hineinſtecke," ſo wollte der Biſchof dieſe Erklärung, welche er dem König „als eine noch präciſere Unterwerfungsformel" mitgetheilt hatte, insgeheim vom König nach Rom geſchickt wiſſen. Allein die Jeſuiten verſtanden es ſo einzurichten, daß ſie mit ihrem Packet abgeſchickt uud dem Pabſte überreicht wurde.

Zu Anfang Octobers 1663 verſammelten die Agenten des Klerus die in Paris anweſenden 14 Erz- und andere Biſchöfe, worunter Anton Barberini, Cardinal und Grand-Aumonier von Frankreich, Neffe Urbans VIII, welche die von Choiſeul gebilligte Erklärung der Janſeniſten eine verfängliche, hinterliſtige Acte nannten, die unter dem Anſcheine des Gehorſams die Ketzerei des Janſenismus verberge. (Siehe Beilage XIX zweite Hälfte, Kritik dieſes Verfahrens durch die „justes plaintes“.) Die geeignetſten Mittel zur Ausrottung deſſelben ſei das Formular der Klerusverſammlung von 1656 und 1661. — Der König beſtätigte am 15. April 1664 dieſe Ausſprüche einer Verſammlung, deren Berechtigung von den Janſeniſten natürlich in Zweifel gezogen wurde. Er befiehlt durch lettres patentes die Unterſchrift des Formulars allen geiſtlichen Perſonen, damit endlich Einheit im Lande werde. Wer ſich deß gegen ſeinen Biſchof weigert, verliert ſeine Einkünfte von geiſtlichen Stellen, wer in Zukunft eine ſolche erlangen will, der muß das Formular bei einem königlichen *weltlichen* Beamten[1] unterſchreiben, ſonſt iſt ihre Ernennung nichtig, auch wenn ſie auf einer Bulle beruhte. Alle Lehrer an Univerſitäten und Collegien ſind vor der Amtsübernahme dazu verbunden, jede Nonne hat ihre Unterſchrift der Acte bei der Profeſſion beizulegen. Alle Mitwirkung zu Schriften gegen das Formular und die Acten, worauf es beruht oder wodurch es in Ausführung gebracht werden ſoll, iſt aufs Strengſte verboten. Wer etwas dagegen geſchrieben oder gelehrt hat, hat noch beſonders zu widerrufen. Der König ſchlug jeden Widerſtand der Parlamente gegen dieſen entſcheidenden Befehl nieder, indem er ihn in einem lit de justice, bei perſönlicher Anweſenheit im Parlamente, zu regiſtriren befahl.

Gewiß hat die janſeniſtiſche Streitigkeit ſehr viel dazu beigetragen, den Pabſt wenigſtens vom König von Frankreich abhängig zu machen. Denn da die kirchlichen, die „apoſtoliſchen“ Waffen gegen die Janſeniſten ihren Dienſt verſagten, ſo mußten die fürſtlichen ſelbſt gegen erklärte Katholiken angeſprochen werden. Das war ein großer Sieg der königlichen Waffen über die päbſtlichen. Das Formular der Klerusverſammlung oder der Biſchöfe war auf Befehl und unter den Augen des Königs abgefaßt. Der einzige

1) Bei dem lieutenant général, oder, in deſſen Abweſenheit, beim älteſten Beamten du baillage oder Senéchaussée.

Kanzler Le-Tellier wagte, den König öffentlich zu warnen, die Hand nicht ans heilige Rauchfaß zu legen, während die meiſten Biſchöfe ihn dazu trieben. — Es trat um dieſe Zeit Einer von der katholiſchen ſogar zur proteſtantiſchen Kirche über, weil jene nur eine Cäſareopapie ſei. Des Lions meldet von Schwärmern, welche ſagten, die Prieſter ſeien jetzt nur eine zeitliche Gewalt, die Gnade der geiſtigen Dinge ſei auf die Laien übergegangen.

Arnaulds maßgebende Anſichten.

Die Geſchichte dieſer geſcheiterten Unterhandlung hat für uns unter Anderem, neben der Kenntniß dieſer Glaubenspolitik und Heimlichkeiten, namentlich auch den Nutzen, daß wir Arnauld ganz genau kennen lernen. Nie mehr, ſo lange er im Mittelpunkte unſeres Kreiſes iſt, hebt er ſich ſo entſchieden ab von der ihn umgebenden Schar janſeniſtiſcher Doctoren. Dazu kommt, daß beinahe über keinen Theil unſerer Geſchichte handſchriftliche und gedruckte Quellen, Darſtellungen aus den Federn beider Parteien [1]) uns ſo überreich zur Hand ſind.

Choiſeul, welcher endlich in ſeine Diöceſe zurückkehrte, klagte Arnauld an, ſeine unbeſonnene Offenheit habe namentlich gemacht, daß man dem Breve vom 29. Juli eine ſo ungünſtige Auslegung gegeben habe. — Choiſeul ſelbſt bewahrte allerdings auch nach dem völligen Scheitern der Unterhandlungen das discreteſte Stillſchweigen darüber, die Jeſuiten, welche eine beſonders für Arnauld ſehr ehrenrührige Darſtellung gaben, beſchuldigten den Biſchof, er veröffentliche nur darum nichts darüber, weil er die ſpitzen Federn der Janſeniſten fürchte.

Er und d'Andilly wollten als Staatsmänner auch nachher das ſtrengſte Staatsgeheimniß daraus machen. Arnauld klagte darüber, daß ſie beſonders ſeinen guten Namen der Verleumdung preisgeben, Stillſchweigen ſei in ſolchem Falle Selbſtverdammung. Von Anfang waren Briefe von Choiſeul, welche die Grundlagen der Unterhandlung enthielten, worüber man übereingekommen war, d'Andilly als Unterpfänder für die Janſeniſten übergeben. Dieſe gab d'Andilly ohne Weiteres ſeinem neuen Freunde zurück und verargte es ſeinem Bruder als gröbliche Indiscretion, daß er in

1) Die hist. des cinq propositions handelt gar weitläufig davon.

ſeiner Rechtfertigung einige Auszüge daraus veröffentlichte. In dieſen Entzweiungen ſah Arnauld eine Liſt Satans, dem die ſeinem Reiche ſo gefährliche Einigkeit der Familie Arnauld längſt verhaßt geweſen ſei.

Es iſt wahr, daß Arnauld in ſeiner Ehrlichkeit die Offenherzigkeit oft weit trieb; die befreundeten Großvicare hatten ſich auch geäußert, man könnte dieſen Männern wohl manchmal einen Gefallen thun, aber ſie wiſſen nichts geheim zu halten.

Arnauld hatte Theilnahme mit Choiſeul, daß ſeine Mühe ſo belohnt worden ſei; indem der Pabſt nicht einmal die Formen der Höflichkeit gegen ihn beobachtet habe; noch näher ging es ihm, in Choiſeuls Perſon den Epiſkopat ſo erniedrigt zu ſehen, da ihn der Pabſt nicht einmal einer beſonderen Antwort gewürdigt habe. Er hatte längſt über die Biſchöfe geklagt, daß ſie ihres hohen Berufs vergäßen, dem Könige die Wahrheit und die Unterdrückung der Kirche darzuſtellen. Wenn ein Biſchof dazu nicht entſchloſſen ſei, ſelbſt mit Gefahr ſeines Glücks und Lebens, ſo habe er nicht die ſeinem Stande entſprechende Tugend. „Johannes der Täufer ſagt mit Gefahr ſeines Lebens Herodes, daß er die Frau ſeines Bruders nicht behalten dürfe. Aber es findet ſich kein St. Johann, unſerem Könige zu ſagen: Es iſt dir nicht erlaubt, dir diejenige wie dein Weib zu unterwerfen, welche die Gattin deiner Brüder, oder vielmehr deiner Väter (der Biſchöfe) iſt. Du haſt nicht das Recht, allen Biſchöfen deines Staats als Geſetz aufzulegen, was ihnen durch keine geiſtliche Auctorität zur Pflicht gemacht iſt.“ Schon jetzt ſpricht er aus, daß beſonders mit dem Geiſt begabte Biſchöfe auch außerhalb ihrer Diöceſe eine Auctorität des Raths, der Ermahnung, der Vorſtellung haben; „denn jeder Biſchof iſt nur als Biſchof der allgemeinen Kirche Biſchof ſeiner Diöceſe.“ — Da man nie darauf hoffen konnte, auf dem erzbiſchöflichen Stuhle von Paris einen gegen Port-Royal billigen Mann zu ſehen, ſo hielt man für die Biſchöfe von Angers und Alet dieſes Recht offen.

Das Breve werde wenigſtens die Folge haben, daß nun alle Anhänger Auguſtins und Port-Royals, enttäuſcht über die Verſöhnungs-Ausſichten, ſich vereinigen würden, hoffte Arnauld. Statt deſſen überhäufte man ſich mit Vorwürfen, ſchob ſich die Schuld ſo vieler üblen Folgen zu. Er verkannte nicht, wie durch das

Breve, ſo dunkel es war, nach der natürlichſten Auslegung und offenbaren Willensmeinung des Pabſtes, die Lage Port=Royals und der Janſeniſten eine ungleich gefährlichere geworden war. Zum Erſtenmale ſprach der Pabſt ausdrücklich von „janſeniſtiſcher Ketzerei". — „Ich weiß wohl, man kann allerlei ſagen, ſchreibt Arnauld. Das Volk verſteht aber nur ſo viel von dieſem Breve, daß es eine janſeniſtiſche Ketzerei gebe, die man abſchwören müſſe, wie die calviniſche, um Katholik zu werden, daß der Pabſt die Unterſchrift des Formulars billigt, indem er die Biſchöfe für das, was ſie zu Ausrottung dieſer Ketzerei gethan, lobt. Eine von den Sachen, wodurch die Biſchöfe, welche noch nicht haben unterſchreiben laſſen, am meiſten geſtützt waren, iſt, daß ſie ſagen konnten, es werde ihnen durch keine authentiſche Acte erwieſen, daß der Pabſt dieſe Unterſchriften verlange. Das können ſie jetzt nicht mehr ſagen. Möge es Gottes Wille ſein, daß ſich nicht einige finden, welche froh ſind, dieſen Vorwand zu haben, um mit einiger Ehre aus einer Stellung heraus zu kommen, die ſie ſtets der Verfolgung unterworfen hielt."

Arnauld klagt, daß namentlich durch die Jeſuiten die Lehre eingeführt werden wolle, der Pabſt habe ohne vorläufige gründliche Unterſuchung beſonders der Schrift und Tradition über den Glauben zu urtheilen, „als wäre er unmittelbar inſpirirt." „Die Jeſuiten ſagen zum Pabſte, ob er gleich Theologen zuſammenrufe, ſtehe es ihm frei, ſie anzuhören oder nicht, ihrem Rath zu folgen oder nicht, er habe ja die Erleuchtung des h. Geiſtes, um Alles zu verſtehen und über Alles zu urtheilen. Damit iſt die Thüre aufgethan, allen möglichen Irrthum feſtzuſtellen; der Glaube iſt den Jeſuiten in die Hände gegeben, wenn man es geſchehen läßt, daß ſo ohne Beobachtung der Form durch Anmaßung einer unmittelbaren Inſpiration gerichtet werde. Man kann einer ſo gefährlichen Neuerung ſich nicht zu ſehr widerſetzen, noch zu ſtark dagegen ſprechen. Denn offenbar iſt der Kirche nichts ſo gefährlich, nichts kann ſchlimmere Folgen haben, als die Anmaßung von Innocens X, daß, wenn die Päbſte über die ſchwierigſten Glaubensfragen urtheilen wollen, ſie der Erleuchtung des h. Geiſtes, auch ohne daß ſie etwas von Theologie verſtehen, verſichert ſind, daß der h. Geiſt machen werde, daß ſie Dinge verſtehen, welche ſie nie ſtudirt haben; Alles hänge von dieſer Inſpiration ab und

dieſe könne ihnen nicht fehlen, wenn ſie nur einige Meſſen ſagen laſſen. Auch Duval erkennt an, daß dieſe angebliche Unfehlbarkeit des Enthuſiasmus die offene Thür für alle möglichen Irrthümer iſt. Es iſt daher wichtig, daß dieſe angebliche Erleuchtung ſich nicht als eine durch die univerſelle Übereinſtimmung dieſer Zeit autoriſirte, auf die Nachwelt fortpflanze."

„Man könnte dieſem Misbrauch ein Heilmittel durch die freie Annahme der Biſchöfe beigeben. Das will aber der Pabſt gerade nicht leiden, er, der die Biſchöfe nur als bloße Vollſtrecker ſeines Willens anſieht. Aber man muß wohl betrachten, auf welche Weiſe dieſe Annahme geſchieht. Man verſammelt 15 oder 20 Biſchöfe [1]), die gerade bei Hof ſind. Man läßt die Sachen durch ſie de plano ohne irgend eine Prüfung, Feierlichkeit oder Berathung annehmen. Und ſie maßen ſich ſofort an, allen Biſchöfen damit ein Geſetz zu geben, ſo daß dieſe gar nicht mehr zu berathen hätten. Sie maßen ſich an, ihr Verfahren mache ein Decret unfehlbar, in dieſen Verhandlungen führt man den abſcheulichen Misbrauch ein, man müſſe gegen ſeine Überzeugung der Stimmenmehrheit nach unterzeichnen. Marca ſagte, wenn er (in dieſen Verſammlungen) Biſchöfe ſah, die ſeiner Abſicht widerſprachen: Laſſet ſie reden und ſchwatzen, was ihnen beliebt, wir haben die Mehrheit und ſie werden unterzeichnen. Man wird nicht ſehen, was ſie hier geſprochen haben, ihre Unterſchrift aber wird ein Zeichen von ihrer Übereinſtimmung ſein."

Aber was war unter ſo fatalen Umſtänden zu thun? — Arnauld antwortet uns: „Das Beſte wäre geweſen, im Augenblicke des Erſcheinens des Breves loszubrechen, es als die Frucht eines offenbaren Betrugs zu verſchreien, da es offenbar von Paris (zuerſt nach Rom) ausgegangen war, wie Marca ein fertiges Exemplar bei einer ähnlichen Gelegenheit nach Rom ſchickte." — Allein die Feinen unter den Freunden Port-Royals ließen ja den entſcheidenden Moment verſtreichen, indem ſie das Breve noch zu ihrem Vortheil drehen zu können vermeinten. Arnauld war entſchieden gegen die Rückſichtnahmen, womit man Alles verderbe und welche nur um eitler Hoffnungen willen beobachtet werden.

1) Wie gerade im vorigen October mit der Annahme des Breves geſchah.

Er ſchreibt am 6. September 1663 an de la Lane: „Man kann in der Mitte, worauf man ſich zurückziehen wollte, nicht beſtehen. Alle dieſe Mittelwege zwiſchen einem feigen Aufgeben der Wahrheit und einem offenen Bekenntniſſe und Behauptung derſelben werden uns die geſuchte Ruhe nicht genießen laſſen. Man kann damit nur durch eine vollkommene Unterjochung zu Ende kommen. Dieſe Partei haben die Väter des Oratoriums ergriffen; ſie glaubten den Jeſuiten eine weitere Ausführung ihrer böſen Abſichten unmöglich gemacht zu haben, indem ſie ſich entſchloſſen, Alles zu unterzeichnen, was man ihnen vorlegen würde, und ſie rühmen ſich einer ſehr geſchickten Politik, weil ſie damit allerdings den gröbſten Unterdrückungen entgangen ſind. Man hat uns glauben gemacht, man wolle uns wohlfeiler durchkommen laſſen; aber man hat uns betrogen und wir haben uns ohne Grund mit dieſer Hoffnung geſchmeichelt. Haſſen doch die Jeſuiten uns mehr als das Oratorium, und ihre Feindſchaft wird nicht geſtillt ſein, ehe ſie uns durch die äußerſten Erniedrigungen entehrt oder durch alle möglichen Gewaltthaten unterdrückt haben."

„Ich hoffe, daß Gott uns allen die Gnade ſchenken werde, daß wir uns lieber dem Äußerſten ausſetzen, ehe wir jenes thun. Da wir nun einmal entſchloſſen ſind, nicht darein zu ſinken, ſo wollen wir uns auch ſo benehmen, daß wir ihnen keine Gelegenheit geben, die Leute glauben zu machen und überall zu verkündigen, wir ſeien darein geſunken. Das iſt das einzige Übel, wogegen das Gegenmittel in unſerer Hand ſteht, die anderen alle haben wir nur zu erwarten und zu erdulden, wenn ſie kommen. Umſonſt würden wir uns plagen, die Verfolgungen abzuwenden, welche dieſe neuen Breven erwecken können. Darüber haben wir keine Gewalt. Wir können nur von der Wahrheit Zeugniß ablegen und allen Vorwand entfernen, daß man uns nicht beſchuldigen könne, daß wir ſie verlaſſen haben. Das habe ich von meiner Seite zu thun verſucht."

Wie Arnauld nun den Kampf eröffnete, den Kampf auf Leben und Tod, wie ſchonungslos er das Verfahren der Gegner aufdeckte, erhellt aus ſeinen Briefen vom Anfange des Jahres 1664. „Ich habe Annat und die mit ihm durch Kabale vereinigten Prälaten als Leute ohne Gewiſſen angeſehen, an die Ungerechtigkeit verkauft, auf welche keine Gründe Eindruck machen

können; es ſteht mit ihnen ſo, daß wenn etwas im Stande iſt, ſie aufzuhalten, oder ihre Gewaltthaten zu mäßigen, ſo kann es nur die Furcht vor öffentlicher Infamie ſein, welche auch ferner immermehr über die Urheber einer ſo unerträglichen Tyrannei, welche man in der Kirche aufzurichten beabſichtigt, zu bringen ich befliſſen ſein werde. Was kann man auch Anderes mit Leuten thun, welche gegen alle Gründe eine eherne Stirne haben, welche ſich um Recht und Unrecht nicht kümmern! nur die Furcht, vor der Welt als ganz lächerlich zu erſcheinen, kann ſie etwas aufhalten. Daher glaube man nicht, mir einen ſonderlichen Einwurf zu machen, wenn man mir ſagt, ich ziehe ſie ins Lächerliche. Es giebt in der Kirche keine Strafen mehr für ungerechte, laſterhafte Biſchöfe. Aber die öffentliche Beſchämung ſoll ihnen eine Strafe ſein, und die ganze Nachwelt ſoll wiſſen, was für Leute die Verfolger der Wahrheit waren."

Arnauld hatte den Ton der Provinzialbriefe in Schutz genommen, allein darum ſtand ihm die Waffe des Lächerlichen nicht in gleichem Maaſe zu Gebote. Die Nachahmung derſelben in den mit ſeiner Mitwirkung von Nicole verfaßten Satyren ſteht allerdings weit hinter den „kleinen Briefen" zurück.

Arnauld hatte nicht die Ruhe des Genius und des Humors, und er glaubte damit „Gott einen Dienſt zu thun." Es iſt wahr, er erwartete auch nicht, daß die Feinde dadurch von ihrem Vorhaben ſollten abgebracht werden; da das nicht geſchah, tadelten die Furchtſamen ſeine Weiſe als eine fruchtloſe. „Was bei ſolchen Gelegenheiten täuſcht, iſt, daß man von dieſen Schriften Folgen haben möchte, welche ſie doch nicht haben ſollen, ſagt Arnauld; nach dieſen Folgen beurtheilt man ſie. Man möchte, daß ſie die verhärtetſten Herzen erweichten und der Verfolgung Stillſtand geböten; ſieht man aber, daß die Feinde der Wahrheit nur noch gereizter ſind, daß man nicht weniger verfolgt wird, ſo ſchließt man daraus, daß dieſe Schriften nichts werth ſind, daß ſie nur ſchaden. Jeſus aber ſagt uns, daß wir uns freuen ſollen, wenn man uns verfolgt, und wir ſtellen uns die Verfolgung als das ſchlimmſte Übel vor. Es heißt von Chriſto ſelbſt, er ſei zum Verderben und zur Auferſtehung Vieler gekommen, das Licht, welches er in die Welt gebracht, habe Diejenigen, welche zu ſehen glaubten, blinder gemacht, Diejenigen aber mehr aufgeklärt, welche nicht

ſahen. Und wir wollen, daß unſere Werke mehr Wirkung auf die Seelen hätten; wir werden damit unzufrieden, wenn nicht alle Welt dadurch bekehrt wird. Welchen Beifall ſie auch bei Billigen erlangen werden, wir werden finden, daß ſie kein Glück gemacht haben, ſobald Leidenſchaftliche, deren Ungerechtigkeiten ſie aufdecken, ſich zornig darüber ſtellen. Im Gegentheile wäre es ein ſehr böſes Zeichen, wenn Niemand dadurch verletzt wäre.“

Das iſt offenbar eine angreifende Apologie gegen die Männer von der erſten Generation Port-Royals, gegen Barcos, gegen Singlin, gegen Klagen, wie die, welche wir oben aus dem Munde Lancelots vernahmen. Es handelte ſich darum, wie die Pflichten gegen die Wahrheit ſich mit der oft entgegenſtehenden Pflicht der Friedfertigkeit, der Freundſchaft ins Gleichgewicht ſtellen ließen. „Obgleich Gott eben ſo wohl der Gott des Friedens iſt, ſchreibt Arnauld, als der der Wahrheit, ſo iſt doch der Unterſchied, daß jede Wahrheit von Gott iſt, aber nicht jeder Friede. Chriſtus wünſcht uns nicht jeden Frieden, ſondern nur den ſeinen.“ — Beſonders d'Andilly und den anderen Unterhändlern gegenüber deckt er auf, wie die weltliche Freundſchaft und Ehre, die Discretion und die Sucht, in dieſem Sinne heroiſche Handlungen zu vollbringen, ein Götze ſei, den man Brüder, Schweſtern, Töchter, die Wahrheit, die Kirche, Gott ſelbſt zum Opfer bringe. Dr. Arnauld kämpft nicht mehr für die göttliche Auctorität des Prieſters, wie St. Cyran ſie unantaſtbar trug, ſondern für ſein Recht als Theologe. „Die politiſchen Unterhändler ſehen den Theologen als den ſchlechteſten Unterhändler an, ſagt er, vergeſſen aber, daß man die Kirche nur vertheidigen könne, wenn man ihren Geiſt und ihre Weiſe kennt, während der Theologe mit der Taubeneinfalt oft Schlangenklugheit verbindet. Jene aber mit ihren der Phantaſie entnommenen Begriffen von Ehre und Freundſchaft laufen gegen göttliches und menſchliches Recht und gegen alle Klugheitsregeln an.“

Im December 1663 ſchrieb Arnauld an de la Lane: „Hätte es Theologen gegeben, die vom Eifer für die Kirche und für die Wahrheit beſeelt geweſen wären, und mit Kraft die Misbräuche der Abläſſe und in anderen Stücken vorgeſtellt hätten, welche Luther die Veranlaſſung zu ſeinem Schisma gaben, ſo hätte man geholfen. Ohne dieſes Ärgerniß hätte Luther ſein Schisma nicht

gemacht, welches der römiſchen Kirche die Hälfte Europas genommen hat. — Die Häretiker ärgern ſich entſetzlich an dem, was jetzt geſchieht. Sie bemerken es nicht durch das, was man ihnen davon ſagt, ſie ſehen es ſelbſt. Aber ſie ſchreiben darüber nicht aus zwei Gründen; erſtlich damit man nicht gegen ſie ſchreibe, ſo lange der Streit währt, zweitens damit die Sachen aufs Äußerſte getrieben werden. Denn ſie fürchten, wenn ſie darüber ſprechen, möchten Pabſt und Biſchöfe ſich genöthigt ſehen, dieſen Streit zu beendigen und die (janſeniſtiſchen) Theologen in Ruhe zu laſſen. Schon längſt haben die reformirten Prediger den Entſchluß gefaßt, nichts über dieſes Verfahren zu ſchreiben, um den Verlauf deſſelben nicht aufzuhalten.“ — Demnach hatten die Reformirten die einfältige, ſchädliche, aber ganz charakteriſtiſche Indiscretion der Gröninger und Zürcher endlich eingeſehen, durch welche die Abneigung der Janſeniſten gegen die Proteſtanten ſich zum Theil erklärt. — Dieſe Grundſätze Arnaulds wurden von Port-Royal nun entſchieden angenommen und von den Nonnen noch ſtrenger gehalten, als von ihm ſelbſt. Das Interregnum, welches beſonders während der Unterhandlungen eingeriſſen war, war zu Ende.

Verſöhnung des Königs und des Pabſtes.

Indeß rückte die für Port-Royal unheilſchwere Verſöhnung des Königs und des Pabſtes vorwärts. Der Cardinal-Nepote, Flavio Ghigi, reiſte von Rom im Frühjahre 1664 an den Hof Ludwigs ab. Die Jeſuiten und „unzählige Mönche“ (infiniti monachi) warteten ihm auf der Reiſe auf [1]). Er wurde mit Verſen überhäuft. Der Nepote ließ an die Mönchsorden und an die Nachbarbiſchöfe der janſeniſtiſchen Biſchöfe den Befehl ergehen,

1) Er ſchreibt dem Pabſt von den Audienzen, die er „nach der Meſſe und dem Frühſtück“ zu geben hatte. Schon in Arles, wo der alte, blinde, wie es ſchien der Kurie ſehr ergebene Erzbiſchof Grignan ihn beſuchte, hatte der Nepote das Heimweh. „Ich kann mich an dieſe Art zu leben nicht gewöhnen, ſchreibt er, noch an die zu eſſen und zu trinken. Alles iſt ſchmutzig, ſchlecht, meinem Geſchmacke und der italieniſchen Delikateſſe entgegen. Hier tranchirt man nicht, wechſelt man die Teller nicht, man bringt in der Hand einen Becher mit Waſſer, miſcht ihn nach Gutdünken mit recht ſchlechtem Wein. Ich ſeufze nicht nur nach der Rückkehr nach Italien, ſondern zunächſt nach der Ankunft in Avignon, wo ich mir auf meine Weiſe werde dienen laſſen und in meiner Freiheit und Ruhe mich aufhalten werde.“

ſie ſollten dieſe nicht mehr als Biſchöfe anerkennen. Derſelbe ſchreibt an den Pabſt: Soviel ich bis jetzt erkundigen konnte, indem ich den Nachbarbiſchöfen Commiſſionen gegen die anderen auftragen wollte, ſo wird man auf Widerſtand der Parlamente ſtoßen, bei welchen die Diöceſan-Biſchöfe die ſogenannte Appellation de abuso einlegen werden, und dieſe werden ſich anmaßen, mit ihren Urtheilsſprüchen die Execution zu verhindern. Ob es nun gleich gewiß iſt, daß ſie vermöge der gallikaniſchen Freiheit ſich dieſe Auctorität nicht mit Recht anmaßen können, ſo läßt mich doch die Erfahrung ſehen, daß wenn man nicht den Beiſtand des Hofes hat, ſich beſonders auch die Geiſtlichen wenig um die Befehle kümmern, die von uns ausgehen [1]).

Der neue Erzbiſchof ſucht Port-Royal zur Unterſchrift zu bewegen.

Hatte ſchon das Formular die Nonnen von Port-Royal beſonders durch die Worte erſchreckt, daß ſie mit dem Munde und mit dem Herzen etwas als Glaubensſache bekennen, was ſie weder als ſolche anſahen, noch für wahr halten konnten, ſo hatte das Breve ihnen die Unterwerfung noch ſchwerer gemacht. Der Erzbiſchof ſtellte ihnen zwar das Formular und das Breve als Daſſelbe dar. Allein die Nonnen wollten doch auch kennen, was ſie unterſchreiben ſollten, um ſich zu überzeugen, ob ſie ſich zum letzten Breve oder zum Formular eher verſtehen könnten. Sie fanden aber, daß der ganze Unterſchied darauf hinauskomme, daß das Formular nur eine Perſon verurtheile, die ſie nicht kennen (Janſen), die Conſtitution Alexanders aber verdamme als Kinder der Ungerechtigkeit alle Perſonen, für welche ſie die größte Achtung haben, von denen ſie einige ſeit 25 und 30 Jahren ſo gut kennen.

1) Weiter ſchreibt der Cardinal-Nepote an den Pabſt: „Ich wage nicht zu entſcheiden, ob der Biſchof von Cotanza (Contence?), in der Provinz von Rolano, Janſeniſt iſt, wie man behauptet; ſeine Capacität veranlaßt ihn nicht ſolche Materien ſehr zu ergründen. Was den von Monod-Albano (Montauban?) betrifft, ſo läuft das Gerücht, daß er nicht dem Glauben nach Janſeniſt ſei, daß er ihnen aber wohl anhängen könne, um einen Anhang zu haben für ſeine Meinungen, welche wenig Ehrerbietung für den römiſchen Stuhl bezeugen, aus Haß gegen die Mönche und aus ſolcher hohen Meinung von ſeiner Gerichtsbarkeit, daß ſie ihn abgeneigt machen muß, irgend einen Oberen anzuerkennen. Ihm iſt die Beſtätigungsbulle vorzuenthalten."

Indeß konnte der Erzbiſchof, ſo lange er nur die königliche Ernennung hatte, noch nicht mit ſtrafender Auctorität auftreten. Endlich am 10. April 1664, am grünen Donnerſtage, erhielt Perefixe die Beſtätigungsbulle von Rom. Die Friſt Port-Royals war nahezu erfüllt. Als zur Oſterzeit vor drei Jahren die Zöglinge und Novizen vertrieben wurden und man die Zerſtörung des Kloſters für unmittelbar bevorſtehend hielt, öffnete eine Nonne in dieſen Gedanken das Buch Daniel und fand die Worte: usque ad tempus et tempora et dimidium temporis.

Da dieſen Tag gerade ſogenannte Retraite, ſtille Betrachtung in Port-Royal gepflogen wurde, ſetzte Agnes die Gemeinſchaft nur durch einen Laufzettel in Kenntniß, worin ſie zugleich zu Gebeten aufforderte, daß Gott dem Prälaten auch die Geſinnungen eines Vaters gegen das Haus gäbe, da er ihm ja auch dieſe Eigenſchaft gegeben habe; zugleich ermahnte ſie alle, ſich vorzubereiten auf das, was ſie von ihm würden zu leiden haben; er würde ja keine Gewalt über ſie haben, wenn ſie ihm nicht von oben gegeben wäre. Die Herzogin von Longueville beſuchte noch denſelben Tag die Schweſtern, welche ſie ſehr niedergeſchlagen zu treffen meinte. Aber man ſprach zu der hohen Beſchützerin mit noch feſterer Hoffnung für die nächſte Zukunft, als man im Grunde hatte. Gegen geringere Freunde war man wohl offenherziger.

Die Herzogin ſandte auch an den Erzbiſchof einen längeren Aufſatz zu Gunſten Port-Royals und verwandte ſich perſönlich bei ihm. Der Biſchof von Angers fügte ſeinem Glückwünſchungsſchreiben ernſte Vorſtellungen bei. Auch ihm iſt die Ehre des Epiſkopats wichtig; „ſonder Zweifel, ſchreibt er, wird Gott durch dieſe Verleumdung (der Gegner) und den damit verbundenen Irrthum (der Unzertrennlichkeit des Factums von der Glaubensnorm) viel mehr verletzt, als durch dieſe übergroße Freimüthigkeit. Und wäre es nicht befremdend, daß Prälaten, welche ihre Ehre nur im Verhältniß zur Ehre Gottes anzuſehen haben, ſo empfindlich wären in dem, was ſie ſelbſt zu verletzen ſcheint, und ſo unempfindlich für das, was ganz gewiß die Ehre Gottes verletzt?“ — Ste. Marthe in ſeinem Schutzſchreiben ſtellt dem Erzbiſchofe vor, wie unbillig es ſei, die Zartheit des Gewiſſens an den Nonnen zu ſtrafen, während man ungeſtraft geſchehen laſſe, daß täglich Blasphemieen durch Schriftſteller verbreitet werden, daß ſie den

Sündern die Seligkeit verſprechen, ohne daß ſie Gott je geliebt hätten; daß ſie die Leute nur dann zur Liebe Gottes verpflichten, wenn ſie in einer Todſünde ohne Beichtprieſter ſterben ſollten; ja während man lehren darf, daß man nie ſündige, wenn man nur einer probabeln Anſicht folge, und daß man, um zu ſündigen, in Form einer Demonſtration die Gewißheit haben muß, daß die Handlung ſchlecht ſei.

Den 8. Juni 1664, am Trinitatisfeſte, erließ der neue Erzbiſchof ſein Mandement (Beilage XVIII), worin er zwar die alsbaldige Unterſchrift des Formulars der Biſchöfe gebietet, aber daſſelbe auf eine eigenthümliche Weiſe auslegte. Denn er erklärte wenigſtens in ſtillſchweigendem Widerſpruch gegen die wiederholte Entſcheidung Alexanders VII und gegen die ausdrücklichen Beſtimmungen des Formulars, man könne nur aus Bosheit oder Unwiſſenheit behaupten, die Kirche verlange, daß man als einen göttlichen Glaubensartikel annehme, daß die fünf Sätze Janſens Lehre und in ſeinem Sinne verdammt ſeien. Er unterſchied auf eine den Janſeniſten ſich nähernde Weiſe die kirchliche Entſcheidung über Dogma und über die perſönliche Thatſache; nur für jene Entſcheidung verlangt er die unbedingte Unterwerfung des Glaubens, als unter eine göttliche Auctorität, für das Zweite, für die kirchliche Entſcheidung über die Thatſache, zwar auch eine innere Überzeugung, aber nur ein ſich Dareinergeben, acquiescement de foi humaine ou ecclesiastique; ein unklarer Ausdruck, den Nicole ſogleich mit ſehr unangenehmer Beſtimmtheit unterſuchte. (Siehe Beilage XIX.) Dieſes Buch iſt von großer Bedeutung, eine ruhige Section der Grundſätze, welche die kirchlichen Auctoritäten und ihre Untergebenen leiteten. Merkwürdig iſt, wie klar ſich darin das Bewußtſein ausſpricht, daß nur durch einen gemäßigten Zweifel dem bodenloſen Unglauben und dem Zerfalle der ethiſchen Grundlagen vorgebeugt werden könne, wie Unterdrückung der Gewiſſen zur beſchönigten Gewiſſenloſigkeit führe. — Das Mandement war indeß ein Zugeſtändniß, welches den Janſeniſten die Unterwerfung erleichtern, die Unentſchiedeneren von Denen trennen ſollte, welche das Äußerſte wagen wollten.

Die Lehre von der Unfehlbarkeit des Pabſtes in Beſtimmung von Thatſachen war der königlichen Auctorität gefährlich; das Parlament war entſchieden dagegen, die Sorbonne dafür. Der Mit=

telweg des Erzbiſchofs iſt offenbar ein Ausfluß und die Krone der Probalitäts-Lehre. — Der Erzbiſchof hielt beſonders das Beiſpiel Janſens vor, welcher ja ſein Werk unbedingt dem Urtheile des Pabſtes unterworfen habe. — Damit man aber nicht in Zweifel wäre, wen man damit zunächſt meinte, ließ er der Äbtiſſin von Port-Royal denſelben Tag noch ſein Mandement mittheilen und den Anfang ſeiner Viſitation auf den nächſten Morgen ankündigen. Er erklärte den Nonnen, daß er gekommen ſei, ſich von ihrem Gehorſam gegen den päbſtlichen Stuhl zu überzeugen, einer Tugend, welche er als den Grund aller anderen und als die für das Beſtehen jeder Geſellſchaft nothwendigſte rühmte. Er hoffe, ſie werden dem Beiſpiele des „großen Mannes" folgen, zu deſſen Vertheidigung ſie, nach der über ſie herrſchenden Meinung, etwas geneigt ſeien. Janſen habe als ehrlicher Mann ſeine Lehre in der Überzeugung vorgetragen, daß ſie die echte Lehre Auguſtins ſei; er habe aber auch als wahrer Chriſt erwogen, daß er als Menſch ſich habe täuſchen können, und deshalb ſein Urtheil dem des Pabſtes unterworfen. Sie dürften nicht fürchten, ſein Andenken zu verunglimpfen, indem ſie dem von ihm gegebenen Beiſpiele folgten.

Pereſixe hielt auch mündlich den viel benützten Ausſpruch Vincents von Lerins den Nonnen warnend vor, es geſchehe manchmal, daß Jemand, welcher Irrthümer lehrte, ſelig werde, während Diejenigen, welche ihm folgen, ins Verderben gerathen, indem ſie ihn vertheidigen. — Als Magdalena Chriſtine Briquet im Verlaufe des Verhörs erwähnte, Bail habe von ihnen verlangt, über Janſen, ſo gut als über Neſtorius, das Anathema auszuſprechen, ereiferte ſich der Erzbiſchof: „Bail iſt ein Narr, daß er euch das geſagt hat! Ich wollte ihn bei der Hand haben, er müßte mir alsbald widerrufen. Wenn er ſich weigerte, würde ich ihm ſagen, daß er ein Narr, ein Unvernünftiger (un impertinent), ein Menſch ohne Verſtand, ein frecher Menſch (un insolent) iſt!" — Die Schweſter erwiderte, ihre Vorgeſetzten haben ihnen doch befohlen, Bail zu gehorchen. Sie haben alſo doch gut gethan, ihm in dieſem Stücke nicht zu gehorchen und nicht über einen ehrwürdigen Todten ein Anathema auszuſprechen, welches ſie jetzt nicht mehr ungeſchehen machen könnten.

Der Erzbiſchof räth den Nonnen, ſich im Gebete am Fuße

des Kruzifixes ganz unbedingt Gottes Willen zu übergeben und ſeinen Eingebungen, den Befehlen ihrer Vorgeſetzten zu folgen. Das gezieme ſich für Jungfrauen. Damit verbindet er unmittelbar, daß ſie ihren Feinden, den Jeſuiten, ein Schnippchen ſchlagen und denſelben jeden Vorwand zur Verfolgung aus den Händen winden würden, indem ſie unterzeichneten. (Der Pfarrer von St. Nikolas aber ſagte: Sie ſehen die Unterſchrift als eine Angelegenheit der Jeſuiten an und wollen darum nicht nachgeben.)

Der Erzbiſchof nahm die Sache als eine Ehrenſache; er gab den Nonnen das Ehrenwort, er verlange nichts Unrechtes von ihnen. Den 24. Auguſt ſoll er in ſeinem verſammelten Rathe geſagt haben: Dieſe Nonnen wollen nicht unterzeichnen, weil ſie eine Ehrenſache daraus machen, und ich mache eine daraus, ſie zur Unterſchrift zu vermögen. Er hatte es wohl auf ſich genommen und gleichſam eine Wette eingegangen, daß er durch einige Nachgiebigkeit die Unterwerfung leicht zu Stande bringen werde. Die Königin-Mutter ſoll wiederholt ſehr bedeutſam zu ihm geſagt haben: Herr von Paris, erinnern Sie ſich, unter welcher Bedingung Sie dieſes Bisthum erhalten haben; nun wird man ſehen, wie Sie ſich benehmen! — Man ſagte ſogleich, beſonders Annat habe ihm die Zerſtörung Port-Royals zur Bedingung gemacht. Er betheuert ſich beim Sacramente, er beruft ſich darauf, „daß er eben Meſſe geleſen habe.“ — Er gab ſich alle Mühe, ſie zu überreden, zu überzeugen. So niedrig auch ſeine Gleichniſſe öfters waren [1]), ſo leidenſchaftlich er auch öfters wurde, ſo war er doch anfangs nicht ohne ein gewiſſes Wohlwollen. Er ermangelte nicht, ihnen auch ſehr gewichtige Vorſtellungen zu machen, z. B.: Die janſeniſtiſchen Theologen wollen das Factum nur darum nicht verdammen, um die verdammte Lehre ſelbſt einmal wieder vertheidigen zu können. — „Wenn es wahr iſt, ſagt er, daß der Pabſt und die Kirche in Thatſachen nicht untrüglich ſind, ſo daß der Pabſt ſich in dieſer hätte täuſchen können, ſo kann man durch dieſelbe Maxime den Grund unſeres Glaubens umſtürzen. Könnte ich nicht nach derſelben abſcheulichen Meinung ſagen, es ſei mir erlaubt, an Allem zu zweifeln, was die h. Schrift ſagt? Iſt es nicht eine Thatſache, wenn es ſich darum handelt, zu wiſſen, ob die Vulgata,

1) Z. B. wenn der Pabſt euch geböte, ihr ſollt eurer Äbtiſſin eine Ohrfeige geben, ſo dürftet ihr ihm ſagen: Du biſt nicht klug, du biſt ein Narr!

welche mir die Kirche heut zu Tage als die wahre h. Schrift vorlegt, korrekt gedruckt und getreu überſetzt iſt? Wir haben ja die Originale nicht. Und wenn ich daran zweifle, ob das die rechte h. Schrift ſei, ſo bin ich nicht verpflichtet, ihren Ausſprüchen mich zu unterſtellen. Iſt es nicht eine Frage über ein Factum, ob die allgemeinen Concilien, die über Glaubenspunkte entſchieden haben, legitim und frei verſammelt waren?"

In Port-Royal hielten die Meiſten die leiblichen Strafen gegen die Reformirten, wenigſtens gegen Diejenigen, welche zu ihnen übergingen, für gerecht. Der Erzbiſchof beruft ſich darauf, um zu zeigen, daß auch ſie mit Recht für ihren Eigenſinn beſtraft werden. Er aber wollte lieber von ſeinem Blute geben, um ſie herauszuziehen [1]). Sie müſſen aber auch ſelbſt etwas dazu thun.

Am Schluſſe der Viſitation ſtellte er ihnen vor: „Ihr zieht die Privatanſichten einer kleinen Handvoll Leute der Anſicht des Pabſtes und eures Erzbiſchofs vor. Die Perſonen haben euch mit Vorurtheilen eingenommen und euch zu Behauptung ihrer Partei bewogen. Ich will über ihre Abſichten nicht urtheilen. Aber vielleicht wollten ſie euch lieber zu Grunde gehen, als euch das erfüllen ſehen, was man von euch verlangt. Sie ſind ſehr froh, eine ſolche Kloſtergemeinde für ſich zu haben. Das iſt eine große Corporation, ſehr tugendſame Jungfrauen; das macht Aufſehen! Daher thun ſie alles Mögliche, um euch in ihren Anſichten zurückzuhalten. Ihr werdet mich nicht glauben machen, daß ihr ihre Schriften nicht geleſen habt, wenigſtens einige von euch. Denn ich ſehe, daß die Antworten von Mehreren unter euch Daſſelbe ſind, was in ihren fliegenden Blättern und in ihren Wiſchen (paperasses) ſteht."

Zum Abſchiede legte der Erzbiſchof den Nonnen als Buße für ihren bisherigen Ungehorſam auf, daß ſie während der noch übrigen Bedenkzeit von drei Wochen täglich das veni creator ſingen und die Perſonen, die er ihnen ſenden werde, beſonders Chamillard, und ihre Gründe geduldig anhören ſollten. — Dieſe Bedenkzeit verlängerte ſich noch durch eine Krankheit des Erzbiſchofs.

1) Die Nonnen ihrerſeits hegten ohnedies den Wunſch, „ihr Blut für ihre Überzeugung zu vergießen." Beide Theile betheuren, daß ſie „passion" für ihre Sache haben.

Die zu Bearbeitung der Nonnen aufgeſtellten Geiſtlichen verſuchten zuerſt die Nonnen von der Pflicht der Unterwürfigkeit zu überzeugen, bald aber nur noch irgend eine Unterſchrift, die ſich zeigen ließe, ihnen abzuringen. Pater Esprit ſprach auf ſchlau ſentimentale Weiſe von der verkannten Güte des Erzbiſchofs. Er ſtellte es dar, als verlangte man von ihnen nur die Erklärung, daß Janſens Lehre vom Pabſte verdammt worden ſei. Chamillard war leidenſchaftlicher Ultramontaner und unterſchied ſich von den meiſten Predigern der Unterſchrift dadurch, daß er für ſeine Überzeugung auch zu leiden wußte. Er wurde, als er ſich weigerte, die vier Artikel der ſogenannten gallikaniſchen Freiheit von 1682 zu unterſchreiben, ins Exil geſchickt. Er erklärte, man verlange von den Nonnen Unterſchrift, weil ſie unter den Geiſtlichen (ecclesiastiques) eine Stelle einnehmen. Sie dagegen beriefen ſich darauf, daß Paulus den Weibern geboten habe zu ſchweigen; ſo wollen ſie es auch bei dieſer Angelegenheit halten. Chamillard ſagt, man verlange von ihnen ja nur, daß ſie ein kleines Wort ſchreiben, nicht daß ſie predigen. Angelica erwiderte, ſie wollte lieber noch eine Predigt halten, als das Formular unterſchreiben. Die Nonnen widerſtanden ſtandhaft allen Auswegen zweideutiger Formulare (ſiehe Beilage XX); ſie erklärten feierlich, daß ſie auch nicht die entgegengeſetzte Meinung haben, nämlich daß die verdammte Lehre ſich nicht in Janſens Auguſtin finde, ſondern daß ſie völlig unwiſſend darüber ſeien. Beinah alle unterſchrieben die Erklärung: „Ich verſpreche eine aufrichtige Unterwerfung und Überzeugung für den Glauben, und in Betreff des Factums in der unſerer Verfaſſung und unſerem Stande entſprechenden Ehrerbietung und Stillſchweigen zu verbleiben.“ Champagne ſuchte den Erzbiſchof zur Annahme derſelben zu bewegen, aber umſonſt. — Vor Allem ſuchte man ihn von einem neuen perſönlichen Beſuche abzuhalten, da er über deſſen Erfolgloſigkeit ſich immer ſehr gereizt, beleidigt und hitzig zeigte.

Die Nonnen wurden auch durch die Anekdote geſtachelt, daß Annat geſagt habe, Diejenigen, welche das Formular unterſchreiben, ohne an das Factum zu glauben, beweiſen hinreichend, daß es für die Janſeniſten etwas Gewöhnliches iſt, zu lügen und ihren Glauben zu verleugnen. — Sie wußten, daß man ſie als für den Staat wie für die Kirche gefährliche Perſonen zu behandeln

bereit war. In einem der Verhöre während der Viſitation hatte Angelica zum Erzbiſchofe über St. Cyran geſagt: Sie wiſſen, was er für ein Verbrecher war! — Ja ein Verbrecher, erwiderte der Erzbiſchof auf dieſen Spott, die Folge hat gezeigt, daß er ſchon die Abſicht hatte, eine Secte zu bilden. Cardinal Richelieu war damals in Compiegne, ich ſein maitre de chambre. Er rief mich noch denſelben Tag zu ſich und ſprach: Beaumont, ich habe heute etwas gethan, was ein großes Geſchrei gegen mich verurſachen wird. Ich habe dieſen Morgen St. Cyran verhaften laſſen. Ich ſehe voraus, daß alle Gelehrte und Ehrenmänner, beſonders ſeine Beichtbefohlenen, ſich gegen mich auflehnen werden; und man muß geſtehen, er iſt gelehrt und rechtſchaffen. Was man aber darüber von mir ſagen mag, ich bin überzeugt, daß Kirche und Staat mir für den wichtigen Dienſt, den ich ihnen hiemit gethan, Dank ſchuldig ſind. Denn das iſt eine meiner Maximen, daß Alles, was je der Kirche die Ruhe ſtören kann, auch die des Staats gefährdet. Dem zuvorzukommen, iſt alſo ein wichtiger Dienſt gegen beide. Das ſagte der Cardinal mir ſelbſt, und er ſprach nicht in den Wind."

Die Nonnen beſtellten ihr Haus, ſie legten Appellation bei den Gerichten auf Erden und bei den Heiligen des Himmels ein, und eine Erklärung über ihre Geſinnung in die Hände der Herzogin von Liancourt nieder. Beſonders beurkundeten ſie ihren Glauben an das Tridentinum. Sie erklärten zum Voraus alle Gewalt, die man an dem Kloſter, ſeinen Perſonen, Rechten und Gütern üben würde, für null und nichtig und ſtellten für einen Sachwalter Vollmacht aus.

Die Bittſchriften (requêtes) an die Heiligen, welche auf den Altären niedergelegt und worin ſie um ihre Fürſprache bei Gott gebeten wurden, ſind von der Mutter Agnes abgefaßt. Sie ſollten wohl zugleich eine factiſche Widerlegung der Verleumdung ſein, man bete in Port-Royal nicht zu den Heiligen. Sie waren an die beiden Apoſtelfürſten, an Sta. Magdalena, an St. Laurentius, an Maria gerichtet. Man bittet nicht um Abwendung der Gefahr, ſondern um den Geiſt, dieſelbe auf die rechte Weiſe zu ertragen, „um das Verſtändniß, daß es, um Chriſti göttliche Belehrungen zu erfüllen, nothwendig iſt, daß wir ihm auf dem Wege zum Tode folgen, wohin er von allen Denen begleitet ſein will, welche

Antheil an ſeiner Auferſtehung haben möchten; daß Gott uns die Gnade ſchenke, uns nicht davor zu fürchten, Genoſſen ſeiner Paſſion zu ſein, weil wir ſie mit einer Liebe umfaſſen ſollen, welche ſtärker iſt, als der Tod.“ Die bilderreiche Sprache ſpricht ſich in der Bittſchrift an Maria aus, mit welcher Agnes in der Sprache der großen Verehrer der Mutter Gottes redet. Das ſinnigſte Gleichniß auf Maria, welches uns hier begegnet, iſt die Taube, welche nach der Sündfluth den Ölzweig brachte. Agnes ſetzte auch an Chriſtum, „der ſich mit Dornen krönen laſſen wollte, um der König der Herzen zu ſein“, eine Bittſchrift auf, wohl mit Beziehung auf die wunderkräftige Reliquie aus der Dornenkrone Chriſti: „Die Lämmer, welche der brüllende Löwe umkreiſt“, wenden ſich an ihren guten Hirten mit dem Rufe: „Herr, kümmert es dich nicht, daß wir untergehen. Aber ſie weiſen ſich ſelbſt ſogleich zurecht, denn ſie wiſſen, daß wenn du verläſſeſt, du um ſo mehr hilfſt. Sie erinnern ſich an ſo viele Gnaden, die ſie von deiner Hand empfangen haben, und beſonders, daß es dir gefallen hat, ſie in die Gemeinſchaft des Myſteriums deiner Paſſion aufzunehmen, indem du ſie das (rothe) Kreuz über ihre Kleider tragen ließeſt, zum Zeichen, daß ſie es in ihr Herz eingegraben haben ſollen.“

Entziehung des Abendmahls.

Bereits war der Genuß des h. Abendmahls vorläufig den Nonnen vorenthalten, zum Zeichen, weſſen ſie gewärtigt ſein müßten. Nachdem man freiwillige Enthaltung davon ihnen früher zu einem ſchweren Vorwurfe gemacht hatte, ſollten ſie nun durch fremde Gewalt davon ausgeſchloſſen werden. Während der reſtaurirte Katholicismus durch ſeine Überkirchlichkeit gedrungen war, im opus operatum des Sacraments alles Heil zu ſuchen, kannte man in Port-Royal etwas Höheres; das beſtändige Anbeten vor dem Sacramente bei ſeltenerem Genuß war für Gläubige, welche Alles von der freien Gnade Gottes erwarteten, eine Hinleitung zur Überzeugung, daß der geiſtige Genuß der Gnade Chriſti das Lebensbrot ſei. In der Bittſchrift an St. Laurentius heißt es: Lehre uns, auf welchem Wege du über ſo viele Schmerzen Sieger geworden biſt. Du haſt dich trunken gemacht in dem göttlichen Becher des Blutes Chriſti, welcher dich für ſo grauſame Qualen

gefühllos machte. Dieſes anbetungswürdige Sacrament, woraus du deine Kraft gezogen haſt, iſt immer daſſelbe in der Kirche. Es wird an alle ihre Kinder vertheilt. Und obgleich es uns durch die göttliche Vorſehung nicht erlaubt iſt, daran Theil zu nehmen, ſo lehrt uns doch der Glaube, daß wir dieſer Seelenſpeiſe nicht beraubt werden können, wenn wir ſie, ſo lange es dazu an einem Prieſter fehlt, von der Hand Gottes erwarten, und daß wir eine göttliche Kraft (vertu) empfangen, die uns in Allem unbeſiegbar macht, wenn wir nur würdig ſind, dem unſichtbaren Altar zu nahen, worauf unſer Hoheprieſter ſich für uns darbringt und ſich uns mittheilt, um die Seele unſerer Seele zu ſein."

Eine ſolche myſtiſche Geſinnung iſt beſonders im Geiſt der Mutter Agnes, der Verfaſſerin des Skapuliers, welche gerade in dieſen Tagen an Sevigne ſchreibt: „Wir wollen uns nun an die Gemeinſchaft der Leiden Chriſti anſchließen, um mit Demuth die Ausſchließung vom Altare zu ertragen." — Angelica ſagt wohl beſonders mit Beziehung auf dieſe Zeiten von ihr: Sie wußte ſich aller äußeren Dinge (Hülfsmittel des chriſtlichen Lebens) zu entſchlagen, wenn Gott ſie derſelben beraubte; darum nahm aber ihr Eifer für die heiligen Übungen um nichts ab, denn ſie hatte einen Durſt nach Gott, der nie genug hatte. Agnes hatte in ihrem Unterricht, was die Gemeinde bei ausbrechender Verfolgung zu thun habe, Folgendes geſagt: „Wenn Gott durch ein Gericht, das ſtets gerecht und anbetungswürdig wäre, erlaubte, daß man dieſes göttlichen Sacraments beraubt würde, ſo müßte man ſich vor dem himmliſchen Altar darſtellen, wo Chriſtus, der Hoheprieſter, ſich ohne Unterlaß dem Vater opfert, und mit ſich Alle, welche durch lebendigen Glauben und unverfälſchte Liebe mit ſeinem Leibe Eins ſind, auch wenn ſie äußerlich durch ein ungerechtes Gericht von der Gemeinſchaft der Kirche losgeriſſen ſein ſollten. Denn das beraubt ſie nicht der geiſtigen Theilnahme an dieſem göttlichen Tiſche, welchem ſich die Seele durch den Glauben naht. Das hieße eine zu geringe Vorſtellung von dieſem, für die Sinnen unfaßlichen Myſterium haben, wenn man es für ſo von den Menſchen abhängig hielte, welche es conſecriren oder austheilen, daß Chriſtus es nicht ohne ihre Vermittelung den reinen Seelen mittheilen könnte, welche durch die Ungerechtigkeit der Men-

ſchen von dieſem göttlichen Mahle vertrieben werden. So würden auf dieſe Weiſe die Sinne weniger Antheil haben und nur die Reinheit des Herzens uns Antheil verſchaffen; während es beim Empfang durch die Hand des Prieſters oft geſchieht, daß man die Kraft und Gnade des Sacramentes nicht empfängt, welches nicht an die äußere Handlung, ſondern allein an die Verfaſſung der Seele gebunden iſt, welche unter Denjenigen, die doch äußerlich Daſſelbe empfangen, einen großen Unterſchied macht."

Längſt hatte Arnauld die Worte Auguſtins (de bapt. contra Donat.) ſich und den Seinigen zum Troſt vorgehalten: „Mögen die Gottloſen in der Arche der Kirche ſtehend in ihrer Unfruchtbarkeit beharren, oder durch die Gelegenheit einer Verſuchung wie durch einen Windſtoß hinausgenommen werden — was Spreu iſt, iſt Spreu. Die Geiſtigen aber, welche darin an frommem Eifer wachſen, werden nicht außerhalb (der Arche, Kirche) ſein, weil oder wenn ſie auch entweder durch einige Verdorbenheit oder Nothwendigkeit der Menſchen ausgeſtoßen ſcheinen. Dadurch werden ſie mehr erprobt, als wenn ſie innen bleiben, da ſie ſich nimmermehr gegen die Kirche auflehnen, ſondern mit aller Kraft der Liebe auf den feſten Felſen der Einheit wurzeln."

Das Folgende entnehmen wir wörtlich, nur mit Abkürzung der Geſchichte ihrer Verfolgung, welche die Nonnen ſelbſt aufſetzten:

Donnerſtag am 21. Auguſt (1664), am letzten Tage der neuntägigen Gebete, welche wir für die Geſundheit des Erzbiſchofs hielten, kam er ſelbſt „nous en apprendre des nouvelles." Er verſammelte die Kloſtergemeinde im Sprechzimmer und ermahnte uns noch einmal zum Gehorſam. Er ſchloß ſeine Rede: „Da all mein Bitten, Ermahnen und Beſchwören unnütz war, ſo habe ich euch zu ſagen, daß ich nun eine andere Sprache mit euch ſprechen werde, ich werde fürder nicht mehr ſo mit euch ſprechen. Ich befehle euch bei der Strafe des Ungehorſams, daß ihr meine Ordonnanz und das beigefügte Formular unterſchreibt. Thut ihr es nicht, ſo werde ich ſehen, auf welche Weiſe ich mit euch zu verfahren habe. Ich entferne mich, um jetzt alle einzeln um ihren Entſchluß zu fragen, dann aber werde ich berathen, was Gott und mein Gewiſſen mir eingeben werden, um zu ſehen, was ich zu thun habe."

Während Alle mit Schrecken erfüllt waren, ſchlug Agnes das Neue Teſtament auf und las: das iſt eure Stunde und die Gewalt der Finſterniß. — Auf dieſes hin war man überzeugt, daß das Äußerſte vor der Thüre ſtehe und las das hohenprieſterliche Gebet Chriſti, welches er vor ſeinen Leiden geſprochen.

Nachdem der Einzelverhör beendigt war, ſprach der Erzbiſchof zu der verſammelten Gemeinde: „Wenn je ein Menſch auf der Erde Grund hatte, ein von Schmerz überſtrömendes Herz zu haben, ſo kann ich ſagen, daß ich mehr als irgend Jemand Grund dazu habe, nachdem ich nun euch alle in der Halsſtarrigkeit, in Ungehorſam und Rebellion erfunden habe. Aus Stolz ziehet ihr eure Anſicht der eurer Vorgeſetzten vor. Daher erkläre ich euch heute für Rebellen und Ungehorſame gegen die Kirche, und gegen euren Erzbiſchof und ſpreche das Urtheil, daß ihr unwürdig ſeid des Beſuchs und der Theilnahme der Sacramente. Ich verbiete euch denſelben zu nahen, da ihr durch euren halsſtarrigen Ungehorſam verdient habt, von allen heiligen Dingen getrennt zu werden. Nächſter Tage werde ich zurückkommen, um Ordnung zu ſchaffen, je nachdem Gott und mein Gewiſſen mich verpflichten.“ Mit dieſen Worten entfernte er ſich, horchte aber eine Weile an der Thüre. —

Alle fingen ſogleich laut zu weinen an; die Einen ſagten, der, von welchem man uns trenne, werde unſer Richter ſein; Andere ſprachen ſich ſehr ſtark und laut aus, damit der Erzbiſchof es höre, wenn er noch an der Thüre ſtände. Er kam nach kurzer Zeit zurück und verbot ihnen drohend allen Verkehr mit außen. Angelica antwortete, nachdem er ſie von den Sacramenten geſchieden habe, würde jede andere Strafe ihnen nicht mehr fühlbar ſein. Eine der Alten ſagte: Wir waren auf jeden Fall von den Sacramenten ausgeſchloſſen, da man uns derſelben zur Strafe für die verweigerte Unterſchrift beraubt, während wir uns derſelben zur Strafe für einen ſo großen Fehler ſelbſt beraubt haben würden, wenn wir unterzeichnet hätten. „Als unſere Mutter zu ihm ſprechen wollte, wollte er ſie nicht anhören und ſagte: Schweigt, Sie kleiner Eigenſinn, Hochmüthige, die ſich, ohne Verſtand zu haben, anmaßt, über Dinge zu urtheilen, wovon Sie nichts verſteht. Sie iſt nur ein keiner Zieraffe (pimbèche, ganz ordinärer Ausdruck), eine kleine Närrin, eine Nichtswiſſerin, die nicht weiß, was ſie ſagen will; man braucht nur Ihr Geſicht anzuſehen, um das zu merken!“

Dabei ſtanden ſeine Pagen und Lakeien vor der offenen Thüre. — Als einige Nonnen von dem Richter im Himmel ſprachen, der ihnen einmal mehr Recht gewähren werde, ſagte er: Ja, ja, wenn wir einmal ſo weit ſind, ſo wollen wir ſehen, wie die Sachen gehen! — Als ſie ſich auf ſeine eigene Kenntniß ihrer Unſchuld beriefen, ſagte er: „Ich ſage euch noch einmal, ihr ſeid ſehr gute geiſtliche Perſonen, eure Halsſtarrigkeit ausgenommen. Sonſt iſt an eurem Benehmen allerdings nichts auszuſetzen. Ihr ſeid recht tugendſam, ihr ſeid rein wie die Engel, und ſtolz wie Luzifer. Ihr habt einen Eigenſinn und einen Stolz vom Teufel; ihr haltet euch für fähiger über das, was ich euch gebiete, zu urtheilen, als alle Vorgeſetzten und Beichtväter.“

Die Prinzeſſin Guemene hatte das Alles im Hof gehört, da er in ſeiner Hitze ſehr laut ſprach; während ſie ihm unten vergeblich Vorſtellungen machte, ſtimmten zu Boden gebeugt und ſchluchzend die Nonnen das Miſerere und den 16. Pſalm an. Darauf unterzeichneten ſie eine Proteſtation gegen ſein formloſes, mündliches Verbot der Sacramente.

Zwei Tage darauf ſchrieb Angelica an Fräulein von Vertüs: „Ich ſage auch von Herzen, wie die beiden Jünger, es iſt nun der dritte Tag, daß Chriſtus für uns im Grabe iſt; man macht uns keine Hoffnung, daß er daraus hervorgehen werde. Und möge es Gottes Wille nicht ſein, daß man uns ſeinen Leib wiedergebe unter der Bedingung, daß wir ihn in unſerem Herzen von Neuem kreuzigen. Da wollen wir lieber mit ihm dulden und ſterben und ſo, wie St. Bernhard uns gelehrt hat, an ſeinem Blute communiciren, indem wir zur Communion (Gemeinſchaft) ſeines Leidens und Todes gehen. Wir müßten uns doch ſeine Führung mit uns ſeit 20 Jahren wenig zu Nutz gemacht haben, da wir ſtets die Zielſcheibe der Verleumdung waren, wären wir noch nicht in der Verfaſſung zu dulden. Durch Gottes Erbarmen bringen wir uns ihm mit vollkommener Unterwerfung dar, damit er in uns Allen ſeinen heiligen Willen erfülle, und wir begehren hiebei keine Gränze, noch eine Ausnahme zu machen. Daher ſind wir auch dadurch getröſtet, daß wir, während man uns des Ungehorſams anklagt, nie mehr Geneigtheit hatten, blindlings zu gehorchen, aber Gotte, deſſen Geſetz allein ohne Flecken, deſſen Wille ſtets gerecht, heilig und heiligend iſt. Dies verſichert uns aber, daß wir eben ſo viel

Geneigtheit hätten, uns den Verordnungen unſerer Oberen zu fügen, wenn dieſe uns nicht den göttlichen zu widerſprechen ſchienen, wie wir ja auch Gotte gehorchen, ſelbſt wenn er uns dadurch auf eine ſo ſtrenge Weiſe übt. — So gehören wir denn zu der Ordnung der Hündlein, welche die Broſamen ſpeiſen, die von dem Tiſche des Herrn fallen. Von dieſer Stelle kann man uns doch nicht vertreiben und wir legen uns an dieſelbe mit der möglichſten Demuth, indem wir uns alle zur Erde niederwerfen, ſo lange die Communion in der Meſſe dauert. So wohnen wir ihr auf dieſelbe Weiſe bei, wie der gute Schächer dem Opfer Chriſti, durch den Antheil, welchen wir an ſeiner Schmach und Leiden nehmen. Dieſes Opfer gereicht gewiß zu Gottes Ehre, beſonders da unter uns Seelen ſind, wie die Mutter Agnes, welche, nachdem ſie 71 Jahre das Leben der Engel nachgeahmt hat, in dieſem Alter in die Claſſe der Miſſethäter geſetzt iſt. — Dies iſt beinahe gewiß mein letzter Brief. Denn man ſagt, daß man ſpäteſtens am Dienſtag die erſten Steine vom Tempel wegreißen wird, den man zerſtören will und daß man ihn nach und nach zerſtören wird, wenn der, ſo ihn bewohnt, es nicht auf ſich nimmt, ihn zu vertheidigen.“

Man hatte in Port=Royal die Sitte, die Hoſtien im Ciborium verſchloſſen in einem durchſichtigen Gefäß über dem Altar zwiſchen Bildern anbetender Engel aufzuhängen. Dieſes war im Alterthum oft geſchehen; indeß fand dieſe Sitte ſehr heftige Tadler und gelehrte Apologeten. Den 24. Auguſt vor der Anbetung zur Veſper, als man das Gefäß zur Benediction auf den Altar herablaſſen wollte, brach der Strick, woran es hing und es fiel auf den Altar. Man vollendete die Adoration, aber voll Schrecken; denn bei der gegenwärtigen Spannung wurde es als ein ſchweres Zeichen aufgenommen. Den anderen Tag ſang man eine Dank=Antienne, da nichts von den heiligen Dingen Schaden genommen hatte. „Das tröſtete aber die Schweſter Flavie (die wir bald näher werden kennen lernen) nicht; ſie that alles Mögliche, um auch die Anderen zu überzeugen, es ſei dies ein Zeichen des göttlichen Zorns, daß Gott ſie verlaſſe, eine Vorbedeutung davon, daß das Inſtitut des heil. Sacraments bald in dem Hauſe aufhören werde.

Man beobachtete die Schritte des Erzbiſchofs genau; er war viel mit den Jeſuiten, namentlich mit Annat. Den 24. Auguſt —

St. Bartholomäustag[1]) — weihte er in der Jeſuitenkirche den neuen Biſchof von Rodez, Abelly, deſſen jeſuitiſche Moral in ſeiner medulla ihm bei den Janſeniſten den Beinamen moëlleux zuzog und der in ſeiner Biographie St. Vincents ſehr entſchiedene Äußerungen dieſes gegen St. Cyran anführte, wogegen Barcos eine „Apologie Vincents,“ eigentlich St. Cyrans, ſchrieb. —

Den 25. Auguſt begab ſich der Erzbiſchof von einem Kloſter der Stadt zum anderen. Man erkannte, daß jetzt die Stunde Port-Royals gekommen ſei. „Nichts erſchien uns nun außerordentlicher und unglaublicher, als dieſe Trennung, da wir ſie jetzt ſo nahe ſahen, nachdem wir uns doch ſo lange damit bedroht gewußt hatten, die Trennung von Denjenigen, welche uns die Theuerſten waren, deren Leitung bisher unſer Troſt und unſere Stütze geweſen war, welche wir längſt mehr als Alles, ja mehr als den Tod gefürchtet hatten.“

Der 26. Auguſt 1664.

In dieſer ſchrecklichen Erwartung brachten die Meiſten die Nacht vom Montag auf Dienſtag den 26. Auguſt, den Tag St. Bernhards, in Gebet und Thränen, vor dem h. Sacrament und vor der Reliquie aus der Dornenkrone zu, welche im Chor ausgeſtellt war. Jede that Gelübde und Gebete, um die Gnade Gottes auf uns herabzuziehen.

Freunde des Hauſes brachten Schlag auf Schlag Nachricht von dem Herannahen der Entſcheidung. D'Andilly fand ſich bei Zeiten auf ſeinem Poſten im Sprechzimmer ein; er wurde mit dem Loſungswort: Haec dies quem fecit dominus empfangen. Er

1) Zu Vermeidung jedes Misverſtändniſſes wird bemerkt, daß dieſe Parallele nicht von Port-Royal ſelbſt gemacht wird, ſondern nur uns nahe liegt. — Eine merkwürdige Parallele bietet die gleichzeitige Abſetzung Paul Gerhardts dar, weil auch er durch ſein Gewiſſen gehindert war, einen Revers anzuerkennen. Er zeigt dieſelbe Zartheit des Gewiſſens wie die Nonnen; in Frankreich und in Brandenburg geht die Verfolgung von der verbundenen geiſtlichen und bürgerlichen Gewalt aus. — Die Parallele hat auch ihre heitere Seite. Die Gemeinde Lübben, meinte Gerhardt, könnte ihre „Bierfreiheit,“ das heißt den Bierzunftzwang, gefährden. Es haben einige feine Naſen in ſeinen Liedern nur den Bier- und Tabakduft geſpürt. Auch Luther wurde verläſtert, weil er mit ſeinen Freunden gerne ein Glas Bier trank. Aus den Spottverſen ſehen wir, daß auch Janſen mit der Bierbrauerei, als Holländer, in eine Ideenverbindung gebracht wurde. Das iſt der Spott der romaniſchen weintrinkenden Völker gegen den Geiſt der reformirenden — biertrinkenden — Germanen.

begehrte von ſeiner Schweſter Agnes Abſchied zu nehmen; ſie kam mit den Worten: Ich kann mich nicht mit Dir beſprechen, mein Bruder, aber ich komme mit Dir zu ſprechen: haec est; ſie ſprachen den Vers zuſammen und ſie nahm ſofort Abſchied mit den Worten: „Gott befohlen, mein Bruder, wir müſſen unſere Geſpräche mit Gott wieder beginnen, die Gemeinde erwartet mich.“ — Nun wurde angegeben, wie man gegen alles Vorkommende proteſtiren und appelliren ſollte und man begab ſich dann wie gewöhnlich in den Chor, um die Tierces zu ſprechen. „Um Ein Uhr verſammelte man ſich wieder; unſere Mütter wollten die noch übrige Zeit den Schweſtern widmen, um ſie zu tröſten und zu ſtärken. Unſere Mutter ließ daher mehrere Briefe leſen, welche während der Verfolgung von verſchiedenen Perſonen an die Kloſtergemeinde geſchrieben worden waren. Da kam um zwei Uhr Agnes brennend von dem Eifer, der ſie beſeelte, als eine rechte Mutter, um in dieſem äußerſten Schmerz ihre theuren Töchter zu ſehen. Sie hob mit unausſprechlicher Demuth an: „Meine Schweſtern, es bleibt mir nur noch ein Augenblick, ich benütze ihn, um euch für meine Fehler in meinem Benehmen gegen euch um Verzeihung zu bitten. Ich bitte euch, daß ihr zu Gott flehet, er möge mir die Gnade ſchenken, daß ich den Stand, worein ich einzutreten im Begriffe ſtehe, benütze, um ſie wieder gut zu machen. Ich bitte euch zugleich, daß wenn Jemand ſo boshaft ſein ſollte, euch zu ſagen, ich habe unterzeichnet, ihr nichts davon glaubet.“

„In dieſem Augenblick zeigte man an, der Erzbiſchof komme eben mit ſieben oder acht Karoſſen an. Dies verbreitete allgemeine Beſtürzung. Die Mutter Agnes entfernte ſich mit der Mutter Äbtiſſin, die abgerufen wurde. Als Agnes eben Gott im Sacrament anbeten wollte, warfen ſich Alle auf ſie, und baten ſie mit Thränen wenigſtens um ihren Segen. Sie wollte es ablehnen; aber auf die Vorſtellung meiner Schweſter Angelica, daß ſie uns dieſe Gnade in einer ſolchen Lage nicht verſagen dürfe, ertheilte ſie uns denſelben. Hierauf drängten ſich alle Schweſtern auf ſie ein, jede verſuchte ſie zu umarmen; die jüngſten Profeſſen hatten bis dahin ihrer Trauer Gewalt angethan, jetzt brach ſie laut hervor, indem die gewaltſame Unterdrückung ſie vergeſſen ließ, daß ſie in Gegenwart des h. Sacraments waren. Aber meine Schweſter Angelica, ihre Meiſterin, welcher der Glaube mehr Kraft gab, die

Rührung zu überwinden, mahnte ſie daran; und der Gehorſam, ſtärker als der Schmerz, erſtickte ſogleich ihre Stimmen und gab nur ihren Thränen Freiheit. Im Zimmer von Agnes umarmten ſie Einige ohne ein Wort zu ſprechen, Andere warfen ſich zu ihren Füßen und blieben halbtodt liegen, Andere empfahlen ſich ihren Gebeten, Einige beſchworen ſie, ihnen etwas zu ſagen, was ſie zum Andenken als ihre letzten Worte bewahren könnten." (Denn man durfte nicht hoffen, die betagte, kranke Mutter aus der Gefangenſchaft zurückkehren zu ſehen.) „Meine Schweſter Agnes von Sta. Thekla (Racine) ſprach zu Agnes, von deren Geiſt beſeelt: Immer war ich beſchämt, wenn ich im Evangelium die Worte las: Siehe, wir haben Alles verlaſſen. Denn es ſchien mir, ich habe nichts verlaſſen, da ich das Glück hatte, in der Kloſtergemeinde Diejenigen zu beſitzen, deren Verluſt ich, wenn ich in der Welt geblieben wäre, ſchmerzlicher gefühlt hätte (ihre Mutter hatte ſich auch in das Kloſter zurückgezogen). Ich habe in der Liebe dieſes Gotteshauſes und in unſern Müttern mehr gefunden, als ich je hätte hoffen können. Nun aber fange ich an aufzuathmen, in der Hoffnung, an der Vergeltung Theil zu nehmen, die Chriſtus Denjenigen verſpricht, welche etwas verlaſſen, um ihm zu folgen, weil er mir jetzt die Gnade ſchenkt, für ihn alles, das Theuerſte zu verlaſſen." — „Meine Schweſter Margarethe von St. Thekla brach beim Anblick der in Reih und Glied im Hofe aufgeſtellten Polizeiſoldaten (archers) in die Worte aus: O wie ſchön und herrlich! unſere Erniedrigung iſt auf ihrem Gipfel!"

Der Erzbiſchof hatte unter Vortragung des Kreuzes, in ſeiner hohen Amtstracht, mit mehreren bedeutenden Geiſtlichen, in Begleitung des Lieutenant-Civil, des Chevalier dû Guet, des Prevot de l'Isle, nebſt 20 Exemten mit ihren Amtsſtäben, 200 Archers mit Flinten und Karabinern, ſich in Bewegung geſetzt. Als er aus ſeinem Wagen ſtieg, warf ſich d'Andilly zu ſeinen Füßen und ſprach, er ſei ſehr unglücklich, daß er 76 Jahre gelebt habe, um heute das zu ſehen. Sie haben ja gehorcht, ſo weit es ihnen das Gewiſſen nur erlaubte. — Was für ein Gewiſſen? ſprach der Erzbiſchof. War es nicht genug, daß ich ſie ihres Scrupels entband? — D'Andilly erinnerte ihn umſonſt an die frühere Bitte, daß in einem ſolchen Fall Agnes und ſeine drei Töchter ihm möchten nach Pomponne gegeben werden.

Der Erzbiſchof trat durch das Sacramentsthor mit zwölf Geiſtlichen in die Clauſur und verſammelte die Kloſtergemeinde im Kapitel; er erklärte ihr, daß er nun die äußerſten Mittel anwenden müſſe, da ſie es auch aufs Äußerſte getrieben hätten. Sofort wurden zwölf Nonnen verleſen, welche in andere Klöſter zu folgen hätten. Sogleich ſprach die Äbtiſſin: Eure Gnaden, wir halten uns durch das Gewiſſen verpflichtet, von dieſer Gewaltthat zu appelliren und gegen Alles, was man uns thut und thun wird, als gegen etwas null und nichtiges zu proteſtiren; und die ganze Gemeinde ſprach einſtimmig: Wir appelliren, wir proteſtiren, wir proteſtiren! — Was, erwiderte der Erzbiſchof, ihr wollt von eurem Erzbiſchof appelliren? Sehet euch wohl vor, daß ihr eure Sachen nicht aus übel ärger machet. Ich lache darüber (je me mocque de cela); proteſtirt, appellirt, thut, was ihr wollt; aber gehorchen müßt ihr! — Als er Miene machte, Gewalt anwenden zu laſſen, gab man ihm zu verſtehen, daß das nicht nöthig ſei; vielmehr warfen ſich Alle vor ihm nieder und flehten für die 73jährige Agnes, welche in zwei Jahren drei Schlaganfälle gehabt hatte, daß er ſie laſſe. Das hieße ja den Dolch in ihre Bruſt ſtoßen. Eine wollte vom Erzbiſchof das Verſprechen haben, daß wenigſtens ihr Leichnam nach ihrem Abſterben nach Port-Royal gebracht werde. — Um die Abſchiedsſcenen zu vermeiden, wurden die zwölf ſogleich in den Chor geführt."

„Der Erzbiſchof, welcher bisher nicht aus ſeiner Würde gefallen war, vergaß ſich wieder mehr und mehr, indem er bald Witze machte, bald hitzig wurde, bald lobte. Da die Nonnen die genaue Darſtellung des Hergangs bald nachher drucken ließen, wurde er ſehr entrüſtet, ſein Bild darin ſo wenig ſchmeichelhaft zu finden. So ſagte er zu der Äbtiſſin und Agnes: Fürwahr, wenn alle Welt durch die Unterſchrift ſich in die Verdammniß ſtürzte und nur ihr ins Paradies kämet, ſo wäre wohl viel Platz darin übrig! — Als es eine Weile währte, bis Agnes ihre nöthigſten Sachen zuſammengebracht hatte, zürnte er: Was, will ſie nicht kommen? man hat jetzt genug Sanftmuth gezeigt, es iſt Zeit auf eine andere Weiſe zu handeln. Wenn ſie nicht gutwillig kommt, wird man ſie zu vier an den Füßen und am Kopf nehmen und ſie mit Gewalt hinaus bringen."

Der Mutter Agnes wurde ihrer Gebrechlichkeit halber ihre Nichte, die Schweſter Maria Angelica von Thereſe beigegeben, eine

der drei Töchter d'Andillys. Aller Mitleiden erwachte von neuem, als ſie, trotz aller Hülfe, beinahe nicht in den Wagen zu ſteigen vermochte. Aber ihr ruhiges Angeſicht ſtärkte auch die Anderen. D'Andilly und mehrere Freunde ſtanden ihr bei. Sie ſagte zum Abſchied insgeheim zu ihm: „Wie Kaiphas einſt ſagte, es ſei nothwendig, daß Ein Menſch ſtürbe, auf daß nicht das ganze Volk zu Grunde ginge, ſo kann man auch heute ſagen, es ſei beinahe nothwendig, daß Ein Haus für die Wahrheit zerſtört werde, damit nicht alle anderen die Erkenntniß derſelben verlören."

Alle drei Töchter d'Andillys waren unter den Verbannten, nämlich außer der Ebengenannten, Maria Charlotte von St. Clara und die ſtarke Angelica. Als ſie ihn an der Pforte erblickten, warfen ſie ſich auf die Kniee und baten ihn um ſeinen Segen vielleicht zum letzten Abſchied. Mit väterlicher Zärtlichkeit, aber mit feſter Entſchloſſenheit ertheilte er ihnen denſelben. Er ermahnte ſie, ſich mit dem Gedanken zu tröſten, daß, was ſie zu dulden hätten, gewiß für ſie ein Weg zum Himmel ſei. Hierauf führte er ſie, eine um die andere, auf die Baluſtrade, um ſie an derſelben Stätte, wo er und ſie ihr erſtes Opfer dargebracht hatten, daſſelbe viel ſchmerzlichere Gott darzubringen.

D'Andilly führte ſeine Töchter und alle Verbannten nach einander an ihren Wagen, worin ſie in Begleitung einer Nonne und eines Geiſtlichen an den Ort ihrer Beſtimmung gebracht werden ſollten. — Die Äbtiſſin de Ligny, die Haushälterin, die Boulogne de St. Ange waren darunter. Sein ritterlich galantes Weſen, ſeine „ſpaniſche Natur," wie Ste. Beuve es nennt, verließ d'Andilly nie. Sein Benehmen wurde ihm von den Gegnern ſehr übel gedeutet, als hätte es ohne die ſtarken militäriſchen Vorkehrungen zu einem Aufruhr führen können. Er ſoll Umſtehenden zugerufen haben: Meine Herrn, Sie ſind Chriſten, rührt Sie das nicht? Der große Volkshaufe ſtand als unthätiger Zuſchauer; die Einen ſagten, die Nonnen „wollten nicht von unſerem Geſetz ſein," Andere ſchrieben es der Feindſchaft der Jeſuiten zu. Der uns wohl bekannte Bail ſoll geäußert haben, in Italien oder Spanien hätte man ſie als Teufel gekleidet verbrannt.

Der Erzbiſchof kehrte nun zu den im Kapitel verſammelten Nonnen zurück; bezeichnend iſt, daß, als er in ſeiner Rede unterbrochen und abgerufen wurde, die Gemeinde den Augenblick benützte, um die eben

einfallende None „mit allem Feuer, Andacht und Sammlung“ zu ſprechen. Ihr Bewußtſein wurde beſonders dadurch verletzt, daß die vornehmen Beamten, obgleich Laien, in die Clauſur eingeführt wurden, um ihre Abgeſchloſſenheit gegen außen zu unterſuchen. Dergleichen geſchah ſonſt nur in ſehr ungeordneten, ausſchweifenden Klöſtern.

Der Erzbiſchof hatte unter lauten Ausbrüchen ſeiner Ungeduld lange gewartet. Da erſchien endlich um 5 Uhr Mutter Eugenie mit fünf Nonnen aus dem Kloſter St. Maria zur Heimſuchung, alſo geiſtige Töchter des h. Franz von Sales, des einzigen Seelſorgers vor St. Cyran, welchem die große Angelica ihr Gewiſſen mit ganzem Vertrauen aufgeſchloſſen hatte, geiſtige Töchter der Mutter Chantal, der Freundin Angelicas. Sie und Angelica hatten ſich geehrt, wie Maria und Eliſabeth, die von ihnen ausgehenden geiſtigen Häuſer ſchienen geiſtige Zwillingsſchweſtern zu werden! Und nun, was wollten ſie in Port-Royal? Die Stellen der vertriebenen Mütter einnehmen. Die Nonnen weigerten ſich, ihnen die Thore zu öffnen, der Erzbiſchof mußte es ſelbſt thun. Ins Kapitel berufen, nahmen die Nonnen von Port-Royal die oberſten Plätze ein, damit der Erzbiſchof die Eindringlinge nicht in die Plätze der verbannten Vorſteherinnen einſetze. Die ſechs fremden Nonnen knieten am andern Ende des Kapitels, unter ihren langen Schleiern das Haupt zur Erde geneigt[1]). Einen ſo freundlichen Ton auch der Erzbiſchof annahm, ſo ſehr er beſonders Eugenie rühmte, welche, wie die Mutter la Fayette, die man anfangs auch für Port-Royal beſtimmt hatte — ſchon öfters auf Commiſſion in Klöſter geſandt worden war, die Nonnen wollten ſich dieſelbe nicht einmal als bloße Superiorin aufdringen laſſen. „Wir haben ſchon eine rechtmäßige Äbtiſſin; wie unſer Körper (Corporation) Eins iſt, können wir auch nur Ein Haupt haben.“ Beſonders erregte der Gedanke, daß die Nonnen von Sta. Maria unter der Leitung der Jeſuiten ſtanden, ſtarke Abneigung und die Furcht, die Jeſuiten möchten ihnen nach

1) Die Schweſter Genovefa de l'Incartation (Pineau) giebt in ihrem Bericht noch einzelne Nachträge, die zum Theil auch komiſche Zufälle herausheben. Auch unſere Nonnen blieben eben immer noch Weiber und es entging ihnen nicht, wie der Anzug von Eugenie durch das köpflings Knien ganz in Unordnung gekommen war. (Son visage en étoit tout bouffi, et avec cela sa coëffure et son habit en étoient tout en désordre, ce qui la rendoit en effet d'assez mauvaise grace, et d'un port qui n'avoit pas la façon d'une personne fort extraordinaire en qualités éminentes, comme l'on venoit de nous la représenter.)

auch hier ſich eindringen. Als der Erzbiſchof Eugenie auf ſeinen eigenen Stuhl ſetzte, um ſie als Vorſteherin anerkennen zu laſſen, flohen beinahe Alle aus dem Kapitel, um nicht auch genöthigt zu werden, ſie zu küſſen. Zugleich erhielt ſie Vollmacht, die Stellen an der Gemeinde nach ihrer Überzeugung zu beſetzen.

Der Erzbiſchof drohte, ſie nach einander als vollkommene Rebellinnen abführen zu laſſen, wenn ſie ſich Eugenie nicht fügten. Die Drohung, ſie zwiſchen vier Wänden bei Waſſer und Brot das Leben beſchließen zu laſſen, war ihm ohnedies geläufig. Einzelne bat er, es ihm zu Gefallen zu thun. „Gehorcht, nehmt die Mutter Eugenie auf, ſie wird nicht lange bleiben. Man mußte das dem gewaltſamen Dringen eurer Feinde zugeſtehen.“ Zu der Schweſter Briquet ſprach er ins Ohr, klopfte ſie auf die Schulter. Sie aber erklärte laut die Proteſtation und Appellation der Gemeinde, die Nullität und Nichtigkeit des Verfahrens. — Ihr ſeid toll; eine Tollheit, Tollheit iſt euer Appelliren! es nützt nichts! erwiderte der Erzbiſchof, indem er ihr ſcherzend eine kleine Ohrfeige gab und ihr die Hand drückte. — „Tollheit, ſo lange es Ihnen gefallen mag, antwortete ſie; darum legen wir heute nichts deſto weniger Appellation ein, und erklären (protestons), daß wir dieſe Nonne nur annehmen, weil Sie es befehlen, unbeſchadet unſeres Appells. Deshalb werden wir ihr in den durchaus äußerlichen Dingen Gehorſam leiſten, welche unſern Regeln und Appellationen nicht entgegen ſind. Im Übrigen werden wir ſie als Gaſt mit der Liebe und Achtung behandeln, welche St. Benedict von uns für Gäſte verlangt.“

Der Erzbiſchof wurde zuletzt noch ganz freundlich, gab der Kloſtergemeinde den Segen und empfahl ſich ihrem Gebet; allein er ließ ihnen Chamillard nicht nur als Beichtvater, ſondern auch als Superior, wofür ſie ihn nicht anerkennen wollten. Er ſagte ihnen auch, wohin Agnes und Angelica gebracht wurden. „Angelica iſt keine gewöhnliche Jungfrau, ſprach er, ſie hat einen ganz beſonderen Geiſt, ſie iſt eine Gelehrte und ein fähiger Kopf. Sie iſt bei den Cöleſtinerinnen mit Frau von Rantzau, Geiſt bei Geiſt, Wiſſenſchaft mit Wiſſenſchaft, das wird ſich gut machen.“

Annat ſchreibt an Fabri, ſeinen Agenten in Rom, am 22. Auguſt 1664[1]). „Die Unterſchrift des Formulars findet gemeinhin keine

1) Vatikan. Ottobon. 2469.

großen Hinderniſſe. Aber ſie machen ſich, ich weiß nicht was für ein Gewiſſen und glauben unterſchreiben zu können, ohne ihre Anſicht zu verändern. Beſonders gefährlich iſt deshalb der Antrag bei der Sorbonne, daß Alle, welche unterſchreiben, wieder darin aufgenommen werden ſollen; dann wäre es um Kirche, Pabſt, Jeſuiten gethan. Der König wird den Pabſt um Approbation des Formulars, oder um ein neues bitten. Es iſt ſehr zu wünſchen."

Dieſem fügt er am 29. Auguſt eine kurze Schilderung der Kriſe in Port-Royal bei tralaschiando li pianti, le gridi etc. Der Erzbiſchof habe ſich mit vieler Ruhe und Würde benommen. Die ausgetriebenen Nonnen ſeien beinahe alle von der razza der Arnauld, die halsſtarrigſten. Die Anderen hoffe man, eine um die andere zu gewinnen. Die Beharrlichkeit der Äbtiſſin ſei unglaublich geweſen. Sie ſei eine Schweſter des Biſchofs von Meaux und Enkelin des Kanzlers, die ihr Benehmen tadeln.

Verhalten der Zurückgebliebenen.

Dieſes war alſo die Conſtellation, worunter das ſeiner Häupter beraubte Port-Royal den Widerſtand gegen die vereinigte geiſtliche und weltliche Macht fortzuführen verſuchte. Derſelbe wurde nach den ſchon erwähnten von Agnes gegebenen und an dieſem verhängnißvollen Tage gegen den Erzbiſchof ſelbſt beobachteten Verhaltungsregeln geübt. „Die aufgedrungenen Vorgeſetzten hat man nach denſelben als von Gott nicht eingeſetzt innerlich zu fliehen, ihnen ſeine Anliegen nicht zu eröffnen. Damit würde man ja den „Handel mit unſeren Seelen" fördern. Wie man ſich gegen Mishandlungen von ihrer Seite zu ſtählen hat, ſo hüte man ſich auch vor ihrer ſcheinbaren Freundlichkeit; denn wir dürfen nur Gott lieben und die ſo Gott uns gegeben hat. Dieſe ſind aber nur durch Menſchen aufgedrungen." — Vor Allem empfahl Agnes ihren Nonnen herzliches gegenſeitiges Vertrauen und liebevolle Einigkeit, wodurch ſie unüberwindlich würden. Jede ſolle überzeugt ſein und ſich überzeugt zeigen, daß die Anderen eben ſo viele Feſtigkeit haben. Mistrauen ſei eine Liſt des Satans. — „Die Nonne legt das Gelübde des Gehorſams ab, um in dieſer Begebung des eigenen Willens den Gehorſam Chriſti gegen den Willen ſeines Vaters nachzuahmen. Daher gehorche man in gleichgültigen Dingen den Eindringlingen, um keine Gelegenheit zum Gehorſam und um das

Verdienſt deſſelben nicht zu verlieren. Wo aber das Weſen der Frömmigkeit verändert werden will, widerſetze man ſich mit Weisheit und Mäßigung. Statt den aufgedrungenen Beichtvätern vertraue dich deinen Schweſtern an und ſei gewiß, daß die Salbung von oben, welche in der Trübſal noch größer iſt, Alles lehren wird."

Agnes warnt vor einer religiöſen Phantaſie-Verirrung der Zeit, welche auf Loyolas [1]) und wohl auf ältere Methoden gegründet mit der Pracht des Cultus und mit dem Pelagianismus der Lehre Hand in Hand ging. Sie ſagt: „Was die beſonderen Konferenzen betrifft, worin man das Gebet methodiſch halten, Acte hervorbringen (z. B. ein erzwungenes Gefühl des Schreckens vor der Hölle), ſeine Abſicht lenken (dreſſiren, dresser) lehrt, worauf beinahe Alles, was man derzeit lehrt, hinauskommt, ſo finde man ſich dabei ein, wie in den Predigten, ohne Verachtung gegen ſolche Unterweiſungen zu zeigen, welche, ſo menſchlich ſie auch ſcheinen, doch nicht ganz vernachläſſigt werden dürfen. Denn es iſt doch eben ſo wohl Gefahr dabei, keinen ernſtlichen Verſuch zu machen, die Beweglichkeit des Geiſtes feſt zu halten, wie in der Selbſtzufriedenheit mit ſeiner großen Application auf den Gegenſtand ſeines Gebets durch ein Mittel, von welchem man ſagen kann, daß es ſelbſt eine Zerſtreuung ſei. Denn man kann allerdings nur das vom h. Geiſt eingeflößte ein wahrhaftes Gebet nennen und es iſt ein Übelſtand, was man ſelbſt thut, um Aufmerkſamkeit zu bewirken, dafür zu halten. Darum wäre es aber doch eine Verwegenheit, diejenigen zu tadeln, welche ſich gewiſſer Gedanken und Anrufungen bedienen, um ſich Gottes zu erinnern und ſich mit ihm zu beſchäftigen; können ſie doch je nach ihrer guten Abſicht und ihrer Verfaſſung daraus Nutzen ziehen. Denn dem Reinen iſt alles rein." Überhaupt macht Port-Royal, zumal Agnes, einen Unterſchied und iſt nur ſo entſchieden gegen die „modernen Jeſuiten."

„Sollten wir der Lectüre der h. Schrift beraubt werden, ſo kann man doch nicht machen, daß wir ſo manche Stellen vergeſſen, welche in unſere Seele eingegraben ſind; ein einziger Satz davon reicht ja hin, eine Seele zu nähren, zu ſtärken und gegen alle ihre Feinde zu vertheidigen."

Nach dieſen Grundſätzen verhielt ſich die Gemeinde gegen die Fremden. Allein dieſer moraliſche Widerſtand führte im Einzelnen

1) Siehe erſter Band, Seite 47.

oft kleinliche, bittere Reibungen mit ſich, da man ſich durchaus von ſeinem Rechte nichts vergeben wollte und die Nonnen entſchloſſen waren, „für das Geſetz ihrer Väter zu ſterben."

Die Nachkommenſchaft Angelicas und der Chantal hatten auch eine ſehr verſchiedene Richtung genommen und mochten ſich ſchwer mit einander vertragen. Uns liegen allerdings nur die — aber ſehr genauen — Schilderungen aus der Feder von Port=Royal vor. Die hochfahrende Eugenie mag in der Lebensbeſchreibung, welche ihr Orden nach ihrem Tode ſchrieb, um ihr das **dosier de sainte** zu machen, eine andere Geſtalt haben. Die Schweſter Pineau ſtieß einmal hart mit ihr zuſammen; Eugenie antwortete auf ihre Gründe und auf den Vorwurf der Unwiſſenheit: „Meine theure Schweſter, Unwiſſenheit und blinder Gehorſam gegen die Kirche und meine Vorgeſetzten iſt meine ganze Wiſſenſchaft und ich will auch keine andere." Pineau, welche dieſes ihre Stärke nennt, erwiderte: „Meine Mutter, der Unterſchied unſerer Grundſätze beſteht darin, daß ihr die Hauptſache eurer Frömmigkeit darein ſetzt, der gegenwärtigen Kirche bis in die durch die Zeit und die unordentlichen Sitten ihrer Diener eingeſchlichene Erſchlaffung (**relâchements**) zu folgen, während wir die unſrige in die Verehrung der Reinheit der erſten Kirche und in die Sittenheiligkeit der erſten Chriſten ſetzen, welche alle vom h. Geiſt beſeelt waren;" worüber Eugenie aufſchrie: Das iſt entſetzlich! — Sie ſtieß ſich äußerſt an die Antwort, welche man ihr auf die Frage, was die Kirche ſei? gab, nämlich „eine Verſammlung der Gläubigen, welche mit Chriſto vereinigt ſeien." — Das ſei ja nach dem Katechismus St. Cyrans; man müſſe hinzu ſetzen: unter dem Haupte, dem Pabſte.

Als unmittelbare Folge dieſes blinden Gehorſams fiel den Nonnen von Port=Royal an denen von Sta. Maria und an der ganzen orthodoxen Partei die Unſicherheit auf (**inégalité d'esprit**). Es fehlte den Fremden offenbar nicht an „natürlicher Theilnahme," aber ſie waren ganz abhängig von dem Impulſe, welche ihre Auctoritäten ihnen gaben. Eben ſo unſtät waren ihre Anſichten, da ihre natürliche Einſicht durch ſolche bloße äußere Einflüſſe und Auctoritäten ſchwankend und verfinſtert wurde. Was Wunder! rühmte ſich doch der Erzbiſchof, daß er ſeine feſte Überzeugung einem entgegengeſetzten Ausſpruch des Pabſtes gegenüber als falſch ablegen würde; Chamillard verſicherte oft, zu Ehre der Unfehlbarkeit

des Pabſtes, daß wenn mehrere Päbſte nach einander allemal die Ausſprüche ihrer Vorgänger verwerfen und umſtürzen würden, er ſich mit Ehrfurcht unterwerfen und alle dieſe Veränderungen, als Befehle Gottes ſelbſt, annehmen würde. Eugenie und ihr Anhang bekannten ſich zu derſelben Anſicht, die Nonnen von Port-Royal aber ſpotteten einer ſo „mobilen und biegſamen Religion“[1]). — Angelica nannte dieſen Glauben geradezu einen Köhlerglauben. Sie ſagte, in ihrem Katechismus ſollten nur drei Fragen ſtehen: was ſoll man glauben? — Alles, was die Kirche glaubt. — Was ſoll man thun? — Alles, was die Vorgeſetzten befehlen. — Wie viele Gebote giebt es? — Nur Eins, blinden Gehorſam gegen Pabſt und Vorgeſetzte. — Alles Andere, Weitere verwirre nur. —

Auch an der Armuth der Kirche, an dem Mangel der Bilder und Blumen auf den Altären ſtießen ſich die Töchter des h. Franz. Schon der bilderreiche, etwas überladene Styl ihres Stifters läßt uns nicht zweifeln, daß auch ihre Kirchen und Säle mit Bildern erfüllt waren, während die Bilder Champagnes an die Lebensbeſchreibungen der abgezehrten, trockenen, geiſtigen Väter in der eintönigen Wüſte mahnen. — Wie Agnes voraus geſehen hatte, ſuchte Eugenie die Nonnen zu einem methodiſchen Gebete „nach Punkten“ zu bringen. In dieſem Stücke gab man ihr aber nichts nach.

Von Anfang an hatte man ſich feſt gehalten, Eugenie auf keine Weiſe, durch kein Wort als Superiorin anzuerkennen. Nach langem Kampfe kam es zu der Einrichtung, das zwei Pförtnerinnen geſetzt wurden, eine von Port-Royal und eine Fremde; wenn eine in das Sprechzimmer gerufen wurde, ſollte ſie immer von einer Nonne der andern Partei begleitet werden. Bald wurde man jedoch bewogen, in einem freundlicheren Tone mit den Fremden zu ſprechen. Man vernahm, Agnes ſei in dem eigenen Kloſter der Fremden mit vieler Ehrfurcht aufgenommen worden, ſie werde von mehreren Nonnen bedient und bewohne die ſehr angenehmen Gemächer der Chantal. Da man aber bemerkte, daß Eugenie davon Gelegenheit

1) Außer von den Büchern ihres Stifters, der Jeſuiten und einigen von Oratorianern wußten die Fremden nicht Beſcheid; eine, welche früher Superiorin des Kloſters in Chaillot geweſen war, fragte ganz naiv, wer die Pſalmen Davids geſchrieben habe?

nahm, immer herriſcher aufzutreten, „ſo entſchloſſen wir uns, uns von ihr ganz zurück zu ziehen und Alles nach einem Beſchluß der Gemeinde zu thun, ohne dieſe Mutter irgend davon in Kenntniß zu ſetzen. So wurde ſie endlich gezwungen, uns machen zu laſſen und ſich ruhig in ihrer Kammer zu halten. Daher ſagte ſie öfters, ſie nütze uns nicht mehr, als wenn ſie in ihrem Kloſter geblieben wäre, die, welche unterzeichnet hätten, würden es auch ohne ſie gethan haben."

Flavies Abfall.

Denn es entſtand jetzt ein böſer Riß in Israel. Die Schweſter Flavie war von den Müttern des Hauſes ohne alle Mitgift aufgenommen worden. Schon ſeit einiger Zeit ſcheint ſie im Einverſtändniß mit dem Erzbiſchof geſtanden und ihm verſprochen zu haben, wenn man die Häupter wegſchaffe, wolle ſie den Reſt ſchon zur Unterwerfung bewegen. Die Erſcheinung der Nonnen von Sta. Maria war wohl gegen ihre Plane, denn ſie hätte lieber Alles ſelbſt geleitet. Indeß hielt ſie ſich dem Anſchein nach immer noch zu Port-Royal, fühlte ſich aber ohne Grund von den Schweſtern beargwöhnt. Denn zu ihrem größten Schrecken erhielten dieſe erſt von außen Nachricht, daß ein Theil im Begriff ſtehe abzufallen. „Wir fanden es nöthig, uns zu verſammeln, um über dieſe äußerſte Gefahr zu berathen, man fühlte das größte Bedürfniß ſich mitzutheilen; allein wenn man im Begriff ſtand, unter vier Augen ſein Herz auszuſchütten, wußte man nicht, ob nicht ein Verräther dabei ſei." Die Lobeserhebungen, welche man in Paris ausſtreute, ſie ſeien ſo lenkſam wie Lämmer, waren ihnen noch ſchmerzlicher, als die unbeſtimmten übeln Nachreden; zumal da durch jene alle Schuld auf ihre gefangenen Mütter gehäuft wurde, für welche zu kämpfen man ſich nun bewußt war, wie bisher für Angelicas geiſtige Väter und Brüder, für St. Cyran, Janſen, Singlin, Arnauld. Dazu kam, daß man von außen Nachricht hatte, es würden noch zwölf oder vierzehn gefangen weggeführt werden. „Die Einen ſagten, es wird morgen, die Andern, es wird heute ſein; ſo warteten wir von einem Augenblick zum andern auf unſere Wegführung gefaßt. Wenn der Tag anfing zu grauen, dachten wir um Mittag nicht mehr in unſerem Kloſter zu ſein; wenn Mittag vorüber war, wagten wir zu hoffen, die Nacht darin zuzubringen. Wenn wir eine Karoſſe

hörten[1]), dachten wir immer, es ſei der Erzbiſchof, und unſer Blut gefror in unſeren Adern.“ Denn es war, als hätte der Erzbiſchof gemeint, wie das Parlament in einer Sitzung, worin der König ſelbſt gegenwärtig war, dieſem nichts verweigern durfte, ſo müßten die Nonnen thun, was er befehle, wenn er perſönlich erſcheine. Um ſo erbitterter machte ihn ihre Weigerung.

In dieſer Todesangſt waren die Briefe von den Freunden ein großer Troſt. Manche wurden dadurch von völligem Irrewerden bewahrt; man las ſie je in Verſammlungen einer Abtheilung. Allein auch dieſe verbot der Erzbiſchof bei Excommunication.

Indeß ſprach Flavie mit den meiſten Nonnen einzeln, um ſie wankend zu machen. Man ſei von dem urſprünglichen Geiſte Port-Royals abgewichen; ſie habe jetzt erſt ſich feſt entſchloſſen, Vater und Mutter zu verlaſſen, das heißt von den Müttern Port-Royals ſich loszuſagen. Endlich den 12. September leiſtete ſie mit ſechs anderen Abfälligen die Unterſchrift. Annat wünſchte ihr durch ein Schreiben Glück dazu. Die Treugebliebenen wurden beſonders dadurch entrüſtet, daß die Abfälligen die Schuld der Halsſtarrigkeit auf die Anhänglichkeit an die Mütter ſchoben, ja eine behauptete, die Mütter haben ihnen ein eidliches Verſprechen abgelegt, nicht zu unterzeichnen. Der Erzbiſchof nahm den Abgefallenen die Angſt vom Herzen, indem er ihnen ſein Ehrenwort gab, die Mütter werden nie wieder ins Kloſter zurückkommen. Vielmehr wurden die Begabteren unter den Abgefallenen zu den niederen Ämtern befördert. Flavie als Unterpriorin und Vorſteherin der Krankenzimmer machte es ſich zur Aufgabe, die Kranken zu ſchrecken und für die Unterſchrift zu gewinnen. „Sie glich Abſalom, wie er das Volk aufrühreriſch machte, an Bosheit, nicht an Schönheit.“ Die Schweſter Pineau kann es nicht begreifen, wie ihr Dorothea als Motiv zur Unterſchrift als Neuigkeit erzählte, der König habe den Hugenotten befohlen, ihre Kinder in der (katholiſchen) Kirche taufen und ſie darin trauen zu laſſen, er habe den „Tempel“ (dieſen heidniſchen Namen gab man den Verſammlungshäuſern der Reformirten; unter „Kirche“ iſt immer eine katholiſche verſtanden) derſelben in Charenton geſchloſſen; man werde die Reformirten verpflichten, ihre Predigt zehn Meilen von Paris zu halten, da der

1) Ganz wie die Leute erzählen, welche die Schreckenszeit in Paris durchgemacht haben.

König eine ſolche Verſchiedenheit der Religion in ſeinem Königreich nicht dulden wolle; er wolle, daß alle ſeine Unterthanen durch denſelben Glauben vereinigt ſeien.

Neue Gefangennehmungen.

Da bei Herannahen eines neuen Termins für die Wahl der Äbtiſſin die Nonnen, zu Wahrung dieſes ihres Rechts, entſchloſſen waren, die Wahl vorzunehmen, wurde ihnen die active und paſſive Stimme abgeſprochen. — Der Verkehr mit außen, indem man öfters die Briefe nur über die Gartenmauer warf, war dem Erzbiſchof um ſo ärgerlicher, als man auf dieſe Weiſe eine Appellation beim Parlament einbrachte und verbreitete, daß eine der Abgefallenen ihre Unterſchrift widerrufen hatte. Denn es geſchah, daß einige ſogar den Widerruf widerriefen; ſo irre waren ihre Gewiſſen gemacht worden. Was ihn aber am meiſten entrüſtete, war, daß man durch Darſtellung ſeines heftigen, nicht immer würdigen Benehmens, durch Protokolle, die gedruckt wurden, ſeine perſönliche Ehre angriff. Deshalb erſchien er am Morgen vor dem erſten Advent noch mit Lichtern, während die Nonnen im Kapitel den Martyrolog laſen und führte drei gefangen mit fort, von welchen er glaubte, daß ſie dieſe Protokolle abgefaßt hätten. Von jetzt an werden die Angriffe einiger Vertheidiger der Nonnen auf den Erzbiſchof ſehr perſönlich. (S. Beilage XXI.) Unter den diesmal Abgeführten war Euſtoquie, welche bisher den Widerſtand geleitet hatte; ſie gehörte zu den Jüngſten, Mehrere nahmen an ihrem Feuer Anſtoß. Die Älteren tadelten, daß ſie ſich mit Chamillard in Erörterungen einlaſſe, der Anfang von Evas Sünde ſei geweſen, daß ſie mit der Schlange geſprochen habe. Sie hatte ſehr vornehme Oheime; ihre Mutter war in perſönlicher Verbindung mit der Königin; über ihren unwandelbaren Muth ſpottete ſie: „Meine Tochter hängt nur (ne relève que de) von Gott und von ihrem Degen ab.“ Als ihre Mutter ihr vorhielt, ſie werde die Perſonen, welche ſie ſo leidenſchaftlich liebe, durch deren und durch eigene Schuld nie mehr ſehen, erwiderte Euſtoquie: Gott iſt ein Spiegel, worin ſich die gerechten Seelen ſehen und ſtets gegenſeitig betrachten. Wenn man ſie aus meinen Augen wegreißt, ſo wird man ſie doch nie aus meinem Herzen reißen [1]). —

1) Der Großmutter dagegen hatte der Erzbiſchof vor der Königin=

Euſtoquie hatte ſich gegen den abenteuerlichen Plan geſtellt, mehrere Nonnen ſollten aus dem Kloſter ſich flüchten, um auf dem Rechtswege, bei Freunden verborgen, die Angelegenheiten zu verfolgen. „Es iſt uns beſſer, ſprach ſie, im Tempel, als in den Straßen geſchlachtet zu werden.“ Der Erzbiſchof ſpottete über ihre Verſuche beim Parlament, das würde eine ſchöne Kloſterzucht geben, wenn eine Nonne gegen Alles, was der Erzbiſchof ihr gegen ihren Willen befehle, an das Parlament appelliren wollte.

Große Trauer verbreitete die Schweſter Melthide dû Foſſé (eigentlich Mathilde, Schweſter des Genoſſen Sacys), als ſie durch eine einfache Unterſchrift „die Wahrheit verließ.“ Sie that es unter der Bedingung, daß man ſie nie nöthigte, die Mütter und ihre Schweſtern zu verdammen. Sie weinte bitterlich, als ſie ſah, daß ſie dadurch den Schweſtern fremder geworden war und bat knieend: Meine Schweſtern, ich bitte euch demüthig, daß ihr zu Gott für mich betet. Ich habe geſtern unterſchrieben, weil ich dazu gezwungen wurde und den Gründen, welche man mir vorhielt, nicht mehr widerſtehen konnte. Ich bitte euch, mir zu glauben, daß ich nichts gegen euch thun werde; ich bitte Gott von Herzen, daß wenn ich ihn dadurch beleidigt habe (was ich jedoch nicht glaube, da ich es aus lauter Gehorſam that), daß er mich in dieſer Welt ſtrafen wolle. — Am Tage ihrer Unterſchrift, ehe dieſe bekannt wurde, ſah die Schweſter Nicole auf der Seite des Evangeliums auf dem Altar ein ſehr helles Licht brennen, aber mitten in einem Pſalm auslöſchen und fallen. Es kam ſie eine große Furcht an, daß ſie aus der Kapelle eilte und zu einer Schweſter ſagte: Es hat gewiß eine unſerer Schweſtern unterſchrieben.

Mutter vorzuwerfen, daß ſie Euſtoquie verderbe; ſie antwortete, ſie könne eine Jungfrau nicht quälen, welche nur ihrem Gewiſſen folge; ſie könne nur Gott bitten, daß er ſie erleuchte, wenn ſie im Finſtern ſei. — Euſtoquie ſchreibt: „Meine Großmutter ſagt mir, die Königin-Mutter ſei über unſere Angelegenheit derzeit ganz ruhig, ſie ſage, ſo eigenſinnig ich ſei, liebe ſie mich und erinnere ſich wohl, daß ſie meine Pathin ſei. Sie fragte mich, ob ich ihr nicht einen Brief an die Königin geben wolle, denn ſie wünſche ſehr, daß ich ihr ſchreibe. Allein ich bin weit davon entfernt; Alles, was uns mit der Welt, beſonders mit den Großen in Verbindung bringt, iſt zu fürchten, weil es uns von der Demuth des Chriſten und des geiſtlichen Standes entfernt, deſſen Wahlſpruch ſein ſoll: Ama nesciri et pro nihilo reputari. — Der Bruder des Königs hat nach mir gefragt und hat ſich und ſeine Tochter meinen Gebeten empfohlen. Aber nicht von Menſchen, ſondern von Gott erwarte ich meine Befreiung.“ — Dabei zog die Königin-Mutter wieder die Vorſteherin Eugenie in Gewiſſensſachen zu Rath.

Man verdoppelte jetzt die gegenſeitigen Ermahnungen, Einige im Mistrauen gegen ihre Kraft erklären zum Voraus ihre mögliche Unterſchrift für erzwungen und nichtig. Die Leitenden trauen Denjenigen am meiſten, welche am meiſten Mistrauen gegen ihre Beſtändigkeit zeigen. Solche, welchen man früher am wenigſten hätte etwas anvertrauen mögen, zeigten ſich nun am muthigſten. Bald darauf widerrief Melthide ihre Unterſchrift in verſammelter Gemeinde, „allein von ihrem Gewiſſen und durch die Furcht Gottes ohne Zuſprache dazu getrieben.“ Sie bat um Verzeihung für den Anſtoß, den ſie gegeben. Die treuen Nonnen ſangen ein Tedeum; da Eugenie es nicht zum Schweigen bringen konnte, entfernten ſich die Fremden und Abgefallenen aus dem Chor. Eine dieſer ſagte: So ein Feſt feiern die Teufel, wenn ſie eine Seele erwiſcht haben. Für die Treuen war „dieſe Auferſtehung einer Seele ein wenig Brot und Waſſer auf den weiten Weg, wie für den Propheten, zugleich aber Holz für die Zornflamme des Erzbiſchofs.“ Daher mußte ſie am 29. November mit Euſtoquie ſich in ein anderes Kloſter ſetzen laſſen, wo ſie abermals durch ihr Gewiſſen gedrungen ihren Widerruf widerrief[1]). Ähnliches findet ſich bei Einigen.

Ob man gleich nicht ſo leicht zum Glauben zu bewegen war, „daß die Sterne vom Himmel gefallen ſeien, daß ein an Früchten ſo reicher Ölbaum die Kraft der Ausdauer im Sturme nicht haben ſollte,“ ſo konnte man doch nicht bezweifeln, daß die Nachricht, zwei vom Stamme des Arnauld haben unterſchrieben, wahr ſei. Noch brünſtiger als früher um das Leben der Mutter Agnes in ihren Krankheiten wurde, auf ein zweideutiges Wort von Eugenie hin, gebetet, Gott möchte Agnes aufrecht erhalten oder durch den Tod vor dem Abfall bewahren.

Den 10. December holte der Biſchof ein weiteres Haupt ab, die Schweſter Chriſtine Briquet. Die Gemeinde proteſtirte und appellirte, und ſchwur der Reihe nach auf die Evangelien, daß ſie nur von ihrem Gewiſſen abgehalten werde zu unterzeichnen. Wir lernen ſie und das gefangene Port-Royal zugleich aus einem ihrer Briefe kennen: „Man ſagt, daß die Nonnen von Sta. Maria und die Signeuses (ſonſt auch von den Treuen les noires ge-

1) Die Geſchichte der Schweſter Magdalena von Sta. Melthide, von ihr ſelbſt erzählt, ſiehe Beilage XXII.

nannt) auch ein Protokoll aufſetzen. Wenn dem ſo iſt und wenn ſie es veröffentlichen, ſo könnte es uns ſehr ſchaden, ſelbſt wenn ſie nur die Wahrheit ſagten; denn einige Schweſtern haben ſich von der Hitze hinreißen laſſen, zumal im Geſpräche mit Chamillard und mit den Signeuses. Eine ſagte zu Chamillard, wir ſeien ihm ſehr verpflichtet, daß er für uns in die Verdammniß gehe. Solche unbedachte Worte aus übermäßigem Schmerz können ſehr üble Folgen haben. Um dieſem zu begegnen, wäre es gut, den Schweſtern einige Ermahnungen zu geben; aber das betrübt mich eben am meiſten, daß ich Niemanden mehr ſehe, der ihnen eine gute Aufnahme verſchaffen könnte. Die Rügen unſerer älteren Schweſtern gegen einige haben offenbar nur Mißſtimmung zur Folge gehabt. Denn bei der herrſchenden Verwirrung und Niedergeſchlagenheit der Gemüther braucht es wenig, um ſie vollends niederzuſchlagen. Solche Ermahnungen müßten mit Sanftmuth und Weisheit gewürzt ſein. Aber die übermäßige Betrübniß hindert manchmal, über die Dinge richtig zu urtheilen."

So war es denn mit Port-Royal, wie Angelica in ihrem Gefängniß es in einem Geſichte ſah, alle tragenden Steine hinweggenommen, voller Zerſtörung, Spalten und Riſſe durch und durch; „es wehte ein ſchrecklicher Sturm, und ich war in großem Staunen, woher es komme, daß dieſes Haus aufrecht ſtehe und die Mauern feſt blieben, ohne ſich zu neigen, ob ſie gleich nicht mehr auf die Grundſteine ſich ſtützen." — Man forſchte um dieſe Zeit nach Worten der großen Angelica, ob ſie die Wiederherſtellung des Hauſes vorausgeſagt habe. Sie hatte aber geſagt, die Wiedereinſetzung des Hauſes in ſeine Rechte kümmere ſie wenig, ſondern was ſie allein beunruhige, ſei, daß ſie nicht wiſſe, ob der Geiſt der Armuth, des Stillſchweigens, der Demuth ſich auf den Grad wieder herſtellen werde, wie ſie es geſehen habe." Chriſtine fügt bei: „Was ſie aber ſagte und was uns glauben läßt, daß das Haus zerſtört werden werde, iſt das Wort über Eleazar (in der Geſchichte der Makkabäer), von welchem St. Ambroſius ſchreibt, nachdem er einen Elephanten von ungeheurer Größe getödtet hatte, **suo est sepultus triumpho.** Meine Kinder, ſagte ſie uns, wir werden das Thier tödten, aber das Thier wird auch uns tödten" [1]). —

1) Auf eine etwas alltäglichere Weiſe ſtellt Nicole, ſpäter als halb Abgefallener, die Lage Port-Royals und Briquets dar: „Während die Nonnen

Seit auch Chriſtine Port=Royal verlaſſen hatte, ſind die ſich hervorhebenden Perſönlichkeiten daraus abgetreten. Die Briefe ſind nun unbedeutend; Eliſabeth Agnes ſteht nun an der Spitze. Der Disputationen mit Chamillard und anderen Geiſtlichen entſchlug man ſich nicht; der Dreicapitelſtreit und Pabſt Honorius waren auch dieſen Nonnen ſehr geläufig. Die Gegner gebrauchen jenes Beiſpiel für ſich, indem es beweiſe, daß man ſchon damals die Unterſchrift der Verdammung von Schriften namhafter Kirchenlehrer verlangte. Chamillard ſchrieb ſogar gegen die Nonnen (ſiehe Beilage XXIII), wofür er von Nicole und Ste. Marthe angegriffen wurde. Dieſer zeigte die ritterlichſte Geſinnung im Dienſte der unſchuldig verfolgten und gefangenen Jungfrauen. Er ſagt: (in ſeiner défense des religieuses de P. R. et de leurs directeurs, sur tous les faits allégués par Mr. Chamillard, dans ses deux libelles contre ces religieuses, addressées au même Chamillard. 1667) ſtatt die Nonnen mit den beiden Augen des Chriſten zu betrachten, mit denen der chriſtlichen Liebe und der chriſtlichen Wahrheit, habe Chamillard ſie nur mit dem böſen Auge des Verdachtes angeſehen. Die Kirche verbietet, einen Einäugigen zum Prieſter zu weihen, da der Prieſter auch Richter iſt. Chamillard aber, obgleich von Haß ganz blind, wirft ſich zum Richter und zum Ankläger auf.“ — Flavie lauerte ſtundenlang Nachts auf Ste. Marthe, indem ſie glaubte, ſie könne ihn abpaſſen, wie er auf einer Leiter durch das Fenſter die treuen Nonnen berathe und beichte. — Selbſt ein neues ſtarkes Breve des Pabſtes vom 15. Februar 1665 [1]) und der Schrecken der Excommunication ſtörte

in Port=Royal d. P. eingeſchloſſen waren, fanden ſie Mittel, Arnauld täglich Nachricht zu geben und von ihm zu erhalten.“ — „Nicole ſagt (ſchreibt Racine), daß es bewundernswürdige Briefe und voll Geiſt waren. Schweſter Briquet hatte den meiſten Antheil daran. Schweſter Bregy (Sta. Euſtoquie de Flecelles) wollte ſich auch damit befaſſen. Sie hatte einige Lebendigkeit, aber die Ausbildung (tour) ihres Geiſtes war falſch und hatte keinen Gehalt.“

1) Es war auf Verlangen des Königs gegeben; da beſonders der Biſchof von Beauvais behauptete, die Hofbiſchöfe können anderen Biſchöfen nichts befehlen, der Pabſt habe aber noch keine Unterſchrift eines Formulars in dieſer Sache, ſelbſt zu Rom, befohlen. Das Formular erklärt Unterwerfung unter die früheren päbſtlichen Conſtitutionen und fährt fort: „Ich verwerfe und verdamme aufrichtig die aus dem Buche von C. Janſen, Auguſtin betitelt, ausgezogenen fünf Sätze, in dem eigenen Sinn des Schriftſtellers, wie der apoſtoliſche Stuhl ſie durch obige Conſtitutionen verdammt hat. So ſchwöre ich; ſo helfe mir Gott und die h. Evangelien.“ — Es lautet etwas anders, als

die ſich wieder belebende Freudigkeit nicht. Die Mutter Priorin in Port-Royal des Champs, mit welcher man jetzt wieder mehr in Verkehr ſtand, ſchrieb: „Die Menſchen, auch der Pabſt und der Erzbiſchof, können uns den Himmel nicht ſchließen, wenn Chriſtus uns ihn öffnet. Ich erinnere mich dabei eines Worts von der Mutter Angelica: meine Tochter, was nicht ewig iſt, macht mir keine Angſt." Nur die Feſtzeiten Weihnachten, Oſtern waren betrübt, da ſie mit ihren Bitten umſonſt an die Thüre deſſen pochten, der als ihr geiſtlicher Vater ſeinen Kindern auf dieſe Zeiten das Brot hätte reichen ſollen. Wenn ſie dann zur Feier des Abendmahls ſingen ſollten, koſtete es ſie große Selbſtüberwindung, die Stimme verſagte ihnen wohl, aber nur einen Augenblick. Der Gedanke an die Gegenwart Chriſti ſtrafte ihren Schmerz und ſtärkte ſie.

Ermahnungen an die in Gefangenſchaft Abgeführten von Agnes.

Wir wenden uns nun zu den einzeln aus Port-Royal in die Gefangenſchaft Abgeführten, nachdem wir zuvor einige Worte der Ermahnung an ſie aus dem Munde der Mutter Agnes vernommen haben: „Wenn man uns das Abendmahl in den fremden Häuſern verbietet, ſo betrachten wir uns als im Stande der Buße, während welcher die Kirche auch der Communion bis zu dem von ihr beſtimmten Zeitpunkt beraubte. Man vergeſſe nicht, daß die Communion nicht eine auf eine gewiſſe Zeit beſtimmte Wirkung hat, ſo daß vielmehr eine einzige Theilnahme für das ganze Leben genügen kann. So liebten die heiligen Anachoreten ihre Einſamkeit ſehr, ob ſie ihnen gleich nur ſelten den Genuß des Abendmahls möglich machte, weil ſie ihnen zugleich den Vortheil gewährte, die ihnen ſtets gegenwärtige Frucht des Abendmahls zu genießen. Das wird ein Zeichen ſein, daß wir Kenntniß und Ehrfurcht haben vor der Macht und Wirkung der göttlichen Gnade, welche ins Herz gegraben iſt, wenn wir glauben, daß ſie von allen Mitteln, deren ſie ſich gewöhnlich bedient, um ſich den Seelen mitzutheilen, unabhängig iſt, daß ſie Alles erſetzt und dieſelbe Kraft hat, wie das

das Formular der Klerusverſammlung, das der Pabſt nicht ſchlechthin beſtätigen wollte. Es ließ keine Hinterthür offen. Der König erſchien am 29. April ſelbſt im Parlament, um es regiſtriren zu laſſen; er befahl allen Biſchöfen ſtreng binnen dreier Monate die Unterſchrift.

Wort Gottes, von welchem geſagt iſt, daß es nicht leer zu Gott zurückkehren werde. — Nachdem Gott uns in den kleineren Angelegenheiten unſere Schwachheit hat erfahren laſſen, macht er uns ſtark in den ſchwerſten. Wie ja eine Mutter ihr kleines Kind auf ebenem Wege allein gehen läßt, wo es nichts deſto weniger, aber ohne Gefahr fällt; während ſie es auf einem ſchwierigen Wege in ihre Arme nimmt, ſo daß es unmöglich verletzt werden kann, wenn die Mutter nicht ſelbſt fällt. Das kann aber unmöglich von Gottes Allmacht und Güte geglaubt werden, welche uns immer an ihrer Bruſt trägt, wenn wir uns nicht durch Mangel an Vertrauen davon entfernen."

„Das Leiden iſt die wahre **piscina salutaris** (ſonſt von der Taufe geſagt). Vielleicht will uns Gott darum wie Jonas in den Bauch des Wallfiſchs werfen, wie unſere ſelige Mutter ſagte, damit er aus einem ſo tiefen Orte, wo alle Hoffnung des Heils abgeſchnitten iſt, das Schreien und die Gebete höre, die wir ihm darbringen, und uns ſo ſicherer in den Port (ins himmliſche Port-Royal) bringe, als es wohl in dem Schiffe geſchehen wäre, worein wir uns eingeſchifft hatten."

Gefangenſchaft der Mutter Agnes; Fall zweier Arnauld.

Zuerſt wenden wir uns mit bangem Herzen zu unſerer Mutter Agnes ſelbſt, mit welcher ihre Nichte Maria Angelica von Sta. Thereſe die Verbannung theilte. Agnes warf ſich beim Scheiden noch in der Kirche nieder und rief den „guten Hirten" an, daß er ſich der verwaiſten Heerde annehme. Im Kloſter der Heimſuchung Mariens, alſo ins Mutterhaus von Eugenie, wurde ſie mit ihrer Nichte in eine dunkle Kammer gebracht, deren Fenſter vergittert waren.

Maria Angelica erzählt: Ob ſie gleich in dieſem Hauſe ſehr herabgeſetzt wurde, und man ihr öfters ſehr kränkende Dinge ſagte, hat ſie doch nie, weder durch das geringſte Wort, noch Geberde ſich dadurch beleidigt oder gekränkt gezeigt. Sie erbaute ſich an dem Guten, was ſie an den Nonnen ſah, ſprach mit ihnen von St. Franz von Sales und von Chantal und lobte, was ſie Erbauliches in ihren Schriften gefunden hatte. Sie dankte Gott, daß er ihr Gelegenheit gegeben, ihre Fehler zu erkennen, und wünſchte für ihre Perſon, hier von aller Welt, aber um ſo weniger von Gott,

verlaſſen zu ſterben. Sie erfuhr bald, daß auch die unſchuldigſte, ſinnliche Erleichterung, wie ein Gang in den Garten, ſie nur betrübter mache. „Das ließ mich ſagen, daß man die Betrübniß nur durch die Betrübniß ſelbſt gut trage.“ Kam eine Stunde der Bangigkeit, ſo erkannte ſie darin Gottes Gerechtigkeit; darauf folgte dann um ſo tieferer Frieden.

Das Gefängniß der Mutter Agnes iſt für uns auch dadurch von Wichtigkeit, daß wir darin einer großen Perſönlichkeit begegnen; wir meinen damit nicht etwa die Königin von Polen [1]), mit welcher Agnes in einem lebhaften Verkehr unter Einſicht der Äbtiſſin ſtehen durfte, ſondern Boſſuet. Der Erzbiſchof ſagte bei einem Beſuche zu ihr: Ich bitte Sie, hören Sie den Abbe Boſſuet; er iſt ein gelehrter Mann und der allerſanfteſte, er iſt ganz wie Sie einen brauchen, denn er gehört zu keiner Partei. Agnes ſchreibt nach ſeinem Beſuche: „Das iſt ſicherlich ein gelehrter Mann, welcher nicht hitzig wird. Er bringt aber nichts deſto weniger mehr in Verlegenheit, als ein Anderer. Denn es iſt, als wollte er einen übervortheilen. Er machte uns viele Beſuche und hielt uns ſehr lange Reden, deren ich mich aber durchaus nicht zu erinnern weiß. Denn nichts von dem, was er ſagte, machte auf meinen Geiſt Eindruck, ob er mich gleich öfters in Verlegenheit brachte.“ — Es gab auch nicht leicht ſich fremdere Naturen, als den geborenen großen Hofbiſchof von Ludwig XIV und die myſtiſche, einfache Agnes.

Da bald die freie Luft den Gefangenen ganz verboten wurde, wiederholten ſich bei Agnes die Schlaganfälle auf eine bedenkliche Weiſe. Sie begehrte den Pfarrer v. St. Nikolas, einen der Großvicare des Erzbiſchofs. Dieſer erklärte ihr aber, er könne ihre Beichte nicht anhören, ſie ſei in einer Todſünde und in der Verdammniß; er warf ſich bei ihrem Bett auf die Kniee, und beinahe zu Boden, ſchrie aus Leibeskräften, indem er ſich auf die Bruſt ſchlug: Mein Gott, du biſt für ſie geſtorben, erbarme dich ihrer, laß ſie erkennen, daß ſie mit ihrem Ungehorſam in die Verdammniß rennt! — Sie blieb aber feſt dabei, daß ſie nur Gott bei ihrer Weigerung anſehe.

1) Sie bezeugte um dieſe Zeit den Nonnen ihre Theilnahme, indem ſie ihnen eine Zuflucht in Polen anbot; eine Großmuth, die ſie wenig koſtete.

Wir folgen nun Maria Angelica von St. Thereſe in der Erzählung ihres Abfalls, welche ſie als eine Art Genugthuung dafür niedergeſchrieben hat. Dieſer Abfall war um ſo befremdender, als ſie ja an der Mutter Agnes eine ſo ſtarke Stütze hatte. Sie ſagte darüber: „Nichts zeigt deutlicher, daß nur Gott allein aufrecht erhält und ſelbſt die heiligſten Creaturen nicht vor dem Untergang bewahren können. Mich hat meine Erfahrung gelehrt, daß wir in Gott allein unſer Vertrauen ſetzen ſollen und ihn unabläſſig um ſeine heilige Gnade bitten.“ — Obgleich ſie die Nonnen der Heimſuchung inſtändig bat, ihre Schwachheit mit ſolchen beängſtigenden Vorſtellungen zu verſchonen, ſo ſtellten dieſe ihr doch lebhaft vor, welche Zukunft ihrer warte, wenn Agnes geſtorben ſei. Sie ſagt, eine der ſtärkſten Verſuchungen ſei für ſie geweſen, daß man beabſichtigte, ſie von Agnes zu trennen, weil ſie von dieſer in ihrem Widerſtand beſtärkt werde. Man hinterbrachte ihr geſchäftig alle böſen Nachrichten, beſonders wenn eine Schweſter ohne die Sacramente geſtorben war. Sie ſah, daß man entſchloſſen ſei, ſie ſelbſt im Tode ohne die Sacramente zu laſſen; noch mehr entbehrte ſie die Beichte; nur einmal noch wollte ſie derſelben theilhaftig ſein. Die Äbtiſſin warnte den Erzbiſchof, ſie beichten zu laſſen, ehe ſie unterſchrieben; ſonſt werde ſie nicht mehr unterſchreiben. Über einen Monat trug ſie die ſchrecklichſten Bangigkeiten, ohne ſie den Nonnen merken zu laſſen. „Ich war in ſo entſetzlichen Zweifeln und Dunkelheiten, daß ich öfters zweifelte, ob ich an Gott und an die Ewigkeit glaubte oder nicht.“ — Sie hielt ſich über dem Abgrund noch an das Wort des Predigers: Beeile dich nicht zur Zeit der Betrübniß. — Der Hamen, woran ſie gefangen wurde, war, daß ſie den Erzbiſchof fragte, ob er wirklich nur Gehorſam und daß ſie ſich in ſeine Entſcheidung ergebe, verlange. Nachdem ſie die ganze Nacht über „die Schmerzen der anderen Welt“ erduldet hatte, ſtellte Boſſuet der auch körperlich ganz Niedergebeugten vor, daß Singlin und Barcos die Unterſchrift gerathen haben, daß man jenem durch Nichtachtung ſeiner Anſicht ſeine letzten Lebenstage verbittert habe. Der Erzbiſchof fragte ſie, ob ſie ſich nicht vor ihrer Tante fürchten würde. Sie merkte wohl, daß man ſie auf dieſen Fall von Agnes getrennt hätte. „Ich antwortete ihm: Sie iſt die Erſte, der ich meine Anfechtungen vortrage; ich habe keinen Rückhalt gegen ſie, denn

ich habe ein vollkommenes Vertrauen zu ihr. Ich verſicherte ſie, ich wolle nichts thun, was ſie nicht thue; ſie ſagte mir aber: Meine Tochter, ſage das nicht, man ſoll ſich nicht auf einen fleiſchernen Arm ſtützen. Wenn du glaubſt, es thun zu müſſen, nur daß es mit Beirath geſchehe, ſo werde ich kein Leid darüber haben. — Sie ſahen ſich alle unter einander an und ſagten: Das iſt weiſe geſprochen! — Sie waren ſo davon ergriffen, daß der Erzbiſchof und Boſſuet darüber weinten.“ — „Seitdem habe ich es als ein Gericht Gottes über mich angeſehen, daß die Mutter bei dieſer Gelegenheit nichts zu mir glaubte ſagen zu müſſen; Gott ließ es zur Strafe meiner Sünden geſchehen, daß ſie nicht der Anſicht war, mich auf dieſem ſtarken Abhange aufzuhalten. Alle meine Schritte führten mich in den Abgrund[1]).

Doctor Ste. Beuve weigerte ſich entſchieden, mit einer Nonne von Port-Royal über die Unterſchrift zu ſprechen, „aus Furcht, er möchte in einer Flugſchrift angegriffen werden.“ Er ließ ihr nur rathen, dem Beiſpiele nachzufolgen, welches er durch ſeine ſiebenmalige Unterſchrift gegeben habe. Maria Angelica verlangte alſo zur Berathung einen Freund Port-Royals, Cheron. Dieſem war es ganz beſonders um Erhaltung des Kloſters zu thun; er ſagte, auch ſie ſei verpflichtet Alles dafür zu thun, was das Gewiſſen erlaube. Man könnte ſie ſonſt leicht von Agnes trennen, und dieſe würde ohne ihre Pflege bald wegſterben. Die öffentliche, den Jeſuiten ſo ärgerliche Erklärung des Erzbiſchofs, daß die Unterſchrift nur ein Act des Gehorſams aus Reſpect ſei, beruhige vollkommen. Er beſtärkte ſie in dem Glauben, Gott verlange Verſchiedenes von Verſchiedenen; Agnes und Angelica, welche viel Erleuchtung über den Gegenſtand und keinen Zweifel dafür hätten, würden bei ihrer Überzeugung, daß ſie überhaupt nicht unterſchreiben dürften, ſich durch eine Unterſchrift verſündigen. Andere aber, welche die Befürchtung hätten, einen Ungehorſam zu begehen, thun gut, ſich zu unterwerfen. — Seine Theilnahme, ſein Eingehen gewann ſie ganz für ſeine Anſicht. Er gab ihr ſein Ehrenwort als Prieſter, daß ſie nichts Unrechtes damit thue, indem ſie durch

1) Agnes machte ſich ſpäter Vorwürfe darüber, daß ſie ihre Nichte nicht abgemahnt habe. Aber man ſtellte auch ihr vor, es handle ſich um die Rettung dieſer Seele, daß ſie durch das ihr dargebotene Mittel aus der geiſtigen Niedergeſchlagenheit geriſſen werde, wodurch ſie aufs Äußerſte gebracht war. —

eine Unterſchrift den gefährlichen Anfechtungen zu entgehen ſuche. Allein ſelbſt der beredte Boſſuet konnte ſie nicht überzeugen, daß ſie dadurch in Einem Punkte größere Tugend erweiſe, als Agnes oder Angelica. „Denn in meinen größten Verfinſterungen, ſagte ſie, habe ich immer geglaubt, Die, ſo mehr Feſtigkeit haben, ſeien glücklicher, nur meine Schwachheit und mein Mangel an Licht laſſe mich ſtraucheln."

Als man ihr ſagte, der Erzbiſchof ſei da, um ihr die Unterſchrift abzunehmen, war ſie einer Ohnmacht ſo nahe, daß man ſie in den Garten führen mußte. „Ich ſagte zu einer Schweſter, heißt es, wenn man mir die Wahl ließe und ſpräche: Hier ſteht der Erzbiſchof, um dich unterſchreiben zu laſſen, dort der Scharfrichter, um dir das Haupt abzuſchlagen; ich würde mit Freuden zu dieſem gehen, in der Hoffnung, Gott würde mir Erbarmen angedeihen laſſen, weil er meine Furcht, ihn zu beleidigen, kennt. Ich ließ mir vom Erzbiſchof das Verſprechen geben, daß man von mir nie eine Verdammung meiner Mütter und Schweſtern, weder der todten, noch der lebendigen, noch auch meines Oheims verlangen werde. Ich erklärte, da ich keine Kenntniß von dieſem Factum habe, ſo habe ich auch keinen Glauben darüber; ich laſſe dieſe Sache, wie ſie ſei, ohne zu glauben, ſie ſei richtig oder nicht; ich wolle den Herrn von Ypern (Janſen) nicht verdammen, ich achte, ich verehre ihn, ich habe eine andächtige Geſinnung gegen ihn, wie gegen einen Heiligen; ich wolle die Wahrheit und Gnade Chriſti, welche St. Auguſtin vertheidigt habe, nicht verdammen. Er geſtand mir das Alles zu und ſagte nur, daß er für Behauptung der Lehre Auguſtins ſterben würde. Da er mir aber nicht erlaubte, meiner Unterſchrift — ſeiner Auslegung gemäß — beizuſetzen, daß mich dazu nur Gehorſam aus Ehrfurcht vor meinen Vorgeſetzten antreibe, nahm ich in einem Gebet Gott zum Zeugen. Ich unterſchrieb alſo. Man lobte mich ſehr über dieſes gute Werk; der Erzbiſchof aber ſprach mit einem abſoluten Ton zu mir: Ich verbiete dir, meine Tochter, kraft aller Gewalt, welche ich, als dein Erzbiſchof über dich habe, jemals über dieſe Handlung Leid zu empfinden. Ich will keine ſcrupulöſe Töchter haben."

„Der Erzbiſchof ſagte zu der Schweſter Chandenier, ſie ſolle mich gut unterhalten und ich ſolle mich ruhig halten. Dieſe Worte durchbohrten mein Herz mit Schmerz und erinnerten mich an das

Wort des Evangeliums, daß, wenn der Starke gewappnet in eine Seele eingegangen iſt, er Alles in Ruhe hält. Ich darf wohl ſagen, die Nacht über litt ich in meinem Herzen größere Schmerzen, als man auf dem Rade leiden kann. Jetzt ſah ich deutlich Alles, was ich gethan hatte; es war mir, als hätte man mir die Binde von den Augen genommen. Mein Geſicht war vom Weinen ganz entſtellt. Ich ſagte zu der Chandenier, meine Sünden haben dieſes Gericht Gottes über mich gebracht. Meine Hand erregte meinen Abſcheu; es war mir unmöglich, ſie anzuſehen, ich verbarg ſie unwillkürlich. Ich ſagte ohne Unterlaß zu Agnes, ich wolle widerrufen und ich hätte es gethan, wenn ſie mich nicht davon abgehalten hätte. Aber ſie rieth mir, ich ſollte keinen Schritt thun, ehe ich Belehrung erhalten hätte. Die Nonnen wagten nicht, ſich mir zu nahen, ſo ſehr that mein vieles Weinen ihnen Leid. Ich beichtete aber, daß ich durch meine Unterſchrift meinen Schweſtern ein Ärgerniß gegeben habe. Das Wort der Evangeliums, „es wäre beſſer in das Meer geworfen zu werden," kam mir nicht aus dem Sinn. Ich hätte mich lieber verborgen, um nicht zu communiciren, weil dieſe Gnade, deren ich ſo unwürdig war, zwiſchen mich und unſere Mutter und lieben Schweſtern eine Ungleichheit brachte. Auch ſchaffte es mir keinen Troſt."

„Agnes bezeugte mir die zarteſte Sorge. Da ich meinte, mein Elend ſei unheilbar, ſtellte ſie mir vor, ich dürfe darum das Vertrauen zu Gott nicht verlieren, welcher einer wahren Buße auch die größten Sünden verzeihe; meine Geneigtheit, Alles zu thun, was man mir rathe, ſei ja ein Zeichen des göttlichen Erbarmens. Da ſie ſah, daß ich meine Hand, beinahe mir ſelbſt unbewußt, verbarg, ſo nahm ſie dieſelbe und küßte ſie, was mich an St. Johannes, den Evangeliſten, erinnerte. Ich ſagte zu ihr: Wenn ich nicht wüßte, daß Sie feſt ſind, würde ich Sie vor der Unterſchrift warnen, und ich bin überzeugt, daß Sie darnach ſterben würden. Sie könnten die darauf folgende Verzweiflung nicht tragen. — Ich glaube, ich wäre ohne dieſe theure Mutter verzweifelt; meine Ehrfurcht für ſie wuchs ſehr und ich achtete mich, ſo demüthigend es mir war, glücklich, einer Perſon zu dienen, welche für eine ſo heilige Sache duldete."

Ganz die Doppelſinnigkeit ſeiner Congregation charakteriſirend tritt auch hier ein Oratorianer auf, von dem Maria Angelica ſagt:

„Alle ſeine Belehrungen waren gediegen, und ich hätte keinen großen Unterſchied unter ſeiner Weiſe und der unſerer alten Beichtväter gefunden, außer der Unterſchrift; denn Wenige treiben mehr dazu an, als er.“ — Als ſie ſich aber zu communiciren weigerte, da ja die Mutter Agnes in einem ſo großen Faſten ſei, ſagte er, ſie ſei nur äußerlich des Sacraments beraubt; ich ſolle ſie anſehen wie Paul den Eremiten, welcher lange Jahre ohne Communion gelebt habe, während die anderen ungleich weniger frommen Chriſten communicirten; auf dieſelbe Weiſe theile (communicire) Gott ſich ihr mit. Die Märtyrer communicire man nicht, „bei ihrem Tode haben ſie nicht Prieſter, ſondern Henker bei ſich. Ihre Leichname werfe man ins Feuer, in Kloaken, andere verbrenne man und werfe die Aſche in den Wind.“ — Dergleichen galt wohl in der gelehrten und ſonſt erleuchteten, ehrenfeſten Congregation für eine ſublime Lehre.

Eine beſondere Tortur war für die beiden Gefangenen, daß die Nonnen von der Heimſuchung wohl durchblicken ließen, daß ſie vielerlei aus Port-Royal wüßten; allein ſie theilten nur den Abfall der Schweſtern mit. Agnes war bei all den Nachrichten ſo unerſchütterlich gleichmüthig, ihr innerer Friede wurde ſo wenig geſtört, daß die Superiorin, wohl dadurch geärgert, zu ihr ſagte: In Wahrheit, meine Mutter, ich glaube, Sie würden auch nicht erſtaunen, wenn man Ihnen ſagte, daß man Sie zum Galgen verurtheilt habe; Sie würden das Geſicht nicht einmal verändern!

Als Beweis, wie rückhaltslos ſich Agnes Gott übergeben hatte, erzählt Maria Angelica: „Ich war ſchon krank, was mich verhinderte in den nächtlichen Zwiſchenräumen mit ihr die Offiz wie gewöhnlich zu ſprechen; ich ſtellte ihr eine Lampe und eine Uhr auf den Tiſch. Um eilf Uhr erwachte ſie, öffnete ihren Vorhang, um zu ſehen, wie viel Uhr es ſei. Da ſie aber nichts ſah, glaubte ſie ſich blind und brachte es Gott zum Opfer dar. Gegen drei Uhr wachte auch ich auf, und da ich hörte, daß auch ſie es war, fragte ich: Meine Mutter, wie viel Uhr iſt es? — ſie antwortete: Meine Schweſter, ich weiß es nicht. Ich bat ſie, auf die Uhr zu ſehen; ſie ſprach: Meine Schweſter, ich ſehe nicht mehr. — Wie, erwiderte ich beſtürzt, meine Mutter, Sie ſehen nicht mehr! — Nein, gar nicht mehr. Ich ſprang heraus; als ich aber den Vorhang lüftete, ſah auch ich eben ſo wenig, denn ich hatte vergeſſen,

das Licht anzuzünden. Agnes hatte geglaubt, es ſei eine ausgemachte Sache für ihre Lebzeiten, es ſei aber noch Zeit, mir es den anderen Morgen zu ſagen."

Noch eine Arnauld, die Schweſter von Maria Angelica, Marie Charlotte von Sta. Klara hatte unterſchrieben; ſie war allein in dem Kloſter von St. Thomas. Man hatte ſie auf jede Weiſe beſtürmt. Auch ſie hatte umſonſt durch das Mittel der Unterſchrift der Troſtloſigkeit zu entfliehen gedacht. Sie hatte erklärt, ſie wolle damit aber Janſen und ihre Lehrer nicht verdammen, noch ſich von ihren Müttern trennen. Erſt nachher ſah ſie ein, daß ihre Unterſchrift und dieſe Erklärung ſich widerſprechen; ſie hielt es nicht heimlich, daß ſie mit einem Widerrufe umgehe. Man achtete es fürs Beſte, ſie mit Agnes und Maria Angelica zu vereinigen. Dieſe beiden ſahen ſich mit Thränen über ihren Fall; ſie widerſtanden feſt dem Anſinnen, das neue päbſtliche Breve zu unterſchreiben.

Nach dem Fall von Angelica hatten die Nonnen der Heimſuchung ihre Gebete verdoppelt, daß auch Agnes ſich zur Unterſchrift bekehren möchte. Sie sagt: „Aber Gott, der nicht immer das gewährt, warum man ihn bittet, ſondern vielmehr das, um was man ihn bitten ſollte, entzog mir ſeine Gnade nicht, ohne welche auch ich, wie ſo manche Andere gefallen wäre." Dieſe vor ſolchem Abfall bewahrende Gnade, die ſo Wenigen geſchenkt wurde, iſt ihr ein Bild der Prädeſtination. Agnes nahm aber von dem neuen Breve und der darin noch gegebenen Bedenkzeit Gelegenheit, den Erzbiſchof um das Abendmahl zu bitten, als um das beſte Mittel, den Willen Gottes zu erkennen und zu erfüllen. Sie verſicherte ihn, ſie ſei ja nicht eigenſinnig, noch irgend einer Partei anhängig, vielmehr in Betreff der Unterſchrift indifferent und unentſchieden. Sie wollte damit nur den Vorwurf der Eigenwilligkeit, des abſichtlichen und wiſſentlichen Beharrens ablehnen. — Der Erzbiſchof ergriff dies mit beiden Händen und erlaubte ihr die Communion. Sie dachte nichts Sonderliches damit gethan zu haben, man nahm ihre Erklärungen, wie ſie es gemeint habe, gutwillig an. Allein ihr Brief und ihre Communion ſollten nun dazu dienen, die in Port-Royal Verſammelten wankend zu machen und zu unterwerfen. Anfangs wollte man es hier nicht glauben, daß Agnes dieſe Urkunde ihrer Wankelmüthigkeit ausgeſtellt habe, um

ſo größer war die Trauer, als man ſich von der Thatſache überzeugen mußte. Ihre Nichte ſagt, ſie ſei dem Tode nahe geweſen, als ſie gehört habe, wie der Erzbiſchof, wie man in Port=Royal, in der Stadt ihre Erklärung auslege. Sie enthielt ſich nun lieber des Abendmahls, um dieſen Irrthum nicht zu beſtärken.

Angelica von St. Johann im Gefängniß.

So bleibt uns denn nur die dritte Tochter d'Andillys, Angelica von St. Johann. Sie ſchrieb ſpäter die Schilderung ihrer „Retraite von zehn Monaten", worin ſie das innerlich Erlebte beſonders hervorhebt; denn das Äußere war nur die Eintönigkeit eines Gefängniſſes. Dieſe ihre bald darauf ganz gegen ihren Willen veröffentlichte Schilderung machte nicht gewöhnlichen Eindruck auf das Publicum. Sie hat unter allen Jüngeren in Port=Royal am meiſten poetiſches Talent, deſſen Producte weniger den Stempel des Prophetiſchen tragen, — als die Worte ihrer älteren Namensſchweſter, ſondern manchmal ſogar an die Sprache von St. Franz von Sales erinnern. Natürlich konnte ſeine üppige Bilderfülle bei einer Nonne von Port=Royal nicht die Oberhand gewinnen.

Als Text ihrer Schilderung ſetzt Angelica einige Verſe aus dem 14. Kapitel von Eſther voran; denn dieſes Buch und das Buch Judith, worin die Rettung Israels durch Weiber erzählt wird[1]), waren für die Nonnen eine beſondere Stütze in dieſer Zeit der Prüfung.

Angelica erzählt: Als ich von dem Erzbiſchof (26. Auguſt) ausgeſchieden wurde, um weggeführt zu werden, ſo kamen mir beim Eintritt in den Chor zuerſt die Worte von St. Ignaz auf die Lippen: Gaudeo plane quia hostia Christi effici merui. So fühlte ich auch zur Stunde ſo viele grauſame Trennungen nicht auf eine menſchliche Weiſe, ob ſie gleich grauſamer ſind als der Tod; denn ich ſah ſie als Theile meines Opfers an, welches zertheilt werden muß, ehe es verzehrt wird. Ich dachte nur daran, Gott alle Diejenigen, welche ich verließ, wie mich ſelbſt darzubringen. Ich dankte Chamillard, daß er uns darauf vorbereitet habe, indem er erſt am Tage St. Bernhards uns die Anwendung der Worte

1) Nicht zu überſehen bei Racines Eſther.

des Pſalms empfahl: Wegen eurer ſind wir alle Tage bereit, in den Tod geführt zu werden, man ſieht uns nur noch als Schaafe an, die beſtimmt ſind, zum Schlachten abgeführt zu werden. — An der Thüre fand ich meinen Vater, ich warf mich vor ihm nieder und bat um ſeinen Segen, denn er ſollte doch das Opfer (hostie), welches er Gott zum drittenmal brachte, auch einſegnen. Dann führte er mich an den Altar, gerade wie er es gethan, als ich das geiſtliche Gewand angelegt und mein Gelübde gethan hatte. Er führte mich die Treppen der Balluſtrade des Altars hinauf, wo er mich ſonder Zweifel Gotte als ſeinen Iſaak zum Opfer brachte."

„Auf den ganzen Weg war ich ſo erfüllt von Bewunderung der Führung Gottes, daß er uns würdig gemacht habe, eine ſolche Schmach für die Wahrheit zu dulden, daß ich ununterbrochen in meinem Herzen Lieder und Hymnen ſang, unter anderen die auf die Einweihung (einer Kirche): **Urbs Jerusalem beata**; es war mir, als ſeien wir die lebendigen Steine, welche man verſetze, um ſie in das geiſtige Gebäude dieſer heiligen Stadt einzufügen, worin ich mit allen Denen vereinigt zu werden hoffte, die ich eben verließ."

„Als ich im Kloſter meiner Beſtimmung, bei den Annunciaden auf dem Boulevart, angekommen war, kniete ich vor der Superiorin nieder und gelobte ihr Gehorſam, verſicherte ſie, daß ich immer große Achtung für ihr Kloſter, beſonders wegen ihrer Zurückgezogenheit von der Welt, gehabt habe und durch ihr Beiſpiel viel zu lernen hoffe. Sonſt blieb ich immer bei meinem Vorſatze, wenig zu ſprechen."

„Man führte mich zuerſt in die Kapelle der unbefleckten Empfängniß (Mariä). Dieſes Myſterium war mir neu, da bei uns für beſtrittene Meinungen kein Altar errichtet iſt. Ich gewann aber hier eine gewiſſe Andacht lieb, daß ich mich in die Arme „der Mutter der ſchönen Liebe und der heiligen Hoffnung" warf; unter welchem Namen ich ſie anrief, ſo lange ich in dieſem Hauſe war. — Sodann brachte man mich in meine Kammer. Ich bat die Mutter, mir zu befehlen, was ich zu thun habe; ſie ſagte, ich ſolle ſelbſt wählen, ich könne zur Offiz gehen oder auch nicht. Sie rief einer Converſe, welche für mich ſorgen ſollte. Dieſer Anfang war ſchön. — Sobald ich allein war, warf ich mich vor dem Allgegenwärtigen nieder. Als aber die Nacht gekommen war, ich meine Gebete alle

geſprochen hatte und mich ruhig niederlegen wollte, war es mir auf einmal, als ob mein bisher über einem Abgrund gehaltener Geiſt plötzlich ſehr hoch herunter gefallen und mein Herz vom Fall ganz zerbrochen wäre. Denn in Einem Augenblick fühlte ich mich von allen Seiten niedergeſchlagen und zerriſſen über alle die Trennungen und die Schmerzen ſo Vieler. Trotz der Gewalt, die ich mir anthat, konnte ich mich gegen dieſen Schmerz nicht unempfindlich machen; ich mußte meinen Thränen den Lauf laſſen, um ihn zu erleichtern. Um die Wahrheit zu ſagen, ich vergoß viele in dieſer Nacht, welche ich im ununterbrochenen Kampf der Gnade und der Natur zubrachte, ohne andere Waffen zu meiner Vertheidigung, als den Schild der Wahrheit, welcher alle Zärtlichkeiten der Natur zurücktrieb."

„Als ich den anderen Morgen mich zur Meſſe dem Chor nahte, war das erſte Wort, das ich hörte: **Euntes ibant et flebant mittentes semina sua.** Dieſes Begegniß ſchien mir nicht zufällig und da ich nur noch auf Gott allein zu hören hatte, nahm ich von Allem, was ſeine Vorſehung mir zuſtoßen ließ, Unterricht an, und Dieſes belehrte und tröſtete mich zumal. — Den folgenden Tag, als an dem St. Auguſtins, begegnete mir ein noch größerer Troſt, da ich erfuhr, daß ich in einer Familie ſei, welche ihn zum Vater habe, da dieſe Nonnen von der Regel St. Auguſtins ſind. Sie haben ſogar auf ihrer Seite in einer Kapelle das Sacrament ausgeſtellt, wo man mir einen Theil des Nachmittags zuzubringen erlaubte. Ich zitterte, als ich eintrat. Denn es iſt wahr, dieſe Andacht, welche in unſeren Conſtitutionen uns vorenthalten, hat etwas, was die tiefe Ehrfurcht verleugnet[1]); eine Nonne iſt erſchrocken, wenn ſie ſich an der Stelle eines Prieſters am Fuße eines Altars befindet, wo ſie das Sacrament leicht mit der Hand berühren könnte. Mein Zuſtand jedoch gab mir bald das Zutrauen, mich Chriſto zu nahen, wie die Schrift bemerkt, daß Juda ſich Joſeph nahte, getrieben von einer Bewegung des Schmerzens, der ihm alle Furcht benahm. Ich war eben ſo betrübt wie er und hatte mit einem Herrn zu thun, von dem ich überzeugt war, daß er nicht ſo gar ſtreng gegen mich ſein würde. Ich ſprach alſo

1) In Port-Royal wurde, in Folge der Vereinigung des Sacramentsordens damit, wohl die Hoſtie beſtändig angebetet, aber aus ehrfurchtsvoller Entfernung.

vor ihm meine ganze Betrübniß aus und goß mein Herz mit meinen Thränen in ſeiner Gegenwart aus. Da ich aber, indem ich ihm meine Wunden zeigte, ſie ſelbſt zu ſehr betrachtete und über mich weich wurde, machte ich mir nachher Vorwürfe darüber. Denn ich erfuhr fühlbar, daß man, um in den großen Betrübniſſen nicht ſchwach zu werden, ſeine Augen nicht herunter blicken laſſen darf, welche man zu den Bergen erhoben hat, von denen uns die ſo nöthige Hülfe kommt. Sobald man auf etwas Anderes nebenaus ſchaut, iſt man einem gefährlichen Falle ausgeſetzt. Dieſes ließ mich immer fürchten, freiwillig über irgend eine meiner ſchmerzlichen Anliegen nachzudenken. Denn ich fühlte, Alles, was ich thun könne, ſei, daß ich ſie im Aufblick zu der göttlichen Ordnung dulde. Sobald ich dagegen anfange, die Betrübniß an ſich ſelbſt ins Auge zu faſſen, begleitet von allen ihren Umſtänden, würde dieſes Gewicht mich niederdrücken. Es war mir, als trüge ich dann immer meine Seele in meinen Händen, wie eine Erzieherin ein Kind in ihren Armen trägt, das man entwöhnt; ſie trägt es umher und macht ihm ſo viel Zerſtreuung als möglich, damit es nicht an die Amme denke, von welcher ſie es bei jeder Begegnung abkehrt, aus Furcht, ihr Anblick möchte ſeine Thränen erneuen. Das betrübte Port-Royal war wie meine Amme; ich war jetzt von Allem, was ich unter dieſem Namen aufs Zärtlichſte liebte, entwöhnt worden. Meine Seele konnte dieſe Trennung nur mit den äußerſten Schmerzen tragen und mein Glaube war ganz beſchäftigt, ſie ohne Unterlaß von Betrachtung dieſes Gegenſtandes abzuwenden. Ich konnte jedoch nicht verhindern, daß er ſich zu jeder Stunde vor meinen Augen darſtellte; aber ſogleich erhob ich die Augen wieder zu Gott, um nur in ihm das zu ſehen, was ich nur für ihn liebte. In dieſem Kampf erhielt ich den Frieden; es gab Augenblicke, wo ich ſelbſt der Freude fähig war. — So brachte ich die drei erſten Tage in meiner Einſamkeit zu, ohne zu wiſſen, daß ſie ſich in ein Gefängniß verwandeln ſollte."

„Denn am Freitag hörte ich, daß man den Schlüſſel an meiner Thür umdrehte; ich ſah einige Zeit darauf nach, und fand, daß ſie wirklich geſchloſſen ſei. — Ich hatte darüber eine fühlbare Freude, denn es war mir, als erlangte ich an dieſem Tage eine ſehr große Würde, indem ich in die Gemeinſchaft der Bande St. Johannes eintrete, deſſen Enthauptung an dieſem Tage war.

Als mir aber eine Mutter denſelben Tag ſagte, daß die Jeſuiten ihre Beichtväter ſeien, ergriff mich ein Schauer, es war mir wie dem Lamm mitten unter den Wölfen. Ich danke Gott, daß er mich ſogleich damals meine Schwachheit empfinden ließ, wodurch ich bewahrt wurde[1])." —

„Von da an war ich vier Monate in der ſtrengſten Einſamkeit, ich ſah wochenweiſe nur die Converſe und las oder ſang Gebete und Lieder laut, um nicht die Stimme zu verlieren. Die Nonnen waren indeß ſehr beſorgt für mich; ſie klagten nur, daß ich über nichts klage und nichts verlange. Denn wenn man nur das Reich Gottes ſucht, ſo giebt man uns die anderen nöthigen Dinge obendarein; dabei hat man noch den großen Vortheil, daß man ſich recht in der wahren Verfaſſung der Armen findet, welche auch für die geringſten Dinge dankbar ſind."

Die Gefangenſchaft Angelicas iſt auch dadurch merkwürdig, daß ſie während derſelben ihren Bußkampf kämpfte. Wir haben geſehen, wie die große Angelica denſelben Kampf ſiegreich kämpfte; von der mehr myſtiſchen Agnes iſt dergleichen nicht bekannt, überhaupt ſah man es in Port-Royal nicht als Bedingung eines reifen chriſtlichen Lebens an[2]). Die Anſicht über Asceſe ſtand der Annahme der Nothwendigkeit eines Bußkampfes entgegen. Dieſe Betrübniß, welche alle anderen Schmerzen verſchlang, erzählt uns Angelica zum Belege, „daß Gott dem Satan die Macht gegeben hatte, uns alle auf dieſelbe Weiſe und mit denſelben Waffen zu verſuchen; wenn aber im Ausgang des Kampfes ein Unterſchied war, ſo kam es nur daher, daß ihm nicht über uns alle geſagt war: verumtamen animam illius serva; denn er wollte an Einigen die Macht ſeiner ſiegreichen Gnade ſehen laſſen, welche ſie vor der Niederlage bewahrte, an Anderen die Wirkung ſeiner heilenden Gnade, welche die tödtlichen Wunden heilen ſollte, die ſie im Kampfe erhalten hätten, um ſie dadurch ſtärker zu machen, wenn er ſie von Neuem darein führen würde."

1) Einmal fragte eine Nonne Angelica, ob ſie auch den Jeſuiten Griſet, einen großen Prediger, kenne. Sie erwiderte, ja, ſie habe von ihm gehört, daß er ſich gerühmt habe, er würde die Beichte des Teufels in einer halben Stunde gehört haben, wenn dieſer ſich an ihn wendete.

2) Nur zu der Zeit, als St. Cyran kurz vor ſeiner Gefangennehmung die Herzen wie im Sturme nahm, finden ſich mehrere Beiſpiele davon.

„Ich hatte alſo die acht oder zehn erſten Tage in empfindlicher Betrübniß über unſere Trennung zugebracht. Aber dieſe Betrübniß war nur in den Sinnen, im Grund der Seele fühlte ich den ganzen Nutzen dieſer Prüfung; ich fühlte zwei Perſonen in mir, die eine hatte Kraft genug, um die andere in ihrer Schwachheit zu tragen und ich freute mich im Geiſte über dem, was mich in den Sinnen betrübte. Ich ſehe jetzt deutlich ein, daß wenn ich auf dieſem Wege weiter getrieben worden wäre, ich mich ſchwerlich lange in dieſem Stande erhalten hätte, weil man bei einem ſo großen langen Gewitter ſehr in der Demuth gegründet ſein muß, um Widerſtand zu leiſten; mein Geiſt aber war in dieſer Verfaſſung nicht genug gedemüthigt. Denn ich war nur mit dem Ruhm beſchäftigt, welchen das Dulden für die Wahrheit mit ſich bringt und betrachtete nicht gehörig, daß es die Wahrheit ſei, welche in mir beſtrafe, was ſie durch ihr Licht verdammt hatte, was ich aber nicht ſah, weil ich in der Finſterniß war."

„Da ich mich alſo einmal niedergelegt hatte und im Einſchlafen war, weckte mich Gott durch einen Strahl ſeines Lichts, welcher mein Herz traf, um mir Dinge zu entdecken, welche mir nichts geſchienen hatten, die mir jetzt aber ſo wichtig erſchienen, daß ſie meine Verfaſſung ganz umſtießen und mich vor Gott ſo erniedrigten, daß ich — ſtatt wie bisher zu denken, er habe uns zu ſehr erhoben, indem er uns Antheil an der Verfolgung der Wahrheit und Gerechtigkeit gab — mich in einer ſo tiefen Erniedrigung und ſo ſehr von Furcht ergriffen fühlte, daß ich beinahe nicht wagte, meine Augen gegen ihn zu erheben. Ich ſah, daß alle meine Leiden viel geringer ſeien als diejenigen, welche er mir hätte nach meinem Verdienſt auflegen mögen. Ich erfuhr an mir die Worte des Pſalms: Sie ſteigen bis zum Himmel hinauf und bis zum Abgrund hinab. Dabei die Verlaſſenheit von allem Zuſpruch, und das vielleicht bis zum Tode; wenn ich nur die geringſte Perſon gehabt hätte, um mich ihrem Gebet zu empfehlen."

„Ich blieb in dieſer geiſtigen Betrübniß ungefähr ſechs Wochen. Sie beſtand ganz darin, daß ich die Vorſtellung hatte, Gott züchtige mich in ſeinem Zorn. Dies benahm mir das Vertrauen nicht, daß er auch ſeines Erbarmens gedenke, deſſen Spuren ich im Verhältniß meiner Leiden und meiner Sünden zu erkennen glaubte. Ich wagte aber in meiner Beſchämung nicht, anhaltend auf das zu ſchauen,

was mich auf ſeine Güte hoffen ließ. So oft ich die Augen aufſchlagen wollte, ſchlug ich ſie wieder vor Beſchämung nieder und ſuchte mich nur vor ihm zu verbergen. Nichts führt in eine ſo große Armuth ein, als dieſer Zuſtand. Indem die Menſchen uns Alles zu nehmen glauben, rühren ſie doch unſeren Schatz nicht an, wenn Gott in unſerem Herzen das Gefühl der Gnade läßt; ſobald aber er nur ſein Angeſicht abwendet, ſo finden wir in unſeren Händen nichts von all den Reichthümern, von welchen wir glaubten, daß man ſie uns nicht rauben könnte."

„Seit vielen Jahren hatte ich oftmals die Verbannung und die Trennung ins Auge gefaßt, worin ich mich jetzt befand und hatte mir verſprochen, in welche Lage man mich auch brächte, dürfte ich hoffen, im Gebet und im Worte Gottes die Tröſtungen und die Geduld zu finden, welche meine Hoffnung aufrecht erhalten könnten. Jetzt aber ſuchte ich umſonſt Kraft und Licht, welche ich ſo oft in den Worten der h. Schrift gefunden hatte, und die mir fähig geſchienen hatten, die Schmerzen der härteſten Gefangenſchaft zu verſüßen. Ich las immer wieder die Stellen der Propheten und der heiligen Geſchichten, welche ich in meinem Geiſte als Nahrung für Nothfälle aufbewahrt hatte. Aber Gott hatte dem Brod die Kraft genommen, und es war mir, als fände ich darin nur Grund, meine innere Beſchämung zu vermehren, indem Gott überall zeigt, daß ſeine Züchtigungen Strafen unſerer Sünden ſind. — Ich ſah wohl ein, daß mir dieſer Zuſtand gut ſei, indem er mich erniedrigte, aber auch, daß ich dadurch in eine große Gefahr der Niedergeſchlagenheit käme. Daher kamen beinahe alle meine Gebete auf das von Eſther hinaus, welches ich in meinem äußerſten Schmerze in mein Diurnale (Gebete für die verſchiedenen Zeiten) ſchrieb, um es immer zu wiederholen: Du über Alle ſtarker Gott, erhöre die Stimme Derer, welche keine andere Hoffnung haben und reiße mich aus meiner Furcht! — Dazu fügte ich das Gebot von Sara, da mir nichts ſo viel Troſt gab, als dieſe Worte: Zur Zeit der Trübſal vergiebſt du die Sünden Denen, welche dich anrufen."

„Eines Tages, da ich mich in einer doppelt ſchrecklichen Bangigkeit fand, in der Furcht, daß ich es bei einer früheren Gelegenheit an der chriſtlichen Liebe habe fehlen laſſen, wurde ich gewahr, daß mich das weit führen könnte. Nachdem ich Gott lange

angefleht hatte, erwies er mir die Gnade, meinen Glauben zu erwecken, welcher anfing, nach menſchlichen Stützen (beſonders nach der Beichte) ſich umzuſehen; er gab mir die Willensbewegung, mich der Leitung ſeiner Gnade zu überlaſſen und den Entſchluß, mich über mich und meine Leiden nicht weiter zu betrüben; damit er es über ſich nehme, Alles gut zu machen, was ich gegen Andere verſchuldet hatte. Ich behielt mir nichts vor, als die Hoffnung auf ſein Erbarmen, welches ich allein im Stande ſah, auch den anderen unzähligen Schulden zu entſprechen, wofür ich ſeiner Gerechtigkeit und Güte verpflichtet war. Von dieſem Schritte an fand ich mich viel entblößter als je, aber zugleich auch viel ruhiger."

„So habe ich denn gelernt, was Verzweiflung iſt, weil ich den Weg dazu ziemlich deutlich ſah. Dieſe wenn auch mir ſelbſt fremd gebliebenen Gedanken ließen mich errathen, daß dies die dunkeln Thore ſeien, wovon Gott zu Hiob ſprach. Denn Manche wollen wohl dulden, aber ſie nehmen von ihren Leiden Gelegenheit zu fürchten, dieſe ſo harte Führung Gottes mit ihnen ſei ein Zeichen ſeines verdienten Zorns. In Folge dieſer Stimmung, welche demüthig ſcheint, haben ſie weniger Vertrauen ſich Chriſto zu nahen, als hielten ſie ſich um ihrer Unwürdigkeit willen von ihm zurückgeſtoßen, während doch nach dem Evangelium die Leiden die ſicherſten Unterpfänder der Liebe Gottes ſind. So habe ich auch aus den Berichten unſerer meiſten Schweſtern, welche unterzeichnet haben, erſehen, daß ihre Verwirrung mit dem Anſchauen ihrer Fehler angefangen hat. Dieſes hat ſie zur Meinung gebracht, ſie täuſchen ſich, indem ſie nicht gehorchen wollen und ſich für einen Gegenſtand, welcher es doch nicht verdiene, Leiden ausſetzen, die über ihre Kräfte gehen und ſie in zu große Gefahr brächten. Und auch ich habe erfahren, daß der Satan meinen Geiſt mit denſelben Geſichten umgab." — Dieſe Zeit des inneren Kampfes und der Verſuchung nennt Angelica wegen der Zeitdauer, mit Beziehung auf die Verſuchung Chriſti und eine katholiſche Sitte — ihre Quarantäne. — Sie beſchreibt wiederholt ihre Seelenverfaſſung nach dieſem Siege: „Weder der Anblick meiner Sünden, noch der Schmerz über die Sünden meiner Schweſtern, noch die Gefahr unſerer Kloſtergemeinde und Freunde, noch die Betrübniß der Kirche raubten mir den Frieden, welcher mein Herz und Geiſt in Ruhe erhielten." — Die Freude war freilich nicht ſo unwandelbar. „Oft brach ich in Betrachtung

des Erbarmens und der Führungen Gottes in Freudenthränen aus, wenn ich Chriſtum als meinen Hirten anſah, ſo beſchäftigt mit mir, als hätte er, wie der Mann in der Parabel Nathans, nur mich das Eine Lamm beſeſſen, welches er an ſeinem Buſen ruhen ließe, von ſeinem Brod nährte, das ihm die Stelle einer Tochter einnahm. Die nähere Betrachtung alles Deſſen führte mich ſo weit, daß ich mich in der Bewunderung dieſer Gnaden verlor, und ich erinnere mich, daß dieſes mich eines Morgens in der Kapelle, wo ich die Meſſe zu hören pflegte, ſo viele Thränen vergießen ließ und aus ſo verſchiedenen Urſachen, des Leids über meine Untreue gegen Gott, des Danks für ſeine Güte gegen mich, des Verlangens, ſeines Beſitzes würdig zu ſein, der Liebe zum Leiden, welche der Weg dazu iſt, daß ich im Gefühl des Troſtes und der heiligen Luſt in dieſen Thränen dachte, dies müſſe der Parfum ſein, welchen Gott in ſeinem Tempel zu verbrennen befohlen habe und worein verſchiedene Arten von Aromen kämen, welcher zu anderen Zwecken ſich zu bedienen verboten war. Denn ich ſah, daß, obgleich alle Leidenſchaften ihre Thränen haben und man aus Liebe, aus Verlangen, aus Traurigkeit und Freude weint, es doch keine Creatur gebe, welche in ſich ſo verſchiedene Motive vereine, daß man zugleich Entbehrung, Genuß, Furcht, Zuverſicht, Schmerz und Freude und ſo viele Bewegungen fühlt, welche die göttliche Liebe zumal im Herzen hervorbringt und welche man nicht tragen könnte, wenn dieſe Gefühle immer dauerten. Es wäre eine Thorheit von mir, dieſes von mir zu ſagen, wenn ich einigen Theil daran hätte; aber ich glaube nur das zu thun, was Diejenigen thaten, welche auf Befehl Gottes ausgegangen waren, das Land der Verheißung zu entdecken, das er ſeinem Volke geben wollte. Auch ich bringe nur eine Traube aus dieſem Lande der Gefangenſchaft, von welchem man glaubt, es verſchlinge ſeine Einwohner, um es von dieſer Verleumdung zu rechtfertigen, damit Diejenigen, welche Gott noch dahin berufen könnte, wüßten, daß ſein Grund ſehr fruchtbar iſt, ob es gleich nicht von den Flüſſen der Erde bewäſſert wird, wie Egypten, ſondern weil der freiwillige Regen, welchen Gott darauf fallen läßt, darin die ſüßeſten Früchte hervorbringt.“ —

Man hatte Angelica beſonders aus Rückſicht auf die Gräfin Rantzau, welche hier Nonne war, in dieſes Kloſter gethan. Dieſe war die Wittwe eines Mannes aus deutſchem Stamme, deſſen

Rechtſchaffenheit und Tapferkeit im Dienſte Ludwigs XIII in den Memoires ſeiner Zeit glänzt.

Die Gräfin, ſelbſt erſt zur katholiſchen Kirche übergetreten, wurde beſonders in Anſpruch genommen durch die Bekehrung der Lutheraner, indem man ihr eine beſondere Dispens gab, ſich mit den deutſchen Proteſtanten zu unterhalten, während die Ordensregel nur mit den nächſten Anverwandten Verkehr geſtattete. Sie war auch in der Kirchengeſchichte nicht unbewandert. Schon in der zweiten Woche hatte ſie einen Strauß mit Angelica, in welchem ſie gegenſeitig Concilien gegen einander aufführten. Angelica kam auf Pabſt Honorius, die Gräfin behauptete, die Acten des Concils, welches ihn verdammt haben ſolle, ſeien verfälſcht. Angelica erwiderte, ſie habe gehört, das ſei ein Traum; ſie geſtehe aber, daß ſie nichts wiſſe und bitte, daß ihr vergönnt ſei zu beten, nicht zu disputiren. Beide hatten ſich in dieſem Streite etwas vergeſſen und erklärten ſich gegenſeitig, daß es ihnen Leid thue. Die Gräfin verſuchte während der erſten Monate noch einigemal durch Gründe, aber in freundlicher Geſprächsweiſe Angelica zu gewinnen, ſtand aber dann davon ab, wodurch erſt aus ihrem Verhältniß alle Spannung entfernt wurde. Angelica erzählt: „Sie kam immer darauf zurück, ſie hoffe, meine Zeit werde kommen, man habe nur für mich zu beten, daß der gute Augenblick komme, wo Gott mir eine „gehörige Gnade" (gratia congrua) geben und mein Herz ändern würde. Ich glaube, da ſie die „wirkſame Gnade" (efficax) nicht zuläßt und denkt, daß ich die „hinreichende" (sufficiens) nicht hochachte, hat ſie dieſe andere „gehörige Gnade" erfunden, um uns in Übereinſtimmung zu bringen. Übrigens war ſie gegen jede Unterſcheidung der Glaubensnorm und der Thatſache, als gegen eine Ausflucht und machte vor dem Erzbiſchof kein Geheimniß daraus."

„Frau von Rantzau, ſagt Angelica weiter, iſt nach meiner Anſicht die letzte, welche ſich belehren ließe, weil ſie nicht ſowohl die Wahrheit ſucht, als zu ſehr von der Meinung eingenommen iſt, ſie wiſſe Alles. Es ſcheint, daß ſie, indem ſie aus der Ketzerei und dem Schisma heraustrat, ihren Katholicismus auf den feſten Glauben an die Unfehlbarkeit des Pabſtes gegründet habe, wovon ſie wohl wie Saugei ſagen könnte, wenn man dieſen Grund erſchüttere, ſo habe man keine Stütze mehr. Denn auch dieſer iſt ein Sprößling von Genf, und es ſcheint, daß dieſe unter den Ketzern aufgewach-

jenen Perſonen geneigt ſeien, von einem Extreme zum Andern überzugehen und an der Wahrheit, welche in der Mitte liegt, vorüberzugehen.“

Angelica und die Gräfin ſtanden in ſo fern auf Einem Boden, als ſie ſich namentlich auf die h. Schrift gründeten. So die Gräfin auch mit ihrem Glauben an die Unfehlbarkeit des Pabſtes in allen für die Kirche nothwendigen Sachen. Angelica bewies ihr aber, daß die Salbung, welche nach Johannes über Alles unterrichtet, nicht dem Pabſt, ſondern allen Gläubigen verheißen ſei. Über eine Stelle aus dem Deuteronomion, über den dem Hohenprieſter ſchuldigen Gehorſam, welche ihr die Gräfin zum Beweiſe angeführt hatte, daß ſie die Entſcheidung des Pabſtes und des Erzbiſchofs in allen Fällen gut zu heißen habe, ſchreibt Angelica: „Dieſe Stelle ſcheint allerdings dieſe Verpflichtung aufzuſtellen; daher habe ich ſie auch lange betrachtet. Aber ohne mir ihre Auslegung anzumaßen, welche mir auch nicht zukommt, bin ich durch die Erfahrung feſt überzeugt, daß ſie einer Erklärung durch den h. Geiſt bedarf, welche in dem Herzen redet und die Seelen unterrichtet; denn ohne das tödtet der Buchſtabe. Hat doch der Buchſtabe dieſes Gebotes den Sohn Gottes getödtet. Das ganze jüdiſche Volk, welches ſeinen Tod mit ſolcher Wuth verlangt und betrieben hat, hätte nur eine Handlung der Gerechtigkeit und des Gehorſams gethan, wenn es bei Todesſtrafe verpflichtet geweſen wäre, dem Spruch des Hohenprieſters beizuſtimmen (acquiescer), welcher ihn feierlich in der Verſammlung aller Prieſter, Schriftgelehrten, Phariſäer und Älteſten des Volks auf ſein eigenes Bekenntniß hin und gerade unter den im Deuteronomion beſtimmten Umſtänden verdammt hatte. Es iſt ja gewiß, daß dieſes Volk durchaus nicht durch einen böſen Willen gegen Chriſtum eingenommen war und daß nur die Auctorität dieſer Männer es gewann, wie das Evangelium ausdrücklich angiebt. Daraus erhellt deutlich, daß dieſes Geſetz (des Deuteronomions) Ausnahmen haben mußte und daß es dem Hohenprieſter, ob er gleich ſo gut als Kaiphas Prophet war, keine Unfehlbarkeit in ſeinen Ausſprüchen beilegte, welche zu deren Annahme ohne alle Unterſcheidung verpflichtete.“

„In allen Gründen, ſagte Angelica, welche man mir bis jetzt vorgebracht hat, ſehe ich eben ſo wenig, als die Taube aus der Arche, wo ich meinen Fuß mit Sicherheit hinſetzen könnte und ohne

Dieſes halte ich mich nicht für verpflichtet meine Seele zu wagen und wenn ich auch die ganze Welt dabei gewinnen ſollte.“

Vor Allerheiligen wandte ſie ſich wieder an den Erzbiſchof mit der Bitte um das Abendmahl: „Ich werfe mich jetzt zu Ihren Füßen nieder, wie einſt die Büßenden thaten, welche die gerechte Strafe der Kirche von den Altären verbannt hatte. Unſere Seelenverfaſſung gleicht ſich darin, daß ſie bei uns beiden aus dem Haß der Sünde entſpringt, welche in dem Herzen entweder, wenn man ſich ſchuldig fühlt, Leid darüber, oder wenn man ſich gegen ſein Gewiſſen dazu angetrieben ſieht, Furcht vor der That hervorbringt. — Sie finden vielleicht, daß ich mich überhebe, indem ich wage, mit Ihnen wie mit einem Vater zu ſprechen, nachdem Sie dafür gegen mich die Eigenſchaft des Richters angenommen haben. Dann werde ich mich fürder mit der mir noch allein übrigen Freiheit begnügen, Gott um das Brod bitten, deſſen ich täglich bedürftig bin, da ſeine Güte ſich nicht für überläſtigt hält, und werde, ohne noch einmal eine Bitte zu wagen, erwarten, bis Sie ſelbſt meine Einſetzung für zeitgemäß halten.“ Ihre Bitte wurde, wie vorauszuſehen war, nicht gewährt.

Den 5. März ſchreibt ſie indeß bei Herannahen der öſterlichen Zeit wieder an den Erzbiſchof: „Während ich im Zweifel ſtund, ob ich mein viermonatliches Schweigen auch ferner zu bewahren habe oder des Rechtes der Armen mich bedienen ſollte, welche die Freiheit haben zu bitten, ohne daß man ſich darüber ärgert, habe ich mich jetzt durch das heutige Evangelium beſtimmen laſſen, einen Mittelweg einzuſchlagen, indem ich mich zu Ihren Füßen werfe, wie Lazarus auch ohne zu ſprechen ſich vor die Thüre des reichen Mannes legte. Sein Elend ſprach für ihn und mein Bedürfniß ſchreit laut genug zu Ihrem Erbarmen, ohne daß ich Ihnen zu ſagen brauche, was eine Perſon bedarf, welcher Sie ſeit ſechs Monaten ſelbſt die Broſamen verweigern, welche von Ihrer Tafel fallen und die man ſelbſt den Hunden nicht verweigert. Es giebt ſonder Zweifel eine große Zahl von dieſen, welche nicht Ein Verbrechen begangen haben, ſondern welche täglich in dieſelben Verbrechen zurückfallen, die man aber darum an dieſem Feſte nicht von dem heiligen Tiſche verjagen wird. Soll man wohl einmal ſagen, daß man das Brod den Kindern nehme (denn die Furcht, Gott zu beleidigen, macht uns doch wohl nicht dieſer Eigenſchaft verluſtig!) und daß ſie dieſe

Strenge verdienen, nur weil Sie dieſelben in einem Punkte für ſchuldig halten, welcher nicht mit dem ſeligmachenden Glauben zuſammenhängt?"

Auch diesmal bat Angelica umſonſt. — Wir ſehen aber aus dem Bisherigen, welchen Auctoritäten ſie folgte; ſie ehrt die Ordnungen der Kirche, beſonders der älteren, als deren edelſtes Kleinod die Schrift, welche aber uns durch den Geiſt Gottes lebendig werden muß.

Nur über die Geſundheitsverhältniſſe ihrer nächſten Anverwandten [1]) gab man ihr hie und da einſylbige Kunde. Im Übrigen nur ſo oft man ihr eine „gute Nachricht," das heißt, den Abfall einer Schweſter mitzutheilen hatte [2]). Zugleich mit der Nachricht von dem Fall Gertrudens fragte man, was ſie ſagen werde, wenn die Mutter Agnes unterzeichnet habe, was zu hoffen man alle Urſache habe? „Darüber war ich im Augenblick wie zu Boden geſchlagen; es war nicht blos die Furcht vor einem ſo großen Unglück, ſondern ſo niederſchlagende Gedanken über die ſchreckliche Führung Gottes, wenn er es zuließe, daß ich den Schiffbruch meines Glaubens fürchtete. Je mehr ich das Leben, die Frömmigkeit, die Erleuchtung und Demuth der Mutter Agnes betrachtete, und daß zuletzt, nachdem ſie in dieſem Alter eine ſo ungerechte Verfolgung in treuer Anhänglichkeit an die Gnade Gottes ertragen hatte, Gott ſie zu

1) Ein Gedanke, der ſie peinigte, war, daß vielleicht ihr Vater oder Bruder geſtorben ſein möchte und daß man es ihr aus Mitleiden verſchweige. Es war ihr eine Freude, daß man in den Paar Linien, die ſie ihrem Vater einmal ſchreiben durfte, den Biſchof von Angers nicht grüßen ſollte; ich dankte Gott dafür als für ein Unterpfand, daß er ihm den Muth gegeben hatte, ſich für den Beſchützer der Unſchuld zu einer Zeit zu erklären, wo ich dachte, daß alle Welt in der Verſuchung wäre, aus Staunen über die Größe unſerer Betrübniß, wie die Freunde Hiobs, im Schweigen zu bleiben.

2) Sie pflegte dann die h. Schrift aufzuſchlagen, deren gewaltige Worte ihrer ſtummen Frage erſchütternd antworteten. So einmal aus dem Prediger: Wehe Denen, die loſen Herzens ſind, welche Gott nicht vertrauen und deshalb von ihm nicht beſchützt werden. Wehe Denen, welche den Halt verloren haben, auf ſchlechte Wege abgegangen ſind; was werden ſie thun, wenn Gott einmal nach ihnen ſchauen wird? — Bei einer Anderen: Jaculum et gladius et sagitta acuta homo qui loquitur contra proximum suum falsum testimonium. Sie ſagt: Wenn dieſer Stachel mir ſelbſt das Herz durchbohrt hätte, ſo wäre ich nicht ärger erſchrocken. — Die guten Nachrichten für ſie waren, daß eine Schweſter gefangen abgeführt worden ſei oder daß man ihr ſonſt eine Gewalt angethan habe; denn das waren ſichere Zeichen ihrer Feſtigkeit. Das Aufheben, welches man vom Falle Einzelner machte, beruhigte ſie über die Treue der Mehrzahl.

einem ſo ſchrecklichen Fall verlaſſen wollte, welcher ſo großes Ärgerniß verurſachen müßte, das ſchien mir ſo ſehr allen Verheißungen Gottes zuwider, daß ich nichts mehr zu ſehen glaubte, um darauf mein Vertrauen zu Gott zu gründen, wenn er eine Perſon verließe, die mit einer ſo demüthigen Frömmigkeit und auf eine ſo beſondere Weiſe die Allgewalt (Souveränität) Gottes über die Seelen geehrt hatte. Hätte Gott, an welchen ich mich zu halten verſuchte, mich nicht ſelbſt an der Hand gehalten, ſo wäre ich, wie Petrus, durch das Wanken meines Glaubens ertrunken. Bei der Kunde von den Unterſchriften der Anderen hatte ich nichts Ähnliches gefühlt, weil es Wenige giebt, an welchen man nicht ſchwache Punkte ſähe, wodurch die Verſuchung Eingang finden kann. Von welcher Seite ich aber Agnes betrachtete, fand ich ſie als einen geſchloſſenen Garten, als eine verſiegelte Quelle und ich begriff nicht, da ſie doch alle Zeichen trug, wodurch die Gott, ſeiner Wahrheit und Gnade am meiſten angehörenden Seelen ſich auszeichnen, wie der Satan hätte wagen dürfen, dieſes Siegel zu brechen, um eine ſo reine Quelle zu vergiften. Ich weiß nicht, ob ich mich verſtändlich mache, daß nur mein Glaube und meine Hoffnung durch dieſe Verſuchung angegriffen waren, daß ich aber durchaus nicht durch das Beiſpiel der Mutter Agnes erſchüttert worden wäre, wenn ſie auch unterzeichnet hätte." — (Hatte Angelica außer dem Vertrauen zu Gott noch einen Anker in dieſem Sturme ausgeworfen? — ihre Feinde behaupteten alle, ſie ſei darum ſo unbeugſam, weil ſie es dem Arnauld für ſchmachvoll hielte, wenn ſie ſich unterwärfen.) —

„Endlich nach vielen Thränen, fährt Angelica gleichſam ſich ſelbſt verbeſſernd fort und vielmehr nach lautem Geſchrei als Gebeten gab Gott in Einem Augenblick meiner Seele Ruhe durch eine ſo ſtarke Bewegung, mich auf die Wahrheit ſeiner Verheißungen in blindem Glauben zu ſtützen, welcher keine Beweiſe und Erfahrungen ſucht, weil er einen unerſchütterlichen Grund haben muß, der kein anderer iſt, als das Wort Gottes ſelbſt."

Auch das Vertrauen zu Agnes war nur einen Augenblick erſchüttert worden. Bald wurde ſie deſſen gewiß, ſah aber zugleich, wie man ihren Entſchluß, nur mit Gott zu reden, wie man auch ihr Schweigen als einen Anfang von Nachgiebigkeit auslege, und daß ſchwächere Schweſtern dadurch zum Abfall verleitet werden

möchten. — Sogar ihre Freudenthränen über die Gnaden Gottes unter lächelndem Geſichte zu verbergen, fand ſie deshalb für gut. — Mit Zuſpruch und Überredungs-Verſuchen von Männern blieb ſie verſchont; man war überzeugt, daß ſie von der Verſtandesſeite uneinnehmbar ſei. Bald ſtellte man ihr die Unterſchrift als eine heilige Pflicht, bald als eine Kleinigkeit vor und forderte ſie auf, es nur einmal „zu verſuchen." Man hielt im Kloſter viele Gebete um ihre Unterwerfung; denn es kränkte die Nonnen, daß die bei ihnen Gefangengeſetzte nicht gewonnen werden ſollte. „Es ſcheint, unſere Gebete ſeien Gott weniger angenehm," ſagte eine Nonne zu ihr.

Die Priorin bat Angelica, nicht mehr in den Chor zur Meſſe zu kommen, ſondern dieſelbe in der Krankenkapelle zu hören. Sie war davon ſehr erbaut, theils weil dieſe Kapelle äußerſt einfach und ſchmucklos war, theils „weil ſie alle Worte deutlich hörte, während ſie im Chor oft nicht gewußt, ob man nur angefangen habe, wenn man mit der Meſſe ſchon halb fertig war." Allein bald kam ein Kaplan, „welcher die Meſſe mit erſchrecklicher Eile las und ein Chorknabe, welcher bei den Antworten es ſich zur Regel machte, nur die zwei letzten Worte auszuſprechen." „Ich klagte darüber bei den Nonnen, dieſe ſagten aber nur lachend, das nenne man eine Jägermeſſe." Daher ging Angelica bald nicht mehr aus ihrer Kammer, ſprach hier alle Kirchengebete, ſang die Pſalmen, ja hielt allein ihre Proceſſionen. So feierte ſie an den Feſten ihren Frühgottesdienſt nach Mitternacht. „Ich wollte, man hätte geſehen, wie ſchön und andächtig das iſt, wenn man ſo allein in der Mitte der Nacht Gott in einem Gefängniß preiſt und ſein Lob ſingt, ohne irgend etwas zu hören, als ein tiefes Schweigen mitten in dieſer großen Stadt, deren Geräuſch erſt um dieſe Zeit aufhört — denn bis eilf Uhr rollen die Wagen noch —; das hat etwas Schöneres, etwas Hinreißenderes, als man irgend ſagen kann." — „Ich habe recht erfahren, daß die Zeit gekommen iſt, wo man Gott an jedem Orte, im Geiſt und in der Wahrheit anbetet, daß ſeine Gnade nicht an die Tempelmauern gebunden iſt. Denn ich fühlte mich gewöhnlich geſammelter in der Ecke neben meinem Bette, welche meine Kapelle war, als im Chor"[1]. — Ganz charakte-

[1] Predigten hörte Angelica nur ein Paar Mal, da ſie hier von Jeſuiten gehalten wurden; einmal ſprach einer in ſeinem alten Gaulois recht evangeliſch; ſie ſagt, er habe die guten Grundlehren über die Gnade vielleicht deshalb noch nicht verleugnet gehabt, weil er von den Älteſten unter der Compagnie geweſen ſei. —

riſtiſch iſt es für ihre und Port-Royals Frömmigkeit, wenn ſie fortfährt: „Ich darf auch nicht vergeſſen, daß meine Kirche durch die Reliquien der Märtyrer geweiht wurde, welche mir Frau von Rantzau gab, um ſie in ein Käſtchen zu faſſen[1]). Ich ſagte ihr meinen Gedanken darüber, ich glaube, ſie erweiſe mir dieſe Gnade, weil ſie wiſſe, daß die Kerker die Tempel der Märtyrer ſeien, welche dieſelben zuerſt eingeweiht haben."

Einen letzten Sturm hatte Angelica wegen der neuen Bulle zu beſtehen; man ſtellte ihr vor, wie ſchrecklich es ſei, in der darin gedrohten Excommunication zu ſterben. Sie aber, von den Geſchichten der Märtyrer erfüllt, war auf mehr, auf Feuer und Schwert gefaßt. Sie antwortete daher Frau von Rantzau einmal, ſie habe den Troſt, daß die Nachfolger Petri ein wenig ſeine Raſchheit im Schwertziehen nachahmen und daß ſie zu früh zuſchlagen, ohne die Erlaubniß Chriſti abzuwarten; dann heile aber Chriſtus auch, indem er den Glauben Derer mehre, welche man (von ſeiner Gemeinde) getrennt habe, wie einſt das abgehauene Ohr. — „Am Sonntag der Octave der Himmelfahrt, als ich in der Meſſe das Evangelium hörte: absque synagogis facient vos, ſprach ich bei mir ſelbſt: Gewiß verkündigt man heute die Bulle. Als ich nachher erfuhr, daß es wirklich ſo war, empfand ich einen wahren Troſt bei dem Gedanken, daß Chriſtus es vorausgeſehen und uns voraus angeſehen hatte, als er ſagte: ut cum venerit hora, eorum reminiscamini quia ego dixi vobis.

„Am Morgen des 2. Juli, am Tage der Heimſuchung (von Eliſabeth) trat Frau von Rantzau ein und ſagte, ſie wolle uns beiden die Feſtgabe bringen; ſie bringe mir eine gute Nachricht. Ich machte kein Geheimniß daraus, daß ich ihrer „guten Nachricht" nicht traute. Sie ſagte aber, der Erzbiſchof laſſe fragen, ob ich Mutter Agnes in Sta. Maria beſuchen wollte? vielleicht werde man uns bald nach Port-Royal d. Ch. führen." — Angelicas Freude war

1) Die Nonnen hatten auch erfahren, daß Angelica ſo ſchöne Figuren von Wachs mache, und munterten ſie dazu auf, zumal es ihr Zerſtreuung machen würde. Sie erwiderte, ſie habe im Gegentheil nie ſo nöthig gehabt, ſich in Gott zu ſammeln. Sie ſcheute ſolche Unterhaltungen, welche der Luſt der Augen nur neue Reize geben. Frau von Rantzau brachte dieſe Geſchicklichkeit und ihre Unbeugſamkeit in Zuſammenhang durch den höflichen Vorwurf: Ihr Geiſt iſt wie Ihre Finger, und da Sie alle möglichen Erfindungen machen, um mit Ihren Handarbeiten ins Reine zu kommen, ſo liefert Ihnen Ihr Geiſt auch Gründe, um Sie in Allem zu befeſtigen.

eine ſehr gemäßigte, denn ſie fürchtete, es warten ihrer jetzt nur andere Leiden. Man hielt ſie unter den freundſchaftlichſten Vorwänden noch im Kloſter zurück, eigentlich aber, um das Arbeiten in Wachs von ihr zu lernen; denn man hatte ſich nicht gedacht, daß ſie ſo ſchnell aus dem Kloſter genommen werden ſollte.

Plan und Hinderniſſe der Wiedervereinigung.

Die Urſachen dieſer neuen, unvorhergeſehenen Wendung der Dinge ſind uns zum Theil bekannt. Die Abführung der die Kloſtergemeinde leitenden Nonnen hatte nicht den erwarteten, von Flavie verſprochenen Erfolg gehabt, daß die verwaiſt Zurückgebliebenen ſich unterworfen hätten. Man ging daher mit dem Plane um, alle Halsſtarrigen in ein nach Art eines Gefängniſſes eingerichtetes Privathaus ohne Kapelle und Gottesdienſt zu ſperren. Man ſcheute ſich jedoch vor der Gehäſſigkeit des Schrittes und vor den Pamphleten, welche aus der heimlichen Preſſe der Janſeniſten kamen. Darauf beabſichtigte man noch gegen 30 Nonnen in verſchiedene Klöſter gefangen zu ſetzen. Aber es fanden ſich nur wenige Biſchöfe und Klöſter, welche zur Aufnahme bereit geweſen wären. Maria Angelica, die Genoſſin von Agnes, machte dem Erzbiſchofe den Vorſchlag, alle Beharrlichen, welche einzeln in verſchiedenen Klöſtern gefangen ſäßen, etwa in Port-Royal d. Ch. zu verſammeln; Mehrere hatten erklärt, ſie könnten in Betreff der neuen Bulle nichts thun, da ſie nur vermöge eines gemeinſchaftlichen Beſchluſſes in verſammelter Gemeinde dazu berechtigt ſeien. Der Erzbiſchof fand einen Vortheil darin, dies auch auf die Beharrlichen in Port-Royal d. P. anzuwenden.

Die Pineau, welche in Port-Royal zurückgeblieben war, erzählt uns: „Chamillard ſagte uns, der Erzbiſchof werde uns erlauben, mit unſeren Müttern zuſammen zu ſein, um mit ihnen gemeinſchaftlich zu berathen, wenn wir ihn darum bäten. In der ungemeinen Freude, welche mir dieſes machte, brach ich in Ausrufungen aus. Er hoffte nun Alles nach ſeinem Willen zu lenken und fügte bei, die Mutter Agnes verlange nach Port-Royal d. Ch. gebracht zu werden, desgleichen die anderen Gefangenen. Ich antwortete ihm: Wir können nicht darum bitten, aus unſerem Kloſter auszugehen, denn wir haben das Gelübde der Stabilität abgelegt. — Gut, gut, ſagte er, die Mütter müſſen ſich alſo

entſchließen, ihr ganzes Leben in Gefangenſchaft zu bleiben. — Meine Schweſter Margaretha Angelica antwortete ihm: Dieſes unſer Haus iſt groß genug, um unſere Mütter aufzunehmen, man braucht nicht aufs Land zu gehen. — Das iſt unmöglich, erwiderte er, die Schweſtern, welche unterzeichnet haben, ſind hier, ſie fürchten ſich vor der Rückkehr eurer Mütter. — Meine Schweſter Margaretha Angelica antwortete: Das hindert nichts, das Haus iſt groß genug; wenn ſie links gehen, werden wir uns rechts halten, und wenn ſie rechts gehen, werden wir uns links halten; wir werden uns nicht begegnen. — Er warnte, man ſolle das Anerbieten des Erzbiſchofs, das er vielleicht ſonſt bald zurückziehen werde, nicht von der Hand weiſen. — So wurde nichts abgeſchloſſen. — Seine Abſicht war, uns dazu zu bewegen, daß wir inſtändig um Verſetzung aufs Land bäten, damit der ſchon gefaßte Beſchluß uns gutwillig oder mit Gewalt dahin zu verſetzen, uns als eine erbetene Gnade erſchiene und wir nicht gegen die Vertreibung aus unſeren eigenem Hauſe proteſtirten."

Den 27. Juni kam deshalb Chamillard zu Agnes und ſagte, man habe auch wollen die in Port-Royal an dieſer Gnade Theil nehmen laſſen, es ſei aber Alles abgebrochen und an der Halsſtarrigkeit der Nonnen geſcheitert; ſi werde mit ihrer Nichte nun ewig bleiben, wo ſie ſei. Agnes antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth: Meine Ewigkeit wird nicht lange ſein. — Sie ſchrieb ſofort an die Schweſtern in Port-Royal d. P.: Bei eurer Handlungsweiſe gedenkt ihr euer Haus zu erhalten, ob ihr es gleich ſonſt für das Beſte eurer Seelen gefährdet. Ich betrachte unſere Vereinigung als den größten Gewinn, der uns werden kann und ſcheide das Intereſſe unſeres Zeitlichen von dem einigen Intereſſe, das wir haben, nur Ein Herz und Eine Seele zu ſein, was bei der Trennung unmöglich iſt, da man die Geſinnungen gegenſeitig nicht kennt. Ich geſtehe, daß ich in dieſer Sache leicht zu überreden war, indem ich mir einbildete, ihr würdet ſehr erfreut ſein, uns wieder zu ſehen, wie mir die Hoffnung, euch noch einmal zu umarmen, die größte Freude machte." — Offenbar hatte die unwahre Darſtellung des Schrittes, welchen Agnes gethan hatte, um das Sacrament zu erhalten, das Vertrauen und die Liebe zu ihr bei den Eifrigſten etwas erkalten laſſen. Der Schmerz darüber ſpricht ſich in dem Briefe von Agnes deutlich aus, jedoch

erwachte die alte Liebe wieder mit dem brieflichen Verkehre. Die Nonnen in Port-Royal erwiderten ihr, daß ihr Widerſtand beſonders daher komme, daß man beabſichtige, die Jüngſten in Paris unter der Herrſchaft der Abgefallenen zurückzuhalten, in der Hoffnung, ſie werden ſich dieſen unterwerfen und unterſchreiben, und es werde ſo ihren Feinden gelingen, eine gehörige Anzahl zur Stiftung einer Corporation zu bekommen. — Agnes nimmt ihnen das Verſprechen ab, daß ſie mit Sanftmuth und Achtung gegen den Erzbiſchof ausziehen werden. Sie hege deshalb Beſorgniſſe, weil man ihr geſagt habe, ſie haben bei der Abführung der drei Letzten ſo großen Lärmen gemacht; „was man vielleicht übertrieben hat, fügt ſie bedeutſam hinzu; denn ich ſetze voraus, daß man uns Vieles glauben gemacht hat.“

Ausführung nach Port-Royal des Champs.

Pineau, welche entſchieden auch der zweiten, mehr proteſtirenden, als reformatoriſchen Generation von Port-Royal angehört, erzählt weiter: „Freitag, den 3. Juli, an welchem wir ausziehen ſollten, machten wir noch einmal 5 Uhr Morgens eine Proceſſion mit dem h. Dorn, um unſeren verſtorbenen Müttern und Schweſtern und all den heiligen Perſonen, welche in dem Grasplatze des Kloſters begraben liegen, ein letztes Lebewohl zu ſagen; allein die Ankunft des Erzbiſchofs verhinderte uns daran, und ſo ließen wir dieſe Todten mit dem größten Schmerze zurück (namentlich Angelica und Singlin). Der Erzbiſchof verlas die Namen der dreißig, welche abgeführt werden ſollten; wir proteſtirten und appellirten gegen die Gewaltthat und Ungerechtigkeit, uns aus unſerem Kloſter zu vertreiben. Der Erzbiſchof ſpottete darüber. So begaben wir uns nach der Thüre, wo keine unſerer Schweſtern war, welche unterſchrieben hatten, ſondern nur die von Sta. Maria und der Erzbiſchof, welcher die Thüre offen hielt. So zogen wir denn aus und grüßten eine Menge von Freunden, welche im äußeren Chor ſtanden. Als wir im freien Felde waren und die acht Wagen in einem Zuge mit der Mehrzahl der Gemeinde ſahen, dachten wir das **In exitu Israel de Aegypto** zu ſingen; aber wir glaubten doch den Befehl unſerer lieben Mutter Agnes erwarten zu müſſen, da wir anfingen, wieder das Glück zu haben, unter ihre Leitung zurückzukehren.“ Angelica wurde noch am Abende

deſſelben Tags, an welchem Frau von Rantzau ihre Befreiung verkündigt hatte, mit Anbruch der Nacht von einem Geiſtlichen abgeholt; Frau von Rantzau ſtand auf dieſe unerwartete Nachricht wieder vom Bette auf, und da ſie Angelica vor der Superiorin knieend fand, warf ſie ſich ſelbſt auf die Knie und umarmte Angelica und bat ſie, doch mit der Kirche verbunden zu bleiben. Angelica dankte ihr herzlich für all ihre Güte und Sorgfalt. „Man muß, ſagt dieſe, immer das, was ſie als Verbreiterin des katholiſchen Glaubens that, von dem unterſcheiden, was ſie als Privatperſon that; als ſolche war ſie ganz demüthig und herzensgut.“ — Die begleitende Frau ſagte, die Stunde ſei wohl ungewöhnlich, um eine Nonne durch die Stadt zu führen; der Erzbiſchof ſei aber erſt dieſen Abend ſpät von St. Germain zurückgekommen. Angelica erwiderte: Es iſt billig, daß wir eben ſo bereit ſeien, auf die Befehle Gottes zu hören, als man die des Hofes ſchleunig ausführt.

„Nachdem wir durch unbekannte Straßen gefahren und lange vor einer Kloſterpforte gehalten hatten, ſtieg in der Dunkelheit eine Nonne bei uns ein, erzählt Angelica. Ich blieb aber nicht lange im Zweifel; ſie warf ſich um meinen Hals mit den Worten: Iſt das meine Tante? [1]) — Was, das iſt mein Kind! antwortete ich. Das war Alles, was wir miteinander auf dem ganzen Wege ſprachen. Aber dieſe Worte von Herzen genügten, wie zum Erkennen, ſo auch uns mit Troſt zu erfüllen, welcher zuerſt in der Gegenwart Gottes genoſſen ſein wollte. Ihm brachten wir die Erſtlinge einer ſo glücklichen Ernte dar, wie man nur nach ſo vielen Thränen eine ſammelt. Dieſe Erfahrung ließ mich begreifen, was es für Magdalena war, ſich bei ihrem Namen von Chriſto nennen zu hören, welchen ſie für einen Gärtner gehalten hatte, wie auch ihre Antwort mit dem einzigen Worte „Rabboni.“ — So waren wir ſchweigend im Dunkeln zwei und eine halbe Stunde unterwegs. Während wir vor dem Kloſter Sta. Maria in der Vorſtadt hielten, hörte ich die Glocke der Kartheuſer ſchlagen, woran ich mit Freuden erkannte, daß wir in der Nähe unſeres armen verwaiſten Zion waren, wovon ich nichts geſehen, noch gehört hatte, ſo lange ich an den Waſſern Babylons geweint hatte.“

1) Eine Tochter Pomponnes.

„Endlich öffnete man uns, und die guten Nonnen empfingen uns mit freudiger Theilnahme [1]), die ich aber nicht ganz theilen konnte, denn ich dachte nur, es ſei die Verſetzung von einem Gefängniſſe in das andere. Aber ich vergaß einen Augenblick meine Bande und mein Gefängniß, als ich meine beiden Schweſtern entfeſſelt uns entgegeneilen ſah. Sie ließen mir nicht die Zeit daran zu denken, wie ich ſie (wegen ihrer Unterſchrift) empfangen, was ich ihnen ſagen ſollte nach der Betrübniß, welche ſie mir gemacht hatten. Dies hatte mich auf ihre erſte Begegnung bange gemacht, weil ich Mühe gehabt hätte, mich zu verſtellen. Aber ich ſah ſie zu meinen Füßen ihren Schmerz über ihren Fehler bezeugen, ehe ich Zeit hatte ſie zu erkennen. Ihre Demuth und Liebe fachten mir meine wärmſte Liebe an, und wenn ich damit doppelt ſo viel gewann, als ich verloren hatte, ſo ſollte ich in der Umarmung von Agnes das Hundertfältige finden. Sie empfing uns mit der Freude, womit die Engel die Seelen empfangen, welche den Schlingen Satans entgangen ſind und aus dem Gefängniſſe dieſer Welt ausgehen.“ Auch Agnes war ſehr überraſcht, denn man hatte ſie erſt, als der Wagen vor dem Kloſterthore hielt, gefragt, ob ſie Angelica aufnehmen wolle.

Maria Angelica erzählt dieſe Begegnung: „Ich ſagte zu meiner Schweſter (Angelica), indem ich ſie knieend umarmte, ich bitte ſie, eine verlorne Tochter aufzunehmen. Es war mir, als hätte ſie mich in dieſem Augenblicke in ihr Herz aufgenommen, ſo große Freude und Liebe bezeugte ſie mir; mein Fehler hatte mich ihr nicht entfremdet und ich hatte nun noch mehr Ehrfurcht für ſie. Denn Alle, die nicht unterſchrieben hatten, erſchienen mir als Heilige.“ — Sie widerrief ſofort ihre Unterſchrift.

Angelica, von Wonne erfüllt, daß ſie, nach ſo falſchen Gerüchten und tödtlichen Zweifeln, Agnes ſo voller Gnade und Kraft traf, ruft: **Refloruit caro mea!** „Meine Schweſtern, ſchreibt ſie, erzählten mir, wie die Hand Gottes ſie in ihrem Sturze aufgehalten und in der neuen Bulle eine Gelegenheit ſich wieder aufzurichten gegeben habe, indem ſie ihre Unterſchrift verweigerten. Von mehreren Schweſtern erfuhr ich zugleich ihren Fall und ihr Auferſtehen, ihren Tod und ihr Leben; ich erſtand ſelbſt bei der

1) „Il leur fallut du temps pour s'habiller, n'ayant pas la commodité que nous avons de ne deshabiller jamais.“

Kunde von ſo vielen Auferſtehungen. Es war auch, als wäre ich zehn Monate begraben, oder in der Sklaverei der Türken geweſen; meine Schweſtern wurden gerührt, als ſie ſahen, daß mir auch die allgemein bekannten Sachen ganz neu waren, die edelmüthige Feſtigkeit unſerer heiligen Biſchöfe, beſonders deſſen von Alet, während man mich im Gegentheile hatte glauben machen wollen, daß er unſere Sache ganz verlaſſen habe. Im Hinblick auf meine bisherige Armuth fühlte ich mich von ſolchen Reichthümern ganz niedergedrückt."

„In aller Frühe führten uns die Nonnen herum und zeigten uns mit der höflichſten Aufmerkſamkeit das Kloſter, die Kirche, die Gebetskapellen, beſonders die des h. Franz von Sales, „dem ich viel zu ſagen hatte", den Garten mit dem prächtigen Kalvarienberge [1]). Darüber meldete man uns, daß ein Wagen uns erwarte. Man verabſchiedete ſich aufs Freundlichſte. Agnes beſtieg alſo mit ihren vier Töchtern (Nichten) den Wagen. Als wir das Reiſegebet und Primes geſprochen hatten, bot ich die Bibel, welche ich mit mir trug, Agnes dar, um ſie zu öffnen und zu ſehen, was Gottes Wille uns geben wollte. Und ſiehe, was er uns ſagte durch einen ſeiner Propheten, welcher uns vielleicht in der großen Heerde geſehen hat, welche durch das Blut ihres Hirten erkauft iſt! Es war Jeremias, Kap. 23: „Vae pastoribus qui disperdunt et dilacerant gregem pascuae meae. Wehe den Hirten, welche verderben und zerreißen die Heerde meine Waide, ſpricht der Herr. Daher ſagt der Herr, der Gott Israels, zu dieſen Hirten, welche mein Volk leiten: Ihr habt meine Heerde zerſtreut, ihr habt ſie hinausgeſtoßen und nicht beſucht. Ich will aber über euch die Bosheit eurer Plane heimſuchen, ſagt der Herr, und die Reſte meiner Heerde ſammeln aus allen Orten, wohin

1) Angelica erzählt: „Die Bedeckung des prächtigen h. Grabes iſt ein ſo gebautes Gewölbe, daß man an deſſen einem Ende nicht ſo leiſe ſprechen kann, daß es nicht auf dem anderen gehört würde. Man ſagt ferner, daß man durch eine geheime Vorrichtung hier Alles hört, was in einem gegenüberliegenden langen bedeckten Gange geſprochen wird. Meine Schweſtern wußten Dieſes nicht, ſo lange ſie hier waren; man erzählte es aber der Mutter Priorin im Kloſter von Montorgueil. Wenn es wahr iſt, konnten ſie oft belauſcht werden. Sie erinnerten ſich ſogar, daß wenn man ſie ſpazieren führte, man ihnen nur an dieſer Stelle des Gartens und in einem Halbmonde am Ende des Kalvarienberges allein zu ſprechen erlaubt; hier aber ließ man ſie in aller Freiheit ſprechen, unter der Bedingung, daß ſie nicht von hier wichen. Cela est fort agréable."

ich ſie verſtoßen habe, und ſie zurückführen in ihr „Landhaus“ (P.-R. des champs!) und ſie ſollen wachſen und ſich mehren. Ich will über ſie Hirten ſetzen, die ſie leiten ſollen; ſie ſollen keine Furcht, noch Schrecken mehr haben, nicht Eins von ihrer Zahl ſoll verloren ſein.“ — „Könnte man zweifeln, fügt Angelica bei, daß in ſolchen Begegniſſen die Vorſehung walte? Wer hätte aus dem ganzen alten und neuen Teſtamente eine Stelle ausleſen können, welche ſich auf uns hätte beſſer anwenden laſſen?“

„Wir mußten vor einer Schmiede in Chatillon lange warten; aber was unſere Reiſe verzögerte, beſchleunigte unſere Freude. Unſere Schweſtern aus Port-Royal d. P. waren etwas ſpäter abgegangen. Als wir die weißen Gewänder und die rothen Kreuze anſichtig wurden, waren wir gegenſeitig außer uns vor unbeſchreiblicher Freude. Wir grüßten uns mit einem Freudenſchrei, als der erſte Wagen an uns vorüberfuhr; denn anhalten durften ſie nicht. So die anderen der Reihe nach. Nur ein Wagen hielt ſich immer hinter uns, ſo langſam es auch ging. Das war eine wahre Proceſſion. Eine große Menge folgte dem Kreuze und lobte Gott. Erſt jenſeits Joui, wo der Weg ſchlecht wurde, konnten wir einander begegnen, da man neben einander vorüber fahren und ein wenig halten mußte. Die Wagen kamen dem unſrigen ganz nahe, man ſah ſich und ſprach einen kurzen Augenblick mit einander. Was konnte man ſich aber bei dieſem Übermaß von Freude ſagen? Ich weiß nicht, mit was ich dieſe Menge von Menſchen vergleichen ſoll, die ſich in ihren Wagen aufrichteten, ſich die Hände reichten und beim Anblick der Mutter Agnes vor Freude aufſchrien. Ich glaube, es glich der Auferſtehung der Todten. Die erſten Worte, welche man ſich nach dieſen verworrenen Ausrufen verſtändlich ſagen konnte, waren nur Worte der Dankſagung für die Gnade Gottes, welche uns in der Feſtigkeit und Treue der Wahrheit erhalten hatte, und daß er uns ſchon für unſere Leiden durch die Freude unſerer Vereinigung belohne. Unſere Freude wurde übervoll, wenn wir unter unſeren Schweſtern diejenigen gewahrten, welche wir am meiſten liebten oder für die wir am meiſten gefürchtet hatten, daß man ſie in Paris zurückhalten würde. Wir hatten unſere vergangenen Übel beinahe ſchon vergeſſen, aber wir erfuhren, daß einige Geiſtliche, der Großvicar und einige Nonnen im letzten Wagen ſeien. Daraus war abzunehmen, daß wir nur in

ein Gefängniß ziehen, und daß man vielleicht eine Excommunication über uns ausſprechen würde."

„So kamen wir denn zuſammen am Ziele unſerer Reiſe an; die Verlaſſenheit dieſes Hauſes fiel uns ſehr auf, nur einige alte Dienſtboten kamen uns entgegen, ſtatt aller der Perſonen, welche uns ſonſt entgegen zu kommen pflegten. Kein Glockenklang und keine Freudenfeuer, wie ſonſt, wenn man die Mutter Angelica empfing. Aber viel ſchöner war es, zu ſehen, wie in einem Augenblicke die ganze alte Kirche ſich mit geiſtlichen Jungfrauen erfüllte, welche durch die Farben ihrer Gewänder (weiß und rothes Kreuz) zeigten, daß ſie ihre Kleider im Blute des Lammes weiß gemacht hatten, womit ihre Kreuze noch gefärbt waren. Wir warfen uns alle zuſammen auf die Kniee zu den Füßen dieſes guten Hirten, welcher die zerſtreuten Schafe ſammelte. Er allein ſah die Regungen jedes einzelnen Herzens, und vielleicht waren ſie alle Eins. Sie ſollten mit Denen, die ſchon hier verſammelt waren und noch nachkommen ſollten, nur Ein Brot ohne Sauerteig werden durch die Aufrichtigkeit und Wahrheit, welche ſie bewahrt hatten, und ſo Gott auch ferner das Opfer darbringen, welches ſie ihm ſchon dargebracht hatten; wie Chriſtus ohne Unterlaß im Abendmahl das Opfer erneuert, welches er für uns am Kreuze dargebracht hat."

„Bald darauf öffnete uns die Priorin, welche uns mit ihrer ganzen Gemeinde erwartete, das Thor der Sacramente. Die Mutter Agnes ging uns voran, wie die Schafe ihrem Hirten folgen, welchen ſie kennen, aber keinem Fremden. Wer wollte die gegenſeitige Freude beſchreiben, welche man kaum zurückhalten konnte, bis das Thor wieder geſchloſſen war! Wer da weiß, was eine vollkommene Einigung und Freundſchaft iſt, wer ſich vorſtellen kann, was wir ſeit einem Jahre gelitten hatten, wird ſich auch ungefähr die Freude vorſtellen können, welche wir fühlten, als wir uns an dieſem Tage umarmten. — Gott hatte dieſe lebendigen Steine zu dieſem geiſtigen Gebäude gerade noch verſammelt, um am folgenden Sonntage den Gedächtnißtag der Einweihung unſerer Kirche zu begehen. Nie ſangen wir mit mehr Troſt und Freude: haec est domus domini firmiter aedificata, bene fundata est supra firmam petram."

Angelica unterzeichnet dieſen ihren Bericht, von dem ſie ſagt,

man könnte ihn ihr Bekenntniß oder ihre Beichte nennen, den 28. November 1665. Er iſt alſo im friſchen, unmittelbaren Eindrucke geſchrieben. Sie wollte auf Grund deſſelben dem Urtheile eines Beichtvaters ihr Benehmen unterſtellen. Daher wollte ſie es zuerſt nicht gutheißen, daß ihr Oheim den Bericht auch nur dem Biſchof von Alet mittheile. Auch ſie klagt, wie ihr Vater, über die literariſche Indiscretion des Doctors, „es däucht mir, jeder ſollte Herr ſeines Geheimniſſes ſein, es iſt unangenehm, deſſen nicht verſichert zu ſein. Der größte Nutzen unſerer Verfolgung iſt, daß wir ſollten im Schatten des Kreuzes verborgen bleiben. Erlauben Sie uns, daß wir in die Abſicht Gottes eingehen, uns zu verbergen, wenn er uns verbirgt. Er hat uns hier in ein Grab gelegt und mit Myrrhen balſamirt, weil wir an der Weltluſt verdorben worden wären, deren Odem man nicht ganz vermeiden konnte, ſo lange wir mit der Welt viel Verkehr hatten. Zu was würde es uns frommen, die Wahrheit zu erhalten, wenn wir die Demuth verlören, welche als Grundlage aufrecht erhalten und befeſtigen muß, was man bei einer ſo großen Gelegenheit an Tugend gewinnen konnte."

Ihr Oheim konnte jedoch nicht umhin, ihren Bericht Mehreren mitzutheilen, und wir ſind ihm dafür Dank ſchuldig; denn es iſt ein großer Abſprung davon zu der trockenen Erzählung von Clemencet, welcher wir zunächſt folgen werden.

Am Tage nach der Befreiung der Arnauld kamen noch 13 Schweſtern nach. Sogar zwei, welche in Port-Royal d. P. unterſchrieben hatten, widerriefen ihre Unterſchrift; desgleichen vier, welche es in anderen Klöſtern gethan hatten. Sie wurden alle auch nach Port-Royal des Champs gebracht; hier, in der Wiege unſerer Kloſtergemeinde, finden wir alle treuen Glieder wieder verſammelt. Wie viele Leiden wären ihr erſpart worden, wenn ſie nicht mit dem einen Fuße die heimiſche Erde verlaſſen und nach Paris ſich verpflanzt hätte! — Aber ſchwerlich würde dann in der Geſchichte Frankreichs, der Kirche, ja in der Weltgeſchichte der Name Port-Royals genannt. — Gertrude wurde gefragt: Wie kommt es, daß du mit uns gehſt, da du Alles unterzeichnet haſt? — Das habe ich gethan, erwiderte ſie, aber ich gehe mit euch, wie Ruth, die Moabitin; euer Gott iſt der meinige, eure Wohnung die meinige; mit euch will ich leben und ſterben!

Der Theil der Kloſtergemeinde, welcher dieſe ganze Zeit der Verfolgung über hier geweſen war, hatte zwar im November auch den zürnenden Erzbiſchof geſehen, war in ſtrenger Abſperrung und Trennung von den Freunden geſtanden. (Siehe Beilage XXIV.) Aber im Vergleich mit der Schweſtergemeinde in Paris war das Leiden erträglich geweſen, es war mehr ein geiſtiges um die Schweſtern, auf welche das Gewitter ſich entladen hatte.

Gefangenſchaft der Wiedervereinigten.

Anfangs war für die Menge der Gemeinde der Raum und die Einrichtung ſo mangelhaft, daß immer Mehrere, ſtatt zu ſchlafen, die Nächte vor dem Sacramente zubrachten. Es waren ihrer jetzt 60 Nonnen vom Chor und 12 Converſen. Die Äbtiſſin kam beinahe zuletzt, erſt den 25. Juli, da ſie die an ſie gerichtete Weiſung des Erzbiſchofs nicht annehmen wollte, weil dieſelbe an die „ehemalige Äbtiſſin" gerichtet war. Neun Nonnen des Chors, welche unterſchrieben hatten, und ſieben Converſen bildeten nun die Kloſtergemeinde in Paris.

Mit den Nonnen hatte ſich aber auch ein Exempt der Gardes du Corps mit vier Mann von Adel von der königlichen Garde eingeſtellt und die Blokade oder Abſperrung des Kloſters begonnen. Obgleich der Garten zur Klauſur gehörte, machten ſie darin auch ihre Ronden; die wenigen Dienſtboten wurden von ihnen wie Gefangene behandelt und ihnen aller mündliche Verkehr mit den Nonnen verboten. Es iſt ein bitterer Nachklang eines ſtolzen Scherzes der großen Angelica [1]), wenn es jetzt heißt, die Garden des Königs von Frankreich ſeien die Garden und Wächter der Dienſtboten der Nonnen von Port-Royal geworden.

Am vierten Tage nach ihrer Ankunft hielt die Äbtiſſin Kapitel. Fünf Schweſtern, eine mehr als achtzigjährige an der Spitze, traten vor, warfen ſich vor den Müttern nieder und baten um Verzeihung für ihre Unterſchrift. Allgemeine Überraſchung und Beſchämung ergriff die Verſammlung, als auch Agnes vor der Äbtiſſin niederkniete und alle Schweſtern für den Schmerz um Verzeihung bat, welchen ihre unbedachte Erklärung ihnen verur-

1) Erſter Band, Seite 565. Für Bauführer gebraucht Angelica das Wort chasse-avant, was im Gegenſatze mit „Schuſter" lautet wie: Vorſchuher.

ſacht habe. — „So erzählt St. Cyran, daß Gläubige, ob ſie gleich den Götzen keinen Weihrauch gebracht hatten, ihre Reue darüber bezeugten und Buße zu thun verlangten, weil ſie nur daran gedacht hatten es zu thun.“ [1])

Der Erzbiſchof hatte den 17. Mai eine dreimonatliche Bedenkzeit in Betreff deſſen gegeben, was ſie in Betreff des päbſtlichen Breves und ſeiner Unterſchrift thun wollten. Das Kapitel theilte ihm ſeinen Beſchluß in einer Urkunde mit. Es heißt darin: Der Erzbiſchof unterſcheidet die menſchliche und die göttliche Auctorität, er wird daher auch nicht befehlen, der Creatur das größte Opfer zu bringen, welches der Menſch dem Schöpfer ſchuldig iſt, nämlich das ſeines Urtheils und ſeiner Vernunft. Es würde uns nichts helfen, uns darin nach Anderen zu richten, welche weniger als wir ſelbſt wiſſen, was in unſerem Herzen vorgeht. Man wird uns nie überreden, daß irgend eine Sicherheit darin ſei, einem ſo offenbaren Lichte (klarer Überzeugung) Gewalt anzuthun, um uns unſeren Vorgeſetzten unterthänig zu bezeugen, in der Hoffnung, ſie werden uns einmal vor Gott vertheidigen; können ſie doch nicht Perſonen von der Strenge ſeines Urtheils frei machen, welche ſich durch die Verdammung ihres eigenen Gewiſſens verdammt finden. — Sollten wir ſo verdammlich ſein, indem wir über einen Gegenſtand Zweifel hegen, deſſen Kenntniß uns unnütz iſt? Und iſt es etwas ſo Sonderliches, daß wir bei einer ſolchen Sache (Janſens Perſon) zweifelhaft bleiben können, obgleich der Pabſt eine Verſicherung giebt, während wir ihn von einer anderen ungleich wichtigeren überzeugt ſehen [2]), von welcher wir das Gegentheil ſehr gut zu wiſſen glauben, und das nicht auf fremde Berichte hin, ſondern durch viele perſönliche Erfahrungen, welche ſonder Zweifel viel mehr überzeugen, als es die Auctorität kann. Nachdem wir die Erfahrung gemacht haben, mit wie vielen Ver-

1) Bald darauf ſprach Agnes zu der Gemeinde, man habe die Makkabäer nachzuahmen, welche in den Tempel Geld ſchickten, um für Diejenigen Opfer zu bringen, welche im Kampfe geblieben waren; „auch wir treten aus einem langen, gefährlichen Kampfe, worin eine unſerer Schweſtern unterlegen und geſtorben iſt, daher haben wir Alle uns zu vereinigen, um ihr das verlorene Leben und die Gnade wieder zu gewinnen.“ Dies galt der Schweſter Gertrude, welche ihre gedoppelte Unterſchrift erſt nach einigem Bedenken zurücknahm.

2) Daß nämlich St. Cyran, Arnauld und Andere ketzeriſche Meinungen in Frankreich verbreiten.

leumdungen man die Reinheit unſeres Glaubens ſeit ſo vielen Jahren anzuſchwärzen ſuchte, müſſen wir gut wiſſen, daß es nichts Neues iſt, durchaus gute Katholiken der Ketzereien anzuklagen.“ — Endlich ſagen ſie, man könne einem Vater keinen größeren Beweis der Achtung und Liebe geben, als daß man ohne veränderte Geſinnung, ohne ſich von der ſchuldigen Ehrerbietung, noch von der Treue, die man ſeiner Gerechtigkeit ſchuldig iſt, zu entfernen, ſeine übelſte Behandlung erdulde.

Port-Royal ſah alle Urſachen der Verfolgung noch beſtehen. Es wünſchte ſich mit tauſend Ketten zu binden, um nicht die unglückſelige Freiheit zu haben, ſeinen Vorſatz zu ändern. Daher wurde eine Acte aufgeſetzt, worin alle die Nonnen etwaigen, künftig ihrer Schwachheit abgerungenen, abweichenden Erklärungen, ſo lange man durch Furcht und Hoffnung zu überzeugen ſuche, für ungültig erklären. Über die Sacramente, welche man ihnen verweigerte — was erſt kürzlich mit der letzten Ölung geſchehen war — heißt es: „Man hat Alles gethan, um uns Chriſtum, unſeren Schatz, zu rauben, indem man uns von ſeinem Tiſche trennte. Da aber überall, wo ſein göttlicher Leib iſt, die Adler ſich ſammeln, haben uns der Glaube und die Liebe, als Flügel über alle dieſe Hinderniſſe hinweggehoben. Wenn wir nur ſo glücklich ſind, uns mit feſtem Glauben auf den Geliebten unſerer Seele zu ſtützen, ſo wird er in den größten Bitterkeiten des Todes unſere Wonne ſein. Unſer ewiger Vater wird unſere Beichte annehmen, welche wir in ſeiner Gegenwart mit einem demüthigen Herzen ablegen, und er wird uns ſelbſt einen Schmerz über unſere Sünden geben, welcher die verweigerte Abſolution erſetzen wird. Chriſtus wird uns als Viatikum die Gnade eingießen, um uns in dem engen Wege, worein er uns gewieſen, bis ans Ende unſerer Reiſe zu ſtärken. Die Salbung ſeines h. Geiſtes, welche die Vergebung der Sünden wirkt, wird unſer Seufzen erhören und uns die Gnade dieſes Sacraments ſchenken, deſſen wir beraubt ſind. — So bringen wir denn dir, Jeſu, unſer Gott und Heiland, das Vertrauen dar, welches du uns in dieſem Augenblicke ſchenkſt, welchen wir als den letzten dieſes Lebens anſehen, damit du uns dieſes köſtliche Kleinod bis zu dem Tage erhalteſt, an welchem man mehr als je erfährt, daß man nichts hat, als was du uns

giebſt; läßt ſich doch die Ausdauer als eine Wirkung deines bloßen, freien Erbarmens nie verdienen.“

In Folge dieſer Erklärung erſchien der Erzbiſchof den 6. September, erklärte ſie für Ungehorſame und Rebellinnen, für unwürdig der Sacramente, der activen und paſſiven Stimme beraubt, unfähig irgend eine Gemeinſchaft zu bilden, Novizen aufzunehmen, die Eigenſchaft der Äbtiſſin, der Priorin anzunehmen, endlich verbot er ihnen die Offiz — eine Hauptbeſchäftigung der Nonnen — laut zu ſingen oder zu ſprechen, bei Strafe der Excommunication ipso facto. — So blieb ihnen denn kein gemeinſchaftlicher Gottesdienſt mehr übrig, als daß ſie die ſtumme Sprache der ſichtbaren gottesdienſtlichen Gebräuche im Kloſter gemeinſchaftlich redeten und feierten. (Siehe Beilage XXV.) — Von dieſer Stunde an verſtummten die Kirchenglocken. — Die Kehrſeite davon war, daß der Erzbiſchof durch die zehn ſtimmfähigen Nonnen in Paris den 16. November 1665 eine Äbtiſſenwahl vornehmen ließ, welche nicht auf Flavie, ſondern auf Dorothea fiel. (Siehe Beilage XXVI.) Darauf entfernten ſich die Nonnen vom Orden der Heimſuchung Maria. Dorothea wurde das Recht über das ganze Eigenthum des Kloſters zu verfügen zuerkannt, ſie erhielt alle darauf bezügliche Urkunden [1]), kaum zwei Dritttheile der reinen jährlichen Einkünfte, 20,000 Livres ſollten von ihr jährlich den 71 Nonnen des Chors und 17 Converſen in Port-Royal d. Ch. ausbezahlt, für jede, die ſtürbe, 200 abgezogen werden. Ob man gleich hier gegen dieſe Ungerechtigkeit appellirte, war man vorläufig zufrieden, daß man ſie allein ließ; denn man hatte gefürchtet, ſie werde auch die Heerde, welche Chriſtus in die Einöde geführt hatte, unmittelbar regieren wollen.

Der Erzbiſchof befahl dem pariſer Kloſter, keiner Reliquie der neueren Heiligen zu trauen, die Bilder einiger Heiligen wegzunehmen, weil man ſie nach den Portraits einiger erſt kürzlich Verſtorbenen gemacht habe, und das Grabmal St. Cyrans ganz wegſchaffe; was denn ſogleich geſchah, indem man die ganze Schrift vom Steine vertilgte [1]).

Da der Erzbiſchof für ihr leibliches Brot einigermaßen ge-

1) Dieſer erzbiſchöfliche Erlaß vom 8. Februar 1666 findet ſich im kön. Archive C. 1621. Es wird darin der neuen Äbtiſſin ausſchließlich das Recht mitgetheilt, Proceſſe zu führen.

ſorgt hatte, flehten die 70 Töchter ihn auch um das geiſtige auf die herannahende Oſterzeit 1666 an. Allein es war beinahe unmöglich, dieſe Bitte auch nur an ihn zu bringen, da die Wächter erklärten, ſie haben Befehl, keinen Brief heraus oder hinein zu laſſen, und da der Erzbiſchof von ihnen gar nichts mehr annehmen wollte. Er verweigerte ihnen die Beichte und jede kirchliche Feier der Charwoche. Der Prieſter las die Meſſe nicht. „So ſah man ein ganz neues Schauſpiel in der Kirche von Port-Royal, ſchreibt Clemencet, welches aber große Beziehung auf das Myſterium der Paſſion hatte, welche man feierte. Statt der Majeſtät der geiſtlichen Ceremonien, ſtatt des Geſangs der Prieſter, des Volks und des Chors der Nonnen, welche gewöhnlich den Triumph des Kreuzes begleiteten, war Alles in einem traurigen Schweigen, die Kirche beinahe verlaſſen, nur zwei Prieſter; der eine trug das Sacrament, der andere das Rauchfaß. Chriſtus erſchien, wie in ſeiner Paſſion, mitten unter Soldaten, welche das Dach des Sacraments trugen, und die Nonnen nahmen die Stelle der heiligen Frauen des Evangeliums ein, welche weinend ſeiner Kreuzigung beiwohnten; ſie ſtanden vor dem geöffneten Gitter, die Schleier geſenkt, Lichter in den Händen, um die Erniedrigung des Gottesſohnes zu feiern, indem ſie ſelbſt ſeine Schmach trugen.“ Der Prieſter, welcher den Leib des Herrn trug, verbarg ihnen denſelben durch eine Wendung, als er an ihnen vorüberging. Am Charfreitage wurde ihnen die Anbetung des Kreuzes verboten; aber am Oſterfeſte beſchloſſen ſie die Hymnen zu ſingen, da es ja auch Excommunicirten erlaubt ſei.

Todesfälle. Frau von St. Ange.

Im Mai 1666 ſtarb ohne alle Sacramente und prieſterlichen Beiſtand, unter den Fürbitten der Schweſtern, Margarethe von

1) Die Ordonnanz des Erzbiſchofs vom 29. December 1665, welche dieſes Alles ordnet, findet ſich im kön. Archive C. 1621. Über dem Grabſteine, welcher St. Cyrans Eingeweide deckte, war eine Kuppel geweſen. Einige Stützen des Janſenismus waren unter den Namen und mit den Symbolen von St. Auguſtin und Chryſoſtomus porträtirt. Dieſe Gemälde ſollten „reformirt“ werden. Chamillard ſollte auch die Bücher und Manuſcripte des Kloſters durchſehen. Man traute offenbar auch nicht allen zurückgebliebenen Nonnen; ner Verkehr mit außen, welcher auch vermittelſt eines Brunnens ging, wurde doch mehr erſchwert. Es wird noch der Geiſt der Singularität im Kloſter gerügt.

St. Gertrude (Dúpre), welche ſich zuletzt von ihrem Falle erhoben hatte. Die Schweſtern baten ſie auf ihrem Todtenbette um Verzeihung dafür, daß man ſie einige Zeit als Spionin betrachtet hatte. Sie verſicherte aber, daß ſie ſelbſt ihren Feinden und Verfolgern gerne ihr Herz ſchenken wollte. Man ermahnte ſie nur auf den hohen Prieſter ſelbſt zu ſchauen. Angelica berichtet: „Die Fürſten der Apoſtel, welche die Schlüſſel des Himmels haben, erhörten unſere Stimme, als wir Sonntag mitten in der Nacht in der Weihoffiz ſangen: Tollite, portas, principes, vestras; und ſie haben endlich an der erſten Veſper ihrer Octave die ewigen Thore geöffnet, welche für uns geſchloſſen ſchienen, ſeit die Schlüſſel unſerer Thore in den Händen der königlichen Wächter ſind; und ſo haben ſie geſtern die Erſtlinge unſerer Gefangenſchaft in Freiheit geſetzt."

Sie ſollte ohne Geiſtlichen, ohne Sang und Klang beerdigt werden. Man hatte einen Boten nach Fontainebleau an den Erzbiſchof mit der Bitte um geiſtliches Begräbniß geſchickt; er verbot aber den Nonnen ſelbſt den Geſang während der Beerdigung bei Excommunication ipso facto. Angelica aber ſchreibt: „Solch ungerechte Drohungen hielten uns nicht ab, gegen unſere ſelig Verſchiedene alle Pflichten zu erfüllen, ſo viel es uns zu unſerer Erbauung nöthig war." Die Schweſtern benutzten dieſe Gelegenheit, ihre Appellation an das höchſte Gericht zu wiederholen; ſie gaben ihr eine „Procuration" mit ins Grab, worin es heißt: Die Eile deiner Abreiſe von uns hat uns nicht die Zeit gelaſſen, an uns ſelbſt zu denken, als wir uns verſammelten, dich Gott anzuempfehlen. Nun bitten wir dich, im Namen aller ſeiner Gefangenen zu Chriſto zu ſprechen: Herr, es iſt Zeit, daß du handelſt, denn ſie haben dein Geſetz zerbrochen. Man klagt uns an, man richtet uns, man verdammt uns, man vollſtreckt die Verdammung an uns ohne Form, ohne Geſetz, ohne Gerechtigkeit. Wir appelliren an alle Tribunale, und Niemand hört uns; wir haben an das höchſte Tribunal des allmächtigen Richters appellirt und bis jetzt bleibt er im Schweigen; wir haben uns vor ihm erniedrigt, und er ſcheint die Gebete ſeiner Armen zu verachten. Wir fürchten, die Welt möchte zuletzt ſpottend ſagen: Wo iſt ihr Gott? — Sie wird beauftragt, „beim Richterſtuhle Chriſti alle

Appelle zu ſollicitiren", welche die Nonnen ſchon daſelbſt eingelegt hätten.

Die Todesfälle folgen ſich in den nächſten Jahren; ſie ſind das Licht, welches in den Kerker dringt. Der Tod wurde als eine Reiſe in das Land der Gerechtigkeit begrüßt; den Abgehenden wurden Aufträge und Bitten mitgegeben. Eine, welche früher die Unterſchrift geleiſtet hatte, nahm den mit ihrem Blute unterzeichneten Widerruf mit ins Grab, um ſich vor Gottes Richterſtuhl damit zu rechtfertigen. Um die Paſſionszeit 1668 ſtarben binnen 14 Tagen ſieben dem Hauſe angehörige Perſonen, einige zurückgebliebene Einſiedler und Dienſtboten; auf dieſe Zeit fällt auch der Tod eines Judas, mit Namen Maria, in deſſen Taſche ſich die Worte fanden: Maria, ein armer Burſche, ſeit langer Zeit zu Port-Royal aus Mitleiden genährt, hat es verrathen und dem Erzbiſchofe mehrere Unwahrheiten geſagt.

Unſere Theilnahme wird ungleich mehr in Anſpruch genommen durch den Tod, weil ſchon durch das Leben der Anna Eugenie, verwittweter von St. Ange. Der Bericht darüber wurde auf Bitten der Nonnen von d'Andilly abgefaßt mit dem Motto, Daniel 13, 41: Die ganze Verſammlung glaubte den Greiſen, als den Älteſten und Richtern des Volkes, und ſie verdammten Suſanna zum Tode. Da ſtieß Suſanna einen lauten Schrei aus und rief: Ewiger Gott, der du das Verborgenſte durchdringſt und Alles kennſt, noch ehe es gethan iſt, du weißt, daß ſie gegen mich ein falſches Zeugniß abgelegt haben; ſo ſterbe ich, ohne etwas von Alle dem gethan zu haben, was ſie boshaft gegen mich erfunden haben.

D'Andilly war ganz der Mann, Frau von St. Ange zu ſchildern, denn ihr Sinn für Freundſchaft, ihre Leutſeligkeit wird auch ſonſt beurkundet. Er ſchreibt: Sie war als Dame anſtändig ohne Verſchwendung, große Ökonomin ohne Geiz, wohlthätig gegen ihre Dienſtboten, ſehr mittheilend gegen die Armen, freundlich und verbindlich gegen Jedermann. Sie hatte ihren Geiſt ſo ſehr in ihrer Gewalt, im Frieden und in beinahe unglaublicher Ruhe und in Gleichmuth, daß ich nicht glaube, daß man ſie je in Zorn geſehen habe. Dieſe Eigenſchaften, verbunden mit ihrer Schönheit, gewannen ihr die Herzen. — Sie war geboren in Nogent-le-Roi, wo ihr Vater, Herr von Boulogne, Gouverneur war. Als reiche

Erbin wurde ſie, 15 Jahre alt, Frau eines jungen Hofmannes, welcher der Königin Anna ſehr ergeben und in ihrem Dienſte war. Sie wußte ihm aber eine ſolche Neigung zu frommer Einſamkeit einzuflößen, daß er mit ihr ſich ganz auf das Land zog. Sein jäher Tod 1651 erſchütterte den in vielen blutigen Schlachten geprüften Pontis ſo ſehr, daß er den Weg nach Port-Royal wallte. Während St. Cyran vom Kerker in Vincennes aus ſeine Gewalt und Eroberungen über die Herzen ausbreitete, gewährte ſie Einigen auf ihrem Landgute Gelegenheit ihre Buße und ihren Entſchluß für die Einſamkeit zu prüfen. Mit d'Andillys Tochter, Marie Angelica, legte ſie 1654 in Port-Royal das Gelübde ab. Angelica hatte geſagt, wenn dieſe ſie täuſche, werde ſie keine Dame mehr ins Kloſter aufnehmen. Sie fand ſich wirklich getäuſcht; denn Anna Eugenie zeigte eine „Liebe zu der Armuth der Krippe und des Kreuzes Chriſti", welche alle Erwartung übertraf. Jede ihrer Bewegungen athmete die naivſte Demuth.

Sie war unter den zwölf Erſten, welche der Erzbiſchof aus Port-Royal entfernte, ob ſie gleich kein Amt hatte. Sie wurde auf die Bitte der Mutter La-Fayette in das Kloſter der Heimſuchung nach Chaillot gebracht. So viel wir im Stande ſind zu unterſuchen, war dieſe dieſelbe La-Fayette, welche ſich aus dem vertrauten Verhältniſſe Ludwigs XIII in ein Kloſter flüchtete. Sie wurde von dieſer mit aller Liebe empfangen, mit der offenſten Theilnahme behandelt. „Der Fluß am Fuße von Chaillot, ſchreibt ſie, machte, daß der Pſalm Super flumina Babylonis mich ganz beſonders erbaute. Ich konnte zu meinem Troſte Port-Royal, wo mein Herz immer war, erblicken. — Da der Erzbiſchof mir bald auch das Sacrament verweigerte, überlegte ich, ob ich mich nicht in ein anderes Bisthum ſollte verſetzen laſſen. Aber La-Fayette drang in mich zu bleiben; ich ſchlug mein neues Teſtament auf und fand: Gehet nicht von einem Hauſe ins andere. — Gott ließ mich erkennen, daß ich damit aus ſeinem Orden gewiſſermaßen in meinen eigenen treten würde. Er ließ mich erkennen, daß mein Verlangen, die Sacramente zu empfangen, ungeordnet ſei, und daß ich ihm vielmehr ein Opfer bringen müſſe, das um ſo größer ſei, als meine anderen, da ich früher mich nur von den Creaturen getrennt habe, während ich mich jetzt ſelbſt von Chriſto

trenne, um der Wahrheit und Gerechtigkeit unwandelbar anzuhangen."

Die edle La-Fayette ſtarb im Januar. Aber ihre Behandlung blieb ihrem eigenen freundlichen Weſen entſprechend. Auch die berühmte Verfaſſerin der Memoires, Frau von Motteville, beſuchte ſie.

Ihr jüngerer Sohn, d'Epinoi, war erſchüttert von des Vaters Tode in die Einſamkeit von Port-Royal eingetreten; er ſtarb 1676 in den Armen Sacys. Aber ihr Herz hing an dem älteren. Nachdem auch ſie nach Port-Royal d. Ch. verſetzt war, erhielt ſie einen Brief, welchen er den Wächtern gegeben hatte, ohne ſie ſelbſt ſehen zu dürfen, worin er ſie von dem völligen Ruin ſeiner Verhältniſſe und von ſeinem Entſchluſſe in Kenntniß ſetzte, außer Frankreich ein Unterkommen zu ſuchen. Das gab ihr den Todesſtoß. Bald darauf erkrankte ſie ſchwer. Alles und vor Allem legte ſie ſich ſelbſt „in die Arme des Kreuzes." Ein Brief von ihrem Sohne, der bezeugte, daß ihr Gebet um ſeine Bekehrung erhört ſei, ließ ſie ihre Schmerzen in der Wonne ihrer Seele vergeſſen.

Man hatte den Erzbiſchof für ſie um die Sacramente gebeten; er machte unbedingte Unterſchrift zur Bedingung. Sie getröſtete ſich Chriſti, welcher zwar den Schlüſſel der Gewalt den Dienern der Kirche gegeben, ſich ſelbſt aber den Schlüſſel Davids vorbehalten habe, ſo daß Niemand dem ſchließen könne, welchem er öffne, noch öffnen, wem er verſchließe. Selbſt der feindſelige Bail geſtand zwar Angelicas Thränen die heimliche Communion für ſie nicht zu, verſicherte aber, Gott werde ihr den Troſt, welchen ihr die Kirche entziehe, doppelt ertheilen. — Er entlehnte von der Predigt eines Jeſuiten ein Gleichniß, wie zwei Ziegen ſich den Weg über ein ſchmales Brett lange mit den Hörnern ſtreitig gemacht haben, bis eine endlich ſich platt niedergelegt und die andere über ſich habe wegſetzen laſſen, um dann auch ihres Wegs zu gehen. „So müßt ihr es auch machen; auf der einen Seite ſteht der Erzbiſchof, auf der anderen ihr! die Demüthigung ſteht euch zu!" — Haben wir damit nicht die Wurzel der ſchönen Fabel von La-Fontaine?

So ſtarb Frau von St. Ange den 13. December 1667 unter den Gebeten der Schweſtern; der Geiſtliche weigerte ſich, auch

nur ein Gebet für ſie zu ſprechen. Als man ihr gedroht hatte, ſie in ungeweihter Erde zu begraben, ſprach ſie: Auch Chriſtus iſt in einem Garten begraben worden. Eine beſondere Verehrung hatte Frau von St. Ange für den Schutzengel; ſie theilte an die Glieder Port-Royals kleine ſilberne Engelsbilder [1]) zum Anhängen aus und Sacy verfaßte dazu ein Gebet: angele sancte patris summi qui semper adoras. Sie hoffte das letzte unblutige Opfer zu ſein, welches in dieſer Verfolgung geſchlachtet würde, um von Gott den Frieden in der Kirche zu erlangen. — Schon als Gertrude ohne Sacramente ſtarb, ſchrieb der Biſchof von Alet: „Wie die Menſchen das Licht, die Einflüſſe der Wärme und Kälte nicht verhindern können, noch viel weniger können ſie verhindern, daß die Sonne der Gerechtigkeit die Chriſto angetrauten Seelen erleuchte und erwärme. In dem Stücke iſt die Wachſamkeit der Wächter ſchlafend, die Verwalter der Sacramente haben keine Gewalt. Chriſtus iſt trotz der Wächter und der Prieſter des Geſetzes glorreich aus ſeinem Grabe hervorgegangen. So wird Gott auch die heiligen Jungfrauen von Port-Royal aus dem Grabe ihrer Einſamkeit hervorziehen, trotz der Wächter und der Beraubung der Sacramente. Ich werde nicht erröthen für ſie zu dulden, und es wäre mir nicht unangenehm, wenn dieſer Brief bis in ihre Mauern dränge."

Da die Nonnen ſahen, daß man ſie ſchon als Todte, oder als Excommunicirte behandle, ließen ſie ſich durch die Drohung dieſer Strafe nicht mehr abhalten, den Chorgeſang wieder aufzunehmen, welcher ja eine ihrer weſentlichſten Verpflichtungen zum Lobe Gottes war. Da auf die Converſen ſich die „Verpflichtung zum Meineide", d. h. zur Unterſchrift, nicht erſtreckte, erhielten ſie die Sacramente. Dieſes veranlaßte einige Nonnen, welche ein beſonderes Verlangen darnach trugen, in Converſenkleidung dem Altare zu nahen. Hamon rechtfertigte in einem Aufſatze dieſen frommen Betrug, der Prieſter aber nahm davon Veranlaſſung auf Agnes die Worte von St. Chryſoſtomus anzuwenden: Kein Judas, kein Geiziger, keine unreine, verdorbene Perſon nahe dem Altare. — Dagegen lehnten die Nonnen den Vorſchlag, daß man ihnen in Briefen geweihte Hoſtien ſchicken wolle, als abergläubiſch ab. Da-

1) Sie ſchenkte dem Kloſter auch ein Chriſtuskind von Pouſſin, welches auf 2000 Livres geſchätzt wurde.

mals war es, daß der getreue Beichtvater der Nonnen ſelbſt im Winter Abends von Paris oder von Gif ausging, und zu verabredeter Stunde der Nacht ſich einſtellte. Er ſetzte ſich dadurch nicht nur der Baſtille, ſondern welchem Spotte aus, wenn er in dieſer Lage gefangen wurde!

Der Verlauf dieſer drei bis vier Jahre iſt ſehr einförmig. Er gleicht der Blokade eines von Natur uneinnehmbar feſten Platzes, wo es ſich nur um den Verſuch, alle Zufuhr abzuſchneiden, handelt. Der Garten war eigentlich das Schlachtfeld; der Beſuch deſſelben war bei der Sumpfluft des Thales für die Geſundheit nothwendig; man wollte die Erlaubniß dazu an das Verſprechen knüpfen, daß die Nonnen keine Briefe über die Mauer würfen. Sie verweigerten es, erhielten aber die Erlaubniß doch. Als 1667 der König nach Brabant ausrückte, zog er alle ſeine Garden an ſich; als dieſe durch Bewaffnete des Grand-Prevot, alſo der Municipalität von Paris, erſetzt wurden, faßten die Nonnen den kühnen Entſchluß, die Klauſur durch einen kühnen Streich wieder herzuſtellen und den Wächtern das Eindringen in den Garten unmöglich zu machen. Sie errichteten ſelbſt hinter den beiden Thoren des Gartens hohe Barrikaden, welche natürlich von den Soldaten ſogleich ohne Blutvergießen zerſtört wurden.

Motive und Folgen dieſes Widerſtandes.

Bei allen dieſen Oppoſitionen und Appellationen wurden die Nonnen durch ihre Freunde, beſonders durch Ste. Marthe, Pontchateau, Dr. Arnauld berathen und ihnen dieſes Verfahren zur Pflicht gemacht. Angelica ſchreibt an dieſen, Leiden und Verfolgung ſei ja ein Segen von Gott, ſie betrachten es als eine außerordentliche Einnahme, welche Gott ihnen außer dem reichen, alten Grundſtocke zufließen laſſe. Nur weil man es ihnen als eine Pflicht darſtelle, das Recht ihrer Corporation und das Eigenthum Chriſti zu vertheidigen und dem Unrechte zu widerſprechen, thun ſie es, zumal ihnen der Segen einer doppelt ſchweren Verfolgung aus dieſem Widerſtande entſpringe. Sie halten aber dafür, alle perſönlichen Kränkungen ohne allen Widerſpruch zu ertragen, ſei ihnen vergönnt.

Als Arnauld Hoffnung faßte, durch Unterhandlungen eine Hinterthüre zu öffnen, wodurch die Wahrheit und Port-Royal

zugleich gerettet werden könnten, mahnte er von dieſem proteſtirenden Verfahren ab. Darauf ſchreibt ihm Angelica (wohl nicht Agnes): „Ich muß mich falſch ausgedrückt haben, da ich Ihnen Veranlaſſung gegeben habe, zu glauben, als hätten wir Eifer für alle dieſe Acten, Proceduren und Formalitäten, wozu wir uns doch nur entſchloſſen haben, weil man es uns als Pflicht vorſtellte. Ich habe alle Tage Motive und Gründe zu ſuchen, um mir zu all dieſen Acten des Widerſtandes eine andächtige Stimmung einzuflößen. Wir werden uns glücklich ſchätzen, dieſer Laſt enthoben zu ſein und nur ſtillſchweigend zu dulden zu haben; nur daß man darüber nichts dem Grunde ſelbſt Nachtheiliges thun müſſe und nicht von irgend einer Unterſchrift ſpreche. Darauf beharre ich ſo feſt, als auf Erhaltung meines Hauptes, welches mein Glaube und mein Gewiſſen iſt. In Allem, was das Zeitliche anbelangt, habe ich ſo ſehr Furcht, wir möchten, während wir die Intereſſen Chriſti zu behaupten gemeint ſind, da all unſer Gut ihm gehört, unvermerkt den Gegenſtand wechſeln, weil unſer Privatintereſſe dabei mit unterläuft. Daher werde ich immer bereit ſein, darin Rath anzunehmen. Denn ich mache jeden Schritt nur zitternd den Anderen nach, welche Sie beſonders während unſerer Abweſenheit geleitet haben und welche ſehr darauf eingegangen ſind. Dieſe ſind es, welche jetzt in dieſen Angelegenheiten am ſchwierigſten ſind, und ich frage Sie um Rath, nur um ihren Vorſchlägen zu antworten, welche ſie ohne Weiteres zum Beſchluß erheben würden, wenn man ihnen nicht beſſere Gründe entgegen zu ſtellen hätte. — Die Geiſter ſind nicht mehr dieſelben, wie früher. Es iſt, wenigſtens bei Einigen, ein großer Unterſchied. Der blinde Gehorſam hat ſeinen Credit verloren (alſo auch gegenüber den früher etwas ariſtokratiſch leitenden Nonnen, beſonders den Arnauld); indem man (der Erzbiſchof) ſein Gebiet zu weit ausdehnen wollte, hat man ihn in vielen Stücken aus ſeinen gerechten Anſprüchen verdrängt. Die Neigung dazu iſt ganz natürlich, und wenn eine günſtige Gelegenheit dazu kommt, ſo iſt die Verſuchung groß, und es iſt ſchwer, einen Vogel, der aus dem Käfig entflohen iſt, wieder zu fangen. Ich drücke mich nicht recht aus und corrigire mich; denn es möchte ſcheinen, als klagte ich eine an, ſie wolle das Joch des Gehorſams abſchütteln, was nicht der Fall iſt. Ich will damit nichts Anderes ſagen, als daß, bei

der natürlichen Neigung des Menſchengeiſtes, die Freiheit zu lieben und ſeinem eigenen Urtheile nach zu leben, viel Mühe und lange Erziehung nöthig iſt, es zu einer Einfalt und Gelehrigkeit zu bringen, welche in dem Hauſe immer außerordentlich war. Als aber die Gelegenheit nöthigte, die Augen mehr zu öffnen und ſich mehr ſelbſt zu lenken, konnten Diejenigen, welche mehr durch Gewohnheit, als Tugend in dieſer Verfaſſung waren, beinahe nicht mehr darein zurückkehren und halten es ſogar nicht für nützlich. Alles, was ich fürchte, iſt, daß, da dieſes das gerade Gegentheil von dem früheren Verhalten des Hauſes iſt, es auch den Geiſt bald umwandle. Man darf jedoch nichts übertreiben; was ich ſage, bezieht ſich nicht auf Viele, aber es giebt Einige, welche es den Anderen mittheilen können."

Damit ſehen wir die Wunde aufgedeckt, welche die Verfolgung Port-Royal im Herzen geſchlagen hatte. Die jüngere Angelica ſteht zwiſchen der erſten und letzten Generation. Ihr Charakter verleugnet die Verwandtſchaft ihrer großen Namensſchweſter nicht. Aber ihre Phantaſie iſt reicher, ihrer Feder ſtehen mehr Gedanken zu Dienſt. Darin gleicht ſie den Männern der zweiten Epoche. — Arnauld aber, wir dürfen es nicht verſchweigen, ſteht mit ſeiner Anleitung zu dem formellen, halb advokatiſchen, halb diplomatiſchen Widerſtande unter den Verſtörern des alten Port-Royal.

Angelica klagte, daß ein ſo gutes Schwert, wie das ihres Oheims, nur damit beſchäftigt ſein ſollte, ihre Sache zu verfechten, ſtatt ſich gegen die unſichtbaren Feinde des wahren Friedens, gegen die Irrthümer, Misbräuche und Sünden in der Kirche zu wenden. — In Betreff Arnaulds iſt wohl nicht zu bedauern, daß er ſo in den Strom der Polemik geworfen war; ſeine Natur iſt polemiſch. Angelica ſelbſt erkennt das; ſie wünſcht ihm nur freiere Hand zum Kampfe. Das Schwert ſtand ihm handgerechter, als die Kelle zum Bau des Heiligthums, ob er gleich Beides führte.

Nicole.

Arnauld hatte während dieſer Verfolgung einen Mann zum unzertrennlichen Genoſſen, Mitarbeiter, Mitkämpfer, welcher die

zweite Periode Port-Royals [1]) entſchieden perſonificirt, Nicole, einen Mann von vielem Talente, aber ohne Genie, ſehr fruchtbar, ohne ſchöpferiſch zu ſein, einen Verfechter der Biſchöfe, ohne etwas von dem myſtiſch-hierarchiſchen Sinne St. Cyrans zu haben. Sein Gedächtniß wurde als ein Wunder betrachtet; in höherem Alter geſtand er ſeinen Freunden, daß er von dem, was er in ſeiner Jugend geleſen hatte, nichts vergeſſen habe. Der Mangel an Phantaſie macht ſeine Schriften etwas trocken, dafür fehlte es ihm weder an feiner Beobachtungsgabe, noch an Raiſonnement. Nachdem die lange Erörterung alle Fragen, und noch mehr die Köpfe und Leidenſchaften verwirrt hatte, ſo brauchte es einen etwas proſaiſchen Logiker, ſie unter ein „entweder, oder“ zu bringen.

Sein Vater war als Redner und Humaniſt unter den Mitgliedern des Parlaments in Chartres und Paris ausgezeichnet. Wegen der Schlüpfrigkeit ſeiner Gedichte ſuchten der Sohn und die Tochter, welche Nonne in Port-Royal war, den Verleger von einer neuen Auflage abzubringen. Man hat mit Recht darauf aufmerkſam gemacht, daß von mehreren Vätern oder Großvätern der Männer von Port-Royal berichtet wird, ſie haben zu den Erſten gehört, welche in reiner franzöſiſcher Sprache ſchrieben. Port-Royal hat dadurch für Frankreich eine ähnliche Bedeutung, wie Luther und die Reformation für Deutſchland. Voltaire nennt — ob er gleich charakteriſtiſcher Weiſe die Jahreszahl dazu falſch angiebt — das Erſcheinen der Provinzialbriefe „die Epoche der Fixirung unſerer Sprache.“

Sein Vater ſah bei ſeiner etwas freien Geſinnung den geiſtlichen Stand als eine reich belohnende Laufbahn für einen talentvollen Mann an und ſchickte ſeinen vierzehnjährigen Sohn nach Paris, wo er unter Ste. Beuve und le-Moine [2]), dem Verfaſſer der devotion aisée [3]), ſtudirte. Zuvor hat auch dieſer ausge-

1) „Nicole, welcher St. Cyran nicht geſehen hat“, ſagte Ste. Beuve mit feinem Nachdruck öfters zu mir.

2) Dieſe beiden Lehrer polemiſirten gegen einander. Ste. Beuve ſchloß ſich in der Lehre von der Gnade an Auguſtin an, ſuchte aber die anſtößigen Folgerungen und harten Ausdrücke zu vermeiden. Er befliß ſich, den Unterſchied unter Auguſtins und der proteſtantiſchen Lehre hervorzuheben, weil man ihm Annäherung an dieſe zum Vorwurf machte. Le-Moine unterſchied die „Gnade der That“ von der „Gnade des Gebets“, er behauptete, dieſe ſei nur hinreichend (sufficiens), jene immer wirkſam (efficax).

3) Siehe darüber mein „Pascals Leben“ Seite 147 und 296.

zeichnete Schriftſteller die von Rouſſeau für alle Söhne verlangte Erziehung, wie Pascal, genoſſen, indem er von ſeinem Vater ſelbſt unterrichtet wurde. Die Plane des Vaters ſcheiterten aber in Betreff der Laufbahn ſeines Sohnes; denn ſein Sohn blieb Zeit Lebens Baccalaureus; er verzichtete ſowohl auf den Stand eines Licentiaten, als eines Doctors, wohl um nicht die Verdammung Arnaulds zu unterſchreiben. — Charakteriſtiſch iſt, daß er, 20 Jahre alt, gegen die Schrift von Barcos de la grandeur de l'église Romaine einen Aufſatz ſchrieb; Barcos war ganz vom alten Port=Royal. Auch dedicirte er dem Inquiſitor St. Cyrans, Lescot, als dem Biſchofe ſeiner Vaterſchaft, ſeine Diſſertation.

Beſonders durch ſeine Tante, die nachmalige Äbtiſſin Suireau, durch Singlins Predigten, durch ein Verlangen nach (doch wohl mehr literariſcher) Zurückgezogenheit wurde er an Port=Royal gebunden. Er war unter der Oberleitung Wallons von Beaupuis, einer der Lehrer bei den erſten Schulen, welche in der Nähe von Port=Royal d. P., in der Rue d'Enfer, gegründet wurden, wo Lancelot, Guiot und Contes de Beauvais jeder nur vier Knaben alle Zeit bei ſich hatten.

Dieſer Unterricht gab die Veranlaſſung zu der Logique, ou l'art de penser. Es ſind die Grundſätze, wornach Nicole beſonders le Nain de Tillemont unterrichtete. Arnauld, mit welchem er Rückſprache darüber genommen hatte, ſagte einmal im Geſpräch mit dem jungen Honoré d'Albert, Herzog von Chevreuſe, er mache ſich anheiſchig, ihn binnen vier oder fünf Tagen Alles zu lehren, was die Logik Nützliches enthalte. Aufgefordert, dieſes Wort zu halten, ſchrieb er den Aufſatz nieder, welchen er zwar nicht an Einem Tage fertig machte, wie er geglaubt hatte, und der nachher noch mannigfaltige Zuſätze erhielt.

Nicole zog ſich um 1650 einige Zeit in die Einſamkeit von Port=Royal d. Ch. zurück, wo er in Gebet und Studien im vertrauten Umgange mit der h. Schrift, den Kirchenvätern und Einſiedlern ſich namentlich auch der Kirchengeſchichte widmete. Dieſe Kenntniß und ſein gutes Latein machten es Arnauld wünſchenswerth, in dem Kampfe, welchen er von ſeinem Verſtecke aus mit den Jeſuiten und der Sorbonne ausfocht, Nicole zum Bundesgenoſſen ſich genau zu verbinden. Daher hatte dieſer beinahe an allen Schriften, welche ſeit 1654 in den Angelegenheiten des

Janſenismus ausgingen, ſeinen Antheil. „Dieſer beſtand darin, daß er ſeinen Rath gab, wenn man ihn verlangte, daß er die Schriften durchſah und corrigirte, daß er Entwürfe machte, welche Andere ausführten, oder beendigte, was Andere entworfen hatten, beſonders darin, daß er in den Unterredungen des Tags mit Arnauld den Plan der Werke machte, welche zeitgemäß wären. — Terenz war ihm das Muſter eines Schriftſtellers. Es iſt im Einzelnen bekannt, welchen Antheil Nicole an den „kleinen Briefen", an den Pamphlets Pascals, an der Abfaſſung der Provinzialbriefe nahm, welche er auch unter dem Namen Wendrock ins Lateiniſche, als in die Univerſalſprache, überſetzte und mit Noten begleitete. Auch die von den Pfarrern mehrerer Hauptſtädte und Provinzen eingereichten Schriften gegen die verdorbene Moral der Jeſuiten verfaßte er zum Theil. Nicole beutete den Gedanken der erſten Provinzialbriefe, daß es nicht ein Streit um Theologie, ſondern nur unter Theologen ſei, auf eine etwas pedantiſche Weiſe aus, indem er ſeit 1664 in ſeinen Imaginaires zu beweiſen ſuchte, der Janſenismus ſei nicht ſowohl eine reelle, als eine blos eingebildete Ketzerei, ein Phantom, das nirgends exiſtire; die Sache des Formulars ſei daher eine ganz unbedeutende, welcher man nur aus Leidenſchaft eine große Bedeutung andichte [1]). Seit December 1665 ſchloſſen ſich daran die Visionaires an, worin er Desmarets, welcher gegen Port-Royal geſchrieben hatte, des Fanatismus bezüchtigt. Dieſer erhob die myſtiſche Theologie und die Geiſtigkeit. Nicole, der nichts weniger als myſtiſche Nicole, hielt ſeinem falſchen Myſticismus den wahren eines St. Bernhard, Bonaventura, der „Nachfolge Chriſti" entgegen. Das Heer von 144,000 Schlachtopfern, wovon unter Anderem Desmarets phantaſirt hatte, bot Nicoles Witz einen geeigneten Angriffskörper dar. Mit demſelben würde Ludwig XIV in Europa die Ketzerei ausrotten und die Mohamedaner bekehren, verkündigte der phantaſtiſche Gegner

1) Es heißt: „Eine Idee Pascals gab Veranlaſſung zu den Imaginaires. Er hatte eine kleine Schrift unternommen, um die Welt über viele Vorurtheile zu enttäuſchen, womit man ſie in Betreff dieſer Streitigkeiten täuſchte. Er theilte es Nicole mit. Dieſer machte darauf aufmerkſam, daß er das Hauptvorurtheil vergeſſen habe, daß man ſich nämlich daran gewöhnt habe, die Formularfrage als ſehr wichtig anzuſehen, während ſie doch nur eine Kleinigkeit ſei, welche die intereſſirten Parteien ſo darſtellen. Deshalb ließ Pascal ſeinem Freunde darin freie Hand."

Port=Royals. — Da Desmarets früher ſich auch mit einer Art von Romanen und Theaterſtücken befaßt hatte, ſo zog Nicole auch dieſe vor ſeinen Richterſtuhl. Er ſagt:

„Die Eigenſchaft eines Romanſchreibers und Theaterdichters iſt nach dem Urtheile der rechtſchaffenen Leute nicht gar ehrenwerth, aber abſcheulich, wenn man ſie nach den Grundſätzen der chriſtlichen Religion und nach den Regeln des Evangeliums betrachtet. Ein Romanenmacher, ein Theaterdichter iſt ein öffentlicher Giftmiſcher, zwar nicht für die Leiber, aber für die Seelen der Gläubigen; er muß als einer Unzahl geiſtiger Todſchläge ſchuldig angeſehen werden, welche er entweder wirklich verübt hat, oder doch verurſachen konnte. Je mehr er Sorge trägt, die verbrecheriſchen Leidenſchaften mit einem Schein der Anſtändigkeit zu bedecken, deſto gefährlicher hat er ſie gemacht und deſto fähiger, einfältige, unſchuldige Seelen zu betrügen und zu verderben.“ Dadurch fand ſich nun Racine, der Schüler Port=Royals, gekränkt und veröffentlichte einen Brief über Port=Royal, welcher ſeinem Herzen und ſeiner Pietät weniger Ehre macht, als ſeinem Geſchmacke. (Siehe Beilage XXVII.)

Die Kritik der foi humaine des Erzbiſchofs von Paris (ſiehe Beilage XIX), die Apologien der Nonnen und der Biſchöfe, welche die fünf Sätze nicht als Janſens Lehre verdammen wollten, wie Pabſt und König geboten, beſchäftigten Nicole vollauf. Zwar hatte er jetzt ſchon dem Wunſch, ſich aus dieſen Streitigkeiten herauszuziehen, Gehör gegeben; allein der Biſchof von Alet hatte ihm ſeine Verpflichtung ſtreng eingeſchärft. Zu Ende des Jahres 1666 hatte ein Theologe dem Könige in Fontainebleau einen Aufſatz übergeben, um ihn zu bewegen, den genannten Biſchöfen den Proceß zu machen. Der Aufſatz ſollte in Eile widerlegt werden; Nicole reiſte unter einem fremden Namen hin; da er aber keinen Raum in einem Gaſthauſe fand, ſchrieb er die Nacht über auf einem kalten Speicher die Widerlegung, nachdem er ſich ein wenig auf Stroh ausgeruht hatte. Den anderen Morgen ſandte er an Le=Tellier Antwort auf dieſen Aufſatz, welchen er Abends erhalten hatte.

Allein es genügte nicht, daß Nicole gegen den Erzbiſchof, gegen Romanſchreiber und Theaterdichter, gegen Jeſuitenmoral

ſchrieb, er ſah ſich auch noch in Polemik gegen die Proteſtanten verwickelt.

Die katholiſche Kirche Frankreichs hatte ſeit dem Anfange des Jahrhunderts ſich an der Lehre vom Sacramente der Meſſe wieder in ihrem Bewußtſein aufgerichtet; Port-Royal hatte an dieſer Richtung Theil genommen, die Nonnen durch Adoptirung des Sacramentsordens mit beſtändiger Anbetung des Hochwürdigſten, die Theologen durch den Kampf gegen leichtſinnigen Misbrauch damit. Schon Le-Maitre hatte zur Erbauung der Einſiedler und Nonnen aus den Vätern Stellen ausgeleſen, welche der „Offiz des h. Sacraments", einem in Port-Royal ſo fleißig gebrauchten Buche, angehängt werden ſollten. Der Herzog von Luynes überſetzte das Ganze aus dem Lateiniſchen ins Franzöſiſche; Nicole machte eine Vorrede, worin er die leichteſte Methode lehrte, die Ketzer, d. h. Proteſtanten, zu überführen, daß die Lehre der Kirche über das Abendmahl ſich nie verändert habe. Dieſe Vorrede wurde zwar nicht mitgedruckt, da man einem Erbauungsbuche nichts Polemiſches beifügen wollte, aber eines der handſchriftlichen Exemplare fiel in die Hände des unglaublich thätigen reformirten Theologen Claude, welcher eine ſinnreiche Widerlegung ſchrieb. Darauf [1]) ließ Nicole ſeinen vermehrten Aufſatz 1664 unter dem Titel: La perpetuité de la foi de l'église catholique touchant l'eucharistie drucken, was man gewöhnlich die „kleine perpetuité" nennt. Claude antwortete darauf 1665 mit einem Quartbande, welcher 1668 ſchon die ſiebente Auflage erlebte. Mehrere Biſchöfe beklagten ſich, daß man die Veranlaſſung zu dieſem Buche gegeben habe, worüber die Proteſtanten triumphirten. Nicole ſuchte den Schaden wieder gut zu machen, indem er den Plan zu einem größeren Werke entwarf, deſſen Ausführung aber nur ruhigere Zeiten möglich machen konnten.

Arnauld und Nicole lebten bald in der Straße St. Avoie in der Pfarrei von St. Merry in Paris, bald in dem nahen Chatillon bei Varet, dem Verfaſſer der Geſchichte des Kirchenfriedens, verborgen. Sie befolgten hier ungefähr die nämliche Lebensweiſe, wie in Port-Royal, indem ſie ſich nur Morgens in der Meſſe, einige Male des Tags zum gemeinſchaftlichen Sprechen

1) Nicole polemiſirte zugleich gegen Aubertins eucharistie de l'ancienne église, welche 1664 zum zweiten Male erſchien.

des Breviers und über Tiſch ſahen, worauf ſie ſich noch eine halbe Stunde beſprachen, um wieder allein zu arbeiten.

Die Herzogin von Longueville nahm um 1666 Arnauld, Nicole und Lalane in das von ihr angekaufte Hotel d'Epernon in Paris auf. Indeß lebten ſie, das erſte Halbjahr ausgenommen, immer auf eigene Verköſtigung. Die Herzogin war damals durch den Schadenerſatz für die Bürgerkriege ſehr in Anſpruch genommen, und vielleicht wäre ihr dieſe neue Ausgabe ungelegen geweſen. Denn ſie wurde leicht überdrüſſig und ging ſchnell von einem großen Verlangen die Leute zu ſehen, zu einer großen Abgeneigtheit über. „Man ſubſiſtirte wie man konnte von Bücher ſchreiben, ſagt Nicole. Die Apologieen der Nonnen trugen 5000 Franks ein, die Imaginaires die Hälfte.“ Viele Leute glaubten, Nicole bereichere ſich mit Arnaulds Arbeit, indem er Nutzen aus der Perpetuité ziehe; und er duldete das Alles [1]. Die Nonnen hatten vor der Gefangennehmung Arnauld einige Kiſten mit Papieren anvertraut; daraus wurden die Conſtitutionen von Port-Royal und andere Traktate herausgegeben. — Jeden Abend unterhielten ſie eine Stunde die Herzogin. Arnauld ſchlief oft ein, nachdem er ſeine Kniebänder hatte hinabgleiten laſſen, ce qui la faisait un peu souffrir, ſagt Racine. Seine Naivität war groß. Als man ihm einmal den Arzt rief, ſagte dieſer, man halte eine Schrift für die Nonnen für Sacys Werk, aber dieſer ſchreibe nicht ſo gut, es müſſe von Arnauld ſein. Arnauld vergaß ſein ſtrenges Incognito und rief: nein, ſein Neffe ſchreibe beſſer als er. — Nicole war artiger und beſſer gelitten bei der Herzogin. — Unter dem Schutze der Herzogin in ihrem Hotel wurden gelehrte Verſammlungen gehalten, um ein längſt im Landhauſe des Herzogs von Luynes beſprochenes und begonnenes Werk zu fördern.

Die Überſetzung des Neuen Teſtaments.

Auch hier kommen wir zuletzt auf die Vorarbeiten des verſtummten Redners Le-Maitre zurück. Er war ſchon damit beſchäftigt, als 1655 die Klerusverſammlung, durch die reformirten Bibelüberſetzungen dazu genöthigt, den Wunſch ausſprach, es

1) Von den Traités de piété, wohl Hamons Werk, löſte man 1600 Franks, Nicole gab ſie Arnaulds Secretair, Guelphe, der ſie mit etwa 4000 Franks von Arnauld ſo anlegte, daß ſie in einem Bankerott verloren gingen.

möchte auch von katholiſcher Seite für eine ordentliche Überſetzung des neuen Teſtaments geſorgt werden. Sie hatte die Sorge dafür Marca übertragen, und dieſer wandte ſich an den Port=Royal befreundeten Erzbiſchof von Sens, Gondrin, um durch ihn die Männer, welche am beſten der franzöſiſchen und der alten Sprachen zugleich Meiſter wären, für dieſe Arbeit zu gewinnen. Gondrin antwortete aber, die Verſammlung, welche dieſe Männer ſchon ſo verfolgt habe, würde denſelben doch keinen Schutz gewähren, wenn ſie, wie vorauszuſehen war, um dieſer Arbeit willen neue Verfolgung zu erdulden hätten.

Dieſer Vorgang ermunterte jedoch Le=Maitre zur Wiederaufnahme ſeiner Arbeiten, welche nach ſeinem Tode (1658) das Erbe ſeines Bruders Sacy wurden. Er gab 1665 zuerſt das Evangelium Matthäi, mit den Homilien von Chryſoſtomus darüber, unter dem Namen Marſilly. — Die Überſetzung des ganzen neuen Teſtaments war aber die Arbeit einer ganzen Akademie, wobei die Freunde Port=Royals verſchiedene Handreichung thaten: namentlich Sacy, ſein Freund Fontaine, Arnauld, Nicole, Pontchateau, Ste. Marthe, de Lalane, der fromme Graf Troisville (ſprich Trêville), welcher der franzöſiſchen Sprache ſehr Meiſter war und beſonders den Styl kritiſirte. (Der Tod der Henriette von England, erſter Frau von Monsieur Bruder Ludwigs, hatte ihn tief erſchüttert.) Die Arbeit war auch ganz von vorn anzufangen, da Le=Maitre nur die Geſchichtsbücher und eigentlich nur die Vulgata überſetzt hatte; man entſchloß ſich auf den Grundtext zurückzugehen — ſchon ein Grund, dem Werke das Misfallen Roms zuzuziehen. Der Eine nahm es auf ſich Chryſoſtomus und die griechiſchen Väter zu leſen, ein Anderer Auguſtin und die übrigen lateiniſchen Väter, ein Dritter die orientaliſchen Überſetzungen, ein Vierter die Kritiker und neuen Ausleger. Die mit dieſer Beihülfe abgefaßte Überſetzung wurde wieder erörtert, ſowohl ihrem Gehalte, als ihrer Form nach.

D'Andilly, Lancelot und beſonders Sacy waren gegen dieſe ſtyliſtiſche Akademie, ſie fürchteten die Einfalt des Textes möchte darunter leiden. Dieſer Widerſpruch wurde entſchiedener, als Sacy durch ſeine Gefangenſchaft im Märtyrerglanze daſtand und ſeine Überſetzung als heilig und unantaſtbar erſchien. D'Andilly ſprach ſich darüber gegen Arnauld aus: „Das Evangelium, ſagt er, iſt

nur geſchrieben, um unſer Herz zu verändern, und je weniger wir es durch künſtlich gewählte Worte und durch zu große Feinheit in den Ohren feſthalten, deſto mehr Kraft wird es haben. Erhaltet unſeren Schweſtern (den Nonnen in P.=R.) die Überſetzung ihrer Väter, erlaubt nicht, daß ſie durch eine fremde Hand geändert werde. Sie laſſe uns unſere Überſetzung und miſche ſich nicht ein, um uns etwas Gutes zu erzeigen, welches wir für ein Übel anſehen." — D'Andilly glaubte, der Einfluß von nicht entſchieden frommen Männern, dazu von Laien, werde dem Werke Segen und Salbung rauben. Er wollte eine lautere Überſetzung von Port=Royal. Überdies glaubte er gewiß zu ſein, daß Sacy gegen dieſes Verfahren ſich ausſprechen würde, ja ſich ausgeſprochen habe.

Darauf erwiderte ihm ſein Bruder, Dr. Arnauld: „Deine Gründe gegen die Verbeſſerungen haben mir viel Schmerz verurſacht, da ich darin gewiſſe Gefühle bemerkte, welche mir um ſo menſchlicher erſchienen, als ſie mit der höchſten Geiſtigkeit bedeckt ſind. Ja, mein theurer Bruder, ich kann es dir nicht verbergen, mein Herz wird durchbohrt beim Anblicke, daß man uns gar zu menſchlich liebt, daß man in unſeren Perſonen das „ich bin Pauliſch, ich aber Apolliſch" wiederholt, was der Apoſtel ſo nachdrücklich verdammt. Werden wir wohl am Leſen des Evangeliums darum Geſchmack haben, weil die Überſetzung von Dieſem oder Jenem iſt? Iſt die Rückſicht auf Menſchen nöthig, damit wir Ehrfurcht für die Worte des h. Geiſtes haben? — Du glaubſt unſer Gehülfe (du Bois, Freund von Troisville) ſei, weil er ſich noch nicht der Selbſtheit entſchlagen habe, nicht im Stande, die Überſetzung Derer zu verbeſſern, welche darnach trachteten, ſie nur aus der Liebe Chriſti und aus der Übung des Evangeliums zu ſchöpfen, er könne nur verderben, er werde die Sprache von Weltdamen einmiſchen und den Worten des h. Geiſtes das Ausſehen weltlicher Beredtſamkeit geben. Allein wir ſollen nicht ſo fertig über die Frömmigkeit eines Anderen aburtheilen. So verehrungswürdig die Frömmigkeit iſt, ſo folgt daraus doch nicht, daß der Frömmere auch immer beſſere Ausdrücke und Worte finden werde, als ein weniger Frommer, um den Sinn des h. Geiſtes in Vulgärſprache auszudrücken. Die Kirche in ihrer größten Reinheit war nicht dieſer Anſicht, ſie glaubte nicht, daß eine ſtarke Chri=

ſtenliebe zu einer einfachen Schriftüberſetzung nöthig ſei; denn ſie hat mehrere Jahrhunderte die Bücher der h. Schrift in der Überſetzung Theodotions geleſen, welcher aus ſeinem angeſtammten Judenthume unmittelbar in die Ketzerei der Marcioniten übergetreten war. — Man kann nicht blos zu nachgiebig und zu demüthig ſein, auch die Eigenliebe hat ihren gefährlichen Abhang. Haben wir nicht zu fürchten, wir möchten zu ſehr an unſerer Anſicht hängen, zu ſehr in unſere Arbeit verliebt ſein? wir möchten das zu hoch halten, was wir mit vieler Sorgfalt und Mühe zuſammen gemacht hatten? wir möchten es beinahe für unmöglich halten, daß Andere vernünftiger Weiſe etwas dagegen könnten einzuwenden haben? Wie leicht könnten wir geringſchätzig von Denen urtheilen, welche nicht beſonders mit uns verbunden ſind, als nicht de semine virorum illorum per quos salus facta est in Israel! Könnten wir nicht leicht meinen, da man uns als Leute anſieht, die nicht übel ſchreiben, ſo ſei es ſchwer, uns etwas in der franzöſiſchen Sprache zu lehren, das wir nicht ſchon wüßten? Iſt das Alles nicht eben ſo ſehr zu fürchten, als eine übermäßige Nachgiebigkeit? — Vor Allem aber, mein theurer Bruder, bitte ich Sie zu betrachten, daß wie es Ordensglieder giebt, welche für ſich ſehr arm ſind, aber doch vor Gott für Reiche gelten, wegen ihres Verlangens, ihr Kloſter zu bereichern, daß gleichermaßen große Gefahr iſt, daß Perſonen, welche für ſich ſehr demüthig ſind, die Frucht ihrer Demuth durch eine geheime Eitelkeit verlieren, welche ſie in ihre Berather oder in die Corporation ſetzen, welcher ſie angehören. Denn da die Liebe uns mit den Perſonen, welche wir lieben, Eins macht, ſo kann unſere Eitelkeit eben ſo viel Nahrung aus der wohlgefälligen Betrachtung ihrer Vorzüge ſchöpfen, als wenn dieſe die unſrigen wären. Daraus können Urtheile entſpringen, die wir zu Gunſten unſerer Freunde faſſen, welche zwar unſere perſönliche Neigung entſchuldigt, die Wahrheit aber nichts deſto weniger verurtheilt. So werfen Sie du Bois vor, daß er die Baſtille für nichts achte (daß er für den Gefangenen keine Ehrfurcht bezeuge); Gott weiß, welche Verehrung ich für die Tugend und die Frömmigkeit dieſes theuren Gefangenen Chriſti, und welche Achtung ich für ſeine Bande habe; allein ich geſtehe Ihnen, ich bin nicht geiſtig genug, um einzuſehen, daß die Baſtille etwas ausmache, um zu beur-

theilen, ob eine Rede, deren Glieder gebrochen und ohne Verbindung ſind, der Einfachheit des Styls des Evangeliums, welcher voller Verbindungen iſt, angemeſſener ſei, als eine nicht ſo abgebrochene, oder um unter zwei Ausdrücken zu unterſcheiden, welcher auf eine einfachere und natürlichere Weiſe den Sinn des h. Geiſtes ausdrücke. Welche Rückſicht iſt man einerſeits nicht einer Perſon von ſo großem Verdienſte ſchuldig, deren Tugend von Gott durch eine ſo große Vergeltung gekrönt iſt, indem ſie allein würdig erachtet wurde, für ſeinen Namen zu dulden und die Eigenſchaft des gebundenen Chriſti zu tragen! Heißt es aber andererſeits nicht ſeine Freunde zu menſchlich lieben, wenn man das, was ſie verlangen (d'Andilly war der Meinung, Sacy ſei gegen dieſe Verbeſſerungen ſeiner Arbeit), dem vorzieht, was ſie verlangen ſollten und was ſie ohne Zweifel verlangen würden, wenn ſie über den Thatbeſtand beſſer unterrichtet wären? Heißt das für ein ſo heiliges Werk, wie die Überſetzung der h. Schrift iſt, alle ſchuldige Achtung haben, wenn man ſich an menſchlichen Rückſichten aufhält und deshalb das Mangelhafte nicht wegnimmt?"

Arnauld zeigt ſchließlich, daß auch gar kein Grund vorhanden ſei, eine Verſchlechterung der Arbeit durch dieſe gebildeten Männer zu befürchten, da dieſe ihm und ſeinen Freunden nur als ein gutes lebendiges Wörterbuch dienen und ſo der Endentſcheid von ihnen ganz unabhängig bleibe.

Sacy über Bibelüberſetzung und Erklärung.

Sacy beſchäftigte ſich während ſeines übrigen Lebens hauptſächlich mit Erklärung der h. Schrift [1]). Es genügte ihm nicht, ſie überſetzt zu haben. Auch hier erkennen wir ſeine mittlere Stellung zwiſchen proteſtantiſch-evangeliſcher und römiſch-katholiſcher Kirche. Die Schrift ohne Erklärung ſchien ihm zu ſchwer für die Mehrheit der Chriſten, wie Hieronymus, darin ſein Vorgänger ſagte, es ſei ſchwer in das Heiligthum der Schrift einzugehen, wenn uns nicht Jemand an der Hand leite. „Dazu, ſagt Fontaine, ſcheint Sacy in unſerem Jahrhundert von Gott erweckt worden zu ſein; er hat den Schlüſſel zu dieſer Pforte auf der Morgenſeite erhalten, wovon Ezechiel ſpricht, von wo wir das

1) Siehe Beilage L.

wahre Licht erhalten, um in dieſen heiligen Tempel einzugehen und die Hüllen aufzudecken, welche das alte Teſtament von allen Seiten bedecken."

Fontaine erzählt uns eine Unterredung, welche er kurz vor Sacy's Tode mit dieſem über ſeine Überſetzung und Erklärung der Schrift gehabt hat. „Es befremdet mich nicht, ſprach Sacy, „daß Viele dieſe Überſetzungen und Erklärungen lieben. Ich fürchte, ſie thun es, weil dieſelben von der Art ſind, daß ſie ſie ohne Mühe verſtehen können und daß ihre Wißbegierde dadurch mit geringem Aufwand (von Mühe) befriedigt werden kann. Sie ſuchen dieſe Bücher hauptſächlich, weil ſie in der Schrift nun nicht mehr dieſelben Schwierigkeiten finden. Sie laſſen es ſich gern gefallen, die Wahrheiten und die Myſterien ſelbſt nicht zu verſtehen; aber ſie können die dunkle, verworrene Sprache nicht ertragen, deren ſich der h. Geiſt bedient, um ſie ihnen vorzulegen, wenn ſie nicht mehr als gewöhnlichen Glauben, Gottesfurcht und Unterwürfigkeit haben. So ſind ſie denn froh, in meinen Überſetzungen eine neue Klarheit zu finden, wodurch ſie von den Finſterniſſen befreit werden, welche früher ſo ärgerlich und unangenehm für ihren Stolz und ihre bloße Wißbegierde waren, welcher der h. Geiſt nicht ſchmeicheln, ſondern welche er durch ſeine Worte bekämpfen und heilen wollte." — „Vielleicht thue ich damit etwas gegen Gottes Abſichten, fuhr Sacy fort. „Ich habe verſucht, der h. Schrift die Dunkelheit und die Starrheit zu benehmen, während es doch bisher Gottes Wille war, daß ſein Wort in Dunkelheiten gehüllt ſei. Habe ich nicht zu fürchten, daß ich den Abſichten des h. Geiſtes widerſtand, indem ich verſuchte, eine deutliche und vielleicht in Betreff der Reinheit der Sprache und Grammatik genaue Überſetzung zu geben? [1]) Gott iſt mein Zeuge, wie ſehr ich dabei weltlichen Schmuck verabſcheute. Aber verdiene ich nicht dennoch Tadel, indem ich dem h. Geiſt eine andere Sprache lieh, als die, welche er durch die kanoniſchen Schriftſteller ſprechen wollte und auf eine andere Weiſe, als die, welcher ſich die Überſetzer der h. Schrift vor mir bedient haben. Man fand bisher darin

1) Allerdings wird noch heut zu Tage, namentlich von den Evangeliſchen, dieſe akademiſche Styliſation der Überſetzung Sacys als Vorwurf angerechnet.

ſchlechte Worte, ſchlechte Redensarten; habe ich wohl gethan, indem ich dieſe ſcheinbaren Fehler zu vermeiden ſuchte, welche Vielen dagegen Abneigung einflößen können? Habe ich nicht Grund zu zittern, wenn ich, nachdem der h. Geiſt bisher die Regeln der Grammatik offenbar verachtet hat, ihn denſelben unterſtelle, indem er mit den Menſchen ſpricht. Ich ſehe in der h. Schrift, daß das Feuer, welches nicht aus dem Heiligthum kam, unheilig und fremd war, ob es gleich heller ſein mochte, als das des Heiligthums. Habe ich nicht gleichermaßen zu fürchten, daß die Weiſen, die Orakel Gottes auszudrücken, welche mit den ſeinigen nicht übereinſtimmen, als unheilig (profan), als ſeinen Abſichten und der ihm ſchuldigen Ehrfurcht entgegenlaufend betrachtet werden müſſen? Glauben Sie mir, rief Sacy, daß es, wie es nichts ſo Großes, auch nichts ſo Gefährliches in der Kirche giebt, als öffentlich die Schrift zu überſetzen und zu erklären, der Dollmetſcher des h. Geiſtes und der Diener ſeines Wortes zu ſein! Ich ſehe, weſſen die Schrift Diejenigen bedroht, welche etwas zum Worte Gottes hinzuſetzen. Ich weiß, daß dieſe Kühnheit einem frommen Chriſten nicht zuzukommen ſcheint. Indeß, wie viele Stellen giebt es, wo man ſich beinahe genöthigt ſieht, es zur Verdeutlichung zu thun. Hat man aber dabei nicht zu fürchten, daß man Waſſer mit dem Wein vermiſche? Dabei genügt es nicht, das Gute zu beabſichtigen, wenn man es nicht wirklich thut. Und ſo weiß ich nicht, ob es etwas Gutes iſt, wenn man ſich von dem Styl, welchen Gott bei ſeiner Sprache mit den Menſchen aus ſehr hohen, ſeiner würdigen Gründen gewählt hat, entfernt. — Sacy blieb hier eine Zeit in einem Stillſchweigen, während deſſen ich wohl ſah, daß er mehr mit Gott redete, als er bei mir war."

Sacy fürchtete die Leute mehr befriedigt zu haben mit ſeiner Überſetzung, als erbaut, wie denn Viele ſich für um ſo mehr erbaut halten, je mehr man ihrem feinen Geſchmack ſchmeichelt; während die Mühe, welche man ſich darum giebt, ihnen mehr ſchadet, weil ſie ihre Schwachheit und ihre Anhänglichkeit an ſinnliche Vergnügungen des Geiſtes nur vermehrt, welche doch eben ſo gefährlich ſind, als die des Körpers. „Gott, fuhr Sacy fort, wollte die Menſchen durch die h. Schrift erbauen, indem er die Seelen durch das Deutliche nährt und des Dunkeln und Verbor-

genen ſich bedient, um ſie zu demüthigen und zu üben. Nahrung ohne Übung iſt den Seelen eben ſo gefährlich, als dem Körper. Belehrung ohne Demuth bläht nur auf und verwandelt ſich in ein tödtliches Gift, welches macht, daß das Heiligſte im Worte Gottes tödtet, wie dieſes ſelbſt ſagt. So iſt, nach den Grundſätzen, welche ihr ſonſt mit mir in St. Auguſtin gefunden habt, die Dunkelheit der Schrift nicht weniger nützlich und nothwendig für das Heil der Menſchen, als die Deutlichkeit. Gott hat ſie zuſammengemiſcht, um daraus eine göttliche Verbindung (tempérament) zu bilden, wodurch er ſie erbaut und rettet. Die geiſtige Mäßigkeit iſt eben ſo wichtig und nothwendig, als die körperliche. Durch dieſe Dunkelheiten verpflichtet uns Gott gleichſam im Schweiße unſeres Angeſichts zu arbeiten, um ebenſo wohl das Brot der Seele, als das Brot des Körpers zu gewinnen. Er hat überdies die Einfalt und Rohheit einer nachläſſigen Sprache erwählt, um zu prüfen, ob wir die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen ſuchen, die Väter ſind auch darin ſo wenig heikelich geweſen, daß die Geſchickteſten unter ihnen keine Schwierigkeit gemacht haben, ſelbſt gegen die Ketzer ſich der ſo wenig ſchönen Ausdrücke der Überſetzungen zu bedienen, die ſie zu Handen hatten."

Fontaine hielt Sacy entgegen, wie doch ſeine Freunde, die er am höchſten achte, entgegengeſetzter Anſicht ſeien. Er ſtellte ihm die Heiligkeit des Biſchofs von Alet vor, der ihn mit einigen andern Biſchöfen zu dieſer Arbeit ermahnt habe, daß Singlin, der Alles ſo wohl erwog, geglaubt habe, daß er ſich dieſen ihren Aufforderungen nicht entziehen dürfe. — „Nur um dieſer Verpflichtungen willen, erwiderte Sacy, habe ich dieſes Werk unternommen; und wie hätte ich ohnedies daran denken können! Aber das benimmt mir die wohlbegründete Furcht nicht. Wenn ich alle meine Anſichten dem Biſchof von Alet und den anderen Biſchöfen hätte auseinander ſetzen können, wären ſie vielleicht mit mir Einer Meinung geworden, daß eine Überſetzung, um die Seelen zu erbauen, nicht nothwendig ſo deutlich ſein müſſe, ſondern daß man ſich vielleicht im Gegentheil dadurch dem h. Geiſt widerſetze, welcher der Baumeiſter und der hauptſächliche Arbeiter an dem himmliſchen Gebäude iſt, ohne welchen man die Seelen nur zerſtören kann. Sie ſehen wohl, daß man unmög-

lich ein ſolides Gebäude aus Material aufführen kann, wenn man die Geſetze der Baukunſt nicht beobachtet. So kann man auch den Bau Gottes in den Seelen nur nach den Regeln der göttlichen Baukunſt aufführen, welche der h. Geiſt durch ſeine Worte und durch ſein Beiſpiel angegeben hat und welche in allen Jahrhunderten der Kirche befolgt wurden. Ich erinnere mich immer, daß der ſelige Abt von St. Cyran mir einmal ſagte, daß wie Gott ſein Wort durch die Menſchwerdung in einen niedrigen, verächtlichen Stand geſetzt hat, um die Menſchen durch dieſe Erniedrigung zu retten, er dieſes Myſterium auch in ſeiner Schrift geehrt wiſſen wollte, indem er daſſelbe Wort unter ſchwachen, unförmlichen und dunkeln Ausdrücken vorſtellte, um dadurch die ſtolzen Gemüther der Menſchen zu heilen und ſie für ſeine Gnade empfänglich zu machen. Er glaubte, es genüge, daß er in dieſer Welt ſie in der Schrift die Güte ſeiner Wahrheit ſchmecken laſſe und daß er es ſich vorbehalten habe, ihre ganze Schönheit, ihren Glanz und ihre ganze Majeſtät ihnen im anderen Leben zu zeigen, wo ſie nicht mehr in Gefahr ſind, davon Misbrauch zu machen und verblendet zu werden, wie es hier immer der Fall iſt." — „Das iſt die Ordnung Gottes, ſprach Sacy, welche man vielleicht ſtört unter dem Vorwand, die Seelen zu erbauen, die es doch nicht ohne Gott werden können, der ſie nur nach ihren Regeln erbaut. Wenn die Niedrigkeit und die Dunkelheit der Schrift ihnen anſtößig iſt, ſo kommt es nur daher, daß ſie darin mehr ihr Vergnügen, als ihre Seligkeit ſuchen. Würden ſie aber die Wahrheit recht lieben, würden ſie Hunger und Durſt nach ihrer Gerechtigkeit und nach ihrem Heil haben, ſo würden ſie ſich nicht durch die ſcheinbare Unregelmäßigkeit der Sprache der h. Schrift abſtoßen laſſen, wie wer recht Hunger hat, nicht genau nachforſcht, ob das Fleiſch gut oder übel gewürzt iſt, ſondern es genügt ihm, daß es gut und geſund iſt."

„Sacy ſagte mir", fährt Fontaine fort, „daß er die Erklärungen zu ſeinen Überſetzungen nur gezwungen gemacht habe, weil man ſonſt kein Privilegium zum Druck erhalten hätte. Er habe mich gebeten, daran zu arbeiten, damit es um ſo ſchneller ginge und um die Gelegenheit des Abts von St. Luc nicht zu verlieren, welcher unter dieſer Bedingung die nöthige Erlaubniß

dazu geben wollte. Dieſe Art von Beſchleunigung ſei dem Benehmen entgegen geweſen, welches er ſonſt immer beobachtet und anderen empfohlen habe, was ich bezeugen kann."

Eine Art von Diſſonanz, aber eine lehrreiche, nach Fontaines andächtigem Bericht und eine modificirende Zuſammenfaſſung des Bisherigen iſt, was Racine, wohl aus Nicoles Munde, über unſere Überſetzung berichtet: Sie iſt das Werk von Sacy, Arnauld, Le Maitre, Nicole und dem Herzog von Luynes. Sacy machte den Zettel, und brachte ihn beinahe unverändert zurück (aus den Verſammlungen bei Longueville). Allein er hatte ſelbſt den Hauptantheil an den Veränderungen, da er fruchtbar an Ausdrücken war. Arnauld entſchied gewöhnlich den Sinn. Nicole hatte St. Chryſoſtomus und Beza vor ſich, Letzteren, um ihn zu vermeiden, was ſo viel möglich geſchah. Sacy machte auch die Vorreden, durch die Anſichten und Bemerkungen, welche Arnauld und Nicole ihm gegeben hatten, unterſtützt. Später machte Jemand Bemerkungen über dieſe Überſetzung, Arnauld nahm davon an, was ihm am beſten ſchien, was er immer recht gern that, während Sacy weniger geſchmeidig war [1]).

Sacys Thätigkeit und Gefangennehmung.

Sacy hatte während der langen Verfolgung die Seinigen damit getröſtet, daß Gott ſeine Sache immer dadurch gefördert habe, indem er Verfolgungen dagegen erweckte. Er ſtellte ihnen vor, daß im Chriſtenthum die Verfolgten ſtärker ſind, als die Verfolger. Er zog ſich in die Verborgenheit zurück, weil das Evangelium und das Beiſpiel der Heiligen es ſo gebot, welche uns gelehrt haben, daß man fliehend den Leiden entgegen gehen müſſe. Das ſei der Unterſchied zwiſchen dem weltlichen und dem göttlichen Muth. Dieſer fange immer mit der Flucht an, während jener nur zuletzt fliehe, nachdem er alle Kräfte und Liſten im Kampf verſucht habe. Er wünſche nur Gott getreulich in

1) Es heißt bei Racine weiter: „Was ſeine Unbiegſamkeit gegen die Bemerkungen des Pater Bouhours bezeugt, wovon er nie eine befolgen wollte, während Nicole dagegen in ſeinen essaies ſich diejenigen zu Nutze machte, welche ihm gut ſchienen." Wir dürfen nicht vergeſſen, daß Racine das Meiſte von Nicole hat, welcher noch in P.-R. auf der Sacy entgegenſtehenden Seite war.

Allem zu folgen, wohin er ihn führen werde, und nie von ſelbſt vorzugehen, wie ein guter Soldat, deſſen Pflicht ſei, keinem Befehl ſeines Hauptmanns ſich zu entziehen, noch zuvorzukommen. Man ſolle nur Gott ſeine Sache führen laſſen und ſeine Plane nur nicht durch zu viele Bemühungen ſtören, man habe nichts zu thun, als zu dulden donec transeat iniquitas. Allein auf dieſe Weiſe wurde ſein Aufenthalt ſchon nach drei Monaten entdeckt und er genöthigt ſeine Wohnung zu ändern, was er und ſeine Genoſſen immer nach einem ſolchen Zeitraum wieder zu thun genöthigt waren [1]), bis er endlich für die Beſuche ein beſonderes Zimmer ſich verſchaffte. Nicht einmal Arnauld wußte ſeine Wohnung, und Sacy tadelte es, daß dieſer die ſeinige ſo vielen Freunden wiſſen laſſe. Darum wollte er ſich aber den Seelen nicht entziehen, welche ſich ihm anvertrauten; dieſe Verantwortung vor Gott fürchtete er mehr als die Gefahr.

Die Herzogin von Longueville ſetzte nur in ihn das Vertrauen, daß er das Werk Singlins in ihr fördern könne. Er mußte ſich Gewalt anthun, ſich auch zu verkleiden und ſcheute die Gefahr der leichteren Entdeckung durch dieſe Beſuche nicht. Zugleich wohnte er in ihrem Hotel den Berathungen über die Bibelüberſetzung bei. Dieſe Beſuche ſetzte er zwei Jahre fort.

Er hatte an einem Ende der Vorſtadt St. Antoine ein ſehr abgelegenes Logis mit Fontaine bezogen.

Dieſer ſein Freund und Genoſſe erzählt: „Vierzehn Tage lang konnte man ſagen, er ſei verhaftet, ohne daß er es wußte. Es waren Leute auf der Wache, um Alles, was aus- und einging, zu beobachten. Man folgte ihm, ſo oft er ausging. Wir gingen zuſammen nach St. Denys, um Tillemont das Geleit zu geben, welcher von Beauvais gekommen war, um Sacy zu ſpre-

1) Etwas anders, als Fontaine, welcher ganz in der ſeligen Erinnerung ſeines Zuſammenſeins lebt, ſchildert du Foſſe dieſes einſame Zuſammenleben der Freunde: „Das Leben, welches ich in dem Hauſe führte, worin Singlin kurz zuvor geſtorben war, war für die Sinne nicht ſonderlich angenehm. Da war ich in beſtändiger Einſamkeit und Studium, da ich nur mit Sacy nach Tiſche etwas ſprach. Dieſes Geſpräch war aber ſehr ernſthaft wegen der ununterbrochenen Wachſamkeit dieſes großen Mannes über ſich, die Gegenwart Gottes nicht zu verlieren und nichts zu ſagen, was nicht erbauen ſollte. So waren unſere Unterhaltungen eine Art von Studium und frommer Conferenz. Aber ich hatte es einmal ſo gewollt, um einer noch ermüdenderen Einſamkeit auf dem Lande zu entgehen.“

chen. Der Spion war hinten auf dem Gefährt. Wir ſetzten bei dem Thor von St. Antoine über die Seine, um in St. Medard dem Leichenbegängniß von Guillebert beizuwohnen; der Spion war in demſelben Nachen; und ſo beobachtete man uns vierzehn Tage, um aller unſerer Freunde ſich zu bemächtigen. Da man jedoch keine weitern Entdeckungen machte, entſchloß man ſich, die Hand endlich an ihn zu legen."

„Es war der 14. Mai, der Tag der Gefangennehmung St. Cyrans, welchen er als ſeinen Vater und Meiſter anſah, des Jahres 1666. Er ſollte in der Früh nach dem (am andern Ende der Stadt gelegenen) Hotel Longueville kommen. Er hatte die Vorrede zum N. Teſtament bei ſich, um ſie zu erörtern; denn die Überſetzung war vorerſt fertig. (Dieſe Vorrede wußte man doch wieder zu bekommen, wie wir aus einem Briefe Arnaulds ſehen.) Man konnte ihm diesmal nicht den Wagen bis in ſeine Vorſtadt entgegenſchicken, wie ſonſt geſchah, da die Herzogin ihrer Schwägerin, der kürzlich verwittweten Prinzeſſin Conti, alle ihre Pferde entgegen geſchickt hatte."

„Wir gingen um ſechs Uhr von Hauſe fort und ruhig in der Kühle unſeres Wegs. Als wir 20 Häuſer weit gegangen waren, vor der Abtei von St. Anton, ungefähr wo ſonſt der Wagen der Herzogin Sacy erwartete, ſahen wir den des Lieutenant-Civil. Er war auf dem Wege uns feſtzunehmen; der Wagen war voller Commiſſäre. Wir dachten an nichts und ſetzten ruhig unſeren Weg nach der Stadt fort. Sie ihrerſeits wollten keinen Lärmen machen, damit man nicht in unſerem Hauſe Zeit gewönne, die Papiere auf die Seite zu ſchaffen, um die es ihnen ebenſo viel zu thun war, wie um die Menſchen. Sie ſandten uns daher nur zwei Commiſſäre mit zwei Archers nach. Wir gingen in großer Stille; denn Sacy ſprach gewöhnlich unter Wegs einige Gebete. Als ich ſah, daß er fertig war, ſagte ich, indem wir an der Baſtille hin gingen: Wir denken wahrhaftig nicht genug an Diejenigen, welche hier eingekerkert ſind. Man gewöhnt ſich an ihre Übel: man wird hart dafür. Man hat nicht das Mitleiden, wovon St. Paulus ſpricht, welches macht, daß man eben ſo empfindlich von der Gefangenſchaft Anderer gerührt iſt, als wenn man ſelbſt gefangen wäre. Als ich eben Dieſes wegen des guten (Buchhändlers) Savreux ſagte, welcher

ſchon lange in der Baſtille war, hörte ich eine Stimme, welche uns von hinten zurief: Genug, genug, meine Herren! — Wir wandten uns nach dem Commiſſär um, welcher zu uns ſagte: Meine Herren, ich habe Befehl, Sie zu verhaften. — Überraſcht erwiderte ich ihm: Mein Herr, iſt es nicht eine Verwechslung? denn der Herr iſt eine Perſon von Gewicht, welche verdient, daß man nicht umſonſt Skandal macht. — Nein, nein, erwiderte er mir, es iſt keine Verwechslung. Sie kennen den Garten von Petit [1]), in der Vorſtadt St. Antoine. — Es brauchte nichts weiter. Wir wurden zu dem Commiſſär Vendome gebracht. Sacy war nur wegen einiger Briefe über Gewiſſensangelegenheiten beſorgt, welche er bei ſich hatte. Da er Diejenigen, welche ihm das Geheimniß ihres Gewiſſens anvertraut hatten, nicht glaubte verrathen zu dürfen, nahm er ſie, ſobald er im Wagen war, ſachte aus ſeiner Taſche und ließ ſie in ſeine Beinkleider, als an einen unverletzlichen Ort gleiten. Da man aber dieſe Bewegungen beobachtete, merkte man dieſen frommen Betrug und das Erſte, was man that, als er bei dem Commiſſär ausſtieg, war, daß man ihm die Beinkleider unten aufſchnallte und ſo über die Strümpfe die Papiere hervorzog. Gewiß litt er mehr dabei ſich ſo losgebunden zu ſehen, als wenn er mit Ketten beladen worden wäre. Sie wurden dem Lieutenant-Civil gebracht; ſo bemächtigte ſich ein weltlicher Richter der Entſcheidungen des Richters der Seelen. Er verbreitete falſche Gerüchte mit einfältigen Scherzen, als gäbe Sacy brieflich Abſolution. Der Kanzler Le Tellier befahl ihm, dieſe Papiere dem Erzbiſchof zuzuſtellen."

„Bei dem Commiſſär wurden wir bis Mittag getrennt, jeder mit einer Wache, ſtumm wie die Fiſche, die nur durch Zeichen mit uns redeten. Mir war nicht heiter zu Muthe; umſonſt ſang die junge Frau des Commiſſärs ſchöne Arien, umſonſt ſuchte ſie ein Geſpräch mit mir anzuknüpfen. Das Frühſtück, welches ſie mir brachte, verzehrte mein Wächter mit vielem Appetit. Oft konnte ich mich ſpäter des Lachens nicht erwehren, wenn ich mich

1) Ein Buchhändler, welcher viele Bücher von Port-Royal verlegte, z. B. die Werke d'Andillys. Ich ſah noch ein Mitglied dieſer Familie, welches zu den Janſeniſten gezählt wird. Durch dieſen Garten führte aus Sacys Hinterhauſe eine heimliche Communication.

erinnerte, was Sacy am meiſten Leid that, worüber er in dieſen vier bis fünf Stunden am meiſten lamentirte. Da er ſeit zwei Jahren ſich alle Tage auf die Baſtille gefaßt hielt, trug er ſorgfältig ſtets die Briefe Pauli bei ſich. Man mag mit mir machen, was man will, ſprach er, man mag mich thun, wohin man will, wenn ich nur meinen St. Paul mit mir habe, ſo fürchte ich mich nicht. Da er aber an dieſem Tag in der Hitze einen weiten Weg zu machen hatte, glaubte er, die langen Kleider würden ihm ohnedies Mühe genug machen. So legte er das Buch weg, ehe er ausging. O wie unnütz ſind doch die menſchlichen Vorſichtsmaßregeln! klagte er beſonders über ſeine Weichlichkeit, daß ihm das Buch zu viel geweſen war. Und das war das erſte Stück, welches er in ſeine Taſche ſchob, ſobald er ſeine Hand darauf legen konnte."

„Indeß hatte ſich der Lieutenant-Civil zu unſerem nächſten Nachbar, Molodin, dem Oberſten der Schweizer begeben, welcher vom Hof den Befehl erhalten hatte, in der Nacht heimlich eine ganze Compagnie in ſeinem Hauſe zu verſammeln, und den Befehlen des Lieutenant-Civil zu folgen. Zugleich hatte man auf den Nothfall, in der Nachbarſchaft au Thrône hundert Archers verſammelt. Der Lieutenant-Civil ſchickte eine Abtheilung nach dem Hauſe Petits, um die vermuthete Druckerei zu finden. Zugleich befahl er auf unſer Haus Sturm zu laufen. Dazu wählte er fünf, ſechs der herzhafteſten Schweizer aus und ließ die Leiter anlegen, um durch das Fenſter du Foſſes einzuſteigen. Dieſer junge Edelmann, welcher mit zwei jungen Landsleuten mit uns zuſammenwohnte, ſchlief ruhig im nächſten Zimmer. Er hört ein Geräuſch, ein Schweizer ſpringt vom Fenſter mit der dieſer Nation eigenen Gewandtheit herab und macht den ganzen Boden erzittern [1]). Ihm folgen die Anderen; ſie vertheilen ſich durch die Zimmer, damit kein Papier abhanden komme und öffnen dem Lieutenant und dem Oberſten."

„Dieſer Auftritt machte in dem Viertel großes Aufſehen. Man that uns die Ehre an, uns für Diebe, für Giftmiſcher zu halten, von welchen man damals ſtark ſprach, wovon die Schul-

1) Fontaine zeigt nirgends in ſeinen Memoires ſo viel Humor, als in dieſer Erzählung der traurigſten Vorkommenheit ſeines Lebens.

digſte wol die Frau von Brinvilliers war, Tochter des Beamten, welcher ſich über unſere Gefangennehmung ſo ſehr freute, und der vielleicht ſchon das langſame Gift hatte, welches ihm ſeine Tochter gab, woran er zwei Monate darauf ſtarb. Andere ſagten, wir ſeien Falſchmünzer, denn acht Tage zuvor hatte man in unſerer Nachbarſchaft einen Hauptfalſchmünzer verhaftet. Dieſes ſetzte unſern Nachbar, einen Bäcker, ſehr in Schrecken; er lief in Eile und betrachtete die zwanzig Piſtolen, welche man ihm Tags zuvor für Brotrechnung gegeben hatte. Nachdem er ſie zitternd genau unterſucht hatte, ſagte er beruhigt: Es ſind keine Falſchmünzer, ſie haben gewiß dieſe zwanzig Piſtolen nicht gemacht."

„Nachmittags wurden wir wieder in unſere Wohnung zurückgebracht, welche wir kaum wieder erkannten. Wir traten durch lange Reihen von Bewaffneten ein, die Schweizer hatten ſich ſchon in Küche und Keller heimiſch gemacht. Der Lieutenant-Civil verhörte Sacy, dem er wenig Achtung bezeugte; Sacy hielt aber muthig die Ehre des Prieſterthums aufrecht, er ſprach mit dem Diener der Gerechtigkeit als Gottes Diener, zugleich mit menſchlicher und göttlicher Klugheit. Namentlich weigerte er ſich feſt, die Namen der Perſonen zu ſagen, an welche er als Beichtvater geſchrieben hatte. Die Anklagen, er halte eine Buchdruckerei und Verſammlungen, welche einer Verſchwörung ähneln, in ſeinem Hauſe, fielen von ſelbſt. Die Papiere wurden um ſo genauer genommen. Sodann wurde ich verhört; der Lieutenant ärgerte ſich aber ſehr über meine Heiterkeit."

In dieſem Zuſtand blieb das Haus Sacys vierzehn Tage. Dieſe Hauskirche, geweiht durch die Opfer Sacys, wurde vor ſeinen Augen nicht nur ein Gefängniß, ſondern eine Schenke, wie das Gefängniß St.-Cyrans in Vincennes. Während dieſer Zeit ſahen wir große Ärmlichkeiten von Seiten der Leute mit den langen Röcken (die Juſtizbeamten und das höhere und niedere Schreibervolk). Zwar wurde der Lieutenant artiger, da Frau von Pomponne ihn und die Miniſter als Sacys treue Freundin und Nichte beſucht und Fürſprache eingelegt hatte. Im Hintergrund ſah man aber deutlich die Abſicht, uns unſchuldige Dinge als Verbrechen auszulegen. Er glaubte einen großen Fang gemacht zu haben, als er in meinen Papieren die Worte fand,

welche ich für meinen Freund Pontis [1]) geſchrieben und die Gomberville für ihn gemacht hatte:

Loin de la cour et de la guerre,
J'apprens à mourir en ces lieux:
Qui ne meurt longtems sur la terre
Ne vivra jamais dans les cieux.

Den erſten Buchſtaben hatte ich weiß gelaſſen, um ihn nach Belieben mit Miniaturblumen zu zieren. Daher glaubte der Lieutenant, es werde heißen ſollen: **Foin de la cour** (was wahr, aber darum ſehr ſtrafbar geweſen wäre). Die Soldaten waren menſchlicher und ließen uns mehr Freiheit mit einander zu ſprechen, als ſie eigentlich ſollten. So bereitete uns Gott väterlich nach und nach auf die Trennung und das Leiden vor. Ich erinnere mich noch einer kurzen Unterredung mit Sacy einen Augenblick, ehe wir in die Baſtille abgingen. Er hatte, ich weiß ſelbſt nicht wie, ein Billet von ſeiner theuren Couſine Angelica von St. Johann erhalten, welche durch die Kraft des Glaubens alle Zärtlichkeit der Natur überwand und mit unglaublichem Muthe ſchrieb, indem ſie beſonders auf das Wort Chriſti im Anfang ſeines Leidens Nachdruck legte: quomodo implebuntur scripturae? War er zuvor auf die Gefangenſchaft vorbereitet, ſo war er jetzt in einer heiligen Ungeduld, darein einzugehen."

Fontaine ſchreibt den Entſchluß des Königs, Sacy und ſeine vier Hausgenoſſen doch in die Baſtille zu ſchicken, unkritiſch einem Fußfall zu, den der königliche Beichtvater in dieſer Abſicht gethan habe. Wir wiſſen, daß der Erzbiſchof, erbittert über den, wie er meinte, ſeine Ehre kränkenden Widerſtand der Nonnen, die Beſtrafung Derer verlangte, welche mit dieſen verkehrten, ſie darin beſtärkten und ihre fatalen Protokolle und Appellationen verbreiteten, ja zum Theil verfaßten. Da man bei Sacy Briefe aus Port-Royal fand, wurde er für überwieſen angeſehen.

Sacy und Fontaine in der Baſtille.

„Der Gouverneur der **Baſtille**", fährt Fontaine fort, „empfing uns Fünf mit den trockenen Worten, die Baſtille ſei ein

1) Siehe Beilage IV. des erſten Bandes.

ſchreckliches Lager, und ſagte zu einigen Freunden, daß es beſſer geweſen wäre, wenn man es mit den Ketzereien der vergangenen Jahrhunderte auch ſo gemacht hätte. Jeder wurde in eine beſondere Kammer gebracht; Sacy durfte die Meſſe nicht mit den Andern hören, man las ſie ihm beſonders. Zwei Jahre erhielten Sacy und ich das Abendmahl nicht. Als ich ſpäter mit ihm davon ſprach, ſagte er, man müſſe ſich auch des Zuſtandes der erſten Chriſten erinnern, wie ſie ſich mit der geiſtigen Theilnahme am Opfer begnügten, wenn ſie es nicht anders machen konnten. Dieſes ſei eines der Hauptſtücke der Buße und da Gott ihn dazu verpflichte, ſo müſſe er durch Unterwerfung darunter für ſeine Sünden genugthun; es ſei beſſer, ſein Verlangen und ſich ſelbſt Gott opfern, als den Leib Chriſti, beſſer ſich abtödten, als die Meſſe leſen. Die Menſchen behandeln ihn wie ſie wollen, ohne zu wiſſen, was ſie thun; Gott aber wiſſe gut, was er durch ſie thue und er ſelbſt ſehe genug davon, um ſich demüthig zu unterwerfen. — Das waren ſeine Gefühle und Gedanken während der erſten Monate ſeiner Gefangenſchaft; mit dem Feuer der Liebe brachte er ſich Gott zum Opfer dar."

„Sacy war in dem Gemach, worin Fouquet geſeſſen hatte, nur wurde er ſtrenger bewacht. Doch hatte er den Troſt, daß Barail, ein frommer Offizier der Baſtille, gern ſeine erbaulichen Geſpräche ſuchte und daß du Foſſe mit den beiden Jünglingen frei gelaſſen wurde. Sacy bat wiederholt, man möchte mich ihm beigeben, da ſeine ſchwachen Augen ihm eine Perſon nothwendig machten, um ihm die fromme Lectüre zu erleichtern. Andererſeits tröſtete man mich damit, daß man an meiner Freilaſſung arbeite. Meine Freiheit, antwortete ich, beſteht darin, daß ich mit Sacy ſei. Und da Barail mir es beim Herausgehen aus der Meſſe ſagte, während man mich einige Mal im Hof auf- und abführte, ehe man mich wieder einſchloß, ſo antwortete ich ihm, indem ich auf der einen Seite auf das Thor zeigte, welches aus der Baſtille hinausführte, auf der andern auf die Thüre Sacys: Öffnet mir dieſe beiden Thüren und ihr werdet ſehen, welcher ich zueile. Alles wird mir Gefängniß ſein, wo ich Sacy nicht ſehe; frei werde ich ſein, wo ich ihn ſehe! — Man antwortete auf Sacys Bitten, es wäre unerhört, wenn zwei Perſonen, welche um derſelben Sache willen in der

Baſtille ſäßen, zuſammengethan würden. Barail ließ indeß durch einen vertrauten Freund den König ſelbſt darum angehen. — Seit dem ſechſten Auguſt, dem Todestag Angelicas, rief ich ſie eifrig um ihre Fürbitte an. Du liebteſt Sacy von Herzen, ſprach ich in meiner Einfalt, du hatteſt ein liebreiches Herz auch für mich; voilà un beau coup à faire, um die Macht zu zeigen, welche Du bei Gott haſt! — Vier Tage nachher kam das Feſt von St. Laurentius; ich war dieſen Tag ſehr damit beſchäftigt. Wie ſein theurer Vater, St. Sixt, um ihn über den Schmerz ihrer Trennung zu tröſten, ihm verſprochen hatte, daß er in dreien Tagen mit ihm vereint ſein werde, ſtellte ich ihm vor, wie glücklich ich wäre, wenn ich durch ſeine Vermittelung dieſelbe Gnade erlangen könnte, mit Sacy, meinem theuren Vater, auch in dreien Tagen vereint zu ſein. Ich hatte aber dieſe acht Tage über einen Grund ſchwarzer Traurigkeit in meiner Seele. Während der erſten vierzehn Tage war mir die Baſtille ſehr angenehm geweſen, ich hatte nur Pſalmen in meiner Kammer geſungen. Jetzt aber war mir übel zu Muthe; obgleich die Seele noch einen Reſt von Muth hatte, unterlag der Körper. Ich kannte mich ſelbſt nicht mehr; mein ganzes Temperament war verändert. Ich mußte mich endlich entſchließen, mir zur Ader zu laſſen, das Blut war ſehr ſchwarz und zäh. Es war gerade der 13. Auguſt, die Octave des Todestags von Angelica, der dritte Tag nach St. Laurentius. Während ich ſo daſaß, ſtellte ſich unbemerkt ein Offizier hinter mich und ſagte: „Mein Herr, ich hole Sie, um Sie zu Sacy zu bringen. — Ich ſank vor Betroffenheit zurück, er hielt mich. Sobald ich wieder zur Beſinnung gekommen war, ſprach ich: Sie ſchenken mir heute das Leben wieder!"

„Der Offizier führte mich alſo in die Kammer Sacys, welcher nichts weniger erwartete, als mich, denn Barail hatte Niemanden etwas von ſeiner Unterhandlung geſagt. Wir warfen uns auf die Erde und dankten Gott. Jeden Monat ehrten wir dieſen Tag und dieſe Stunde, indem wir einige Pſalmen ſprachen, welche Sacy gewählt hatte, wie auch für den Tag und die Stunde unſerer Gefangennehmung. Um zwei Uhr kam Barail, wie jeden Tag, um Sacy auf der Terraſſe friſche Luft ſchöpfen zu laſſen. Da er nichts von dem Vorgang wußte, war

er, welchem wir am meiſten Dank für dieſe Vereinigung ſchuldig waren, erſtaunt und betrübt zu ſehen, daß ſie ohne ſeine Vermittelung und ohne daß er ein Wort davon wußte, vor ſich gegangen war. Allein die Freude gewann die Oberhand. Wir gingen auf die Terraſſe, und ich darf ſagen, daß von dieſem Augenblick an alle meine Übel zerſtreut waren und ich bald meine gewöhnliche Stimmung wieder erlangt hatte. Sacy wollte, daß wir acht Tage lang nur mit dieſer Gnade beſchäftigt wären, ob er gleich große Plane hatte. Allein er wußte, daß man ſich auf eine heilige Weiſe dazu in Verfaſſung ſetzen müſſe, daher man ſich nicht zu beeilen, ſondern lange ſeine Arbeiten Gott darzubringen habe."

„Sacys Tage waren nun ſich ganz gleich. Ich darf ſagen, daß man nie mehr Genauigkeit bemerkte, die Zeit der Arbeit und des Gebets in einander zu paſſen, als bei der Arbeit, die er nun begann. Sein Geiſt war ſtets ruhig und da er durch Nachrichten von außen nur geſtört werden konnte, ſo war er auch gar nicht begierig darnach. Er ſchloß ſich ganz in ſich, um die üblen Eindrücke ſolcher Nachrichten zu verhindern und vielmehr Nutzen daraus zu ziehen. So als man ihm ſchrieb, ein Prediger von einem bekannten Orden habe in einer Predigt, welche er bei den Nonnen von Sta. Maria neben der Baſtille hielt, von mehren Arten von Einſamkeit geſprochen und ſich weitläufig ausgelaſſen über die „Einſamkeit der Schmach"; was er damit ſagen wollte, war leicht zu verſtehen. So ſagte er mir ſpäter, daß er mir nicht habe mittheilen wollen, um mich nicht zu erſchrecken, daß ein Mitglied deſſelben Ordens [1]) einem ſehr vornehmen Mann, auf die Frage, warum ſie Sacy gefangen halten, geantwortet habe: Um zu wiſſen, daß er bei der Hand iſt, um ihn hier zu holen, wenn man ſeiner bedarf, um ihn etwas mehr Wärme fühlen zu laſſen, als die der Sonne. So verſtrichen die Jahre ſeiner Gefangenſchaft, in einer großen gleichmäßigen Ordnung und einem Frieden, daß er öfters ſagte, es ſeien dies die ſanfteſten Jahre ſeines Lebens".

„Der Gouverneur machte ſich bei den Miniſtern ſelbſt ein Verdienſt daraus, daß er durch die Wachen Sacy es nahe lege,

1) Offenbar Jeſuiten. Jeſuitenpredigten aus dieſer Zeit, ſiehe Beilage XXVIII.

auch auf den König zu ſchelten. Er beſuchte uns öfters und forderte Sacy auf, er ſolle ſich regen und ſeine Freilaſſung betreiben, ſonſt werde er immer dableiben müſſen, Gott ſage ja im Evangelium: Hilf dir, ſo will ich Dir helfen. Sacy ſah mich lachend bei der Anführung dieſer Stelle des N. Teſtaments an, welche wirklich in der Überſetzung von Mons vergeſſen iſt. Da der Erzbiſchof beſonders ſeinen Verkehr mit Port-Royal geſtraft wiſſen wollte, ſchlug der Gouverneur Sacy vor, er ſolle verſprechen, er wolle keinen Verkehr mehr mit den Nonnen haben; dann werde man ihn vielleicht freilaſſen. (Daſſelbe ſchlugen ihm Freunde ſchriftlich vor; er antwortete aber, er glaube nicht dieſes Verſprechen geben zu können, ohne eine Gottloſigkeit zu begehen und ohne gewiſſermaßen anzuerkennen, daß er dadurch ſich früher vergangen habe. Er habe nie Gelegenheit dazu geſucht und ſuche ſie jetzt auch nicht; ſo lange aber die Jungfrauen Mittel fänden, ihm Briefe zuzuſtellen und er ihnen antworten könne, werde er es thun.) Er erklärte, er ſei entſchloſſen, auch nicht mit der geringſten Feigheit ſeine Freiheit zu erkaufen. — Nie habe ich ihn ſo unerſchrocken geſehen, als an dieſem Schreckensort, während ich ihn in der Welt bei den geringſten Begegniſſen ſchwankend ſah. Während der Gouverneur einmal mitten zwiſchen uns in unſerem Zimmer auf und abging, kam er auf ſeinen blinden Gehorſam gegen die Befehle zu ſprechen. Er ſagte uns ganz ruhig, daß wenn der König ihm befehlen würde, ſeinen Vater zu vergiften, ſo würde er es ohne Zaudern im Augenblick thun. Als er gegangen war, ſagte Sacy, ſo wiſſen wir nun, in weſſen Händen wir ſind. Man muß ſich demüthigen, dulden und von Gott abhängen, das ſind meine drei Lebensregeln an dieſem Orte. — Er ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, auch anderen Gefangenen mit eigener Gefahr Troſt und Hülfe zu ſchaffen" [1]).

1) Fontaine erzählt eine Geſchichte, welche zu charakteriſtiſch iſt, als daß wir ſie ganz unterdrücken könnten: „Unter den Gefangenen waren einige Namens Du Berger von Bayonne; wir glaubten deshalb, es ſei Jemand von der Familie St. Cyrans; wir entſchloſſen uns daher zu helfen. Der Mann war in einem tiefen Graben, das Weib in einem hohen Thurm; ſie ſtreckte die Arme heraus, es war kläglich anzuſehen. Sie waren wegen der Tollheit angeblicher Hexerei gefangen, worein der Meiſter der Chorknaben von St. Severin verwickelt war und man brachte gewiſſe Tauben (!) in die Baſtille. Wir ſchrieben zuerſt dem Weibe, um ſie zu tröſten; dem

„Seine Freunde vergaßen indeß auch ſeiner nicht und gaben ſich Mühe, ihm einige Erleichterung zu verſchaffen, beſonders Frau von Pomponne, dieſe Frau von heroiſchem Muthe, welche ſo zarte Beweiſe ihrer Liebe zu ihrem Manne während ſeiner Ungnade gegeben hatte, indem ſie ihm heiter in ſeine Exile folgte, um zu einer Zeit ſein Troſt zu ſein, wo andere Weiber durch die Feſtigkeit ihrer Männer hätten aufrecht erhalten werden müſſen [1]). Dieſes ſtarke Weib erröthete nicht, bei Hofe als die Couſine eines Gefangenen zu erſcheinen. Sie brachte ihr Anſuchen um die Erlaubniß ihn zu beſuchen mit Nachdruck vor. Sie erhielt endlich die Erlaubniß, aber nur für ein Mal und in Beiſein eines Offiziers. Sacy war ſehr erfreut über dieſen Beſuch;

Mann zu ſchreiben, war gefährlicher. Wir hatten ein Stück Bindel für Sacys Überſchläge. Sein Bedienter machte ein Loch ins Kamin Bergers und band zum Beſchweren ein ſchwarzes Säckchen mit Bleikugeln an den Brief. Der arme Mann ſieht dieſes im Kamin hüpfen; da er aber der Hexerei angeklagt war, glaubt er, man ſtelle ihn damit auf die Probe, und rührte es aus Mistrauen nicht an. Der Burſche wollte es ſchnell wieder heraufziehen, als er den Offizier auf die Terraſſe ſteigen ſah, es blieb aber im Kamin an einem Eiſen hängen. Der Gefangene machte den Schließern Anzeige, um alle Schuld von ſich zu wälzen, er habe an dieſen Teufeleien im Kamin keinen Antheil nehmen wollen. Das war eine große Geſchichte. Der Gouverneur war um ſo erbitterter, als Louvois ſich für die Sache ſehr intereſſirte. Dieſer kam noch den nämlichen Tag, um die angeblichen Hexenmeiſter zu unterſuchen. Der Gouverneur aber wollte gegen uns den Schlauen machen. Da in dem aufgefangenen Billet zu derſelben Stunde gleiche Hülfe verſprochen war, ſo befahl er einem Offizier, ſich zu verſtecken, und wenn er den Burſchen Sacys etwas durchs Kamin hinunterlaſſen ſähe, ſolle er hervorbrechen, ihn tüchtig ſchlagen und in den Winkel des Grabens werfen. Mit Gottes Zulaſſung wurden wir ſogleich davon benachrichtigt. Das Lachen wandelt mich noch an, wenn ich mich erinnere, wie wir bei unſerem Auf- und Abgehen Gutes von dem Gouverneur und dem Offizier ſprachen, wenn wir an dem Ort vorbeigingen, wo wir wußten, daß er verborgen war. Dieſe Überwachung währte ſechs Wochen. Nachher war weiter nie davon die Rede, der Offizier ſcherzte nur, indem er die Schönheit des Billets rühmte. — Man erzählte uns, daß öfters Weiber unter der Hand daran arbeiten, ihre Männer in die Baſtille zu bringen und dann heulend kommen, um ſie zu tröſten, ſo z. B. eine Madame Cadot; als der Mann es nachher erfuhr, prügelte er ſie ebenſo unbarmherzig durch. Ein Weib, welches von ihren Verwandten in die Baſtille gebracht worden war, blieb feſt dabei, ſich auszuhungern. Alle Ermahnungen der Beichtväter halfen nichts. Da kam Einer und ſagte, Madame N. ſei ſehr erfreut, daß ſie ſo ſchnell zu ihrem Ziel komme; er wußte, daß ſie einander feind waren. Sie ſoll gelogen haben, ſchrie die Gefangene zornentbrannt, man bringe mir zu eſſen.

1) Ganz anders urtheilt St. Simon von ihr; er ſtellt ſie als ungebildet und geizig dar.

er fühlte aber wegen der Überwachung, wie auch einer ſolchen Freude Trauer beigemiſcht ſei und daß die Worte eben ſo gefangen ſeien, wie die Perſonen. Zum Andenken daran ſprach er auch an jedem Zwölften des Monats einen Dankpſalm; denn er war für die kleinſten Tropfen des göttlichen Erbarmens eben ſo dankbar, als für die reichſten Ergießungen dieſes göttlichen Thaus."

„Was ich von der Gefangenſchaft Sacys ſage, ſind aber nur Kleinigkeiten im Vergleich mit dem, was zu ſagen wäre. In ſein Herz müßte man dringen können, um etwas Großes zu ſehen. Man könnte darüber nach ſeinen Thränen urtheilen. Denn ob ſie ihm gleich in den andern Zeiten ſeines Lebens ſehr vertraut waren, und alle Welt bezeugen konnte, daß er mit jedem Opfer des Altars dieſe Libationen verbinde, ſo kann man verſichern, daß ſie in der Baſtille nicht aufhörten, beſonders wenn er ſeinen täglichen Dankpſalm ſang oder an Sonn- und Feſttagen nach der Meſſe. Dann goß er ſich ganz vor Gott aus mit einem Feuer, das auch mich ergriff."

„Ich ſage nichts von der Beſchäftigung Sacys in dem Gefängniß. Er war nicht müßig. Man wollte ſeine ſeltenen Talente hier einſchließen, aber ſie erlangten einen neuen Glanz. Er war zu gut unterrichtet von den Anſichten der h. Väter, welche das Beiſpiel St. Cyrans ihm vergegenwärtigt hatte. Er wußte, daß man in den Gefängniſſen ſein Werk ſo gut wie möglich fortſetzen müſſe, wie St. Johannes, der Täufer, wie Chryſoſtomus von Jeremias, von Jeſaias ſagt, daß ſie in der Tiefe ihrer Kerker daſſelbe gethan haben, wie früher. St. Cyran war von Gott beſtimmt, an der Leitung der Seelen zu arbeiten und ſie in den Weg der Buße zu leiten. Er arbeitete trotz der Wachſamkeit ſeiner Hüter im Gefängniß mehr als ſonſt daran durch ſeine erbaulichen Briefe. Ein anderer Beruf, wozu Gott Sacy beſtimmt hatte, war die Überſetzung der h. Schrift. Er war aber mit der des N. Teſtaments fertig, als er verhaftet wurde. Gott führte ihn in die Baſtille, nur um ihm die Muße zu geben, an der Überſetzung des Alten Teſtaments zu arbeiten; das hat um ſo mehr allen Anſchein, als ihm Gott alle nöthige Hülfe und Bücher dazu verſchaffte und da, nachdem er jeden Tag gleich viel Zeit darauf verwandt und ſie vollendet hatte und er den Abend noch an der Durchſicht gearbeitet hatte, man ihm

den andern Morgen den Befehl brachte, welcher ihn aus der Baſtille befreite, als hätte er jetzt ſeine ihm hier gegebene Aufgabe erfüllt!" Soweit Fontaine [1]).

Arnaulds Brief an ſie.

Das Härteſte für alle Gefangenen Port=Royals war offenbar die Beraubung der Sacramente; wir ſchließen daher dieſen Abſchnitt der Verfolgung mit Stellen aus einem Briefe, welchen Arnauld an Sacy ins Gefängniß ſchrieb [2]), beſonders weil Fontaine Zweifel hegte, ob dieſe Entbehrung des Sacraments ſeinem Seelenheil nicht ſchade. Er tröſtet ſie damit, daß ja mit ihnen auch das Wort Gottes (die Überſetzung des N. Teſtaments) gefangen liege. Es ſei Zeit anzufangen Gott zu loben, wie wir ihn im Himmel loben werden, nämlich durch göttliches Schweigen, nicht durch menſchliche Sprache. Von ſeiner eigenen Lage ſagt er: „Ich finde doch auch mein Gefängniß an dem Orte, worin ich gewaltſam zurückgehalten bin; denn es iſt mir nicht erlaubt zu gehen, wohin mich der ſelbſt ruft, welcher mich zurückhält. So bin ich denn ſein Gefangener, indem ich durch ſeine Vorſehung gebunden bin, und zugleich bin ich frei, indem ich mich ihm freiwillig ergebe." Und nun kommt er auf die Hauptſache: „Ich weiß wohl, daß die gegenwärtige Frömmigkeit mehr in den Sinnen, als im Glauben beſteht, und daß ſie deshalb nie zufrieden iſt, als wenn ſie die Sacramente wirklich zu genießen bekommt und nicht ohne Verwirrung und Beängſtigung ſein kann, wenn ſie davon getrennt wird. Und das Beiſpiel der Anderen und die herrſchenden Anſichten machen ſelbſt auch auf den Geiſt Derer einen lebhaften Eindruck, welche ihnen nicht zuſtimmen, ja ſie mit Worten verdammen. Euer Genoſſe

1) Hier fügen wir noch einige unverbürgte Nachrichten bei, welche Des Lions unter 1666 notirt: Der Lieutenant der Baſtille ſoll verlangt haben, daß Sacy noch enger eingeſperrt werde, damit man die Leute aufſchreiben könne, die ſich für ihn verwenden. — Man habe bei Sacy Briefe gefunden, die beweiſen, daß Port=Royal eine Partei ſei, auch einen Brief vom Biſchof von Alet; die der Nonnen enthalten ſchriftliche Beichten, wofür ſie Abſolution mit geweihten Hoſtien verlangen.

2) Ich zweifle, ob dieſer Brief irgendwo gedruckt iſt. Er iſt hinter einem Band meines Exemplars von der Sammlung der Briefe Arnaulds in der Schrift des 17. Jahrhunderts handſchriftlich beigefügt. Ich nehme keinen Anſtand, den Brief für ächt zu erklären; man hatte aber gute Gründe, ihn nicht zu drucken.

wäre aber viel ruhiger, wenn er bedächte, daß einer der berühmteſten Schriftſteller dieſer Zeit, welcher für einen der über die Frömmigkeit aufgeklärteſten gilt, öffentlich geſchrieben hat, daß man ſie auf Dinge gründen müſſe, welche uns nicht gegen unſern Willen können genommen werden, nicht auf ſolche, welche die Gewalt der Zeit und die Begegniſſe dieſer Welt uns rauben können. Sonſt iſt man immer ſchwankend, man baut nicht auf den unbeweglichen Fels, ſondern auf Sand, mit der Gefahr, durch den erſten Sturm zerſtört zu werden. Die Sacramente ſind gut, aber die Ordnung Gottes iſt noch beſſer; man muß ſie nicht außer derſelben begehren, weil ſie (ſo) zu wenig dienen; während dieſe Ordnung immer gut iſt und die, welche feſt daran halten, nichts zu fürchten haben, weil Gott immer mit ihnen iſt und ſie mit ſeinen Segnungen erfüllt, welche er nicht Allen, die communiciren, zugeſteht."

„Wenn Gehorſam nach der Schrift mehr gilt, als die Opfer, ſo iſt er noch viel mehr, werth als die Sacramente, welche weniger ſind, als die Opfer; und ihr müßt überzeugt ſein, daß er, während er euch die Sacramente nimmt, euch Gelegenheit giebt, ihm vollkommener zu dienen, als wenn er euch den freien Gebrauch davon ließe. Denn er hat ſie nur der Schwachheit der Menſchen gewährt, und wenn ſie fähig wären, ſich mit ihm ohne dieſelben zu vereinigen, ſo hätte er dieſelben ihnen nicht zur Pflicht gemacht, ſo wenig als den Engeln und den Seligen, und er wäre zufrieden damit geweſen, daß ſie ihm dienten wie St. Paul, der erſte Eremite und wie mehrere andere große Heilige, welche einen großen Theil ihres Lebens ohne Sacramente und Meſſe zugebracht haben."

„Der Hunger und der Durſt nach dem Himmelsbrot iſt ſonder Zweifel gut und er iſt das wahre Zeichen der Geſundheit und der inneren Kraft der Seele. Aber die Sacramente und ſelbſt das Abendmahl ſind nicht eigentlich dieſes Himmelsbrot, ſondern nur Mittel, es zu erwerben. Sonſt wären wir nach der Communion geſättigt, und wir brauchten weiter weder Hunger noch Durſt zu haben, während die wahre Folge der Communion Vermehrung des Hungers und Durſtes nach dem Himmelsbrot und nach dem Trank des h. Geiſtes iſt, welcher eigentlich die Nahrung und das Fleiſch der

Seelen nach dem Wort Chriſti im Evangelio iſt. Auch ſteht nicht geſchrieben, daß Diejenigen ſelig ſeien, welche hungern oder dürſten nach dem Abendmahl und nach den anderen Sacramenten, ſondern welche Hunger und Durſt nach der Gerechtigkeit, das heißt nach Gott ſelbſt und nach ſeinem Geiſte, haben, der über alle Sacramente und ſinnlichen Dinge und über alle Gaben iſt, welche nicht er ſelbſt iſt. Die Sacramente ſind wohl Mittel, aber weder die einzigen, noch die vollkommenſten, um dem Menſchen dieſes Gut zu verſchaffen und nicht Alle, welche darnach verlangen und ſie empfangen, ſind heilig oder in einer Verfaſſung, daß ſie ſelig werden können; ſondern Alle, welche Hunger und Durſt nach der Gerechtigkeit haben, ſind ſelig, weil Gottes Geiſt in ihnen iſt, welcher ſie lebendig macht und nach und nach zu dieſer Gerechtigkeit und zu dieſem ewigen Leben führt, wozu er ihnen Liebe und Verlangen giebt."

„Wenn dieſes für alle Gläubigen wahr iſt, ſo gilt es beſonders von Denen, welche Gott behandelt wie euch, denen er durch ſeine Vorſehung die Sacramente nimmt, und die er in die Nothwendigkeit verſetzt, das Himmelsbrot an der Quelle und nicht in den abgeleiteten Bächen zu ſuchen und ſich mit dem Engelsbrot, nicht als Menſchen, ſondern als Engel, zu nähren, durch den Geiſt, nicht durch die Sinne, in ſeiner eigenen, nicht in einer fremden Form. Das iſt das Leben des Himmels und der Segen des Himmels, worin er nur einigen wenigen großen Heiligen dieſes Leben gereicht hat, und welches er von Zeit zu Zeit einigen auserwählten Seelen mittheilte." — Dieſe Güte Gottes ſollen ſie anerkennen und, ſtatt zu klagen, ihn preiſen. So mußte die Verfolgung denn auf dieſelben Anſichten führen, wie der Myſticismus einer Agnes und der Quietiſten; die Bedeutung der Gnadenmittel, welche Nicole einmal gegen dieſe Secte vertheidigen wird, tritt zurück. Aber ſchon die Prädeſtinationslehre allein, wie oben entwickelt wurde, ihre ſittliche Strenge, die Voranſtellung des unbedingten göttlichen Willens durch ſie, welcher die Kirche, ja folgerecht ſelbſt Chriſtum in den Hintergrund drängt, hatte abgeſehen von äußeren Umſtänden einigen mächtigen Zug dahin. Daher auch die Schrift deſſelben Arnauld gegen das häufige, todte Communiciren höher

zielte, was die Gegner wohl fühlten. — Daß die Prädeſtinationslehre der Grund von Port-Royal war, mußte es von allem anderen Kloſterleben, welches auf einer ſemi-pelagianiſchen Baſis ruht, beſtimmt unterſcheiden.

Auf Fontaines Frage, ob er eine Gelegenheit, Meſſe zu leſen, nicht benutzen würde, antwortete Sacy, nein, er würde die Macht Gottes in den Befehlen ſeiner Vorgeſetzten ehren; „es ſei gut, daß die Schwachen ſehen, man könne die Communion entbehren, wenn Gott ſichtbar dazu verpflichte, damit ſie nicht glauben, Alles ſei verloren, wenn die Gewaltthat der Menſchen ſie zu dieſem Übel verdamme."

Nirgends ſehen wir ſo deutlich, als in dieſem Punkte der ſcheinbar ſtärkſten Übereinſtimmung, wie ſehr ſich Port-Royal nicht blos vom Katholicismus der Jeſuiten, ſondern auch des Tridentinums innerlich losgelöſt hatte, nämlich von der Überkirchlichkeit und der Überſchätzung der Sacramente.

Zehntes Buch.

Die Port-Royal befreundeten Biſchöfe und der Kirchenfrieden.

Vier Biſchöfe waren mit der Sache Port-Royals genau verwachſen, gaben ihr Halt und den Angelegenheiten eine unerwartete Wendung. Dies ſind der uns ſchon bekannte Heinrich Arnauld, Biſchof von Angers, Nikolaus Choart de Bûzanval, Biſchof von Beauvais, Caulet, Biſchof von Pamiers in Languedoc, und Pavillon, Biſchof von Alet in den Gebirgen des benachbarten Rouſſillon.

Den alten Freund der Familie Arnauld, Godeau, Biſchof von Vence, vermiſſen wir unter ihnen, ob er ſich gleich nicht ganz entzog. (Siehe Beilage XXX.)

Der Biſchof von Beauvais.

Bis zum Jahre 1661 war der Biſchof von Beauvais der Einzige auf dem Plan, welcher der Verdammung Janſens ſich offen widerſetzte. Nikolaus Choart de Bûzanval war am 25. Juli 1611 in Paris geboren. Zumal von Seiten ſeiner Mutter ſtammte er aus einer durchaus parlamentariſchen Familie. Es eröffneten ſich ihm glänzende Ausſichten; in dem von ſeinem Urgroßvater Thibaut Baillet organiſirten Parlament der Bretagne erhielt er eine Rathsſtelle. Zwei Brüder ſeiner Mutter waren Biſchöfe von Beauvais geweſen. Auguſtin Potier, Biſchof von Beauvais, ſein Oheim nahm im Anfang der Regentſchaft An-

nas, der Wittwe Ludwigs XIII kurze Zeit die Stelle des erſten Miniſters ein. Nachdem er geſtürzt war, zog ſich auch der Neffe vom Hofe zurück und entſchloß ſich zum geiſtlichen Stand. Der Oheim legte zu Gunſten des Neffen ſein Bisthum in die Hände der Königin nieder; ohne dieſem ein Wort davon zu ſagen, ließ Potier de Novion, Präſident à mortier beim pariſer Parlament, in der Übertragungsurkunde ſeinem eigenen Sohne eine Penſion von 12,000 Livres aus den Einkünften des Bisthums auswerfen, welche ihm zeitlebens bezahlt werden mußte. Die beiden Großvicare der Diöceſe beſuchten ihn, unter dem Vorwand, ihm Glück zu wünſchen; allein ſie kamen in der Befürchtung, nur das Bisthum habe ihn zum Entſchluß gebracht, Prieſter zu werden. Sie gehörten zu den Eiferern für die ſtrenge Disciplin; ſie riethen ihm, nebſt der h. Schrift, Chryſoſtomus über das Prieſterthum und die Paſtoralſchrift von Gregor zu leſen. Dieſe Schriften machten tiefen Eindruck auf ihn; er glaubte dieſen Pflichten nicht genügen zu können, und wollte verzichten, ob er gleich ſchon 10,000 Thaler für die Bulle ausgegeben hatte. Jetzt erſt, als er ſeine erſte Berufung zum Prieſterthum als nichtig erkannte, drangen die Großvicare in ihn, das Bisthum anzunehmen, und es brauchte das ganze Gewicht ſeiner Beichtväter vom Oratorium dazu. So erhielt er den 8. Januar 1651, als am Todestag des Märtyrers Lucian, des Apoſtels und erſten Biſchofs von Beauvais, die Weihe als Biſchof.

Der Biſchof von Beauvais hatte auch alle weltliche Hoheitstitel über die Stadt. Der alten Sitte gemäß brachte er in der Abtei St. Lucian bei den Gräbern der Märtyrer die Nacht vor ſeinem Einzug zu. Den andern Morgen trat er in ſchlichtem prieſterlichen Gewande, baarfuß, den Weg an. An dem de l'hôtel-Dieu genannten Stadtthore wurde er von dem Bürgermeiſter [1]) und den Schöppen (echevins) empfangen, welche ihm die Schlüſſel dazu überreichten, wogegen er ihnen zu ſchwören hatte, ſie bei ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten. Sofort wurde er an das Thor der Altſtadt geführt, welches man Gloria-laus

1) Es wird von Nikolaus, wie von mehreren janſeniſtiſchen Pfarrern, erzählt, daß er nie eine Einladung zu Tiſch angenommen habe, außer am Feſte, welches der Bürgermeiſter am Tage ſeiner Wahl gab, nachdem er, vom Biſchof auf eine Tribune geführt, den Eid geleiſtet hatte.

nannte, wo ihn das Kapitel erwartete; auf einer Tribune wurde ihm das Evangelienbuch überreicht, auf welches er ſchwur, die Rechte ſeiner Kirche (und wohl des Kapitels) zu erhalten. Erſt nachdem er auch die im Evangelienbuche ſtehende Eidesformel unterſchrieben hatte, wurde er mit den biſchöflichen Gewändern bekleidet, empfing er Mitra und Biſchofsſtab aus der Hand des Dekans ſeines Kapitels und wurde in ſeine biſchöfliche Kirche eingeführt.

Dieſer erſte Tag in ſeiner biſchöflichen Stadt iſt uns der Schlüſſel zu ſeinem langen Widerſtande und zu dem langen harten Kampfe, welchen er gegen die Ariſtokratie ſeines Kapitels auszufechten hatte.

Es wird ihm als beſonderes Verdienſt angerechnet (wofür die Janſeniſten viel eiferten), daß er nie ein öffentliches Amt verkaufte, was damals der König und andere Große ganz gewöhnlich thaten. Die Würde des Grafen und Pairs, welche mit dem Biſthum verbunden war, hielt er für eine dem kirchlichen Berufe ſchädliche Laſt, da er dadurch nothwendig aus der Einfachheit und evangeliſchen Armuth gezogen werde, ſie ihn auch oft nöthige, mit den hauptſächlichſten Angehörigen ſeiner Diöceſe lange Proceſſe zu führen. Er begriff nicht, wie die Biſchöfe ſich Nachfolger der Apoſtel nennen könnten, ohne deren Armuth nachzuahmen. Andererſeits diente dieſe Würde zum Schutze der Pfarrer gegen den brutalen Adel. Ein Adeliger drohte dem Geiſtlichen mit Schlägen, wenn er in die Meſſe läuten laſſe, ehe er es ausdrücklich geboten habe. Als es doch geſchah, drang er von Bedienten, die mit Prügeln bewaffnet waren, begleitet in die Kirche, fand aber zu ſeinem Schrecken den Biſchof im Wege. — Einigemale legte er öffentliche Buße auf, da ſie ja vom Tridentinum geboten ſei. Er glaubte für ſeine Diöceſe nicht nur beten, ſondern, beſonders wenn es galt einem Ärgerniß zu ſteuern, auch durch ſtrenge Bußübungen an ſich ſelbſt den Zorn Gottes abwenden zu müſſen. Mit dem Parlament kam er in Zwieſpalt, weil er die Beerdigung eines Mannes auf geweihtem Boden verbot, welcher wiederholt an Oſtern nicht gebeichtet hatte. Ja er ließ einen ſolchen einmal wieder ausgraben und den Kirchhof neu weihen. — Dagegen gab er jährlich regelmäßig 27,000 Livres Almoſen. Im Winter ließ er

in Sälen des biſchöflichen Palaſtes große Feuer anzünden; die verſchiedenſten Handwerker arbeiteten darin, er katechiſirte ihre Kinder und blieb ſtundenlang bei ihnen. Zugleich ſchaffte er das Betteln ab, auch an den Stadtthoren und Kirchenthüren, errichtete auf ſeine Koſten und durch milde Beiträge eine große Armenanſtalt, welche die Armen zum Beſuch des für ſie angeordneten Unterrichts verpflichtet, einem Hoſpital für Alte, Waiſen und Vagabunden. Nebſt dem in Lyon iſt das in Beauvais das älteſte in Frankreich und Muſter der übrigen. Wie ſonſt, ſo beſuchte er die Kranken ohne Unterſchied in der Peſtzeit im Sommer 1668. „Da war er, wie Aaron, mitten unter den Todten und Lebendigen und hielt den Zorn Gottes auf.“ Als er erfuhr, daß ein Pfarrer von ſeiner Gemeinde flüchtig geworden war, ging er ſogleich hin und beſorgte die armen Kranken mit Troſt, Heilmitteln und Speiſe bis in die zerſtreuten Waldhütten. Er beichtete ſie, ertheilte ihnen die Sacramente und las Meſſe unter freiem Himmel. — Regelmäßig alle vierzehn Tage beſuchte er die Kranken in den Hoſpitälern und ſprach mit jedem Einzelnen. Jedermann hatte zu jeder Stunde Zutritt zu ihm, beſonders die Armen, als deren Hirten er ſich ſonderlich anſah. Er ſcheute keine Mühe, Streitigkeiten zu ſchlichten und Proceſſe durch Vergleiche beizulegen. — Die Gaſtfreundſchaft hielt er für eine beſonders biſchöfliche Tugend und der ärmſte Vicar war an ſeiner Tafel eben ſo gut aufgenommen, als der vornehmſte Mann.

So viel Sinn und Kenntniß er beſonders für Architektur hatte, ſo ließ er doch Alles beim Alten, ſo lange die lebendigen Tempel Gottes Noth litten. Um die ganze Diöceſe von Grund aufzubauen, gründete er ein muſterhaftes Seminar, ein Verdienſt der meiſten Port=Royal befreundeten Biſchöfe. Die Seminariſten hielt er als ſeine Söhne. Die Vorſteher dieſes Seminars haben durch ihre kirchliche Gelehrſamkeit und ihre Strenge unter den Janſeniſten einen großen Namen.

So ſtreng er ſonſt Reſidenz hielt, ſo ſuchte er doch durch ſeine perſönliche Gegenwart in Paris die Klerusverſammlung 1654 von der Lehre Auguſtins nachtheiligen Schritten zurückzuhalten. Zwar hatte er ſelbſt die Bulle von 1653 angenommen, aber ihr (unter 19. Sept.) eine mildere Deutung gegeben. Als

er ſah, wie bei der Verſammlung im Louvre (1654) die Biſchöfe von Sens und Commenges ſchwach wurden und daß die Hofluft, in welcher ſelbſt Petrus gefallen war, auch Biſchöfen ſehr gefährlich ſei, zog er ſich in ſeine Diöceſe zurück, „wie Johannes aus dem Saal des Kaiphas.“ Allein hier hatte die römiſche Partei ſeine Abweſenheit möglichſt benützt. Im Kapitel waren mehrere Moliniſten (Pelagianer), an ihrer Spitze ſtand der Dekan, der ſich ſeines Großoheims, des St. Franz von Sales, rühmte. Das Kapitel handelte, als ſtehe die Gemeinde unmittelbar unter ſeiner Gerichtsbarkeit, wurde von Rom in dieſer Anmaßung unterſtützt und ließ in Paris ſeine Beſcheide durch die öffentlichen Ausrufer verkaufen, während der Biſchof noch dort war; es erließ eigene Mandements, worin es zu unbedingter Unterſchrift des Formulars verpflichtete und wurde darin von der Klerusverſammlung und dem Staatsrath, wie der Biſchof in ſeinem Widerſpruch vom pariſer Parlament unterſtützt. Der Streit währte 16 Jahre bis zum allgemeinen Kirchenfrieden. Es kam im Kapitel ſelbſt zu Thätlichkeiten; unter der ausgeſtoßenen, der Einkünfte beraubten biſchöflich-auguſtiniſchen Minorität des Kapitels zeichnete ſich Hermant aus. (Siehe Beilage XXIX.)

Der Biſchof von Angers.

Der Erſte, welcher ſich im Kampfe gegen das Formular, gegen Rom, gegen König und Klerusverſammlung dem Biſchof von Beauvais anſchloß, war der von Angers, Heinrich Arnauld, Bruder d'Andillys, des Doctors Arnauld, der Mütter Angelica und Agnes, deſſen Leben wir ſchon im erſten Bande gegeben haben. — Er lebte ganz ſeiner Diöceſe; die Nähe der Reformirten, deren hohe Schule in Saumür war, machte es ihm ſehr wünſchenswerth, den Schein der Einigkeit der katholiſchen Kirche zu bewahren. Jährlich machte er zu Fuß eine Pilgerreiſe nach Notre-Dame des Ardilliers, um Chriſto und Maria die Beleidigungen abzubitten, welche dort und überhaupt innerhalb ſeiner Diöceſe die Reformirten ihnen anthäten. Beſonders nahm er ſich des Schulunterrichts an; er gab der Diöceſe den „Katechismus der drei Heinriche“, wie man ihn nannte, weil er für die Diöceſen von Luçon, Rochelle, Alet abgefaßt war, deren Biſchöfe dieſen Namen hatten[1]). Der

1) Catechisme ou doctrine chrétienne, imprimé par ordre des Nos-

Erzbiſchof von Rheims, Le Tellier, nahm ihn ſpäter auch an und die Janſeniſten ſchmeichelten ſich, er werde vielleicht der Katechismus für ganz Frankreich werden. Denn es brachte viel Übelſtände mit ſich, daß oft jeder neue Biſchof einen neuen, eigenen Katechismus mitbrachte. — Seine Humanität erfreute Jedermann, die Armen und Kranken waren der Hauptgegenſtand ſeiner Fürſorge. Dieſe beſuchte er jede Woche im Hoſpital; „die Armen, welche ſeine Treppe umlagerten, konnte man ſeine Garde nennen." Man ſagte, das beſte Mittel, eine Gnade von ihm zu erlangen, ſei, ihn beleidigt zu haben. Die Nonnen betrachtete er als den edelſten Theil ſeiner Heerde; er hatte ſich ſelbſt die Viſitation ihrer Klöſter vorbehalten, und als er ſtarb, war keine, welcher er nicht ſelbſt den Schleier gegeben hätte. (Dies ging Hand in Hand mit ſeiner Liebe zu Port=Royal.)

Mit den geiſtlichen Orden bekam er Streit bei der Gelegenheit, daß er den Geiſtlichen den Beſuch der Wirthshäuſer verbot. Die Geiſtlichen beichteten zum Theil Ordensbeichtigern, von welchen ſie für die Übertretung des biſchöflichen Verbots leicht abſolvirt wurden. Daher behielt er ſich den Fall ſelbſt vor, worüber die Orden lärmten. Da er aber die Erlaubniß der Orden, außerhalb ihrer Kirche Beichte zu hören, von ſeiner und der Pfarrer Erlaubniß abhängig machte und die Gläubigen verpflichtete, die Meſſe in ihrer Pfarrkirche zu hören, geſtützt auf die Kanones, ſo brach der Widerſtand der Orden offen aus. Er wurde aber von der Klerusverſammlung unterſtützt und ſelbſt Rom neigte mehr auf ſeine Seite (1659).

Dieſes hatte Arnauld wohl hauptſächlich ſeiner bisher beobachteten Parteiloſigkeit in den obſchwebenden Streitigkeiten zu danken. Noch 1660 ſchrieb er an den Doctor, ſeinen Bruder: Ich bin auch der Überzeugung, daß man nicht mit Recht zur Unterſchrift wegen eines Factums verpflichten kann. Aber man muß auch die Münze auf der anderen Seite anſehen. Muß ein Biſchof um eines Factums willen ſich allen möglichen äußerſten Gefahren ausſetzen und eine ganze Diöceſe verlaſſen, wo Gottes Gnade ihn einiges Gute wirken läßt? Ich ſtimme mit euch darüberein, daß ich damit glücklicher wäre, als ich verdiene; aber vorausgeſetzt, daß es einer von

seigneurs les evêques d'Angers, de la Rochelle et de Luçon pour l'usage de leurs diocèses. Paris, chez la veuve Dupuis, 1678 in 12.

den Fällen wäre, für welche die großen Biſchöfe des Alterthums ſich allen möglichen Gefahren ausgeſetzt haben. Die Frage iſt, ob dies einer von den Fällen iſt, in welchen man verpflichtet iſt, den weltlichen und geiſtlichen Gewalten bis aufs Äußerſte zu widerſtehen? — Ungefähr um dieſe Zeit ſchreibt der ganz weltliche Spötter Tallemant de Reaux: „Der Biſchof von Angers iſt ein eben ſo kalter Mann, als d'Andilly ein heißes Blut hat. Es giebt nichts Überlegteres; er hat Geiſt und Verſtand und iſt zu Unterhandlungen ſehr geſchickt. In einem Proceß mit ſeinem Kapitel, um einige Domherrn zu verpflichten, ihre Pfarreien aufzugeben, weil ſie nicht reſidiren konnten, wollte er nicht nach Paris zum Sollicitiren, um ſeinen Gegnern zu zeigen, daß nichts von der Reſidenz entbinde. Ich billige jedoch nicht, daß er in Angers ſo feſt gewachſen iſt, und ich täuſche mich, oder dieſer Mann hat mehr Ehrgeiz, als das ganze Haus Habsburg zuſammen. Sein Name nöthigt ihn, vorſichtig zu verfahren und den Verdacht des Janſenismus ſich nicht zuzuziehen. Er benimmt ſich klug und hat noch keine Blöße gegeben. Man ſpricht von ihm weder gut, noch übel."

Seit 1661 trat auch der Biſchof von Angers mit ſeinem Widerſpruch gegen unbedingte Unterſchrift des Factums in mehreren Briefen an König und Pabſt hervor. (Siehe Beilage XXX.) Obgleich Heinrich die Wahrheit und den Frieden nicht trennen wollte, in Allem eine gewiſſe Würde und feine Form beobachtete, blieb er feſt auf ſeiner Weigerung, obgleich der König ſich dadurch für perſönlich ſehr beleidigt erklärte. Der größte Theil ſeines Klerus reichte die unbedingte Unterſchrift für Glaubensnorm und Factum bei den weltlichen Behörden ein, da der Biſchof ſie nicht annahm. Auch beim neuen Erzbiſchof von Paris verwandte er ſich 1664 ſehr nachdrücklich für Port-Royal, indem er die Unhaltbarkeit des Verlangens einer Unterſchrift fürs Factum auf die Lehre von der foi humaine hin klar darſtellte: „Man verlangt von den Nonnen eine Unterſchrift. Jede Unterſchrift iſt gewißlich eine Sprache, ein Zeugniß, daß man etwas glaubt; ſie fragen nun ihrerſeits, welche Überzeugung, welchen Glauben man von ihnen verlange, ob „göttlichen Glauben?" — nein — „menſchlichen Glauben?" — ja — Aber man ſetzt ihnen nicht aus einander, was das ſei. — Iſt das ein menſchlicher Glaube, welcher eine innere Überzeugung

mit ſich führt oder eine rein äußerliche Unterwerfung? Eine innere Überzeugung kann man darüber nicht haben, ohne eine Verwegenheit zu begehen, da ja eingeſtanden iſt, daß der, welcher die Unterſchrift gebietet, ſich täuſchen kann. Ohne dieſe Überzeugung aber wäre die äußerliche Unterwerfung eine Lüge; denn eine Unterſchrift iſt eine Sprache, und man lügt, ſo oft man ſagt, man glaube eine Sache, welche man doch nicht glaubt.“ —

Der Biſchof von Pamiers.

Freunden und Feinden war der Anſchluß der Biſchöfe von Pamiers und von Alet an die Sache Port=Royals unerwartet, ja ihnen ſelbſt.

Stefan Franz von Caulet war in Toulouſe 1610 geboren, ſeine Familie war eine der erſten im Parlament, ſein Vater und ſein älteſter Bruder Präſidenten à mortier. In Paris, wo er als Abt von Foix ſtudirte, wurde er durch den ſchlichten Bernhard, der arme Prieſter genannt, den man, unter anderen Gaben die des Sehers zuſchrieb, erſchüttert. Er trat mit Olier und einigen Anderen zuſammen und ſtiftete mit ihnen das berühmte Seminar von St. Sülpice, deſſen theologiſche Schule aber ſich dem ascetiſchen Unabhängigkeitsſinn Port=Royals entgegenſetzte. Als er hier eine geſegnete Wirkſamkeit übte, verlangte die Königin Anna von ihm ſeine Abtei Foix; der junge Abt erklärte ſich bereit, entblößt ſeinem Heiland zu folgen, wie dieſer es am Kreuze auch geweſen war. Die Königin, in deren Hand er ſeine Abtei niederlegte, hatte ihn auf Vincents Rath ſchon zum biſchöflichen Stuhl von Pamiers beſtimmt, welcher durch Spondes[1]) Tod erledigt war. Im März 1644, im Alter von 34 Jahren, wurde er als Biſchof geweiht. Olier war beleidigt, daß Vincent ihm dieſen Mann entzog und daß dieſer ſich von ihm entfernte.

Der Zuſtand der Diöceſe erklärt, warum man einen jungen, thatenfreudigen Mann dazu gewählt hatte. „Die Ketzerei Calvins hatte in der Diöceſe furchtbare Verheerungen angerichtet. Die Religionnaires (Reformirten) hatten die Kirchen und Klöſter abgebrochen, Prieſter und Mönche ermordet, die Reliquien verbrannt, die heiligen Gefäße geplündert. Sie hatten ſich darin feſtgeſetzt

1) Dieſer hatte einen Auszug aus den Annalen von Baronius und eine unvollendete Fortſetzung derſelben geſchrieben.

und furchtbar gemacht, ungeſtraft plagten ſie die Katholiken. Sie hatten ſogar den vorigen Biſchof wiederholt vertrieben, der mit ſeinem Klerus in Foix hatte Sicherheit ſuchen müſſen. Auch das Geiſtliche war in großer Unordnung, das Volk in ſeiner Religion unbeſtändig, verband ſich manchmal mit den Miquelets und Räubern, welche es mit den Reformirten hielten[1]). Der Klerus war in kraſſer, ſkandalöſer Unwiſſenheit. Das Sittenverderben war allgemein und wenn noch eine Art von Frömmigkeit übrig war, ſo kam ſie auf vielerlei Aberglauben hinaus, welchen die Prieſter eingeführt hatten, lauter ungebildete Leute, aus der Hefe des Volks genommen. Denn nur ſolche Leute wurden Prieſter. Die Bürgerkriege und die beſtändige Verfolgung der Hugenotten hatten Sponde verhindert, an der Reform ſeiner Diöceſe zu arbeiten; er hatte ſich nur der Arbeit des Studirzimmers ergeben." — In dieſer Diöceſe arbeitete Caulet 36 Jahre. Nach dieſem Zuſtande müſſen auch ſeine Maßregeln beurtheilt werden.

Einen großen Theil des Jahres brachte er auf Viſitations-Reiſen zu. Überall hatte er vertraute Leute, die ihm alle Unordnungen der Geiſtlichen und der Laien meldeten, die öffentlichen Sünder ſtrafte er öffentlich, die verhärteten durch Excommunication ohne Unterſchied des Ranges. Die Abſolution wollte er verſchoben wiſſen, auch um Oſtern, bis ſich Früchte der Buße zeigten. Mit den Reformirten wetteiferte er in ſtrenger Sonntagsfeier. Während bisher viele Reformirte in der Stadt geweſen waren, erlangte er gegen ſie vom Staatsrath das Verbot, darin zu übernachten. Nur Eine reformirte Familie durfte bleiben, weil ſie bei der zweiten Einnahme der Stadt durch die Proteſtanten dem vorigen Biſchof zur Flucht hülfreich geweſen war. Er nahm ihnen auch ihr Bethaus (prêche), bei welcher Gelegenheit eine Proteſtantin auf ihn feuern wollte. — Der Biſchof von Pamiers theilte ſich mit dem König in die Oberhoheit der Stadt, jeder hatte ſeinen Viguier, welche abwechſelnd je ein Jahr ihr Amt ausübten. Das Parlament ertheilte ihm das Recht, daß er ſeinen Großvicar und das Kapitel einen Deputirten in die Verſammlungen der Stadtgemeinde

1) Es braucht kaum beſonders erinnert zu werden, daß dieſe Berichte das Verdienſt der janſeniſtiſchen Biſchöfe den Reformirten gegenüber einſeitig herausheben.

ſchicken durften, welche großen Einfluß übten[1]). So war die Polizei ganz in ſeiner Hand. Für die Schulen that er viel, wie alle janſeniſtiſchen Biſchöfe; ſeine Schweſter, Frau von Mirepoix, eine Wittwe, ſtand dem nach dem Muſter von Alet gegründeten Verein der Schullehrerinnen vor, bis ſie ſich darin ihrer Tochter gehorſam unterſtellte.

Sein Einkommen belief ſich auf 24,000 Livres, wovon 6000 für ſein Hausweſen aufgingen, das Übrige verwandte er auf das Seminar, auf die Armen und Herſtellung der Kirchen. Sein Hausweſen glich einem Kloſter, ſowohl am Tiſche der Dienſtboten als der Geiſtlichen wurde während des Eſſens aus dem N. Teſtament vorgeleſen. Sein Kapitel, welches Regular-Domherrn vom Orden Auguſtins waren, nöthigte er, wieder in kanoniſcher Gemeinſchaft zu leben. Er wollte, ſie ſollten ganz in Gemeinſchaft mit ihrem Biſchof, aber ihm als ſolchem unterthan leben und die Eigenſchaft der Mönche und Geiſtlichen gewiſſenhaft vereinigen. Man ſtudirte außer der h. Schrift und den Vätern beſonders die Kirchen-Geſchichte und die Acten der mailänder Kirche von St. Karl Borromeo. Die Domherrn arbeiteten wieder im Garten und fegten das Haus. Auf die Pflichten des Chors legte er großen Werth; er ſagte ihnen: Wir müſſen betrachten, daß wir mit einem Gott von unendlicher Majeſtät zum Heil der ganzen Welt Gebete ſprechen, welche vom Himmel herab gekommen ſind. — Er tadelte es, daß ſeine Mutter einmal in ſeiner Abweſenheit in das Haus gekommen war. Er hielt ſelbſt das ſtrengſte Stillſchweigen von dem Abendgebet bis nach der Morgenmeſſe.

Schwieriger war es, die Abtei oder Collegiale von Foix zu reformiren. Die Unordnung war in Folge der Zerſtörung der gemeinſamen Wohnung durch die Reformirten eingeriſſen.

Der Biſchof führte auch hier die Reform der Congregation von Frankreich ein[2]). Die alten Domherrn ſollen ſo erboßt über

1) Alle dieſe Anſtalten ſind uns um ſo wichtiger, als ſie gewiß beſonders die Unterdrückung der Reformirten mit im Auge hatten.

2) Zuerſt war die Reform unter den Regular-Domherrn in Languedoc in der Diöceſe Perigueux in der Abtei von Chancelade unter dem Abt Alain de Solminiac, dem ſpätern Biſchof von Cahors, einem Janſeniſten, durchgedrungen. Mehrere Abteien waren von hier aus reformirt worden. Zu gleicher Zeit reformirte der Cardinal de la Rochefoucauld die Abtei St. Genovefa in Paris, von wo aus ſich die Reform über viele Häuſer verbreitete. Dieſe alle zuſammen wurden als Congregation de France dem Abt von Sta.

die Reform geweſen ſein, daß ſie den fremden Domherrn einmal Gift ins Eſſen warfen, woran jedoch nur einer ſtarb, da ein Kapuziner ſogleich mit einem Gegengift zur Hand war.

Als Mann von St. Sulpice war Caulet urſprünglich gegen Port-Royal.] Er war als Abbe Caulet unter den Zeugen gegen St. Cyran aufgetreten. Das Erſte, worin er, wie viele andere Nichtjanſeniſten, gemeinſchaftliche Sache mit den Theologen von Port-Royal machte, war ſeine Erklärung gegen die Apologie der Jeſuiten-Moral. Er ſuchte anfangs ſeinen Amtsbruder in Alet für das Formular zu gewinnen. Biſchöfe, St. Sulpice, St. Lazare, St. Nicolas-du-Chardonnet, das Haus für auswärtige Miſſion, alle alten Bekannten beſtürmten ihn, beim Biſchof von Alet Alles anzuwenden, um ihn zu gewinnen. Aber dieſer gewann ihn für den Widerſtand.

Dadurch zog er ſich Feindſeligkeiten namentlich von Seiten der Jeſuiten in ſeiner Diöceſe zu, welche beſonders ſeine Grundſätze über Buße und Abſolution auf der Kanzel anfochten. Ein Jeſuite, Namens Pascal, ſagte in einer Predigt, da Gott im A. Teſtament den Böſen habe machen wollen, hätte er beinahe Alles verdorben und das Volk von ſeinem Gehorſam entfernt. Aber Moſes, der ſanfteſte Menſch, habe ſie in ſeinem Dienſte zurückgehalten; daher haben ſie zu Moſe geſagt, er ſolle mit ihnen ſprechen, nicht der Herr. Der Biſchof ſah ſich endlich genöthigt, den Jeſuiten das Beichthören zu verbieten und über drei derſelben die Excommunication auszuſprechen. Überhaupt gab er nur wenigen Ordensgliedern Erlaubniß zum Beichtehören; auch den Kapuzinern mußte er es ganz niederlegen, er erlaubte ihnen aber das Predigen und ließ ſie nicht darben. „Man weiß, daß die Haupturſache der ſchlaffen Nachgiebigkeit der Bettelorden in der Seelſorge das zeitliche Intereſſe iſt und ihre Abhängigkeit von den Almoſen ihrer Beichtkinder, um zu leben."

So ſtreng einfach er lebte, ſo vermied er doch mönchiſche Übertreibung, da er das Allen gegebene Vorbild Chriſti befolgen wollte. Er nahm ſich Franz von Sales zu Beiſpiel; ſeine Sanft-

Genovefa unterſtellt. Die Congregation von Chancelade wurde aufgelöſt und mit jener vereinigt, damit die Regular-Domherrn in Frankreich Eine Congregation bildeten. Die Biſchöfe, welche Mitglieder dieſer Congregation in ihre Diöceſen ſich erbeten hatten, kamen zum Theil in große Verlegenheit, weil dieſe ihre dem Formular geleiſtete Unterſchrift widerriefen.

muth galt für unwiderſtehlich. Gott bewahre uns vor der Sanftmuth des Biſchofs, ſagten ſeine Gegner, ihrer ſiegreichen Überzeugungsmacht ausweichend. Wie von St. Cyran wird bei ihm als charakteriſtiſch hervorgehoben, daß er in einer beſtändigen Gegenwart Gottes lebte.

Der Biſchof von Alet.

Wie der Biſchof von Pamiers in der ſpäteren Sache der Regale, ſo ſtand der Biſchof von Alet in der Sache des Formulars und Port-Royals als Vorkämpfer voran. Er iſt der vollkommene Typus eines janſeniſtiſchen, eines Biſchofs nach dem Sinne Port-Royals, den es ſich auch unter Zehntauſenden heraus als ſeinen Biſchof ausgewählt hatte, ſeit ſein natürlicher Biſchof, der von Paris, alle väterliche Geſinnung verleugnet hatte. Wie die Biographien nicht nur der Nonnen, ſondern auch der Freunde von Port-Royal ſich bis auf einen gewiſſen Grad wiederholen, ſo auch dieſes Leben der vier janſeniſtiſchen Biſchöfe. Der Verfaſſer ihrer Biographien macht die Leſer im Vorwort auf eine gewiſſe Monotonie ganz ähnlicher Dinge bereit: „Da wird immer bußfertiges Leben ſein, Eifer für das Heil der Seelen, gutes Regiment der Diöceſe, Mildthätigkeit gegen die Armen, Liebe zur Einfalt, zur Armuth und Mäßigkeit, immer Synoden, biſchöfliche Viſitationen, Miſſionen." — Aber am Urſprünglichſten, Ausgebildetſten finden wir es bei dem Biſchofe von Alet, welcher in ſeiner Thalſchlucht nur der Bibel, den Vätern und vor Allem ſeinem Amte lebt. Er iſt das Gegentheil des „Hofbiſchofs," wie ihn eine Schrift jener Zeit nach dem Leben ſchildert.

Auch Nikolaus Pavillon war aus einer parlamentariſchen Familie in Paris. Er iſt geboren 1597. Seine Mutter war eine eifrige Gehülfin der Madame Fouquet in Pflege der Kranken. Früh fühlte er ſeinen Beruf, den Armen das Evangelium zu predigen. Da er nicht in eine Congregation eintreten wollte, benützte ihn Vincent, den Verſammlungen zu wohlthätigen Zwecken in den Pfarreien zu Paris, den Samstags-Verſammlungen der Geiſtlichen in St. Lazar vorzuſtehen. D'Andilly verbreitete den Ruhm ſeiner Predigten in der hohen Welt und führte ihm ſeine Freundinnen zu. Auch war er nicht ohne Einfluß dabei, daß Richelieu ihn zum Biſchof von Alet ernannte. Durch Vermittelung der Herzogin

von Aiguillon erhob d'Andilly dieſes Licht auf den Leuchter. Pavillon nahm es ſchwer, dieſen Beruf anzunehmen. Aber Vincent ſprach: „Ich werde mich am Tage des Gerichtes gegen dich erheben mit den Seelen der Diöceſe Alet, welche aus Mangel an Unterricht zu Grunde gehen werden, weil du dich geweigert haſt, ihnen denſelben zu ertheilen." Darauf hin ergab ſich Pavillons Beſcheidenheit. Der Biſchof erzählte ſpäter Conti lachend, als er dem Cardinal-Miniſter dieſen ſeinen Entſchluß mitgetheilt habe, habe dieſer ſcherzend geſagt: Ich wußte wohl, daß Gott Ihnen Dieſes inſpiriren würde. Nachdem nun die ſchwere Anfechtung, ob er auch wirklich Beruf dazu habe, durchgerungen war, fühlte er ſich unerſchütterlich feſt darin. Da aber der pariſer und der römiſche Hof geſpannt waren, wurde ſeine wirkliche Beſtallung zwei Jahre hinausgezogen.

Endlich im Sommer 1639 erhielt er die Weihe als Biſchof. Alet liegt in einem engen Gebirgsthal der Pyrenäen, welches ſtreckenweiſe nur dem Bache und einem ſchmalen Wege Raum läßt. Er nannte ſich einen Dorfbiſchof. Das iſt der Ort meiner Ruhe für immer! rief er, als er es erblickte. Johann XXII hatte aus den Einkünften der reichen Benedictiner-Abtei die Bisthümer Alet, Mirepoix und St. Papoul gegründet. Alles war in tiefen Zerfall. Die alte Kathedrale war durch die Reformirten verbrannt, das Schiff der neuen war nicht einmal gepflaſtert, er wollte keine Koſten darauf verwenden, ſo lange es noch Arme gebe.

„Des Geiſtlichen hatte ſich ſeit undenklicher Zeit kein Biſchof angenommen. Seit ungefähr 100 Jahren war dieſes Bisthum von fünf oder ſechs Prälaten, worunter drei vom Hauſe Joyeuſe, als Präbende beſeſſen worden. Erſt nach 1622 war Polverel, ein Adeliger aus der Auvergne, dazu ernannt worden, er ſtarb aber, ehe er ſeine Bullen erhalten hatte. Sein Bruder, dazumal Rittmeiſter, ein Menſch ohne Sitten und Talente, ließ es ſich beifallen, das Bisthum als Belohnung für ſeine Verdienſte zu verlangen. Er erhielt und behielt es bis zu ſeinem Tode 1637. Er verſtand ſo wenig Latein, daß, als ihn einmal zwei Kartheuſer in lateiniſcher Sprache anredeten, er meinte, es ſei Spaniſch und einen deſſen Kundigen als Dolmetſcher rufen ließ. Mit den Einkünften des Bisthums kaufte er ſich einige Hofämter. Wenn er nicht bei Hof war, reſidirte er zu Cornavel, wo er eine Frau unterhielt,

welche zwei öffentlich anerkannte Kinder von ihm hatte, welchen er die beſten Pfründen gab. Einige ſchenkte er ſeiner Nichte, welche die Einkünfte bezog und Amtsverweſer bezahlte. — Der Klerus lebte nach dem Beiſpiel des Biſchofs."

Pavillon verlegte ſeinen Aufenthalt ſogleich wieder nach Alet und ließ ſich die geiſtige Hebung ſeiner Pfarrer ſehr angelegen ſein. Er predigte ſonntäglich, und eigentlich nicht nur in Einer Kirche, ſondern in allen Kirchen der Diöceſe. Er ſandte nämlich den Geiſtlichen Themate zur Beantwortung, ſie brachten dieſe zu einer Conferenz[1]), wo ihnen die Ausführung des Themas durch den Biſchof mitgetheilt wurde. Dieſe theilten ſie ſofort ihren Gemeinden mit, ſo daß an jedem Sonn- und Feſttag Daſſelbe zu derſelben Stunde in allen Kirchen gepredigt wurde. Im Anfang behandelte man beſonders den Aufſchub der Abſolution.

Nachdem der Pfarrer den Gegenſtand unter der Form von Frage und Antwort wiederholt erläutert hatte, rief er die Erwachſenen, Adelige, Magiſtratsperſonen, geringe Leute auf, um die Fragen ſelbſt zu beantworten. — Jährlich nach den Viſitationen verſammelte er alle Geiſtliche zu einer Synode, wo die Bedürfniſſe der Gemeinden beſprochen und die Geiſtlichen über wichtigere Pflichten, über ſchwierige Beichtfälle belehrt und ermahnt wurden. Bei den Viſitationen wurde öffentlich die Amtsführung des Geiſtlichen unterſucht und den ärgerlichen Sündern mit Feierlichkeit ihre Buße aufgelegt, dem Adel ſo gut als dem gemeinen Mann. Für öffentliche Sünden war öffentliche Buße an der Ordnung; ſogar einige Ärgerniß gebende Geiſtliche mußten öffentlich Buße thun. Wer ſich nach drei Mahnungen dieſer Zucht nicht unterwarf, dem wurde unter Strafe der Excommunication und des Interdicts verboten, eine Kirche zu betreten. Seine väterliche Güte machte den Sündern aber Muth, die bitteren Heilmittel für ihre Seelen zu beobachten. Des-Lions ſchreibt, ſeine Excommunicationen ſeien gefürchtet geweſen, ſeit Einige daran, das heißt wohl, ohne davon entbunden zu werden, geſtorben waren. Öfters warfen ſich die Verbrecher reumüthig nieder und flehten Gott und die Brüder um Verzeihung[2]). — Er ſelbſt hielt bei der Viſitation

1) Er hatte zu dieſem Ende die 110 Pfarreien ſeiner Diöceſe in ſechs Kantone eingetheilt.

2) Wenn ein der biſchöflichen Beicht-Gerichtsbarkeit vorbehaltener Fall ihm ſchwierig erſchien, ſo beſtimmte er die Buße erſt nach Anhörung ſeines

eine Rede, welche dann im Patois nachgeſprochen wurde. Damit die Viſitation auch in dieſer Beziehung für die Gemeinden ein Segen würde, brachte er immer einige Prediger dazu mit.

Nach und nach (ſeit 1658) ſammelten ſich namhafte, tüchtige Geiſtliche aus anderen Diöceſen, wo ſie vielleicht durch den Vorwurf des Janſenismus vertrieben waren, um ihn. Mit ihrer Hülfe veranſtaltete er Miſſionen. Nachdem durch Gebete und Ermahnungen die betreffenden Gemeinden von ihren Geiſtlichen vorbereitet waren, brachen an Einem Morgen etwa 40 Geiſtliche mit ihm auf, welche ſich, in der Regel je zwei zuſammen in Eine Gemeinde, alle in denſelben Kanton begaben, in deſſen Mittelpunkt der Biſchof ſich verfügte. Jede Familie verſammelte ſich zu der ihr beſtimmten Stunde mit Kindern und Dienſtboten. Nach einem kurzen Gebet beſprach man ſich näher über ihre Verhältniſſe und ſuchte zum Frieden und guter Ordnung beizutragen[1]). Um das Betteln zu verhindern, vertheilte man Werkzeuge, und um der Unſittlichkeit vorzubeugen, ſuchte man armen Mädchen, die oft ſchon lange verlobt waren, welchen es aber oft nur an einem Kleidungs- oder Hausrathsſtück fehlte, um ſich zu verheirathen, zu helfen, indem man ihnen etwa eine Piſtole (zehn Franks) ſchenkte[2]). Die Leute baten um Schlichtung von Streitigkeiten, in öffentlichen wie in Privat-Angelegenheiten bat man um ſeinen Rath. — Weniger ſcheint man es bei dieſen Miſſionen, unter welcher Form er auch das Jubileum ertheilte, auf viele Communionen abgeſehen zu haben, wie dies die Zöglinge von St. Lazar häufig trieben. Er empfahl den Geiſtlichen, nie ein Sacrament zu ertheilen, auch nicht den Kranken, ohne deſſen Weſen und Wirkungen und die zum Empfangen deſſelben nöthige Seelenverfaſſung erklärt zu haben.

Raths. Der Pfarrer hatte dem Sünder am Sonntage vor verſammeltem Volke die Sentenz zu veröffentlichen. Weigerte er ſich, ſich zu unterwerfen, ſo folgte die Excommunication. Dieſe ſprach er nie aus, ohne für die Bekehrung des Sünders mit ſeinen Hausgeiſtlichen gebetet und gefaſtet zu haben. —

1) Eine der gewöhnlichſten Unordnungen war, daß erwachſene Kinder beiderlei Geſchlechts aus Mangel an Betten beiſammen oder mit ihren Eltern ſchliefen. Der Biſchof ließ den Armen 400 Bettdecken leihen, damit ſie weder verkauft, noch von den Gläubigern oder Steuereintreibern genommen würden.

2) Er ſuchte das Einholen der Diſpenſen von Verwandtſchaft in Rom bei Heirathen zu hintertreiben; er ſagte, die Kirche habe die Heirathshinderniſſe nicht zum Geſetz gemacht, um die Gläubigen zu veranlaſſen, ihr Geld nach Rom zu tragen.

Um aber bleibenden Nutzen in den Gemeinden zu ſtiften, mußte er darauf bedacht ſein, einen guten Klerus ſelbſt von Anfang heranzuziehen. Unter beſonderer Aufſicht und Leitung der Landgeiſtlichen lebten fromme junge Leute in ihrer Heimath, welche der Biſchof bei ſeinen Viſitationen näher kennen zu lernen ſuchte. Im achtzehnten Jahre wurden die Wohlgerathenen ins Seminar einberufen, wo er ſelbſt ihre Frömmigkeit zu fördern ſuchte. Sie lernten Latein und die zum Schulhalten nöthigen Kenntniſſe. Sodann wurden ſie als Schullehrer ausgeſchickt und immer die ſchwächeren den zuverläſſigſten Geiſtlichen übergeben. So wurden die alten ſchlechten Schulmeiſter bei Seite geſchafft. Nach zwei, drei, vier Jahren wurden ſie wieder ins Seminar einberufen und auf die Tonſur vorbereitet. Der Biſchof wollte keine unnützlichen Kenntniſſe bei ihnen, ſie ſollten vom Worte Gottes erfüllt ſein und die Geſetze der Kirche kennen. Er ſelbſt war erſt als Biſchof durch das Leſen Auguſtins von laxen Grundſätzen über Beichtmoral zurückgekommen. Scholaſtik wollte er keine, ſondern eine „Wiſſenſchaft des Herzens."

Den Abend vor ihrem Abgang auf ein geiſtliches Amt wußten ſie oft noch nicht wohin? Sie erhielten am Morgen die Ordination und erfuhren zugleich ihren Beſtimmungsort, an welchen ſie binnen weniger Tage abzugehen hatten. Er ordinirte nur ſo viele, als für Beſetzung der erledigten Stellen nöthig waren. Sich um irgend eine Stelle bewerben, war das ſicherſte Mittel, ſie nicht zu erhalten. Er wachte eiferſüchtig darüber, daß es ihm frei ſtehe, auf jede Stelle den Paſſendſten zu ſenden. Die Geiſtlichen ſelbſt lernten ſich und ihre Stellen als ſtets zur Verfügung des Biſchofs ſtehend betrachten. Man ſah betagte Pfarrer, welche die Stelle eines Domherrn einnahmen, welcher in ihre Stelle eintrat. Einmal war der Biſchof in Verlegenheit, wie er eine Stelle, welche noch geiſtiger Neubruch war, aber eine mittelmäßige Beſoldung hatte, beſetzen ſollte. Er ließ einen Pfarrer, zu welchem er Vertrauen hatte, von ſeiner beträchtlichen Pfarre rufen, um mit ihm zu berathen. Er ſagte: Ich habe wohl Männer, welche das angefangene Gute fortſetzen könnten; aber ich ſehe keinen, der tauglich wäre, es zu pflanzen. Dazu brauchte ich einen Mann wie Sie. — Da der Biſchof dieſes wiederholte, ſah ihn der Pfarrer fragend an und ſagte: Iſt das Ihr Ernſt, was Sie ſagen? — Ja, es iſt mein

Ernſt, erwiderte der Biſchof, aber ich wage nicht, Ihnen vorzuſchlagen, eine Pfarrei wie die Ihrige zu verlaſſen, um Sie auf eine ſo arme, unbequeme zu ſchicken. — Wie, glauben Sie, daß ich Ihre Belehrungen vergeſſen habe? antwortete der Pfarrer; entſcheiden Sie und ich gehorche ſogleich. — So gehen Sie denn hin, mein theurer Bruder, ſprach der Biſchof, indem er ihn zärtlich umarmte, mit ſolcher Geſinnung heiligen Sie ſich und retten Sie Diejenigen, welche Ihre Belehrung empfangen! — Der Pfarrer überlebte den Biſchof. Als man deſſen Nachfolger einmal fragte, ob er nicht einen alten Reſt von Janſenismus in ſeiner Diöceſe gefunden habe, nannte er dieſen alten Pfarrer und ſagte: Das ſind die Reſte des Janſenismus von Pavillon, welche ich theuer bewahre und die mein Troſt in meinem Amte ſind.

Noch war für das verwahrloſte weibliche Geſchlecht zu ſorgen. Eine Wittwe, Madame de Bonnecaire, ließ ſich zuerſt bereit finden, Mädchen und Weiber unter ſeiner Anleitung zu unterrichten. Ein Fräulein von Montazels hatte Luſt, Nonne zu werden, die Mutter holte den Rath des Biſchofs darüber ein [1]). Dieſer ſtellte ihr vor, ihre nächſte Pflicht ſei, für die Seelen in dem ihnen gehörigen Dorfe zu ſorgen. Die Tochter ließ ſich mit Freuden bereit finden, eine Schule für Mädchen zu errichten. Dies fand um ſo mehr Widerſpruch, als man eine ſo niedrige Beſchäftigung für mit ihrem Stande ſtreitend hielt, beſonders waren die Kapuziner dagegen und ſpotteten darüber. Einer ſagte, am Tage des Gerichtes werde er ſich gegen ſie erheben, daß ſie nicht dieſes geringe Geſchäft aufgegeben und Nonne geworden ſei. —

Nun meldeten ſich zehn, zwölf, zumal meiſtens Adelige, um zu dieſem Beruf eingeleitet zu werden. Die meiſten blieben je ihrer zwei etwa neun Monate des Jahres an ihren Dorfſchulen und ſammelten ſich dann um die fromme Wittwe in Alet und um Diejenigen, die ſtets bei ihr warteten, wo es eine Lücke auszufüllen gäbe. Außer der Wochenſchule und Katechismuserklärung verſammelten ſie Sonntag Mittags Weiber und erwachſene Mädchen

1) Auch in einem andern Fall war er gegen den Eintritt ins Kloſter, wenigſtens ohne vorhergegangene Erprobung; die angeſeheneren Familien hatten die Sitte, wenn eine Tochter ſich verging, dieſelbe ſogleich in ein Kloſter zu thun.

der Kirchſpiele um ſich, welche ſie über die Pflichten ihres Standes und über die nöthige Verfaſſung zum Empfangen der Sacramente belehrten. „Dabei hielten ſie ſtets das ihnen vom Biſchof mitgetheilte Papier in der Hand, um zu zeigen, daß ſie nichts von ſich ſelbſt ſagten, was nicht verhinderte, daß ſie ſich über das Moraliſche weiter verbreiteten; aber im Dogma durften ſie ſich von dem ſchriftlich Mitgetheilten nicht entfernen.“ Auch in weiblichen Arbeiten gaben ſie Unterricht.

Sie trugen ein beſcheidenes weltliches Gewand. Diejenigen, welche gewöhnlich in Alet waren, hatten eine eigene Wohnung und Ordnungen, welche größtentheils aus den Conſtitutionen von Port-Royal genommen waren, für welches ſie gegen Lancelot große Theilnahme bezeugten. Jedoch hatten ſie nur die Gelübde der Taufe, keine Clauſur[1]); ſie beſuchten den Gottesdienſt der Pfarrkirche und durften auch nicht von Mönchen Beſuche annehmen. Er ließ ihre Vereinigung nicht als Corporation anerkennen; er ſagte, die Corporationen arten immer aus, man müſſe das gegenwärtige Gute thun und die Zukunft der Vorſehung anheim ſtellen. Überdies fand er es weder Recht, einem Nachfolger Jungfrauen aufzubürden, welche dem wahren Heil der Diöceſe vielleicht nicht nützlich wären, noch fromme Jungfrauen zu verpflichten, einem Biſchof zu dienen, der keine guten Abſichten hätte[2]).

Dieſe Anſtalt der régentes verbreitete ſich von Alet aus nach Pamiers und nach Toulouſe, wo ſie ſich aber als eigentliche Cor-

1) Auch die auf dem Lande durften weder von Geiſtlichen in ihrem Hauſe beſucht werden, noch ihn beſuchen; nicht einmal unter der Hausthüre ſollten ſie zuſammen ſtehen, alle Gelegenheit zu Vertraulichkeit war abgeſchnitten. Hat die régente dem Pfarrer etwas Dringendes zu ſagen, ſo bittet ſie ihn in die Kirche, wo er mit dem Schulmeiſter, ſie mit einem anſtändigen Weibe als Zeugen zu erſcheinen hat.

2) Choiſy erzählt in ſeiner Kirchengeſchichte, daß 1667 eine reiche Wittwe, Frau von Leſtonac, Marquiſe von Monferrand in Bordeaux die Congregation der h. Jungfrau gegründet habe, wobei der Unterricht der Mädchen ein Hauptgelübde war. „Derſelbe war damals von den Katholiken ſehr vernachläſſigt, welche ihre Töchter oft in die Schulen der Calviniſten ſchickten, wo ſie über die Religion ſchlechte Eindrücke erhielten.“ Dieſe Congregation war an die Jeſuiten gekettet, deren Inſtitut ſie nachahmen ſollten. Während der Wetteifer mit den Calviniſten die katholiſchen Mädchenſchulen erzeugte, waren die katholiſchen Volksknabenſchulen zum Theil ſelbſt wieder ein Nachbild jener Schulen. — Wir ſehen, wie unſer Prälat zu den Erſten gehörte, welche dieſem Bedürfniß entſprachen, ſo entlegen auch ſein Bisthum war.

poration geſtaltete und das Inſtitut der Kindheit Jeſu bildete, welches allerlei Verfolgungen und Verirrungen erlebte[1]).

Der Biſchof war der unmittelbare Beichtvater dieſer régentes. Lancelot ſagt: „Er hört mit vieler Liebe die Perſonen, welche ihn um Rath zu fragen kommen, und giebt ihnen Beſcheid über Alles, was ſie ihm zu ſagen haben. Diejenigen aber, welche unter ſeiner beichtväterlichen Leitung ſtehen, gewöhnt er, ſich in ihren gewöhnlichen Bedürfniſſen lieber an Gott zu wenden, als an Menſchen, um keine Gelegenheit zu unnützen Unterhaltungen und zum Verluſt der Zeit zu geben, da er will, daß man dieſe ſehr zu Rath halte. Kurz er hat ganz den Grundſatz St. Cyrans, die Seelen zu Chriſto zu führen, nach dem Beiſpiele St. Johannis, ohne zu dulden, daß ſie ſich an uns hängen, und ſie in der Kraft Gottes ſtark zu machen, ohne ſie daran zu gewöhnen, ſich auf einen fleiſchernen Arm zu ſtützen und ſich ſelbſt weich zu ſein, indem ſie ihren Gewiſſensrath zu menſchlich anſehen: So hält er es beſonders mit den régentes. Sein Beſcheid für Andere beſteht in der Regel nur in wenigen Worten, denn er ſagt, da der Himmelsweg eng ſei und mehr von der Gnade als von der Unterhaltung abhänge, ſo müſſe man dieſen Weg mit wenigen Worten lehren, weil es ſchwer iſt, viel davon zu ſprechen, ohne dabei Fehler zu begehen. Da man alsbald ſieht, daß er ſich in Gott ſammelt (rentre en Dieu), um ihm das Bedürfniß der Seelen vorzuſtellen, ſo erhebt er ſie mit ſich, ſelbſt wenn er nicht ſpricht. Und was er ſo ſagt, macht mehr Eindruck auf die Herzen, als lange Unterhaltungen."

Bald nach ſeiner Ankunft fand er bei ſeinen Krankenbeſuchen einen Todtkranken auf Stroh liegend. Er befahl ſeinem Ökonomen, ihm eine Matratze zu ſchicken. Da dieſer ſich entſchuldigte, daß deren kaum genug für die Hausgenoſſen da ſeien,

1) Für dieſe 1662 mit Marcas Zuſtimmung in Toulouſe unter dem Namen der Filles de l'enfance de J. Christ geſtiftete Congregation ſchrieb Arnauld 1688 die Schutzſchrift l'Innocence opprimée par la calomnie. Der Stifter Ciron war den Jeſuiten ſchon ein Dorn im Auge. Die Jeſuiten, gewöhnt ſolche Congregationen zu leiten, ſahen ſich davon ausgeſchloſſen durch die Regel, daß ſie nur Weltprieſter, welche ihnen vom Biſchof gegeben würden, zu Beichtvätern haben ſollten. Die Congregation ſtellte ſich die Aufgabe, Jungfrauen, welche ſich weder zur Ehe, noch zum Kloſter berufen fühlten, zu ſammeln, um Mädchen zu erziehen, übergetretenen Proteſtantinnen ein Obdach und Unterricht zu geben, Armen- und Krankenpflege zu Hauſe und in Hoſpitälern, ſelbſt in Peſtfällen zu üben. Die Congregation wurde auf Anſtiften der Jeſuiten unterdrückt.

befahl der Biſchof, die aus ſeinem Bette dem Kranken zu bringen. Die 40,000 Thaler, welche ſeine Familie ihm als ſein ganzes Vermögen gab, opferte er beinahe vollkommen in Einem theuren Jahre. Als in Toulouſe die Peſt wüthete, nahm er den Diamanten, welchen er von ſeiner Mutter geerbt hatte, aus der Monſtranz und ſchickte ihn dahin. Als eine verheerende Krankheit in ſeiner eigenen Diöceſe einige Orte ergriff, ſo begab er ſich dahin und ſuchte die Kranken bis in die Sennhütten auf, obgleich die Bürger von Alet murrten, er werde bei ſeiner Rückkehr den Tod in ihre Mauern bringen. In St. Paul wüthete die Krankheit am ärgſten; über die Hälfte der Bevölkerung wurde weggerafft. Ein Domherr, de Montredon, beſuchte allein noch die Kranken; als es ſo arg wurde, daß man dieſe nicht mehr auf den öffentlichen Platz tragen konnte, ja die Häuſer nicht mehr aufgemacht wurden, worin ſie lagen, ſo ſtieg er an einer Leiter an die Fenſter, brachte ihnen Nahrung, Hülfe, Troſt und die Sacramente, auch als er ſich ſchon ſelbſt davon ergriffen fühlte. Als er ſich ſterbend fühlte, feierte er das h. Abendmahl, communicirte und ertheilte ſich die letzte Ölung. Er war der Letzte, welcher an der Seuche ſtarb. Die Wiedergeneſenen begleiteten ihn mit vielen Thränen ans Grab.

Wenn er eine Reiſe zu machen hatte, ſo predigte, katechiſirte der Biſchof das Volk auf ſeinem Wege, gab Privatbelehrungen, theilte kleine Schriften aus, „welche er für nützlicher hielt, als Medaillen, Bilder und Roſenkränze, welche nicht belehren." Die Verbindungswege waren zum Theil lebensgefährlich. Einmal beſuchte er einen Kranken im entlegenen Gebirg; er mußte über ein ſchwankendes Brett, welches ſtatt einer Brücke über einen Abgrund und Waſſer führte. Sein Begleiter wollte ihm das Sacrament abnehmen, um ihn zu erleichtern. Er aber antwortete: Ich laſſe gewiß in der Gefahr Den nicht, der mich davon befreien kann. Als einmal der Pfarrer der Bitte, einen tödtlich Kranken im Gebirg zu beſuchen, erſt am folgenden Morgen entſprechen wollte, brach der Biſchof ohne ein Wort des Tadels mit einem Fackelträger dahin auf. Ein Leiden hinderte ihn ſpäter zu Fuße zu gehen. Seitdem reiſte er gewöhnlich in einer Sänfte mit einem Geiſtlichen; einmal ſtürzte das hintere Maulthier über den Rand des Abgrunds hinab und zog die Sänfte nach. Sein Begleiter rief ihm zu, da ſei nichts mehr zu machen, als ſich Gott zu befehlen. — So wollen

wir's auch thun, erwiderte der Biſchof ruhig. Das vordere Maulthier hielt aber ſo lange die ganze Laſt, daß Hülfe geſchafft werden konnte. Lancelot ſah das Kreuz, welches an der Stelle errichtet wurde.

Im Jahr 1643 war die Ernte mittelmäßig ausgefallen; beſonders in dem Ländchen Capſir an der ſpaniſchen Gränze entſtand eine Hungersnoth. Man ſagte, Hexenmeiſter, **conjureurs** genannt, ſeien die Urſache davon. Vier Abgeordnete holten um 100 Thaler aus Carcaſonne einen Mann, welcher dafür angeſehen war, daß er die Hexen erkennen und den Zauber löſen könne. Alle Familien des Landes mußten an ihm vorüberziehen, er ließ 32 Weiber feſt nehmen, welche von Bewaffneten bei dem **baile** (Richter) in Verhaft bis zu ihrem Tode gehalten werden ſollten. Die Geiſtlichen verzweifelten, dies hintertreiben zu können; der Pfarrer von Ronce[1]) eilte zum Biſchof, während die Männer der Gefangenen die Vollſtreckung aufhielten. Der Biſchof ließ ſich durch das Abmahnen der Anwohner nicht abhalten, bei Schneeſturm einen gefährlichen Abhang zu paſſiren, die Führer kehrten um, aber der Pfarrer hielt bei ihm aus. Das Rufen eines Gebirgsbewohners warnte ſie, als ſie eben auf den Rand eines Abgrundes zuliefen. Zwei Tage brauchten ſie, um einen vier Stunden langen Weg zurückzulegen und Ronce zu erreichen. Hier gönnten ſie ſich nur die Ruhe der Nacht, um über den Col des Avres nach Capſir durchzudringen. Einige Landleute bahnten durch dieſen Engpaß einen Weg mit ihren Leibern. Der Biſchof wurde wiederholt ohnmächtig; kaum war er aber wieder zu ſich gekommen, rief er: Gott ſei Dank, vorwärts! vorwärts! So legten ſie von Morgens früh bis vier Uhr Nachmittags die Stunde Wegs zurück.

Er begab ſich ſogleich zum Baile und machte ihn dafür verantwortlich, daß der Betrüger nicht entkomme. Die Landleute bekreuzten ſich bei der Nachricht, durch welche Gefahren er zu ihnen gedrungen war. Den andern Morgen verhörte er den Betrüger, er fragte ihn, woran er eine Frau als Hexe erkenne; der Betrüger behauptete, ſie habe ein Zeichen an einer gewiſſen Stelle des Kopfs; man raſirte ſie und fand nichts. Er warf ſich dem Biſchofe zu Füßen, geſtand, daß er als Chirurge vom Volk

1) Ich glaubte, Ronce ſei vielleicht das durch die Helden Karls des Großen berühmt gewordene. Allein dieſes muß innerhalb der Gränzen des jetzigen Spaniens liegen.

den Namen eines Hexendeuters erhalten und dieſes benützt habe, um Geld damit zu machen, er flehte ihn um ſein Leben an. Auch hatte er deſſen Schutz nöthig; denn das Volk wollte ihn nun in Stücke reißen. Der Biſchof lud das Volk auf den anderen Tag in die Meſſe ein; hier hielt er an daſſelbe eine Ermahnungsrede; auf der einen Seite ſaßen die 32 befreiten Weiber, auf der andern der Hexendeuter. Nach der Rede des Biſchofs erklärte dieſer laut, daß er die Leute betrogen habe, daß er keine Kennzeichen für Hexen wiſſe; er bat Gott, die angeklagten Weiber, das Volk um Verzeihung und übernahm die Buße, welche der Biſchof ihm auflegte. — Das war ganz ein Act janſeniſtiſchen Heroismus und janſeniſtiſcher kirchlicher Jurisdiction, würdig des Pinſels eines Champagne. Aber Niemand dachte weniger an ein ſolches Denkmal als Pavillon; der Herr, ſagte er, verlangt von uns nicht den Erfolg, ſondern nur die Arbeit, curam non curationem. Der Glanz einer Handlung hatte nicht die mindeſte Lockung oder Reiz für ihn. Er ſuchte die ſichere Frucht, wenn ſie auch unſcheinbar war, vor dem, wenn auch noch ſo glänzenden, unſichern Erfolg.

So war auch ſeine Haushaltung das Muſter der eines janſeniſtiſchen Biſchofs. Seine abgetragenen Kleider zeigten nicht ſelten Löcher; aber er ſuchte ſie zu bedecken, wenn ein Diener ihn darauf aufmerkſam machte. Lancelot giebt der Angelica von St. Johann eine genaue Beſchreibung von der ausgeſuchten Einfachheit der biſchöflichen Tafel, mit demſelben Scharfblick, womit ein Feinſchmecker die ausgeſuchteſten Gerichte beſchreiben würde. Lancelot rühmt als einen beſonderen Zug ſeiner janſeniſtiſchen Gaſtfreundſchaft, daß er durchaus nicht nöthige, noch zuſpreche, wenn man auch gar nichts zu der Speiſezeit eſſe. Er ehrte damit die Asceſe ſeiner Gäſte. Wenn man etwas Selteneres brachte, auch wenn es als Zins eingegangen war, ſo rührte er es nicht an und ſpeiſte nur Brot, um ſo die Bedienung zum Gehorſam zu gewöhnen. Was man auf den Tiſch brachte, ſchonte er gewiſſenhaft „als das Gut der Armen.“ Sein Koch war daher nicht zu tadeln, daß er ihm den Dienſt aufſagte; denn er verlerne ſein Handwerk, erklärte er. Über Tiſch las ein Clerc — ſtehend, weil Pavillon dabei doch ſeine biſchöfliche Würde nicht vergaß — vor und der Biſchof hörte meiſt mit geſchloſſenen Augen zu. Dieſe Nüchternheit machte ihn aber zu jeder Zeit zu geiſtigen Arbeiten fähig. So gewann er Zeit,

ſeinen Geiſt „mit dem Stillſchweigen zu nähren, welches nach einem der größten Kirchenväter die Ruhe der übrigen Tugenden iſt. Denn da ihm Gott einen wahrhaft biſchöflichen Geiſt gegeben hat, ſo iſt er wie ein anderer David, ſtets im Wirken und ſtets im Gebet; die Thätigkeit zerſtreut ihn nicht, weil ſie bei ihm eine Art von Gebet iſt." Alſo ſchreibt Lancelot.

In Einem Punkte fand Lancelot die Sitte Port-Royals von der des Biſchofs abweichend. Während im Orden der Heimſuchung St. Franz von Sales ſtrenge Asceſe und Armuth im Eſſen eingeführt hatte, erlaubte der bilderreiche Schriftſteller beſonders ſchöne Gemälde. Auch in Port-Royal fehlte es daran nicht ganz, aber es waren Geſchenke und Andenken an geliebte Männer. Aber Bücher waren ein Lebensbedürfniß für die Männer und für einen Theil der Nonnen von Port-Royal. Lancelot ſtellte dem Biſchof vor, daß es ſchwer ſei, ohne den Beſitz von Büchern ſich Fähigkeit zu erwerben. „Ich ſehe wohl, daß Ihre Liebe zur Armuth Ihnen nicht erlaubt, viele Bücher zu kaufen. Indeß kann man ohne das nichts ausrichten, und ich habe von einer Perſon, welche die Armuth ſehr liebte und ſehr aufgeklärt war[1]) (von der großen Angelica) gelernt, daß die Bücher nicht immer gegen die Armuth ſeien. Sie haben Recht, ſagte er zu mir, ich habe auch die Abſicht es zu thun, aber bisher hatten wir zu viele Laſten gehabt und man mußte das Nothwendige zuerſt thun." „Es iſt wirklich ein gutes Werk, ihm ein Buch zu ſchenken. Seine Bibel und ſein Brevier, welche einen großen Theil ſeiner Bibliothek ausmachen, waren bis dahin in einem traurigen Zuſtand. Er dachte immer, es möchte einem Armen noch an Bedeckung fehlen und das gehe dem Einband des Buches vor."

Obgleich der Biſchof ſich eigentlich ſelbſt bediente, ſo trieb ihn, wie es ſcheint, eigentlich zum Theil das Bedürfniß, eine Art von Familie zu haben und wohl auch die Sorge für die Verlaſſenen dazu, immer eine Anzahl Leute im Hauſe zu haben. Da er keine Bedienten nach ſeinem Sinn finden konnte, nahm er nur Leute zu ſich, die einige Neigung zum geiſtlichen Stande zeigten. Sobald die Geſchäfte des Hauſes gethan waren, beſchäftigte er ſie mit

1) Das Wort éclairé bedeutet in der Sprache von Port-Royal die Weisheit der Schrift im Gegenſatz zum Aberglauben, z. B. des Roſenkranzes und zu der fleiſchlichen Weisheit.

Studien, und man ließ ihnen alle Muße dazu. Da er ſie wie ſeine Kinder hielt, boten einige der beſten Familien ihm ihre Kinder zum Dienſte an, um ſie anſtändig und fromm erzogen zu ſehen. Nach einiger Dienſtzeit ſchickte er ſie aufs Land, um Schulen zu halten, andere ins Prieſterſeminar. In der Folge fand es ſich, daß die beſten Mitglieder der Diöceſe Diejenigen waren, welche dieſen Weg gemacht hatten. „Nie war ein Kloſter beſſer geordnet, als dieſe kleine Familie“ [1]).

Auch die kleine, aber reinliche Stadt Alet in ihrem freilich ohne Vergleich tieferen Thale erinnerte Lancelot nicht nur an ein Kloſter im Allgemeinen, ſondern an Port=Royal. „Als wir am Stadtthor ankamen, ſchreibt Lancelot an Angelica von St. Johann, welches weder ſchöner, noch größer iſt, als das eures Kloſters, war es geſchloſſen, wie die Thüre eines Privathauſes. Wir erfuhren, daß dieſes alle Feſttage geboten ſei, damit kein Fuhrwerk paſſire. Es war gerade Sonntag. Wir bemerkten eine ſolche beſcheidene Art und Weiſe an all den Perſonen, welche zahlreich in den Straßen waren, daß wir an dem allein ſchon Alet hätten erkennen ſollen. Alle Straßen ſind eng, aber bis auf die kleinſten gepflaſtert und gereinigt. Es hat keine Vorſtadt. Der Umfang der Mauern ſchien mir nicht größer, als der eurer Mauern, womit man es um ſo eher vergleichen kann, als ein Theil davon am Abhang des Berges hinauf liegt, wie eure Spaliere.“ — Pavillons Name hat ſich bis jetzt unter den Janſeniſten noch beſonders erhalten durch ſein Rituale. Racine ſchreibt davon: „Der Biſchof bat Arnauld um ein Rituale. Da Arnauld für deſſen Gegenſtand ſich nicht gehörig vorbereitet fühlte, ſo überredete Nicole den Biſchof, ſich an Barcos zu wenden. Dieſer nahm das achtungsvolle Schreiben als einen höheren Ruf und verfaßte das Buch. Arnauld und Nicole ſahen es durch und milderten einige Punkte, welche Anſtoß hätten geben können. Unter Anderem hatte Barcos etwas frei über die Enthaltung vom Fleiſch während des Faſtens geſprochen; er behauptete, die Kirche könne keine Regeln aufſtellen, welche bei Todſünde verpflichten.“ — Dennoch können wir wohl ſagen, daß dieſes Rituale eine Anleitung im Geiſte des erſten St. Cyran enthält, wie eine Diöceſe chriſtlich

1) Nichts deſto weniger durften ſie an Sonn= und Feſttagen Kugel= (boulle) und Kegelſpiel bis zur Veſper treiben, wie auch im Seminar zu Amersfort das Billard ein altes Herkommen iſt.

zu regieren ſei. Es beſteht in Anleitungen über die Sacramente und andere heilige Handlungen des Chriſten, auch über die öffentliche Buße. Sehr lang iſt die Erörterung über die kirchlichen Beneficien. — (Über die Cenſur des Buchs durch die Curie unten. Die Ausgabe von 1678: Les instructions du rituel du diocèse d'Alet iſt ſchon die vierte. Leider erlaubt uns der Raum nicht, auf den Inhalt näher einzugehen.)

Lange ehe Pavillon ſich in die janſeniſtiſchen Streitigkeiten einließ, ſchreibt Tallemant von ihm: „Der Biſchof von Alais, in Languedoc, ein Pariſer, hat für gewöhnlich weder Pferd noch Maulthier und giebt all ſein Einkommen den Armen. Er legt Streitigkeiten bei und läuft dem Adel nach, der in Fehde iſt. Er iſt kein Pfaff (c'est pas un cagot). Ein Adeliger ſeiner Diöceſe, ein Mann von Herz, wollte ſich aus der Welt zurückziehen; hütet Euch ja davor, ſagte er ihm, Ihr ſeid der Welt nützlich, Ihr werdet ihr ein gutes Beiſpiel geben, Ihr werdet Streitigkeiten ſchlichten! und wirklich hielt er ihn (vom Kloſter) zurück.“

War ſeine uneigennützige, ehrliche Frömmigkeit eine Seltenheit in ſeiner Zeit, ſo gilt dies noch viel mehr von ſeinem politiſchen Charakter. Unter dem Namen freiwilliger Gaben wurden für den König von den untergebenen Provinzialſtänden große Summen beſchloſſen; er trat entſchieden dagegen auf. Als der Hof nach Toulouſe kam, machte Pavillon ſeine Aufwartung; Mazarin machte ihm viele Complimente und fügte den zarten Vorwurf bei, wenn er die Bedürfniſſe des Staats kennen würde, ſo würde er als ein ſo frommer Mann ſeine Anſicht gewiß ändern. Er aber erwiderte, wenn der König das Elend der Völker kennte, ſo würde er gewiß die übermäßigen Steuern erleichtern, wovon ſie niedergedrückt ſeien. Ob es gleich ſchon im achtzehnten Jahre ſeines Bisthums war, ſtellte Perefixe ihn dem König doch als einen ſeiner unbekannteſten Diener vor. — In den Nebenumſtänden nur ſcheinbar etwas abweichend ſchreibt Lancelot: „Nie hat er ſeine Diöceſe verlaſſen, als um den Provinzial-Ständen beizuwohnen, um als Vater und Beſchützer der Armen und Unterdrückten zu wirken. Denn er hat dabei ſtets die Gerechtigkeit aufrecht erhalten und zwar ſo, daß in den erſten Jahren ſeines Episkopats, da er ſich etwas muthiger ausdrückte, als Richelieu wünſchte, dieſer ihn durch eine Lettre de Cachet an den Hof laden ließ, um ſich zu ver-

antworten. Er antwortete aber, ſeine Gegenwart in der Diöceſe ſei unumgänglich nothwendig. Jetzt geht er aber nicht mehr zu den Ständen, weil er eingeſehen hat, daß man dabei ſich mehr compromittiren, als Nutzen hoffen könne. Da man ihm unter der Hand zu wiſſen that, wie er mir ſelbſt geſagt hat, der König wünſche, daß er nicht mehr dazu gehe, wollte er lieber gehorchen, als für die wichtigſten, mehr das Wohl der Kirche betreffenden Angelegenheiten unnütz werden." Ein Reformirter behauptet, der König habe, um ſich für dieſe politiſche Freimüthigkeit zu rächen, nachher ſich ſo geneigt finden laſſen, die Einleitung des Abſetzungs-Proceſſes ſo eifrig zu begünſtigen.

Das Drückendſte für das arme Volk waren der Betrug und die Gewaltthätigkeiten, welche unter dem Namen des Steuereinzugs und der Verpflegung der Truppen ausgeübt wurden. Das war der Lohn, welchen der Hof dem Landadel für ſeine vernichtete politiſche Bedeutung gab. Auch Pabſt und Caſuiſten glaubten, die Weisheit gebiete, dem Adel mit Nachſicht entgegnen zu kommen[1]), damit der Kirche („das gemeine Beſte" genannt) die Stütze der Ariſtokratie nicht fehle. So war unſer Biſchof nicht gemeint; er ließ den Jüge-Mage des Präſidials von Limoux, weil er die Provinz ausſog, auf ſein Schloß Cornavel gefangen ſetzen, welches von 300 Adeligen eine kleine Belagerung auszuſtehen hatte. Der Adel war gewöhnt, wie auf der Bühne des Theaters während der Aufführung, ſo in dem Chor der Kirche neben den Geiſtlichen zu ſitzen. Der Prinz Conti ſagte, die Ehre, welche ihm unſer Biſchof erweiſe, beſtehe darin, daß er ihn in der Kirche unter die Büßenden (zu den übrigen gemeinen Laien) ſtelle (wohin er zu gleicher Zeit auch einige Domherrn zur Buße verwieſen hatte). Pavillon war gegen den Zweikampf und Sittenloſigkeit[2]), welche ſich von den

1) In den Handſchriften des Vatikans Ottobon. 2469 finden ſich viele Abhandlungen über die Dispenſen von den Verwandtſchaftsgraden, beſonders im Falle, wenn die Heirathsluſtigen durch Strenge zum Übertritt zu den Proteſtanten könnten getrieben werden. Daß bei fürſtlichen Perſonen „um des gemeinen Beſtens willen" ſehr nachſichtig zu verfahren ſei, darüber war man einverſtanden; die Caſuiſten waren längſt gegen die gewöhnlichen Sünden des Adels ſehr zuvorkommend. Von 1660 findet man Auctoritäten, daß unter principes auch Barone zu verſtehen ſeien, beſonders „loco haereticis subjecto, ubi catholici plurimum egent, ut sint nobiles inter illos, ut simpliciores magis foveantur et constantes sint in fide."

2) Der Biſchof faßte allerdings darunter Vieles zuſammen. Er war ſehr gegen den Tanz und ließ einen 15jährigen Adeligen, welcher in Alet er-

höheren Ständen aus auf die geringeren verbreiteten, unerſchütterlich feſt. Der Adel verlangte, es ſolle Keinem wegen nicht öffentlich ärgerlicher Sünden die Abſolution verweigert werden. Der Streit wurde lange bei dem Parlament von Toulouſe und bei Hofe betrieben.

Dieſe Sache wäre von Anfang für einen Mann, der ſich nicht gewöhnt hätte, wie unſer Biſchof, der Zukunft in der ruhigſten Faſſung entgegen zu ſehen, um ſo bedenklicher geweſen, als die meiſten geiſtigen Corporationen zu gleicher Zeit mit dem Biſchof in Streit geriethen. Wir haben ſchon oben geſehen, wie er die Schulmeiſterinnen nicht als Orden wollte beſtätigen laſſen. Ein Geiſtlicher von St. Merri in Paris hatte in lauterem Eifer für die chriſtliche Vollkommenheit und voll Liebe zur Buße eine neue Regel entworfen, um die alten Könobiten nachzuahmen, welche nichts beſaßen und von ihrer Händearbeit lebten. Er fragte den Biſchof um ſeine Anſicht; dieſer antwortete ihm, daß er ſtatt neuer Orden die beſtehenden lieber reformiren und einen Theil davon abſchaffen möchte. Die Kapuziner ſtimmten bei ihrem Hausbettel in die Klagen Derer ein, welchen er eine Buße aufgelegt hatte und gaben leicht Abſolution. Daher ſah er ſich genöthigt, ihnen Bettel und Beichthören zu verbieten. Der Adel nahm ſie in ſeine Schlöſſer auf, von wo ſie das Land durchſtreiften, auf Kanzeln und in den Häuſern die biſchöfliche Gewalt angriffen und ihm nachſagten, daß er mit einer der Schulmeiſterinnen verbotenen Umgang pflege. Denn dieſe betrachteten ſie beſonders als ein Hinderniß in ihrem Wege; ihr Einfluß ſtand ſich gegenſeitig entgegen. Das Parlament in Toulouſe, der Metropolitan in Narbonne, der Pabſt entſchieden für oder doch nicht gegen die Kapuziner. Die Jeſuiten verbreiteten durch ihre Schüler lügenhafte Schriftchen gegen ihn und Annat erzählte ſolche Anekdoten dem König. Während deſſen genoß der Biſchof ungetrübte Seelenruhe und Frieden. Er theilte ſeinen Vertrauten mit, Gott habe ihn auf dieſe Proben durch eine Ahnung vorbereitet, welche er als eine Art von Offenbarung betrachte. Auch das Kapitel von St. Paul, den Dekan an der Spitze, lehnte ſich wider ihn auf und unterzeichnete das Formular ohne Weiteres. Im Jahre 1663 ſchloſſen alle dieſe Misvergnügten ein Bündniß zuſammen,

zogen wurde, mit Ruthen züchtigen, weil er getanzt und ſeine Tänzerin geküßt hatte.

ſtellten Syndiken auf, um in ihrem Namen gegen ihn zu verfahren und trugen gemeinſchaftlich die Unkoſten. Indeß entſchied mitten unter den janſeniſtiſchen Verwickelungen ein vom Könige niedergeſetztes Schiedsgericht zum größten Theil zu ſeinen Gunſten zwiſchen ihm und dem Adel.

Sein Antheil an der Sache des Formulars.

Pavillon verwunderte ſich ſpäter ſelbſt, oder er bewunderte vielmehr die Führungen Gottes, daß er in der Sache des Janſenismus ſo lange unparteiiſch geblieben ſei. Ja gegen Rance und Arnauld hatte er ſich für die Verpflichtung zur Unterſchrift erklärt; nur hatte er nie thätigen Antheil daran genommen. Wohl hatte ihn Vincent von Paule ſehr dringend eingeladen, eine Erklärung gegen die Schrift Arnaulds über das häufige Communiciren, desgleichen das Verlangen einer päbſtlichen Entſcheidung über die fünf Sätze durch den Pabſt, zu unterzeichnen, welche Habert, Biſchof von Vabres, durch eine große Anzahl von Biſchöfen unterſchreiben ließ. Pavillon erwog es mit dem Biſchof von Pamiers im Gebet und blieb dabei, ſich nicht darein zu miſchen, ſondern zuzuſehen, was es werden wolle. Erſt als der König 1661 den Biſchöfen durch ein Rundſchreiben auftrug, den Beſchlüſſen der in Paris verſammelten Prälaten Gehorſam zu leiſten und das Formular unterſchreiben zu laſſen, traf ihn der Biſchof von Cominges, Choiſeul, ins Herz, als er ihn aufforderte, durch einen Schritt die vom König und den Hofbiſchöfen gefährdete biſchöfliche Freiheit und Würde zu wahren, zumal da er nicht im Verdacht des Janſenismus ſtehe. Nach Des-Lions berief er ſich gegen den Vorwurf eines eigenſinnigen Widerſtandes darauf, daß Gott den Biſchöfen Erleuchtung verheiße; er habe ohne irgend eine menſchliche Neigung zu irgend einer Partei Gott beſtändig darum angefleht, und halte es nun für ſeine biſchöfliche Pflicht, ſeine Bedenken vorzulegen. Er ſtudirte allerdings die Fragen auch, da Dr. Arnauld ihn wegen des Formulars von 1657 um Enſcheidung des Gewiſſensfalls gebeten hatte, ob ein Doctor gehalten ſei, auch gegen ſeine Überzeugung auf den Befehl der kirchlichen Auctoritäten eine Unterſchrift zu leiſten [1]). Nun erſt kam er, der Zögling von St. Lazarus, in

1) Das Nähere darüber ſiehe in Pascals Leben Seite 187 bis 190.

Verbindung mit Port=Royal. Er hatte früher St. Cyran einigemal geſehen, aber nichts Beſonderes an ihm bemerkt, als daß er wenig ſprach. Aber ſeine Briefe flößten ihm einen großen Begriff von ſeiner Frömmigkeit und von ſeinem Wiſſen ein. Der Biſchof von Pamiers, der in St. Sülpice wohl gegen St. Cyran thätig geweſen war, tadelte ihn darüber, daß er ſie über Tiſch vorleſen laſſe. Pavillon ſagte, nirgends ſehe er das Evangelium ſtärker ausgelegt. Bald ſahen ihn die Nonnen von Port=Royal als ihren Biſchof an, ſie ſandten ihm während ihrer gemeinſchaftlichen Gefangenſchaft auf dem Lande einen Gürtel, an dem ſie alle gearbeitet hatten; er ſchrieb ihnen ermuthigende Briefe; Lancelot berichtet ihnen um 1667: „Er lieſt regelmäßig die Meſſe um 7 Uhr, was ihr vielleicht gerne wißt, um euch im Geiſt mit ihm zu vereinigen. Er läßt ein Papier, worauf eure Namen ſtehen, unter den Fuß des Kelchs ſtellen. Könnet ihr da noch daran zweifeln, daß ihr den beſten Antheil am Opfer habt und daß ihr täglich am Leib des Gottesſohnes Theil nehmen könnt und ihm Freudenlieder ſingen? Denn um es euch recht fühlbar vor die Augen zu ſtellen, daß ihr Töchter der Wahrheit und der Kirche ſeid, giebt er euch den heiligſten Biſchof des Jahrhunderts zum Vater, während der, welcher es auf natürlichere Weiſe ſein könnte, ſo wenig Vaterpflichten an euch erfüllt.“ Des=Lions ſchreibt 1665: Der Erzbiſchof von Alet hat an Port=Royal geſchrieben, um ſie in der Verweigerung der Unterſchrift zu beſtärken. Die Herzogin von Longueville ſchickt ihm alle Schriften von beiden Theilen; ſeit drei oder vier Jahren ſtudirt er nur und betet über dieſe Sachen und beobachtet keine menſchliche Klugheit mehr. Als er ein vierſtündiges Gebet beſchloſſen hatte, ſprach er die prophetiſchen Worte: Die Geſchwulſt wird bald aufbrechen, Gott wird ſeiner Kirche den Frieden wieder geben, die Unſchuld wird anerkannt werden, die Demüthigung, welche ich erfahre, iſt noch weniger, als ich verdiene; es wird noch eine ſtärkere kommen. Ich bitte Gott, daß er mir die Gnade ſchenke, ſie gut zu ertragen. — Er ſchrieb 1661 an den König und an die Klerusverſammlung und ſtellte dieſer vor, daß ſie ohne Vollmacht gehandelt habe und den Biſchöfen ein Joch mit dieſem Formular auflege. Sein Bevollmächtigter in Paris wagte nicht, dieſe Briefe abzugeben, veröffentlichte ſie aber. Auf erneueten Befehl des Königs 1662 ant-

wortete er nur durch Auseinanderſetzung ſeiner Weigerungsgründe. Der Prinz Conti, der Herzog von Coislin, ſtellten ihm vor, daß die Zerſtörung alles Guten, welches er in ſeiner Diöceſe wirke, die Folge davon ſein würde. Das erſchütterte ihn nicht, er hielt feſt an ſeinem Grundſatze, man dürfe das Werk, wozu Gott uns gebraucht habe, nie menſchlicher Weiſe lieben, nie zum Schaden des ſeinen Geſetzen ſchuldigen Gehorſams.

Als nun der König im Frühjahr 1664 nach Abſchluß des Friedens mit dem Pabſte die Unterſchrift des Formulars bei weltlichen Beamten bei ſtrenger Strafe am Leiblichen gebot, fühlte ſich Pavillon in ſeinem kirchlichen und biſchöflichen Bewußtſein tief angegriffen. Er ſchrieb an den König (25. Auguſt 1664), es wäre vielmehr eine formelle Ketzerei, wenn man behaupten wollte, daß die Verweigerung der Unterſchrift in Betreff eines Factums Ketzerei ſei. Er zeigt, daß es weltlichen Behörden gar nicht zukommen könne, ſolche Glaubensbekenntniſſe einzuziehen. Die übrigen Biſchöfe werden durch eine vom Pabſt nicht ausdrücklich geſtellte Anforderung von einer kleinen Anzahl unterdrückt. Er wendet auf den König ein Wort an, welches St. Bernhard an den Pabſt gerichtet hatte, daß er, indem er gegen die Kanones und die Kirchendisciplin handle, deutlich zeige, er habe die Fülle der Gewalt, aber nicht die Fülle der Gerechtigkeit. — Da der Biſchof erfuhr, daß einige Geiſtliche ſeiner Diöceſe bei dem Júge=Mage, einem weltlichen Beamten in Limoux, unterzeichnen wollten, verbot er dies bei Excommunicationsſtrafe. Der Dekan des Kapitels forderte ihn dagegen auf, ihnen das Formular zur Unterſchrift vorzulegen. Da der Biſchof ſich deſſen weigerte, unterzeichneten der Dekan und zwei Domherrn bei dem Weltlichen, worauf der Biſchof ſie excommunicirte. Die beiden Domherrn baten ihn um Verzeihung und unterwarfen ſich der Buße, welche er ihnen auflegte, nämlich ſie gaben einen ſchriftlichen Widerruf ihrer Unterſchrift, enthielten ſich des Meſſeleſens zwei Monate lang, ſie wohnten acht Tage knieend, in Laiengewand, unten im Schiff der Kirche dem Gottesdienſt bei, hatten zwei Monate lang täglich ſieben Pſalmen zu ſprechen und 26 Freitage zu faſten. Den Dekan und das Kapitel von St. Paul gewann er durch Ermahnungen, ſie widerriefen ihre Unterſchrift, welche ſie in einer anderen Diöceſe geleiſtet hatten und nahmen die Buße auf ſich. Der Biſchof, im Bewußtſein, daß er ganz

ſeiner Diöceſe lebe, betrachtete ſie auch als ſeine Diöceſe. — Damit ging er viel weiter, als die Biſchöfe von Angers und Beauvais, welche ſich nur weigerten, die Unterſchrift ſelbſt zu verlangen, aber Niemanden verboten, ſie zu leiſten. Der König befahl dagegen dem großen parlamentariſchen Declamator, dem General-Advocaten Talon, den Biſchof im Parlamente anzuklagen; Talon nannte dieſen einen Verführer, einen Aufrührer, ein Haupt der Janſeniſten; er verbreitete ſich über die Auctorität des Königs bei Entſcheidung der Dogmen, ſeinen Vorſitz bei Concilien und bei dem ganzen Kirchenregiment. Es erfolgte eine Erklärung des Parlaments gegen das Benehmen des Biſchofs, welche aber der erſte Präſident Lamoignon erſt nach ſechs Wochen auf Befehl des Königs unterſchrieb. Er wollte, die gallikaniſche Freiheit ſolle nicht blos eine ſchöne Lüge ſein, um Alles der Despotie zu unterwerfen. Der Erzbiſchof von Sens feuerte die Biſchöfe der Klerusverſammlung an, dieſen Angriff Talons gegen die Hierarchie nicht ſtillſchweigend hinzunehmen. Die Verſammlung erklärte die Rede für ketzeriſch und verlangte beim König die Kaſſirung des Parlamentsbeſchluſſes. Der König ſchickte die Deputirten zu Talon, welcher ſagte, er habe eben Geſchäfte, er könne ſie nicht vorlaſſen, und ſo blieb die Sache auf ſich beruhend.

Indeß hatte der Pabſt 1665 auf Verlangen des Königs ſelbſt ein Formular zur Unterſchrift gegeben, welches ſeitdem ein Jahrhundert lang das Werkzeug der Gewiſſensfolter gegen Tauſende wurde. Viele Biſchöfe wandten ſich, zum Theil nur durch Andere, an Pavillon um ſeinen Rath. Er trug ſeinem Correſpondenten in Paris, Ragot, auf, darüber mit den Männern von Port-Royal Rückſprache zu nehmen, was er bisher noch nicht gethan hatte. Allein dieſe fanden ſich ſelbſt in Zwieſpalt; die Einen wollten auch diesmal offenen Widerſtand als das Ehrlichſte, die Anderen ein Mandement, welches die Bulle und das Formular annähme, aber gehörig modificirte. Es wurden dem Biſchof Aufſätze für jede der beiden Anſichten geſchickt; Arnauld ſchrieb ihm, er verweiſe einen heiligen Biſchof lieber an ſein eigenes Gewiſſen, als daß er in einer ſo bedeutenden biſchöflichen Sache entſcheide.

So entſchied ſich nun der Biſchof, um ſeinen Katholicismus und ſein Gewiſſen zugleich zu befriedigen, für die halbe Nachgiebigkeit; er erließ ein Mandement, welches vom 1. Juni 1665

datirt iſt. Der Buchdrucker Savreux, welchem der Verlag janſeniſtiſcher Werke viele Gefahren und Gefängniß, aber auch viel Geld einbrachte, ſetzte in wenigen Tagen drei Ausgaben ab. Der Biſchof verlangte darin von ſeinen Diöceſan-Geiſtlichen die Unterſchrift des Formulars Alexanders VII, in dem Sinn, daß man ſich mit Überzeugung, als in einer Glaubensſache (de foi), der Verdammung der fünf Sätze, was aber die Entſcheidung über den Urheber der verdammten Sätze betreffe, ſich nur aus Achtung vor der Kirchenzucht (respect de discipline) unterwerfe. Nur in eigentlichen Glaubensſachen ſei für die Kirche Unfehlbarkeit nöthig und ihr wirklich verheißen; nur den kirchlichen Entſcheidungen hierüber habe der Gläubige ſeinen Verſtand ganz zu unterwerfen. Am Schluß iſt die Lehre Auguſtins ausdrücklich geſichert. Die Biſchöfe von Beauvais, Angers und Noyon (Clermont-Tonnerre) erließen daſſelbe Mandement. Der König verbot den Geiſtlichen dieſer Diöceſen dem Mandement ihres Biſchofs zu gehorchen. Auf Dieſes unterwarf ſich der Biſchof von Noyon. Der König ſagte vor Mehreren, in der Abſicht, daß es dem Biſchof von Noyon wieder geſagt werde: Ich begreife nicht, daß er meine Ordonnanz angreifen konnte; bei den Anderen wundert es mich nicht, aber er, da er jung iſt, wie ich, wird noch lange mit mir zu leben haben. Ich ſah ihn einmal für das Erzbisthum von Rheims an; ich war im Begriff, ihm die Abtei von St. Vincent zu Laon zu geben, welche 20,000 Livres trägt. Dieſes dem Biſchof hinterbrachte Wort verfehlte ſeine Wirkung nicht. Aber der von Pamiers trat an ſeine Stelle, wenige Tage, nachdem der König dieſe Mandements kaſſirt hatte[1]).

Nach einigen Schwankungen päbſtliche Commiſſäre ernannt.

Ragot beſuchte den Nuntius, um ſeine Stimmung zu ſondiren. Dieſer ſchien ſehr erzürnt darüber, daß M. d'Alet[2]) in ſeinem Mandement ſich nicht „Biſchof durch die Gnade des h. Stuhls“ nenne.

1) Des-Lions ſchreibt 1666: Der Biſchof von Pamiers beſuchte kürzlich den von Alet und ſagte: misericordiam a Deo consecutus sum, ut sim fidelis.

2) Wir müſſen uns doch endlich der Kürze halber entſchließen, die Weiſe unſerer Quellen zu adoptiren, welche ſtatt: „der Biſchof von Alet“ ſagen M. d'Alet (Monseigneur d'Alet) und ſo das Bisthum als ein Lehen, die Biſchöfe als die Ariſtokratie, als den Adel der Kirche darſtellen.

Er erklärte, der römiſche Hof habe gegen die Unterſcheidung des Factums und des Dogmas nichts einzuwenden[1]), indeß ſollte M. d'Alet, ohne ſeine Überzeugung zu ändern, reden wie die Anderen. Die Auctorität des Pabſtes könne das Factum doch wenigſtens probabel machen und das genüge zur Unterſchrift. Das Übel komme daher, daß man die Scholaſtik nicht gehörig ſtudire und nicht gehörig von den Principien des Probabilismus unterrichtet ſei.

Des-Lions ſchreibt im Auguſt 1665: „Der Hof iſt ſehr gemäßigt gegen die Janſeniſten. Le Tellier hat kürzlich zum Promotor von Alet geſagt, man werde in Kurzem eine Ordonnanz gegen die Bulle ſehen mit einem Briefe, welcher den Janſeniſten nicht misfallen werde. Das ſind ſeine eigenen Worte. Dieſer Promotor (alſo Ragot) ſagte vor einigen Tagen dem Nuntius bei einem Beſuch, wenn man das Mandement ſeines Biſchofs angreife, ſo werde er ſich ſchon zu helfen wiſſen; es könnte geſchehen, daß er ſich auf ein künftiges Concil beriefe. Der Erzbiſchof von Sens ſagte zu Le-Tellier, daß er, wenn man den Biſchof von Alet angreife, der Erſte und der Letzte ſein werde, der darüber ſprechen würde. Und das ſagte er im Monat Mai, vor Anfang der K. Verſammlung; woraus erhellt, daß der Hof nicht ſo giftig gegen den Janſenismus iſt, als es ſcheint, da er dieſen Erzbiſchof zum Präſidenten derſelben gemacht hat. Der König lobt es, daß der Erzbiſchof rückſichtlich der Rechte Roms die Mittelſtraße halte." — Wir theilen dieſe Notizen eines hart an der Scene beobachtenden Mannes mit, ohne ihnen Schlüſſel und Zuſammenhang geben zu können. Ein Wort bei Des-Lions könnte uns über die zeitweiſe Nachgiebigkeit des Königs und deren Motive Aufſchluß geben. „Der Erzbiſchof von Auch, Nachbar von Alet, fragte im Frühjahr einen berühmten Advocaten um Rath, wie man Diejenigen, welche die Unterſchrift verweigerten, ihrer Güter berauben könnte; dieſer antwortete, wenn der König das thue, würde er ſeine Krone aufs Spiel ſetzen und ſeine Anſprüche auf Brabant." — In

1) Einige Biſchöfe warfen dem von Alet vor, er lehre, die Kirche habe bei Entſcheidungen über Thatſachen nur menſchliche Erleuchtung, nie eine durch den h. Geiſt. Der Biſchof erklärte darauf, daß der Kirche in ſolchem Falle dieſer Beiſtand, um welchen ſie betet und den ſie auch oft erhält, nicht verheißen und gewiß ſei; nur bei Entſcheidung über Dogmen ſei dieſes immer der Fall.

Brabant war die Geiſtlichkeit, waren die Stände gegen ein ſolches inquiſitoriſches Verfahren in der Angelegenheit des Janſenismus. Der König hatte aber ſeine Augen auf dieſe ſchöne ſpaniſche Provinz geworfen.

Die Männer von Port-Royal kamen durch alte Geſchichten auf den Gedanken, der heilige Biſchof ſolle perſönlich am Hofe Ludwigs erſcheinen, um die Angelegenheiten aus einander- und beizulegen. Allein Fräulein de Vertûs, welche den Hof beſſer kannte, rieth ab; ſie bemerkte, „es fehle den Miniſtern nicht an Einſicht in der Sache, aber ſie ſeien gebunden. Der Biſchof könnte auch unverrichteter Sache, ohne den König geſehen zu haben, wieder umkehren müſſen. Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo Gott Propheten zu den Königen ſchickte, und wo ſie dieſelben ohne Hinderniß in ihrem Kabinet aufſuchten.“ — Die Königin-Mutter war ſehr dagegen. Des-Lions ſchreibt: „Ich war am 8. Juni 1666 in Paris und erfuhr von Liancour, daß man dem König gerathen habe, M. d'Alet kommen zu laſſen, er habe aber geantwortet, des Biſchofs Ruhm ſei zu groß, er ſei überdies in dieſen Angelegenheiten gründlicher unterrichtet, als man glaube; das könnte uns in Verlegenheit bringen.“ — Wenn die Erzählung wahr iſt, wohl wieder eine Äußerung der erheuchelten Großmuth des Königs.

Es war eine bodenloſe Ungewißheit, was da werden wolle. Während die Einen von ihren Correſpondenten in Rom erfuhren, man werde ſich mit dem Mandement der vier Biſchöfe zufrieden ſtellen, notirt ſich Des-Lions: „Man erwartet eine Bulle, die ſelbſt die Lehre von der wirkſamen Gnade verdammen wird, da der Pabſt unfähig iſt und nur von den Chigi und den Jeſuiten geleitet wird.“ Des-Lions ließ ſich im December 1667 wohl von Ste. Beuve erzählen, welchen Plan die Moliniſten mit den vier Biſchöfen hatten: „Sie erwarten den Tod des M. d'Alet auf die nächſte Tag- und Nachtgleiche; dann hoffen ſie M. de Pamiers zu gewinnen; mit dem von Angers, welcher ſein ganzes Leben über ein Mann der Unterhandlungen war, werden ſie eine anknüpfen; dann iſt nur noch der von Beauvais übrig, gegen den es nicht an Kraft und an Feinden fehlen wird, da ſein Biſthum ſo beträchtlich und er ſo ſehr darum beneidet iſt. Das Verfahren, welches man ſich gegen die vier Biſchöfe vorgeſetzt hat, iſt, daß man ſie auffordert, ſodann ſie mit dem Interdict belegt, dann ſich ihres Zeitlichen bemächtigt

und wenn ſie ſich auch darauf nicht ergeben, ſie durch eine Lettre de Cachet aus ihren Diöceſen abruft.“ — Während die Feinde ſolche Plane hegten, hatte die Sache in ihrem Rücken ſchon eine andere Wendung genommen.

Sie ſchien nun durchaus nicht mehr biegen zu können, ſondern brechen zu müſſen, zumal M. d'Alet erklärte, daß er alle Vermittlungsverſuche ablehnen würde, welche ſeine Sache von der der Theologen und Nonnen von Port-Royal trennen würde.

Daß die vier Biſchöfe ſtreng beſtraft werden ſollten, darüber hatten ſich nun Pabſt und König verſtändigt, aber in weſſen Namen und Vollmacht, wie? darüber ſtand ein Streit bevor. Der Pabſt ſah darin eine Gelegenheit, ſeine Gewalt und Jurisdiction über die Biſchöfe geltend zu machen; der König wußte als abſoluter Fürſt wohl, daß nur ihm ſelbſt das Recht zuſtehe, ſeine Unterthanen willkürlich zu behandeln. Die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche verlangten, daß jeder Biſchof in erſter Inſtanz ſollte durch die Mitbiſchöfe ſeiner Provinz gerichtet werden. Der König verlangte, daß in dieſem Falle 12 Landesbiſchöfe das Gericht bilden ſollten, wie dies die Geſetze der gallikaniſchen Kirche verlangten; der Pabſt, welcher zuerſt nur drei Biſchöfe zu ſeinen Commiſſären hatte ernennen wollen, gab dem König ſcheinbar viel nach, indem zwei Erzbiſchöfe, die von Toulouſe und Bourges, und ſieben Biſchöfe, alſo neun, aber doch nicht zwölf, von ihm ernannt wurden, aber nur zu Vollſtreckern ſeines Spruchs; denn es wurde ihnen durch zwei Breven vom 22. April 1667 kraft apoſtoliſcher Auctorität aufgetragen, ihren vier Kollegen kraft derſelben Auctorität zu befehlen, binnen 30 Tagen nach Sicht das Formular rein und einfach zu unterzeichnen und in ihren Diöceſen unterzeichnen zu laſſen, ohne irgend eine Proteſtation, Beſchränkung oder weitere Erklärung, bei Strafe der Suspenſion von Ausübung ihrer prieſterlichen Handlungen, bei Verbot eine Kirche zu betreten und bei anderen noch ſchwerern Strafen, die ſie ihnen auflegen könnten“ [1]).

1) Schon zuvor hatte der Pabſt ſeinen Commiſſären aufgetragen, ſie ſollten den vier Biſchöfen befehlen, binnen zweier Monate ihre Mandements als vom römiſchen Stuhl verdammt aus den Händen ihrer Diöceſanen zurückzuziehen. Im Weigerungsfalle ſollten ſie gegen dieſelben als gegen Ungehorſame wider den päbſtlichen Stuhl verfahren. Damit war den Commiſſären doch noch die Vollmacht gegeben, als ſelbſtſtändige Richter zu handeln; allein da nur die Inquiſition die Mandements in den Index geſetzt hatte, war es wieder ſehr bedenklich, ſich zu ihrem Werkzeuge zu machen.

Der janſeniſtiſche Geſchichtsſchreiber[1]) legt den Zeitgenoſſen folgende Betrachtungen über den Verſuch des Pabſtes in den Mund: „Wer ſieht nicht, daß auf der einen Seite der Pabſt durch die bloße Vollſtreckung ſeiner Breven alle Biſchöfe eines eben ſowohl zu ihrer Sicherheit, als zu Erhaltung der Disciplin und des Glaubens nöthigen Rechtes beraubt, daß er die Fürſten der Kirche und den erſten Stand im Staate in eine elendere Stellung verſetzt, als die der Elendeſten unter dem gemeinen Volke iſt? Denn Jeder von dieſen hat ſeine natürlichen Richter, welche ihm durch das Geſetz zugewieſen, und nicht durch die Gegenpartei gewählt werden, während durch Vollſtreckung obiger Breven die Biſchöfe allein dem Einfluß und der Macht ihrer Feinde (der romaniſtiſchen Partei) preisgegeben wären und nur die von ihren Feinden beliebig ernannten Richter hätten. Andererſeits iſt leicht einzuſehen, daß damit Alles vernichtet würde, was bisher in Frankreich gegen die ungerechten Eingriffe des „römiſchen Hofs" geſchehen iſt."

Aber werden ſich auch im Epiſkopat willige Vollſtrecker der auf Untergrabung der biſchöflichen Gewalt gerichteten Befehle finden? — Erſt kürzlich hatten die verſammelten Biſchöfe von Languedoc gegen das Verfahren der Inquiſition in der Sache proteſtirt. Eben deswegen wollte der Pabſt nicht die Biſchöfe der Provinz des Angeklagten richten laſſen, ſondern er hatte Romaniſten zu ſeinen Commiſſären ausgewählt. Allein nicht einmal dieſe waren alle ſklaviſch genug. Der Erzbiſchof von Toulouſe konnte die Zuſammenberufung der ihm beigegebenen Prälaten nicht erwarten. Der Biſchof von Lodeve erklärte, er werde ſich zu ſo etwas nicht hergeben und der Biſchof von Soiſſons fragte ſeine Freunde: Was habe ich gethan, wodurch ich die Meinung veranlaßt hätte, daß ich fähig ſei, auf einen ſolchen Auftrag einzugehen? — Die vier Biſchöfe waren indeß auf Alles gefaßt. „Die Umgebung des Biſchofs von Alet ſah alle dieſe drohenden Gerüchte an, wie die Stürme, welche ſich in ihren Gebirgen erheben, aber mehr Lärmen,

1) Die Geſchichte der folgenden Unterhandlungen wurde gegeben in: Histoire abregée de la paix de l'église, in phantôme du Jansenisme, in la paix de Clement IX. Aber das gründlichſte Werk darüber iſt: Relation de ce qui s'est passé dans l'affaire de la paix de l'église sous le pape Clement IX, avec les lettres, actes, mémoires et autres pièces qui y ont rapport. 1706 ohne Druckort. 2 Bände in 12. Voran geht eine lange Apologie, welche gegen die hist. des cinq propositions und gegen den Erzbiſchof von Cambrai die Ehrlichkeit des Verfahrens der vier Biſchöfe beweiſt.

als Übels machen, da die ſtarken Felſen wohl auch die ſtärkſten Stürme beſtehen und nachher nur um ſo reiner und heller glänzen." Er ſagte öfters, eine kleine Streitigkeit, welche unter ſeinen Dienſtboten vorkäme, würde ihm empfindlicher ſein, als alle Stürme, welche man gegen ihn bei Hof erregte.

Die jeſuitiſche Partei in Rom hatte mit der Ausfertigung der Befehle um ſo mehr geeilt, als der Pabſt am Rande des Grabes war; Alexander VII ſtarb am 22. Mai; da die Proceduren noch nicht begonnen hatten, ſo erloſchen die in den obigen Breven gegebenen Aufträge.

Ein Vermittelungsplan, von einigen Biſchöfen gefaßt.

Der bisherige Staats-Secretär, Cardinal Roſpiglioſi, als Pabſt gewählt, nahm den Namen Clemens IX an. Man hoffte von ſeinem ſelbſtſtändigen Charakter Gutes. Man durfte um ſo eher erwarten, daß er ſich durch die Schritte ſeines Vorfahrers nicht würde gebunden achten, da er durch Cardinal Palavicini und die jeſuitiſche Partei während der letzten Zeiten Alexanders beinahe vom römiſchen Hofe vertrieben worden wäre und ihm der Einfluß und die Geſchäfte ſehr geſchmälert worden waren. Seine erſten Ernennungen waren den Jeſuiten ungünſtig.

Dieſes günſtigen Moments wußte ſich der oben ſchon erwähnte Erzbiſchof von Sens, Gondrin, zu bemächtigen. Er war von einer ſehr vornehmen Familie, durch das Alter ſeiner Ordination der zweite Erzbiſchof des Königreichs, zweiter und öfters wirklicher Präſident der Klerus-Verſammlung in Paris, ob er gleich noch zu den jüngeren Prälaten gehörte. Er ſuchte den biſchöflichen Charakter und die Rechte der Kirche gleichmäßig gegen den Pabſt und den König zu verfechten; um ſich, wie ſeine Apologeten ſagen, nicht in die Unmöglichkeit zu verſetzen, dafür mit aller ſeiner Gewandtheit und einnehmenden Lebhaftigkeit zu wirken, hatte er ſeinem Klerus das päbſtliche Formular von 1665 unterzeichnen laſſen, aber mit einer Erklärung, wodurch es mehr als halb aufgehoben wurde[1]). Gondrin wandte ſich an einige Biſchöfe, welche mit ihm in Paris ſich zuſammen fanden, beſonders an den Biſchof von Meaux, Dominicus de Ligny, deſſen Mutter 40,000 Fr. dem mit

1) Gondrin galt nicht wenig bei dem Miniſter Le-Tellier, welcher in dieſer Sache von beſonderem Gewicht war.

Port-Royal vereinigten Sacraments-Inſtitut geſchenkt hatte, deſſen Schweſter als Äbtiſſin aus unſerm Kloſter in die Gefangenſchaft geſchleppt worden war. Eines Tages begegneten ſie ſich in Paris und ließen, von gleichen Gedanken erfüllt, ihre Wagen halten; der Erzbiſchof ſchlug vor, man müſſe den Pabſt zuerſt über den wahren Stand der Sachen in Kenntniß ſetzen, und den Brief, durch ſo viele Mitbiſchöfe als möglich unterſchrieben, in Bälde nach Rom ſchicken. Sehr wichtig war es, daß auch Felix Vialart, der beſonnene Biſchof von Chalons, für dieſen Plan gewonnen wurde. Er verfaßte das Schreiben an den Pabſt, der Erzbiſchof, welcher ſonſt für ehrgeizig galt, zog das ſeinige zurück. Dieſes Schreiben ging gerade auf den Mittelpunkt des Streits mit ziemlicher Offenheit los. „Einige unſerer Collegen werden fälſchlich beſchuldigt, als hätten ſie den päbſtlichen Conſtitutionen nicht gehörige Ehrfurcht bezeugt. Dieſe vortrefflichen Prälaten haben nur geglaubt, ſich dem von einigen kecken Leuten aufgebrachten, neuen, unerhörten Dogma widerſetzen zu müſſen, daß Decrete, welche die Kirche für die Entſcheidung der täglich auftauchenden Thatſachen macht, und die nicht von Gott geoffenbart ſind, gewiß und untrüglich ſeien, daß man ſie glauben müſſe wie die in der Schrift und Tradition geoffenbarten Dogmen; man hat noch die Vermeſſenheit gehabt, dieſes gleichermaßen von allen alten und neuen Theologen verdammte Dogma durch die Conſtitution Ihres Vorfahrers zu begründen. Dieſe Biſchöfe glaubten ſich verpflichtet, in ihren Mandements die ganz allgemeine und völlig gewiſſe Lehre feſtzuſtellen, daß die Kirche dieſe menſchlichen Thatſachen nicht mit voller und unfehlbarer Gewißheit beſtimme. Was iſt an dieſer ihrer Lehre den h. Stuhl beleidigend, was ſtimmt mit Religion und Frömmigkeit nicht vollkommen überein? Die größten Vertheidiger des apoſtoliſchen Stuhls haben Daſſelbe, und zwar namentlich aus dem Grunde feſtgeſtellt, weil ſie es für nothwendig hielten, um die Auctorität der Kirche in Beſtimmung der Glaubenslehren zu erhalten und die Einwürfe der Ketzer gegen die Unfehlbarkeit zurückzuſchlagen. Wenn es ein Verbrechen wäre, dieſer Überzeugung zu ſein, ſo wäre es nicht ihr beſonderes Verbrechen, ſondern unſer Aller oder vielmehr das Verbrechen der ganzen Kirche. Daher haben auch mehrere und zwar einige der angeſehenſten Biſchöfe unter uns Daſſelbe gethan, entweder durch öffentliche, wiewohl nicht gedruckte, Man-

dements oder, was nicht weniger Gewicht hat, durch Protokolle, welche in ihren Archiven (greffes) aufbewahrt bleiben und worin ſie dieſe Lehre ſehr weitläufig auseinandergeſetzt haben. Andere haben es ihren Geiſtlichen leicht gemacht, welche zu ihrer Unterſchrift etwas hinzufügen wollten, wenn es nur blos Orthodoxes enthielt. Daher haben wir auch keine Urſache zu glauben, als könnte Eure Heiligkeit irgend einen Unwillen gegen Biſchöfe von ſo reinem Glauben und anerkannter Tugend haben und wir wollen Denjenigen keinen Glauben ſchenken, welche unkluger Weiſe das Gerücht ausbreiten, daß Sie auf eine ungewöhnliche, unſeren Gebräuchen entgegengeſetzte Weiſe handeln werden. Dieſer Verdacht kann keinen Eingang finden bei den Biſchöfen von Frankreich, welche gewohnt ſind, nach den Kanones gerichtet und von den Päbſten (souverains pontifs) immer mit Gunſt behandelt zu werden." — Darauf folgen Verſicherungen, daß der Friede ſich von ſelbſt herſtellen werde, wenn man es nur nicht verhindere und daß man die beſten Erwartungen vom Pabſt hege. — Alſo ſprachen Biſchöfe zum Pabſte, denn ſie waren ſich bewußt, daß ſie Biſchöfe einer **Nationalkirche** ſeien. — Auch an den König verfaßte der Biſchof von Chalons einen Brief, um ihn von dem Schritte in Kenntniß zu ſetzen, welchen man beim Pabſte zu thun beabſichtigte. Es heißt darin unter Anderem: „Wir glauben dies mit der Beglückwünſchung zum Antritt ſeines apoſtoliſchen Amtes thun zu können, da die Biſchöfe ein beſonderes Recht haben, an der Wahl deſſen Theil zu nehmen, welchen Chriſtus zum Haupt ſeiner Kirche aufgeſtellt hat. — Es iſt durch die Kanones von Concilien und durch päbſtliche Decrete unerſchütterlich feſtgeſtellt, daß Biſchöfe in erſter Inſtanz nur von zwölf Biſchöfen ihrer Provinz gerichtet werden dürfen. Eure Majeſtät verſpricht in ihrem Krönungseide, uns in dieſem kanoniſchen Privilegium zu erhalten. Davon abgehen, hieße das Concordat[1]) über den Haufen ſtoßen. Wenn der Pabſt ohne Weiteres durch ſeine Commiſſäre über Biſchöfe das Interdict ausſprechen könnte, ſo müßte es, ſobald der Pabſt einen Befehl hätte ergehen laſſen, für einen Biſchof ein ganz offenbares, höchſt ſtrafbares Verbrechen ſein, wenn er ihn nicht buchſtäblich vollſtrecken würde, durchaus kein, wenn auch noch ſo haltbarer und

1) Welches zum Nachtheil der freien Wahlen dem König und Pabſt ſo große Rechte zugeſichert hatte.

rechtgläubiger, Zuſatz dürfte gemacht werden. Dann dürfte man die Biſchöfe nicht mehr dafür anſehen, daß ſie, wie die Schrift lehrt, ihre heilige Auctorität von Chriſto ſelbſt erhalten haben, ſondern als die bloßen Vicare eines Herren, deſſen Willenserklärungen ſie nur zu befolgen und blindlings zu vollſtrecken hätten, ohne ſie, was ihnen doch nach der allgemeinen Kirchenlehre zuſteht, auch nur erklären zu können zu Erbauung der Seelen, für welche Gott von ihnen Rechenſchaft verlangen wird. Es iſt dies aber eine den Biſchöfen natürliche Freiheit, die ſo alt iſt, als die Kirche ſelbſt. Oft war es für den Dienſt unſerer Könige nöthig, daß unſere Vorfahren keinen ſo blinden Gehorſam gegen Alles, was von Rom kam, bezeugten." Der König, welcher durch ſeine Siege das Reich nach außen ausbreite, werde ſeine Ehre zu behaupten wiſſen. — Es galt nun, durch einen vertrauten, entſchloſſenen, umſichtigen Mann dieſe Briefe an möglichſt viele Biſchöfe zu bringen und zwar ohne daß das Geheimniß gebrochen würde und in aller Eile, ehe der Pabſt von den Gegnern zu einem ihn perſönlich bindenden Schritte vermocht würde. —

Man ſtellte dieſen Biſchöfen vor, es ſei moraliſch gewiß, daß, wenn nur eine gewiſſe Anzahl von Biſchöfen ehrfurchtsvoll, aber mit einigem Nachdruck erklärte, daß ſie ihre vier Amtsbrüder nicht verlaſſen könnte, der Pabſt es nicht weiter treiben, ſondern allen ſeinen Ruhm darein ſetzen werde, der Kirche den Frieden zu ſchenken.

Während für die beiden Briefe Unterſchriften geſucht wurden, ſchreiben auch die vier beanſtandeten Biſchöfe unmittelbar an den Pabſt ganz in demſelben Sinn; ſie erklären, „daß ſie durch ihre Mandements nur haben verhindern wollen, daß die Nichtgewiſſenhaften einen Meineid ſchwörten, die Schwachen fielen, die Starken verfolgt würden. Wenn man die Verdammung der fünf Sätze als der Lehre Janſens hätte verlangen wollen, ſo hätte man ſagen müſſen, worin dieſe beſtehe. Damit hätte man aber alte Streitigkeiten — die der auguſtinianiſchen Dominikaner und der ſemipelagianiſchen Jeſuiten — wieder angefacht."

Der Biſchof von Angers ſchickte dieſen Brief nach Rom. Eine Copie davon wurde dem Könige mitgetheilt. Die vier Biſchöfe verſichern dabei dem König, daß ſie, trotz der geſchäftigen Verleumdung, unerſchütterlich darauf vertraut haben, daß er die Ehre von Biſchöfen ſeines Reichs, welche Gott ihm in der Religion

zu Vätern gegeben habe, ob ſie gleich es ſich zu großer Ehre ſchätzten in der bürgerlichen Ordnung ſeine demüthigſten Unterthanen zu ſein, daß er ihre Ehre wahren und nicht dulden werde, daß ſie unverhört ohne alle Rechtsform verdammt würden.

Auch die Herzogin von Longueville verwandte ſich beim neuen Pabſte zunächſt für die gefangenen Nonnen von Port=Royal. Sie verſichert nur das zu ſagen, was ſie mit eigenen Augen geſehen. „Das Formular ſei nur eine jenen zum Verderben gelegte Schlinge, da man ihre Gewiſſenhaftigkeit kenne, welche ihnen nicht erlaube, etwas zu bezeugen, wovon ſie nicht ſelbſt überzeugt ſeien. In den meiſten anderen Diöceſen habe man Auswege eröffnet, um nicht die Gewiſſen zu beſchweren. „Die Geiſtlichen von Paris, welche man verfolgte, hatten viele Mittel ſich zu entziehen, da ihnen von mehreren, ſelbſt der zurückhaltendſten Biſchöfe ehrenvolle Anſtellungen angeboten wurden. Es iſt bekannt, daß der Erzbiſchof von Paris ſeit langer Zeit Kartheuſer geduldet hat, deren Widerruf ihrer Unterſchriften er in den Händen hatte; daß er es ignorirt hat, wenn ganze Nonnenklöſter mit derſelben Unterſcheidung, wie die Nonnen von Port=Royal, unterzeichneten; daß er mehrere Nonnenklöſter nicht zur Unterſchrift genöthigt hat; es iſt bekannt, daß er in Ausübung ihrer prieſterlichen Functionen Geiſtliche geduldet hat, welche öffentlich die Unterſchrift ohne Unterſcheidung verweigert hatten und daß er, durch die Vorwürfe der Aufhetzer zu einem Schritt gegen ſie getrieben, dieſes zwar zuerſt mit äußerſter Strenge that, indem er das Interdict durch ſeinen Official verkündigen ließ, daß er dieſes aber wegen ſeiner Gehäſſigkeit nur einem einzigen Landpfarrer (Joh. Jak. Dorat, Doctor der Sorbonne und Pfarrer zu Maſſy) ankündigte, während die Anderen ihre Functionen noch öffentlich ausüben. Noch vor wenigen Tagen iſt ein Prieſter, welcher in einer der erſten Pfarreien von Paris ein bedeutendes geiſtliches Amt verwaltete, ob er gleich die Unterſchrift beſtändig verweigerte, in ſtarkem Geruche der Heiligkeit geſtorben. Man hat nicht daran gedacht, ihm die Sacramente und das Begräbniß zu verweigern, man (wohl das Volk) hat ihm vielmehr alle Ehren erwieſen, welche man einem Heiligen erweiſt. Alle Härte und Zwangsmittel ſind auf die armen Nonnen von Port=Royal gefallen." — „Da ſich der Erzbiſchof aber gegen ſeine Neigung, und weil er ſie nicht näher kannte, zu dieſen Schritten gegen ſie hat

verleiten laſſen, ſo kann man verſichern, daß Seine Heiligkeit ihn ſich zum Dank verpflichten würde, wenn Sie ihm eine anſtändige Thür öffnen wollte, um ſich aus dieſer Sache zu ziehen. Sie dürfte nur erklären, daß Sie mit dieſen armen Jungfrauen Mitleiden habe, welche offenbar nur aus Zartheit des Gewiſſens handeln, daß dieſelben, wenn ſie einen Fehler gemacht hätten, ihn durch eine ſo lange und harte Buße geſühnt haben, daß alſo Seine Heiligkeit der Anſicht ſei, daß man ſich gegen dieſelben nachgiebig bezeugen ſollte." — Von den mit Port=Royal verbundenen Theologen ſagt die Herzogin, ſie ſeien zugleich die größte und die kleinſte, die ſtärkſte und die ſchwächſte Partei in der Welt.

Dieſes Schreiben ließ die Herzogin durch den Cardinal Azzolini dem Pabſt übergeben. Fräulein de Vertûs, von welcher die Herzogin zu dieſem Schritt vermocht worden war, betrieb es, daß man zu gleicher Zeit auch eine andere Gelegenheit benützte. Abbe Roſpiglioſi, bisher Internuntius in Flandern, reiſte über Paris nach Rom, wo er als Cardinal=Neffe auftreten ſollte. Es ſtand zu befürchten, daß die Jeſuiten ihn einnehmen und vielleicht Annat ihn bewegen würde, ein Wort zum Nachtheil der Janſeniſten beim Pabſte fallen zu laſſen. Es wurde alſo ein Aufſatz abgefaßt, welcher ihn zu Beilegung und Vermittelung ſtimmen ſollte. Unſer janſeniſtiſcher Geſchichtsſchreiber führt alle dieſe Urkunden ausführlich an, zum allerdings ſonnenklaren Beweis, daß man keineswegs dem Pabſte den eigentlichen Streitpunkt (Unterſcheidung von fait und droit, hinter welchem jedoch noch ein anderer halbbewußter ſtand) verborgen habe, was ſpäter die Gegner behaupteten, um den Frieden umzuſtoßen [1]). — Man macht ſehr ernſtlich auf die Gefahr aufmerkſam, welche für die Kurie daraus entſpringen könnte, wenn man es weiter treiben wollte. „Man hat in Rom vielleicht den reellen Schaden nicht gehörig in Betracht gezogen, welchen dieſe Streitigkeiten dem Pabſt ſchon gethan haben, und der nur zunehmen kann, wenn ſie länger währen. Man weiß, daß die vier Biſchöfe entſchloſſen ſind, ihre Kirchen nicht zu verlaſſen, wenn man nicht die äußerſte Gewalt anwenden und ſie ins Gefängniß werfen wird. Es iſt leicht zu erachten, wie es in Frankreich aufgenommen

1) Es heißt in dieſem Aufſatze ausdrücklich, daß nach der einſtimmigen Lehre der dem römiſchen Stuhle günſtigſten Gelehrten, eines Baronius, Bellarmin, Palavicini, Pabſt und Concilien in Angabe von Thatſachen, die nicht in der h. Schrift ſtehen, irren können.

würde, wenn man vier für heilig geachtete Biſchöfe wie Verbrecher für ihre Pflichterfüllung im Gefängniß ſähe, und wenn die anderen Prälaten ihr Verfahren billigten. Man ſieht vielleicht in Rom nicht, was vier unerſchrockene, zu Allem entſchloſſene Biſchöfe vermögen, welche überzeugt ſind, daß ſie nur die Wahrheit vertheidigen, begünſtigt von der Zuneigung beinahe aller Biſchöfe Frankreichs und aller Parlamente, und wie weit dieſe Sache kommen kann."

Es handelte ſich alſo darum, für den Brief des Biſchofs von Chalons an den Pabſt eine anſtändige Anzahl Unterſchriften zu ſammeln. Dieſer Auftrag wurde dem Doctor der Sorbonne, Papin. Godeau, Biſchof von Vence, der einſtige Zwerg der Prinzeſſin Julie vom Hotel Rambouillet, hatte ſchon geſchrieben, er würde, wenn es ſein müßte, dieſes Schreiben mit ſeinem Blute unterzeichnen. Es hätte ſollen kräftiger ſein; in Rom müſſe man eine ſtarke Sprache führen; wenn man glimpflich mit den Römlingen verfahre, werden ſie keck und wollen alles Mögliche ausrichten. Der Biſchof von Boulogne unterſchrieb, indem er Papin verſicherte, („il ajouta fort agréablement") „wenn es in Frankreich Prälaten gäbe, welche feig genug ſeien, die vier Biſchöfe zu verdammen und zu excommuniciren, ſo würde er vielmehr jene, welche Dies gethan, für excommunicirt anſehen, und zwar ſo ſehr, daß wenn er genöthigt wäre einen Fluß zu paſſiren, durch welchen ſie gegangen wären, er in Zweifel wäre, ob er, wenn ſein Pferd Durſt hätte, es dürfte daraus trinken laſſen."

Doch nicht Alle, an welche man ſich wandte, waren ſo entſchloſſen. Mehrere, ſelbſt der uns ſchon von den Unterhandlungen des Jahres 1663 her bekannte Choiſeul, Biſchof von Commenge, fürchteten, der König möchte ein ſolches gemeinſchaftliches Schreiben als eine Kabale, als beinahe aufrühreriſch anſehen. Denn in dem Geiſte aller Feinde der Freiheit hatten Pabſt und König jedes nicht von ihnen ſelbſt befohlene Zuſammentreten von bedeutenden Geiſtlichen außer Gebrauch gebracht; „es wäre ſogar ſehr aufgefallen, wenn drei oder vier Biſchöfe ſich geſehen und über eine geiſtliche Angelegenheit verhandelt hätten" [1]). Es ſchien daher gerathener, daß jeder Biſchof für ſich an den König und den Pabſt ſchriebe. Der Biſchof von Chalons ſah aber das Unthunliche dieſes Plans und

1) Memoire des Biſchofs von Chalons.

die Gefahr der daraus entſpringenden Verzögerung ein. Man ſprach ſchon von einem ſtrengen Breve des neuen Pabſtes gegen die vier Biſchöfe, welches nur wegen Formfehler vom pariſer Hofe wieder zurückgeſchickt worden ſei. Der Biſchof von Chalons ſetzte ſeinen Amtsbrüdern in einem Denkſchreiben auseinander, wie die Sache ſie alle angehe, der Epiſkopat ſei Eins, alle bedeutenden Kirchenſachen gehen ſie von Recht und Pflicht wegen an; ſie ſeien Biſchöfe der katholiſchen Kirche, nicht blos ihrer Diöceſen [1]). Der König handle in der Sache ohne eigene Überzeugung, nach Eindrücken, welche ihm von außen kommen. „Es braucht ihm nur die falſche Anſicht benommen zu werden, als handelte es ſich hier um Janſenismus, als ob die vier Biſchöfe ein ſonderliches Benehmen beobachteten, und von ihren ſämmtlichen Amtsbrüdern deshalb verlaſſen und misbilligt würden. — Was den Pabſt betrifft, ſo kommen alle des römiſchen Hofes Kundigen darüber ein, daß nichts ſo viel Gewalt hat, ihn in Verlegenheit zu bringen und aufzuhalten, als die Vereinigung von mehreren franzöſiſchen Biſchöfen. Und wenn der Pabſt ſich dadurch auch nicht zur Nachgiebigkeit beſtimmen ließe, ſo würde der moraliſche Eindruck eines ſolchen gemeinſchaftlichen Schritts doch ſehr groß ſein."

„Was nun die Form dieſer Verwendung betrifft, ſo ſtützen ſich alle, welche Einen Brief unterſchreiben, gegenſeitig, die Garantie iſt gemeinſchaftlich; im andern Falle hat jeder Einzelne ſeinen Schritt zu verantworten. Wenn man Luſt hätte, könnte man Einzelne viel eher ins Gedränge bringen, indem man ſich an den Einen oder Anderen unter irgend einem Vorwande beſonders hielte. Ohnedies würden einzelne Briefe durchaus nicht den Eindruck machen, noch das Gewicht haben." So weit der Biſchof von Chalons.

Dieſe Gründe bewogen auch den Biſchof von Commenge, das gemeinſame Schreiben zu unterzeichnen, ſeinem Beiſpiele folgten die übrigen noch Schwankenden. Papin ſammelte ihre Unterſchriften; nach Paris zurückgekehrt erhielt er eine Warnung, ſich vor der Baſtille zu hüten. Er verbarg ſich. Allerlei drohende

1) Nach der Anſicht der Ultramontanen iſt der Pabſt eigentlich der Biſchof jedes Bisthums (allgemeiner Biſchof) und die übrigen Biſchöfe ſind nur ſeine Vikare in Ausübung ſeines Rechts.

und günſtige Gerüchte beſtimmten zur Eile, man ließ ſich an den Unterſchriften von 19 Prälaten genügen und beſchloß, das Schreiben an den Pabſt zu ſenden, ehe der König aus der Franche-Comté zurückkam.

Verrath und Rechtfertigung deſſelben.

Der Biſchof von Chalons, als der älteſte, ſollte den Brief der 19 Biſchöfe an den Pabſt nebſt einem beſonderen Schreiben an den König dieſem perſönlich überreichen. Den 15. März 1668 überreichte ihm, als er aus der Meſſe trat, ein königlicher Bevollmächtigter ſein Beglaubigungsſchreiben; der Staatsſecretair Le-Tellier hatte noch beigefügt, der unvergleichliche König, welcher keinen Widerſtand bei ſeinen Feinden finde, würde keinen von ſeinen Unterthanen dulden. Der Bevollmächtigte zeigte ihm an, daß die Janſeniſten Schreiben an den Pabſt und an den König bei den Biſchöfen herumſenden, um ſie zu deren Unterſchrift zu bewegen, und dabei ſeine Namensunterſchrift vorzeigen. Der König möchte ſeine Anſicht darüber wiſſen; er könne ein Verfahren nicht dulden, welches ſehr nach Kabale ſchmecke, und wodurch die Regierung des Königs in ein übles Geſchrei gebracht werden ſolle. Die Sache liege dem Könige am Herzen, er werde auf alle Weiſe ſeinen Unwillen Denen fühlbar machen, welche ſein Benehmen alſo verſchreien und ſich ſeiner Auctorität widerſetzten. Der Biſchof möge daher allen ſeinen Einfluß aufbieten, daß ein ſolcher Brief oder wenigſtens ſein Name darauf nicht erſcheine. — Der Biſchof ſtellte den Hergang der Sache dar, welche keine janſeniſtiſche ſei. Da der König zu wiſſen thue, er wolle von jedem einzelnen Prälaten ſeine Anſichten darüber annehmen, ſo wolle er ſeine Amtsbrüder bewegen, es auf dieſem Wege zu thun. Da er ſelbſt weder den ſchuldigen Gehorſam gegen den König verleugnen wolle, noch umhin könne, dem nachzukommen, was er ſeinem Charakter ſchuldig zu ſein glaube, ſo werde er auch dem Könige beſonders vorſtellen, was er für das Intereſſe der Kirche und zum Beſten ſeines Dienſtes für nothwendig erachte.

Das Geheimniß war an die Miniſter durch einen der Biſchöfe, welche unterzeichnet hatten, verrathen worden, um dadurch den üblen Folgen, welche die Unterſchrift haben konnte, für ſeine Perſon zuvorzukommen.

Der Hof glaubte noch weitere, öffentliche Schritte thun zu müſſen, damit es nicht den Anſchein gewinne, als ob er, nachdem er vom Pabſte ein Breve gegen die vier Biſchöfe verlangt hatte, nunmehr das Unternehmen der Biſchöfe begünſtige. Die Parlamente dienten zu ſolchen Demonſtrationen, Talon war die Maſchine, um den Willen der Regierung im Parlamente kund zu thun. Die Anklage war gegen die Janſeniſten gerichtet, von denen die Humanität der 19 Biſchöfe misbraucht worden ſei. Es erhoben ſich jedoch kräftige Stimmen im Parlamente für das Recht der Biſchöfe, ſich ihre Gedanken brieflich oder durch Geiſtliche mitzutheilen, oder gemeinſchaftlich an Pabſt und König zu ſchreiben. Man ſolle nicht dulden, daß das einzige Mittel, welches ihnen geblieben ſei, den Glauben und die Religion aufrecht zu erhalten, als Kabale behandelt werde. Allein der König hatte durch ſeinen Sohn den erſten Präſidenten in Kenntniß geſetzt, es ſei ſein abſoluter Wille, daß ein Spruch dagegen geſchehe; ſo beſchloß die Majorität, daß gegen die „verbotenen Verbindungen" eine Unterſuchung eingeleitet und Druck und Verkauf der beiden Briefe verboten werde. Kurz es wurde alles Mögliche gethan, die beiden Briefe recht allgemein zu verbreiten und ihnen eine große Bedeutung zu geben.

Der Biſchof von Chalons aber ſchrieb an den König: „Nie hat man den Geſellſchaften oder bürgerlichen Corporationen, nie hat man den Mönchen verboten, zuſammen zu treten, um ihre Rechte zu vertheidigen. Denn es iſt dies ein natürliches Recht. Noch viel mehr Recht und Grund aber, Sire, haben die Biſchöfe, ſich auf dieſe Weiſe zu vereinigen. Nach den Vätern giebt es nach der Einheit des Glaubens keine größere, als die des Epiſkopats. Alle Biſchöfe zuſammen bilden Einen Körper, der nicht von Menſchen gemacht iſt, ſondern deſſen Gründer und Haupt Chriſtus iſt. Alle menſchlichen Geſellſchaften können zu Grunde gehen, aber dieſer ehrwürdige Körper muß ſo lange beſtehen, als die Kirche; denn er iſt ihre Grundlage. Wir haben alle Theil an derſelben Gewalt, uns allein iſt dieſelbe Herde anvertraut, und obgleich nur ein Theil davon der Gerichtsbarkeit je eines Einzelnen anvertraut iſt, ſo ſind wir doch gewiſſermaßen alle Hirten der ganzen Kirche, weil uns allen insgeſammt der Schatz des Glaubens, der Lehre und der Kirchengeſetze anvertraut iſt. Daher

findet ſich jeder Biſchof in einer Art von Nothwendigkeit, ſich an Seine Majeſtät in Sachen ſeiner Diöceſe beſonders, aber wenn es ſich um die allgemeinen Bedürfniſſe der Braut Chriſti handelt, mit ſeinen Amtsbrüdern vereint an Dieſelbe zu wenden, da ſie alle Nachfolger der Apoſtel und ſo vieler Heiligen ſind, welche ſtets dieſes Verfahren beobachtet haben. Sie entſprachen in allen Jahrhunderten dieſer Verpflichtung, indem ſie, nach kanoniſcher Berathung in den Provinzial- und Nationalconcilien, ihre Beſchlüſſe den Königen brachten und dieſe aufforderten, durch ihre Auctorität die Entſcheidungen aufrecht zu erhalten, welche ihnen Gottes Geiſt eingegeben hatte. Nun aber, da wir dieſen heiligen Gebrauch unterbrochen ſehen, zum großen Misvergnügen des Klerus, welcher ſich nie verſammelt, ohne ſeine Wiederherſtellung zu verlangen, nun, da die beſonderen Verſammlungen, welche in Paris ſo häufig Statt hatten, nicht mehr ſind, bleibt uns kein Mittel, als der Verkehr unter uns und uns in allgemeinen Angelegenheiten der Kirche an Eure Majeſtät zu wenden. Ich wage ſogar zu ſagen, daß man dem Epiſkopat und der ganzen Religion einen ſehr großen Nachtheil zufügen würde, wenn man auch noch dieſes Mittel zerſtören wollte."

Der Biſchof von Alet hatte ſich durch Gefälligkeiten des Erzbiſchofs von Paris veranlaßt geſehen, dieſem das Ritual zu ſchicken, welches er für ſeine Diöceſe verfaßt hatte. Der Erzbiſchof entwickelte in ſeiner Antwort die Gründe, welche ihn bei ſeinem Verfahren gegen Port-Royal geleitet hatten. Der Biſchof ging nicht unmittelbar darauf ein, ſondern ſetzte ſeine Anſicht in einem vom 7. November 1667 datirten Aufſatze auseinander, worin er die gewöhnlichen Unterſcheidungen von fait und droit wiederholt. Er begegnet darin einem naheliegenden Einwurfe mit den Worten:

„Obgleich die Kirche in Entſcheidung ſolcher Thatſachen nicht unfehlbar iſt, alſo auch nicht kraft ihrer bloßen Auctorität den Glauben verlangen kann, ſo giebt es doch auch Thatſachen, welche durch alle begleitenden Umſtände ſo notoriſch und einleuchtend ſind, daß man vernünftiger Weiſe daran nicht zweifeln kann, ſondern ſie glauben muß, zwar nicht kraft der Auctorität der Entſcheidung, ſondern durch die damit verbundenen Gründe der Gewißheit und Evidenz. Daher glaubt man ſie, obgleich keine Entſcheidung vor-

handen iſt. So hegt Niemand Zweifel über die Thatſachen Luthers und Calvins, obgleich das tridentiner Concil ſie nicht entſchieden hat. Daher können auch die Hirten der Kirche für dieſe Thatſachen, wenn ſie es für zeitgemäß halten, von den Gläubigen die Unterſchrift verlangen. Denn ſie befehlen damit nicht den Glauben, ſondern ſie ſetzen ihn voraus und verlangen nur Zeugniß davon. Sie haben das Recht, Diejenigen, welche ſich deſſen weigern, als im Glauben verdächtig zu behandeln, da ſie Grund haben zu glauben, daß jene es aus böſer Geſinnung und aus Anhänglichkeit an die Irrthümer thun. In dieſe Klaſſe müſſen auch noch Arrius, Neſtorius, Eutiches und die anderen Hereſiarchen gerechnet werden, welche kein vernünftiger Menſch in Zweifel ziehen kann. — Etwas Anderes iſt es aber bei dunklen, ſtreitigen Thatſachen, dergleichen das Factum iſt, wie Janſen ſeine Lehre verſtanden habe, ob in einem katholiſchen oder ketzeriſchen Sinne."

Während es dem Biſchofe von Chalons vor Allem um den Episkopat zu thun war, ſo dem von Alet eben ſo ſehr um Disciplin und Dogma.

Stimmung des Königs.

Ihre gemeinſchaftliche Sache hatte aber ſeit Kurzem eine merklich günſtige Wendung genommen. Der König nahm den Biſchof von Chalons und ſeine perſönlichen, feſten Mittheilungen gut auf, verwies ihn übrigens an Le-Tellier. Dieſer erkannte an, daß die vier Biſchöfe nur dadurch ſich von vielen anderen unterſcheiden, daß ſie ihre zu Protokoll gegebenen Erklärungen haben drucken laſſen; er wiederholte immer, der König ſei durch das Verlangen eines Breves gegen die vier Biſchöfe, welches der Pabſt ihm zu Gefallen gegeben habe, gebunden, es ſei daher die Sache Derer, welche die Beilegung der Angelegenheiten wünſchten, Mittel ausfindig zu machen, den König herauszuziehen und ihn auf anſtändige Weiſe von Maßregeln loszumachen, welche er mit Rom gemeinſchaftlich ergriffen habe.

Der König, welcher durch ein an den vier Biſchöfen gegebenes Exempel den ihm ärgerlichen Streit in ſeinem Reiche niederzuſchlagen gehofft hatte, ſtieß nun, ehe er über die vier Meiſter geworden, auf 19 Biſchöfe, verbunden, die Rechte ihres Standes zu vertheidigen.

Vielleicht lag außer dieſem noch etwas Ernſteres mit zu Grunde, vielleicht ſage ich.

Der König ſagte zu Anfang des Jahres 1668 zu Le-Camus, welcher mit Nachdruck für das Neue-Teſtament von Mons, als von einer Zierde ſeines Reichs, ſprach, er wiſſe nicht, was ein Janſeniſt ſei, aber er billige die Frömmigkeit ſeiner Couſine Longueville ſehr. Madame de St. Loup theilte den 15. Januar 1668 im Vertrauen mit, der König habe dieſer Tage die Prinzeſſin Conti beſucht, ſie habe aber ſeinem Vorſchlage, ihren Sohn das Tanzen zu lehren, auf eine ſehr artige und chriſtliche Weiſe widerſtanden, da die Bälle nicht für die Chriſten ſeien. Die Prinzeſſin verwandte ſich beim Könige für den Abbe Voiſin, den Prediger ihres ſeligen Gatten, und bat ihn, deſſen Sache nicht durch die Hände Annats gehen zu laſſen. — Warum aber das nicht? fragte der König. — Weil die Moral der Jeſuiten nicht mit dem des Hotels Conti zuſammenſtimmt, antwortete ſie; worauf der König erwiderte, ſie ſeien doch gute Leute; „man hält mich alſo für ſehr ſchlimm, fügte er hinzu, ich bin es aber nicht ſo ſehr, als man glaubt; er wies auf ſeinem Arm hin: Ich wollte es hätte mich einen Arm gekoſtet und ich wäre bekehrt. Beten Sie zu Gott für mein Gewiſſen.“

Neue Reibungen.

Von Rom kam keine Antwort, weder auf den Brief der 19, noch auf den der vier Biſchöfe, ob man gleich gewiß war, daß beide abgegeben waren; „ſie haben in Rom aber das Recht des Herkommens, es ſo zu machen, wenn ſie kei e Antwort geben wollen, oder es nicht wagen.“ — Indeß war der neue Nuntius, Bargellini, Erzbiſchof von Theben, angekommen; ein wackerer Kavalier, aber mistrauiſch und für fremden Einfluß offen, daher ſchwankend in ſeinem Benehmen. Der Erzbiſchof von Sens bezeugte ſich ſehr entgegenkommend gegen ihn und rückte bei Zeiten mit der vorläufigen Bedingung der Unterhandlungen heraus, daß kein Theil den Jeſuiten etwas davon ſagen ſollte, auch in Rom nicht. Er nahm es auf ſich, auch die Miniſter zu dieſem Verſprechen zu vermögen. Dabei half ihm der Biſchof von Laon, der nachmalige Cardinal d'Eſtrees, der Vertraute des Staatsſecretairs

Lionne, welchem der Pabſt durch die Mitwirkung bei ſeiner Wahl ſehr verpflichtet war.

Indeß erhielt der Nuntius von Rom Breven, welche die Verdammung des 1667 erſchienenen Rituals von Alet und der Überſetzung des Neuen Teſtaments von Mons enthielten. Der Gebrauch des Rituals wurde ſelbſt den Geiſtlichen der Diöceſe Alet bei Excommunication ipso facto verboten. Da dem Nuntius aber beſonders vom Erzbiſchof von Sens vorgeſtellt wurde, daß ſich die meiſten Biſchöfe gegen die Publication einer ſolchen Verdammung eines ihrer Amtsbrüder erheben würden, ſo hielt er dieſelbe indeß zurück. Die Jeſuiten aber, welchen das Breve mitgetheilt war, ließen es auf eigene Fauſt drucken und verbreiteten es in der Diöceſe Alet, ließen es an Kirchthüren und öffentlichen Plätzen anſchlagen, ſo daß der Biſchof ſelbſt perſönliche Beleidigung erfuhr und der Gottesdienſt durch Streitigkeiten der Domherren über den ferneren Gebrauch des Rituals geſtört wurde. — Das Verdammungsbreve der Überſetzung des Neuen Teſtaments aber ließ der Nuntius ſelbſt, ohne die Genehmigung der franzöſiſchen Regierung einzuholen, drucken, und ſchickte es ſchon mehreren Biſchöfen zu. Die übeln Folgen, welche Dieſes für die Kurie hatte, werden wir bald erfahren.

Aus dieſen Breven erhellt, daß auch die mildere Geſinnung des neuen Pabſtes in Rom nicht ſogleich in allen Congregationen die herrſchende war; dadurch war die Stellung des Nuntius eine üble und der Kurie ſchadete der Übergang von einem Verfahren zum anderen. Waren auch zunächſt nur die Willensmeinungen des todten Pabſtes und ſeiner Lenker in den beiden Breven am Widerſtande geſcheitert, ſo war es doch ein unangenehmer Vorgang. — Daſſelbe erſehen wir aus einem Briefe (unter den Papieren von Fräulein Perrier), welcher um dieſe Zeit aus Rom einlief: „Gewiſſe Leute machen einen ſchlimmen Gebrauch von dem letzten Decrete über die Angſtbuße (attritio), welches doch die Streitigkeiten beſchwichtigen ſollte. Bei der Prüfung Derer, welche hier für das Beichthören befähigt erklärt werden ſollen, prägt man ihnen ſehr ein, daß ſie ſich ja zu hüten haben, ihre Beichtkinder zu einem Acte der Liebe gegen Gott [1]) zu verpflichten,

1) Irgend eine freudige Handlung oder Gebet, wozu man nicht blos durch die Furcht vor den Höllenſtrafen angetrieben wird.

weil dies eine zu ſchwere Laſt wäre, welche ihr Gewiſſen beſchweren könnte. Ich weiß das von Einem, der die Prüfung ſelbſt mitgemacht hat. — Ein Jeſuite (wohl von Bologna) hat Demſelben geſagt: Wenn wir verpflichtet wären, einen ſolchen Act der Liebe zu Gott zu vollbringen, um gerechtfertigt zu ſein, ſo hätte Chriſtus uns durch ſein Leiden nichts verdient; aber eine der hauptſächlichen Früchte davon war, daß er uns von dieſer Verpflichtung befreite, wozu die Juden durch das alte Geſetz verbunden waren, welche deshalb auch nicht anders gerechtfertigt werden konnten; während im neuen Geſetze die Furcht vor der Strafe, mit dem Sacramente verbunden, hinreicht" [1]).

Solche eingewurzelte Tendenzen konnten freilich nicht durch einen Pabſtwechſel überwunden werden, und die Jeſuiten ſuchten das Schiff der Kirche im bisherigen Laufe zu erhalten, auch als ſie bemerkten, daß der Wind in den oberen Regionen umgeſchlagen hatte. Daher war es noch ungewiß, ob die günſtigere Geſinnung des Pabſtes und des Königs auch wirklich gute Folgen für die Janſeniſten haben würde.

So war auch die Commiſſion der Erzbiſchöfe von Toulouſe und Bourges mit anderen acht Biſchöfen, als päbſtliche Commiſſairen, bereit, zur Beſtrafung der vier zu ſchreiten, nicht zurückgenommen. Der Erzbiſchof von Toulouſe machte ſich auf den Weg nach Paris. Umſonſt ſuchte ihn der Biſchof von Luçon, Colbert, Bruder des Miniſters, ob er gleich nicht zu den 19 gehörte, zurückzuhalten; umſonſt erklärte er ihm, er werde den Erzbiſchof als excommunicirt betrachten, wenn er die vier excommunicire. Dieſer antwortete, man müſſe es mit dem halten, der die größten „Pagnotten" [2]) gebe. Annat betrieb die Commiſſion ſo viel als möglich.

1) Die Jeſuiten ſahen auch das Innere äußerlich an; ſie kannten ein inneres Leben nur, ſo weit es durch Geſetze und durch den menſchlichen Willen ſich verändern läßt. — Dieſe ganz charakteriſtiſche Stelle zeigt, wie das Jeſuitenthum ganz gleich dem Phariſäerthum die Hauptſache des göttlichen Geſetzes dahinten läßt. Das Weſen des A. und N. Bundes iſt gerade verwechſelt, das opus operatum der Sacramente iſt nach ihnen der einzige weſentliche Vorzug des N. Bundes. Chriſtus wäre alſo gekommen, um dieſes äußere Sacramentswerk einzuſetzen und uns — von der Liebe zu erlöſen. Weil der Janſenismus, weil der Proteſtantismus, weil der evangeliſche Katholicismus das Chriſtenthum weſentlich als ein göttliches, innerliches Leben anſieht, faßte er es in der Liebe und Gnade zuſammen.

2) „Brödchen", ein italieniſches Sprüchwort.

Dadurch ſahen ſich die vier genöthigt, einen ihnen angerathenen neuen Weg einzuſchlagen und ſich brieflich an alle ihre Mitbiſchöfe in Frankreich zu wenden, um ihnen zu zeigen, daß in ihrer Perſon der ganze Epiſkopat angegriffen werde. Dieſes Schreiben iſt um ſo merkwürdiger, als es einen kurzen Inbegriff des in Frankreich gültigen Kirchenrechts und ſeiner Geſchichte giebt [1]). Als Vorbild der Freiheiten der gallikaniſchen Kirche ſchwebt ihnen die altafrikaniſche Kirche vor — wo auch Auguſtin ſeine Lehre von Sünde und Gnade verkündigt hatte. Dieſer Rundbrief vom 25. April 1668 und die damit verbundene Privataufforderung, daß alle Biſchöfe ſich mit den 19 vereinigen ſollten, um gegen das Verfahren der Kurie in der Sache der Biſchöfe, welche man ihren natürlichen Richtern entziehe, zu proteſtiren, wurden durch einen Spruch des Staatsraths vom 4. Juli unterdrückt, und es wurde allen Biſchöfen befohlen, die Exemplare dieſer Schreiben an den Staatskanzler einzuſchicken und unbeantwortet zu laſſen. Der Staatsrath ſagt noch ſchließlich: „Wenn ferner die Erz- und anderen Biſchöfe Kenntniß von etwas haben, was das allgemeine Intereſſe des Klerus von Frankreich betrifft, ſo ſollen ſie gehalten ſein, ſich an den König zu wenden, damit er nach ſeinem Gutdünken dafür ſorge, aber ſich nicht unterwinden, irgend ein Rundſchreiben darüber ohne vorgängige Erlaubniß dazu an ihre Mitbiſchöfe ergehen zu laſſen." Der Erzbiſchof von Sens ſchreibt darüber ſelbſt an den von den Jeſuiten beherrſchten Erzbiſchof von Autun: „Wohin iſt es mit der Kirche gekommen? Hat man je ſeit den Zeiten der Verfolgung eine größere Erniedrigung ihrer Auctorität, ihrer Rechte und Diener geſehen? Wie! dieſe Kirche, welche nur durch den h. Geiſt recht geleitet werden kann, der doch nur ihren verſammelten Biſchöfen verſprochen iſt, ſoll die Hülfe, welche ſie ihr in ihren geiſtigen und zeitlichen Bedürfniſſen ſchuldig ſind, nicht hoffen, da man nicht duldet, daß ſie zuſammen kommen, um von ihren Angelegenheiten gemeinſchaftlich zu verhandeln, da man ihnen ein Verbrechen daraus macht, brieflich zu verkehren, was das einzige, wenn auch ſchwache Mittel iſt, welches ihnen übrig bleibt? Was iſt unſere Pflicht in dieſer äußerſten Noth?" Es ſcheint aber, daß die Biſchöfe nur unmächtige Kla-

1) Siehe Beilage XXXI.

gen dieſer letzten Auflöſung ihres Verbandes entgegenſetzten. Arnauld ſieht den Befehl des Staatsraths als einen Sieg Annats und des Kanzlers über die nichts deſto weniger gutgeſinnten Miniſter an.

Abſichten der verſchiedenen Perſonen.

Indeß hatten die vermittelnden Biſchöfe von Sens und Chalons einen ganz charakteriſtiſchen Vermittlungsvorſchlag erdacht. Da die Kurie ſich beſonders daran ſtieß, daß die vier Biſchöfe ihr Mandement mit der Unterſcheidung von droit und fait durch den Druck veröffentlicht hatten, ſo ſollten ſie nun das päbſtliche Formular durch ihren Klerus auf einer Synode unterſchreiben laſſen mit einer Erklärung zu Protokoll, worin ſie ganz dieſelbe Unterſcheidung ausſprächen, welche aber nur ihrem Klerus mitgetheilt würde, wie es andere Biſchöfe, namentlich der von Sens, auch gemacht hatten. Sie hätten ihr gedrucktes Mandement nicht zu widerrufen und doch könnte man ſagen, ſie haben unterſchrieben; Jenes werde ihr Gewiſſen, Dieſes den Pabſt zufrieden ſtellen.

Dies iſt der Plan, welcher von jetzt an verfolgt wird, wofür den Nuntius, den Hof, beſonders den Biſchof von Alet zu gewinnen, alle Kunſt der vermittelnden Biſchöfe verlangte. Vorher wollen wir uns durch einen Hofmann die dabei thätigen Perſönlichkeiten ſkizziren laſſen. — „Der Biſchof von Chalons, heißt es, wünſcht den Kirchenfrieden und arbeitet von ganzem Herzen daran. Die Entfernung von Paris und die alte gute Meinung, die er von ſich als einem guten Unterhändler hat, werden ihn in irgend eine Schlinge (panneau) fallen laſſen. Er iſt immer der Anſicht Deſſen, mit dem er ſpricht. Jeder nimmt das für baare Münze. Er ſtellt ſich vor, was er gehört hat, ſtimme mit der entgegenſtehenden Partei überein, ſchreibt das Reſultat für ſich nieder und glaubt darauf hin, der Friede ſei ausgemacht. Wenn's aber zur Anwendung kommt, ſo wird man ſich entfernter als je finden. — Der Erzbiſchof von Sens benimmt ſich dabei gut, er iſt darin aber verdächtig und hat kein Zutrauen. — Die beiden Erzbiſchöfe von Toulouſe und Bourges, welche an der Spitze der Commiſſion ſtehen, möchten den Hof unwiederbringlich in den Proceß der vier Biſchöfe hineintreiben, weil ſie Freunde der Jeſuiten ſind und ihr Glück und das ihrer Neffen dadurch zu machen ſuchen. Sie

ſind beide ſchlau, fürchten aber Angriffe in Druckſchriften, beſonders der von Toulouſe, und ob er gleich in dem Cirkularſchreiben nur gekitzelt wurde, ſo beklagt er ſich doch, als hätte man ihn gekratzt. Dieſes, wie auch ſeine Meinung, daß die Miniſter mit ihm ihr Spiel treiben, und daß ſie nicht die Abſicht haben, die Sache aufs Äußerſte zu treiben, wird machen, daß er nur den Zügel in der Hand vorwärts gehen wird. — Der Erzbiſchof von Ambrun, in der Befürchtung, es möchte Dies einen allgemeinen Aufſtand aller Biſchöfe gegen die Jeſuiten herbeiführen, ſpricht von Frieden, Pater Annat aber nur von Krieg. — Der Erzbiſchof von Paris hat ziemlich Luſt, die Sache beizulegen. Er ſieht, wie wenig Unterſchied unter ſeiner Erklärung und der Erklärung der vier Biſchöfe iſt. Sein Intendant zeigt ihm, daß ſeine Einkünfte dadurch geſchmälert werden, und daß dieſe Angelegenheit ihm die Abneigung aller Angehörigen des Parlaments (gens de robe) und die Verachtung des Hofs zugezogen hat. Er möchte das Pabſtthum zum Beſten haben (goder le papat), und dieſe boshaften Schriften bringen ihn von Zeit zu Zeit in Hitze. Er fürchtet ſogar, Dieſes möchte ihm bei Hofe geſchadet haben. Vor Allem aber hat er ſolche Furcht, man möchte die Sache ohne ihn beilegen, daß er davor zittert; und wenn man ſagt, daß man über Alles im Reinen iſt, ſo möchte er, daß es ſchon geſchehen wäre. Wenn er aber zu Hof geht und er dieſen übel gegen die vier Biſchöfe gelaunt findet, ſo entfernt er ſich von einer Beilegung wieder ſo weit, als er ſich ihr genähert hatte. Wenn man ihm mit Gründen kommt, ſo ergiebt er ſich, nachdem er einige Gemeinplätze über die Wahrſcheinlichkeits-Argumente und über die Inconvenienzen vorgebracht hat, in Alles, was man will. Wenn man ihm etwas ſtark zuſetzt, beſonders mit Gründen aus dem Factum des Honorius und des Theodoret, ſo ſagt er, er habe nie für die Thatſachen Glauben verlangt. Man arbeitet daran, ihm durch den König zu wiſſen zu thun, daß er ihm Vergnügen mache, wenn er möglichſt zum Frieden beitrage. Und wenn es ihm der König ſagt, ſo wird er willig darauf eingehen, ſowohl aus den gemeldeten Urſachen, als weil er mit dem P. Annat darüber erkaltet iſt, daß dieſer ihn fälſchlich in einem Libelle über die Approbationen des N. Teſtaments citirt hat und weil er nicht mehr ſo erbittert iſt, als vor einem Halbjahr."

„Was die Miniſter anbelangt, — abgeſehen von dem gratis, welches man von Rom für die Bullen des Abbe Le-Tellier (zur Koadjutorin von Rheims) hofft, und welches ſie während zweier Monate etwas ſchwach machen wird — ſo wünſchen ſie den Frieden und ſie ſchlagen das Verdienſt und die Tugend der vier Biſchöfe an. Sie ſind indeß überzeugt, daß der Pabſt die Commiſſaire ernennen kann und daß es für den König vortheilhaft iſt. Was den eigentlichen Streitpunkt, den Glauben an Thatſachen anbelangt, ſo ſind ſie der Anſicht des M. d'Alet. Sie werden ruhig alle Vorſchläge anhören, die man ihnen macht, ſie werden ſehr erfreut ſein, daß die Sache beigelegt werde; wenn die Sachen gut liegen, werden ſie ſich unaufgefordert beim Könige dafür verwenden; wenn die Sache aber nicht im Guten beigelegt werden kann, ſo werden ſie ſo ſchnell wie möglich über die vier richten laſſen. Sie werden das Tribunal nahe bei Paris aufrichten, und ſobald es angefangen ſein wird, werden ſie im Augenblicke dem Könige rathen, alle ſeine Auctorität anzuwenden, um die vier Biſchöfe aus ihrem Beſitze zu vertreiben, ſie zu verbannen, ihre Güter den Armen zu geben, die Kapitel zur Übernahme der Adminiſtration ihrer Kirchen zu vermögen. So weit werden ſie es aber nur im äußerſten Falle treiben, denn ſie fürchten, es möchten alle Biſchöfe revoltiren, beſonders was den Glauben an das Factum anbelangt. Denn nur weil die 19 Biſchöfe in ihrem Briefe an den Pabſt erklärt haben, nostrum omnium crimen est, hat Le-Tellier zum Nuntius geſagt, es ſei nicht mehr die Sache von vieren, ſondern von Dreiundzwanzigen, und der Pabſt ſolle ſich wohl vorſehen, ob er ſo vielen Biſchöfen den Proceß machen wolle. Da die Miniſter jedoch hoffen, die Biſchöfe werden, nachdem ſie ihren Schuß abgebrannt, zumal über den Glauben an das Factum ſchweigen, ſo werden ſie ohne Schwierigkeit das Ganze vorwärts treiben, entſchloſſen, ſich den Biſchöfen mit aller Gewalt zu widerſetzen, wenn ſie ihren Widerſtand einfach auf den Mangel an Jurisdiction von Seiten der Delegirten (der Commiſſaire) des h. Stuhls ſtützen."

„Der Nuntius iſt ein Bologneſe, welcher vor Allem dem franzöſiſchen Hofe gefallen will, um den Cardinalshut zu bekommen und um als Nuntius beſtätigt zu werden, auf den Fall, daß ein anderer Pabſt käme, ehe er zum Cardinalat promovirt wäre. Er

macht den Offenherzigen; aber er verleugnet ſeine Heimath nicht. Er wünſchte die friedliche Beilegung ziemlich, er ſagte es zum Sterben oft, aber er iſt nicht ſtark genug, um es wirklich zu vollbringen und auf ſich zu nehmen; er handelt in Übereinſtimmung mit P. Annat, weil er weiß, daß ſich der Pabſt in der Theologie ganz den Jeſuiten anvertraut, und daß Se. Heiligkeit überzeugt iſt, nur ſie ſeien es in Frankreich, die Ein Intereſſe mit ihm haben."

„Dies iſt der Plan und die wahre Geſinnung aller Derer, welche zum Frieden beitragen können. Daraus werden Sie ſonder Zweifel abnehmen, daß er nicht ſo leicht zu ſchließen iſt, als man ſich einbildet." — So weit unſer Hofmann.

Die von den vier Biſchöfen geſtellten Grundbedingungen.

Der Biſchof von Commenge, nicht abgeſchreckt durch den früheren Vermittlungsverſuch, wobei er über die Indiscretion Arnaulds ſo ſehr ſich beklagte, begab ſich im Auftrage des von Chalons nach Alet. Auch der von Pamiers kam dahin. Die drei Biſchöfe ſuchten unter Gebet und Austauſch ihrer Gründe und Anſichten ſich zu verſtändigen. Der von Alet fürchtete, dieſe Anträge werden nur eine Schlinge für ſie werden; wenn ſie die vorgeſchlagenen Bedingungen erfüllt hätten, werde man ſagen, ſie haben es damit nur darauf abgeſehen, Pabſt und König hinter das Licht zu führen. Er war mit dem von Pamiers beſonders wegen der Stellung von Port-Royal verſchiedener Anſicht. Dieſer glaubte ſich nicht berufen, das Friedenswerk der größten Gefahr auszuſetzen, indem er auch eine ſolche Privatangelegenheit, wie die von Port-Royal, zu der ſeinigen mache. Der von Alet aber erklärte, es ſei notoriſch, daß die Theologen und Nonnen von Port-Royal nur deshalb verfolgt werden, weil ſie das Factum des Janſenismus nicht ohne Unterſcheidung, noch in zweideutigen Ausdrücken unterſchreiben wollten. Wenn man ſie noch anderer Dinge anklage, ſo geſchehe es nur, um ihre Verfolgung zu beſchönigen, welche man mit der Verweigerung der Unterſchrift allein nicht rechtfertigen könne. Nach ſeiner feſten Überzeugung haben die Theologen und Nonnen in dieſem Stücke ihre Pflicht erfüllt, ſo daß er darüber weiter nicht berathen könne, ſondern glaube, er würde ſich einer der weſentlichſten Pflichten des Epiſkopats ent-

ziehen, wenn er Perſonen verließe, von welchen er wiſſe, daß ſie nur für die Wahrheit leiden; es ſei dies eine ſeiner Abſichten geweſen, als er ſich in dieſe Sache eingelaſſen und ſein Mandement gemacht habe, und er ſei immer mehr darin beſtärkt worden. Überhaupt würde man ſonſt der Kirche nicht den Frieden verſchaffen; die Wahrheit ſei Eine, und wenn man wegen katholiſcher Biſchöfe eine Erklärung gebe, indem man mit Unterſcheidung (des droit et fait) zu unterzeichnen erlaube, und gerade in Betreff der Auctorität ausſpreche, es ſei ein Irrthum, zum Glauben an nicht geoffenbarte Thatſachen zu verpflichten, ſo könnte man Prieſter und Nonnen der Diöceſe Paris nicht um deſſelben Gegenſtandes willen verfolgen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten und ohne den Biſchöfen die Verpflichtung aufzulegen, ſich gegen dieſen Irrthum zu erheben und ſo einen neuen Kampf anzufangen. — Endlich ergab ſich auch der Biſchof von Pamiers an die Überzeugung deſſen von Alet. Sie ſetzten ſofort ihre Bedingungen auf, um ſie den beiden anderen Biſchöfen, dem von Angers und von Beauvais, mitzutheilen. Dieſelben kamen auf drei Punkte zurück. 1) Den vier Biſchöfen ſolle die Freiheit gelaſſen werden, nach eigenem Gutdünken die Erklärung zu Protokoll abzufaſſen. 2) Sie ſollten auch Herr ſein, den Brief an den Pabſt zu verfaſſen, welcher ehrerbietig ſein ſoll; man darf ſie aber nicht verpflichten, irgend dunkle, zweideutige und mehrſinnige Ausdrücke darein zu ſetzen, ſondern alle Ausdrücke ſollen ganz klar ſein und nichts ſoll, wenn auch noch ſo wenig, nach einem Widerrufe ſchmecken. 3) Die Beilegung des Streits ſolle allgemein ſein und ſich auch auf die in derſelben Sache ſtehenden Doctoren und Nonnen von Port-Royal erſtrecken. — Die beiden anderen Biſchöfe erklärten ſich für vollkommen einverſtanden mit dieſen Bedingungen, und die von Sens und Chalons wurden von ihnen darauf hin ausdrücklich zu Vermittlern anerkannt. Obgleich Arnauld in Port-Royal fortwährend die Partei niederhielt, welche eine offene Erklärung zu Gunſten der Lehre Janſens im Gegenſatze gegen den herrſchenden Semipelagianismus verlangte, ſo war er doch nicht ſo leicht zu bewegen, mit den beiden Vermittlern zu conferiren. Der Biſchof von Chalons hatte bisher erklärt, man könne einfach und lauter unterzeichnen, da es unmöglich ſei, daß die Unterwerfung der Überzeugung auch auf die Facten ſich erſtrecke.

Endlich kamen im Hotel Longueville, im Zimmer der Fräulein von Vertus, die beiden vermittelnden Biſchöfe mit ihm zuſammen.

Die Unterhandlungen laufen wiederholt Gefahr zu ſcheitern.

Es that auch Noth, daß das Friedensgeſchäft gefördert werde; denn, um an Annat nicht zu verrathen, daß etwas im Werke ſei, mußten der Nuntius und die Miniſter in ſein und der Commiſſaire Begehren der endlichen Verſammlung der Commiſſion einſtimmen. An die Stelle der beiden Biſchöfe, welche ſich geweigert hatten, die Commiſſion anzunehmen, waren andere getreten; es wurde beſchloſſen vorzuſchreiten, ohne die vier Biſchöfe zu vernehmen; ſobald die Commiſſaire verſammelt wären, was Annat möglichſt betrieb, ſollte jeder durch einen Nachbarbiſchof aufgefordert werden, den Breven zu gehorchen, und wenn er auf dreimalige Aufforderung Dieſes nicht thue, ſo ſollte er ohne Weiteres mit dem Interdict belegt und abgeſetzt werden. — Zugleich ſuchte man einen der bedeutendſten Staatsmänner gegen Port-Royal zu erbittern [1]).

1) Den 22. Juni war eine Tochter von Le-Tellier an den Blattern geſtorben. Am folgenden Tage erhielt der gebeugte Vater einen in fanatiſchem Tone geſchriebenen Brief, dieſer Todesfall ſei eine Züchtigung Gottes dafür, daß er die letzte Erklärung des Königs für die Unterſchrift des Formulars aufgeſetzt habe. Deshalb fange Gott an, zu ſeinen Lebzeiten ſeine Familie und ſein Vermögen zu ſtürzen. Schließlich wurde Le-Tellier aufgefordert, darüber Stillſchweigen zu beobachten, wie man ihm verſprach, es ſollte die Warnung nur Gott und ihm bekannt bleiben. Le-Tellier aber zeigte entrüſtet den Brief und es fiel um ſo mehr Verdacht auf die Häupter der Janſeniſten, als Einige von dieſen dem Brief anfangs Lob gezollt hatten. Arnauld ſah ſich genöthigt, in einem Briefe an den mit Le-Tellier befreundeten Erzbiſchof von Sens zu erklären, daß er und die Seinigen durchaus keinen Antheil daran haben. Dies ſei nicht das erſte Mal, daß die Jeſuiten eine fremde Maske annehmen. „Sie hatten nicht ſobald angefangen gegen das Buch über das häufige Communiciren ihre Declamationen loszulaſſen, als ſie im Namen eines proteſtantiſchen Geiſtlichen an mich ſchrieben, welches Schreiben ſie bald darauf veröffentlichten, um glauben zu machen, als hätte ich große Einverſtändniſſe mit proteſtantiſchen Geiſtlichen und als lobten ſie mein Werk. Zu gleicher Zeit machten ſie einen Brief voll gottloſer Spöttereien gegen die Buße, unter dem Namen eines Officiers von der Garniſon von Arras. Seitdem haben ſie uns wieder zwei unverſchämte Stücke unterſchoben, das eine unter dem Namen des Manifeſts der Janſeniſten, welches ſie in Paris drucken ließen, das andere unter dem eines Cirkularſchreibens der Janſeniſten, welches ſie lange handſchriftlich in den Provinzen herumgehen ließen, um ihrer Spitzbüberei mehr Anſehen zu verſchaffen, und das Marandé, einer ihrer Emiſſaire, einem ihrer Libelle beidrucken ließ. Dieſe Unterſchiebungen ſind ihnen ſo geläufig, daß ſie ſich derſelben auf eine für die Kirche ſehr ſkandalöſe Weiſe ſelbſt gegen die Ketzer bedienen; ſo als ſie vor einigen Jahren bei Muguet

Aber eben dieſer Le-Tellier erklärte dem Erzbiſchofe von Sens, der König werde mit Dem zufrieden ſein, womit ſich der Pabſt zufrieden gäbe. Es galt alſo dieſen durch den Nuntius zu gewinnen; man ſtellte ihm den von den beiden Vermittlern ausgedachten Weg als den beſten dar, ohne merken zu laſſen, daß die vier Biſchöfe ſich ſchon für einverſtanden erklärt hätten. Vielmehr ſtellte man ſich, als würde es Mühe koſten, dieſelben zu einer neuen Erklärung zu Protokoll zu vermögen. Der Miniſter des Auswärtigen, Lionne, der Familie Arnauld befreundet, übernahm es, dem Nuntius die Gefahr zu ſchildern, welche die Kurie liefe, wenn ſie es mit den vier Biſchöfen aufs Äußerſte treiben wollte. Der Nuntius berichtete in gleichem Sinne nach Rom, wohl auch um ſein Verdienſt der Beilegung dieſes Streits dadurch zu erhöhen. Er ſchrieb, es ſei Gefahr, daß durch die Herzogin von Longueville und die Prinzeſſin Conti die einflußreichſten Großen des Hofs für die Janſeniſten gewonnen würden. Ans Unglaubliche gränzt es, daß eine beſondere Congregation in Rom die Sache berathen haben ſoll, ohne daß die Jeſuiten davon Wind erhielten. Sie waren allerdings um dieſe Zeit unter ſich ſelbſt sehr getheilt; ihr General hatte vom Pabſte die Abhaltung einer Generalverſammlung der Compagnie verlangt, die ihm beigegebenen Aſſiſtenten und andere einflußreiche Glieder ſuchten dies zu hintertreiben, unter dem Vorwande, es würde ungeheure Koſten verurſachen. —

Indeß galt es doch ſehr auf ſeiner Hut zu ſein; man wagte nicht, die einzelnen Plane der Poſt anzuvertrauen und konnte ohne dies nicht für Alles die Antwort von Alet erwarten. Der Biſchof aber wachte argwöhniſch darüber, ob auch die drei Grundbedin-

eine Schrift unter dem Namen der Hugenotten von Montauban drucken ließen, worin ſie dieſelben ſagen ließen, weil ſie wegen eines Aufruhrs geplagt ſeien, ſo thuen ſie gut, katholiſch zu werden, blos um von der Strafe frei zu werden. Sie ließen die Hugenotten Dieſes mit Gründen beweiſen, welche nur zur Freigeiſterei und Irreligioſität führen konnten. Es iſt abſcheulich, daß man in Paris den Verkauf einer ſo gottloſen Schrift unter dem Vorwande duldete, daß ſie angeblich von den Hugenotten ſei, obgleich leicht zu merken war, daß ſie ihnen böslich unterſchoben ſei; eben ſowohl als eine Andere, welche von dem Jeſuiten Meynier in Poitiers unter dem Namen eines proteſtantiſchen Geiſtlichen fabricirt war, welchen man ſagen ließ, in ihrer Religion ſei erlaubt zu glauben, was man wolle. — Sie ſehen leicht ein, was man vernünftiger Weiſe aus ſo vielen Beiſpielen ſchließen kann, wir überlaſſen jedoch dieſes Alles dem Gerichte Gottes."

gungen gehalten würden; er weigerte ſich, den beiden näher bei Paris gelegenen Biſchöfen von Beauvais und Angers unbedingte Vollmacht zu geben. Namentlich wollte er ſich ſeine perſönliche Mitwirkung bei Abfaſſung des Briefs an den Pabſt nicht nehmen laſſen. Als aber der Augenblick und die Gefahr drängte, trugen die Vermittler dem Dr. Arnauld auf, den Brief an den Pabſt zu ſchreiben; da er bisher beinahe alle öffentlichen Briefe für die vier Biſchöfe abgefaßt hatte, zweifelte man nicht, daß M. d'Alet dieſes Verfahren gut heißen werde. Der Nuntius machte einige Veränderungen daran und ſtand dafür gut, daß der Pabſt damit zufrieden ſein werde [1]). Der Erzbiſchof von Sens ging in der erſten Freude über das vom Nuntius ſelbſt verglichene und ihm mitgetheilte Exemplar des Schreibens, als über das Unterpfand des Friedens, zuerſt in eine Kirche und dann ins Hotel Longueville. Es war den 9. Auguſt 1668. Er ſetzte ſogleich auch den König davon in Kenntniß, welcher zufrieden war. Der Nuntius beſtätigte dem Könige, daß Alles beigelegt ſei, indem er ihm für den der Kirche dabei gewährten Schutz dankte. Der Erzbiſchof von Toulouſe wurde durch den Vorſchlag, den Biſchof von Alet nach Paris vorzuladen, hintergangen, ſo daß er ſelbſt von den Miniſtern einen Verzug von 14 Tagen für die Eröffnung der Commiſſion verlangte. Die Biſchöfe von Angers und Beauvais waren ganz mit dem Schreiben an den Pabſt einverſtanden und ſchickten ihre Unterſchrift. An den von Alet war ein Vertrauter, St. Laurent, als Eilbote abgeſchickt worden. Pavillon meinte es ſelbſt zu ehrlich, als daß er hätte glauben können, der Pabſt werde es ſich an einer Scheinunterwerfung genügen laſſen. Er war überzeugt, daß ſtatt einer Beſtätigung ihres vom Pabſte verworfenen und in den Index geſetzten Mandements durch eine Erklärung zu Protokoll, der Widerruf des Mandements auf irgend eine Weiſe verlangt werden werde. Es genügte ihm nicht, daß jeder Biſchof das Recht haben ſollte, ſeine Erklärung zu Protokoll ſelbſt abzufaſſen. Damit man ſich nicht durch Zweideutigkeiten die Hände binde, bei neuen Anforderungen frei aufzutreten, wollte er die mög-

1) Siehe Beilage XXXII. Brief der vier Biſchöfe an den Pabſt vom 1. September 1668.

lichſte Deutlichkeit der Erklärung. Als daher St. Laurent mit dem Briefe ankam, war alle Mühe vergebens, ihn zu deſſen einfacher Annahme bewegen zu wollen. Er glaubte, da er ſich ſelbſt das Recht vorbehalten hatte, den Brief mit zu verfaſſen, müſſe es ihm verſtattet werden, denſelben an einigen Stellen deutlicher zu machen und zu erklären, daß man ſich nur in der Form der bisherigen Unterſchrift eine Veränderung gefallen laſſe, in der Sache, in der Lehre, als der Grundlage der Kirche, keinen Finger breit von dem Bisherigen abgehe. Überdies machte er noch eine Hauptbedingung daraus, daß es den vier Biſchöfen frei geſtellt ſein müſſe, ihre Erklärungen zu Protokoll und ihren Brief an den Pabſt zu veröffentlichen, wenn man von dem gegenwärtigen Schritte Misbrauch machen und behaupten wolle, ſie haben die Lehre ihrer Mandements aufgegeben. So mußte St. Laurent mit einem umgearbeiteten Briefe an den Pabſt nach Paris zurückkehren; „die Abſicht des Biſchofs iſt dabei auch, ſchreibt ſein Archidiakonus Ragot an Arnauld, durch Verzögerung der Sache mehr Zeit zum Gebete zu gewinnen, um ſich vor Misgriffen zu ſchützen, und ſich zu überzeugen, ob die Übereinkunft von Gott komme.“

Die Vermittler wagten nicht dem Nuntius die Ankunft ihres Eilboten und deſſen verfehlte Sendung mitzutheilen. Er wäre damit ſeines Wortes entbunden geweſen, die Ehre erlaubte ihm nicht von dem Briefe, worüber man übereingekommen war, abzuweichen. Die Gegner hatten von den Unterhandlungen wahrſcheinlich Wind bekommen, Annat ſollte zu Abbe Prieres geſagt haben, die Sache der vier Biſchöfe ſei auf eine für die Kirche ſchmähliche Weiſe beigelegt. Die Vermittler ſahen, daß kein anderes Rettungsmittel ſei, als durch einen neuen Eilboten, durch dringende Briefe von Beauvais, Angers und Dr. Arnauld Pavillon zur Unterſchrift zu vermögen. Als dieſer ſah, daß kein anderer Ausweg möglich, und durch die Annahme des Briefs von Seiten des Nuntius Allen die Hände gebunden ſeien und nichts mehr geändert werden könne, da ihm die Zerſtörung des Friedenswerks aufs Gewiſſen gegeben wurde, ſo unterſchrieb auch er, mit dem Biſchofe von Pamiers, welcher, obgleich perſönlich nachgiebiger, entſchloſſen war, in Allem Pavillons Fußſtapfen zu folgen und ſein Loos zu theilen. Der Erzbiſchof von Sens eilte mit

dieſer Nachricht den Nuntius aufzuſuchen [1]), welcher ihn umarmte und ihn verſicherte, es freue ihn mehr, als wenn er ihm den Cardinalshut brächte. Die beiden Vermittler wurden beim Könige ſehr gut aufgenommen, als ſie ihm den Abſchluß der Verhandlungen mittheilten und ſeine Erlaubniß einholten, den unterzeichneten Brief dem Nuntius zu übergeben. Dieſer erklärte beim Könige die Sache für beendigt, ja „mehr als beendigt.“ Die Biſchöfe, welche ſich als Commiſſaire zum Gerichte über ihre vier Amtsbrüder eingefunden hatten, erhielten die Weiſung wieder heimzugehen, da man ihrer nicht bedürfe. Die Hofleute riefen ſpottend: cavalli di ritorno per gli signori commissarii [2]). — Da fiel dem Nuntius bei, ob er gleich in Allem bisher mit päbſtlicher Vollmacht und Gutheißung gehandelt hatte, es würde dem Pabſte und ſeinen Miniſtern angenehmer ſein, wenn er die Sache noch einmal ihrer Endentſcheidung vorlegte. Daher ſandte er nur eine Copie des Briefs der vier Biſchöfe durch einen Kurier an den Pabſt ab und brachte die Originalurkunde den folgenden Tag dem Biſchof von Chalons zurück. Da aber weder dieſer noch der von Sens den Brief zurücknehmen wollte, warf der Nuntius denſelben zerriſſen vor ſie hin. Sie verkannten darin nicht die Wirkung der Rache der entlaſſenen Commiſſaire und der drohenden Vorſtellungen der Jeſuiten; allein ſie wußten ihn auch von der Seite der Furcht anzugreifen, indem ſie ihm nicht nur das Ehr- und Gewiſſenloſe ſeines Betragens darſtellten, ſondern ihn auch bedrohten, dem Briefe, allen Bedingungen und dem ganzen Hergange die möglichſte Öffentlichkeit zu geben, wenn er nicht bis zu Rückkehr des Kuriers ſtrenges Schweigen beobachte. Annat hatte dem Nuntius vorgeworfen, daß er das Werk von 20 Jahren zerſtöre. Dem Könige ſtellte er vor, dieſe Beilegung der Sachen führe zum Ruin der Religion und des Staats; der König aber antwortete ihm: Was die Religion betrifft, ſo iſt das Sache des Pabſtes. Iſt er zufrieden, ſo müſſen wir es auch ſein, Sie und ich. Was meinen Staat anbelangt, ſo bitte ich Sie, ſich damit

1) Der Biſchof von Chalons nahm es dem Erzbiſchofe ſehr übel, daß er nicht zuerſt ihm dieſe Mittheilung gemacht, ſondern das Verdienſt und den Ruhm ſich allein zugeeignet habe.

2) Ein damals üblicher Ruf der römiſchen Vetturine, wenn Fremde vorübergingen, denen ſie damit ihre Pferde zur Rückreiſe anboten.

keine Mühe zu machen; ich werde dafür zu thun wiſſen, was Noth thut.

Die Erklärung der vier Biſchöfe von der Kurie angenommen.

Sogleich nach Ankunft der Copie des Briefes der vier Biſchöfe in Rom wurde eine Congregation der Cardinäle gehalten, unter welchen beſonders Azzolini und Ottoboni die Annahme deſſelben als genügend unterſtützten. Ein Brief Lionnes trug nicht wenig dazu bei. Doch beauftragte der Cardinal Roſpiglioſi den Nuntius noch, er ſolle ſich ein Certificat ausſtellen laſſen, daß die vier Biſchöfe das Formular wirklich unterſchrieben hätten und hätten unterſchreiben laſſen. Es war dies wohl ein italieniſcher Kunſtgriff, nicht blos ein Mittel ſich dieſer Thatſache zu verſichern, ſondern zugleich ein Verſuch bei dem Handel noch nachträglich ſo viel wie möglich herauszuſchlagen. Die Vermittler hatten dem Nuntius wiederholt erklärt, daß die Erklärungen der vier Biſchöfe zu Protokoll durchaus keinen Widerruf ihrer bisherigen Mandements enthalten werden; der Nuntius hatte gewiß Dieſes nach Rom berichtet, denn ſonſt hätte er ein halsbrechendes Spiel geſpielt und würde den Jeſuiten die beſte Gelegenheit geboten haben, ſeinen Betrug aufzudecken und Strafe zu verlangen. Das Liebſte wäre dem Nuntius und der Kurie wohl geweſen, wenn man ihnen kurz ohne Zuſatz die Erklärung gegeben hätte, das Formular ſei unterſchrieben. Die Vermittler waren überzeugt, die Kurie beabſichtige, ſpäter einmal mit dieſer Erklärung herauszurücken und ſich den Anſchein zu geben, als hätten die vier das Formular einfach, ohne alle Unterſcheidung, unterſchrieben.

Die vier Biſchöfe hatten indeß in ihren Synoden, aber unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, das Formular unterſchrieben und unterſchreiben laſſen, mit der bisherigen Unterſcheidung der Glaubensnorm und des Factums. Sie erklärten, es wäre eine Beleidigung der Kirche, wenn man behaupten wollte, damit ſei auch die Lehre des St. Auguſtin und St. Thomas von der zu jeder frommen chriſtlichen Handlung nothwendigen „durch ſich ſelbſt nothwendigen“ Gnade verdammt. In Betreff des im Formulare enthaltenen Factums ſeid ihr nur zu einer Unterwerfung der Achtung und Disciplin verpflichtet, welche darin beſteht, daß wir uns nicht gegen dieſe Entſcheidung erheben, darin, daß wir Stillſchweigen

beobachten, um die Ordnung zu befolgen, welche in ſolchen Materien das Benehmen der untergeordneten Geiſtlichen in ihrer Beziehung zu ihren Vorſtehern regeln ſoll. Der Biſchof von Alet fügte noch bei: „Denn da die Kirche in ſolchen Thatſachen, welche den Sinn der Schriftſteller und ihrer Bücher betreffen, nicht untrüglich iſt, ſo maßt ſie ſich auch nicht an, ihre Kinder durch die bloße Auctorität ihrer Entſcheidung zum Glauben zu verpflichten."

Die Vermittler drohten abermals Alles, namentlich auch die Erklärungen zu Protokoll, zu veröffentlichen, wenn der Nuntius wortbrüchig mehr verlange, oder wenn er ſich das Anſehen gebe, als hätten die Biſchöfe ihre früheren Erklärungen durch eine einfache Unterſchrift widerrufen. Da aber auch Lionne ein ſolches Certificat für nothwendig erklärte, ſo gaben ſie ein durchaus nichts ſagendes, ohne Widerruf und ohne Unterſcheidung. Es bezog ſich nur auf den Brief an den Pabſt. Dagegen gab der Nuntius dem Könige das Breve vom 28. September, worin der Pabſt ſich für befriedigt erklärte.

Arnaulds Beſuche.

Nun war die Sache kein Geheimniß mehr; mehrere Tage hörten im Hotel des Nuntius die Beſuche der Glückwünſchenden nicht auf; nicht nur das Oratorium, die Congregation von Frankreich, die Pfarrer von Paris, ſelbſt die Kapuziner, die Handlanger der Jeſuiten, erſchienen. Dieſe ſelbſt aber blieben ferne. — Der Biſchof von Sens, welchem es ſehr daran gelegen war, alle verſprochenen Früchte der Verſöhnung zu ernten und dieſe insbeſondere Port=Royal zu gute kommen zu laſſen, bewog den Nuntius, Dr. Arnauld eine Audienz zu geben. Er brachte denſelben — deſſen meiſte Schriften in Rom in den Index geſetzt waren — mit Nicole und de la Lane zum Nuntius, welcher ſeine Feder als eine „Goldfeder" rühmte. Man ſprach davon, daß ſie nunmehr hauptſächlich gegen die Proteſtanten gerichtet ſein werde. Der Erzbiſchof wußte aber das Geſpräch im Allgemeinen zu halten, es mochte ihm bange ſein, der ehrliche Doctor möchte durch ein Wort ſich und dem mühſelig zuſammengefügten Frieden ſchaden.

Der König bezeugte nach ſeiner Rückkehr von Chambort, es würde auch ihn freuen, Arnauld zu ſehen; Lionne gab Pomponne,

welcher eben zum Geſandten in Holland ernannt worden war, davon Nachricht, welcher Arnauld den 24. October 1668 Morgens abholte, um ihn nach St. Germain zu führen. Zuerſt gingen ſie zu Lionne, welcher Arnauld ſehr freundlich empfing und ſie um die Zeit des königlichen Levers in das Gemach des Königs führte [1]). Als nun der König eintrat, redete Arnauld ihn mit den Worten an: Sire, Ich betrachte die Ehre, welche Eure Majeſtät mir erweiſt, mich vor Ihr zu dulden, als das größte Glück, welches mir je begegnet iſt; gewiß war eine ſo große Güte, wie die Ihrige, nöthig, um die übeln Dienſte zu vergeſſen, welche man mir bei Seiner Majeſtät hat leiſten wollen, für welche ich doch immer nur die Gefühle von Hochachtung, Verehrung und Bewunderung hegte, da ich in meiner Einſamkeit die großen Dinge vernommen habe, welche Sie vollbrachten, und da der Act, welcher mich daraus geführt hat, die Fülle Ihres Ruhms iſt; denn nichts iſt größer, als der Schutz, welchen Eure Majeſtät bei dieſer Gelegenheit der Kirche gewährt haben und ſo giebt es nichts, was ich nicht zu thun bereit wäre, um Ihrer Majeſtät die Freiheit zum Opfer zu bringen, welche Sie mir ſchenkt.

Der König erwiderte ihm auf eine ſehr verbindliche Weiſe, es freue ihn ſehr, einen Mann von ſeinem Verdienſte zu ſehen; er habe viel mit Achtung von ihm ſprechen hören, und hoffe, er könne nun die ihm von Gott geſchenkten Talente zur Vertheidigung der Kirche anwenden.

Arnauld antwortete ſehr demüthig, verſicherte auch, es habe ihm Leid gethan, ſich in alle früheren Streitigkeiten verwickelt zu ſehen. Der König aber hielt ihn mit dem Worte auf: Dies iſt etwas Vergangenes, wovon man nicht mehr ſprechen ſoll. Es wäre ihm lieb, wenn man fürder nichts mehr ſchriebe, was die Geiſter erbittern könnte. — Arnauld nahm dies in Ehrfurcht hin und der König wandte ſich an Pomponne: Ich glaube, es freuet Sie ſehr zu ſehen, was geſchieht [2]). Als Arnauld aus dem Ka-

1) Es heißt, man habe Arnauld in die Garderobe geführt, damit der König ihn nicht ſähe, ehe Arnauld ihn zugleich anreden könnte. Arnauld war durch ſeine lange Verborgenheit eine noch merkwürdigere Perſönlichkeit geworden.

2) Fontaine ſagt gar naiv: „Obgleich Arnauld dem Könige einige Entſchuldigungen wegen der Kraft ſagte, womit er manchmal in ſeinen Schriften ſich ausſpreche, ſo hatte er doch die bewundernswürdige Maxime von St.

binet des Königs getreten war, drängten ſich Alle einen Mann zu ſehen, — welchen der König ſo gut empfangen, nachdem er ſich ſeit Jahren hatte unſichtbar machen müſſen.

Nachdem er auch dem Dauphin aufgewartet hatte, begab ſich Arnauld zu Condé, Bruder der Herzogin von Longueville, der ihn ſehr freundlich empfing; Le-Telliers Empfang, heißt es, zeigte, daß er dieſen Tag als einen ſeiner Siege betrachte. Louvois war abweſend und Colbert ließ Niemand vor, weil er an der Gicht darnieder lag.

Nicht ohne Lächeln können wir die Erzählung der Janſeniſten über Arnaulds Beſuch bei Hofe anhören, wie er daſelbſt als ein großer Mann bewundert worden ſei, welch treffliche Anreden er gehalten habe [1]). Es war ein Glück für ihn, daß es nur Ein Tag war. Es gab allerdings nicht leicht gewiſſenhaftere Royaliſten, als dieſe Arnaulds, beſonders den Doctor; nur die ruchloſeſte Unterdrückung, beſonders unter Ludwig XV, konnte die Herzen der Janſeniſten dem Könige entfremden. Es wird erzählt, als Arnauld in der letzten Krankheit öfters bewußtlos ſchlummerte, habe es kein ſichereres Mittel gegeben, die verlöſchenden Lebensgeiſter wieder anzufachen, als wenn man ſagte, der König habe

Hieronymus nicht vergeſſen, welcher zu Entſchuldigung des Feuers ſeiner Schriften und der Strenge ſeines Styls die merkwürdigen Worte ſagt: nihil sic placet, nisi quod in se habet mordacis aliquid veritatis.“ —

1) Es ermangelt nicht des von Brienne beabſichtigten komiſchen Erfolgs, wenn wir die Erzählung dieſes verbrannten Hofmanns von einem ſtarren Janſeniſten als Beleg für Arnaulds Größe wiederholen hören: „Einige Tage ehe Arnauld dem Könige vorgeſtellt wurde, bemerkte ich bei der Herzogin von Longueville, daß er einen Kummer hatte. Er geſtand mir, dieſer komme daher, daß er in Verlegenheit ſei, was er zu dem Könige ſagen ſolle, und das deſſen Größe und dem Namen entſpreche, den er ſelbſt ſich durch ſeine Schriften erworben habe. Ich ſagte: Was wollen Sie zum Könige ſagen? denken Sie ſich, ich ſei der König und ſprechen Sie mit mir ohne weitere Vorbereitung. Er fand die Auskunft gut; er nahm ſeinen langen Mantel, Hut und Handſchuhe und zog ſich in das Vorgemach zurück, um alle Ceremonien zu machen, wobei ich ſein Lehrmeiſter ſein ſollte. Ich ſetzte mich gravitätiſch in ſeinen Lehnſeſſel. Nachdem er vor mir die drei tiefen Complimente gemacht hatte, welche man gewöhnlich vor dem Könige macht, wie ich es ihm gezeigt hatte, erhob ich mich von meinem Sitze und hörte, ohne meinen Hut abzunehmen, ſehr ernſthaft, was er mir zu ſagen hatte, er als Supplikant, ich um ihm als Theaterkönig zu antworten. Er ſprach, wie gewöhnlich, ſehr vernünftig, und ohne ihm Zeit zu laſſen zu vergeſſen, was er geſagt hatte, verpflichtete ich ihn, es zu Papier zu bringen. Er war vergnügt und ich entzückt; er geſtand mir, daß er ohne mich Mühe gehabt hätte, ſich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen.“

die Belagerung eines Platzes aufgegeben, ſich zurückziehen müſſen; der Verbannte raffte ſich dann ſogleich auf, um die Wahrſcheinlichkeit dieſer Nachricht zu beſtreiten.

Um dieſe Zeit ſollen die Schriften Nicoles gegen Claude über die ſtets gleiche Lehre der Kirche vom Abendmahle, welche aber für Werke Arnaulds ausgegeben wurden, zu einem Ereigniß beigetragen haben, welches dem Könige ſehr wohlgefällig war. Der große Turenne, Sprößling einer ſtreng reformirten Familie, welche dem Proteſtantismus lange ein zweites Rochelle geweſen war, trat den 23. October in der Kapelle des Erzbiſchofs zur katholiſchen Kirche über.

Arnauld hatte nun noch einen ſauern Schritt zu thun, den Erzbiſchof von Paris zu beſuchen, deſſen Ungerechtigkeit und Schwachheiten er in der Apologie für Port-Royal und durch Mitwirkung an den Protokollen der Nonnen auf eine ſo perſönliche, empfindliche Weiſe aufgedeckt hatte. Der Erzbiſchof verſprach das Vergangene zu vergeſſen; da Pabſt und König zufrieden ſeien, ſei auch er es; er werde ſich befleißigen, den Frieden in ſeiner Diöceſe aufrecht zu erhalten. Er verſammelte auch wirklich Alle, welche die Adventszeit über predigen ſollten, und verbot ihnen, der bisherigen Streitigkeiten auf der Kanzel zu erwähnen. Er ſagte, der König habe ihm geſagt, der Pabſt ſei zufrieden; er konnte aber ſein Misvergnügen nicht ganz unterdrücken und ſetzte bei, er wiſſe ſelbſt darüber nichts, er habe noch nichts geſehen.

Rom und die Überſetzungen der Bibel und Meßbücher.

Indeß war nicht nur wegen Port-Royal ſelbſt noch nichts entſchieden, Sacy ſaß noch im Gefängniſſe. Die Überſetzung des Neuen Teſtaments und anderer kirchlicher Andachtsbücher, meiſtentheils durch ihn, die ſo verbreiteten Horen von Port-Royal, hatten in dem ganzen Vermittlungsgeſchäfte einen beſonderen Zwiſchenact eingenommen; ſie kamen immer wieder von neuem zur Sprache und bedrohten jetzt noch den ſchon abgeſchloſſenen Frieden. — Schon den 27. December 1660 ſchreibt der Pabſt an den Nuntius in Frankreich: „Sie haben alle Mühe anzuwenden, daß das in franzöſiſche Sprache überſetzte römiſche Miſſale verboten werde.“ Auf der vatikaniſchen Bibliothek (Vat. N. 2463) findet ſich ein intereſſanter Aufſatz über dieſen Gegenſtand: Discorso contro

quelli, chi pensano d'introdurre in Francia il Messale in quella lingua [1]), alla Santita di Papa Alessandro VII. Es heißt darin: „Die Juden haben auch nach dem Exil, ob ſie gleich Syriſch ſprachen, in der Synagoge das Ebräiſche beibehalten und halten es bis jetzt alſo. Im ganzen Orient hat ſich die griechiſche Sprache als die des Gottesdienſtes verbreitet; ſo im Abendlande das Latein ſeit der Völkerwanderung. Die Überſetzung (der Liturgie u. drgl.) hätte große Schwierigkeit, wie der Jotaſtreit der Arrianer zeigt; ſodann wäre es auch mit Einer Überſetzung nicht gethan. Wenn Frankreich eine ſolche Neuerung machte — außer der Verwirrung, welche innerhalb Frankreichs ſelbſt entſtände, wo viele Provinzen ſind, welche eine von der in Paris gebräuchlichen ganz entfernte Sprache haben, als die Provence, das Limoſin, die Gascogne, die Bretagne und andere — ſo würde Dies auch außerhalb des Königreichs Unordnung anrichten; denn jede Nation könnte Anſpruch darauf machen, das Miſſale in der Landesſprache zu haben. So würde man verſchiedene häßliche, übel aufgeſtutzte Formen ſehen, woraus allgemeines Ärgerniß entſtände und wodurch die Gemeinſchaft der Gläubigen verhindert würde. Und wie wollte man ſo viele Überſetzer zuſammen bringen, als nöthig wären, wenn ſie nicht blos für jede Nation nöthig wären, ſondern verſchiedene in Einer Provinz? Frankreich ſelbſt muß geſtehen, daß man ſagen kann, es ſeien darin ſo viele Sprachen als Provinzen, oder doch ſo verſchiedene, daß in Paris das Provençale weniger verſtanden wird, als in Rom das Genueſiſche. Ich erinnere mich in Avignon ein Buch: Die Eroberung von Jeruſalem, in altfranzöſiſcher Sprache geſehen zu haben, welches die Franzoſen ſelbſt nicht verſtehen würden. Frankreich betrügt ſich, wenn es glaubt, daß ſeine gegenwärtige Sprache den höchſten Gipfel der Vollendung erreicht habe, da ſie nicht wiſſen können, ob nicht die künftigen Schriftſteller die Schönheit der gegenwärtigen Sprache übertreffen werden, wie ja auch die jetzigen Schriftſteller die Schrift-

1) Es handelte ſich nicht darum, daß die Meſſe in einer anderen, als der lateiniſchen Sprache ſollte geleſen werden; daran dachte wenigſtens in Port=Royal Niemand; ſondern es ſollten den Laien die Gebete der Meßliturgie verſtändlich gemacht werden. Mazarin hatte allerdings die Kurie ſehr mistrauiſch gegen dieſe Überſetzungen gemacht, indem er verſicherte, man beabſichtige das Leſen der Meſſe in franzöſiſcher Sprache einzuführen. Die Überſetzung der Bibel und der Miſſalen wird von der Kurie immer als Eine, untrennbare Sache behandelt.

ſteller der vergangenen Zeit überholt haben. So könnte ſich alſo die franzöſiſche Sprache noch bedeutend bereichern; dann aber wird man auch das Miſſale mit der Sprache bereichern und verändern wollen. Es iſt jedoch nicht paſſend, daß die hohen Myſterien der Religion, welche immer uniform und gewiß ſind, in unſicherer, irrender, unſtäter (vagabondo) und wechſelnder Sprache nach dem Geſchmacke des Volkes behandelt werden. Es wäre oft und in weniger als zehn Jahren nöthig, die in der Mutterſprache geſchriebenen Bücher, welche die Ordnungen und die myſteriöſen Punkte der Religion und des Gottesdienſtes enthielten, wieder zu unterſuchen, zu erneuern und wieder auszufeilen. Dieſes würde mit der Zeit unendliche Misbräuche und Irrthümer erzeugen, und eine größere Unordnung als die alte Sprachenverwirrung. Dieſe Unordnung iſt aber wohl nicht zu befürchten bei der ebräiſchen, griechiſchen (und lateiniſchen) Sprache, wegen der Eleganz und Emphaſe ihrer Worte und Ausdrücke und der Regeln, durch welche Alles regelmäßig im Zaume gehalten iſt, während es von dem Mangel ſolcher ſicheren Regeln (bei den neueren Sprachen) kommt, daß täglich Worte veralten und ſich neue mit immerwährender Unbeſtändigkeit einführen."

Daſſelbe ließ ſich gegen jede Überſetzung der Bibel einwenden. Allein die Vorwürfe der Reformirten, daß man aus böſem Gewiſſen dem Volke die Bibel entziehe, nöthigte zeitgemäße katholiſche Überſetzungen zu machen. Man gab davon nachher den durch die Dragoner in die katholiſche Kirche Getriebenen 100,000 Exemplare, welche man ihnen ſpäter wieder abzunehmen für gut fand. Die Jeſuiten waren gewohnt geweſen, gleichſam ein Privilegium für Erbauungsbücher zu haben, längſt war Port-Royal ihnen auf demſelben Wege begegnet, nun ſollten ſie wieder durch die Bibelüberſetzung auf einander ſtoßen. Die Jeſuiten ſelbſt verſuchten daher die ſeit 1666 erſcheinende Überſetzung des N. Teſtaments von dem ihnen befreundeten Oratorianer Amelotte (ſiehe Beilage XXXII) zur Landesbibelüberſetzung zu machen; aber der König ging nicht darauf ein.

Schickſale der Überſetzung des N. Teſtaments von Mons.

Seit Sacy gefangen ſaß, hatte man die Hoffnung aufgegeben, in Frankreich die Erlaubniß zum Drucke einer Überſetzung

des N. Teſtaments zu erhalten. Man wandte ſich daher an befreundete Profeſſoren in Löwen, erhielt von ihnen und dem Biſchofe von Namur eine Approbation, der Erzbiſchof von Cambrai (damals noch ſpaniſch) gab als Ordinarius von Mons die Erlaubniß und die ſpaniſche Regierung das nöthige Privilegium. So erſchien ſie gedruckt von Elzivir in Amſterdam, mit dem Titel: Bei K. Migeot in Mons. Man verleugnete die reformirte Preſſe, woraus ſie hervorging [1]). Man ſandte einen guten Vorrath von Exemplaren nach Paris und verkaufte dann erſt — und zwar von Mai bis November — 5000 Exemplare. Dieſes geſchah 1667. Der Jeſuite Maimbourg predigte zwei Monate gegen die Überſetzung in den ſtärkſten Ausdrücken, als wollte man durch ſie heimlich das janſeniſtiſche Gift verbreiten. Er warf den Überſetzern vor, ſie haben eine Stelle ſo gegeben, daß ein Hauptbeweis für die Gegenwart Chriſti im Abendmahle wegfalle. Dagegen erzählte man, Maimbourg habe mit einem Parlamentsmitgliede in Rouen gewettet, er wolle in kürzerer Zeit die Meſſe leſen, als dieſer eine gewiſſe Strecke zu Fuß zurücklegen würde. Im November verbot der Erzbiſchof von Paris allen Gläubigen ſeiner Diöceſe ſie zu beſitzen oder zu leſen, den Geiſtlichen ſie zu empfehlen oder zu erlauben, den Buchhändlern ſie zu verkaufen; er ſetzte die Strafe der Excommunication darauf [2]). Dieſe Strenge begründete er nur damit, daß das Buch nicht mit ſeiner Billigung und anonym

1) Der Titel dieſer erſten Ausgabe iſt: Le Nouveau Testament de Notre Seigneur Jesus-Christ, selon l'édition vulgate, avec les différences du grec, à Mons, chez Gaspard Migeot 1667-8 2 Vol. in 8° und in 12°. Vom Mai bis November wurden 5000 Exemplare davon verkauft; binnen Jahresfriſt erſchienen fünf Ausgaben. Clemencet nennt die vom Jahre 1700 die achtundzwanzigſte. Sie waren in allen Formaten, bald mit, bald ohne das Latein, oder das Griechiſche, einige mit Anmerkungen. Wir bemerken darunter: die zehnte Ausgabe, mit kurzen Noten von Chryſoſtomus, unter dem Titel: abregée de St. Jean Chrysostome sur le N. T. 2 Vol. in 8. Paris, Pierre le Petit 1670, wovon Seguier eine Anzahl Exemplare confiſciren ließ; nachgedruckt Mons 1676 in 8.

Die eilfte Ausgabe avec le texte grec et latin de la Vulgate in 8°, à Monz, Migeot (eigentlich bei Viret in Rouen) 1674.

Die funfzehnte enthält eine explication de St. Augustin et des autres pères latins sur le N. T. 2 Vol. in 8° Paris 1675; nachgedruckt in Paris 1682 und 1689.

2) Der Erzbiſchof war anfangs nicht feindſelig, er hatte Maimbourg ſogar mit der Excommunication bedroht, wenn er dagegen eifere, woraus ſich die Jeſuiten natürlich nichts machten. Die meiſten Mitglieder von St. Victor und der Congregation von Frankreich hatten das Buch.

gedruckt ſei. Zugleich befahl der König bei einer Strafe von 1500 Livres die Auslieferung aller Exemplare an die weltlichen Behörden. Er motivirte es noch weiter damit, daß die Überſetzer und Herausgeber der Kirche notoriſch ungehorſam ſeien.

Ganz beſonders zeichnete ſich der Erzbiſchof von Ambrun durch eine Ordonnanz gegen die Überſetzung aus. Das Buch ſei, gegen das Verbot des Tridentinums, ohne Angabe der Verfaſſer. Durch dieſes Mittel, durch Verbreitung der Bibel unter dem Volke, haben Calvin und Luther auch ihre Irrthümer verbreitet. Die Männer, welche die Approbationen gegeben haben, verſtehen das Franzöſiſche nicht gehörig. Die Erzbiſchöfe wurden dafür in den dialogues entre deux parroissiens de St. Hilaire du Mont, sur les ordonnances contre la traduction du N. T. imprimée à Mons ſcharf durchgenommen; es ſei doch lächerlich, daß der von Ambrun ein franzöſiſches Teſtament ſeinen Diöceſanen ſo ſcharf verbiete, welche doch ſo wenig Franzöſiſch, als Deutſch verſtehen [1]). Dieſe Affectation ſei um ſo auffallender, als ſie Jedermann Grund gebe zu ſagen, während er nie einen Fuß in ſeine Diöceſe geſetzt habe, ſeit er in den Beſitz derſelben eingetreten ſei, ſondern am Hofe und als Geſandter in Venedig und Spanien gelebt habe, ſo erinnere er ſich ſeiner Diöceſanen nur, um ihnen das Leſen des Evangeliums zu verbieten. Und das thue er im Augenblicke ſeiner Rückkehr aus Madrid, ohne daß er alſo das Buch ſelbſt konnte kennen lernen.

Der Erzbiſchof war bitter von dieſen Vorwürfen getroffen, ein ſechszigjähriger Advocat wurde in die Baſtille geworfen, weil man zwei Exemplare des Dialogs bei ihm gefunden hatte, der Bruder des Erzbiſchofs, der Herzog de la Feuillade, gab einem Buchhändler während des Verhörs eine Ohrfeige. Er ſelbſt reichte bei dem Könige eine Klageſchrift ein, worin er die Theologen von Port-Royal der ärgſten Verbrechen gegen Kirche und Staat beſchuldigte, wodurch dieſe ſich veranlaßt ſahen, eine ſehr zeitgemäße Apologie ihres ganzen Benehmens dem Könige einzureichen. Im April 1668 ließen die Erzbiſchöfe von Paris (den 20. April 1668) und Ambrun eine noch ſtärkere Verdammung der Überſetzung ausgehen. An demſelben Tage mit dem Erzbiſchofe von Paris verbot

1) Die unbedeutende Stadt Ambrun liegt an der Gränze von Savoyen.

auch der Pabſt bei Excommunication ipso facto das Leſen dieſer Überſetzung, da ſie verwegen, ſchädlich, von der Vulgata abweichend ſei und Dinge enthalte, die geeignet ſeien, die Einfältigen zu ärgern.

Der Generalprocurator nahm an der Veröffentlichung dieſes päbſtlichen Verbots durch den Nuntius ohne irgend eine vorläufige Mittheilung Gelegenheit, dem Könige perſönlich Vorſtellungen zu machen, wie ſehr dadurch die gallikaniſchen Freiheiten der Krone, der Kirche und des Parlaments gekränkt werden. Alle Formalitäten der Beſtätigung der päbſtlichen Decrete ſeien umgangen, ja vernichtet, wenn man gelten laſſe, daß die Publication auf dem Florafelde, an den Pforten des Vaticans oder in der römiſchen Kanzlei ohne Weiteres die Gläubigen verpflichte, ein Breve als Orakel des Himmels anzunehmen. Dadurch würde ſich der Pabſt zum abſoluteren Herrn in Frankreich machen, als es der König ſelbſt ſei. Denn wenn dieſer ſeinen Unterthanen eine neue Laſt auflegen wolle, laſſe er ſeine Ordonnanzen in allen cours souveraines und bei den übrigen niedereren Juſtizbehörden publiciren und regiſtriren. Ob nun gleich dieſes Breve zum Theil Folge eines früheren Wunſches des Königs war, ließ dieſer den Nuntius doch auffordern, ſofort alle Exemplare deſſelben von den Biſchöfen wieder zurückzufordern; wo nicht, werde man das Parlament ſeinen Weg gehen laſſen. — Der Nuntius that, wie der König ihm befahl. Auch in den ſpaniſchen Niederlanden wurde den Biſchöfen durch den höchſten königlichen Rath verboten, das an ſie vom Internuntius geſchickte Breve gegen das N. Teſtament anzunehmen. — Innocens XI wiederholte den 21. September 1679 das Verbot dieſer Überſetzung. Die Erzbiſchöfe warfen diesmal in ihren Mandements der Überſetzung vor, ſie ſei dem Texte der Vulgata nicht conform, indem ſie ihr oft den vulgären griechiſchen Text vorziehe, „obgleich die Kirche dieſen nicht für authentiſch erklärt habe." Die Vulgata ſei nur an den Rand verwieſen, an ihre Stelle ſei die Überſetzung des griechiſchen Textes getreten. Sodann folge ſie häufig verdammten Überſetzungen, ſogar der Genfer, und dies ſelbſt wenn es ſich um controverſe Punkte handle, ſo daß die katholiſche Erklärung aufgegeben werde. Dazu kommen neue Trennungen und Verbindungen, neue Punkte und Kommata, was für die katholiſche Lehre weſentlich ſei. Die

eingeſchalteten Erklärungen und Paraphraſen ſeien nicht immer mit anderen Buchſtaben gedruckt als der Text ſelbſt; es ſei dies gegen die Sitte der Kirche und erſt ſeit Calvin aufgekommen. Es könnte leicht geſchehen, daß Alles zuſammen ohne Verſchiedenheit der Lettern wieder abgedruckt würde. Die Überſetzer haben die Titel und Summarien der Bücher und Kapitel verändert, welche doch von St. Hieronymus gemacht und beinahe in allen Ausgaben der Vulgata beibehalten ſeien. Dafür haben ſie eigene Titel und Eintheilungen der Kapitel nach eigener Phantaſie gemacht. Um derſelben Gründe willen ſei ſchon vor hundert Jahren die Überſetzung von Jean Benoit verdammt worden; desgleichen ſei die Behauptung der Einleitung, daß es für Alle nöthig ſei, die h. Schrift zu leſen, ſchon als Irrthum der Waldenſer verdammt worden. Das Verbot der Überſetzung bei Excommunication ſei nur die Erneuerung des Conciliendecrets von Sens von 1528.

Mehr an Äußerlichkeiten hält ſich Annat [1]). Man habe durch Geldverſprechungen und durch Frauen Approbationen dafür geſucht. Wegen Mangels an Appetit müſſe für dieſe Leute das Brot des göttlichen Worts durch die Reize und Moden des langage des ruelles zubereitet werden. (Den Jeſuiten war es beſonders empfindlich, daß die Schriftſteller von Port-Royal, namentlich ſeit den Provinzialbriefen, die gebildeten Frauen für ſich hatten [2]). Auguſtin ſelbſt erkläre, er würde der Schrift nicht glauben, wenn ſie ihm nicht von der Hand der katholiſchen Kirche geboten würde; dieſe Hand aber ſei eine gar verdächtige. Die Überſetzung ſei empfangen in Port-Royal von den Janſeniſten [3]), geboren zu Amſterdam bei den Calviniſten, Pontanus, in Löwen, habe ſie, wie den Janſen, approbirt, und darauf hin der altersſchwache

1) Remarques sur la conduite qu'on tenu les Jansenistes en l'impression et publication du N. T. impr. à Mons, par Fr. Annat. Paris 1668 in 4°. 40 Seiten.

2) Annat ſagt, er habe nur die erſte Seite der überſetzung und die Approbationen geleſen. Sehr treffend iſt die Bemerkung Racines, die leidenſchaftliche Einſeitigkeit und Blindheit der Jeſuiten in ihren Streitigkeiten komme von dem Verbote, die Bücher der Gegner zu leſen; ſie haſſen auf die Auctorität der Ausſagen ihrer Lehrer und der Schriften ihrer Mitjeſuiten hin, wie dieſe ſelbſt gethan. Da ſie oft von Jugend an von den Andersdenkenden abgeſchloſſen ſeien, ſo hören ſie nie etwas Anderes.

3) Ärgeres wußte Annat nicht über die Lippen zu bringen. Er ſagte, es brauche auf jeden Provinzialbrief nur die Antwort: Du biſt ein Janſeniſt!

Erzbiſchof von Cambrai; ob das nicht defectus natalitium ſeien? Wenn jeder ſeiner eigenen Überzeugung folgen wolle, ſo könne keine Geſellſchaft, keine Familie, kein Staat beſtehn.

Die Verdammung der Überſetzung hatte einen ſehr feinen politiſchen Punkt. Der Erzbiſchof von Cambrai war nicht nur mit dem von Rheims in Einem kirchlichen Verbande, ſondern der König behauptete auch, Cambrai ſei ihm zugefallen, gehöre ihm; ſo wäre alſo ein franzöſiſcher Erzbiſchof wider den anderen geweſen. Dieſe Rückſichten übten gewiß bedeutenden Einfluß auf den König. Man ſagte auch, es würde ein erbauliches Bild von der Einheit der katholiſchen Kirche geben, wenn nun die flandriſchen Biſchöfe die Überſetzung von Amelotte verdammten.

Verſpottung des ſcheinheiligen Eifers.

Der Erzbiſchof von Ambrun namentlich hatte bei Hof einen gefährlichen Stand. Le-Tellier ſuchte ihn lächerlich zu machen, damit nicht er, ſondern ſein eigener Bruder das Erzbisthum Tour erhielte. Der „kritiſche Doctor", Launoy, ſagte es M. d'Ambrun ins Geſicht, er habe durch die Verdammung dem Hofe gefallen wollen, aber der Hof lache über ihn. Und das ging wörtlich in Erfüllung.

Der Erzbiſchof befand ſich am Morgen des Pfingſtfeſtes 1668 beim Lever des Königs, den Tag nachdem die obgemeldete Rechtfertigungsſchrift der Männer von Port-Royal gegen die Verdächtigungen von M. d'Ambrun durch Lionne dem Könige übergeben worden war. Louvois, ein Exemplar davon in der Hand, trat ein und ſagte zum Erzbiſchofe: voilà monsieur une botte qu'on vous porte [1]). Auf die Frage des Königs, wie er die Schrift finde, lobte er ſie ſehr. Condé ſagte zum Erzbiſchofe: Nun ſo bin ich doch gerächt, puisque voici une Ambrune (?). Er wollte dem Erzbiſchofe das Geſtändniß abzwingen, daß er das N. Teſtament von Mons verdammt habe, ohne es geleſen zu haben. „Aber, fuhr er fort, Sie verſtehen ja das Griechiſche nicht, wie konnten Sie urtheilen?" Da der Erzbiſchof darüber ſich beleidigt äußerte, erbot ſich Condé zu einer Wette von hundert Piſtolen, daß, wenn

1) Erinnert an die Antwort: au moins ils vous ont porté de fameuses bottes (par les lettres prov.), welche dem Jeſuiten wurde, welcher über die Schuſterei der Einſiedler in P.-R. ſpottete.

man ein griechiſches Neues Teſtament brächte, er nicht drei Linien erklären könnte. — Montauſier rühmte, er habe die Überſetzung von Mons ſchon ſechsmal durchgeleſen, ſie ſei ſehr ſchön, er werde ſie auch fürder leſen, trotz der Ordonnanz. Der König nahm keinen beſtimmten Antheil, er lachte nur und ermunterte durch Fragen; ſchließlich ſagte er zum Erzbiſchofe, er ſolle nicht ſo hitzig werden, das Alles geſchehe ja nur zum Lachen. Der Erzbiſchof hatte geſagt, es komme Weltleuten nicht zu, von Angelegenheiten der Kirche zu ſprechen und darüber zu urtheilen. In Spanien würde man das an Laien nicht dulden. — Nein, erwiderte Condé, es kommt uns nicht zu, darüber zu urtheilen, aber nicht wahr, Ihnen kommt es zu, ſich in Hofintriguen zu miſchen und nach Geſandtſchaftspoſten zu haſchen? und wir ſollen nichts dagegen zu ſagen haben! Ich erkläre Ihnen, daß ſo lange Sie unſer Handwerk treiben wollen, es nach meiner Meinung uns wenigſtens erlaubt ſein muß, von dem Ihrigen zu ſprechen.

Der Erzbiſchof war äußerſt aufgebracht über Annat, welcher dem ganzen Auftritt anwohnte, ohne ein Wort zu ſagen. Er ſchalt, die Jeſuiten haben ſich ſeiner als eines Schutz- und Stichblattes bedient und ihn nach ihrer Gewohnheit im Stiche gelaſſen, wo es ihnen diente. — Er ſollte jedoch damit nicht durchkommen, denn am Nachmittage in der Veſper ſah Condé, daß ſein Sohn die Rechtfertigungsſchrift der Theologen von Port-Royal, Montauſier das N. Teſtament von Mons, die Marſchallin de la Mothe, Gouvernantin des Dauphins, die heures von Port-Royal las. Sogleich wandte er ſich zum Erzbiſchof von Ambrun und rief laut mit ſpottendem Tone: Welche Unordnung! das iſt keine Kirche, das iſt ein Hexentanz; M. d'Ambrun, Alles iſt verloren, dieſe Leute ſind excommunicirt, ſie werden den Fluch Gottes über uns bringen, das Gewölbe der Kirche muß einſtürzen, wir wollen uns flüchten!

Es war eine arge böſe Zeit für Herren, welche aus der Gottſeligkeit ein gewinnreiches Gewerbe machten. Der Tartüffe war kurz zuvor erſchienen; er war von Port-Royal, welches ſich ſeit den Provinzialbriefen daran gewöhnt hatte, über ſeine Feinde zu ſpotten und zu lachen, nicht blos für ſie zu beten, mit der größten Freude aufgenommen worden. Man verkannte in Tartüffe nicht das Bild ſeiner Feinde, namentlich der Jeſuiten. Petitot

erzählt, während man Nonnen gefangen aus Port-Royal abgeführt habe, ſei in einem janſeniſtiſchen Kreiſe bei einer ihrer gebildeten Gönnerinnen Tartüffe aus einem Manuſcripte vorgeleſen worden. Des-Lions meldet naiv, daß man allgemein geglaubt habe, es werde mit dem N. Teſtamente ganz gehen, wie mit dem Tartüffe, der Erzbiſchof werde auf hohe Fürſprache von der Strenge ſeines Verbots nachlaſſen, und beſonders Vornehmen erlauben, es zu leſen. Es brachte Jemand der Herzogin von Enghien den Beſcheid: Es iſt Ihnen nicht erlaubt das N. Teſtament, wohl aber den Tartüffe zu leſen. Des-Lions hatte bei den Großvicaren der Herzogin von Longueville eine Dispenſation zum Leſen der Überſetzung von Mons verſchafft; ſie dankte ihm aber dafür und verſicherte ihn, ſie brauche ſie nicht.

Unſere Handſchriften geben uns über die Entſtehung des Tartüffe merkwürdige Notizen. Des-Lions ſchreibt zum Jahre 1665: Der Charakter des Tartüffe ſoll auf Abbe Roquet gehen, welcher treffliche Predigten hielt, die ihm ein Anderer für jährliche 800 Livres machte. Er ſelbſt bezog von der Kirche 30,000 Livres Renten. Moliere hatte eine Feindſchaft gegen ihn gefaßt, während ſie ſich zuſammen beim Prinzen Conti aufhielten.

Monmerque giebt in einer Ausgabe von Tallemant Folgendes aus Olivet: Ludwig zog 1662 nach Lothringen. Nach ſeiner Gewohnheit während ſeiner erſten Feldzüge nur Eine Mahlzeit des Tags zu halten, war er den Tag von St. Laurentius im Begriff, ſich zur Tafel zu ſetzen, und entließ ſeinen Lehrer, Pereſixe, damals Biſchof von Rhodez, nachher Erzbiſchof von Paris, damit er desgleichen thue. Der Prälat machte ihn im Abtreten darauf aufmerkſam, daß er an einem Tage, der zugleich Vigilie und Faſttag ſei, nur eine ſchwache Mahlzeit nehmen dürfe. Es hatte Jemand darüber verhalten gelacht, doch ſo, daß es dem Könige nicht entging, der König wollte wiſſen warum. Der Lacher antwortete, er dürfe ſich beruhigen wegen des Biſchofs und erzählte ihm genau ſeine Mahlzeit, wobei er Zeuge geweſen war. Bei jeder ausgeſuchten Speiſe, welche der Erzähler auf die Tafel des Biſchofs ſetzte, rief der König: pauvre homme! Moliere war als Kammerdiener bei dieſer Reiſe und Zeuge dieſes Auftritts [1]. Der König ſelbſt entlehnte dieſes Wort wohl aus

1) Zum Jahre 1670 erzählt Des-Lions, der Biſchof von Autun (ein Feind Port-Royals) habe behauptet, er frühſtücke nicht. Der Graf von Gram-

der Anekdote, ein Hofmann habe Kapuzinern in der Provinz von all den Herrlichkeiten, Pferden, Betten, Leckerbiſſen ihres Paters Joſeph erzählt, worüber der Guardian bei jedem Stücke gerufen habe: pauvre homme!

Nach dieſem iſt es dem Erzbiſchofe Perefixe nicht zu verargen, daß er dem Tartüffe ſo feind war.

Seit den Provinzialbriefen hatte Port-Royal einige Zeit die Literaten entſchieden für ſich. Racine ſagt in ſeinem Pamphlet gegen Port-Royal, unter keiner Klaſſe von Menſchen haben ſie ſeitdem ſo viele Freunde gehabt.

Wöchentlich verſammelte ſich eine Art von Akademie bei Bourzeis, welche lange von Colbert begünſtigt wurde. Die Jeſuiten zeigten ſie aber in Rom als eine Verſammlung von Sectirern an und der Pabſt ſchrieb an den König. Man wollte ihre Berathungen auf Sprachen beſchränken, ſie aber erklärten, das wäre Gelehrter unwürdig und löſten ſich (1667) auf. Man hatte ihnen den Namen **docteurs Richeristes** oder **Royaux** aufgetrieben.

Sacys Befreiung.

Das Verbot der Überſetzung des N. Teſtaments durch den Erzbiſchof von Paris war um ſo ſchlimmer, als der Überſetzer eigentlich in ſeinen Händen war. Da Sacy auf ſein beſonderes Verlangen feſtgeſetzt war und der Erzbiſchof durch das Friedenswerk hintangeſetzt war, ſo wollte der König in Sacys Sache nichts thun, ohne vom Erzbiſchof darum angegangen zu ſein. Man ſtellte es dieſem als einen Wunſch des Königs vor und daß er ſich jetzt noch ein Verdienſt daraus machen könne. So drückte der Erzbiſchof denn gegen den König dieſen Wunſch aus, welcher ſofort gewährt wurde. Nur machte der Erzbiſchof noch die Unterſchrift zur Bedingung; man war aber überzeugt, daß Sacy eher ſein Leben in der Baſtille beſchließen würde, als daß er eine unbedingte Unterſchrift gäbe. Der Erzbiſchof von Sens, welcher ihm ein kleines Benefiz gegeben hatte, erklärte, daß Sacy in ſeiner

mont erzählte dem Könige, wie er den Biſchof eines Freitags über dem Frühſtücke erwiſcht habe, worüber der König lächelnd auch: pauvre homme! ſagte. St. Simon giebt zu A. 1707, ſeinem Todesjahr, eine Schilderung dieſes kriechenden béat und ſagt, Jedermann habe gemerkt, daß Moliere von ihm den Charakter ſeines Tartüffe entlehnt habe.

Diöceſe die Unterſchrift geleiſtet habe. Der Erzbiſchof ließ Dieſes gelten, wie die Unterſchrift, die Dr. Arnauld in der Diöceſe Angers geleiſtet hatte. Damit war der wichtige Grundſatz anerkannt, daß wer unter irgend einer von einem franzöſiſchen Biſchofe verlangten Form die Unterſchrift geleiſtet habe, zu keiner anderen mehr verpflichtet werden könne. So lange es alſo auch nur noch Einen janſeniſtiſchen Biſchof gab, konnte in dieſer Beziehung den janſeniſtiſchen Geiſtlichen geholfen werden.

Fontaine ſchreibt: „Den Tag vor Allerheiligen, den 31. October 1668, ging Sacy aus der Baſtille. Pomponne, ſein lieber Neffe, brachte ihm 6 Uhr Morgens den Befehl, worin ich nicht vergeſſen war: Ich geſtehe meine Schwachheit; ich fürchtete ſehr, ſein großer Name möchte den meinigen verdunkeln. Ein Jahr in der Baſtille mit Sacy war für mich nichts, aber ein Tag ohne ihn wäre mir hundert Jahre geweſen.“ Sacy wurde zuerſt in die Notre=Dame, dann zum Erbiſchofe geführt, ihm zu danken. Als er deſſen Segen erbat, war der Erzbiſchof naiv genug zu ſagen, er habe viemehr Sacy darum zu bitten. Der Erzbiſchof ſelbſt ſtellte ihn dem Könige vor. Der Herzogin von Longueville und dem Erzbiſchofe von Sens gehörte der wirkliche Dank. Doch ſtatt dieſem zu ſchmeicheln, ſtellte Sacy ihm vor, daß er ſeine Geiſtlichen öfters hochfahrend behandle. „Die Herzogin, ſchreibt Fontaine, ſah Sacy als einen Jonas an, welcher aus dem Wallfiſche hervorging, worein er geworfen worden war, um das Ungewitter aufhören zu machen. Auch war er nicht wie der Beamte Pharaos, welcher Joſefs im Gefängniſſe vergaß.“ Sacy ſtellte Le=Tellier, dem Kanzler, vor, daß auch die Gefangenen in der Baſtille, wie in den anderen Gefängniſſen, vor den großen Feſten von zuverläſſigen Männern beſucht werden ſollten. Sonſt bleiben ja die armen Gefangenen in ewiger Vergeſſenheit begraben, indem man nach einem Dutzend Jahre nicht mehr wiſſe, aus welcher Urſache ſie gefangen geſetzt worden ſeien. Fontaine ſchreibt: „Ich zweifelte nicht, daß Sacy, welcher ſeit dritthalb Jahren nach den heiligen Myſterien geſeufzt hatte, ſogleich an dem großen Feſte ſeinen langen Durſt ſtillen werde, an dem Leibe Chriſti Theil zu nehmen, worin die beiden Kirchen des Himmels und der Erde ſich als in ihrem Mittelpunkte vereinigen. Aber erſt nach einigen Monaten, als der Zulauf der Freunde vorüber war, feierte er das

Meßopfer in ländlicher Stille.“ — So machte er auch vorerſt einen kurzen Beſuch in Port-Royal und ließ ſich erſt nach ein Paar Jahren daſelbſt bleibend nieder.

Statt Garantien werden zweideutige Erklärungen gegeben.

Um nun aber den Kirchenfrieden zur vollen Wahrheit zu machen, war ſeine geſetzliche Anerkennung und die Wiedereinſetzung der Nonnen von Port-Royal in ihre Rechte nothwendig. Beiden ſtellten ſich große innere und äußere Schwierigkeiten entgegen.

Die Feinde Port-Royals benützten das Geheimniß, welches über den ganzen Vorgang verbreitet war, um dieſen zu ihren eigenen Gunſten auszudeuten. Man verbreitete, Arnauld habe den Nuntius kniefällig für ſein ganzes bisheriges Betragen um Verzeihung gebeten, er habe bei dem Erzbiſchofe von Paris ohne weiteren Zuſatz das Formular unterſchrieben. Außer den Jeſuiten waren Abely, der Verfaſſer der Biographie von St. Vincent, die Eudiſten, auch Seminariſten von St. Sülpice und Lazariſten geſchäftige Werkzeuge zu Verbreitung dieſer Nachrichten. Von den Erklärungen der Biſchöfe in das Protokoll ihrer Synoden wurden entgegengeſetzte Darſtellungen in Umlauf geſetzt, die einen drückten unbedingte Unterwerfung aus, die anderen — um den Nuntius zu ſtacheln — mit einiger Übertreibung den wirklichen Thatbeſtand. Der Präfect der Jeſuitencongregation zu Caen gebot dem, welcher nach der Offiz das Gebet um Ausrottung der Ketzereien las, Stillſchweigen und ſprach: „Es iſt gut, daß ihr in Kenntniß geſetzt werdet, daß wir dieſes Gebet nicht mehr ſprechen werden, da es, Gott ſei Dank, keine Ketzer mehr giebt; die vier Biſchöfe haben ihre Anſichten abgeſchworen. Denn ſo muß man davon ſprechen.“ — Damit war alſo dem ganzen Anhange der Compagnie die Loſung gegeben.

Ein ſehr übler Zufall war es, daß der Erzbiſchof von Sens, welcher bei Hofe die Sache am eheſten durchgeführt hätte, in Ungnade fiel. Es wird erzählt, er habe ſeine Nichte, Frau von Monteſpan, in den königlichen Gemächern gefunden und ihr mit den Worten: Was thuſt du hier! eine Ohrfeige gegeben. — Port-Royal hatte ohnedies alle Maitreſſen des Königs gegen ſich, die weltlichen und die bigotten! Die Jeſuiten wußten ſich beſſer mit ihnen zu ſtellen.

Obgleich dieſe von den Miniſtern mit ihrem Verlangen, das Ganze ſolle ungültig ſein, abgewieſen wurden, ſo war doch ein Erlaß des Staatsraths vom 25. October 1668 nur ein neuer Gegenſtand der Unzufriedenheit und der Beſorgniß für die Freunde der vier Biſchöfe und Port=Royals, eine gerechte Strafe dafür, daß ſie die Wahrheit mit Liſt und heimlich hatten ſichern wollen. Es heißt darin, der Pabſt ſei vollkommen befriedigt durch den Gehorſam, welchen die Biſchöfe ſowohl durch ihre aufrichtige Unterſchrift des Formulars, als durch ihren Brief geleiſtet haben, indem ſie darin den Pabſt ihrer Unterwerfung unter die Conſtitutionen verſichert haben, wodurch ſich der Pabſt bewogen gefühlt habe, Alles zu vergeſſen, was während der letzten Streitigkeiten vorgefallen ſei. Der König erklärt, daß es als nicht geſchehen betrachtet werden ſolle, daß früher den päbſtlichen Conſtitutionen und der königlichen Erklärung vom April 1665 nicht nachgekommen, ſondern entgegen gehandelt worden ſei. Es ſolle dieſes Verfahren aber von Niemandem und unter keinem Vorwande erneuert werden.

Dieſe Erklärung wurde durch einen geſchworenen königlichen Ausrufer mit zwei beeidigten Trompetern an allen Kreuzſtraßen der Stadt und der Vorſtädte von Paris verkündigt. Sie war weſentlich verſchieden von derjenigen, worüber M. de Sens und Lionne übereingekommen waren. Der Nuntius aber hatte dieſe durchaus nicht billigen wollen. Die Biſchöfe beklagten ſich bei den Miniſtern ſehr ſtark über dieſe öffentliche Erklärung, welche die Sache in einem falſchen, oder doch ſehr undeutlichen Lichte darſtelle und allen Misdeutungen Thür und Thor öffne. Ein Zeitgenoſſe ſagt: Drei, vier Monate lang waren die Angelegenheiten der Kirche in einem gewiſſen Stande der Verfinſterung, welcher vielleicht ohne Beiſpiel iſt und worüber mehrere (gegen Port=Royal) ſonſt ſehr günſtig geſinnte Perſonen anfingen, ſich zu ſkandaliſiren. — Die Feinde beriefen ſich darauf, daß man ja kein päbſtliches Breve zu Geſicht bekomme; das ſchwankende Benehmen des Nuntius wußten ſie ſehr ſcheinbar für ſich auszulegen. Der Biſchof von Alet ſtand im Begriff, den Schleier zu lüften und ſeine zu Protokoll gegebene Erklärung zu veröffentlichen; aber er ließ ſich durch die Vorſtellung, daß dann der ganze mühſam erlangte Kirchenfrieden wieder in Frage geſtellt ſei, und durch

einen pariſer Correſpondenz=Artikel der Amſterdamer Zeitung vom 1. November beſchwichtigen. Es heißt darin, der Pabſt ſei durch ein Schreiben von zwanzig Biſchöfen beſſer über die Sache belehrt worden und habe dem Könige den lebhaften Wunſch ausgedrückt, daß die Sache beigelegt werde. Alles ſei ſehr geheim betrieben worden. „In Folge dieſer Unterhandlungen ließen alle vier Biſchöfe zum Beſten des Friedens in ihren Synoden dieſelbe Erklärung zu Protokoll unterzeichnen, welche ganz ihren Mandements entſpricht, und dieſelben Erklärungen und Unterſcheidungen des Factums und der Glaubensnorm macht, wobei ſie auch ähnliche Erklärungen nachahmten, welche zuvor von mehreren anderen Biſchöfen zu Protokoll gegeben worden waren; worauf der Pabſt über dieſe Art von Unterſchrift vollkommen zufrieden war.“

Allein welchen Schutz konnte eine ſolche, durchaus nicht offizielle Kundthuung der Wahrheit gewähren? — Der Erzbiſchof von Sens ſah voraus, wie es auf dieſem Wege bald gehen würde. Er ſetzte in einem Aufſatze auseinander, daß der Kirchenfrieden nur dann wirklich abgeſchloſſen ſei, wenn der König durch eine beſondere Erklärung geſetzlich ausſpreche, was Rechtens in der Sache ſein ſolle, und wenn dieſe königliche Erklärung durch die Parlamente beſtätigt werde. Eine ſolche Erklärung ſei bei der ganzen Unterhandlung von den Vermittlern beiden Theilen als nothwendige Bedingung in Ausſicht geſtellt worden. „Wenn dieſe nun nicht erfolgte, ſo hätten die vier Biſchöfe und die Doctoren alle Urſache zu ſagen, daß der Biſchof von Chalons und ich ſie betrogen haben und zu fürchten, eines Tags der Wuth ihrer Feinde ausgeſetzt zu ſein, welche einen bloßen Beſchluß des Staatsraths nicht als eine unüberſteigliche Schranke anſehen werden. Im Gegentheile, ſobald ſie ſehen, daß nicht mehr davon die Rede iſt, eine königliche Erklärung an alle Parlamente zu ſchicken, haben ſie Grund zu glauben, der Hof wolle die Sache in einem ſolchen Stande laſſen, damit er ſie ohne alle Formalität und mit derſelben Leichtigkeit zerſtören könne, womit ſie aufgeſtellt wurde. Die Jeſuiten, welche nicht blos über die Beilegung des Streits außer ſich ſind, ſondern noch viel mehr über die Art, wie ſie bei dem ganzen Vorgange behandelt wurden, haben jetzt kein anderes Streben, als den Pabſt zu überführen, daß man ihn überliſtet

habe und daß der Irrthum in der neuen Unterſchrift der Biſchöfe fortbeſtehe.“ —

„Es iſt wahr, daß dieſes ſchwerlich unter dieſem Pontificate vorkommen wird. Aber der Pabſt iſt alt, es kann ein anderer, weniger gut geſinnter kommen, von den Jeſuiten geleitet, der (franzöſiſche) Hof kann durch gemeinſchaftliche Intereſſen veranlaßt werden, ſeinen Bewegungen zu folgen. Dann wird es keine Sache ſein, wenn es ſich unter dem Vorwande einer Auslegung darum handelt, den Erlaß des Staatsraths zu ändern. Es kann auch für Pater Annat günſtige Conjuncturen geben, welcher an einem gelegenen Feſte in der Seele des Königs Scrupel erregten wird, ſo daß dann an keine königliche Erklärung mehr zu denken iſt, welche jetzt aber noch von Sr. Majeſtät als eine beſchloſſene und zur Befeſtigung des Friedens, welchen der Pabſt und er der Kirche gegeben haben, nothwendige Sache betrachtet wird. Dieſe Erklärung iſt auch abſolut nothwendig, um eine Übereinſtimmung in den gerichtlichen Urtheilen über die Streitigkeiten hervorzubringen, welche unfehlbar durch die Intriguen der Jeſuiten über die Unterſchrift eintreten werden. Dieſe Übereinſtimmung iſt aber bei den Parlamenten unmöglich, wenn man ihnen nicht ein gemeinſames Geſetz (durch eine von den Parlamenten zu regiſtrirende königliche Erklärung) giebt, welchem zu folgen ſie verpflichtet ſind, und wenn man nicht das frühere uns feindliche aufhebt. Dieſes iſt beſonders von äußerſter Wichtigkeit für das Parlament von Toulouſe, in deſſen Reſſort die Diöceſen von Alet und von Pamiers liegen, wo die Jeſuiten mit einem übelgeſinnten Erzbiſchofe ganz Meiſter ſind.“

„Daß der König die Entſcheidung über die möglichen Streitigkeiten ſeiner Perſon vorbehalten hat, macht die Sache nicht gut. Denn außerdem, daß man den königlichen Rath nicht mit jeder geringen Vorkommenheit behelligen möchte, ſo iſt das Rechtsprincip darin nicht ein ſich gleichbleibendes, da es ſich nach den Intereſſen des Staats regelt, welche nicht immer dieſelben ſind. Es wäre zu fürchten, daß Zeiten kommen, wo man die Gerechtigkeit ganz und gar verweigern würde; oder man wird wenigſtens ſo lange darauf warten laſſen, daß die Feinde der Verfolgten ganz im Vortheil wären.“

Umſonſt verlangte der Erzbiſchof dieſe conſtitutionelle, geſetzliche

Garantie; er ſagte damit nur voraus, was in der Folge geſchah. Die leidenſchaftliche Meinung der Jeſuiten, daß die Verfolgung der vier Biſchöfe aufs äußerſte getrieben werden ſolle, auf die Gefahr hin, mit dem franzöſiſchen Epiſkopat in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt zu werden, hatte in Rom begründeten Bedenklichkeiten weichen müſſen. Man zog vor in ſicheren Schlingen die Gegner langſam zu tödten. Das Geheimniß bedeckte die Nachgiebigkeit der Kurie; der Schein der Unterwerfung, die ſcheinbare Einheit genügte vorerſt. Dieſer Schein, die Halbheit ihres Verfahrens, der Mangel aller geſetzlichen Garantie lieferte die Janſeniſten bei gelegenen Zeitumſtänden ſicher in die Hände der Kurie, wenn einmal der Epiſkopat nicht mehr aufgeregt, der Hof durch politiſches Intereſſe bereitwillig zu Aufopferung einiger Unterthanen, vielleicht die namhafteſten Janſeniſten weggeſtorben oder entzweit wären. So unbefriedigend auch das Ende dieſer Unterhandlungen iſt, ſo ſind ſie darum nicht minder merkwürdig; dieſes Aufſichberuhenlaſſen bis auf beſſere Zeiten, dieſes Ignoriren des gewußten Widerſpruchs, weil er kein öffentlicher iſt, charakteriſirt die Kurie zu ſehr. — Die Sache erlitt durch das Breve vom 19. Januar 1669 an die vier Biſchöfe [1]) keine weſentliche Veränderung. Der Pabſt, nachdem er über die Erklärungen zu Protokoll bei denſelben ſelbſt Nachricht eingezogen hatte, erklärte, er ſei mit ihrer Unterwerfung durchaus zufrieden; allein er fügte in Parentheſe bei, er hätte in Betreff der Conſtitutionen ſeiner Vorfahren weder eine Ausnahme, noch eine Reſtriction geduldet.

Der König verſäumte nicht zu ſeiner Ehre zum Andenken an den Kirchenfrieden eine Medaille ſchlagen zu laſſen, deren Inſchrift ſpäter durch den Einfluß der Jeſuiten ſcheint verändert worden zu ſein. Aber die urſprüngliche Inſchrift wurde mit janſeniſtiſcher Genauigkeit wieder ans Licht geſtellt. Die Jeſuiten dagegen behaupten, der König und die Miniſter haben den Nuntius verſichert, die Medaille ſei ohne ihr Wiſſen gemacht worden.

Es hatte ſich Ausſicht eröffnet Dr. Arnauld wieder in die Sorbonne eingeſetzt zu ſehen. Der Prior derſelben hatte in einer Rede in Gegenwart des Nuntius gezeigt, die wahre Freiheit eines

1) Siehe Beilage XXXII.

Theologen beſtehe darin, daß er ſeine Vernunft der Auctorität nicht vorziehe, aber zugleich daß er für die Auctorität keine unvernünftige Unterthänigkeit habe. Am Schluſſe ſagte er, dieſe Freiheit ſei den Theologen durch die den Frieden vermittelnden Prälaten wieder geſchenkt worden; den Nuntius verglich er mit der Taube, welche in die Arche Noahs — das Gleichniß der von den Streitigkeiten erſchütterten Kirche — den Ölzweig brachte. Der Nuntius bezeugte über Alles ſein lebhaftes Wohlgefallen. Allein konnte er Arnaulds Wiedereinſetzung wünſchen, ja nur zulaſſen? Der Streit hätte bald von Neuem und noch heftiger erwachen müſſen. Der Hof und die Kurie hatten nur die vereinigten Biſchöfe gefürchtet, nun man ihre Sache beigelegt hatte, wurde von Allem, was man ihnen verſprochen hatte, nichts mehr gefördert. Zwar kehrten viele von ihren Stellen wegen Unterſchriftsverweigerung vertriebene Geiſtliche darauf zurück; die an ihrer Statt Eingedrungenen mußten weichen, die Jeſuiten ermuthigten aber dieſe zu Proceſſen, was M. de Sens durch eine regiſtrirte königliche Erklärung hatte abſchneiden wollen.

Schwierigkeiten der Befreiung Port-Royals.

Beſonders Port-Royal mußte darunter leiden, von welchem doch M. d'Alet ſeine Sache nie hatte trennen wollen. Man ſagte, da man bei der ganzen geheimen Unterhandlung den Erzbiſchof von Paris ſo ſehr hintangeſetzt habe, müſſe man ihm nun doch freie Hand laſſen, wie er es mit Port-Royal halten wolle, mit welchem er ſich nur auf Antrieb des Hofs und der Kurie in einen ſo misliebigen Streit eingelaſſen habe. Seine perſönliche Ehre, welche in dieſem Streite ſchon ſo gelitten habe, würde durch eine Beilegung deſſelben ohne ſeine weſentliche Mitwirkung ganz zu Grunde gerichtet werden. Dazu kam, daß ihm durch die Bildung der abgefallenen Nonnen zu einer geiſtlichen Corporation die Hände gebunden waren, auch wenn er ſeine Eitelkeit überwunden hätte. Vor Allem weigerte ſich die Gewiſſenhaftigkeit der treugebliebenen Nonnen in Port-Royal d. Ch. ſo lange, eine neue Unterſchrift zu leiſten, bis der Friede ohne Beilegung ihrer Sache abgeſchloſſen war. Wir haben Dieſes im Einzelnen zu verfolgen.

Ligni, der Biſchof von Meaux, Bruder der Äbtiſſin, hatte die Sache ſogleich ſo geſtellt, daß die Nonnen nur auf dieſelbe Erklärung zu Protokoll, welche den vier Biſchöfen zugeſtanden war, zur Unterſchrift des Formulars verpflichtet werden ſollten. Allein die Mutter Agnes ſchreibt im Juli 1668: „Obgleich unſere Lage einige ſehr traurige Dinge in ſich befaßt, ſo ſind ſie doch nicht ſo ſchmerzlich und beunruhigen uns nicht ſo in der Seele, wie die Vorſchläge zu einem Vergleiche, welche man uns ohne Unterlaß macht. Durch die Gnade Gottes fürchten wir das Brüllen des Löwen nicht, aber wir zittern aus Furcht vor dem Betruge der Schlange, welche verſichert, man werde nicht ſterben, wenn man ſich des Todes würdig macht durch Ausdeutung der Worte Gottes, welche in ihrer Wahrheit bleiben müſſen, ohne daß man daran ein einziges Jota verändere. Alle Perſonen, welche ſich ſo viele Mühe geben, die anderen unter dem Vorwande, der Kirche den Frieden zu geben, zur Nachgiebigkeit zu bewegen, ſind wie Martha, während Chriſtus Magdalena lobte." — Die Nonnen erklärten, ſie können nichts Weiteres thun, und wenn es ja ſein müßte, ſo wollen ſie unabhängig vom Formulare ihre ganze Überzeugung deutlich ausdrücken. Angelica von St. Johann ſchreibt an Arnauld: „Der Frieden unſeres Gewiſſens hängt ſo ſehr von der Verweigerung jeder Unterſchrift ab, daß wir uns in dieſem Stücke für todt achten. Ich war immer überzeugt, daß man Unterſchrift mit Vorbehalt nur ſolchen Perſonen rathen könne, welche man nicht für ſtark genug halte, ſie ganz zu verweigern, daß beſonders Doctoren ſie nie leiſten dürften, da ſie nur eine künſtliche Vorrichtung (Maſchine) iſt, um die wahre Lehre von der Gnade auszurotten."

Man ſtellte den Nonnen vor, daß ſie durch ihre Weigerung es ſo weit bringen würden, daß ſie von Allen ganz verlaſſen daſtünden; es ſei ihre Pflicht vernünftige Vorſchläge anzunehmen. Sie ſeien es ihren Freunden und den Biſchöfen, welche ſich für ſie Gefahren ausſetzen, ſchuldig, ihre Gründe anzunehmen und mit Gründen zu beantworten; die der Kirche ſchuldige Liebe verpflichte ſie, alles Mögliche zu thun, um die Verwirrung darin beizulegen. „Sie ſollten in Betracht ziehen, ob es bei dem gegenwärtigen Stande der Kirche nicht Pflicht ſei ſich zu demüthigen, wie ſie ſelbſt gedemüthigt ſei, und ob man ſich nicht müſſe begnügen

laſſen, der Gerechtigkeit ohne Verletzung des Gewiſſens genug zu thun, ohne daß ſie das Verdienſt auf eine glänzende Weiſe wollten triumphiren laſſen, wodurch es nur in Gefahr käme, noch mehr unterdrückt zu werden." — Es iſt, als hätte Arnauld eine etwas leidenſchaftliche Geſinnung gegen die Nonnen angewandelt, da ſie ſich ſo wenig geneigt zeigten, ſich von ihm nun wieder löſen zu laſſen, wie ſie zum Theil durch die Achtung und das Vertrauen zu ihren Seelſorgern und Lehrern gebunden waren. Da die Nonnen ſich ein Gewiſſen daraus machten, daß ſie zu Einführung einer ſo gefährlichen Unterſchrift beitragen ſollten, erwiderte Dr. Arnauld: „Es war die Sache der Biſchöfe und Doctoren, ob ſie hinreichende Gründe hätten, Dieſes zu dulden. Da dieſe aber geurtheilt haben, daß deren genug vorhanden wären, ſo haben Privaten und Jungfrauen von der chriſtlichen Demuth zu lernen, daß ſie ſich nicht ohne Anmaßung damit befaſſen können zu urtheilen, ob die Einführung der Unterſchrift an ſich ſelbſt gut oder böſe ſei. Denn ſie können die Leiſtung derſelben nicht für eine Sünde erklären, ohne ein ſehr keckes Urtheil gegen die wackerſten Männer der Kirche zu bilden."

Die Nonnen aber antworteten nicht weniger ſcharf, „ſie hofften, daß ſie mit Gottes Gnade immer in der Verfaſſung ſein würden, vernünftige und erlaubte Dinge zu thun, um aus ihrer gegenwärtigen Lage herauszukommen, aber nur durch eine gute Thüre, welche Gott ſelbſt ihnen öffnen würde, nicht durch eine Breſche, welche ſie ſelbſt durch Verletzung der Gerechtigkeit und Wahrheit gemacht hätten. Die Wahrheit laufe ſicherlich nicht Gefahr auf eine auffallende Weiſe zu triumphiren, während die Sachen in der vorliegenden Lage blieben. Es ſei für ſie alle ein aufrichtiger Troſt, ſich vielmehr mit der Wahrheit gedemüthigt zu ſehen, als dieſelbe zu demüthigen, um ſich aus der Demüthigung und dem Leiden zu ziehen." —

Giebt es eine in den Nerv treffendere Kritik des Verfahrens von Arnauld? Zwiſchen der äußeren Kirche und der Wahrheit, das heißt der religiöſen Überzeugung ſchwankend, weiß nun der ſonſt ſo ehrliche Mann jeder ſo viel abzubrechen, daß er ſie beide ſcheinbar in Übereinſtimmung gebracht hat. Die Nonnen aber bleiben ehrlich auf ihrem Poſten, ob ſie gleich ſehen, daß alle Hülfsmächte ſich von ihrer äußerſten Stellung zurückziehen. Eine

ſchwache Beſatzung, eine ſchwache Feſtung, welche ſich, obgleich ohne alle Hoffnung auf Entſatz, weigert, an einen übermächtigen Feind zu kapituliren. Wären die Nonnen Port-Royals doch bis ans Ende in dieſer Geſinnung unerſchütterlich geblieben! Gnade durften ſie ja doch nicht hoffen. — Dabei dürfen wir nicht vergeſſen, daß die zarten Gefühle, deren Mangel ein weibliches Herz unnatürlich machen würde, durch dieſen Heroismus nicht abgeſtumpft waren. Angelica ſchreibt an Arnauld: „Nichts iſt betrübender, als ſich wegen Eigenſinns von Denen verdammt zu ſehen, für welche man eine ſo beſondere herzliche Achtung hat, daß man auf der Welt kein größeres Glück finden könnte, als unter ihrer Leitung zu leben.“ Aber darum könne man doch ein Verfahren nicht aufgeben, wozu allein die Furcht, das Gewiſſen zu verletzen, vermocht hat. Sie flehten zu Gott, daß ſie nicht auch alle ihre bisher ſo hülfreichen Freunde gegen ſich hätten, wie Hiob. Aber ſie baten, man möchte doch ja keine neuen Unterhandlungen um ihretwillen anknüpfen, da ſie doch keinen Gebrauch davon machen könnten, wenn ihnen Gott ſeinen Willen an ſie nicht deutlicher mache.

Die Freunde Port-Royals kamen daher überein, die Nonnen ſollten, ohne daß der Grund, nämlich ihre Weigerung das Formular zu unterſchreiben, ruchbar würde, in die Diöceſe von Sens verſetzt werden, wo ſie einen Hof Mondeville beſaßen. Die Nonnen gingen darauf ein, unter der Bedingung, daß man von ihnen nur auf ein weißes Papier (alſo nicht unter das Formular) eine Erklärung über die janſeniſtiſche Angelegenheit verlange. Damit wären ſie der Zweideutigkeit entgangen, welche jede modificirte Unterſchrift des Formulars in ſich ſchloß, indem ſie einen Theil ſeines Inhalts verneinte und doch dafür angeſehen ſein wollte, ihm genug gethan zu haben. Abgeſehen von der Heimlichkeit der Erklärung zu Protokoll zogen die vier Biſchöfe und Arnaulds Anhang ſich mit Recht dieſen Vorwurf zu. Dieſer war nicht widerlegt, indem man den Nonnen einwendete, ob ſie denn gewiſſenhafter ſein wollten, als die eifrigſten Biſchöfe? — Allein der Erzbiſchof von Paris nahm es als Ehrenſache, daß der von Sens es als ein Leichtes auf ſich nahm, mit den Nonnen ins Reine zu kommen und eine den König befriedigende Unterſchrift von ihnen zu erlangen, während er ſeit Jahren umſonſt mit vielen Unan-

nehmlichkeiten und Mühen Daſſelbe verſucht hatte. Beſonders kränkte es ihn, aus dem Munde des Königs zu hören, M. de Sens habe ſich anheiſchig gemacht, binnen weniger Tage eine ſolche Unterſchrift auszuwirken. Er wollte daher den Nonnen nur unter der Bedingung ſeine Erlaubniß zur Überſiedlung geben, daß ſie auf ihre beiden Klöſter von Port-Royal verzichteten, wozu ſie ſich doch nicht ſo leicht entſchließen konnten. — Als dieſe Auskunft, die Nonnen in die Diöceſe von Sens zu verpflanzen, ſcheiterte, als es den Anſchein bekam, als ſollte Port-Royal von den wackern Biſchöfen ſelbſt aufgegeben werden, ſchrieb Angelica von St. Johann an Dr. Arnauld: „Wir haben nicht umſonſt beim Anblick der eröffneten Breſche gefürchtet, der Feind werde bald auf uns losſtürmen. Es iſt nun keine Rede mehr von der Bittſchrift; man muß die Anderen aufgeben, um an ſeine eigene Sicherheit zu denken; ich weiß aber nicht, wo wir ſie finden ſollen. Die Starken in Iſrael erklären, ſie können Salomos Bett nicht weiter bewahren und ſtecken ihr Schwert in die Scheide. Geſchieht es nicht um der Schrecken der Nacht willen, ſo ſcheint es doch, es geſchehe in der Hoffnung des Tages oder in dem Verlangen, ein wenig Zeit zu haben, um ſich nach ſo langen Nachtwachen auszuruhen. Die Feinde aber werden nicht einſchlafen; die Zeit wird ihnen nur allzugünſtig ſein. So würde ich denn kein kürzeres Mittel ſehen, ihrer Verfolgung zu entgehen, als eine gute Flucht, wenn ſie in unſerer Gewalt wäre, alſo daß man nicht mehr von uns redete; was doch Niemands Ruhe ſtören könnte. Aber wenn alle Wege verſchloſſen ſind, wenn man ſich belagert findet, was kann man thun? Da man ſich nicht zurückziehen kann, iſt man in der Nothwendigkeit ſich zu vertheidigen, nicht ſowohl in der Hoffnung, es durch Gründe zu gewinnen, als weil es nicht erlaubt iſt, ſich zu ergeben, noch nützlich einen Schein des Friedens durch den wahren Verluſt der Ruhe und des Gewiſſens zu erkaufen."

Sobald der Kurier nämlich die Unterſchrift von Alet gebracht hatte, hatten die vermittelnden Biſchöfe den Erzbiſchof von Paris in Kenntniß von den ihm bisher verborgenen Unterhandlungen und deren nun reifem Erfolge geſetzt. Sie boten ihm an, ſie wollen ſich nun aus der Sache zurückziehen und ihm den Ruhm laſſen, daß er den Frieden der Kirche geſtiftet habe, wenn er von

den Nonnen nur das verlangte, was die Biſchöfe dem Pabſte hätten leiſten müſſen, und wenn er ſie in den Beſitz ihres Kloſters in Paris wieder einſetze. Er erwiderte ihnen aber beleidigt, er wolle ihren Ruhm nicht ſchmälern. Seine und der Jeſuiten offenbare Abſicht war, von nun an ſich an den Nonnen ſchadlos dafür zu halten, daß ſie bei der ganzen Unterhandlung dupirt waren. Umſonſt legte ſelbſt der König bei dem ſonſt gutmüthigen Erzbiſchofe ein Wort für Port-Royal ein; ich hatte bei Verfolgung des Friedens beſonders Sie im Auge, ſagte der König zu ihm, ich ſuchte Sie aus der Verlegenheit zu ziehen und Ihnen Frieden zu ſchaffen. Allein Pereſixe fühlte ſeine Ehre als Adeliger angegriffen; er ſagte, nur wenn die beiden Mächte auf Erden, Pabſt und König, entſchieden ihm erklärten, daß ſie die Sache beigelegt wiſſen wollten, „ſo müſſe er freilich die Lanze ſenken." Allein er hoffte immer noch, der Pabſt werde erklären, er ſei getäuſcht worden und das Werk ſeiner und der königlichen Miniſter umſtoßen. Daher erſchien auch ſein Benehmen den Freunden Port-Royals ſo widerſprechend, als das von Pharao gegen Moſen.

Eine noch ſchwierigere Verwicklung entſtand, als die bisher von den Abgefallenen als Äbtiſſin von Port-Royal gewählte Dorothea Perdreau auf Vorſchlag des Königs (ſiehe Beilage XXXIV) ihr Breve als lebenslängliche Äbtiſſin erhielt. So hatten denn alſo die Abgefallenen „das ſchönſte Kleinod einer geiſtlichen Gemeinſchaft", die freie Wahl aufgegeben. Die Nonnen auf dem Lande proteſtirten natürlich dagegen, da der Stuhl der Äbtiſſin ja gar nicht erledigt ſei. Agnes hatte ſich 1630 der Koadjutorie, des Rechtes, ihrer Schweſter in der Würde der Äbtiſſin nachzufolgen, nur unter der Bedingung begeben, daß das Recht, ſich ſelbſt eine Äbtiſſin zu wählen, der Kloſtergemeinde gegeben würde. Sobald der König ſein altes Recht, die Äbtiſſin zu ernennen, wieder an ſich riß, war ſie auch wieder in ihrem alten Rechte, in die wenn irgend erledigte Stelle der Äbtiſſin einzutreten; denn der König hatte ihr dieſes Recht geſchenkt. Allein das Breve behandelte ſie als „unfähig, ungeſchickt und aller legitimen Anſprüche entſetzt." Das Breve beſtätigte Dorothea jedoch nur unter der Bedingung, daß mindeſtens zwei Dritttheile der Nonnen dazu ihre Einſtimmung gäben und daß nicht ſchon eine kanoniſch ernannte Äbtiſſin beſtehe. Der Official von Paris fulminirte den 6. No-

vember 1668 zwar die Bulle, allein das Parlament nahm die Appellation dagegen an. Die Ernennung Dorotheas ſchien um ſo weniger behauptet werden zu können, da ja der König den 23. October beſtimmte, daß zu Beilegung der durch das Formular erregten Unruhen Alle, welche wegen Verweigerung einer unbedingten Unterſchrift von ihren Benefizien vertrieben waren, wieder in Genuß ihrer Rechte eintreten ſollten. Wer durch königliche oder päbſtliche Briefe an ihre Stellen ernannt worden war, ſollte davon wieder zurücktreten. — Dieſes war für Viele Grund genug, ſich gegen die Ausſöhnung zu ſperren; auch nur perſönliche Leidenſchaften und Rückſichten konnten Port-Royal von der Wohlthat dieſer königlichen Beſtimmung ausſchließen. Die feſtgebliebenen Nonnen wandten ſich brieflich an ihre Schweſtern in Paris und einige von dieſen hatten immer noch gehofft, ihre Mütter werden wiederkehren, ſie wohnten der Einſetzung Dorotheas in ihre Würde nicht bei. Dorothea aber brachte ſelbſt den Erzbiſchof durch ihre Unlenkſamkeit und großen, unbeſchränkten Anſprüche auf alles Eigenthum Port-Royals in Verlegenheit [1]).

Um ſo lebhafter nahm der Erzbiſchof von Sens den Plan wieder auf, die getreuen Nonnen in ſeine Diöceſe, und zwar nun in das einzutauſchende Kloſter Lys, zu verſetzen. Allein Biſchof Arnauld von Angers ſchrieb entſchieden, er könne nicht glauben, daß Gott, der für den Kirchenfrieden ſchon ſo große Wunder gethan habe, dieſes heilige Haus zerſtören wolle; man könne nicht ſagen, das große Friedenswerk ſei vollendet, wenn die Nonnen nicht in ihr Eigenthum eingeſetzt ſeien. Man ſolle nur Geduld faſſen, ohne in den Erzbiſchof zu dringen, der Spott und der Unwille aller Welt werde ihn ſchon nöthigen etwas zu thun. Gott ändere die Herzen, wann es ihm gefalle, er möchte nichts übereilen. — Mit ihm ſtimmte der Biſchof von Alet ſo ziemlich überein: „Es iſt jetzt nichts zu thun, ſchrieb er, als im Frieden zu dulden und die Hülfe Gottes abzuwarten, ohne den Weiſungen

1) Sie wollte ihm zeigen, daß ſie keine abbesse de carte ſei. Der Erzbiſchof klagte ſelbſt bei Vertrauten der feſtgebliebenen Nonnen, daß die anderen mehr hochmüthigen Eigenſinn haben, als die Weltleute. — Nichts deſto weniger wurde ſie von Port-Royal d. P. nach ihrem Tode in einer Lebensbeſchreibung als Heilige dargeſtellt. Das ſind Dinge, welche uns an jeder Heiligengeſchichte und beinahe auch an der inneren Geſchichte Port-Royals irre machen könnten.

ſeiner Vorſehung zuvor zu kommen. Ich kann dieſe Nonnen in meinen Gebeten und bei den Opfern, die ich darbringe, nie vergeſſen."

Auch die Nonnen werden des Friedens theilhaftig.

Der Anfang des Jahres 1669 brachte den getreuen Nonnen das Feſt einer großen Auferſtehung; drei der Schweſtern in Paris verlangten zu ihren Müttern zurück. Damals ſchrieb Angelica von St. Johann an Arnauld: „Von Anfang unſerer Verfolgung an haben wir hundert Mal zu Gott geſagt, daß wir das Schiff aufgeben, wenn er uns nur die Seelen erhalte [1]). Es ſcheint, daß ſein Erbarmen anfängt zu arbeiten" [2]).

Den Erzbiſchof bearbeitete ein anderer Gedanke, nämlich er merkte, daß der Kirchenfrieden doch ſeinen Beſtand haben werde; bisher hatte er Alles hingezogen, in der Hoffnung, das ganze feine Gebäude deſſelben werde zuſammen fallen. Der Pabſt hatte endlich durch das Breve an die vier Biſchöfe dem heimlichen Friedenswerke das Siegel aufgedrückt. Arnauld ſtellte dem Erzbiſchof vor, daß es doch für ihn nicht entehrend ſein könne, wenn er ſich mit derſelben Erklärung befriedigen laſſe, wodurch der Pabſt ſich als von den Biſchöfen befriedigt erklärt habe. Der Erzbiſchof ſah ein, daß er jetzt nicht mehr verlangen könne. Zugleich ſtellte Arnauld den Nonnen vor, daß ſie ohne Ausnahme Alle gegen ſich hätten, wenn ſie ſich weigerten, dieſelbe Erklärung zu unterſchreiben. Den 13. Februar begab er ſich mit dem Biſchofe von Meaux, Ligni, und mit Sacy nach Port-Royal d. Ch., um durch perſönliche Zuſprache die Nonnen zu gewinnen. Sie waren immer noch ſtreng bewacht, und von dem Erzbiſchofe als mit dem Interdict belegt behandelt. Eine geheime Unterredung, welche Arnauld

1) Siehe das Motto des Bandes.

2) Bezeichnend für den im Grunde doch troſtloſen Pragmatismus der ſo weitläufigen und urkundenreichen mémoires histor. et chronolog. iſt die Stelle: „Die Nonnen wandten ſich um dieſe Zeit an die Freunde, welche theilnehmend im Schooſe Abrahams der Auferſtehung warteten. Die Gemeinſchaft der Heiligen, welche unſere Gebete und die aller Auserwählten einigt, welche ſeit Adam gelebt haben und bis an den jüngſten Tag leben werden, trieb die Nonnen durch ein Gelübde die Hülfe der Todten anzurufen. Sie gelobten auf fünf Jahre eine feierliche Todtenmeſſe. Sie begingen dieſelbe möglichſt anſtändig und die Hülfe war ſchnell. Alles ſchien ſeitdem eine andere Geſtalt zu gewinnen, der Hof und die Miniſter intereſſirten ſich mehr für die Wiederherſtellung der Nonnen."

und Sacy mit ihnen hatten, räumte die Hinderniſſe weg. Der Biſchof von Meaux ließ ihnen durch einen ſeiner Prieſter „den Frieden bringen. Die Freude, womit die Taube in der Arche aufgenommen wurde, war nicht größer als die, welche dieſe frommen Jungfrauen dabei empfanden, welche ſo lange von der Gemeinſchaft des Gottes des Friedens ausgeſchloſſen waren, wovon dieſe Ceremonie nur das Zeichen und die Anlage war."

Die Urkunde, welche die Nonnen unterſchrieben, war vom Erzbiſchof verfaßt, ſehr ähnlich dem, was ſie ſeit Anfang der Verfolgung bekannt hatten, womit er ſich aber durchaus nicht hatte zufrieden ſtellen laſſen, obgleich auch er mit ſeiner foi humaine nicht viel mehr verlangt hatte. Vor Allem war es keine Unterſchrift des Formulars, ſondern eine für ſich beſtehende Erklärung. Sie lautet wie folgt:

„Alle unſere Töchter, die Nonnen der Abtei von Notre-Dame von P. R., welche gegenwärtig in Port-Royal d. Ch. ſind, erklären in aller Demuth Eurer väterlichen Liebe, daß ihre wahre Verfaſſung darin beſteht, daß ſie immer nur Gedanken eines ſehr großen Eifers für Erhaltung des Glaubens der Kirche und eine tiefe Unterwürfigkeit gegen den h. Stuhl hatten; daß ſie die fünf Sätze mit aller möglicher Offenherzigkeit verdammen, ohne irgend eine Ausnahme oder Reſtriction, in jedem Sinne, worin die Kirche ſie verdammt hat; daß ſie weit entfernt ſind, in ihrem Herzen irgend eine Abſicht zu Erneurung dieſer Irrthümer unter irgend einem Vorwande zu verbergen, oder zu dulden, daß eine unter ihnen ſie erneure und der Verdammung derſelben durch die Kirche zu nahe trete. Denn Niemand iſt ihrer Lehre in dieſem und in anderen Punkten unverbrüchlicher anhängig. Und was nun das betrifft, daß Sätze dem Buche Janſens zugeſchrieben werden, ſo bezeigen ſie auch darin dem h. Stuhl alle ſchuldige Unterthänigkeit und Gehorſam, wie alle Theologen übereinkommen, daß man es in Betreff aller verdammten Bücher ſchuldig iſt, gemäß der katholiſchen Lehre, wie ſie in allen Jahrhunderten von allen Lehrern und ſelbſt in dieſen letzten Zeiten durch die größten Vertheidiger der Auctorität des h. Stuhls behauptet wurde, als durch die Cardinäle Baronius, Bellarmin, Richelieu, Palavicini und durch die Väter Sirmond und Petav und ſelbſt

gemäß dem Geiſte der apoſtoliſchen Bullen, nämlich daß nichts geſagt, noch geſchrieben, noch gelehrt werde, was der Entſcheidung der Päbſte über dieſen Gegenſtand entgegen wäre."

„In Betracht dieſer unſerer Erklärung, von welcher wir hören, daß ſie derjenigen conform ſei, welche unſerem h. Vater, dem Pabſt, im Namen einiger Biſchöfe geſchickt wurde und womit S. Heiligkeit zufrieden war, mögen Sie gnädigſt geruhen, was wir im Verlaufe dieſer leidigen Angelegenheit vielleicht Unpaſſendes gethan haben (que nous aurions pû faire indiscrètement), zu vergeſſen und uns in den Stand wieder einzuſetzen, worin wir vor unſerer Ungnade waren, indem wir Sie verſichern, daß wir unſere Gebete und Gelübde anwenden werden, um über Sie jede Art von Segen zu bringen."

14. Februar 1669.

Der Erzbiſchof nahm dieſe Erklärung befriedigt an und ſtellte ſich, als hätte er immer nur das nunmehr Geleiſtete verlangt. Er lobte die „vollkommene, unbedingte Unterwerfung, welche die Nonnen ihm nun nach ſo langer Weigerung geleiſtet hätten." Er veröffentlichte den 17. Februar eine Ordonnanz, worin es heißt: „Wir können nur mit äußerſter Freude dieſe neue authentiſche Acte ihres wahren, vollkommenen Gehorſams empfangen — denn da Wir verlangten Uns unverletzlich an die Conſtitutionen von Innocenz X und Alexander VII anzuſchließen, ſo hätten Wir in Betreff derſelben nie irgend eine Ausnahme oder Reſtriction zulaſſen wollen."

Nicht einmal von ſeinem früher verlangten „menſchlichen Glauben" an die Entſcheidung der Kurie über die Thatſache, welcher eine innere Überzeugung davon in ſich ſchließe, ſagten die Nonnen in ihrer Urkunde etwas. Nur darin blieben auch ſie der factiſchen Wahrheit nicht ganz getreu, daß ſie behaupteten, daß ſie damit dem Sinne der Bullen gemäß handeln, welche offenbar nicht blos eine Unterwerfung der Lippen und Federn, ſondern auch der Überzeugung in Beziehung auf die Thatſache verlangten, oder wenigſtens zu erlangen verſuchten. Durch unbedingte Verdammung der Lehre der fünf Sätze gefährdeten — allerdings mehr die Biſchöfe und Doctoren, als — die Nonnen Auguſtins Lehre, wenigſtens wie ſie von Janſen und St. Cyran verſtanden

war. Wir dürfen nie vergeſſen, daß die Abgeordneten der Janſeniſten in Rom 1652 zuerſt die Lehre der fünf Sätze als eine orthodoxe zu vertheidigen gedachten.

Am folgenden Tage ſandte der Erzbiſchof den Nonnen den Frieden durch ſeinen Großvicar. „Vielleicht iſt es keine Übertreibung, mit Beziehung auf ihre Beraubung der Sacramente, ihre Freude mit der Freude der heiligen Weiber zu vergleichen, welche, nachdem ſie ihres Erlöſers beraubt geweſen waren, ſich plötzlich zu ſeinen Füßen befanden.“ — Die Wachmannſchaft, welche Port=Royal bisher abgeſperrt hatte, zog nun auch ab.

Trennung der beiden Häuſer Port=Royals.

Obgleich nun ſelbſt die Nonnen des Kirchenfriedens theilhaftig geworden ſind, ſo iſt doch ihre Sache noch nicht zu Ruhe zu kommen. Die abgefallenen und die treugebliebenen Nonnen ſtehen als getrennte Geſellſchaften neben einander; an der Spitze jeder eine Äbtiſſin, welche behauptet, ſie habe das Recht auf alle Perſonen und Güter von Port=Royal. Mochte es eine noch ſo große Ungerechtigkeit gegen die treugebliebenen Nonnen ſein, es war vernünftigerweiſe nicht zu verlangen, daß der König das abgefallene Port=Royal und deſſen von ihm ernannte Äbtiſſin dem bisher für rebelliſch erklärten Theile unterwerfen werde. Er beſchaftigte ſich ſelbſt ſehr viel mit der Angelegenheit, der Erzbiſchof brachte die Sache zum Abſchluß, indem er nun auch ſeinerſeits ohne Mitwiſſen Le Telliers und Lionnes handelte; dieſe wurden mit Colbert und einigen andern namhaften Staatsmännern zu Commiſſären ernannt, mit dem fertigen Auftrage, die Güter der beiden Corporationen zu ſcheiden. Denn beide ſollten nun als beſondere, ſelbſtändige Klöſter beſtehen, das in Paris mit einer vom König lebenslänglich zu ernennenden Äbtiſſin, während Port=Royal des Champs die alten Ordnungen, und namentlich die eigene Wahl ſeiner Äbtiſſin auf drei Jahre behauptete. Der Erlaß des Staatsraths vom 13. Mai 1669 erklärt ſie für getrennt und unabhängig von einander, ohne daß in Zukunft das eine Kloſter unter irgend einem Vorwand Anſpruch auf irgend etwas machen könne, was dem andern durch die Theilung zugeſprochen ſei.

Obgleich in Port-Royal d. Ch. etwa ſiebenmal ſo viele Nonnen waren als in Paris abgefallene, obgleich das Kloſtervermögen großentheils von den Arnauld herkam, die Abgefallenen zum Theil ohne alle Mitgift aufgenommen worden waren, ſollte die große Majorität nur zwei Drittheile der Einkünfte und das Kloſter auf dem Lande, die abtrünnige Minorität, welche ſich ſeitdem allerdings durch Novizen vermehrt hatte, ein Drittheil und das ohne Vergleich werthvollere Kloſtergebäude in Paris erhalten. Bei der Schätzung ſollen dieſe noch ſo begünſtigt worden ſein, daß die Ungerechtigkeit noch empfindlicher wurde. Außer vielen Koſtbarkeiten blieben in den Händen der Abgefallenen auch die Reliquien von Angelica, St. Cyran, Singlin, der wunderthätige Dorn, ein Porträt der großen Angelica, welches Champagne der Mutter Agnes geſchenkt hatte.

Die Freunde des alten Stammes verglichen dieſe Theilung mit der der Sohnespaare der Patriarchen, wo ein Eſau wohl die größere Hälfte der zeitlichen Güter an ſich reißen mochte, „aber der Segen wurde nicht getheilt und blieb nur dem Sohn der Verheißung, dem von Gott Auserwählten.“ Beide Theile proteſtirten gegen dieſe Theilung. (Siehe Beilage XXXV.)

Kritik des Friedens.

Nun wir den Abſchluß des Kirchenfriedens von Clemens IX haben, findet eine Charakteriſtik deſſelben von Guillebert [1]) hier die ihr gebührende Stelle:

„Hätte der Pabſt die Unterſcheidung des Factums und der Glaubensnorm und daß das ehrerbietige Schweigen über das Factum genüge, deutlich anerkannt, ſo wäre es nicht möglich geweſen, gegen dieſen Frieden Einſprache zu erheben. Aber es war gewiſſermaßen ein heimlicher Vertrag, obgleich mit allen öffentlichen und authentiſchen Zeichen bekleidet. Man verpflichtet die Biſchöfe zum Geheimniß über das, was in ihren Synoden und in ihrer Art zu unterzeichnen vorgegangen iſt. Der Pabſt affectirt in ſeinen Breven ein Sichwinden und Krümmen und eine myſteriöſe Dunkelheit, welche den Feinden die Freiheit laſſen, dieſen Vergleich auf ihre Weiſe auszulegen. Der Biſchof von

1) Mémoires hist. et chronolog. Zweiter Band, S. 20 und 21.

Alet und die Nonnen von Port-Royal waren die Einzigen, welche das, was die Anderen für genügend anſahen, nicht für billig und klug hielten. Der römiſche und franzöſiſche Hof fingen an, des Kriegs müde zu werden, und die Erfolge waren ihnen nicht günſtig. Das Gelingen des Proceſſes der vier Biſchöfe war ein Attentat, welches trotz aller Vorſichtsmaßregeln keinen guten Erfolg haben konnte. Man mußte ſich alſo aus der Verlegenheit ziehen, und der Menſch, für die Ruhe geboren, findet leicht die Mittel dazu. Man geht die vier Biſchöfe an, drei laſſen ſich bereit finden, der von Alet allein widerſteht. Da braucht es Bewegungen, Springfedern, vermehrte Briefe; die Furcht, die Verwirrung in der Kirche fortzuerhalten, beſtimmt dieſen heiligen Prälaten ſeinen drei Amtsbrüdern beizutreten. Aber wie viel Seufzer koſtet es ihn damals und nachher! ſeine Anſicht war die einzige gerechte und wahrhaftige. Rom und Frankreich wollten den Frieden; das war ein entſcheidendes Motiv, um feſtzuſtehen, einige Jahre weiter hätten einen klaren und gewiſſen Frieden verſchafft. Clemens IX, weniger abhängig von ſeinen Miniſtern, wäre aus der Wolke herausgetreten, worin er ſich verborgen hielt. Seine Nachfolger, durch den Stand der Dinge zu Verfolgung derſelben Bahn gezwungen, hätte deutlich geſprochen; der Frieden wäre feſt gegründet geweſen, keine Störungen wären vorgekommen. Aber die Politik verlangte, daß man den Streit nur durch ein Palliativ unter dem Anſchein des Friedens beilegte, als ein Mittel ſeine Anmaßungen feſtzuſtellen, damit man mit dem Anſchein der Beilegung den Römern das Vergnügen ließe, uns weichen zu ſehen. Hätte der Pabſt in ſeinen myſteriöſen Breven deutlich geſprochen, ſo beſtünde Port-Royal noch, nie hätte die Bulle Unigenitus gewagt, ſich unter dem Namen Clemens XI zu zeigen. Gott hat dieſe Schwachheiten zugelaſſen, um die Wahrheit triumphiren zu laſſen."

„Mögen die fünf Sätze in Janſen ſein oder nicht, — was — die Unterſcheidung des Factums und den Gegenſtand des ehrerbietigen Schweigens ausmacht — die Lehre von der „wirkſamen Gnade" erleidet nicht weniger Schaden durch die abſolute Verdammung der fünf Sätze. Dieſe Verdammung verlangt Reſtrictionen. Der we-

nige Bedacht, welchen man, trotz der Bemerkungen Paſcals, dafür hatte, gab Gelegenheit zu der Gährung, welche die Bulle Unigenitus hervorbrachte, wozu die abſolute Verdammung der fünf Sätze der giftige Keim war. Man ſieht jetzt [1]) den Fehler ein, man öffnet die Augen; das iſt ein Glück, obgleich ein ſpätes."

1) Anno 1755.

Eilftes Buch.

Geſchichte von Port-Royal bis zum Abſterben des alten Stammes zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Überblick.

Durch den Kirchenfrieden war das Rochelle des Janſenismus äußerlich und innerlich untergraben. Die rechtliche Stellung war eine durchaus unſichere; die Erlaubniß durch Novizen ſich ſelbſt zu ergänzen, durch Erziehung der Jugend auf das Leben außerhalb des Kloſters zu wirken und wackere Familien mit ſich zu verbinden, war mit dem Kirchenfrieden noch nicht gegeben.

Der Kampf hatte das Stillſchweigen gebrochen, weil die Ruhe zerſtört, Bitterkeit war in viele Herzen ausgegoſſen. Wie der Kampf, ſo hatte die Art des Friedensſchluſſes Port-Royal viele Feinde erweckt, die nie ihren Groll vergaßen. Was noch ſchlimmer war, als dieſes und als der Verluſt von Port-Royal d. P., die Glieder des treugebliebenen Theiles waren, beſonders über die Friedensmittel, unter ſich ſelbſt uneinig geworden. Ja Port-Royal hatte ſich von ſich ſelbſt, von ſeinen Grundlagen losgemacht. Der Kirchenfrieden iſt die Vollendung deſſen, was nothgedrungen 1653 die janſeniſtiſchen Abgeordneten Frankreichs, mit dem Widerſpruch der belgiſchen Janſeniſten, in Rom gethan hatten. Sie hatten in die unbedingte Verdammung der fünf Sätze gewilligt. Indem ſie in das Univerſalmittel der Kurie, in

Stillſchweigen über die ſtreitigen Punkte, willigten, hatten ſie etwas Unmögliches verſprochen. Ihre Feinde ſchon waren nicht geneigt zu einem ſo zweideutigen Frieden zu ſchweigen; antwortete man, ſo war der Frieden gebrochen. — Die Hauptſache aber bleibt das Aufgeben der Prädeſtination, der ſtreng auguſtiniſchen Lehre. Damit verlor vorerſt alles Thun und Laſſen der Theologen von Port-Royal den theologiſchen Halt und ſie waren in oft nichts ſagende Unterſcheidungen verwickelt. Die Prädeſtination war die ſtarke und ſchwache Seite der Partei, die Formel für die von St. Cyran angeregte Geiſtesrichtung geweſen. Sie war eine Feſtung, um von da aus das platte Land zu erobern, ſich gegen Angriffe zu vertheidigen; man konnte allerdings darin auch die ganze Partei belagern und mit Einem Schlage fangen. Die Feſtung hatte capitulirt, man zog frei aus, aber willigte, ja man legte ſelbſt Hand an die Schleifung der Wälle. Man hatte darauf verzichtet, die Kirche von innen heraus zu reformiren, der Kirche und ihrer Geſchichte einen andern Lauf zu erzwingen. Die Adlerbrut St. Cyrans ſenkte ſich vom kühnen Fluge wieder nieder. Das N. Teſtament Quesnels erſt gab dem Janſenismus eine neue Entwickelung, einen neuen Mittelpunkt, neues Leben, indem es die auguſtiniſche Lehre von Sünde und Gnade erbaulich lehrte. Aber dieſes neue Leben war die Auflöſung der Kloſtergemeinde von Port-Royal.

Dieſe ſelbſt hatte durch den Kirchenfrieden nicht daſſelbe Opfer gebracht, wie ihre Theologen, denn die Prädeſtination war nie auf gleiche Weiſe der Glaube der Nonnen; dieſes Dogma blieb immer mehr Sache der Theologen, nur die ihm zum Grunde liegende religiöſe Überzeugung, die praktiſchen Folgerungen daraus waren den Nonnen eigen. Sie hatten ſich daher nicht unbereitwillig bezeugt, die Verdammung der fünf Sätze zu unterſchreiben. Sie hatten mehr einen Kampf der Pietät gekämpft, in der Perſon Janſens hatten ſie ſeinen Freund St. Cyran, ſein Werk an Port-Royal und an ihren Seelen, das Werk der Mutter Angelica, ſeines mächtigen Werkzeugs, vertheidigt. Ihre jungfräuliche Wahrhaftigkeit hatte ſich geſträubt, durch zweideutige Ausdrücke deren Ehre zu gefährden. Ihr langer Widerſtand, welcher ihre Sache von der der Biſchöfe und

Theologen iſolirte und ſo harte Bedingungen mit ſich brachte, bezeugte, daß ſie ihre erſte Liebe in ihren Herzen nicht verrathen hatten.

Allein indem die Theologen auf eine große kirchengeſchichtliche Stellung verzichteten, ſtieg auch das Kloſter von ſeiner hohen Bedeutung herab. Denn bedeutende ascetiſche Perſönlichkeiten, wie die große Angelica, Myſtikerinnen, wie Agnes, gelehrte, ſcharfſinnige Nonnen, wie die jüngere Angelica, gab es auch in andern Klöſtern. Nur indem St. Cyran ſie wenigſtens theilweiſe zu Vertrauten und Organen ſeiner reformatoriſchen Thätigkeit gemacht hatte, waren die Nonnen Port=Royals zu ſo hoher Bedeutung geſtiegen.

Somit war es offenbar ein zweckloſes Unternehmen der weiteren Geſchichte Port=Royals, zumal des Nonnenkloſters allein [1]) durch weitläufige Bearbeitungen eine große Bedeutung geben zu wollen. Es traten weiter unter den Nonnen ſelbſt auch keine ſo bedeutenden Perſönlichkeiten mehr auf.

So hätten wir denn nur noch das Geſchäft der Reihe nach unſere Todten zu begraben! — Schon das allein iſt eine Arbeit, welche die Pietät für dieſe Kämpfer uns lieb und wichtig machte. Die Biſchöfe von Alet und Pamiers aber ſollten mitten in einem neuen Kampfe für die Unabhängigkeit der Kirche gegen den Abſolutismus des Staats zu Grabe gehen. Überhaupt ziehen nun die Erlebniſſe außerhalb der Kloſtermauern unſere Aufmerkſamkeit ungleich mehr auf ſich. Die Schickſale Arnaulds ſind mannigfaltig genug, bis er ſein durch einen mehr als halbjahrhundertjährigen Kampf doch nicht mattes Haupt zur Ruhe legt. Lange war ſein und Nicoles Geſchick mit einander verbunden. Seine Schickſale laſſen uns auch in die Leidenſchaften Port=Royals und ſeiner Partei einen lehrreichen Blick thun. Wohl ſind die Schulen zerſprengt, aber die Schüler gereiſt; die beſte Apologie für ſie iſt, daß von einem ſtarken Dutzend Knaben, welche zum Theil früh ſtarben, nicht nur einige mit Ehren hohe

1) Beſonders die Mémoires historiques et chronologiques sur l'abbaie Port-Royal des Champs, depuis la paix de l'église en 1668, jusqu'à la mort des dernières religieuses et amis de ce monastère. Utrecht 1756. Sieben ſtarke Bände in 12°, eng gedruckt, im Ganzen etwa 230 Bogen ſtark, ziemlich langweilig zu leſen, mit vielen Urkunden.

Staatsämter bekleideten, ſondern daß ein Tillemont und Racine unter ihnen iſt. Welche Schule hat im Verhältniß ſo viele bedeutende Männer aufzuweiſen? Tillemont ſetzte — ganz charakteriſtiſch — zugleich Port-Royal und den ſechs erſten Jahrhunderten der Kirche ein claſſiſches Denkmal. Er hat gezeigt, welcher Früchte die Gewiſſenhaftigkeit des Janſenismus in der Geſchichtsforſchung fähig iſt. Racine, zu den Füßen ſeiner Lehrer zurückgekehrt, iſt der Apologet Port-Royals und verſucht die bisher verdammte Bühne und ſeine Kunſt zu ſühnen und zu heiligen.

Das Drama Port-Royals ſchließt ſich mit dem gleichzeitigen Erwachen eines offenkundig freigeiſteriſchen Jahrhunderts und mit der Verdammung der erbaulichen, evangeliſch-katholiſchen Erklärung des N. Teſtaments von Quesnel.

Neue Einrichtung Port-Royals.

So kehren wir denn wieder, wie in den erſten Zeiten der Reform, der Kämpfe der großen Angelica, in das allerdings nunmehr angebautere Thal von Port-Royal des Champs zurück. Hier ſind alle getreuen Nonnen verſammelt. Das iſt nun unſer Port-Royal. Mit uns ſteigen von verſchiedenen Seiten, einzeln, ohne Aufſehen zu ſuchen, die meiſten der alten Einſiedler in die Einſamkeit herab. Es iſt Raum genug. Der Tod hat erſt in der letzten Zeit, während der Paſſionszeit, die Wenigen hinweggerafft, welche durch Verſtellung erlangt hatten, daß ſie das Feld der gefangenen Nonnen bauen durften [1]).

Arnauld, welcher ſeit December 1656 von den Nonnen getrennt war, kam den 2. März 1669 und las am folgenden Morgen wieder ſeine erſte Meſſe. Man begann an demſelben die vierzigſtündigen Gebete für ein anderes Bollwerk der Chriſtenheit, für das von den Türken bedrohte Kandia. Als Arnauld eben an der Conſecration war, erſchien der Pfarrer des benachbarten Magny und ſeine Gemeinde in Proceſſion mit dem Geſang aus der Offiz des h. Sacraments: „Wir Alle, die an demſelben Brot und Kelch Theil nehmen, ſind nur Ein Brot und Ein

1) Siehe im achten Buch: Die bei Port-Royal des Champs zurückgebliebenen Einſiedler.

Leib.“ Man erkannte aber noch deutlicher die Fügung der Vorſehung, als unter der Elevation die Gemeinde Magny fortfuhr: „o Gott, du haſt in deiner Güte dem Armen ein Feſt bereitet.“ — Der brave Pfarrer hatte die ganze Zeit der Gefangenſchaft über ſeine Gemeinde von der Kanzel herab zu Gebeten für die Nonnen aufgefordert. Für jede derſelben, die ohne Sacramente und kirchliches Begräbniß geſtorben war, hatte er in ſeiner Kirche einen feierlichen Gottesdienſt gehalten.

Noch kurz vor der Erklärung der Trennung Port=Royals in zwei unabhängige Häuſer war den Nonnen in Paris von Seiten ihrer Schweſtern auf dem Lande verſichert worden, daß es nur von ihnen abhänge, Einen Leib zu bilden, durch die Liebe ſeien ſie noch verbunden. „Wir würden euch, theuerſte Schweſtern, gewiß Unrecht thun, wenn wir euch nicht auch zutrauten, daß die Trennung euch ſchmerze. Dieſe Neigung der Liebe, welche ſtets auf die Einigkeit gerichtet iſt, und die Trennung fürchtet, iſt in den Seelen wie in den Körpern das ſicherſte Zeichen des Lebens; wer kein Gefühl des Schmerzes hätte, wenn man eins ſeiner Glieder von ihm trennt, wäre gewiß ſchon todt.“ Statt der Vereinigung kamen nur drei Schweſtern (Nonnen) und zwei Converſen von Paris herüber, und zwar ſtatt der erwarteten Nicole die ſehr verdächtige Blandine, welche ſehr um Aufnahme bat, da ſie nur hier ſelig zu werden hoffen könne. Allein man fürchtete, man möchte nur einer Kundſchafterin das Thor öffnen und gebrauchte am Ende Liſt und Gewalt, um ihre Begleiterin einzulaſſen und ſie wieder nach Paris zurückzuſchicken. Auch Port=Royal iſt nicht ohne bittere Erfahrungen, welche mistrauiſch machen, in ſein Mannesalter gekommen.

Es war eine Zeit neuer Unruhe für die Nonnen. Nicht nur erfüllten die Nonnen die Pflicht der Dankbarkeit gegen die vier und gegen die vermittelnden Biſchöfe, auch gegen Condé durch Briefe. Es kamen deren von allen Seiten, welche ihrer gekrönten Beharrlichkeit Glück wünſchten; wir finden darunter auch von Quesnel und Mallebranche. Viele Urkunden des Widerrufs einfacher, unbeſchränkter Unterſchriften des Formulars wurden in ihre Hände, wie auf einen Altar, zur Sühnung niedergelegt. — Condés Schweſter, die Herzogin von Longueville,

ließ nun ein Haus neben Port-Royal bauen [1]); die Frau, welche mit der königlichen Macht als Gleiche gerungen hatte, hoffte hier Ruhe vor den Stürmen des Ehrgeizes und ihres Gewiſſens zu finden. Fräulein de Vertus, war ihr hieher vorausgegangen. Sie behielt einige Jahrzehende bis zu ihrem Tode ihren bleibenden Aufenthalt hier, während die Herzogin nach manchen Schwankungen hier ihr geiſtliches Landhaus aufſchlug. Denn auch bei den Karmeliternonnen in Paris, den Vertrauten ihrer Jugend, behielt ſie eine Wohnung.

Daß dem Kloſter in der Perſon von Grenet, einem pariſer Pfarrer, ein Superior gegeben wurde, war von großer Wichtigkeit. Der Erzbiſchof ſchlug ihn ſelbſt dazu vor, ob er gleich ein entſchiedener Gegner der Jeſuiten war, und ertheilte ihm den Segen, damit er ihn den Nonnen mit der Verſicherung vollkommener Vergeſſenheit und Amneſtie für das Bisherige bringe.

Ein Superior war auch nöthig, um zu einer geſetzlichen Wahl einer neuen Äbtiſſin zu ſchreiten. Die Mutter Sta. Magdalena du Fargis wurde den 23. Juli 1669 einſtimmig erwählt. Denn die Einigkeit ſoll ſo groß geweſen ſein, daß in der Regel bei den Wahlen der Gewählten nur Eine Stimme gefehlt habe, nämlich die eigene, und nur Eine Misvergnügte geweſen ſein, nämlich die Gewählte. Sie war bisher Priorin geweſen und hatte an der Spitze des in Port-Royal d. Ch. gefangen gehaltenen Theils der Nonnen geſtanden. Sie hatte, beſonders ſeit die Entſchiedenen im pariſer Hauſe an Agnes etwas irre geworden waren, auf daſſelbe ſtarken Einfluß geübt und vom Lande aus ſeinen Widerſtand geleitet. Daher auch der Erzbiſchof ſagte, ſie ſei es, die Alles verderbe. Drei Triennien nach einander konnte derſelben das Amt der Äbtiſſin übertragen werden. Im December 1661 war die Mutter Magdalena de Sta. Agnes de Ligni Seguier gewählt worden. Obgleich du Fargis von der Angelica von St. Johann entgegenſtehenden Färbung war, oder wohl eben deshalb und aus Achtung vor dem Herkommen, ernannte ſie die Unterpriorin Angelica zur Priorin.

1) Ich war ſelbſt noch vor einigen Jahren Zeuge, wie die Grundlagen des Hotels Longueville in Port-Royal ausgegraben wurden. Es ſtand neben Arnaulds Wohnung, als das erſte, wenn man von Paris her in das Thal herabkommt.

Auch wurden wieder junge Mädchen, zuerſt zwei Töchter von Pomponne, mit Billigung des Erzbiſchofs den Nonnen zur Erziehung übergeben. Nicht mit ſeiner vollkommenen Zuſtimmung geſchah es, daß einige der Jungfrauen, welchen 1661, obgleich ſie ſchon den Schleier genommen hatten, aus dem Kloſter vertrieben worden waren, zurückkehrten und mit einigen Andern das Gewand nahmen.

Annats und Perefixes Tod und ihre Nachfolger.

Dieſer Zuwachs war um ſo nöthiger, als mit Anfang des Jahres 1670 ſchwere Krankheiten einbrachen. Es iſt wieder eine Zeit des Sterbens auf beiden Theilen. Zuerſt verſchied den 4. Juni die Schweſter Flavie, die unglückliche Anführerin des Abfalls, nachdem ſie die Hand der Verſöhnung, welche Mutter Agnes ihr auf dem Todtenbette bot, zurückgewieſen hatte [1]). Zehn Tage nach ihr ſtarb den 14. Juni 1670 der furchtbare Annat. Es war bei ihm zum Theil auch Schriftſtellerneid geweſen, der ihn gegen Port-Royal waffnete. Seine theologiſchen Schriften ſollen ſchlechten Abſatz gefunden haben, während die ſeiner Nebenbuhler in Port-Royal in erneuten Ausgaben eine äußerſt ſtarke Verbreitung fanden. — Annat war ſeit 1653 Beichtvater des Königs geweſen; nachdem er dieſes Amt niedergelegt hatte, war ihm im März 1670 Ferrier nach ſeinem Wunſche gefolgt. Wir kennen ihn ſchon aus dem Vermittelungsverſuche, welcher zu gegenſeitiger Erbitterung geendigt hatte. Schon 1674 folgte ihm wieder ein Jeſuite, der bekannte Feind der Reformirten und Port-Royals, De La-Chaiſe, welcher „die Waffen in der Hand gegen dieſes Kloſter“ den 20. Januar 1709 ſtarb [2]).

1) Siehe Beilage XXXVI.

2) Im Jahr 1698 erſchien in Köln eine Brochüre: Médaille du père de la Chaise, Jes., avec réflexions. Die Medaille ſelbſt, mit dem Bilde des Beichtvaters von 1690, ſtellt auf der Rückſeite den Hohenprieſter dar, welcher den Vorhang des Allerheiligſten lüftet, ſo daß die Bundeslade ſichtbar wird, mit der Unterſchrift: mihi sancta patent. — Der Gegenſtand der Beichte, wird bemerkt, ſeien Sünden, nicht sancta, wenn dieſes aber „Geheimniß“ bedeuten ſolle, ſo ſei es gegen: sacramentum regis abscondere bonum est. Gewiß ſei, daß er nach jeder Beichte des Königs eine Gratification von 6000 Franks erhalte. Daher haben die Jeſuiten allen Grund das häufige Communiciren gegen Arnauld zu vertheidigen. Er erhalte täglich zu ſeiner Verköſtigung bei Hof 75 Livres und für den Faſttag 78 Livres.

Den erſten Januar des Jahres 1671 ſtarb der Erzbiſchof von Paris, Pereſixe, nachdem er noch Port=Royal hatte warnen laſſen, da es ſo ſehr als je mit Spionen umgeben ſei. Schon den vierten Januar becomplimentirten die Damen des Hofs De Harlay de Chanvalon, einen gewandten, beredten, gelehrten Gallikaner, bisherigen Erzbiſchof von Rouen, welcher in den Klerusverſammlungen, weil es des Königs Willen war, immer darauf gedrungen hatte, daß das Formular für ganz Frankreich zum Geſetz erhoben werde. Während er das pariſer Erzbisthum einnahm, wurde mit denſelben die Duché=Pairie (1674) verbunden. Er wurde 1690 Kardinal; man ſpottete aber, der Pabſt habe ſich nicht beeilt, den Purpur einem Manne zu geben, welcher nie zu erröthen wüßte. Denn ſo wenig als ein ſelbſtſtändiger Charakter dem König gegenüber wurde Sittenreinheit an ihm gerühmt. Es findet ſich [1]) folgendes Spottlied auf ihn unter gleichzeitigen Handſchriften, nach der Melodie: Il fait ce qu'il deffend, à Paris comme à Rouen.

Le pasteur qui vous gouverne
Fait l'amour toute la nuit,
Il traitte de baliverne
La deffense du deduit, —
Jamais il ne s'en confesse,
Il n'en dit pas moins la messe.
Il fait ce qu'il nous deffend
A Paris comme à Rouen. —

Folgen Namen der Frauen.

Cette impudique Gouville
A poivré nostre pasteur [2]),
Prenez bien garde, mes dames,
A nostre prédicateur,
Qu'au lieu de gagner vos ames
Il ne touche votre coeur!

1) Biblioth. Mazarine. 850. recueil de chansons choisies en vaudevilles pour servir à l'histoire anecdote. 1728 im erſten Bande, Seite 199.

2) Es iſt leicht zu errathen, auf welche Weiſe der Erzbiſchof von dieſem Weibe gepfeffert wurde. — Die Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans ſchreibt 1714: Ich bin alß verwundert, wie ſo Viel leütte den Caffe Lieben der Einen ſo bitter übellen geſchmack hatt, Ich finde daß Er Eben ſchmeckt wie Ein ſtinckendter ahtem der Verſtorbene Erzbiſchoff von paris hat Eben ſo gerochen, daß Eckelt mich.

Quoiqu'il fasse ou bien qu'il gronde,
Vit on jamais dans le monde
De directeur plus humain
Et d'apostre plus blondin? —

Frau von Sevigne ſchreibt ſchon am 20. März 1671: Man gab kürzlich dem Pater Desmares, als er auf die Kanzel ſtieg, ein Billet; es lautete:

De par Monseigneur de Paris
On declare à tous maris
Que leurs femmes on baisera.

Er las über die Hälfte laut; man wollte ſich zu todt lachen. — Daß Arnauld in der lettre d'un chanoine die Blößen des Erzbiſchofs aufdeckte, war eine Haupturſache ſeiner ſpäteren Verfolgung, beſonders ſeit der Erzbiſchof jeden Samstag beim König Audienz hatte. Dazu kam, daß der übertrieben harte Le Noir, Theologal zu Seez, den Erzbiſchof 1674 in ſeiner hérésie de la domination épiscopale und in ſeinem evêque de cour opposé à l'evêque apostolique perſönlich angriff. Obgleich Arnauld Le Noirs Schriften und Weſen misbilligte, nahm es der Erzbiſchof doch als von den Janſeniſten kommend.

Todesfälle in Port=Royal.

Der 14. Februar war der Jahrestag der geſetzlichen Wiederherſtellung Port=Royals. Die Freude der Feier dieſes Tages wurde 1671 getrübt durch die Adminiſtration der Sterbeſacramente an die Mutter Agnes. De Sacy ſtand ihr bei dieſem Übergang bei, welcher nicht ſchrecklich erſchien, weil dieſe keuſche Gattin ihren göttlichen Gemahl zu ſehen ſchien, der ſie einlud, in die ewigen Hütten [1]) einzugehen. — Angelica erzählt uns über das Abſcheiden ihrer Tante: „Als ſie nahe daran war, in das Licht einzugehen, erkannte ſie mit noch mehr Klarheit ihr eigenes Nichts und ihre Armuth, indem ſie tief erniedrigt ſagte, ſie bedürfe der Liebe aller ihrer Freunde, um ihr Gottes Erbarmen zu erlangen, das ſie nie veidient habe. Die Ruhe ihrer Seele und

1) Das Wort tabernacle hat in der Sprache von Port=Royal noch eine beſondere myſteriöſe Beziehung durch die Bedeutung „Sacramentshaus".

dieſe Unbeweglichkeit der Gnade, welche ihr ganzes Leben über der eigenthümliche Charakter ihrer Tugend war, erſchien auf eine außerordentliche Weiſe bei ihrem Tode. Dieſe ihre Frömmigkeit, welche offenbar ihre zweite Seele und das Princip aller Bewegungen ihres Herzens war, ſchien bis zuletzt alle natürlichen Bewegungen zu überleben. Sie waren ſchon alle durch die Gegenwart des Todes ausgelöſcht, als ſie noch betete und auf die Gebete hörte. Die völlige Trennung ihrer Liebe von den geſchaffenen Dingen, ihre Freude an den Übungen der Frömmigkeit und der Abtödtung, der Eifer eines beſtändigen Gebets, welche ihr Herz ohne Unterlaß zu Gott erhob, der gute Geruch ihrer Liebe und ihres Beiſpiels, welches die Seelen zu Chriſto zog, ſind der kurze Inhalt ihres ganzen Lebens. Und um das Gemälde ſo vieler Tugenden in ein einziges Bild zuſammen zu faſſen, welches der h. Geiſt gezeichnet hat, kann man ſagen, daß ſie aus der Mühle wie eine Wolke von Myrrhen und Weihrauch aufſtieg."

Agnes ſtarb Donnerstag den 19. Februar Nachmittag drei Uhr. Dr. Arnauld, welcher gemeint hatte, die Krankheit werde ſich in die Länge ziehen, kam erſt den folgenden Morgen an. Er erhielt noch unterwegs die Nachricht, daß auch dieſe letzte von ſeinen ſechs Schweſtern, welche ſich in Port-Royal Gott geweiht hatten, geſtorben ſei. Sein Geſicht veränderte ſich ganz bei dieſer Nachricht; aber er ſammelte ſich in Kurzem ſo, daß man bei ſeiner Ankunft in Port-Royal glaubte, er wiſſe es noch nicht. Am 21. nach der Meſſe hielt er die Begräbniß-Ceremonien. Man wollte ihn davon abhalten, da es ihn zu ſehr angreifen werde. Er antwortete aber: Nein, was nur die Sinne trifft, rührt mich nicht. Er hatte ein Dutzend Geiſtliche mit ſich, welche den Chor unterſtützten; „ohne dieſe, ſchreibt Angelica, wäre der Geſang bei dem Pſalm in exitu verſtummt, wo alle Schweſtern die Thränen nicht mehr zurückhalten konnten, während deſſen ſie Alle herzutraten, um die Hand der Mutter zu küſſen, ehe man ſie im Chor an den Fuß des Stuhls der Priorin trug." Denn damit beide Schweſtern auch im Tode die Stelle einnähmen, welche ſie in ihrem Leben behauptet hatten, wurde am folgenden ſechsten Auguſt das Herz der Mutter

Angelica [1]) — denn den übrigen Leichnam hatte man ja in Port=Royal d. P. zurücklaſſen müſſen — am Fuß des Sitzes der Äbtiſſin beigeſetzt.

Den Tag nach der Beerdigung, an einem Sonntage, hielt Dr. Arnauld den Nonnen eine Predigt über das Evangelium der Verklärung. Er gab eine Paraphraſe davon und wandte es auf die Mutter Agnes an. Was vom Haupte geſagt ſei, könne auch auf die Glieder angewendet werden, indem Chriſtus es in dieſen wirke. „Agnes", ſagte er, „hat innere Mittheilungen Gottes erfahren, und ſo zurückhaltend ſie auch damit war, ſo ſind ihr doch Dinge entfallen, welche deutlich erkennen ließen, daß ihre Gefühle die einer Seele waren, welche aus ſich ſelbſt ausgegangen im Abgrund der Gottheit ſchwamm. Nie hat ſie euch von dieſen Heimſuchungen Gottes unterhalten; ſie wußte, daß die Menſchen keinen Antheil daran nehmen dürfen und daß man ſich ſelbſt bei dieſen ſüßen Erfahrungen nicht aufhalten darf, vielmehr darnach trachten ſoll, ſich in eine Verfaſſung zu ſetzen, welche dieſen Umgang mit Gott uns verſchaffen (attirer) könne."

„Ihre Betrachtung und ihre Unterhaltung war die h. Schrift, welche ſie auf eine beſondere Weiſe durchdrang. Sie dachte beſtändig über das Leiden Chriſti und über das Kreuz nach [2]). Sie hatte daraus den Gegenſtand ihrer Andacht gemacht, hatte ſie immer im Sinn und im Herzen. Zugleich trachtete ſie darnach, ſie in ihren Handlungen und ihrem Leben durch eine Selbſtabtödtung abzubilden, von welcher man ſagen kann, daß ſie wie ihre zweite Natur geweſen ſei."

1) Dieſe Herzen wurden als Tempel des h. Geiſtes verehrt; es wurden in Port=Royal vorherrſchend und beinahe ausſchließlich dieſe Reliquien der Freunde des Kloſters bewahrt. Es war eine Art Seligpreiſung innerhalb des Kreiſes von P.=R. — Ehe man das Herz Angelicas beiſetzte, ſchnitt man ein Stückchen davon herunter, welches man alljährlich an ihrem Todestage in Proceſſion herumtrug, wie man bisher mit dem ganzen Herzen gethan hatte. — Auf Befehl des Königs war 1667 durch unterwegs ausgeſtellte Poſten verhindert worden, daß man das Herz eines Parlaments=Mitgliedes, welches ein Vermächtniß für P.=R. gemacht hatte, hieher gebracht würde, was jetzt nicht geſchehen konnte. — Dergleichen fleiſchliche Äußerungen der Frömmigkeit und Liebe ſcheinen als vom Kloſterleben unzertrennlich.

2) Bezieht ſich auch auf die Gedanken über die Paſſion, welche dem Image d'une religieuse angehängt ſind.

Dr. Arnauld ſagt in einem Briefe bei Gelegenheit ihres Todes: „Wie St. Athanas ſagt, St. Antonius ſei ein Beweis des katholiſchen Glaubens gegen den Arrianismus, ſo, glaube ich, kann man ſagen, daß Nonnen, welche mit einer ſolchen Heiligkeit, wie ſie, im Dienſte gealtert ſind, ein Beweis der katholiſchen Religion gegen die angebliche Reformation der Lutheraner und Calviniſten ſind, bei welchen man keine Beiſpiele chriſtlicher Vollkommenheit ſieht, welche mit dieſen verglichen werden könnten, obgleich man bei ihnen deren von ganz anderer Vollkommenheit finden müßte, wenn dieſe Reformation das Werk des h. Geiſtes geweſen wäre. Denn was hätte man nicht erwarten müſſen von der Erneuerung der Kirche, wodurch dieſe wieder in denſelben Stand verſetzt worden wäre, wie zur Zeit der Apoſtel, was die gemeinſchaftliche Hypotheſe aller Proteſtanten iſt!“ [1])

So Manches erfahren wir in Port-Royal erſt beim Tode Derer, welche ihre Lampe im Verborgenen genährt hatten. So ſtarb in dieſem Jahre der Unterdiakon Doamplup, welchen einer der erſten, aber früh verſtorbenen Einſiedler von Port-Royal, der Biſchof von Bazas, Maroni, als Hauptwerkzeug der Reform ſeiner Diöceſe im Sinne St. Cyrans auserſehen hatte. Nach deſſen Tode blieb er bis zu ſeinem Tode 24 Jahre Diakon, zuerſt mit der Mutter Suireau, welche die Reform in Maubuiſſon aufrecht erhielt, dann 16 Jahre in Port-Royal, ohne daß er mit einer Nonne mehr geſprochen hätte, als in ſeinem Dienſte nöthig war: Geben Sie mir ein rothes, oder weißes Meßgewand.

Beim Tode der Witwe eines Buchdruckers von Port-Royal, Savreux, erfahren wir, daß er als ſolcher dreimal in der Baſtille ſaß. — Beſonders erfreulich iſt die Gleichheit, welche in den bei jedem Jahre wiederkehrenden Verzeichniſſen der geſtorbenen Freunde herrſcht. Dienſtboten des Kloſters und von Freunden (z. B. die

1) Arnauld polemiſirt hier offenbar gegen Daillé und ſein Buch du vrai usage des pères, wo es Seite 440 heißt: La religion décheant de la pureté et simplicité originelle, et accueillant toujours quelque nouvelle ordure est parvenue finalement au dernier degré de corruption. Ähnliches ſagten auch die Janſeniſten, nur meinten ſie es etwas anders; aber ſie wollten die Reform auf anderem Wege von innen und ſtießen ſich an der Aufgebung ſo vieler traditionellen Elemente durch die Reformation.

Magd des Malers Champagne, neben dem Herzog von Liancourt) ſtehen neben Fürſten und Herzogen — freilich auch erſt im Tode.

Den 27 September 1674 ſtarb in einem Alter von mehr als 85 Jahren Arnauld d'Andilly. Er hatte Port=Royals Einſamkeit erſt einige Jahre nach dem Kirchenfrieden wieder mit der von Pomponne vertauſcht, wo er mit Lûzancy gelebt hatte. Unter den ſchneeweißen Haaren ſchaute noch ſein Auge darein, wie das eines Jünglings; auch das Auge des Geiſtes war ſtets jugendlich geblieben „er war verjüngt wie ein Adler."

Dr. Arnauld, ſein jüngſter Bruder, hielt ſeine Leichenrede in der Mitte der Nonnen, um die Gnade Gottes an ihm zu verherrlichen. Er erinnerte daran, daß durch ihn St. Cyran mit Port=Royal verbunden worden war, daß ſein Einfluß zur Erhebung Pavillons zum Episkopat beigetragen habe, wie kühn er an den Verfolgungen der Nonnen Theil genommen hatte, „daß man ihn wohl einen Märtyrer der chriſtlichen Liebe und Gerechtigkeit nennen könnte, da er Thaten gewagt habe, welche hinreichten, ihn das Leben zu koſten." — Indem er von den Gefahren redet, wovor Gott ſeinen Bruder bewahrt habe, ſagt Arnauld: „Der fortwährende Verkehr, welchen er in ſeiner frühen Jugend mit Perſonen der entgegengeſetzten Religion hatte, wäre fähig geweſen ihn zu Fall zu bringen, hätte nicht Gott allein durch einen ſichtbaren Schutz ihn in einem inneren Kampfe aufrecht erhalten, welchen er ihn einmal über dieſen Gegenſtand durchmachen ließ. Es iſt auch ein Wunder ſeiner Gnade, daß Gott bei ſeinem zur Liebe und zwar zur leidenſchaftlichen Liebe geneigten Temperamente ihn davor bewahrte, daß ſeine Neigungen nie etwas Unreines hatten." Man hörte ihn auf ſeinem Todtenbette ſprechen: Wie ſchrecklich iſt es doch, mein Gott, vor dir zu erſcheinen, wenn man dich nicht liebt? Aber wie können wir gewiß werden, daß wir dich lieben? — Es ſcheint mir aber dennoch, daß ich dich liebe; denn es giebt nichts, was ich nicht für dich thun oder geben wollte. Es iſt ein Nachklang des noch lange nicht ausgeſtorbenen Geiſtes der Familie Arnauld, wenn der Doctor von ſeinem Bruder ſagt: „Er hatte eine Größe der Seele, welche ihn über die höchſten Ämter erhob, wozu er be-

rufen ſein mochte, und ihn mit den Fürſten handeln ließ, als wäre er ſelbſt von dieſem Range.“

Ihm war es gewiß kein Leid, daß ſein geliebter Sohn Pomponne (Beilage XXXVIII), welcher allein den weltlichen Ehrgeiz der Familie geerbt hatte, aber vor zehn Jahren in Ungenade bei Hofe gefallen war, als eben das Ungewitter über Port-Royal ausbrach, daß dieſer 1671 an Lionnes Stelle zum Staats-Sekretariat mit dem Portefeuille des Miniſteriums der Auswärtigen aus Schweden berufen wurde. Den ſechsten September war der 82jährige Greis am Hofe erſchienen [1]), wo ihn der König ſehr gütig aufnahm.

Sire, ſprach er, da die Kirche das Königreich Chriſti iſt, ſo gereicht es Eurer Majeſtät zu viel größerem Ruhme, ihr, als ganz Europa den Frieden gegeben zu haben. — Aber es bleibe ihm noch etwas zu wünſchen übrig, ſagte er. — Und was? fragte der König. — Darf ich wagen es zu ſagen, Sire? — Ja, erwiderte der König. — Daß Eure Majeſtät mich ein wenig lieben wolle. Mit dieſen Worten warf ſich der Greis zu den Füßen des Königs, der ihn aufhob und umarmte.

In Port-Royal ſelbſt betrachtete man dieſe Erhöhung Pomponnes anders, mit einem noch höheren Stolze. Mutter Angelica ſchreibt am 11. Januar 1672: „Wenn ich mich über dieſe Ehre, welche ihm zu Theil werden ſoll, nicht gehörig freue, ſo kommt es daher, daß ich ihm eine viel größere wünſche und daß ich es nicht für einen hinreichend großen Ehrgeiz halte, auf dem Theater die Rolle eines großen Miniſters zu ſpielen, ohne zu wiſſen, ob man am Ende des Stücks in ein ewiges Königreich oder in ein ewiges Gefängniß übergehen wird. Die Furcht iſt in dieſem Leben nothwendig zur Zuverſicht und an dieſen Stellen iſt es beſonders wichtig an ſeine Gefahr zu denken. Chriſtus wurde am Hofe Herodes als ein Narr behandelt.“ — Der Brief iſt an Lüzancy, welchen ſein Bruder Pomponne der Einſamkeit Port-Royals, worein er ſich vor dreißig Jahren zurückgezogen hatte, entführen und zu der hohen Stelle ſeines erſten Commis, wenigſtens dem Namen und der Ehre nach, erheben

1) Das Nähere Mém. de Coulanges P. 536. und in dem Briefe von Mad. von Sevigne vom 23. Sept. 1671.

wollte. Angelica ſchrieb am 8. März 1672 an ihren Bruder Pomponne: „Ein Mann, welcher ſich der Welt entzogen und ſich freiwillig Gott durch die Buße geheiligt hat, kann ohne Verbrechen nicht mehr rückwärts ſchauen. Wollteſt Du Gott ſein Eigenthum entwenden? Du wollteſt doch nicht ein zum Dienſt der Altäre geweihtes Gefäß zu profanem Gebrauch anwenden und Du gedenkſt, mein Bruder, ihm ein Herz zu entwenden, das ihm viel koſtbarer iſt, als ein gewöhnliches Gefäß."

Welcher Skandal wäre es auch geweſen, wenn Lûzancy dieſem Ruf gefolgt wäre? mußte nicht auf alle Einſiedler, auf Jahrzehnde ſtrenger Bußübungen der Verdacht verhüllten, beleidigten Ehrgeizes fallen? Und die Stellung eines Miniſters an dem Hofe Ludwigs XIV, an dieſem Hofe in der ſchönſten Blüthe der Verdorbenheit, zu den Zeiten der Monteſpan, ſeiner zerſtörenden Eroberungsplane im Bunde mit den Türken, welche die Chriſtenheit bedrängten, mochte allerdings als ein gefährlicher Himmelsweg erſcheinen. Die Verdorbenheit des nahen deſpotiſchen Hofs ſteigerte offenbar den aſcetiſchen Eifer unſerer Einſiedler.

Angelica blieb ſich auch gleich, als ihr Bruder nach acht Jahren in die Ungnade des Königs fiel [1]).

1) Sie ſchreibt im November 1679 bei Gelegenheit der Ungnade ihres Bruders oder vielmehr „der Gnade, ſo ihm Gott erwieſen", an die Herzogin von Luynes „in der Sprache des Reiches Gottes": „Eine Perſon, die der Welt todt iſt, durfte die Ehre nicht erwarten, von Ihnen über eine Ungnade der Welt getröſtet zu werden; aber Ihre übergroße Güte geht noch über das Gebot hinaus, mit den Weinenden zu weinen, indem Sie ſelbſt mit Denen Theilnahme haben, welche nicht weinen; wie denn auch ſolche Thränen die Thränen Derer nicht verdienen, welche wiſſen, daß man Thränen nur für Sünden oder für die Gefahren Derjenigen vergießen darf, welche man liebt, wenn dieſelben durch ihr großes Glück Gefahr laufen, den Himmel für die Erde zu verlieren, was nur zu oft geſchieht. Mein Bruder iſt noch nicht gerettet, aber es iſt für ihn ein Zeichen des Heils und für mich ein Anfang von Hoffnung, der mich tröſtet." In einem anderen Briefe heißt es: „Wenn die Gunſt der Welt aufhört, iſt mir wie den Bäumen, deren Blüten abfallen, woran ſich die Früchte ſchon in Knoſpen anſetzen; ſie haben bei weitem nicht die Schönheit wie vorher, machen aber viel mehr Freude, weil man ſie gleichſam als die Bürgſchaft eines guten Jahres anſieht. Freilich muß man Gott fleißig um ſeinen Segen bitten; denn es vergeht noch viele Zeit und es bleiben noch viele Dinge zu fürchten übrig, ehe man die Frucht in der vollkommenen Reife ſammelt und das iſt es eben, was mich gegenwärtig beſchäftigt. Aber ich hoffe auf den, der das Werk angefangen hat und daß die Gebete der Lebendigen und der Todten ihm eine vollkommene Verachtung der Welt auswirken werden. —

Die nächſten Jahre waren nun Zeiten der Ruhe für Port-Royal, beſonders 1673 und 1674. Wie früher kamen aus Klöſtern, wo die Reform eingeführt werden ſollte, Nonnen oder Äbtiſſinnen, um ſich hier darein einzuleben. Es geſchah, daß ſelbſt Äbtiſſinnen wieder Novizen wurden, um die Laufbahn der Demuth von unten anzufangen. Wohl nicht blos Eine erkannte unter Arnauld's Leitung „daß man oft gar lange Nonne iſt, ohne Chriſtin zu ſein, ja ohne die erſten Chriſtenpflichten zu kennen; daß der Geiſt Gottes wehen muß, um aus uns eine neue Schöpfung zu machen." — Angelica von St. Johann ſchrieb allerdings einer Priorin, welche ihre Stelle verließ, um nach Port-Royal zu gehen: „Man macht es mit uns wie in Italien mit den Städten, worin eine anſteckende Krankheit herrſcht. Wenn nur Niemand herausgeht, ſo kümmert man ſich wenig darum, wer hineingeht. Daher hat es keine Schwierigkeit, da Sie kommen, um hier zu bleiben und Ihre Stelle aufgeben. Aber wenn man fürchtet, es möchten Perſonen ſein, welche kommen, um unſeren Geiſt anzunehmen und ihn weiter zu verbreiten, ſo macht man ſich und Anderen daraus etwas Schreckliches."

Es iſt uns eine handſchriftliche Schilderung des Lebens in Port-Royal erhalten worden, welche nicht von den monotonen, declamatoriſchen Hiſtorikern unſers Kloſters überarbeitet iſt. Sie iſt zwar von einem Bewunderer, aber von einem ſchlichten, glaubwürdigen Manne; ſein Beſuch fällt auf das Jahr 1678, er gibt alſo ein Bild des letzten ruhigen Zuſammenlebens.

Innere Zuſtände des Kloſters.

Der Franziskaner Vincent Comblat gehörte in ein Ordenshaus der Gascogne. Sein Eifer für das Evangelium, welches er die einzige Regel von St. Franziscus nannte, zog ihm von Seiten ſeiner Ordensbrüder viele Verfolgungen zu. Nachdem er aus ihrem Hauſe ausgeſtoßen war, überließ er ſich

Wohl hat mein Bruder in ſeinem Herzen immer Gefühle der Frömmigkeit bewahrt, aber wie lange hätte dies gewährt und welches Glück iſt es, daß Gott die Gebete erhört, ehe er noch die Stimme verloren hat, wie es den Leuten geht, die ertrinken und die, nachdem ſie lange zu Hülfe gerufen haben, am Ende nicht mehr rufen können."

ganz ſeinem apoſtoliſchen Eifer, durchzog das Land, evangeliſirte Bauern und Arme, lebte von Almoſen, ſchlief meiſt nur in Stallungen und unter freiem Himmel. Da er aber fürchtete, ohne Sendung umſonſt zu laufen, ging er den Biſchof von Alet darum an, und dieſer entſandte ihn, nachdem er ihn geprüft hatte, in ſeine Diöceſe. Der gute Mönch hörte in dem Seminar von Alet auch von Port=Royal reden und konnte dem Verlangen nicht widerſtehen, dieſe Pforte des Himmels auf Erden mit eigenen Augen zu ſchauen. Er begab ſich im Juni 1678 dahin und predigte daſelbſt. Dem Bericht, welchen er dem Biſchof verſprochen hatte, und ſeiner Beſchreibung von Port=Royal [1]) entnehmen wir Folgendes.

Obgleich **omnis gloria ejus filiae regis ab intus** iſt, giebt er ſeinem Beſchützer eine ungemein genaue Schilderung der äußeren Dinge, wie der Sitte und Lebensordnung dieſer Kloſtergemeinde.

„Die Kirche in Kreuzesform enthält einige Schritte links vom Eingang [2]) einen Altar von St. Laurent, deſſen Holzwerk ohne Vergoldung wie die ganze Kirche an St. Bernhards Worte erinnert: **Dicite pauperes, si tamen pauperes, in templo quid facit aurum?** Denn die Nonnen wiſſen, daß es vielmehr zu Gottes Ehre gereicht, wenn die Armen, welche Tempel des heiligen Geiſtes ſind, gekleidet, als wenn die Steine der Kirche mit Gold überzogen werden. Da iſt nichts, was zerſtreuen könnte; den Altar ſchmücken, ſelbſt am Frohnleichnamsfeſte, nicht einmal Blumen, die Decken ſind nicht geſtickt, ſo gut man auch dieſe Arbeit im Kloſter verſteht. Weder Glanz, noch Schmutz ſtörte und zerſtreute die Sammlung, in Allem waltete die ſtrengſte, anſpruchloſeſte Ordnung und Reinlichkeit [3]). Da war nirgends

1) Nach der Handſchrift in der **hist. litter.** von Clemencet. Dieſer Brief iſt auch gedruckt worden nach einer Copie, welche Clemencet Madame de Montgazon mitgetheilt.

2) Anmerkung für Antiquitäten=Freunde. — Rechts war das kleine Weihwaſſerbecken, eine kleine Muſchel aus Marmor. Die Beſchreibung, die Comblat davon giebt, paßt ganz auf den Weihwaſſerbehälter von Port=Royal in der Sammlung von Herrn Villenave in Paris.

3) Der gute Bettelmönch giebt zum Theil gar zu naive Details darüber: **on ne voit rien sur le pavé qui puisse choquer la vue, personne**

eine Spur von Spinnengeweben. Ein heiliges Stillſchweigen herrſchte und flößte Sammlung ein. Seele und Leib fanden ſich in vollkommener Freiheit ſich zu Gott zu erheben. Ich bemerkte ſelbſt, daß eine Nonne, wenn ſie communiciren will, was täglich und beinahe bei allen Meſſen geſchieht, welche für die Nonnenſchaft geleſen werden, nur an einem der Schnürchen an dem Gitter zieht, woran der Küſter denn die Zahl der nöthigen Hoſtien bemerkt, ohne daß das Stillſchweigen gebrochen würde. Iſt das Schiff der Kirche eigentlich der Stamm des Kreuzes, ſo bildet der Hochaltar gleichſam ſeine Aufſchrift, das I. N. R. I. Er iſt ſehr breit und lang, mit einem ſchönen Gemälde, das Abendmahl des Herrn mit den Apoſteln [1]); rechts ein Bild der heiligen Jungfrau, das Jeſuskind auf dem linken Arm, in feinem Griſette, und Johannes der Täufer."

„Über dem Altar iſt ein kleiner Pavillon aus Seidenſtickerei in Form einer Glocke; darunter ſieht man das Sacrament in einem kleinen Thürmchen oder Tabernakel mit Pfeilern in der Luft ſchwebend; mitten darin ruht eine kleine Kelchſchaale (custode), Alles aus maſſivem vergoldetem Silber. Das Sacrament (die Hoſtie) alſo ſchwebend zu halten, iſt keine Neuerung der Nonnen, wie einige behaupten, ſondern die alte Weiſe der Kirche, daher man dies noch in mehreren Pfarreien ſieht, wie ich es denn ſelbſt in Frankreich und der Pikardie geſehen habe und wofür man noch treffliche Gründe anführt. Man bewahrt hier das Sacrament blos für die Kranken und läßt es nur herab, um es ihnen zu bringen und an gewiſſen Donnerſtagen und privilegirten Feſten den Segen zu geben, conſacrirt aber in einer eigenen Patine für jede beſondere Meſſe die Hoſtien, welche man nöthig hat, um die Communion zu geben."

„Im linken Arme des Kreuzes, welches die Kirche bildet, ſieht man gegen Mittag eine Mauer, worin man über einander, wie in

n'y crachant jamais contre les murailles, ni à terre, chacun y crachant dans son mouchoir sans bruit avec une retenue et une modestie non pareille. Es iſt der Anſchauungsweiſe der Kloſterleute eigen, immer das Höchſte und das Geringſte durch einander zu miſchen. Comblat findet Stoff für ſein Staunen ſelbſt in der Küche, wie da Geſchicklichkeit die Ärmlichkeit vergeſſen mache.

1) Das berühmte Gemälde von Champagne; einige Apoſtel ſollen Portraits der Theologen von Port-Royal ſein.

zwei verſchiedenen Stockwerken, zwei kleine gut verſchleierte Gitter ſieht. Der Sacriſtan ſagte mir, daß ſich dahinter Tag und Nacht zwei Nonnen befänden, welche das Sacrament anbeten; ſie löſen ſich regelmäßig bei Tag je nach einer Stunde ab, bei Nacht je nach zwei Stunden. So bleibt das Sacrament nie allein in der Kirche, ſie beten beſtändig an, wie die Engel vor Gottes Thron: adorant viventem in saecula. Ich glaube einmal, daß der große Schatz von Tugend, die große Erhebung des Geiſtes und ſo tiefe Demuth, welche ſich im ganzen Weſen der Nonnen ausſpricht, nicht ſowohl von der Vortrefflichkeit irgend einer Belehrung und Erziehung herkommt, als von dieſer beſtändigen Gegenwart vor dem Sacrament, welche nicht ohne beſondere Erleuchtung und Gnade beobachtet werden kann.“ —

Es hatten nicht blos die Nonnen überhaupt ihren vergitterten Raum in der Kirche, ſondern die Profeſſen, Novizen, Poſtulantinnen, jede beſonders.

„Der Thurm iſt über dem Schiff in[1]) Form einer Nadel oder Pyramide. Es ſind drei oder vier Glocken darin; den Glockenſeilen gegenüber iſt eine Tafel, worauf genau angegeben iſt, wie oft man bei jedem Gottesdienſt mit jeder Glocke zu läuten und anzuſchlagen hat. Ich las dies mit Bewunderung, denn ich ſah wohl, daß dies Alles nicht ohne Myſterium iſt und daß die Schläge der Glocke nur Echo und Bilder der Seufzer und der heiligen Bewegungen des Herzens ſind, gemäß dem Geiſt des Pſalmiſten und der Kirche: Laudate eum in cymbalis bene sonantibus, laudate eum in cymbalis jubilationis, omnis spiritus laudet dominum.“

„Am oberſten Theile des Kreuzes iſt die Sacriſtei, wo ein beſtändiges Stillſchweigen herrſcht, wie in la Trappe. Der Sacriſtan (Montguibert, 1679 vertrieben) iſt ein Diakonus und ein Mann von Rang und ſeltener Tugend, welcher nicht nach dem Prieſterthum trachtet und unermüdlich in aller Demuth bei allen Meſſen dient. Sein Vorfahre hat dieſe Stelle verlaſſen, da er ſich unwürdig fühlte, bei den Altären Handreichung zu thun und da er fürchtete, dieſe zu große Leichtigkeit, ſich unaufhörlich den göttlichen Myſterien zu nahen, möchte ihn mit dieſen ſchrecklichen Geheimniſſen

1) Eigentlich über dem Punkte, wo die längere und kürzere Linie der kreuzförmigen Kirche ſich ſchneiden.

zu alltäglich vertraut machen. So hat er wieder das Laiengewand angelegt und bedient im Hauſe die ab- und zugehenden Fremden und thut den Kranken die niedrigſten Dienſte, wohnt übrigens den Gottesdienſten bei Tag und bei Nacht an."

„Ich weiß nicht, wie ich von dem Gottesdienſte reden ſoll, den ſie nicht ſowohl wie Jungfrauen, ſondern wie Engel halten. Ihre Stimme ſpricht noch wunderbarer zum Herzen als zum Ohr; der Geſang aller Chöre iſt nur wie Eine Stimme, mit einem Ausdruck, welcher uns die Worte Pauli im Grund der Seele erfahren läßt: Psallam spiritu, psallam et mente. Je chanterai les louanges de Dieu de coeur, mais je les chanterai aussi avec intelligence [1]). Sie ſingen den gewöhnlichen römiſchen plain-chant, nach der Ordnung der pariſer Diöceſe, aber ohne irgend einen Triller oder beſondere Manier, was ein Zeichen von weltlichem Leichtſinn iſt, ohne alle Affectation, ohne irgend Jemanden die geringſte Gelegenheit zu Zerſtreuung zu geben. Man hat mir geſagt, man lege allen Jungfrauen, welche aus der Welt mit künſtlichen und weltlichen Stimmen kommen, ein Stillſchweigen von drei oder vier Monaten auf, und laſſe ſie erſt beim Gottesdienſt mitſingen, wenn ihr Geſang wirklich ein Gebet geworden ſei. Die Vorſängerin (celle qui entonne) leitet und beſchließt die Pſalmen und den Vorgeſang (antienne) gleichſam mit ſterbender, ſeufzender Stimme, welche einem durchs Herz geht und die Kraft der Worte Pauli erfahren läßt, daß der h. Geiſt unſere Schwachheit mit unausſprechlichen Seufzern vertritt."

„Sie ſtehen gewöhnlich um zwei Uhr nach Mitternacht auf, wie es auch die Hymnen der Kirche in den Matines, oder Morgengebete, und Laudes ausdrücken: Nocte surgentes, aurora lucis rutilat. An den großen Feſten aber iſt Alles ſchon um Ein Uhr auf, und ſchon von Mitternacht an bereitet man Alles zu, zündet die Lichte an, die ganze Kirche zu erleuchten. Da ſieht man alle die heiligen Seelen erſcheinen, welche ſich hieher wie in eine Wüſte begeben, Viele vom höchſten Stande; ſo daß beim erſten Schlag des Geläutes, unmittelbar nachdem die Uhr

1) Die Verſtändlichkeit und der den Sinn wiedergebende Ausdruck ſcheint den Geſang der Nonnen von Port-Royal und ihre Weiſe, die Gebete zu recitiren von dem ſonſt herrſchenden bloßen Murmeln unterſchieden zu haben; das Tridentinum hatte das distincte auch für die Hymnen empfohlen.

ausgeſchlagen, Alles in der Kirche iſt. Die Glocken dienen alſo nicht ſowohl dazu, daß die Leute ſich aus den Betten erheben, ſondern daß die Seelen ſich erheben und ſich auf den Gottesdienſt vorbereiten. So fängt man alſo mit dem Schlag zwei Uhr an und beſchließt an den großen Feſten erſt um fünf, an den Werktagen aber ein Viertel vor vier. Die Laien im Schiff verſtehen immer genau, was die Nonnen im Chor ſprechen oder ſingen. Um fünf Uhr ziehen ſich die Nonnen zurück und ruhen ſich aus; da ſie dies aber ganz angekleidet thun, ſind ſie mit dem Schlag ſechs auf und ſingen Prime, das Gebet der erſten Tagesſtunde, bis halb ſieben, worauf ihnen dann ein Prieſter die Meſſe lieſt. Wenn ein Kapitel iſt, wird es um ſieben Uhr gehalten. Darauf geht jede auf ihre Kammer und thut ihre Arbeit, was gerade Noth thut. Es iſt erſtaunlich, wie geſchäftig dieſe Jungfrauen ſind und wie betriebſam; denn obgleich Töchter aus den erſten Familien des Königreichs hier ſind, ſo iſt doch Keine, die nicht wenigſtens Ein Handwerk verſtünde, Manche kennen deren wohl drei oder vier. Einige verſtehen die Chirurgie vollkommen, Andere die Pharmacie; ſie üben dies namentlich auch an den Armen, wem ſie irgend Beiſtand leiſten können und ſo ſuchen ſie mit ihren Händen zu wirken, was Chriſtus durch ſeine Wunder gethan: quia virtus de illo exibat et sanabat omnes. Die Einen machen Sarſche, Andere feinere Leinwand, oder Glasſcheiben, oder Papparbeiten, ſie binden Bücher, das Alles ohne ein Wort zu ſagen. Die Kränkelnden und Geneſenden ſuchen wenigſtens die Kräuter aus; auch Diejenigen, welche ins Sprachzimmer gehen, wo die klöſterliche Tugend ſo leicht Schiffbruch leidet, ſind hinter dem verſchleierten Gitter und haben ihre beſtimmte Arbeit. So erfüllen ſie Alle das Gebot des großen Apoſtels 2 Theſſ. 3, 6. (12.), ihr Leben iſt ein Gewebe und ununterbrochene Übung ſeiner ganzen Lehre. Die Bücher für den Kirchengeſang ſind bei den Meiſten mit der Hand geſchrieben und gemalt."

„Nachdem man noch Tierce, das Gebet der dritten Tagesſtunde, die große Meſſe und Sexte, das der ſechsten gefeiert hat, wird um eilf Uhr zu Mittag geſpeiſt, Brod, Gemüſe und hie und da Fiſch, Abends ein Ei oder Kräuter. Das große Faſten von Aſchermittwoch bis Oſtern halten dieſe Jungfrauen bis ſechs Uhr Abends, ohne auch nur Waſſer zu trinken; ihre einzige Speiſe iſt

Suppe, Gemüſe oder gemeine Wurzeln und Waſſer. Sie gewöhnen ſich ſo daran, daß ſie einmal den Vorſchlag machten, das ganze Jahr über alſo zu leben. Dies ſind nur die gemeinſamen Kaſteiungen." — Comblat erzählt freilich auch, daß er, als er einmal das Sacrament ertheilte, nur Todtengeſichter geſehen habe, als wären ſie plötzlich aus der Erde erſtanden.

„Man verlangt jedoch nicht, fährt er fort, daß Alle in allen Kleinigkeiten gleiche Übungen beobachten, ſondern nur, daß ſie vor Gott und im gemeinſamen Leben ſich immer als gleich anerkennen. Auch erlaubt man den Kranken dem Gottesdienſt beizuwohnen, wenn ſie ſich auch nicht erheben, noch niederknien können, indem man die Liebe zu den Seelen höher hält und ſie ſtärker iſt als die blos äußere Ordnung. Ähnliche Nachſicht hat man mit den Neueingetretenen."

„Auch die Koſtgängerinnen tragen das ſogenannte kleine Gewand, um alle Weltlichkeit zu verbannen und Alles ſo gleichförmig zu haben, wie möglich; man hofft (ſagte ihm die neuernannte Novizen-Meiſterin), ſie werden ſich dadurch bewogen fühlen, zu leben, wie wenn ſie ſelbſt Nonnen wären. Man belehrt ſie gründlich, daß wir alle religieux de la religion de J. Chr. ſind, welches die Mutterregel (règle maîtresse) aller Ordensregeln (religions) iſt, daß die geiſtlichen Orden nur beſondere Mittel ſind, dem Evangelium gemäß zu leben; während die Leute in der Welt ſich verpflichten, in ihrem Hauſe dem Evangelium gemäß zu leben. Man zeigt ihnen, daß alle Chriſten, welche ja in ihrer Taufe Chriſtum angezogen haben, noch mehr verpflichtet ſind, in ſeinem Leben zu leben, als die Glieder geiſtlicher Orden, welche ihr Ordensgewand angelegt haben. Denn dies iſt nur eine Ceremonie, das Andere aber ein Sacrament. Galat. 3, 27."

Bezeigt nun eine Koſtgängerin ein nachdrückliches Verlangen, der geiſtlichen Körperſchaft ganz einverleibt zu werden, ſo tritt ſie in das kleine Noviziat ein, behält aber daſſelbe Gewand bei. Hier werden auch Diejenigen geprüft, welche von der Welt herkommen und um Aufnahme bitten. Sie wohnen allen Gottesdienſten mit an, ohne daß man ſie verpflichtete, alle die ſtrengen Übungen zu theilen. Man beobachtet ſie zu jeder Zeit, wenn ſie ſich deſſen am wenigſten verſehen, um ſich zu überzeugen, ob es Leichtſinn oder Ekel an der Welt, oder ein Misgeſchick oder wirkliches Verlangen

nach der Heiligung war, was ſie in das Kloſter geführt hat. Ihre Neigungen, ihre Mängel werden beobachtet, welche ſie ablegen können, welche nicht, welche man tragen und dulden muß. Man ermahnt ſie, man betet für ſie. Früher war ein beſonderes Noviziat in Paris, Eins in Port-Royal des Champs; jede Novize mußte durch beide gehen und zur Aufnahme die Stimmen der Novizenmeiſterinnen in beiden Häuſern haben. Sie beobachten ſtrenges Stillſchweigen und brechen es nur auf Geheiß der Meiſterinnen bei den Conferenzen oder wo es ſonſt nöthig iſt. Erſt bei ihrem Eintritt ins große Noviziat legen ſie das Ordensgewand an und können gewöhnlich dann das Gelübde ablegen, wann ſie wollen. Die Anderen aber, welche man nicht ſtark, nicht berufen erfunden hat, können ohne Beſchämung zurücktreten, da ſie ſich durchaus nicht gebunden und daſſelbe Gewand getragen haben, wie die Koſtgängerinnen. Sie können aber bleiben ſo lange ſie wollen, ihr ganzes Leben über; Manche blieben zehn, zwölf Jahre in dieſem kleinen Noviziat, man verlangt von ihnen kein Koſtgeld, ſie nehmen an denſelben Wohlthaten, an denſelben Gnaden Theil, wie die Profeſſen, ohne dieſelben Verbindlichkeiten zu haben."

„Zur Pflanzung und Bewahrung dieſes ſtillen Geiſtes, dieſer ruhigen, feſten Weisheit und Einfalt, zur Zufriedenheit in der Einförmigkeit trug es viel bei, daß die Koſtgängerinnen, aus welchen ſich der eigentliche Leib der Schweſterſchaft großentheils ergänzte, meiſt ſchon im dritten oder vierten Jahre hieher kamen. Maria Magdalena dú Fargis d'Angennes, die nahe Verwandte von Retz, war ſeit ihrem zweiten Jahre innerhalb dieſer den Weltgeiſt ausſchließenden Mauern"[1]). —

1) Als Comblat ſie fragte, ob denn wohl auch die Weltleute ſelig werden können, erwiderte ſie: Ich kann ihre Lebensweiſe nicht begreifen, noch ſie mit dem Leben Chriſti in Übereinſtimmung bringen. Ich begnüge mich, meine Anſichten auf die abgeſchloſſene Welt unſeres Kloſters zu beſchränken und überlaſſe das Übrige dem Gerichte Gottes. Comblat ſchüttete gegen ſie ſeinen Schmerz aus über die bloße phariſäiſche Gerechtigkeit, womit nicht blos Welt- ſondern auch Kloſterleute ſich ſchmeichelten; „klagen ſie ſich, ſagte er, in der Beichte auch der Sünden, oft ganz äußerlicher gegen das natürliche Geſetz, gegen das des Alten Bundes an, ſo ſcheint ihnen doch die Betrübniß darüber, daß ſie im evangeliſchen Geſetze nicht fortgeſchritten ſind, durchaus fremd, und ſo ſchlafen ſie auf ihren eingebildeten Tugenden ein. Kann man auch ſelig werden, wenn man ſolchen Verblendeten Abſolution und das Sacrament geben ſoll? Heißt das nicht Chriſtum den Juden überantworten und den Verbrecher freiſprechen?" — „Darauf Acht zu haben, iſt Eure Sache, antwortete dú Fargis, unſere Erwägung beſchäftigt ſich damit nicht. Ich kann Ihnen nur

Comblat hatte auch mit Angelica von St. Johann eine Unterredung. Er ſagt: „Ich glaubte zuerſt mit einem Manne zu reden, nicht mit einer Jungfrau, ſo ernſthaften, feſten und tiefen Geiſtes iſt ſie, zugleich von unausſprechlicher Beſcheidenheit, die mir zeigte, daß keine Zeit zu verlieren ſei." Sie warnte ihn, daß er ſich nicht irre machen laſſe; allerdings nur Wenige gehen in die lauteren Grundſätze des Evangeliums ein; der Herr hat es vorausgeſagt, er offenbare ſie nur dem, für welchen er es gut findet; nur er kennt ſie. Angelica preiſt die Herrlichkeit des neuteſtamentlichen Prieſterthums und ſtellt über jede andere Verantwortlichkeit die Rechenſchaft, die der Beichtvater abzulegen hat, er, der die Seelen bereit machen ſoll für das göttliche Gericht. Sie zieht viele Bibelſtellen in lateiniſchem Texte an.

„Die Nonen, das Gebet der neunten Stunde, ſpricht man in Port-Royal um halb drei Uhr und darauf folgt nicht ſelten eine Predigt." — Es fiel unſerem guten Mönche auf, daß die Kanzel, obgleich ohne alle Ziererei, wie ein Altar geſchmückt ſei. „Dies zeigt', ſagt er, daß ſie beinahe eine eben ſo große Verehrung für das Wort Gottes haben, wie für das Sacrament. Um vier Uhr wird Veſper geſprochen und um fünf Uhr zu Nacht geſpeiſt; um ſechs Uhr ſind die Complete, die Gebete zum Schluß des Tages, wobei eine Nonne das Evangelium des Tages für die Nonnen und für die Anderen außerhalb, am mittleren Gitter ſtehend, verſtändlich genug lieſt."

„Die Offiz zum Ablegen des Gelübdes, die Fragen und Antworten, ſcheinen von Arnauld abgefaßt zu ſein; ſie waren nur handſchriftlich. Ich hörte dabei die ſchönſten Stellen der h. Schrift, beſonders der Pſalmen, zu jeder einzelnen Ceremonie, z. B. bei der Anlegung des ſchwarzen Schleiers: Abscondat te Dominus in abscondito faciei suae."

„Neben dem Kloſter ſah ich die aus der Welt zurückgezogenen ſechs Prieſter und etwa eben ſo viele Laien. Dieſe ſind meiſt mit den äußeren Angelegenheiten des Kloſters beſchäftigt. Ihre Regel

ſagen, ein Mönch, der ſich für Andere ins Verderben ſtürzt, wird ſehr unglücklich ſein. Iſt man aber wahrhaft berufen, darf man darum ſeinen Beruf nicht aufgeben, ſondern muß ſeine Pflicht thun gegen die Großen und die Kleinen und für Chriſtum ſterben, wie er für uns geſtorben iſt." — Eine Nonne gemahnte ihn, daß Schlaffheit in predigen eben ſo gefährlich für die Seelen ſei, als feige Menſchengefälligkeit im Beichtſtuhl.

iſt, daß man um vier Uhr aufſteht, Manche thun es ſchon um zwei; bis zwölf bringt man die Zeit unter Gebet und Studium hin. Dann begiebt man ſich in ein Refectorium, wo man Suppe, Gemüſe, ein wenig Wein und Fleiſch ſpeiſt; aber in den großen Faſten ſpeiſt man erſt um ſechs Abends. Nach dieſer Mahlzeit beſprechen ſie ſich zuſammen oder gehen Einige in die Waldungen der friſchen Luft wegen. Von drei Uhr bis zu dem Abendeſſen um ſieben wird wieder gearbeitet.“ — Man hatte Comblat den übeln Dienſt gethan, ihn dieſen Männern als einen zu ſtrengen Eiferer vorzuſtellen, daher ſie mit ihm beſonders kurz waren. Er tröſtet ſich darüber damit, daß es Gottes gnädiger Wille geweſen ſei: Qui ligat aquas in nubibus suis ut non pariter erumpant deorsum. Sie ſagten ihm, man müſſe ſich, um das Evangelium zu predigen, in die Nothwendigkeit dazu verſetzt ſehen und es müſſe uns geboten ſein; dann allerdings dürfen wir nur Den fürchten, der Leib und Seele in die Hölle verderben kann. —

Comblat kann nicht umhin, auch von den Dienſtboten noch insbeſondere zu reden. Er fand vier Schuhmacher, welche in erbaulichem Stillſchweigen zuſammen arbeiteten; er beſuchte einen auf ſeiner Kammer und fand ihn auf den Knien, wie er die lateiniſche Bibel las, denn es war ein Mann von Stande. Außerdem wurde er durch die Bekanntſchaft mit dem Schloſſer und dem Tiſchler erbaut.

„Der Pförtner, ein Mann von Stand, übt drei oder vier Handwerke, ob er gleich nur Eine Hand und Einen Fuß gebrauchen kann. Er verſieht ſein Amt als Pförtner, macht Beſen, lehrt die kleinen Kinder, die vom Lande herkommen, den Kirchengeſang, Leſen und Schreiben und iſt ſehr mildthätig gegen die Armen, die ſich zu jeder Stunde einſtellen.“

Der gute Mönch hätte wohl in Port-Royal ſterben mögen; ſein Orden ſoll ihn aber ſpäter auf Befehl des Hofs haben verhaften und in eins ſeiner Häuſer einſperren laſſen. Und ſeitdem hat man nie mehr von ihm reden gehört. —

Die Uneigennützigkeit Port-Royals, daß keine Poſtulantin zu arm war, um das Gelübde der Armuth abzulegen, und keine ſo reich, daß ſie die Aufnahme hätte erkaufen können, ließe ſich mit zahlreichen Beiſpielen belegen. Während der Zeiten der härteſten Verfolgung und bei drohender Zerſtreuung und Gefangenſchaft hatte

man eine harte Probe beſtanden. Madame de Creve=Coeur hatte als Wohlthäterin 80,000 Franks dem Kloſter gegeben, welche man ſogleich zu Bezahlung von Schulden, zu Unterſtützung Fremder, zu Erbauung einer Wohnung für ſie ausgab. Sie erklärte, nur in der Nähe der Nonnen ihr Leben beſchließen zu wollen. Nun kam ſie aber die Caprice an, Nonne zu werden. Nachdem ſie ihre Novizenzeit über wenig Berufung gezeigt hatte, wurde ihr die Aufnahme als Nonne einſtimmig verweigert, ob man gleich die Folgen voraus ſah. Ohne mit ihr den Rechtsweg zu verſuchen, nahm man große Summen auf und zahlte ihr die Einlage zurück. Sie aber ſchrieb als Werkzeug der bitterſten Feinde Port=Royals Schmähſchriften dagegen.

Die Mitgiften von neueintretenden Nonnen aus wohlhabenden Familien wurden als Geſchenke angenommen; Arme, zumal arme Klöſter, erhielten ſtets ihren Antheil daran. Einmal traten zwei Schweſtern zumal ins Noviziat; die Eine, welche 3000 Livres von ihrer Pathe hatte, wurde aufgenommen, der Anderen, die nichts hatte, das Geld gegeben. Ein Geſchenk von 24,000 Franks ſchickte man ſogleich weiter an ein armes Kloſter, und während die Urkunde über eine ſolche Schenkungsſumme bei dem Notar ausgeſtellt wurde, geſchah es, daß zu demſelben der Pfleger Port=Royals kam, welcher nichts darum wußte, um durch ſeine Vermittelung für dringende Bedürfniſſe Geld zu entlehnen. — Dieſe Selbſtentäußerung war zugleich eine Brücke, den Geiſt der Reform, den Geiſt St. Cyrans auch in anderen Klöſtern einzuführen. — Die große Angelica hatte ihnen eingeſchärft, ihre Noth nicht ſogleich ihren Freunden zu eröffnen. Meine Töchter, ſprach ſie, wir haben das Gelübde der Armuth gethan; heißt das auch arm ſein, wenn ihr Freunde habt, welche ſtets bereit ſind, euch von ihrem Reichthum mitzutheilen? Man nahm gewöhnlich keine anonymen Geſchenke an. Ein Unbekannter brachte 37 Louisdor und ſagte, man ſolle für den Geber beten. Die Haushalterin antwortete: Sagt ihm, wir ſeien verpflichtet, ohne Geld für ihn zu beten; nehmt Alles zurück, wir verkaufen unſere Gebete nicht! — Erſt auf nähere Erklärung hin wurde die Gabe angenommen.

Vertraute Unterredungen von Freunden.

Mehr perſönliche Mannigfaltigkeit haben die Freunde von Port=Royal, ſelbſt die Einſiedler. Der Einzelne tritt mehr aus der Maſſe hervor; ein Theil charakteriſirt ſich ſelbſt durch ſeine Schriften.

Ehe wir jedoch zur Schilderung der Einzelnen übergehen, wollten wir ein Bild ihres Zuſammenlebens haben. Das oben von Comblat Mitgetheilte iſt nur ein Rahmen, giebt uns nur die Regel des Lebens; die Schriften dieſer Männer genügen uns nicht, wir möchten auch ihre Geſpräche ungeſehen belauſchen. So etwas dürfen wir bei den Geſchichtſchreibern von Port=Royal nicht ſuchen. Allein da kommt uns der aufmerkſame Horcher Des=Lions, unſer vertrauter Freund, zu Hülfe und läßt uns in ſeinen Tagebüchern Theil nehmen wenigſtens an den Unterredungen vertrauter Freunde Port=Royals.

Im Herbſt 1670 war Des=Lions mehrere Wochen mit dem großen janſeniſtiſchen Prediger, dem Oratorianer Desmares, und mit einigen anderen janſeniſtiſchen Theologen, wie es ſcheint, auf einem Gute des Herzogs von Liancour zuſammen. Desmares ſprach ſich hier ohne Rückhalt ſehr kräftig über die Angelegenheiten der Kirche aus. Den Probabilismus nannte er das größte Kunſtſtück des Teufels, um die Gewiſſen zu regiren. „Denn vermittelſt deſſelben können die Jeſuiten in ihren Predigten, wie Bourdalou thut, eine ſtrenge Lehre aufſtellen und ſich dadurch die allgemeine Achtung gewinnen, während ſie eben durch denſelben Probabilismus im Beichtſtuhl und bei Conſultationen Alles, was ſie gepredigt haben, wieder aufheben." (Um eben dieſe Zeit ſagte der Erzbiſchof von Paris zum Cardinal Bouillon, die ſtrenge Lehre ſei ſchon gut für junge, unerfahrene Leute, wenn man aber einmal älter werde, gehe man doch auf den Probabilismus ein.) — Die völlige Armuth der Theatiner ſchien Desmares Gott zu verſuchen. Die Mönche ſeien immer auf den beiden Extremen der Armuth oder der Üppigkeit und Habſucht. Er wollte auch den Einwurf nicht gelten laſſen, daß viel mehrere Theatiner zu Heiligen erklärt werden, als Weltgeiſtliche. Man bringe oft falſche Zeugen vor, wie dies bei Ignaz geſchehen ſei. Die Curie, welche bei Janſen in Thatſachen habe täuſchen wollen (a voulu surprendre), welche vor Aller Augen liegen, werde es noch viel mehr bei Verborgenen thun. Es würde

ihm ſchwer ankommen, allen den neuerdings Kanoniſirten Meſſen zu leſen. Die neuliche Kanoniſation von Franz von Sales ſei in mehreren weſentlichen Punkten falſch, z. B. daß er die Liebe Gottes in der attritio lehre. Franz habe den Philoſophen Epiktet einen chriſtlichen genannt, da er doch einer der größten Feinde Chriſti geweſen ſei. Man ſei nicht verſichert, daß Gott die Curie weniger bei den Kanoniſationen verlaſſe, als bei Sachen der Lehre und der Religion. Was aber den Wunderbeweis (bei Kanoniſationen) betreffe, ſo könne vielleicht die Weiſſagung von den falſchen Wundern in der Schrift darauf gehen, da nicht angegeben ſei, ob die Falſchheit Denen zukomme, welche die Wunder thun, oder Denen, welche über Wunder richten, die man ihnen von weit her bringt und deren Autoriſation ſie in alle Welt ausgehen laſſen.

Unter dem 18. September bemerkt Des=Lions wohl auch als Gedanken von Desmares, man habe in den erſten Jahrhunderten das Dogma von der Untrüglichkeit der allgemeinen Concilien nicht gekannt; es war namentlich nicht Auguſtins Anſicht. So viel ſei aber gewiß, daß ein Concil, in welchem die Freiheit durch Gewalt unterdrückt iſt, irren könne. Um über das von Trient zu entſcheiden, müßte man die Acten haben, wie von den übrigen. „Gewiß iſt aber, daß die meiſten Dinge darauf nicht conciliariter behandelt und geprüft worden ſind.“ Der Pabſt habe ſelbſt in Gegenwart der Gegner zu ihm geſagt, das Concil habe Alles an den Willen des heiligen Stuhls verwieſen.

„Nach Tiſch, heißt es, ſprach man ſtark von der Kelchentziehung; man unterſuchte, ſeit wann ſie geſchehen. Der Pater ſagte, es ſei dies beſonders davon gekommen, daß Viele ein Grauen hatten, Einer nach dem Anderen aus demſelben Kelch zu trinken. Andere brachten vor, daß zu St. Leos Zeiten Mehrere ſich deſſelben enthielten, dieſer es aber verbot, um die Manichäer zu kennen, welche ſich dahinter verbargen. Es ſei eine Überſchreitung der Ordnung (excès) von Seiten des konſtanzer Concils geweſen, den Prieſtern unter der Strafe der Excommunication die Adminiſtration der beiden Geſtalten zu verbieten und eine Feigheit von dem Tridentiner, dieſe Frage an den Pabſt zu überweiſen, der ſie auch nicht einmal weiter geprüft habe. Man müſſe ſich in Allem an die Schrift und an die Tradition halten; worüber Gondren geſagt habe, die Kirche könne nie über die unbefleckte Empfängniß Marias entſchei-

den, weil weder in der Schrift noch Tradition etwas darüber geſagt ſei.“

„Desmares erzählte auch, Sirmond habe zu Bellarmin geſagt, was er vom Pabſt geſchrieben habe, ſei nicht die Anſicht des Alterthums, worauf dieſer geſagt habe, er wiſſe es wohl, allein gegenwärtig müſſe man anders reden und ſchreiben.“ —

Le-Tourneux und andere Beichtiger des Kloſters.

Von Arnauld heißt es nur, daß er eine häufige Erſcheinung in Port-Royal geweſen ſei. Er fehlte an keinem großen Feſte des Kirchenjahrs. Er, Sacy, welcher den größeren Theil des Jahres hier war, und Ste. Marthe feierten bei den großen Feſtlichkeiten die Meſſe; Arnauld und Sacy hielten auch die Lobreden auf die ausgezeichneteren Perſonen, welche man zur Beerdigung hieher brachte.

Ste. Marthe war von 1669 bis 1679 meiſtens wieder in ſeinem Beichtvatersberufe gegenwärtig. Bourgeois, ein vertriebener Doctor der Sorbonne, welcher 1645 als Geſandter der Biſchöfe, die Arnaulds Schrift gegen das häufige Communiciren approbirt hatten, in Rom geweſen war, kehrte auch nach Port-Royal zurück. Auch er hörte die Beichte der Nonnen und beſonders der Dienſtboten; Borel, früher Lehrer an den Schulen, beichtete die Jungfrauen, welche ohne Gelübde hier wohnten. —

Unter den Geiſtlichen, welche ſich nach Port-Royal zurückzogen, war Thibout, welcher, von ſeiner Stelle eines Domherrn von St. Thomas du Louvre verdrängt, hier Schutz fand. Dieſe Gaſtfreundſchaft machte Port-Royal jedesmal viele Feinde. Er lebte hier bis 1688, wo er in einem Alter von 91 Jahren ſtarb. Sein Freund Fournier, mit welchem er das fromme Zuſammenleben der Chorherrn zu erneuern ſuchte, machte ſich jahrelang bittere Gewiſſensbiſſe darüber, daß er zwei geiſtliche Pfründen hatte, ob er gleich aufs ärmlichſte lebte und die Einnahmen darauf verwandte, rechtſchaffenen, unbemittelten Leuten, beſonders Geiſtlichen (wahrſcheinlich hauptſächlich Janſeniſten), welche in Paris Geſchäfte hatten, unentgeldlich Obdach zu geben. Eben deshalb und weil er die feſte Abſicht zeigte, die eine Stelle niederzulegen, ſah Sacy ihn ſchon als vor Gott davon befreit an und wartete mit der äußeren Ausführung, bis ſich ein geeigneter Mann zeigte, dem dieſe Stelle

übertragen werden könnte. Dieſen bezeichnete ihm Sacy in der Perſon Le Tourneux's. Es war aber dieſes der letzte Fall, daß der Hof eine ſolche Entſagung einer Stelle zu Gunſten eines Anderen einem Janſeniſten geſtattete. Man kam daher in Gewiſſensnoth; einerſeits erkannte man das Bindende der alten Kirchengeſetze an, daß Keiner mehrere Pfründen mit geiſtlichen Verpflichtungen haben dürfe; andererſeits war die Frage, ob ein Geiſtlicher, welcher ſolche Einkünfte gewiſſenhaft zu guten Zwecken verwendete, verpflichtet werden ſollte, auf einen Theil derſelben zu verzichten, die dann ein Raub der heißhungrigen Wölfe (loups béants) werden würden, wie La-Chaiſe die ſein Vorzimmer belagernden Stellenjäger nannte. —

Le Tourneux machte in der Normandie großes Aufſehen als Prediger. „Nachdem er nun lange Anderen gepredigt hatte, ſagt Fontaine, faßte er kurzweg den Entſchluß, auch ſich ſelbſt zu predigen. Er wandte alle Wahrheiten, welche er verkündigt hatte, auf ſich ſelbſt an. Am meiſten beſchämten ihn die Wahrheiten, welche die Berufung zum Prieſterthum anbelangten. Er verglich, was er in den Vätern geſehen hatte, mit dem, was er ſelbſt gethan hatte; er fand ſo wenig Übereinſtimmung, daß er ſich ſelbſt als einen Uſurpator des Prieſterthums Chriſti verdammte, wozu er ſich ſelbſt ohne viel Überlegung vorgedrängt habe, ohne es ſich viel anfechten zu laſſen, ob Gott ihn rufe, wie der Vater den Sohn gerufen habe. Er gedachte Nadabs und Abichus. Mit welcher Freude begrub er ſeine ſeltenen Talente in den Staub? Zu welchem Troſt gereichte es ihm, dieſe Stimme, bisher eine lauttönende Trompete, zum Schweigen gebracht zu ſehen, zur Strafe dafür, daß er nicht gewartet hatte, bis Gott ihm ſelbſt die Zunge löſe, um mit den Menſchen zu ſprechen.“ Er legte das geiſtliche Gewand und ſein Amt nieder und legte das graue Bußgewand an.

Le Tourneux bat dû Foſſe, welcher ſeit ſeiner Freilaſſung aus der Baſtille in ſeiner Heimath, der Normandie, geweſen war, aber 1669 nach Paris in das lateiniſche Quartier zurückkehrte, ſich an ihn anſchließen zu dürfen. Hier lernte er die Männer von Port-Royal kennen, Sacy nahm ihn auf Foſſes Fürſprache als Beichtkind an. Er ſtudirte eifrig die Theologie und widmete ſich ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aus den Kirchenvätern über Meſſe und die

anderen Sacramente. Er gewann 1675 bei der Akademie den Preis der Beredtſamkeit durch eine Rede über das: Eins iſt Noth.

Seit 1679 arbeitete er an der Année chrétienne. Peliſſon, welcher von der reformirten zur katholiſchen Kirche übergetreten war, glaubte denſelben Schritt Vielen durch eine Überſetzung der Meſſe zu erleichtern, da Manche behaupteten, es kommen Abſcheulichkeiten im Text derſelben vor. Er ließ Le Tourneux durch das Parlamentsmitglied le Vayer auffordern, eine kurze Erklärung über jedes Evangelium zu ſchreiben; dieſer that es und faßte den Hauptinhalt eines jeden in einem Gebet zuſammen. Dazu gab er in Kürze das Leben des Heiligen jeden Tags. Er begann das Werk mit dem Carême Chrétien. (Siehe Beilage XXXVIII.)

Ob er gleich auch durch dieſe Arbeit bei dem Erzbiſchof von Paris ſich ſchlecht empfahl, erhielt der Herzog von Roannes, Pascals Freund, für ihn die Beſtätigung als Beichtvater von Port-Royal (1681). Allein er blieb es kein volles Jahr. Le Vayer, Marguillier-d'honneur der Pfarrei St. Benoit in Paris, lud ihn ein, in dieſer Kirche die Faſten 1682 über zu predigen. Die Kanzel war durch die Flucht Quesnels erledigt. Die Weiber, welche die Seſſel in der Kirche vermietheten, fürchteten ſchon wegen ſeines abſtoßenden Äußeren Verluſt durch ihn zu leiden. Als ſeine Predigten Aufſehen erregten, erkundigte ſich der König über ihn bei Boileau; Alles laufe ihm ja nach. — Eure Majeſtät weiß, erwiderte Boileau, daß man immer dem Neuen nachläuft und das iſt ein Prediger, welcher das Evangelium predigt. — Da der König ihm ſagte, er ſolle ernſtlich ſeine Meinung ſagen — was wohl ſo viel war, als ihm eine Erklärung über den Janſenismus abverlangen — antwortete Boileau: Wenn er auf die Kanzel ſteigt, macht ſeine Häßlichkeit ſo bange, daß man wünſcht, er möchte wieder herunter gehen; fängt er aber zu ſprechen an, ſo fürchtet man, daß er die Kanzel verlaſſe. — Als einmal im Kreuzgang von St. Benoit die vielen Lakaien Lärmen verurſachten, nahm er davon Gelegenheit auf das Störende der Prunkſucht und auf die Pflicht der Herrſchaften, ihre Dienſtboten unterrichten zu laſſen, aufmerkſam zu machen.

Seine Predigten zum Theil hatten die Folge, daß er Paris verlaſſen mußte. Der Erzbiſchof von Rouen hatte ſich ihm längſt günſtig bezeugt. Er führte auf ſeinem Priorat Villiers ganz das

Leben eines Büßenden. Er erzog eine Anzahl junger Leute auf ſeine Koſten für die Kirche, ſchrieb Bücher für die Gläubigen, baute ſeinen Garten, von deſſen Gemüſen er lebte.

Im Jahr 1682 waren auch die erſten zwei Bände ſeiner Année chrétienne erſchienen: Man verbot ihm die Fortſetzung und entzog ihm eine Penſion von 1000 Franks, die er vom Hofe hatte.

Allein ſchon die Hälfte, ſechs Bände, von Advent bis Oſtern, waren fertig, als er 1686 nach Paris reiſte, um den Erzbiſchof perſönlich für die Erlaubniß zum Druck zu gewinnen. Da ſtarb er plötzlich während des Ankleidens am zweiten Tage ſeines Aufenthalts. Er hatte ſeine Freunde erſucht, Gott zu bitten, daß er ihn ſo lange leben laſſe, bis er dieſe Arbeit vollendet hätte[1]). — Zwei Jahre nach ſeinem Tode wurde durch die pariſer Officialität auch die Überſetzung des römiſchen Breviers verdammt, welche er mit Ariſte gemacht hatte. Da dieſes überhaupt den Überſetzungen der Bibel und der Meßbücher galt, ſah ſich Arnauld veranlaßt: **La défense des versions de l'Ecriture sainte, des offices de l'église et des ouvrages des pères et en particulier de la traduction du bréviaire contre la sentence de l'official** (Köln 1688 in 12) zu ſchreiben.

Tillemont.

Ihm ſchließt ſich ein Mann an[2]), welcher zugleich am verborgenſten gelebt hat und einer der berühmteſten Männer von Port-Royal iſt. Er war zum Beichtvater für die Nonnen, von Sacy

1) D'Avrigny drückt ganz den Neid der Jeſuiten, welche bisher beſonders die Weiber mit Andachtsbüchern verſehen hatten, aus, indem er zum Jahr 1695 ſchreibt: Der Pabſt ließ am 17. September die année chr. in den Index ſetzen. Dies war nicht anders zu erwarten, da ſie nur eine Überſetzung des Breviers iſt, welche mit der des 1660 proſcribirten Miſſales verbunden iſt. Dieſes Werk war und iſt noch ſehr Mode bei Frauen einer gewiſſen Frömmigkeit. Solche, die nicht auf beſonders viel Verſtand Anſpruch machen, machen daraus ihre gewöhnlichſte Lectüre und bewundern die Belehrung, die ſie darin finden; andere machen daraus den Schmuck ihrer Bibliotheken. Ein Dutzend ſchön gebundener Bände hat etwas dem Auge Wohlgefälliges. Darnach mag man den Schmerz beurtheilen, welchen die Cenſur den Weibern gemacht hätte, wenn ſie ſich in Frankreich um den Spruch Roms kümmerten.

2) Hierher würde auch ein anderer Beichtvater von Port-Royal, Sacy, gehören. Allein wir verſchieben ſeine Charakteriſtik bis zu ſeinem Tode, vor welchem ſein Weſen ſich uns noch beſonders deutlich darſtellt.

zu ſeinem Nachfolger beſtimmt. — Das Leben weniger ausgezeichneter Männer iſt ſo arm an äußeren Ereigniſſen, als das des berühmten Hiſtorikers, Sebaſtian Lenain de Tillemont. Auch rührt das nicht vom Mangel an Nachrichten her[1]). Um ſo reicher oder doch reiner war ſein inneres Leben.

Sein Vater, maître des requêtes, war mit ſeinem juridiſchen Wiſſen und Muth für Port-Royal eine Stütze in den Zeiten der Noth. Er ſelbſt iſt geboren zu Paris am 30. November 1637. „Wenn man von Jemanden ſagen kann, daß die Taufgnade alle Neigungen von Anfang an aufs Gute gelenkt habe, ſo iſt es bei ihm.“ Neun Jahre alt kam er in die Schulen von Port-Royal. Die Lehrer erkannten bald bei ihm ſeine Neigung zur Geſchichte; unter den Autoren liebte er am meiſten Livius, wenn er ihn einmal zur Hand nahm, legte er ihn nicht gerne aus der Hand, ohne ein ganzes Buch geleſen zu haben. Von Anfang, ſchreibt Clemencet, beurkundete ſich ſein Beruf zu den Wiſſenſchaften, worin er ſich nachher ein ſo ſchönes Verdienſt begründete, durch das untrüglichſte Kennzeichen, durch freiwilligen, ausdauernden Fleiß. (Einer ſeiner Lehrer erzählt, während die anderen Knaben in den Erholungsſtunden ſpielten, habe er alphabetiſche Verzeichniſſe für Geſchichte und Geographie angelegt.) Bald bezog er Alles auf die Geſchichte der Kirche, als auf den Mittelpunkt ſeines geiſtigen Lebens. Früh fing er an Baronius zu leſen und bald war Nicole

1) Tronchay, Domherr von Laval, lebte die letzten acht Jahre mit Tillemont zuſammen. Sogleich nach deſſen Tode ſchrieb er deſſen Biographie. Er beſaß auch eine Sammlung von frommen Betrachtungen, welche Tillemont ſelbſt aufgeſetzt hatte, und die Tronchay mit den Geſtändniſſen Auguſtins vergleicht. „Dieſe Betrachtungen ſind größtentheils die Herzensergießungen Tillemonts, welche er niedergeſchrieben hatte, nur um ſich manchmal ſelbſt die Gedanken vorzuſtellen, welche Gott ihm beim Leſen der Väter gegeben hatte; ſie ſind die Prüfung ſeines Innern vor Gott.“ — Dieſe handſchriftlichen Sammlungen theilte Tronchay mehreren Freunden mit und Einer derſelben hatte die Indiscretion, eine unvollſtändige Ausgabe zu machen in der Idée de la vie et de l'esprit de Mr. Lenain de Tillemont. Nancy 1706. in 8. 159 Seiten. Dies veranlaßte Tronchay zur Herausgabe von: Vie de M. Lenain de Tillemont avec des réflexions sur divers sujets de morale et quelques lettres de piété. Cologne 1711 in 8. 146 und 380 Seiten. Auf einige Erörterungen über die Verhältniſſe des Stifters der Trappiſten und Port-Royals bezieht ſich: Lettre de M. Lenain-de-Tillemont au R. P. A. J. Boutillier Rancé, abbé de la Trappe et les réponses de cet abbé. Avec un discours préliminaire, des éclaircissemens sur les faits qui y sont rapportés, et plusieurs lettres et pièces justificatives. A Nancy, chez J. Nicolai 1705. in 8. 167 Seiten. — Der Herzog von Orleans erbaute ſich auf ſeinem letzten Krankenlager oft aus obiger Biographie Tillemonts.

oft verlegen, ihm auf ſeine Fragen darüber Auskunft zu geben; er ſagt, er habe gezittert, wenn er den jungen Tillemont auf ſich habe zugehen geſehen. Darüber verſäumte er nicht, ſich mit den Philoſophen, namentlich mit den neueren, bekannt zu machen. Auch Theologie ſtudirte er, aber auch dieſe quellenmäßig (ſeit dem 18. Jahr) in der Bibel und den Vätern. Damals kam er auf den Gedanken, alle Nachrichten über die Apoſtel und über die apoſtoliſchen Männer nach der Methode der Annalen des Uſſerius zu ſammeln.

Seine ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit hielt ihn lange ab, ſich für einen Stand zu entſcheiden. Um 1660, als ohnedies die Schulen von Port-Royal geſprengt wurden, begab er ſich in das Seminar zu Beauvais, wo er gegen zehn Jahre blieb und beſonders an den gelehrten Hermant ſich anſchloß. Seine Beſcheidenheit fühlte ſich gefährdet dadurch, daß ſolche gelehrte Männer ihn über hiſtoriſche Gegenſtände um Rath fragten. Der Biſchof hoffte ſogar ihn zum Nachfolger zu bekommen. Um 1670 ſiedelte er ſich zwiſchen Port-Royal und Chevreuſe an. Sacy arbeitete damals an dem Leben des heiligen Ludwig; Tillemont las zwei Jahre lang unermüdet Urkunden und machte Auszüge zu dieſem Zweck; als Sacy die Biographie unvollendet ließ, gab er dieſelben zu dem nämlichen Vorhaben an de la Chaiſe[1]).

Die Abſicht Sacys war, ihn zu ſeinem Nachfolger als Beichtvater der Nonnen zu machen. Er empfing 1672 das Subdiakonat. „Ganz Port-Royal ſprach zu Gott: Laß erkennen den, welchen du gewählt haſt! es hielt in Gebeten und guten Werken an, um ihm die Fülle des h. Geiſtes für ſeine Ordination zu erhalten. Sie geſchah am 21. März 1676. Seine erſte, aber ſtille Meſſe feierte er am 25. Auguſt, am Tage des heiligen Ludwig, bei den Jakobinern in Gegenwart von Arnauld und Sacy. In der Zwiſchenzeit hatte er ſich in Einſamkeit und Buße darauf vorbereitet. Drei Tage darauf, am Tage St. Auguſtins, hielt er ſeine feierliche Meſſe in Port-Royal, wobei Hermant, der Domherr von Beauvais, als Unterdiakon adminiſtrirte. Nach dem Gebrauch der alten Kirche ſegnete er die Aſſiſtenten am Ende der Meſſe ein.“ — Er

1) Vie de St. Louis, donnée par M. de la Chaise, 1688 in 12., 2 Bände. Dieſer de la Chaiſe iſt nicht mit dem Beichtvater Ludwigs XIV zu verwechſeln, er war ein Freund Pascals.

baute ſich nun ein Häuschen im Hofe des Kloſters. Allein ſchon nach zwei Jahren wurde auch er vertrieben.

Er zog ſich nun nach dem Landſitz Tillemont, eine Stunde von Paris, auf der Seite von Vincennes. Zwei Jahre nachher machte er eine Reiſe nach Flandern, um Arnauld und andere flüchtige Janſeniſten zu ſprechen. Er ging auch nach Holland, wo er „die größten Männer unter den dortigen Katholiken" [1]) beſuchte und beſonders mit dem Biſchof von Caſtorie Freundſchaft ſchloß, der ihm auch ſein Buch Amor poenitens ſchickte. Wegen der Strenge ſeiner Studien nöthigten ihn ſeine Freunde von Zeit zu Zeit zu Fußreiſen; er ſtieg dann aber gewöhnlich nicht bei ihnen ab, ſondern wo möglich in den Klöſtern der ihm ſehr befreundeten Benedictiner. Auch den Stifter der Trappiſten beſuchte er, da er ſelbſt Ascese über Wiſſenſchaft ſtellte; aber ſein Geſichtspunkt war freier als der des ſtrengen Mönchs. Gerne wallfahrtete er auch an die Orte, wo die Märtyrer geblutet hatten; er verſicherte, die Chriſten der erſten Jahrhunderte haben noch größere Verehrung für ihre Reliquien gehabt, als die gegenwärtige katholiſche Kirche. Der Einwurf der Proteſtanten, der Reliquiendienſt dieſer ſei ein ſpäter Misbrauch, komme nur von ihrer Unkenntniß der erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums her.

Mit dem erſten Bande ſeiner Kirchen=Geſchichte hatte er ſogleich das Unglück, daß der Cenſor über einige Punkte Ausſtellungen zu machen hatte. Da es nicht Glaubensſachen waren, beharrte Tillemont auf ſeinem Rechte des kritiſchen Hiſtorikers. Der Cenſor wollte namentlich die Behauptungen Tillemonts nicht durchgehen laſſen, daß vielleicht weder Ochs noch Eſel in dem Stalle war, wo Chriſtus geboren wurde, daß die Magier offenbar nach der Reinigung kamen, daß Maria, das Weib des Kleophas, wirklich die Schweſter der h. Jungfrau ſein konnte. Tillemont war

1) Es iſt eine Schwachheit der Janſeniſten, daß ſie die Bedeutenderen unter den Ihrigen, die Einſiedler von Port=Royal insgemein „große Männer nennen;" Dr. Arnauld läuft bei ihnen ohnedies unter dieſem Namen, hundertmal heißt es le grand Arnauld, wie le grand Bossuet; es fehlt nur, daß ſie ihn Arnauld le grand nennen. Racine ſpottet darüber in ſeinem zweiten Briefe, indem er ſeine Antwort an die beiden Apologeten Port=Royals anfängt: „Je pourrais, messieurs, vous faire le même compliment que vous me faites; je pourrais vous dire, qu'on vous fait beaucoup d'honneur de vous répondre; mais j'ai une plus haute idée de tout ce qui sort de Port-Royal et je me tiens au contraire fort honoré d'entretenir quelque commerce avec ceux qui approchent de si „grands hommes."

entſchloſſen, ſein Werk lieber nicht herauszugeben, als ſich unter das Joch ſolcher Bedingungen knechten zu laſſen (s'asservir). Er arbeitete alſo an ſeinem Werke fort, und zwar, wie er ſagte, um ſo ruhiger, als er nicht mehr an den Druck dachte. Dieſe Unannehmlichkeit veranlaßte nun, daß er ſich entſchloß, die Geſchichte der Kaiſer, alſo die politiſche, beſonders herauszugeben, da für ſie keine Cenſur eines Theologen nöthig war. Sie iſt die Hauptquelle, woraus Gibbon ſeine Geſchichte und ſeinen Ruhm ſchöpfte[1].

Die günſtige Aufnahme, welche dieſes Werk bei den Gelehrten fand, bahnte auch der Kirchengeſchichte den Weg. Sie beſchränkt ſich bekanntlich auf die ſechs erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche. Die meiſten Biographien der Kirchenväter und viele kirchengeſchichtliche Werke, welche damals und heut zu Tage erſchienen und erſcheinen, ſind großentheils aus dieſen Denkwürdigkeiten geſchöpft[2]). Es wäre zu wünſchen, daß die Geſchichtſchreiber Port-Royals in ihrer eigenen Sache dieſelbe Gewiſſenhaftigkeit gezeigt hätten, wie Tillemont bei ſeiner Aufgabe. Er zeigt, wie hoch ein Janſeniſt über einem Romaniſten ſtehen kann. Bei aller Liebe zur Kirche ſteht ihm die zur Wahrheit doch am höchſten; ſelbſt wo es ihm bitter Leid thut, von einer Synode, von einem Pabſte Schlechtes, Irrthümer zu erzählen, wägt er nur mit dem Gewichte des Heiligthums, das heißt mit dem des Gewiſſens und der Wahrheit. Nicht einmal durch einen leiſen Druck der Hand ſucht er die Wagſchale der Wahrſcheinlichkeit auf die erwünſchte Seite zu neigen. Selbſt wo Zeugen für die Ehre der Kirche und ihrer Organe ſtehen, andere dagegen ihre Vergehungen und Verirrungen aufdecken, fragt

1) Histoire des empereurs et des autres princes qui ont regné durant les six premiers siècles de l'église, des persécutions qu'ils ont faites aux Chrétiens, de leurs guerres contre les Juifs, des écrivains prophanes et des personnes les plus illustres de leur tems, justifiée par les citations des auteurs originaux, avec des notes pour éclaircir les principales difficultés de l'histoire. Par S. d. T. Der erſte Band erſchien 1690, der ſechſte erſt 1738.

2) Von 1693 bis 1712 erſchienen die 16 Bände in 4. der Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles, justifiés par les citations des auteurs originaux, avec une chronologie, où l'on fait un abrégé de l'histoire ecclésiastique et prophane et des notes. Die Biographien von St. Athanas, St. Baſil, St. Gregor von Nazianz, St. Ambroſius, welche Hermant herausgab, hatte Tillemont an ihn abgetreten.

er allein nur darnach, welche Zeugen wohl die Wahrheit beſſer ſagen konnten und wollten[1]). —

Tillemont ſchrieb ſeine Kirchengeſchichte mit Zittern und Zagen um ſeine Seligkeit. Er ſchreibt an ſeinen Bruder Dom Lenain, Kartheuſer: „Daß ihr ſagt, daß meine Memoiren erbauen, freut mich mehr als Alles, was die Anderen ſagen können. Denn wenn ſie nicht zum Heil der Seelen dienen, ſo wäre es beſſer, ich ſchliefe. Bitte Gott, ich bitte dich, mein lieber Bruder, daß ich meine Seele durch dieſe Arbeit rette; denn ſonſt ſchaffe ich nichts.“ — An den berühmten Stifter der Trappiſten ſchreibt er, er glaube, daß la Trappe nicht Menſchenwerk ſei, es dürfe aber auch nur durch Gott wohlgefällige Mittel[2]) erhalten werden; „man liebt, was man thut, und man liebt ſein Werk um ſo mehr, je größer und je mehr es von Gott iſt. Man glaubt auch gerne, daß Alles, was unſer Werk begünſtigen kann, unſchuldig, heilig und in der Ordnung Gottes iſt: vae praegnantibus et nutrientibus. Obgleich meine Arbeit, verglichen mit la Trappe, nichts iſt, ſo fühle ich doch, wie ſehr ich dieſes Unglück ſowohl bei der Abfaſſung des Werkes, als in allen ſeinen Folgen zu fürchten habe. Ich finde Beiſpiele davon bei den Heiligen ſelbſt. Verzeihen Sie mir, mein Vater, wenn ich auch für Sie fürchte, weil die größten Heiligen immer Menſchen ſind, ſo lange ſie an dieſem Ort der Verſuchung leben.“ — Um wie viel mehr fürchtete Tillemont gewiß für ſich von ſeinem Werk!

Der ſiebente Abſchnitt ſeiner moraliſchen Selbſtbetrachtungen heißt: „Gottesläſterliche (sacrilège) Eitelkeit, welche beim Studium der heiligſten Dinge zu fürchten iſt.“ — „Wir ſehen leicht ein, ſagt er, daß es eine Eitelkeit von den Philoſophen iſt, daß ſie ihren Fleiß nur darauf richten, die Creaturen zu betrachten, ihre Geheimniſſe zu ſuchen, zu erforſchen, wie alle Dinge geſchehen, wenn ſie nicht zur Frucht ſelbſt kommen, welche dieſe Kenntniß hervorbringen muß, und die in der Erkenntniß, in der Bewunderung, im Lob und in der Liebe Deſſen beſteht, welcher die

1) Petitot ſagt: „Der theologiſche Theil dieſes Werks hatte den Zweck, zu beweiſen, was St. Cyran über die angeblichen Veränderungen vorgebracht hatte, welche die Lehre der erſten Kirche in den ſpätern Zeiten erfahren hatte.“ — Nennt Petitot vielleicht nicht Abſicht, was das unparteiiſche Studium als Reſultat hervorbrachte? —

2) Damit will Tillemont ſagen, daß Rancé ſich wohl auch aus menſchlichen Rückſichten gegen das Benehmen von Port=Royal ausſpreche.

Creaturen geſchaffen hat. Heißt das aber nicht in dieſelbe Eitelkeit verfallen, wenn man viel arbeitet, um die heiligen Dinge, die Handlungen der Heiligen, die Geſchichte der Kirche, ihre Disciplin, ihre Lehre, ſowohl über die Myſterien, als über die Sitten kennen zu lernen, wenn man ſich an dieſer Erkenntniß aufhält, ohne zur Frucht ſelbſt zu kommen, und auf den Nutzen, welchen man daraus für die Regelung ſeines ganzen Lebens zu ziehen hat? Fügt man dadurch nicht noch die Entweihung derſelben zur Eitelkeit hinzu? Muß man nicht ſagen, daß je heiliger die Dinge ſind, welche wir ſtudiren, deſto ſchuldiger ſind wir, wenn wir keinen heiligen Gebrauch davon machen und entweder auf die Eitelkeit oder auf die bloße Wißbegierde[1]) das beziehen, was uns gegeben iſt, um in uns dieſe Leidenſchaften ſelbſt zu erſticken?"

„Mein Gott, je ſchwächer ich mich fühle, um dieſen Misbrauch zu vermeiden, deſto mehr nehme ich meine Zuflucht zu deinem allmächtigen Erbarmen. Entferne von mir den Geiſt der Wißbegierde. Gieb, daß ich die Handlungen deiner Heiligen nicht ſtudire, entweder um mich ſelbſt mit einer eiteln Vorſtellung von Wiſſenſchaft zu weiden, oder um mich mit den eiteln Lobeserhebungen der Anderen aufzublähen. Die Erfahrung belehrt mich ja, daß man darin mehr Finſterniß als Licht findet, daß man ſich oft mit unſichern Conjecturen begnügen muß, daß man ſich oft täuſcht, wenn man ſich gerade am meiſten vor der Täuſchung hütet. Aber auch wenn man es darin weiter brächte als alle Anderen, ſo kann man doch nur thun, was auch Leute ohne Frömmigkeit und Häretiker thun können, und endlich die Dämonen werden es noch beſſer wiſſen als wir. Setzen wir alſo unſeren Ruhm darein, den Dämonen ein wenig nahe zu kommen!"

„Herr, der du uns durch dein Blut erkauft haſt, gieb uns Begierden und, wenn ich wage es zu ſagen, einen Ehrgeiz, welcher derer würdiger iſt, die du zu deinen Brüdern und Kindern gemacht haſt. Wenn doch die Begierden meines Herzens nur auf dich gerichtet wären! Und wenn denn mein Geiſt ſich auf andere Gegenſtände richten muß, weil er zu ſchwach iſt, um ſich nur mit dir zu beſchäftigen, ſo möge ich doch über mich trauern und mich über mein Unglück demüthigen, wie ein Mann, dem der Fürſt

1) Curiosité, nicht blos Neugierde, ſondern die bloße Begierde etwas zu wiſſen.

die Aufſicht über ſeine Gebäude gäbe, weil er zu Geſchäften, welche für die Angelegenheiten des Staates wichtiger ſind, nicht fähig wäre."

„Möchte ich mich doch mit meiner Arbeit in Demuth oder vielmehr voll Beſchämung beſchäftigen, als mit einer wohlverdienten Buße. Wenn ich dabei eine Entdeckung mache, ſo möge ich glauben, es von dir, aber noch nichts Wichtiges empfangen zu haben, ſo lange ich nicht dich ſelbſt beſitze, du Quelle aller Wahrheit. Möge ich, indem ich ſehe, was deine Heiligen gethan, geſagt, gelitten haben, es mit Dankſagung und zugleich mit Schrecken betrachten, daß du mir ein Talent in die Hand legſt, damit ich es fruchtbar mache, und ich mir darum Gewalt anthue, um von dir auch das zu erhalten, was du ihnen gegeben haſt oder daß ich wenigſtens über meine Schwachheit, welche offenbar den Lehren deiner Heiligen ſo wenig entſpricht, beſchämt werde. Wenn ich nur auf dieſe Weiſe mich des Studiums befleißigte, ſo würde es meinen Geiſt nicht aufblähen, es würde mein Herz nicht ausdorren, ich wäre immer geneigt, es gegen noch heiligere Lectüre und um mich vor dir im Gebet darzuſtellen, zu verlaſſen. Ich würde nicht unvermerkt und unter verſchiedenen Vorwänden die Zeit des Studirens ausdehnen, um aus Mangel an Geſchmack die anderen Übungen ſchuldige Zeit abzukürzen. Wenn ich nur arbeitete, um der Ordnung zu entſprechen, worein du mich ſtellſt, ſo hätte ich keinen Kummer, wenn du dieſe Ordnung veränderſt durch verſchiedene Umſtände, die du entſpringen läßt. — Habe Erbarmen mit mir, Herr. Du ſiehſt meine Wunden beſſer als ich ſelbſt. Erzeige mir die Gnade, daß ich ſie von Herzen haſſe. Denn ich fürchte ſehr, daß, indem ich mich verpflichtet ſehe, das Verderben meines Herzens anzuerkennen, wenn ich mich in deinem heiligen Geſetze betrachte, ich im Grund meines Herzens nichts deſto weniger dieſes Verderben liebe. Wie kann ich auch daran zweifeln, da ich täglich die Wirkungen dieſer böſen Wurzel ſehe? Aber, Herr, du biſt ja nur darum Menſch geworden, um das Herz der Menſchen zu heilen, der Menſchen, welche deiner Gnade am unwürdigſten und für deine Güte am undankbarſten ſind. Erhöre doch die Gebete, welche deine Diener für mich ſprechen und ſchaue mich in deinem Erbarmen an. Nimm mein Herz und erfülle es mit dir ſelbſt. Laß es nicht durch den Stolz der Wiſſenſchaft aufgeblaſen, noch von Eitelkeit und Wißbegierde beſeſſen werden. Sei allein ſein Meiſter, wie du

auch allein ſein Schöpfer biſt; ohne dich kann es ja keine erlaubte und unſchuldige Regung haben.“

Lobeserhebungen machten auf ihn beinahe denſelben Eindruck wie Beleidigungen und Verachtung auf die Anderen. Er litt bei ſolchen Veranlaſſungen augenſcheinlich. Ohne daß er es ſagte, zeigte es ſein Ausſehen und die Röthe ſeines Geſichtes hinreichend. Die Demuth war weſentlich ſein Charakter. Während damals jeder unbedeutende Menſch, der einen kirchlichen Charakter hatte, ſich Abbe nannte, lehnte er dieſen Titel beſtimmt ab. Ein Weltmann ſagte, wohl ärgerlich über einen Prieſter, er habe außer Tillemont noch keinen wahrhaft demüthigen Geiſtlichen gekannt. — Sein mehr als einfaches Leben beabſichtigte beſonders auch den Armen mehr geben zu können. Das Meiſte übergab er dem Pfarrer zur Vertheilung, damit dieſer dadurch zugleich die Gemeinde gewänne. Er ſelbſt hatte eine ganz eigene ehrende Freundlichkeit im Geben ſeiner Almoſen.

Seine Freunde und ſein Beichtvater hatten ihn vermocht, gar zu ſtrengen ascetiſchen Übungen zu entſagen, da ſeine Studien darunter leiden müßten. Doch wurde er ſich mit jedem Jahre etwas ſtrenger. Seine Ascese war ganz geordnet und gleichmäßig. Täglich ſtund er um halb fünf Uhr auf. Von da bis Mittag, während des Faſtens bis ſechs Uhr Abends, war ſeine Zeit ausſchließlich zwiſchen Gebet und Studium getheilt. Die Abwechſelung von dieſen beiden war ſeine Erholung. Nach Tiſch pflegte er ein Paar Stunden zu gehen. Er ſchlief ſieben Stunden. So nahe bei Paris lebte er in der größten Einſamkeit; Neuigkeiten fanden keinen Weg zum Geſchichtſchreiber der älteſten Kirche. Indem er vor Gott ſeine Liebe zur Zurückgezogenheit prüft, ſagt er: „Ich liebe allein zu ſein, vielleicht nur weil ich ſo mehr Freiheit habe, meinen guten und böſen Neigungen zu folgen. Nichts unterbricht meine Arbeit. Liebe und ſuche ich aber, mein Gott, dich dabei?“ — Den Kirchengeſang liebte er beſonders und componirte ſelbſt. Es freute ihn, wenn man kleine Kinder mit in die Meſſe nahm. Statt zu fürchten, daß ſie durch ihr Weinen ſtören möchten, ſagte er mit einem Kirchenvater, ihr Schreien ſeien ihre Gebete und Gott ſei nicht gleichgültig dafür. Er hatte gewünſcht, daß man ihnen auf dem Gottesacker eine beſondere Stelle anweiſe, da ſie würdig ſeien, nicht mit dem Haufen der Sünder vermiſcht zu werden. Er ſagte, daß

man beinahe nur noch ihrer Seligkeit verſichert ſein könne. — Wie weit war der Janſenismus Tillemonts von der Lehre des Aufſatzes entfernt, welcher als Anhang von Janſens Auguſtin gedruckt worden war und bewies, daß die ungetauft ſterbenden Kinder verdammt werden!

In der Betrachtung, worin er ſich die Verpflichtung zu beſtändigem Gebet vorſtellt, ſagt er: „Das Gebet iſt dieſer Schrei nicht der Zunge, ſondern des Herzens, welchen die Seele in ihrem Verlangen, von ihrem Elend und ihren Schwachheiten geheilt zu werden, gegen Gott ausſtößt. Iſt dieſes Verlangen immer in unſerem Herzen, ſo beten wir ohne Unterlaß, weil dieſes Verlangen ſelbſt ein ausgezeichnetes Gebet iſt. Demnach iſt die wahre Quelle des Gebets das lebendige Gefühl des Herzens von ſeiner Schwachheit und ſeinem beſtändigen Bedürfniß Gottes. Wenn ein Herz von dieſem Gefühl durchdrungen iſt, ſo braucht man es nicht zum Gebet zu ermahnen, man braucht ihm nur Worte zu leihen: sine monitore, quia de peccatore, oramus. Sein Herz iſt voll nicht von Gedanken, ſondern von Gefühlen, von demüthigem, feurigem Verlangen, welches, nach dem Ausdruck der h. Schrift, die Wolken durchſchneidet.“

Seiner Demuth genügte es nicht, Gott in ſeinem Gebet um Hülfe und Erleuchtung angerufen zu haben. Er that nie einen einigermaßen wichtigen Schritt, ohne ſich auch mit Jemanden zu berathen. Er wandte ſich deshalb oft auch an viel weniger kluge Leute, wenn ſie nur rechtſchaffen waren, ſobald ihm keine erleuchtetern zur Hand waren. Nicht als wäre er immer ihrem Rath gefolgt; aber er ſah eine Leitung der Vorſehung darin, indem er überzeugt war, Gott rede durch wen er wolle und wenn man ihn in der Einfachheit des Herzens ſuche, lege er ſeine Worte in den Mund der Einfältigſten.

Mit welchem Ernſt Tillemont nicht ſowohl die goldene, als die enge Mittelſtraße ſuchte, ſehen wir insbeſondere auch aus ſeinen Betrachtungen über die feige Sanftmuth und über den bittern Eifer, über die Quelle, Gefahr und Mittel gegen dieſe Laſter.

„Wir ſind in Noth herauszufinden, was wir thun ſollen, um den Geiſt des Mitleidens für die Sünder und den Eifer der Gerechtigkeit gegen die Sünden zu haben. St. Bernhard ſagt uns, man müſſe dieſe zwei Perlen kaufen und unſern eignen Geiſt und

Willen dafür hingeben. Das Wort St. Bernhards macht uns noch auf eine andere wichtige Wahrheit aufmerkſam; wir ſind beinahe Alle von Natur geneigt, die Einen zur Sanftmuth, die Andern zur Strenge und zum Eifer; die Erſtern ſehen, was den Zweiten fehlt, und worin ſie ihrem Willen, ihrem Geiſt, ihrer Laune entſagen ſollen, ohne zu bedenken, daß ſie dieſelbe Verpflichtung auf einer andern Seite haben, und die Zweiten ſehen das Nämliche in Bezug auf die Erſten. Es iſt ſogar nicht ſchwer, ſelbſt einzuſehen, was uns ganz und gar mangelt. Aber man muß noch weiter gehen. Die Sanften müſſen die Nothwendigkeit einſehen, daß ſelbſt ſie in ihrer Sanftmuth ihrem Willen und ihrem Geiſt zu entſagen haben, um Gott zu bitten, daß er ſie handeln laſſe nicht nach ihrer Neigung, ſondern nach ſeiner Gnade, denn ſonſt würde ihre Sanftmuth nur eine natürliche und menſchliche Sanftmuth ſein, die, von ihnen ſelbſt kommend, ſie auch nur zu ihnen ſelbſt führen könnte, d. h. zur Eigenliebe und zum Stolz. Es geſchieht auch leicht, daß ſie in Übermaß verfällt und in Weichlichkeit und Feigheit ausartet."

„Wenn ſie ſich ſelbſt prüfen, werden ſie finden, daß ſie ſanft und gut gegen Andere ſind, weil ſie ihre eigene Ruhe lieben, und darum wollen ſie auch die Ruhe der Andern nicht ſtören, darum, wenn ihre Pflicht ſie nöthigt, mit einiger Kraft zu ſprechen, können ſie es nicht, weil ſie ſonſt die Ruhe ſtören würden, die ſie lieben, und mit welcher ſie ſich bei ſich ſelbſt oder auch im Vergleich mit den Andern ſchmeicheln. Darein ſetzen ſie ihr Anſehen; daher, wenn es ſich darum handelt, irgend eine That mit Eifer und Kraft auszuführen, ſo wagen ſie es nicht, weniger aus Furcht Gott zu beleidigen, indem ſie in Zorn gerathen würden, als aus Furcht die Menſchen zu beleidigen und ihren Ruf der Güte und Sanftmuth zu verlieren. Man kann daſſelbe von Denjenigen ſagen, die zur Feſtigkeit und zum Eifer geneigt ſind."

„Mein Gott! ſchütze unſer Herz vor dieſen falſchen Tugenden und dieſen wahren Laſtern, denn es giebt keine Sünden, die ſie nicht hervorbringen könnten, wenn Deine Macht und Dein Erbarmen nicht ihren natürlichen Folgen Einhalt thun würde. Es iſt offenbar, daß eine falſche Sanftmuth, eine ungeregelte Liebe zur Ruhe im Stande iſt zu machen, daß wir unſern wichtigſten Pflichten nicht entſprechen, und uns verantwortlich macht für das Blut der Seelen, welchen die Wahrheit zu ſagen und welchen den Ruf der ſchrecklichen

Trompete hören zu laſſen, die die Sünder mit dem Zorn Gottes bedroht, uns unſer Beruf nöthigt."

„Man muß offenbar hierin nicht nur den Zuſtand der Andern, ſondern auch ſeinen eignen wohl erwägen, daß diejenigen, welche von Natur zur Strenge geneigt ſind, darauf hinarbeiten, eher ſanft als ſtreng zu ſein, und daß Diejenigen, welche zu ſanft ſind, darauf bedacht ſeien, ihre Sanftmuth zu bezwingen und ſich zum Eifer zu beleben, aus Furcht in Nachläſſigkeit und Feigheit zu verfallen."

„Herr Du ſiehſt mein Herz, Du weißt, wie ſehr es Dein Licht und Dein Feuer nöthig hat. Du haſt mich nur über eine ſehr kleine Zahl von Perſonen geſetzt, aber ſelbſt für dieſe kleine Zahl habe ich von der Weisheit nöthig, welche Salomo für ein ganzes großes Volk von Dir erbat. Sende ſie mir herab vom Thron Deiner Größe, damit ſie bei mir wohne und mit mir arbeite. Man iſt nicht würdig, an der Sorge für Deine Kirche Theil zu nehmen, noch Theil zu haben an Deinem Prieſterthum, wenn man nicht die ſchuldige Sorge für ſein Haus trägt. Mache, daß ich die immer mehr und mehr liebe, die Du mir gegeben haſt, aber daß ich ſie liebe um Deinetwillen, um ihretwillen und um ihrer Seligkeit willen. Lege in mein Herz und in meinen Mund die Wahrheiten, welche zu ihrer Belehrung gehören. Gieb mir die nöthige Geduld, ihre Fehler ohne Bitterkeit zu ertragen. Aber gieb mir auch die Sorgfalt, über ihr Thun zu wachen, weil ſelbſt der Verdacht, welchen man in Rückſicht auf Andere vermeiden muß, für die, über welche ich geſetzt bin, nöthig iſt, wie Du es uns durch St. Auguſtin gelehrt haſt."

„Gieb mir noch die Kraft, ſie zu rügen, wenn ſie etwas größere Fehler machen, ohne daß ich fürchte, weder ihnen, noch meinen Frieden oder vielmehr unſere gemeinſchaftliche Weichlichkeit zu ſtören, da der Frieden, welcher nicht auf Wahrhaftigkeit, auf Frömmigkeit, auf Gerechtigkeit gegründet iſt, kein wahrer Frieden iſt. Möge ich betrübt ſein, ihnen Trauer zu bereiten, aber möge ich noch weniger fürchten ſie zu betrüben, als ſie zu verderben und mich mit ihnen. Laß mich zu Deinem Erbarmen hoffen, daß dieſe Traurigkeit unſer Heil erzeugen wird, und ſchenke mir auch Antheil an dem Troſt, welchen St. Bernhard fühlte, der ſich freute, mit noch mehr Zärtlichkeit von Denjenigen geliebt zu ſein, welche

ſeine ſtarken und ſtrengen Verweiſe von irgend einem Fehler zurückgeführt hatte, als von Denjenigen, welche ſtets ihrer Pflicht eingedenk nie dieſes Mittels benöthigt waren."

Eigenthümlich iſt die Logik, die Beweisart, womit er ſeine Gelüſte und Schwachheiten bekämpft. „Wenn man auch nur leichte und ſchwache Leidenſchaften zu überwinden hätte, ſo wird man ſie nie überwinden, wenn man ſie nicht mit Kraft und Muth bekämpft. Sie werden im Gegentheil leicht zunehmen und können ſelbſt ſo ſtark werden, daß es kein Mittel mehr giebt ſie zu überwinden, als mit einem außerordentlichen Beiſtand Gottes, welchen unſere Lauheit und Feigheit nicht immer verdienen. Wenn unſere Leidenſchaften aber wirklich ſchwach ſind, ſind wir nicht um ſo mehr verpflichtet, ſie zu überwinden?" — So auch wenn er über das Leſen von Erbauungsſchriften, beſonders der Bibel, ſpricht. „Wie groß iſt doch unſer Elend, daß während wir ohne Unterlaß das nahrhafteſte und angenehmſte Fleiſch vor uns haben, wir keinen Appetit dazu und keine Kraft haben! Gott ſtellt uns ſtündlich die Wahrheiten ſeiner Schrift ſowohl in unſeren Lectüren als in unſeren Gebeten vor. Es ſind dieſelben Wahrheiten, wovon die Engel ſich mit unausſprechlicher Freude nähren und welche ihnen eine unbeſiegbare Kraft geben. Sie ſind nur auf eine unſerer Schwachheit mehr angemeſſene Weiſe zubereitet, — wir aber ſchlafen beim Leſen und ſind matt beim Gebet! Jede andere Nahrung gefällt uns beſſer; wie jene ungeregelten Appetite, welche nur für das Brod und andere gute Nahrungsmittel Ekel haben, aber Gyps, Kohlen und ähnlich Dinge aufſuchen; wenn wir nicht gar die Dinge aufſuchen, welche uns vergiften und tödten."

„Aber ohne jetzt von dem Gebet reden zu wollen, warum leſen wir mit Aufmerkſamkeit einen unſere zeitlichen Angelegenheiten betreffenden Brief, ſo lang er ſein mag, während wir uns eingeſchläfert fühlen, wenn wir etwas Erbauliches leſen. Kommt es nicht daher, daß das Eine uns mehr angeht als das Andere? oder um deutlich zu ſprechen, daß wir mehr Gelüſte und wenig oder keine chriſtliche Liebe haben? — Allein wir finden nichts Neues in dem, was wir leſen! — Nun ſo wollen wir auch das gewöhnliche Fleiſch nicht anders, als mit Ekel eſſen, weil ja das auch immer Daſſelbe iſt. So wollen wir denn auch davon nur ſo wenig wie möglich nehmen; wir wollen zu Tiſche kommen, nur

weil es ſein muß, und immer etwas von unſerem Mahl vermindern[1]). Lieben wir denn das Leben unſerer Seele und was dazu gehört weniger als das Leben unſeres Leibes?"

Während dieſes Leben im Wechſel der Studien und des Gebets und die Ascese, welche er von den Einſiedlern der erſten Jahrhunderte lernte, ſeinen Geiſt für den Dienſt der Wahrheit reinigte und ſtärkte, mußte ſie ſeinen Körper ſchwächen. Ein leichter Huſten befiel ihn zu Ende der Faſten 1697. Tronchay, der Genoſſe ſeiner letzten Jahre, erzählt uns: Zu Anfang Juli unternahm er noch eine Fußreiſe von etwa 20 Stunden. Nachdem er zwei Stunden gegangen war, was ihn etwas warm gemacht hatte, trat er in die mitten im Walde über einer Quelle ſtehende Kapelle der Notre-Dame des Anges. Hier ergriff ihn ein Froſt und er fiel in Ohnmacht, ſetzte jedoch ſeine Reiſe fort. Allein ſeine zunehmende Schwachheit nöthigte ihn, im Herbſt um des Arztes willen nach Paris zu ziehen. Er richtete ſich ganz ein, um ſich auf den Tod vorzubereiten. Er hatte dieſen Schritt nicht gethan, ohne ſeinen Lehrer Beaupuis, welchem er ſelbſt ſeine chriſtliche Erziehung ſchuldig zu ſein erklärte (ſiehe Beilage XII.), darüber um Rath zu fragen; er bat dieſen Greiſen, ihn noch einmal zu beſuchen und dieſer machte ſich trotz des Winters von Beauvais auf. — Am erſten Advent las Tillemont noch einmal die Meſſe; von nun an erlaubte ihm ſeine Schwachheit nur noch ſie zu hören, was er nie verſäumte (und zwar im Geiſte Port-Royals in ſeiner Pfarrkirche). Fragte man ihn, wie es mit ihm gehe, ſo ſagte er ſtets mit zufriedener, heiterer Miene: gut, weil er in dem Stande ſei, worin es Gott gefalle. Er nahm keine Arznei, überhaupt nichts zu ſich, ohne daß es von ſeinem alten Lehrer geſegnet worden wäre. Von der Ankunft Beaupuis an nahmen ſeine Kräfte ſichtbar ab, er war den Tag darauf — es war der vierte vor ſeinem Tode — noch einmal in der Meſſe. Er arbeitete, ſchrieb viel am folgenden Tag, die Ärzte aber fanden ihn ſo ſchwach, das ſie die Sterbeſacramente für zeitgemäß hielten. Seine Demuth hatte gegen die Zuſprache des Geiſtlichen und des Arztes zu kämpfen, welche ihm durch ſein der Kirche geweihtes Leben die Freudigkeit zu ſterben erhöhen wollten. (Auch überwand er die Bitten ſeiner Freunde, welche ihn auf dem

1) Das iſt bei Tillemont nicht nur ein witziger Einfall, ſondern ein Schlüſſel zum Verſtändniß ſeiner Ascese, mehr ein ernſter Entſchluß, als Ironie.

Sterbebette noch malen laſſen wollten.) „Ich brauche es ſo gut als irgend Einer, daß Gott ſich meiner erbarme, ſprach er; wenn ich nur aller meiner Untreue gedächte, ſo würde ich Dinge ſehen, welche mich erſchrecken und mich zittern machen würden. Aber mein gegenwärtiger Zuſtand dringt mich, mehr an die Güte Gottes zu denken. In geſunden Tagen iſt es gut, ſich durch den Anblick der Gerechtigkeit Gottes aufzuwecken; in der Krankheit muß man das Erbarmen Gottes ins Auge faſſen.“

Der Tod überfiel ihn, während er auf zwei Freunde geſtützt zum Feuer hingehen wollte, Freitag den 10. Januar 1698.

In ſeinem Teſtamente heißt es: „Da die ehrwürdigen Mütter von Port-Royal de Ch. mir die Ehre erzeugt haben, mich als Klerk ihrer Kirche anzunehmen, ſo hoffe ich, daß ſie mir die Gnade des Begräbniſſes und die heißen Gebete nicht verweigern werden, die ſie für Diejenigen darbringen, welche Gott mit ihnen vereinigt hat. Schon lange hegte ich den Wunſch, daß mein Leib neben den des älteren Sohnes von Bernières geſetzt werde, mit welchem mich Gott vereinigt hat[1]), indem er mich aus meinem väterlichen Hauſe führte, um mir eine Erziehung zu geben, wofür ich ihm von ganzem Herzen danke. Ich hoffe von ſeinem Erbarmen, daß ich ihm die ganze Ewigkeit über dafür danken werde.“ Er unterwarf dieſen Wunſch jedoch der Verfügung der Nonnen, welche beſtimmten, daß er innerhalb ihrer Clauſur beerdigt werden ſollte.

Tronchay, in deſſen Armen er geſtorben war und der ihn nach Port-Royal führte, erzählt: „Wir brachten ihn am Ende des dritten Tags nach Port-Royal, wo er den folgenden Tag begraben werden ſollte. Umſonſt ſtellten wir den Nonnen vor, daß er übel riechen und verunſtaltet ſein würde; zu groß war das Verlangen, den großen Diener Gottes noch einmal zu ſehen und ihm Ehrfurcht zu bezeugen. Als die Übrigen alle aus der Kirche waren, öffnete man den Sarg; man fand weder das geringſte Zeichen der Verweſung, noch üblen Geruch. Am meiſten überraſchte uns die Farbe ſeines Geſichts, das Roth ſeiner Wangen war ganz das natürliche. Sein Leib war ſo biegſam als der eines Schlafenden. Man hob ihn auf ſeinen Sitz, um ihm die prieſterlichen Kleider anzulegen. Man legte ihm die Hände in einander und er

1) In den Schulen von Port-Royal.

hielt damit von ſelbſt ein Kruzifix. Sein Geſicht hatte eine außerordentliche Gravität und Majeſtät. Dieſes überraſchte alle, die davon Zeugen waren und erhöhte ſehr ihre Verehrung für dieſen heiligen Mann"[1]).

Auf ſeinem Epitaph heißt es: a puero usque ad vitae finem unus semper ac sibi constans quotidie repetiit quod quotidie fecit.

Einſiedler von Port-Royal ſeit 1669.

Außer den alten und den obengenannten waren auch mehrere neue Einſiedler nach Port-Royal gekommen; Gibron, ein Edelmann aus Narbonne, durch den Biſchof von Alet bekehrt, wählte Port-Royal „zum Schauplatz ſeiner Buße" und wurde Koch der Bewohner des Hofs auf der Höhe. Van-Mol aus Montpellier gab die Stelle eines Arztes auf den Galeeren auf, um ſich in Port-Royal der Heiligung zu befleißigen. Er ſtarb ſchon nach anderthalb Jahren. Le-Cerf, Prieſter und Oratorianer, weihte ſich von 1670 bis 1674 hier der Einſamkeit. Dazu kamen Guelphe, „welcher die Ehre hatte, von 1679 an Arnauld zu bedienen" und Ernſt von der vornehmen lütticher Familie der Ruth-d'Ans. Er hatte zu Löwen ſtudirt und ſollte ſich in Paris ausbilden. An Arnauld empfohlen ließ er ſich in Port-Royal nieder, um die h. Schrift und die Väter gründlich kennen zu lernen. Er reiſte 1677 mit Pont-Chateau nach Rom im Auftrag der Biſchöfe, welche die ſchlaffe Moral der Jeſuiten anklagten. Seit 1679 mit Tillemont zuſammen vollendete er nach Le Tourneurs Tode deſſen Année chrétienne. Er wurde in Utrecht zum Prieſter geweiht und lebte in den letzten Jahren Arnaulds viel mit dieſem. Seine Familie war längſt mit Churbaiern verbunden; als das gefürchtete Biſthum Lüttich offen ſtand, kämpften darum ein Prinz von Neuburg, Großmeiſter des Deutſchordens und Bruder der Kaiſerin und Klemens, Bruder des Churfürſten von Baiern, welcher ſchon 14 Jahre alt Erzbiſchof von Köln geworden war. Wegen ſeiner Jugend war Quesnel ſehr dagegen, ihn zu unterſtützen. Da aber der Neuburger unfehlbar Lüttich in die Gewalt der Jeſuiten gebracht hätte, bot Ruth-d'Ans Alles auf und ſeine

1) Die angegebenen Merkmale werden als die der Heiligkeit betrachtet.

Partei drang durch. Aber Niemand war unbarmherziger gegen die Janſeniſten als Klemens[1]). Die Rache der Jeſuiten verfolgte Ruth d'Ans ſein ganzes Leben durch. Der Churbaier, als General-Gouverneur der ſpaniſchen Niederlande, konnte ihn hier nicht gegen den Erzbiſchof von Mecheln ſchützen, er ſandte ihn als Diplomaten nach Italien. Ernſt wußte den Pabſt zu gewinnen; ſcherzend erzählte er dieſem als Beweis, daß er kein Ketzer ſei, wie das Blut des heiligen Januarius an deſſen Feſt trotz ſeiner Gegenwart flüſſig geworden ſei. Der Pabſt ſoll ihn — er war viermal in Rom — mit guten Zeugniſſen über ſeine Orthodoxie in die Niederlande zurückgeſchickt haben. Er mußte wiederholt flüchtig werden, obgleich ihm auch die ſpätere öſtreichiſche Regierung der Niederlande günſtig war. Als er 1728 ſtarb, konnte er nur von einem „unbekannten Prieſter" die Sacramente erhalten, da er ſich weigerte, die Bulle Unigenitus zu unterſchreiben. Um ſeinem Leichnam die kirchliche Beſtattung zu verſchaffen, mußte er in einer Kiſte mit ſeiner Bibliothek heimlich aus dem Sterbehauſe entführt werden. Doch verlangten ſeine Feinde umſonſt die Wiederausgrabung.

Unter den Freunden, die ſeit 1669 nur auf kürzere Friſten, mehr beſuchsweiſe, Port-Royal bewohnten, werden außer vielen Geiſtlichen, beſonders le Camus, Biſchof von Grenoble, Feideau, Doctor der Sorbonne, Varet, Großvicar von Sens, namentlich auch d'Epinoi de St. Ange und der Marquis von Sevigne genannt. Jener war der jüngere Sohn der Wittwe des Barons von St. Ange, welche mitten in der härteſten Verfolgung als Nonne hier ſtarb. St. Cyran hatte ihn von Vincennes aus Lancelot zur Erziehung übergeben. Seit 1651 hatte er ſich den Einſiedlern angeſchloſſen, ſeine Beſchäftigung war Gebet, Lecture, Arbeit im Garten und Hausweſen; er hatte das Handwerk eines Glaſers gelernt und machte Laternen. Seit der allgemeinen Austreibung lebte er meiſt in Paris in tiefſter Zurückgezogenheit. Sacy ſtieg immer bei ihm ab, ihre Freundſchaft war eine Fortſetzung Derjenigen, welche ihre Mütter verbunden hatte. Als einmal Le-Maitre den Nonnen Auszüge aus den Vätern über die Vortrefflichkeit der Jungfrauſchaft übergab, fürchtete Singlin, dieſe frommen

1) Ruth d'Ans wird damit entſchuldigt, daß ſolche Umtriebe, welche in — dem mehr abſoluten — Frankreich ſehr anſtößig erſchienen wären, in Deutſchland gebräuchlich geweſen ſeien. —

Wittwen im Kloſter möchten darüber eiferſüchtig werden und glauben, ſie ſeien weniger geliebt oder geehrt. Er trug daher Le-Maitren auf, auch über die Vortrefflichkeit des wahrhaft chriſtlichen Wittwenſtandes Stellen zu ſammeln, was dieſer mit demſelben Fleiße that. — Kaum war d'Epinoi einige Monate wieder in Port-Royal, als ihn eine ſchmerzhafte Krankheit befiel. Sacy verließ ihn nicht, eben ſowohl, um ſich an ihm zu erbauen, als um den Kranken zu tröſten. Als bei ſeinem Tode einige Freunde zweifelhaft ſchienen, ob er Allem Genüge gethan und im Leben und Sterben alle Gerechtigkeit erfüllt habe, antwortete Sacy lakoniſch mit Beſtimmtheit, man habe ſich wegen ſeiner keine Sorge zu machen. — Fontaine ſagt von ihm mit Beziehung auf ſeinen älteren Bruder, den Liebling ſeiner Mutter: „Gott hatte in allen Jahrhunderten dieſelbe Abſicht über ſo viele Brüder, ſich den Jüngeren zu nehmen, den Älteren gehen zu laſſen." Wenn wir erwägen, wie ſehr der jüngere adelige Bruder durch die bürgerlichen Geſetze im Nachtheil war, finden wir ganz den Stempel Port-Royals in dieſer Bemerkung.

D'Epinoi ſtarb den 12. September 1676, 45 Jahre alt. Dieſe Jahre waren unſeren Asceten gefährlich, Varet ſtarb 44, Le Tourneux 47 Jahre alt. Wer ſie aber überlebte, wurde meiſt hochbetagt. — Hamon erwähnt in ſeinem Epitaph beſonders, daß er ohne Pfründe und ohne Frau geſtorben ſei, während ihm Beides wiederholt angetragen worden war.

Der Marquis von Sevigne, Schwager der durch ihre Herzensgüte und edlen Sinn, durch ihre Briefe berühmten Dame, der Freundin von d'Andilly und Pomponne, von Dr. Arnauld und Nicole, hatte in jüngeren Jahren während der Kriege in Deutſchland und Italien in höheren Officiersſtellen gedient. Die Gewohnheit zu befehlen und ſeine vornehme Haltung ſuchte er ſpäter beſonders zu überwinden, und wenn es ſeine Geſundheit erlaubte, diente er oft ſeinen eigenen Dienern; aus zuvorkommender Demuth machte er ſich daher eine heilige Pflicht. Er ſah es als eine beſondere Gnade Gottes an, daß er bei der Erſtürmung einer Stadt ein vierjähriges Mädchen, das ſeine Eltern verloren hatte, unter ſeinen Mantel genommen und ſeine Erziehung beſorgt hatte. Sobald er Wittwer war, wohnte er ganz in Port-Royal, welchem ſeine Aufnahme verargt wurde, weil er es mit den

Frondeurs gegen die Krone gehalten hatte. Im 57. Jahre fing er das Latein an, um die Gebete der Kirche zu verſtehen und Auguſtin und Bernhard zu leſen. Er wohnte ſelbſt während der Verfolgung von 1664 bis 1669 im Hofe von Port=Royal d. P.; da die Nonnen aufs Land verſetzt wurden, durfte er nicht folgen. Er ſah ſich als einen Poſten an, der allein auf einem Schlachtfelde, auf einem Siegesfelde zurückgelaſſen wäre. Nach dem Kirchenfrieden kam er zu den anderen Einſiedlern. Er gab das meiſte Geld dazu, als 1669 die drei Seiten des Kloſters ausgebaut wurden, wobei er die Ehre hatte, den Grundſtein zu legen; Arnauld, Ste. Marthe und Grenet weihten je eine Seite. — Er ſtarb 1676 in Sacys Armen, von dem er ſich wie ein Kind ſeine Lebensordnung genau hatte beſtimmen laſſen und dem er als Abſchreiber gedient hatte. (S. Beilage XXXIX.)

Freunde außerhalb des Kloſters, Racine, Boileau.

Unter Denen, welche nunmehr Port=Royal als Freunde beſuchten, wird nun auch wieder ein Schüler, dann Gegner, zuletzt Freund und Apologet Port=Royals genannt, der berühmte Racine[1]).

Johann Racine, geboren den 21. December 1639 in la Forté=Milon, wurde fünf Jahre alt väter= und mütterlicher Waiſe. Le=Maitre hatte, von Richelieu aus Port=Royal vertrieben, innige Verbindungen mit der Familie Racine angeknüpft[2]). Schon zuvor war eine ſeiner Tanten in Port=Royal als Nonne eingetreten. Durch ſeine Tanten wurde er ſogleich im Anfange den Schulen von Port=Royal übergeben. Hier lernte er außer dem Spaniſchen und Italieniſchen beſonders das Griechiſche gründlich; ſeine Lehrer befürchteten, die griechiſchen Dramatiker möchten gar zu großen

1) Ich bedaure, daß mir bei Folgendem nicht die Biographie Racines, welche ſein Sohn ſchrieb, zur Hand iſt. Sie findet ſich in der amſterdamer Ausgabe in Octav von 1750. Kritiſcher, beſonders in den Berichten über die erſte Jugend, mag die von Laharpe ſein, die aber manche Züge übergeht.

2) Siehe im erſten Bande p. 474 u. 475. Es wird auf das bedeutſame alte Wappen der Familie, ein Schwan, aufmerkſam gemacht. Als Waiſe wurde er von ſeinen mütterlichen Großeltern aufgenommen; die Großmutter ſtarb 1663 in Port=Royal; ſie war dahin ihren beiden Schweſtern und ihrer Tochter, alſo der Tante Racines, der nachmaligen Agnes von Sta. Thekla, gefolgt.

Eindruck auf ihn machen. Laharpe hat gewiß Recht, daß ihr Geiſt nicht ſo in ſein Weſen hätte übergehen können, wenn er ſie nur aus Überſetzungen gekannt hätte. Er ſagt: „Es iſt bei Racine eine Art von ununterbrochener Illuſion, in ſeiner Andromache, Iphigenie und Phädra glaubt man Sophokles oder Euripides, in Eſther und Athalie die Propheten zu hören.“ Denn Bibel und Klaſſiker waren die Grundlagen der Erziehung in den Schulen von Port-Royal. Aber auch Romane ſchlichen ſich bei den Schülern ein. Der griechiſche Roman Theagenes und Chariklea wurde ihm vom Lehrer weggenommen; er wußte ſich ihn wieder zu verſchaffen, lernte ihn auswendig und gab ihn dem Lehrer zurück, welcher das Buch verbrannt haben ſoll. Noch in ſeinem Alter las er einmal den Ödipus des Sophokles Nicole und Boileau wie ein franzöſiſches Buch vor, während er den griechiſchen Text vor ſich hatte, und kam dabei ſo ins Feuer, daß ſich die Zuhörer davon ergriffen fühlten, wie von einer theatraliſchen Aufführung. Sein poetiſches Talent war frühreif; es war in Port-Royal wohl gedämpft worden; 1660 gab er ſein erſtes Gelegenheitsgedicht in Druck, 1664 ſein erſtes Theater; jenes war ſchon ſehr vollkommen in ſeiner Art. Dadurch entfernte er ſich von Port-Royal; Moliere unterſtützte das Genie, welches er früh erkannte. In dieſer erſten Begeiſterung für das Theater war es, daß er durch die harten Worte Nicoles gegen die Roman- und Theaterdichter ſehr verletzt wurde und mit der Bitterkeit des Schülers ſeine beiden Briefe gegen Port-Royal ſchrieb, wovon wir unten näher handeln werden.

Racine ſagte von ſich, die ſchlechteſte Kritik mache ihm mehr Leid, als die größten Erfolge Vergnügen. Man hat ihm auch Dieſes ſehr übel ausgelegt. Eine Hofkabale, die ein ſchlechtes Stück gegen ſeine Phädra unterſtützte, welche er in ſeinem 38. Jahre gemacht hatte, veranlaßte ihn 1677 ganz auf die Theaterdichtkunſt zu verzichten. Er hielt dieſes Stillſchweigen 12 Jahre; dann erſt ſchrieb er auf Bitten der Maintenon für die Zöglinge von St. Cyr Eſther 1689 und Athalie 1690, welche den griechiſchen Chor auf die Bühne verſetzten. Er ſuchte ihn durch dieſen frommen Gebrauch zu heiligen und zu ſühnen. Maintenon ſchreibt mehrere Jahre nach des Königs Tode, als ſie hörte, daß dieſe Stücke wieder aufgeführt werden, „ſie hoffe, daß dieſe Aufführung

bei Hof Bekehrungen werde zur Folge haben.“ Eine ſeltſame Frömmigkeit, welche durch Dragoner und Theater Bekehrungen zu wirken hofft![1]). Dieſer Meinung war man in Port-Royal eben nicht; doch nahm beſonders Dr. Arnauld lebhaften Antheil an dieſen Stücken, auch er theilte die Anſicht ſeiner meiſten Zeitgenoſſen, indem er Eſther den Preis vor der nachgebornen Schweſter giebt[2]). Man hat, namentlich in Eſther, manche Beziehungen auf die verfolgten Reformirten oder auf Port-Royal finden wollen. (Siehe Beilage XL.)

In demſelben Jahre, in welchem er aufhörte dem weltlichen Theater zu leben, verheirathete er ſich. Seine Frau las nicht einmal ſeine Theater, was ganz janſeniſtiſch lautet. Dafür opferte ſie ſich ganz der Erziehung ihrer Kinder. Er ſelbſt ſprach in ſeiner Familie nie von jenen, fand aber am häuslichen Herde mehr Freude, als an den Tafeln der Großen. Einmal ſchlug er eine Einladung bei einem Prinzen von Geblüt ab, weil er mit ſeinen Kindern einen ſchönen Karpfen zu verſpeiſen habe, womit ſie ihn beſchenken und woraus ſie ein Feſt machen wollten. „Plutarch, welcher keinen Anſtand

1) Brief vom 17. Mai 1717: Dieu veuille que la représentation d'Athalie fasse quelques conversions. C'est je crois la plus belle pièce qu'on aie jamais vue. Je suis étonnée que M. le cardinal de Noailles ne s'oppose pas à ces représentations faites par des comédiens; vous jugez bien qu'on le trouve très-mauvais à St. Cyr. Ihr Urtheil über die beiden geiſtlichen Theater Racines unterſcheidet ſich von dem ihrer Zeitgenoſſen durch die Bevorzugung Athalies.

2) Arnauld ſchreibt den 10. April 1691 über Athalie: „Der Gegenſtand iſt mit bewundernswürdiger Kunſt behandelt, die Charaktere ſind gut durchgeführt, die Verſe edel und natürlich. Was er die Rechtſchaffenen ſagen läßt, flößt Achtung für die Religion und für die Wahrheit ein. Was er die Böſen ſagen läßt, verhindert nicht den Abſcheu vor ihrer Bosheit. Ich finde, daß viele Dichter darin tadelnswerth ſind, daß ſie allen ihren Geiſt darauf verwenden, ihre Perſonen auf eine Weiſe ſprechen zu laſſen, welche ihre Sache ſo gut wie möglich macht, daß man vielmehr geneigt wird, die böſeſten Handlungen zu billigen oder zu entſchuldigen, als Haß darüber zu haben. — Da es aber ſchwer iſt, daß zwei Kinder deſſelben Vaters gleich vollkommen ſeien und daß er nicht mehr Neigung für das eine, als für das andere habe, ſo möchte ich gerne wiſſen, welches von dieſen beiden Stücken Ihr Nachbar (Racine) am meiſten liebe. Ich für meine Perſon kann Ihnen ehrlich ſagen, daß die Reize der Jüngeren mich nicht abhalten konnten, der Älteren den Vorzug zu geben. Ich habe viele Gründe dazu, worunter der hauptſächlichſte iſt, daß ich bei weitem mehreres ganz Erbauliches darin finde, welches fähig iſt, Frömmigkeit einzuflößen.“ — Die Nachwelt hat bekanntlich über den Werth der beiden Stücke ganz anders gerichtet. Die Aufführung der Chöre allein kann die Bevorzugung der Eſther durch die Zeitgenoſſen nicht erklären. Es muß in den Grundgefühlen der Zeit etwas Anklingendes gelegen haben.

genommen hat, uns Ageſilaus zu ſchildern, wie er mit ſeinen Kindern ſpielte und auf einem Stocke ritt, hätte nicht verfehlt, uns Racine darzuſtellen, wie er mit den ſeinigen Proceſſion ſpielte, das Kreuz trug, während ſeine Mädchen den Klerus machten und ſeine Söhne den Pfarrer. Ich wage ſelbſt hinzuzufügen, daß er täglich mit ſeiner Frau, ſeinen Kindern und Dienſtboten gemeinſchaftlich das Gebet hielt und ihnen das Evangelium erklärte", ſchreibt Laharpe A. 1807. — Lange vergaß er ſo ſeinen literariſchen Ruhm, indem er ſich der Erziehung ſeiner Kinder widmete. Doch war er ſelbſt, und noch mehr Boileau als Augenzeuge, über ſeine Frau erſtaunt, welche bei ſeiner Rückkehr von Verſailles nicht auf die Börſe mit tauſend Louisd'or achtete, welche der König ihm geſchenkt hatte, ſondern ihm ihr Anliegen wegen eines Sohnes ausſchüttete, der ſeit zwei Tagen nicht hatte lernen wollen. Das war janſeniſtiſche Philoſophie; — Zwei ſeiner Töchter wurden Nonnen; die zarteſte väterliche Liebe ſpricht beſonders aus dem Briefe, worin er ſeiner Tante, der Mutter von Sta. Thekla in Port-Royal, die Schleiernahme ſeiner jüngeren Tochter erzählt; wie das Mädchen, ohne ihre innere Bewegung merken zu laſſen, zum Abſchiede ihre in Thränen zerfließende Mutter und Schweſter umarmte, ſobald ſie aber ganz allein war, den Thränen den Lauf ließ, ſogleich wieder darüber ſcherzte und den Vater zum Lächeln brachte. — Einem Sohne ſchrieb er um 1697: „Ich danke Dir recht ſehr für die Rückſicht, welche Du auf mich nimmſt, indem Du mir von Opern und Komödien berichteſt. Aber Du erlaubſt mir zu ſagen, daß meine Freude vollkommen wäre, wenn der liebe Gott auch in Deinen Betrachtungen Eingang fände. Ich weiß nicht, ob Du vor den Menſchen entehrt biſt, indem Du darein gehſt; aber ſchlägſt Du es für gar nichts an, daß Du vor Gott Dich entehrſt?" — Dieſer Sohn hatte mit königlichen Depeſchen wegen des Riswyker Friedens eine Reiſe nach Holland gemacht. Der Vater ſchreibt ihren glücklichen Verlauf den täglichen Gebeten ſeiner Mutter, Schweſtern und Port-Royals zu, nimmt es ihm aber übel, daß er bei ſeinem längeren Aufenthalte in Brüſſel einen Mann nicht beſucht habe, vor dem, wie er doch wiſſe, ſein Vater eine große Achtung habe. Dieſer Mann iſt offenbar Arnauld. — Doch betrachten wir ſein Verhältniß zu Port-Royal in ſeinem ganzen Verlaufe.

Seit Racine aus den Schulen von Port=Royal ausgetreten war, hatte ihn der Gedanke daran bei ſeinem poetiſchen Streben wie ein zürnendes, ſchreckendes Gebilde verfolgt. Er ſchreibt den 16. Mai 1662 an Vitart, der dem talentvollen armen Jünglinge eine geiſtliche Pfründe verſchaffen wollte: Ich will an meine Tante, die Nonne (Agnes von Sta. Thekla), ſchreiben, weil Sie es wollen; wenn ich es noch nicht gethan habe, ſo müſſen Sie es enſchuldigen und ſie auch; denn was kann ich ihr melden? Das heißt ohnedieß genug Heuchler ſein, ohne ihn auch noch in Briefen zu machen, worin man doch nur von Frömmigkeit reden muß und ſich nur den Gebeten empfehlen darf. Nicht als hätte ich dieſe nicht nöthig, aber ich wünſchte, daß man für mich betete, ohne daß ich nöthig hätte, ſo viel darum zu bitten. Wenn Gott will, daß ich Prior werde, ſo will ich ſo viele Gebete für Andere verrichten, als man für mich gethan hat." — Die bittere Antwort auf die Beleidigung ſeines poetiſchen Strebens durch Nicole, welche er als perſönliche fühlte, war zugleich ein Verſuch, dieſe Kette zu brechen. Denn ſeine Tante, betrübt über den Ruhm ſeiner Arbeiten, ſchickte ihm Briefe voller Warnungen, die er Excommunicationen nannte. Darin heißt es allerdings — mit ähnlichen Worten wie die von Nicole: — „Wenn Du ſo unglücklich biſt, und den Verkehr nicht abbrichſt, welcher Dich vor Gott und den Menſchen entehrt, darfſt Du nicht daran denken, uns zu beſuchen; denn Du weißt wohl, daß ich nicht mit Dir reden könnte, wenn ich wüßte, daß Du in einem ſo kläglichen, dem Chriſtenthume ſo ſehr zuwiderlaufenden Stande biſt." — Der feindliche Brief Racines gegen Port=Royal 1667 wurde nicht von ſeinen Lehrern, ſondern nur von einigen entfernten Freunden Port=Royals beantwortet; Racine las ſeine Antwort darauf Boileau vor, der die Arbeit lobte, ihn aber an ſeine Pflichten der Pietät erinnerte und verſicherte, daß die Veröffentlichung ſeinem Herzen weniger Ehre machen würde, als ſeinem Geiſte. Siehe Beilage XXVII.) Daher behielt er ſie für ſich.

Nachdem Racine den Arbeiten für das Theater entſagt, dafür Bußen auf ſich genommen hatte und beinahe der Anſicht Nicoles geworden war, welche ihn einſt ſo beleidigt hatte [1]), blieb

1) Bei Hofe redete man nicht mehr von ſeinen Theatern mit ihm, weil er ſich nicht ſchämte, ſeine Reue darüber auszudrücken.

ihm das Unrecht, welches er Port-Royal angethan hatte, wie ein ſchmerzhafter Stachel in der Wunde zurück. Boileau bot ſich ihm als Vermittler mit Port-Royal an. Da beſonders die große Angelica durch eine Anekdote noch im Grabe war verleumdet worden, da Racine ſeine Lehrer Sacy, Nicole und Le-Maitre, der ihn doch wie ein Kind behandelt hatte, auch perſönlich beleidigt hatte, war Arnauld ſehr ungehalten; Boileau, früher Advokat, redete dieſen mit parlamentariſchem Pathos an: „Soll dieſer Mann immer Recht haben? ſollte es mir nicht gelingen, ihn ins Unrecht zu ſetzen? ich bin ſicher, daß ich heute Recht habe; iſt er nicht meiner Anſicht, ſo hat er Unrecht!" Dieſe Worte brachten die Umſtehenden zum Lachen, Arnauld wollte noch mit Port-Royal Rückſprache nehmen. Boileau brachte ihm Racines Phädra und bat ihn um ein Urtheil darüber, und der auguſtinianiſche Doctor urtheilte darüber: „Es iſt in dieſem Charakter nichts zu tadeln; er giebt uns die große Lehre, daß wenn Gott uns zur Strafe für unſere früheren Sünden uns ſelbſt überläßt und der Verdorbenheit unſeres Herzens, es keine Ausſchweifung giebt, worein wir uns nicht ſtürzen könnten, ſelbſt indem wir ſie verabſcheuen." Nach einigen Tagen brachte Boileau Racine zu ihm; dieſer warf ſich vor Arnauld auf die Knie, Arnauld aber that ein Gleiches, gab ihm den Friedenskuß und gelobte ihm treue Freundſchaft bis ans Grab. Als Racine dem Könige die letzten Epiſteln des altersſchwachen Boileau vorzuleſen hatte, legte er großen, freudigen Nachdruck auf die Worte: Arnauld, le grand Arnauld, fit mon apologie. — Sein Sohn nennt den Brief ſeines Vaters gegen ſeine Wohlthäter den Gegenſtand ſeiner Thränen ſo lange er lebte und ſchreibt: „Wenn je ein Fehler durch aufrichtige Reue geſühnt wurde, ſo war es gewiß dieſer. Er ſprach nur mit Demuth und Beſchämung davon. Abbe Tallemant ließ es ſich beifallen, in voller Akademie ihm dieſen Fehler vorzuwerfen. Ja, mein Herr, antwortete ihm mein Vater, Sie haben Recht; dies iſt der Schandfleck meines Lebens, ich würde all mein Blut geben, um ihn auszulöſchen. — Das brachte Tallemant und alle Lacher, welche anfingen ihm Beifall zu bezeugen, zum Stillſchweigen."

Beſonders ſeit ſeine Tante Äbtiſſin von Port-Royal war, verwandte er ſich auf jede Weiſe dafür, beſuchte es fleißig mit ſeiner Familie. Wie Boileau wegen ſeines Gedichts über die

Liebe Gottes (ſiehe Beilage XLI. Le-Tellier und Boileau über die Liebe Gottes), ſo wurde Racine wegen ſeiner Geſchichte Port-Royals von den Jeſuiten angefeindet. Dem Jeſuiten Bouhours wurde von den Seinigen ſeine Verbindung mit Racine vorgeworfen. Im Collegium Ludwig des Großen hielt ein junger Regent eine Rede über die Frage: **Racinus an christianus, an poëta?** welche er mit **nec, nec** beantwortete. — Er dichtete zunächſt für Port-Royal geiſtliche Lieder; ſie wurden aber mit der Überſetzung des römiſchen Breviers verdammt. Da der König ihn auffordern ließ, mehrere zu machen, antwortete er: Ich wollte machen und man hat ſie verurtheilt. Ich werde keine mehr machen. Sie finden ſich in den Sammlungen ſeiner Werke.

Es iſt zu einer ſtehenden Phraſe geworden, daß Racine an einem ungnädigen Blicke Ludwigs XIV. geſtorben ſei. — Der König, welcher in der Bibel, ſo überhaupt wenig beleſen und in vielen Stücken in ſpaniſcher Unwiſſenheit aufgewachſen war, ſuchte ſpäter dieſe Lücken zu ergänzen; dazu bediente er ſich beſonders Racines, als eines vortrefflichen Vorleſers. Desgleichen ernannte er ihn mit Boileau zu ſeinem Hiſtoriographen; ſie mochten im Felde unter den Leuten vom Fach allerdings eine komiſche Rolle ſpielen. (Dieſe Arbeiten, welche Racine nur vor dem Könige und der Monteſpan oder Maintenon vorgeleſen hatte, ſind 1726 in St. Cloud verbrannt; nur Weniges iſt erhalten.) Das Ganze wäre wohl eine Apologie in hiſtoriſcher Form geworden, wie die von Port-Royal.

Racine fehlte es jedoch nicht an Freimüthigkeit. Der König tanzte bis in ſein 32ſtes Jahr im Ballet mit, bis ihn in Racines Brittanikus die Verſe trafen:

Pour mérite premier, pour vertu singulière
Il excelle pour traîner un char dans la carrière,
A disputer des prix indignes de ses mains,
A se donner lui-même en spectacle aux Romains.

Nach dem Riswyker Frieden herrſchte großes Elend in Frankreich, eine Folge der Eroberungskriege und der ſultaniſchen Hofhaltung; Maintenon ſprach mit Racine darüber; dieſer ſetzte in ſo hinreißenden Worten ſeine Anſicht auseinander, wie die höchſten Perſonen helfen könnten, daß ſie ihm das Verſprechen abnahm, es ſchriftlich zu machen. Der König überraſchte ſie bei dieſer

Lecture und verlangte ſo beſtimmt den Verfaſſer zu wiſſen, daß ſie ihn, ob ſie gleich Racine Verſchwiegenheit gelobt hatte, verrieth. Der König, zürnend über ſeinen Hiſtoriographen, ſagte: Meint er, er wiſſe Alles, weil er gute Verſe macht, will er auch Miniſter ſein? — Maintenon tröſtete Racine im Garten von Verſailles über die Ungnade des Königs, ihre Ehre und ihr Herz ſeien ja verpfändet, ihn wieder in Gnaden beim Könige zu bringen. Er antwortete: Ich kenne Ihren Einfluß und Ihre Güte für mich; aber ich habe eine Tante (in Port-Royal), die mich auf eine ganz andere Weiſe liebt; ſie erbittet täglich von Gott für mich Ungnade, Demüthigungen, Grund zur Buße. Dieſe wird noch mehr Einfluß haben als Sie" [1]. — Racine war von Natur melancholiſch, was eine eigenthümliche Weichheit im Umgange mit Anderen nicht ausſchloß; er betrachtete den König nicht nur in der Glorie, womit derſelbe die Franzoſen zu beſtechen, die Deutſchen zu äffen wußte, er verehrte ihn als ſeinen Wohlthäter. Da ſeine Geſundheit ohnedieß ſehr leidend war, mag dieſes Gefühl, ſeines Königs Gnade verſcherzt zu haben, vielleicht ſeinen Tod beſchleunigt haben.

Er ſtarb aber erſt einige Jahre nachher, den 21. April 1699, er bat, in Port-Royal zu den Füßen Hamons beerdigt zu werden, was auch geſchah. Die Grabſchrift mahnt den Leſer, daß dem Schlafenden nicht leere Lobeserhebungen, ſondern Gebete von Nöthen ſeien. St. Simon fügt zur Erwähnung von Racines Begräbniß in Port-Royal: Der Ritter Coislin hatte ſich auch dahin an die Seite ſeines berühmten Oheims, Herrn von Pontchateau, tragen laſſen. Der König war über dieſe beiden Begräbniſſe unglaublich pikirt.

Den 19. März 1694 ſchreibt Arnauld: „Man ſchickt Ihnen die (zehnte) Satyre von Despréaux (Boileau). Da er bei

1) Nach St. Simon wäre die Urſache der königlichen Ungnade eine weniger ehrenvolle, eine bloße Gedankenloſigkeit geweſen. Der König habe ihn öfters zu Maintenon kommen laſſen, um ſich die lange Weile zu vertreiben. Einmal habe er ihn auf die Urſachen des Zerfalls der Schauſpielkunſt zu ſprechen gebracht. Racine habe geſagt, da es keine gute neue Stücke gäbe, ſpielen die Schauſpieler nur die alten von Scarron und ohne Intereſſe. Der König, Maintenon und Racine ſchwiegen einige Augenblicke bei dieſem Namen. Racine ſah ein, daß er ſich ſelbſt in Ungnade geſtürzt habe, nicht ſowohl indem er vor dem Könige übel von ſeinem Vorfahrer geſprochen, ſondern weil er ſeinen Namen genannt habe.

Hof ſehr geachtet iſt, ſo kann, was er gegen die Opern und Romane ſagt, viel Gutes ſtiften. Denn man kann auf keine beſſere Weiſe zeigen, wie ſehr dergleichen Geiſt und Herz der Weltdamen verderben kann, ſelbſt wenn ſie noch ſo gut erzogen waren. Und Sie bemerken wohl, das er Port=Royal als den Ort angiebt, wo man die Töchter chriſtlicher erzog. (Maintenon wünſchte auch ein Lob von ihm für St. Cyr.) Unter den Weltleuten haben wir keine beſſeren Freunde als ihn und ſeinen Genoſſen Racine." — Boileau ſchickte ſelbſt ſeine Epiſteln, beſonders die über die Liebe Gottes, an die Nonnen von Port=Royal, die lebhaftes Intereſſe dafür bezeugten. Es iſt, als hörte man Arnaulds erſte berühmte Schrift, wenn man die Schilderung der falſchen dévote in der zehnten Satyre lieſt:

Dans un coeur tous les jours nourri du sacrement
Maintient la vanité, l'orgueil, l'entêtement,
Il croit que devant Dieu ses fréquents s'acrilèges
Sont pour entrer au ciel d'assurés privilèges.

In einem Trinkliede ſingt Boileau:

1) Si Bourdaloue [1]) un peu sévère
Nous dit: Craignez la volupté,
Escobar, lui dit-on, mon père,
Nous la permet pour la santé.

2) Contre ce docteur authentique
Si du jeûne il prend l'intérêt,
Bacchus le déclare hérétique,
Et Janséniste, qui pis est.

Aus ſeinen Briefen erhellt, daß er beſondere Achtung und Liebe zu Nicole, noch mehr wegen ſeines milden Charakters, als wegen ſeiner Werke hegte. — Indeß waren beide Dichter auch mit gebildeten Jeſuiten befreundet. Racine ſchreibt an Boileau, wie er deſſen Brief zweien derſelben vorgeleſen habe: „Ich ſchaute jedoch von weitem voraus, ob nichts zu Janſeniſtiſches darin vorkomme. Ich ſahe gegen das Ende den Namen Nicoles und überſprang ihn herzhaft oder vielmehr feiger Weiſe." — Und Boileau ſchreibt den 7. December 1703: Was den Streit über die Gnade betrifft, ſo habe ich darin keine Partei genommen, weil ich bald

1) Der berühmte Concurrent der janſeniſtiſchen Prediger Desmares und Le=Tourneux.

von der einen, bald von der anderen Partei war, ſo daß ich mannigmal, nachdem ich mich als Janſeniſt niedergelegt und mich zum Calviniſten geneigt hätte, ganz verwundert als Moliniſt erwache und dem Pelagianer verwandt bin. So rufe ich denn, ohne irgend einen Theil zu verdammen, mit St. Auguſtin: O altitudo sapientiae! — (Boileau hatte zwei Brüder, welche Geiſtliche waren, von dem einen ſagt Voltaire, er ſei den Jeſuiten feindſeliger geweſen, als der Satyriker, er griff beſonders ihre Nachgiebigkeit gegen das rationelle Heidenthum in China an; der andere, ein bizarrer Kopf, ſchrieb über die Geißler, über les attouchements impudiques, über Kleidung der Prieſter, in lateiniſcher Sprache — aus Furcht, wie er ſagte, die Biſchöfe möchten ſonſt ſeine Bücher leſen. — Beide waren Port=Royal befreundet.)

Gefährdung des Kirchenfriedens, beſonders in Angers.

Seit dem Jahre 1676, welches Port=Royal eine Reihe treuer Freunde durch den Tod raubte, wurden die Abſichten der Gegner immer offenbarer. Am gefährlichſten war der Beichtvater des Königs, de La=Chaiſe, der Staatsſecretair Chateauneuf und der Erzbiſchof von Paris, welche eine Art von Gewiſſensrath des Königs bildeten. Der Erzbiſchof, welcher ſich früher gerühmt hatte, daß auch er einer der Vermittler des Kirchenfriedens ſei, neidiſch auf den Verkehr Arnaulds mit einigen Cardinälen, fühlte ſich durch die Herzogin von Longueville zurückgeſetzt; ein Wort, daß ſie nicht nöthig habe, ihn perſönlich zu beſuchen, ſondern ihm nur ihren Aumonier zu ſchicken brauche, welches bei ihrer Toilette geſprochen wurde, war ihm nach ein Paar Stunden hinterbracht. Die Marſchallin d'Humieres ſchrieb an Fräulein de Vertus: Macht eure Rechnung; der Erzbiſchof iſt entſchloſſen, eure Secte auszurotten; es koſte was es wolle. — Es ſoll ein hoher Geiſtlicher, vielleicht der Beichtvater des Königs, deſſen Maitreſſe, Frau von Monteſpan, das Compliment gemacht haben, Gott habe ſie auserwählt, um die Janſeniſten ohne Rettung zu verderben.

Wie zur Zeit der Ausſtoßung Arnaulds aus der Sorbonne war beſonders im Beichtſtuhle die Schule von St. Sulpice, die Wiege Fenelons, gegen Port=Royal thätig. Soweit wir ſie aus unſerer Geſchichte kennen lernen, charakteriſirt ſie ſich neben ihrem großen Eifer für das Seelenheil der verwahrloſten Volksklaſſen, durch

Unterthänigkeit unter Rom und durch Aberglauben an Viſionen und Prophezeiungen. Olier galt in Port-Royal für einen Viſionär. Der Herzog von Liancourt erzählte im Beiſein von Des-Lions, Olier habe ihn als ſein Pfarrer wegen ſeines Janſenismus mit Verluſt ſeiner Frau bedroht, ſeine Frau aber im Beichtſtuhle mit Verluſt ihres Gatten. Beide wagten lange nicht, es ſich gegenſeitig mitzutheilen, um das Andere nicht zu erſchrecken. Olier habe auf dem Todtenbette prophetiſch geſagt, Picoté werde ihm bald nachfolgen; weshalb dieſer immer geglaubt habe, er ſei oder werde krank; er lebe aber bis jetzt noch. — Ein Weib, welches in St. Sülpice für eine Prophetin galt, ſagte, man müſſe den Janſeniſten zur Ader laſſen.

Wie die Biſchöfe das belagerte Port-Royal entſetzt hatten, ſo ſollte es jetzt zum Theil durch ſie an den Rand des Verderbens geführt werden, denn ſie wollten den Kirchenfrieden aufrecht erhalten, die Selbſtſtändigkeit des Epiſkopats, die Einheit, auch die äußere, und die Reinheit der Kirche wahren.

Schon im Januar 1676 hatte ſich der Biſchof von Angers, Arnauld, genöthigt geſehen, fünf Lehrer ſeines Seminars daraus zu entfernen. Sie waren Zöglinge von St. Sülpice; ob er ſie gleich ſelbſt dahin berufen hatte, verketzerten ſie doch ſeine treuſten Freunde und Diener. — Der Kanzler der Univerſität Angers, de la Barre, „mehr Jeſuite, als ſein Bruder der Jeſuite", verlangte 1676 von Univerſitätsgenoſſen die Verdammung der fünf Sätze als Janſens Lehre. Dies war eine Neuerung; die theologiſche Facultät war dagegen; aber de la Barre hatte einen Rückhalt am Staatsſecretair Chateauneuf. Der Biſchof, im Intereſſe des Kirchenfriedens und der Gewiſſensfreiheit, verbot den 4. Mai durch eine Ordonnanz bei Suſpenſion, daß mehr verlangt werde, als die Verdammung der fünf Sätze und ehrfurchtsvolles Schweigen über die Thatſache. Die Univerſität erklärte darauf, ſie erkenne den Biſchof nicht als Richter an, proteſtirte gegen ſeine Ordonnanz, als gegen eine nichtige und verbot ihren Angehörigen, ſich derſelben zu unterwerfen.

Man hatte dem Könige vorgeſtellt, die Verdammung von Janſens Lehre ſei Herkommen bei der Univerſität, und er hatte geboten, man ſolle es beim Alten laſſen. Nun hieß es, der Biſchof beabſichtige, auch Denen, welche es ohne Gewiſſensſcrupel

thun könnten, die Verdammung der fünf Sätze als Janſens Lehre zu verbieten; als wollte er aus der Freiheit, aus Zugeſtändniſſen einen Zwang machen. Der König, welcher im Felde ſtand, hatte nicht Zeit, ſeine Verantwortung zu hören, man ſtellte ihm ſein Einſchreiten als dringend dar. Er erklärte den 30. Mai 1676 vom Lager von Ninove aus die Ordonnanz des Biſchofs für null und nichtig. Es heißt in dieſem Decrete: „Wie wenn die Nachſicht, welche man mit vieler Klugheit erwieſen hat — indem man einige Unterſchriften des Formulars mit etwas ausführlicherer Erklärung, zu Gunſten blos einiger Perſonen, um ſie gegen ihre Gewiſſensſcrupel zu bewahren, annahm — ein Widerruf der Bulle wäre, welche die eidliche Unterſchrift des Formulars gebietet [1]."

Der Biſchof erklärte ſeine Ordonnanz dahin, ſeine Abſicht ſei geweſen, die Wohlthat der Unterſchrift mit Unterſcheidung (von fait und droit) Denen zu Gute kommen zu laſſen, welchen ihr Gewiſſen eine andere Unterſchrift verbiete; er ſei nicht gemeint, Diejenigen zu verdammen, welche geneigt ſeien, ihrer Anſicht gemäß, ohne weitere Erklärung zu unterzeichnen; insbeſondere habe er gegen die päbſtlichen Conſtitutionen nichts im Schilde geführt. Darauf erfolgte nichts Weiteres. — Die Univerſität wollte nur für ſich ſelbſt dem Kanzler die Neuerungen niederlegen; aber fünf Doctoren derſelben wurden verbannt und alle Theologie Studirenden ſollten ohne weitere Erklärung das Formular Alexanders VII unterſchreiben. Nicht das Unwichtigſte von dieſer Geſchichte iſt, daß ein Brief Dr. Arnaulds an die Superiorin des Kloſters der Heimſuchung zu Angers, worin er ſeine Entrüſtung über das zweizüngige Benehmen des Erzbiſchofs von Paris ausſprach, unterſchlagen und dieſem eingehändigt wurde.

Die Priorin wurde ſogleich verſetzt und Chardon, des Biſchofs Vertrauter [2]), in die Auvergne verbannt.

1) Der Neffe des berühmten Miniſters Colbert, der Biſchof von Montpellier, welchen die Janſeniſten den großen Colbert nennen, ſagt in ſeinem Hirtenbriefe auf Pfingſten 1724: Warum wird anderen Perſonen, welche dieſelben Gewiſſensſcrupel haben, dieſelbe Gnade verweigert, wenn man ſie jenen mit vieler Klugheit geben konnte und gegeben hat? Warum ſollen in derſelben Angelegenheit und bei derſelben Stimmung der Seelen zweierlei Maas und Gewicht angewandt werden?

2) Ein den Freunden Port-Royals ehrwürdiger Mann war der Domherr Chardon, der treue Freund, der Vertraute des Biſchofs von Angers. Der

Der Biſchof von Chalons ſchreibt bald darauf als Vermittler des Friedens an den befreundeten Cardinal Cibo, es habe ſo ſehr die Gewohnheit überhand genommen, Diejenigen als Ketzer zu verſchreien, welche doch Alles gethan haben, was der Pabſt von ihnen verlangt habe, daß dadurch die gediegenſte Frömmigkeit und die von Schrift, Päbſten und Concilien aufgeſtellten Grundſätze der Moral oft angegriffen werden. „Man bedient ſich gegenwärtig des Vorwandes des Janſenismus, um eine große Zahl von rechtſchaffenen Leuten verdächtig und unnütz zu machen, ſo unterwürfig ſie auch gegen den römiſchen Stuhl ſind und obgleich ihrer Lehre durchaus nichts vorzuwerfen iſt, blos weil ſie

König hatte ihm den 9. Juli 1676 den Befehl ertheilt, dieſe Stadt zu verlaſſen und ſich nach Riom ins Exil zu begeben. Er gehorchte und pries Gottes Gnade in dieſem Zorne; denn er bekannte, er ſei erſt Chriſt, ſeit er Auvergnate geworden ſei. Er hielt ſich in der engſten Zurückgezogenheit und Einſamkeit, ſeine Arbeit wurde nur durch Gebet unterbrochen und jene gab für dieſes den Stoff. Er verwandte ſeinen Fleiß namentlich auf die Schriften Auguſtins, welchen er ſcherzend ſeinen Kaſuiſten nannte. Nur die Carmeliterinnen beſuchte er regelmäßig. — Gott ſieht, ſagt ein Freund, welcher ihn in ſeiner letzten Krankheit verpflegte und ihm die Augen zudrückte, Gott ſieht im Geheimniß ſeines Angeſichts viele fromme Seelen, welchen er geholfen hat, ſich in ihm zu verbergen, und Viele athmen und ſchmecken den Geiſt, der ihn beſeelt, ohne daß ſie je ſein Angeſicht geſehen hätten. Schreckliche Wirkungen der Rache des göttlichen Zornes über ſeine Kirche, daß ſie bei einer ſolchen Theurung an guten Arbeitern den wahrhaften Stellvertreter ihrer Liebe in Stillſchweigen gebannt ſehen muß!

Im Herbſte 1686 wurde Charbon vom Aſthma befallen; er verſchied den 21. December, während ſeine prieſterlichen Freunde das Suscipientes animam ejus ſprachen. — O daß wir doch wüßten, was es heißt, durch Chriſtum zu Gott gehen, aber zu ihm gehen geraden Wegs! ſeufzte er in der letzten Nacht; wir ſcherzen nur auf dem Wege Gottes, man muß ohne Weiteres (tout de bon) durch Chriſtum zu Gott gehen.

Als ihn ein Freund fragte, warum er nichts ſpreche, — denn er ſchlummerte ein wenig — erwiderte er: Aspicientes in authorem fidei, nihil dicentes, nihil postulantes, sed audientes.

Er hatte teſtamentlich ſeinen Wunſch ausgeſprochen, nach der Weiſe der Armen beerdigt zu werden. Aber das Kapitel von St. Amable unterwand ſich dem Verbannten ein Grab unter den vorangegangenen Amtsbrüdern zu eröffnen, und ließ ihn mit den einem Dekan des Kapitels gebührenden Ehren beiſetzen. Der Klerus und das Volk, wie die meiſten Glieder des parlamentariſchen Preſidiats, bezeugten durch ihre feierliche Gegenwart, wie großer Ehre man ihn für würdig hielt; man glaubte in ihm Gottes Gnade zu ehren. „So feiert die Demuth ihren Triumph — in den Todten.“ — Sein Herz wurde von den Carmeliterinnen aufbewahrt.

Der Biſchof Arnauld, welchem das gemeinſame Prieſterthum und die innige Freundſchaft Alles gemein gemacht hatte mit dieſem Diener Gottes, fühlte ſich beſonders erbaut und geehrt durch die Liebe, welche das Stammland ſeiner Familie dem theuren Todten bezeigte.

ſich beſtreben, die Reinheit der chriſtlichen Moral wieder herzuſtellen, welche nicht nach dem Geſchmacke von Jedermann iſt.“

Schon zu Ende des Jahres 1674 hatten die vier Biſchöfe ſich genöthigt geſehen, dem Könige die Verdrehung des Friedens durch ſeine Feinde vorzuſtellen und ihn zu bitten, durch die Friedensvermittler eine authentiſche Erklärung über deſſen Weſen geben zu laſſen. „Man hat, klagen ſie, Männern von mehr als gewöhnlicher Tugend und Tauglichkeit die heiligen Weihen und Beneficien verweigert, unter dem Vorwande, daß ſie auf dieſelbe Weiſe unterſchrieben hätten, wie es mit Bewilligung des Pabſtes von uns geſchehen war. Man hat Prieſtern die kirchlichen Verrichtungen unterſagt und ſie von den heiligen Altären getrennt, ob ſie gleich Pfarrer waren und ſeit vielen Jahren der Kirche heilig und nützlich gedient hatten.“ Doch, verſichern die Friedensvermittler, ſei es ihnen nicht ſowohl um das Unrecht gegen Einzelne und um ihre perſönliche Ehre, als um die Grundwahrheiten der Kirche zu thun. — Pomponne aber verbot im Namen des Königs die Herausgabe einer Geſchichte des Kirchenfriedens. Bald mußte man verſuchen durch ſeine Vermittlung ſich über einen Schritt zu rechtfertigen, auf welchen ſich wohl der Biſchof von Chalons im Obigen bezieht.

Anſtoß wegen der laxen Moral.

Der Biſchof von Arras in Verbindung mit dem von St. Pons ließ Nicole durch die Herzogin von Longueville auffordern, zu einem Verzeichniß anſtößiger Moralſätze ein lateiniſches Schreiben abzufaſſen, worin der neue Pabſt Innocens XI um einen Spruch gegen dieſes Ärgerniß gebeten würde. Nicole, welchen ſeine dienſtfertige Nachgiebigkeit und ſein gutes Latein in ſo viele Unannehmlichkeiten verwickelte, faßte das Schreiben ab. Die beiden Biſchöfe gaben dem früheren Secretär des Biſchofs von Alet, Piéga, den Auftrag, mehrere gleichgeſinnte Biſchöfe um die Unterſchrift anzugehen. Dieſer vertraute ſich auch dem Biſchofe von Amiens, einem Franziskaner, an, welcher das Schreiben ſogleich dem Erzbiſchofe von Paris brachte, der es dem Könige als ein Machwerk der Janſeniſten und als einen Beleg, wie der Kirchenfrieden durch ſie gebrochen werde, vorlegte. Der König ließ (den 18. Juni 1677) durch die Agenten des Klerus verbieten, dieſen

friedenſtöreriſchen Brief zu unterſchreiben. Der König warnt vor dem falſchen Schein ſolcher Schritte, wodurch man unter dem Vorwande der Reformation der Sitten, von welcher ſich einige Privaten eingebildet haben, es ſei nöthig, ſie im Namen der Biſchöfe vom Pabſte zu verlangen, die alten Streitigkeiten wieder aufrühre, welche Ihre Majeſtät ſo weislich beigelegt habe. Es wurde darüber gewacht, daß der Brief nicht nach Rom abgehe. Der König ließ Pomponne wiſſen, daß das Benehmen ſeines Oheims ihm nicht angenehm ſei. Arnauld rechtfertigte ſich in einem Briefe an ſeinen Neffen, indem er darſtellte, daß er und Nicole nur auf die Bitte mehrerer Biſchöfe den Brief abgefaßt haben. Der Biſchof von Arras hatte verlangt, daß von mehreren Biſchöfen, nicht von ihm allein die Rede ſei. Der König ſchien durch dieſe Erklärung begütigt. Aber wie beſchämt ſtand Arnauld da, als der Biſchof von Arras, aus Angſt vor den Folgen, erklärte, die Sache ſei nicht von ihm ausgegangen! Arnauld ſtand nun nicht nur als Friedensſtörer, ſondern auch als Lügner vor dem Könige und vor der Welt da. Pomponne wagte nicht weiter für ihn ein Wort einzulegen, um nicht in die Ungnade verwickelt zu werden.

Sonder Zweifel hatten ſich Nicole und Arnauld mit Freuden zur Abfaſſung des Briefes hergegeben und den Biſchof in ſeinem Werke als in einem gottgefälligen beſtärkt, ja vielleicht dazu aufgefordert. Denn ſo oft die Jeſuiten wieder ſtärkere Anklage der Ketzerei wider die Janſeniſten erhoben, griffen dieſe ihre Feinde an ihrer ſchwachen Seite, an der Beichtmoral an. Dazu war ein Pabſtwechſel immer ein beſonders erwünſchter Moment.

In dem Briefe an den Pabſt, welchen Nicole verfaßte, heißt es: „Obgleich ſeit mehreren Jahrhunderten in den Sitten der Chriſten ein großes Verderbniß verbreitet iſt, ſo erkannte ſich einſt doch das Laſter für das, was es iſt und trug immer einen Zug von Furcht und Schmach. So verbreitet auch die Unordnungen waren, ſo wagte doch Niemand ſie öffentlich zu auctoriſiren. Jetzt aber iſt das Übel größer und der Kirche gefährlicher geworden; denn nicht nur nimmt die Zahl der Böſen mit jedem Tage zu, ſondern ſie ſieht ſich auch — um nicht mehr zu ſagen — durch die unüberlegte Keckheit einiger neuen Schriftſteller unterſtützt, welche keine andere Abſicht zu haben ſcheinen, als den Gelüſten

der Menſchen zu ſchmeicheln und es zu nähren, die Gewiſſensbiſſe zu erſticken, ſogar den Wunſch, die Sünde zu verlaſſen, auszulöſchen, allen möglichen Laſtern Thor und Thür zu öffnen, die Finſterniß gegen das Licht, die Falſchheit gegen die Wahrheit zu erheben, beiden eine gleiche Geltung zu verſchaffen, endlich dem Verbrechen die Furcht und Schmach abſchütteln zu helfen, welche es natürlich mit ſich führt und ihm die Infamie und ſelbſt den Namen des Verbrechens zu benehmen." — Trotz aller Vorkehrungen wurde der Brief, von einer Anzahl von Biſchöfen unterſchrieben, von Pont-Chateau nach Rom gebracht und mit einem Schreiben des Biſchofs von Alet über den Friedensbruch und die Regale dem Pabſte perſönlich übergeben. Man klagte darin, daß der König durch das Verbot des Briefes an den Pabſt den Biſchöfen die Freiheit entzogen habe, über das Wohl der Kirche unter ſich zu verkehren und ſich dann mit dem Pabſte in Verbindung zu ſetzen. Damit war zugleich dem Pabſte gegenüber das Recht der Biſchöfe gewahrt, in erſter Inſtanz über Glaubensſachen Unterſuchungen anzuſtellen. Die Verdammung von 65 einzelnen ärgerlichen Sätzen ausſchweifender Kaſuiſten durch den Pabſt (den 2. März 1679) wurde als Antwort darauf angeſehen [1]). Damit war aber das Princip, die Lebenswurzel der phariſäiſchen Sacraments-Gerechtigkeit, der verdorbenen Kaſuiſtik ſelbſt nicht angegriffen oder gar ausgerottet. Der Biſchof von Alet hatte gewollt, man ſolle alle einzelnen Auswüchſe übergehen und nur die Verdammung des Probabilismus, als der Wurzel aller, verlangen.

1) Seltſam paßt zu Dieſem ein anonymer Brief aus Rom an Nicaiſe im vierten Bande ſeiner Briefſammlung: den 10. Januar 1679. Die Nachrichten von hier ſind nicht gar günſtig für die Moral; ich fürchte, die des Teufels, wovon Sie reden, möchte über die chriſtliche den Sieg davon tragen. Man verſicherte mich, die Gegner haben einen der einflußreichſten Miniſter gewonnen, welcher ihre Sache einigen Conſultatoren empfohlen haben ſoll. Es iſt nicht ſchwer, die Leute in dieſem Punkte zu Abweichungen zu vermögen, weil ſie ſelbſt zur Schlaffheit geneigt ſind und es natürlich iſt, Alles zu fliehen, was uns in Zwang verſetzt. — Der letzte Brief des Biſchofs von St. Pons hat dieſen Hof ſehr befremdet, der außerordentlich darüber aufgebracht iſt, zu ſehen, daß dieſer Prälat drei Päbſte auf einmal verdammt hat, indem er die janſeniſtiſche Ketzerei als eine imaginäre, die Unterſchrift des Formulars als vergeblich, die Cenſur des Rituals von Alet als ungerecht behandelt. Ich weiß aus guter Quelle, daß man dieſen Brief verbrennen laſſen wollte, wenn nicht der Pabſt ſelbſt es für paſſender gefunden hätte, den Weg der Ermahnung und Mäßigung einzuſchlagen. Wir werden ſehen, welche Ausflucht (biais) der Biſchof von St. Pons gebrauchen wird, um ſich über dieſe Punkte zu entſchuldigen.

Der Pabſt war übrigens um dieſe Zeit Port-Royal günſtig. Er mochte fühlen, daß die gallikaniſche Kirche, bei all ihrer proclamirten Freiheit, bei allen Demonſtrationen nur wenige unabhängige Charaktere beſaß, daß dieſe am eheſten noch bei den Janſeniſten zu finden ſeien. Das zeigte ſich beſonders bei dem Streite um die Regale.

Regalſtreitigkeit, die Biſchöfe von Alet und von Pamiers.

Die **Regale** beſtand in dem uralten Rechte des Königs bei erledigtem biſchöflichem Stuhle ſich die Einkünfte deſſelben anzueignen und die von demſelben abhängigen Stellen, welche keine Seelſorge hatten, zu beſetzen. Früher war auch noch manches Andere darunter befaßt geweſen; ſo aber verſtand man es zur Zeit Ludwigs XIV. Die Könige wollten das Recht des Oberlehensherren, wenigſtens der Kirche gegenüber behaupten, welche doch einen Theil ihrer Güter ſeiner Freigebigkeit verdanke. So lange der Pabſt die Annaten bezog, waren die Biſthümer in die Wette beraubt worden. Indeß hatten längſt Concilien gegen dieſe Eingriffe der weltlichen Macht ſich erhoben. Es wurde jedoch Jahrhunderte lang unter den verſchiedenen Provinzen Frankreichs ein Unterſchied des Herkommens gemacht. Der General-Advocat des pariſer Parlaments, Pibrac, war der Erſte, welcher 1583 in der Notabeln-Verſammlung den Vorſchlag machte, das königliche Regalrecht über alle Erzbisthümer und Bisthümer des Königreichs auszudehnen. Obgleich derſelbe von dieſer Verſammlung nicht angenommen wurde, handelte doch das Parlament darnach. Denn wie die proteſtantiſche Kirche für den Schutz gegen Unterdrückung, ſo verlor die katholiſche durch ihr Beſtreben, die proteſtantiſche zu unterdrücken, ihre Selbſtſtändigkeit an die weltliche Macht. Heinrich IV verzichtete ausdrücklich auf die Anwendung dieſes Rechts auf die bisher davon befreiten Diöceſen, desgleichen ſein Sohn; nur wurde ſeit 1651 von den befreiten Provinzen eine ausdrückliche Nachweiſung darüber verlangt. Darunter war auch Languedoc, worin Alet und Pamiers lagen.

Der König dehnte durch Erlaſſe von 1673 und 1675 ſein Regalrecht über alle Provinzen ohne Unterſchied aus, da er auch alle politiſchen Unterſchiede derſelben ſo viel möglich zerſtört hatte. Um mit Einem Schlage für die Zukunft jedem Widerſtande vor-

zubeugen, wurde allen Biſchöfen befohlen, in der Chambre des Comptes in Beziehung auf dieſe Erlaſſe ihren Eid der Treue regiſtriren zu laſſen; erſt auf Dieſes hin ſollten die Beſetzungen der Stellen geſetzliche Gültigkeit haben, deren Erledigung zwiſchen dem Abgange ihres nächſten Vorfahrs und ihrer eigenen Ernennung Statt gehabt hätte und der König verzichtete auf die Einkünfte des Bisthums während der damaligen Vakanz. In Zukunft ſollte vom Könige dieſes Recht ſo lange geübt werden, bis der neuernannte Biſchof ſeinen Eid der Treue geleiſtet hätte.

Die Sache hatte vor Allem eine weſentliche finanzielle Seite. Die ungeheuern Koſten der Hofhaltung, der Kriege, der Marine hatten die bisherigen Geldquellen mehr als erſchöpft. Der von ſeinen Gütern ſteuerfreie Klerus hatte als Geſchenk von jeher dem Könige bedeutende Summen verwilligt; dieſe Verwilligungen wurden unter Ludwig immer mehr Zwangsſache. Von 1689 bis 1693 hatte der Klerus 65 Millionen beizutragen. Handſchriftliche Spottverſe aus den achtziger Jahren à messieurs de l'assemblée du clergé ſingen:

Riches abbés, attendés-vous
De vous voir aussy gueux que nous;
Vos députés donnent à la France
Tant d'argent que tout votre éclat
Va tomber dans la décadence
Comme le reste de l'état. —

Jadis la plus fort de vos dons
N'excedoit pas trois millions,
Encore étoient ils volontaires.
Vous n'êtes plus dans ce bon tems.
Car quatre illustres commissaires
Viennent vous dire: le roy veut tant. —

Les gens de robe sont à bout,
Les gentils-hommes ont vendu tout
Pendant cette guerre si rude;
Il est tems que le clergé
Perde un peu de sa plenitude;
A ce coup il est bien purgé.

Es war allerdings billig, daß auch der Klerus für ſeinen Antheil an dem Ruhme, welchen Ludwig über Frankreich verbreitete, ſeinen Theil bezahlte, zumal ſeit er die gewerbfleißigſten Leute,

die induſtriellen Proteſtanten zu Tauſenden brüderlich mit den Dragonern aus Frankreich vertrieb. Hätte der Verweltlichung des Klerus durch dieſe Aderläſſe abgeholfen werden mögen, ſo hätte die Beſteurung der Kirche nur als erfreuliche Erſcheinung begrüßt werden mögen. Das iſt auch das Wahre an der Anſicht der ſtarken Partei der Regaliſten im Parlamente; dieſe Anſicht war die Vorläuferin der Civilverfaſſung des Klerus durch die Revolution. Aber gewiß litt nicht nur das hiſtoriſche Recht, ſondern in manchen Fällen die Kirche ſelbſt darunter. Das aufkeimende Inſtitut der biſchöflichen Prieſterſeminare war dadurch gefährdet. Das Regalrecht wurde in der Praxis nicht blos auf wirklich nicht erledigte Stellen, und namentlich auch auf ſolche ausgedehnt, womit Seelſorge und bedeutender Einfluß auf Leitung des Bisthums verbunden war. Da die königliche Ernennung an gar keine nachgewieſene Befähigung gebunden war, da der Stellenkauf bei den königlichen Ämtern Gebrauch war, da ſolche Pfründen nicht ſelten Lieblingsbedienten gegeben wurden, ſo war davon für die Kirche allerdings kein Heil, ſondern vielfacher Schaden zu befürchten.

Dennoch unterwarfen ſich die Biſchöfe der vier bisher befreiten Provinzen (außer Languedoc, — Guienne, Provence, Dauphiné). Die Einen erklärten in ihrer Procuration zu Einregiſtrirung ihres Eides, daß ſie es nur gezwungen thun, um noch größere Eingriffe zu vermeiden und nicht ſelbſt noch erleben zu müſſen; Andere legten vor dem Notare abgefaßte Proteſtationen in die Archive ihres Bisthums nieder; Andere wollten dieſe Erklärung zu Protokoll nicht leiſten, ließen es aber geſchehen, daß ſie durch ihre Kapitel geleiſtet wurde. Nur zwei Biſchöfe, welche das Unſelige ſolcher Auskunftsmittel ſchon zur Genüge erfahren hatten, leiſteten den verlangten Eid nicht, der Biſchof von Alet und der von Pamiers. Ihnen ſchien weſentlich der Charakter des Biſchofs, die Würde und Selbſtſtändigkeit des Epiſkopats angegriffen, der nicht ſtirbt, wenn gleich ſeine Träger ſterben. Jeder gründlichen Reform ſchien durch ſolche Eindringlinge ſelbſt in den Rath des Biſchofs ein unüberwindliches Hinderniß entgegengeſetzt zu werden, es ſtand zu befürchten, daß die Kirchen nun abſichtlich nach dem Tode eines Biſchofs lange würden unbeſetzt gelaſſen werden. — St. Cyran, welcher im Epiſkopat die Angel der Kirche ſah, hatte gewiß die beiden getreuen Biſchöfe zum Widerſtande,

zum Kampfe für die Rechte der Kirche angefeuert. Der Biſchof von Alet nährte ſich ja von der Lecture ſeiner Briefe. Dieſe Seite ſeiner Lehre mußte nothwendig — obgleich außerhalb der Ringmauern und des Weichbilds von Port=Royal — ausgefochten werden. Diesmal erhoben die Nonnen die Hände im Gebete, während der andere Theil kämpfte.

Der Biſchof von Alet hatte ſich mit ſeiner gewöhnlichen Bedachtſamkeit Zeit genommen, ſich über die Angelegenheit eine feſte, begründete Überzeugung zu bilden. Endlich erklärte er den Geiſtlichen ſeines Raths, daß ihm nun Alles klar und er durchaus ruhig ſei, daß er Angeſichts ſeiner Pflicht gar nicht an die Folgen denken könne. „Ich bin nicht verantwortlich für die Umwälzungen, welche man wohl anrichten wird; aber ich werde verantwortlich ſein für meinen Eifer und für meine Nachläſſigkeit in Vertheidigung der Rechte meiner Kirche. Man wird meine Einkünfte mit Beſchlag belegen, aber Gott, der die Vögel des Himmels ſpeiſt, wird für unſere Armen Sorge tragen. Man wird ſich an meine Perſon halten; muß ich mich nicht glücklich ſchätzen, für eine ſo heilige Sache zu leiden?" —

Es handelte ſich nun beinahe ausſchließlich um Beſetzung von Stellen; er bedrohte die Eindringlinge mit dem Interdict ipso facto. Die treueſten Freunde und Gehülfen des Biſchofs wurden durch Lettres de Cachet in Verbannung geſchickt; das pariſer Parlament, welchem die Entſcheidung aller Regalfälle übertragen war, ſcheute die Gehäſſigkeit, Männer von ihren Stellen zu vertreiben, welche dieſelben ſeit Jahrzehnden gewiſſenhaft verſehen hatten und für ſie Stellenjäger aus den Vorzimmern der Hofprälaten einzuſetzen. Selbſt Talon trug darauf an, den königlichen Erlaß nicht rückwirken zu laſſen; aber die Furcht vor dem königlichen Willen hielt alle Gewalten nieder. Dem Biſchofe riethen ſeine Freunde, da ſo viele treffliche Männer von ihren Ämtern vertrieben würden, ſei es jetzt an ihm nachzugeben; er antwortete, er ſei darauf gefaßt, ſelbſt abgeſetzt zu werden. Schrecken kämpfte gegen Schrecken. Abbe de Foir machte dem Biſchofe ſeine Aufwartung und zeigte ihm an, daß er vom Könige zum Dekan der Kathedrale von Alet ernannt ſei. Die Stelle war ſchon ſeit Jahren beſetzt. Der Biſchof erklärte ihm, er könne keinen Schritt thun, ohne die heiligſten Geſetze der Kirche zu verletzen und in die ſchrecklichſten

Strafen zu verfallen. Der Abbe wollte ſofort ſeine Amtsübernahme unter der geſetzlichen Form ausführen, aber die Sergeanten weigerten ſich und die Notare verbargen ſich aus Furcht vor dem Interdict. Umſonſt forderte er den Viguier und die Conſuln (die ſtädtiſchen Magiſtrate) auf, ihm die nothwendigen amtlichen Perſonen herbeizuſchaffen, er mußte ſie aus einer anderen Diöceſe herbeirufen. Mehrere königliche Ernannte waren vor einem ſolchen Widerſtande zurückgetreten.

Die Sache des Abbe de Foix war in voller Hitze des Streits als Pavillon den 15. October 1677 einen Schlaganfall hatte. Kaum hatte er wieder den Gebrauch der Sprache etwas erlangt, als er eine Ordonnanz gegen den Regaliſten dictirte, welcher durch den Metropolitan in Narbonne, Cardinal Bonzi, unterſtützt wurde. Der Cardinal erklärte die Ordonnanz für ungültig und ſandte einen Eilboten ab, um dies dem Biſchofe noch vor ſeinem Tode zu publiciren. Der Biſchof aber appellirte an den Pabſt, dem er nochmals die Sache des Epiſkopats anbefahl; auch an den König ſchrieb er deshalb noch auf ſeinem Todtenbette. — Wenn man ihn fragte, ob er mit Ungeduld darauf warte, zu Gott zu gehen, antwortete er nur: Unterwürfigkeit — unter Gottes Willen. Nachdem er im Beiſein eines großen verſammelten Volkes die Sacramente empfangen hatte, verſchied er den 8. December 1677, über 80 Jahre alt, nach 39 Jahren des Epiſkopats. Das Volk warf ſich über ſeinen Leichnam und zerriß ſeine prieſterlichen Gewänder, die als Reliquien betrachtet wurden.

Nach ſeinem Befehle wurde er an den Fuß des Kreuzes ohne Inſchrift beerdigt.

Ein Geiſtlicher der Diöceſe hat ihn „den wahren Biſchof" in einem längeren Gedichte beſungen, wo es unter Anderem heißt:

Qui est un Paul en chaire,
Un Basile à l'autel,
Un Ambroise auprès des princes,
Un Nicolas auprès des pauvres,
Dont le coeur est un sanctuaire.

Unter der Aufſchrift „dem chriſtlichen Moſes" heißt es:

Qui conduit le peuple de Dieu dans le désert depuis près quarante ans,
Qui converse continuellement avec Dieu sur la montagne,
Qui obtient par ses jeûnes la restitution des tables de la loi.

Brisées depuis longtems par la corruption effrénée du monde.
Qui lève sans cesse les mains sur le sommet de la colline,
Pendant que le Josué François combat dans les Pays-bas,
Et, le glaive en main, met en fuite les Amalécites.

Wenn auch Dieſes vor 1679 gemacht iſt, ſo bezieht es ſich auf den Feldzug Ludwigs in Holland, wo nicht verſteckt zugleich auf Dr. Arnauld.

Der Biſchof von Pamiers, welcher die letzten Tage ſeinem ſterbenden Freunde beigeſtanden hatte, war nun noch der einzige auf dem Kampfplatze. Man hatte es bei Hofe nicht für klug gefunden, den achtzigjährigen Biſchof von Alet hart anzufaſſen, ſeine Einkünfte einzuziehen oder ihn ins Exil zu ſchicken, da er doch bald ſterben würde. Gleiche Geduld gedachte man nicht mit dem Biſchofe von Pamiers zu üben. Ohnedies hatte er als geborener Präſident der Grafſchaft Foix ſich ſehr energiſch gegen die Unterdrückungen der königlichen Oberbeamten erwieſen und 1675 die Abſetzung des Gouverneurs durchgeſetzt. Die beſonderen Privilegien ſeiner Landſchaft ließen ihn um ſo feſter auf der Anſicht beſtehen, daß das Recht der Exemtion von der Regale ſeinem Biſchofsſitz unveräußerlich ſei. Dazu kam, daß ſein Kapitel mit königlicher Bewilligung ein kloſterähnlicher Verein von Domherren mit Noviziat war, welche „Reform" nicht fortbeſtehen konnte, ſobald ohne Weiteres jeder vom König Ernannte aufgenommen werden mußte.

Nachdem er über die Sache einen feſten Entſchluß gefaßt hatte, ſtellte er ſeinem Kapitel die Pflichten und die unvermeidlichen Folgen der Pflichterfüllung vor und fragte: „Könnet ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?" — Wir können! war die Antwort. Da ſich alsbald Regaliſten einſtellten, verbot er bei Interdictſtrafe dem Kapitel ſie aufzunehmen. Dafür wurde das ganze Einkommen und Eigenthum des Biſchofs confiscirt; ihm war es nur um die Armen und um das Seminar. Auch legten ſeine Pfarrer und Laien genug für ihn zuſammen. Die Güter des Kapitels wurden von königlichen Beamten eingezogen und nur an die meiſt abweſenden Regaliſten und an ein Paar Abfällige vertheilt. Einige greiſe Mitglieder wurden in die Verbannung geſchickt oder in ſtrenges Gefängniß geſetzt. Gegen die lettres des cachet ſchützte keine Weihe und kein Alter.

Kampf des Pabſtes mit dem Könige und den gallikaniſchen Hofbiſchöfen.

Zunächſt veranlaßt durch die Appellation des Biſchofs von Alet — d'heureuse mémoire, wie das Breve ſagt — erließ der Pabſt den 12. März 1678 ein Breve an den König, worin er ihm ſeine Pflicht vorhält, die Geſetze der Concilien und ſeiner Vorfahren, die Freiheiten des Epiſkopats zu achten. Er eifert darin beſonders gegen die böſen Rathgeber. „Wir waren erſtaunt, daß dieſes Alles weniger Macht überdas Gemüth Eurer Majeſtät gehabt hat, als die Rathſchläge Derer, welche mehr auf irdiſche, zeitliche Vortheile, als auf himmliſche, ewige Güter bedacht ſind, und während ſie nur darauf ausgehen, durch ihre Schmeicheleien Eurer Majeſtät den Hof zu machen, um ihre eigene Macht viel mehr, als die königliche, welche ſie nur zum Vorwande gebrauchen, zu vermehren, ſich wenig darum kümmern, ob ſie dem Könige einmal ſchreckliche Gewiſſensbiſſe verurſachen werden, wenn er vor dem Richterſtuhle Gottes wird erſcheinen müſſen."

Allein auch auf ein zweites Breve vom 4. Januar 1679 antwortete der König nur, die Regale ſei ein weſentliches Recht der Krone, und die eingezogenen Einkünfte der Kirche werden auf Bekehrung der Proteſtanten verwendet. Dieſes war eine dem Könige damals ſehr geläufige Ausflucht.

In dem dritten Breve vom 29. December 1679 redet der Pabſt — nachdem er den König wegen ſeiner Verdienſte um die Kirche, beſonders wegen der Zerſtörung der „Synagogen und Aſyle der Ketzerei" gelobt hat — in einer Sprache, welche der Deſpot nicht gewohnt war: „Es finden ſich bei dieſer Gelegenheit in Ihrem Königreiche Biſchöfe, unſere Brüder, voll edeln Muthes und Eifers für das Geſetz Gottes und für die Freiheit der Kirche, und es würde ſich noch eine viel größere Anzahl finden, welche in einer nicht nur für die franzöſiſche, ſondern auch für die allgemeine Kirche ſo wichtigen Sache mit derſelben Beharrlichkeit und in demſelben Geiſte ihr Intereſſe vor Eurer Majeſtät behaupten würde; allein ſie halten ſich im Stillſchweigen aus einer Furcht, welche nach ihrer Anſicht zu entſchuldigen, aber nach unſerem Urtheil eitel und ſelbſt für Ihre Billigkeit und Seelengröße beleidigend iſt; denn ſie erwarten, daß unſere Niedrigkeit von dem Gehorſame des Sohnes, welchen Eure Majeſtät dem h. Stuhle leiſten werde, die Herſtellung der Rechte ihrer Kirchen erlangen werde, welche ſie

ſelbſt nicht von Eurer königlichen Majeſtät zu verlangen wagen. Mögen Sie alſo in unſeren Briefen den gerechten Schmerz und das Leid aller dieſer Biſchöfe, aber mögen Sie vielmehr darin den Willen Gottes erkennen, welcher mit Ihnen durch unſeren Mund ſpricht und Sie auffordert, Ihre Ordonnanz und Alles zu widerrufen, was bisher bei Gelegenheit derſelben gegen die Rechte und Freiheiten der Kirche gethan wurde und geſchehen iſt. Wenn Sie es nicht thun, ſo befürchten wir ſehr, Sie möchten, wie ſchon oben erklärt wurde, die Rache des Himmels erfahren, und wir kündigen ſie Ihnen ausdrücklich von Neuem zum dritten Male an, obgleich mit Leidweſen, wegen der Liebe, welche wir zu Ihnen tragen. Wir können aber den Regungen nicht widerſtehen, welche Gott uns giebt und welche uns drängen, es Ihnen zu erklären."

„Was uns betrifft, ſo werden wir die Sache in Zukunft nicht mehr brieflich behandeln, ſondern wir werden auch die Mittel nicht vernachläſſigen, welche die Gewalt, womit uns Gott bekleidet hat, zur Hand gegeben hat. Wir können dies in einer ſo drin-genden Gefahr nicht unterlaſſen, ohne uns in der Verwaltung des uns anvertrauten apoſtoliſchen Amtes einer ſehr ſtrafbaren Nachläſſigkeit ſchuldig zu machen. Nichts, weder Unruhe, noch Gefahren, noch Ungewitter können uns erſchüttern; denn dazu ſind wir berufen; wir achten auch unſer Leben nicht theurer, als uns ſelbſt (unſer) und Ihr Seelenheil. Wir ſind überzeugt, daß man für die Gerechtigkeit nicht nur mit Muth, ſondern auch mit Freuden die vorkommenden Trübſale dulden muß; in ihnen und im Kreuze Chriſti dürfen wir uns allein rühmen. Es iſt Gottes Sache, welche wir behaupten, wir ſuchen nicht unſeren, ſondern Chriſti Vortheil. Mit ihm alſo, nicht mit uns haben Sie es in Zukunft zu thun, mit ihm, gegen welchen weder Klugheit, noch Rath, noch Gewalt zu etwas dient."

Der Pabſt ſprach nicht umſonſt in ſo feierlichem Tone, als von einem Kampfe auf Leben und Tod. Es war der Epiſkopat zum Theil bei Gelegenheit der Janſeniſten-Verfolgungen ein Werk-zeug des Hofs von St. Germain geworden; indem die Kurie ſich der königlichen Gewalt bediente, um die kirchliche Reform nieder zu halten, hatte ſie an dieſelbe ihren eigenen Einfluß verkauft. Das Aufkommen einer Ketzerei iſt für die Kurie in der modernen Welt beſonders darum ein Unglück, weil ſie zu deren Überwälti-

gung die bürgerliche, die königliche Macht braucht und ſo von dieſer abhängig wird.

Die Regalangelegenheit bot eine Gelegenheit, des in die Gewalt der Regierung gefallenen Epiſkopats ſich anzunehmen, ihn für die Kurie zu gewinnen, indem dieſe ſeine Vorrechte und die Selbſtſtändigkeit der Kirche verfocht. Merkwürdig iſt, daß die Kurie ſich dabei nur noch auf den ſelbſtſtändigen Charakter der janſeniſtiſchen Biſchöfe verlaſſen konnte.

Die Prälaten der Klerusverſammlung, die gewöhnlichen Maſchinen des Hofs gegen den Janſenismus, erklärten den 10. Juli 1680 in St. Germain: Wir haben mit äußerſtem Misvergnügen erfahren, daß unſer h. Vater, der Pabſt, Eurer Majeſtät ein Breve geſchrieben hat, worin er erklärt, daß er ſich ſeiner Auctorität bedienen werde, wenn Eure Majeſtät ſich nicht ſeinen väterlichen Vorſtellungen unterwirft. Wir halten es für unſere Pflicht, bei einer ſo wichtigen Gelegenheit nicht zu ſchweigen, wo wir mit dem äußerſten Leidweſen erdulden müſſen, daß man den erſtgebornen Sohn und den Beſchützer der Kirche, gleich Fürſten bedrohe, die ihre Rechte uſurpirt haben. Dieſes außerordentliche Verfahren, weit entfernt die Ehre der Religion und den Ruhm des h. Stuhls aufrecht zu erhalten, wäre vielmehr im Stande ſie zu verringern und ſehr böſe Wirkungen hervorzubringen. Es ſteht nur zu ſehr feſt, daß ſie nur dazu dienen würde, die Bosheit einiger friedeſtöreriſchen, aufrühreriſchen Geiſter zu begünſtigen, welche gegen die Abſichten Seiner Heiligkeit, welche wir für ſehr gut halten, ſich ſeines Namens und ſeiner Auctorität bedienen möchten, wie ſie denn täglich thun, indem ſie in der Welt ausſchweifende Gerüchte gegen die Ehre Eurer Majeſtät und der ausgezeichnetſten Prälaten Ihres Königreichs (sic) in Umlauf ſetzen, um ihre perſönliche Racheſucht auszuüben. Sie thun ſogar alles Mögliche, um zwiſchen dem Prieſterthume und Königthume Misverſtändniß zu ſtiften. — Unter dieſen friedeſtöreriſchen, aufrühreriſchen Geiſtern ſind offenbar ebenſowohl die Janſeniſten, als die conſequenten Ultramontanen zu verſtehen.

Dieſes war der Anfang des Streits, welcher durch die auf Befehl des Königs von den Prälaten proclamirtrn vier Artikel der Freiheiten der gallikaniſchen Kirche eine ſo große — unverdiente — Berühmtheit erlangt hat. Die ganze Geſchichte war

eine Demonſtration, glänzend durch den Namen Boſſuets. Der Pabſt hat oben die Abhängigkeit und Charakterloſigkeit der Biſchöfe getreu abgebildet. In einem Lande, wo keine politiſche Freiheit mehr iſt, iſt jede Erklärung der Freiheit der Nationalkirche von Rom ein eben ſo unverkennbarer Act des Servilismus, als deren Unterwerfung unter Rom. In ähnlichem Falle iſt auch die proteſtantiſche Kirche öfters geweſen, aber nicht ſie allein.

Ende der befreundeten Biſchöfe.

Dazu kam noch ein Breve vom 17. Juli 1680, an den Biſchof von Pamiers, worin der Pabſt dieſen ein Gott und den Menſchen angenehmes Schauſpiel nennt, indem er ſich durch ſeine Trübſale verherrliche. „Die Freude, welche uns eine ſo außerordentliche Tugend macht, iſt uns eine große Erleichterung in unſerem Schmerze und verpflichtet uns die Hände zum Himmel zu erheben, um dem Vater der Barmherzigkeit dafür zu danken, daß in einer ſo verwirrten Zeit in Frankreich ein getreuer Prieſter aufgeſtanden iſt, welcher während einer allgemeinen Beſtürzung alle Welt in Stillſchweigen verſetzt, ſeine Stimme wie eine Trompete erhebt und ſich wie eine Mauer für das Haus Israel entgegenſtellt.“ Der Pabſt ermuntert den Biſchof zum Widerſtande beſonders gegen ſeinen Metropolitan und verſpricht ihm ſeinen Beiſtand. Der Pabſt hatte ihn auch wegen ſeines Eifers für die Reinheit der Moral und Wiederherſtellung der geiſtlichen Disciplin gelobt. Man ſagte, der Pabſt wolle ihn zum Cardinal erheben: einen Cardinal nehme der Pabſt aber immer in Schutz „wie ſeinen Augapfel;“ es würde damit das Signal zu einem Kampfe auf Leben und Tod gegen den modernen politiſchen Abſolutismus von Ludwig gegeben.

Aber nicht einmal obiges Breve fand unſeren Biſchof noch bei Leben.

Die Parlamente hatten ſich der Regale als einer Nationalſache bemächtigt; das von Toulouſe verurtheilte eine der Schutzſchriften des Biſchofs, daß ſie vom Henker ſollte verbrannt werden. Dem Biſchofe blieb nichts übrig, als die äußerſten Mittel zu gebrauchen. Er verordnete in ſeiner Diöceſe öffentliche Gebete und Faſten und ſprach gegen einen der anmaßendſten unter den

vielen Regaliſten, welcher zum Dekan ſeiner Collegialkirche ernannt war, die große Excommunication aus.

Während deſſen erkrankte er, wohl auch in Folge des vielen Faſtens. Er war auf ſeinem Todtenbette noch froh, daß ſein Wunſch in Erfüllung gehe, arm zu ſterben, wie Hiob geweſen. Seine Schweſter mußte ein Stück Leinwand geben, um ihn damit im Sarge einzuhüllen, da die königlichen Beamten Alles genommen hatten. Beinahe ſein ganzes einfaches Paradebett war entlehnt. Der Gebrauch, welchen er lange Jahre von dem Stachelgürtel gemacht hatte, hatte ihn auch für die Schmerzen ſeiner Krankheit ziemlich unempfindlich gemacht. Er war ſo innerlich auf ſeinem letzten Lager, daß ihm nur einmal ein Wort über die Regale entfiel. Als aber der Todeskampf eintrat, ließ er die Domherren ſeines Kapitels rufen und ſprach: Meine Kinder, die Welt wird an der Liebe, welche ihr gegen einander habt, erkennen, daß ihr meine Schüler ſeid. Seid eurem Stande getreu und ſtimmt nie in die Seculariſirung eures Kapitels." — So ſtarb er den 7. Auguſt 1680, in einem Alter von 70 Jahren, im ſechsunddreißigſten ſeines Epiſkopats, im achten der Regalſtreitigkeit. Seine Domherren bemerkten mehrere Züge der Ähnlichkeit zwiſchen ihm und St. Auguſtin. „Beide waren 36 Jahre im Biſthume, beide haben das gemeinſame Leben nach einer Regel unter ihren Klerikern eingeführt; beide haben arm gelebt und ſind arm geſtorben, beide im Auguſt. Wenn St. Auguſtin kein Teſtament machte, weil er nichts hatte, worüber er verfügen konnte, ſo hinterließ der Biſchof nicht einmal genug, um ihn zu begraben, und, was von Auguſtin nicht gemeldet wird, er lebte drei Jahre von Almoſen." Er hatte teſtamentlich befohlen, man ſolle ihn unter dem auf Pfeilern ruhenden Kirchthurme begraben, wo mehrere Straßen zuſammenliefen, um auch nach dem Tode von Allen mit Füßen getreten zu werden. Er wollte keine Leichenrede, noch Grabſchrift. — Auch ihm that das Volk die Ehre an, ihn als Heiligen zu behandeln oder vielmehr zu mishandeln und dem Leichname die Kleider in Fetzen wegzureißen. Auf ſeinem Grabe ſollen Wunder geſchehen ſein, ſo daß die Feinde es unzugänglich machten. Die Regaliſten verſuchten ſeinem Leichenbegängniſſe in ihren angemaßten Würden beizuwohnen, wurden aber durch den Unwillen des Volks und des Kapitels verjagt. —

Der Streit war mit ſeinem Tode nicht beigelegt; die von den alten Mitgliedern des Kapitels ernannten und vom Pabſte beſtätigten Großvicare wurden zum Theil durch Lettres des Cachet feſtgeſetzt; einer, der ſich verborgen hielt, ſprach über die vom Erzbiſchofe ernannten das Interdikt aus. Indeß drängten ſich andere Streitigkeiten in den Vordergrund und die Regale erlangte endlich auch hier den Sieg.

So war alſo der Zorn des Königs gegen Port-Royal von Neuem angefacht und die Vertheidiger deſſelben waren meiſt weggeſtorben.

Der Biſchof von Beauvais, welcher ſeit dem Kirchenfrieden in der Stille ſeiner Gemeinde lebte, ſtarb auch den 21. Juli 1679, im 28. Jahre ſeines Epiſkopats. Als die Glocke ſeinen Todeskampf ankündigte, erfüllte ſich der biſchöfliche Pallaſt mit Gläubigen, die in Thränen zerfloſſen, alle Geiſtlichen warfen ſich vor ſeinem Bette nieder, um ſeinen Segen zu empfangen. „Gott ließ ihn einen Augenblick das Gewicht ſeiner ſchrecklichen Gerichte fühlen, ſchreibt Clemencet. Er zitterte Angeſichts der ſtrengen Rechenſchaft, welche ein Biſchof dem Fürſten der Hirten ſchuldig iſt. Aber ein liebevolles Vertrauen mäßigte bald ſeine Furcht, Worte der h. Schrift richteten ihn auf." — Als ein Freund ihn an das Gute erinnerte, was er gethan habe, erwiderte er, man dürfe an nichts denken, als an das Verdienſt Chriſti, und habe all ſein Vertrauen darein zu ſetzen. Voll von dem Gedanken des Todes hatte er bei ſeiner letzten Viſitation von allen Gemeinden Abſchied genommen. Einer Sterbenden, in deren niedriges Loch vielmehr als Zimmer er mit ſeiner hohen Geſtalt kaum hatte gelangen können, hatte er betend die Hand aufgelegt und ſie genas ſchnell wieder. Er wollte aber nicht davon ſprechen hören und ließ ſie gar nicht weiter vor ſich [1]).

Der Biſchof von Angers erlebte noch mehr als das Alter eines Arnauld; er ſtarb erſt den 2. Juni 1692, in einem Alter von 95 Jahren, im fünfundvierzigſten ſeines Epiſkopats, nachdem er vier Jahre blind geweſen war. Auch er tritt aus ſeiner Ver-

1) Biſchof Arnauld war wundergläubiger. Es wurde als eine perſönliche und als eine Apologie des Glaubens der katholiſchen Kirche betrachtet, daß beim Meſſeleſen ihm ſich die Hoſtie in eine Geſtalt Chriſti verwandelte (1668). Edelink hat das Wunder in Kupferſtich verewigt. Die Geſtalt mit blondem Haare ſoll eine Viertelſtunde den Gläubigen ſichtbar geweſen ſein.

borgenheit nicht mehr in den Kampf heraus, von welchem er ſich ſo lange fern gehalten hatte. Er weicht darin ab, daß er ſich eine kurze Grabſchrift zu ſetzen befahl — aber nur unter der Vorausſetzung, daß nach Bezahlung ſeiner Schulden noch ſo viel übrig bleibe.

Der Erzbiſchof von Sens, Gondrin, war ſchon 1674 in einem Alter von 54 Jahren geſtorben, im vierundzwanzigſten ſeines Erzbisthums. Er ſtarb auf einer Viſitationsreiſe nicht ohne Verdacht der Vergiftung durch einen Pfarrer. Sein Großvicar Varet, welcher von derſelben Speiſe gegeſſen hatte, ſiechte noch 21 Monate. Der mit den Jeſuiten verfeindete Erzbiſchof von Tours, Raſtignac, ſtarb 1750 auf dieſelbe Weiſe. — Vielleicht wäre bei Gondrin am eheſten an die Monteſpan zu denken.

Ende der Herzogin von Longueville.

Den 15. April 1679 war die Vermittlerin und eine Hauptſtütze des Kirchenfriedens, die Herzogin von Longueville, geſtorben. Der armen, ſtets von trüben Gedanken und Ahnungen, wie von Buße gepeinigten Frau war der Tod eine wahre Erlöſung aus einem Gefängniſſe.

Ein Beſuch in Port-Royal hatte in der Herzogin von Longueville einen tiefen Eindruck hinterlaſſen. Fräulein von Vertus nennt es ein wahres Wunder. (Dieſe ging eben damals auch damit um, in Port-Royal als Nonne einzutreten, oder, wie Fontaine ſagt, exul civium und civis sanctorum zu werden.) Die Herzogin ſchreibt den 28. Juni (wohl 1671) an die Mutter Agnes: „Ich habe eine wahre Freude darüber empfunden, als ich erfuhr, die Herren, welche die Plane für mein Gebäude zu machen haben, ſeien ſchon in Port-Royal angekommen. Es iſt mir, als brächte mich dieſes dem Zeitpunkte näher, wo ich ſelbſt dahin gehen muß, und wenn dies auch nur um einen Schritt iſt, ſo iſt es immer viel für mich. Denn ich halte meine völlige Entmuthigung, um mich nicht noch eines ausdrucksvolleren Wortes zu bedienen, nur durch die Hoffnung hin, in Ihr Haus einzutreten, indem ich dieſe Niederlaſſung als ein Zeichen annehme, daß Gott mich nicht verlaſſen hat. Ich würde dies durchaus fürchten (um nicht zu ſagen, daß ich es glaube), ohne dieſes Zeichen, an welches ſich meine gegenwärtige Hoffnung feſthält. Denn ich

geſtehe, daß alle anderen, das heißt, Alles, was man irgend einen Schatten von Frömmigkeit in meinem Leben nennen kann, mich nicht aus meinem Gedanken herausreißt, ich ſei höchſtens auf der Bahn, welche gerade ſcheint, aber zum Tode führt. Sehe ich doch noch keine Frucht, welche mich mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſehen ließe, daß ich ein guter Baum ſei; ſodann vergeht kein Tag, ohne daß ich neue Wunden in meiner Seele erkenne, ohne daß ich auf gewiſſe Gründe (fonds) ſtöße, deren Tiefe ich noch nicht durchdringe; ich habe nur ſo viel Licht, als nöthig iſt, um zu ſehen, daß es Abgründe ſind, ohne jedoch zu ſehen, was darin iſt. So fürchte ich denn ſehr, Gott möchte mein ganzes Leben als eitle Heuchelei anſehen. Daher ſehe ich nichts, was alle meine Befürchtungen hinhalten könnte, außer meinem Eintritt bei Euch."

„Ich glaube freilich nicht, daß ich nur dies zu thun habe; denn dies iſt nur der Eintritt in die Bahn, aber das iſt immer viel für mich, da ich fürchte nicht darin zu ſein und außerhalb fortzulaufen, was ein ſchrecklicher Zuſtand iſt, wenn er wirklich eintritt. Es erfüllt mich dies mit Schrecken und zwar mit ganz natürlichem Schrecken; ich fürchte Alles. Es giebt keinen möglichen Unfall, der mich nicht zittern machte, indem ich immer Gott als bereit anſehe, mich ſchon in dieſer Welt zu ſtrafen. So bin ich denn ſelbſt menſchlicher Weiſe in einem ſehr ſchwierigen Stande, da es mir ſcheint, ich könne den Willen Gottes über mich nicht lieben, und da ich ihn mehr in ſeiner Gerechtigkeit, als in ſeiner Barmherzigkeit fürchte, ſo daß ich ihn darum höchſtens anbeten und mich unterwerfen kann."

Die Herzogin fühlte ſich durch den Stachel der Furcht gequält, Gott möchte ſie aus dieſem Leben abrufen, ehe ſie ernſtlich angefangen hätte, in die Bahn einzutreten, worin ſie ſeiner Gerechtigkeit genug zu thun hoffen dürfte. Da ſie den Eintritt in Port-Royal als ein Zeichen betrachtete, daß Gott ſie nicht verlaſſen habe, fühlte ſie eine wahre Angſt des nahen Todes, welcher ſie hinwegraffen könnte, ehe ſie dieſes Unterpfand der Vergebung ergriffen hätte; während ſie auf der anderen Seite wieder fürchtete, dieſer Schritt werde nur in den Augen der Menſchen eine Rückkehr zu Gott ſein, vor Gott ſelbſt aber eitle Täuſchung.

Die Herzogin verließ indeß Paris und ſchreibt nun den 9. Auguſt von einem ihrer Landgüter in ruhigerer Stimmung

an Agnes. Sie ſieht in dem wohlthätigen Einfluſſe der bloßen Einſamkeit auf ihr Gemüth eine göttliche Gnade. „Wie wird es erſt in der Einſamkeit von Port=Royal ſein, wo ſo viel Erbauliches und Tröſtliches, das mir hier ganz abgeht, meine Schwachheit tragen und ſtützen wird!“

Allein den 1. October bekennt ſie ihrer geiſtigen Mutter: „Ich bin wieder in fühlbare Entfernung vom Gebete ſowohl, als von jeder anderen Übung der Frömmigkeit zurückgeſunken. Der Anfang des zurückgezogenen Lebens, das ich hier fühle, hatte dieſen unglücklichen Zuſtand ein wenig zurückgedrängt; er iſt aber in meinem innerſten Weſen ſo ſehr feſtgewurzelt, daß er leichter zurückkehrt, als er ſich entfernt. Es hat mich dies zu einer Folgerung geführt, welche mir bange macht, daß die äußerlichen guten Dinge uns wenig nützen, wenn uns nicht die innere Gnade zugleich rührt. Ich hatte dieſe Wahrheit wohl in meinem Geiſte feſt gegründet, es blieb mir jedoch ein gewiſſer Grund (fond), welcher ihr widerſprach, und ich ſetzte zuverläſſiger Weiſe mein Vertrauen auf die äußeren Mittel nicht blos mehr, als ich durfte, ſondern auch mehr, als ich dachte.“

„So bin ich denn durch meine eigene Erfahrung enttäuſcht; eben dieſe läßt mich aber fürchten, es möchte meine Einbildungskraft allein ſein, welche in mir wirkt, wenn ich ein wenig mehr Gefühl von Gott habe, und es ſei nicht dieſer ſelbſt, welcher ſich meiner Seele zu fühlen giebt. Iſt dem ſo, meine theure Mutter, ſo wird mich alle Heiligkeit Eures Hauſes nicht lange aufrecht halten können, und ich werde bald einſehen, daß mich vielmehr mein eigener Geiſt dahin geführt hat, als eine wahre Berufung zur Zurückgezogenheit. Ich geſtehe Ihnen, ich habe einen großen Schrecken, dieſes Elend zu erfahren. Dies benimmt mir indeß das Verlangen nicht, ſobald dort zu ſein, als mir dieſes Glück zu Theil werden kann; denn ich denke immer, es werde ein großes Glück für mich ſein, in einem Leben zu ſein, welches von den Gelegenheiten, Gott zu beleidigen, entfernter iſt.“

Ob es ihr gleich ein Troſt war, von Zeit zu Zeit wieder einen kürzeren Aufenthalt in Port=Royal zu machen, ſo bezeugen doch Briefe, welche ſie gerade von Port=Royal aus an ihren Vertrauten, den Pfarrer der Kirche St. Jacques du Hautpas, ſchrieb, wie troſtlos ihr Inneres im Grunde doch blieb. Wir können ihr

unſer herzliches Mitleiden nicht verſagen. So ſchreibt ſie an ihn: „Ich bin nicht würdig den Anderen durch Fürbitte zu dienen, da ich mir ſelbſt nichts nütze bin. Ich ſage Ihnen Dieſes aus der vollſten Überzeugung meines Herzens, da ich im höchſten Grade erſtaunt bin, ganze Tage vor Gott in der Kirche zuzubringen, ohne daß ich irgend ein Gefühl ſeiner Gegenwart hätte. Ich habe dieſes längs des Heils hingehen (tout du long du salut) als eine Excommunication betrachtet, welche Gott über mich verhängt, indem er ſich innerlich von mir trennt, während die Menſchen es allerdings nicht äußerlich thun, ſondern mich in der Kirche laſſen. Beten Sie alſo für mich, denn fürwahr dieſer Zuſtand iſt erſchrecklich."

Desgleichen von Port=Royal aus ſchreibt ſie den 12. November (?): „Es iſt wahr, wie mein Eifer abnimmt, folgt ihm auch meine Geſundheit; denn ich werde ſchrecklich weichlich (wohl in Beziehung auf die Bußübungen), ſo daß ich zu nichts mehr fähig bin. Kurz wenn mir Gott nicht ein Herz giebt, welches die Schwachheit meines Herzens und die Unfruchtbarkeit meines Geiſtes wieder herſtellt, ſo habe ich ſehr zu fürchten, ich werde nichts darzubringen haben, und er werde mich ſehr leer finden, wenn ich vor ihm erſcheinen werde." — Den 11. Juli (?) ſchreibt ſie von Port=Royal aus an ihn nur: „Ich will verſuchen, mir Ihre Worte zu Nutz zu machen. Aber in Wahrheit ich bin ſchlimmer, als je. Ich fange an zu denken, ich ſei nicht, wo mich Gott haben will, er verlange etwas Anderes von mir, als was ich thue. Bitten Sie ihn, daß er ſich mir zu erkennen gebe."

Sie ſchreibt von Trie aus den 23. November an denſelben: „Alles was Sie über das Kapitel der Betrübniß ſagen, iſt das Richtigſte von der Welt; die Gelegenheiten machen aus uns nicht, was wir ſind, ſondern ſie zeigen uns nur, wer wir ſind. Ich erfahre das bei dieſer Gelegenheit, welche mir deutlich gezeigt hat, daß ich durch äußere Gerechtigkeit die Achtung der Menſchen geſucht und mir darin gefallen habe. Ich ſuchte in der Billigung der Menſchen einen Lohn für Eigenſchaften, von denen ich doch recht wohl wußte, daß ſie nur natürlich waren und die ich hätte regeln ſollen, indem ich ſie in Beziehung auf Gott geübt hätte. Die Schrift ſagt, Gott werde unſere Gerechtigkeiten richten. Dies

iſt gut für mich, und ich muß verlangen, daß er bei mir nicht auf die andere Welt warte, ſondern in dieſer richte."

Vor Allem ihr Temperament, eine verweichlichende Erziehung, bittere Erfahrungen und Enttäuſchungen mögen ſolchen Lebensüberdruß, ſolche Verzagtheit an ſich und an ihrem Heile zur Folge gehabt haben. Allein die Grundſätze Port-Royals konnten offenbar ſchwermüthigern Gemüthern gefährlich werden, ſie waren mehr darauf berechnet, den herrſchenden Leichtſinn zu ſchrecken und niederzuhalten. Die Lehre von der Gnadenwahl in Verbindung mit der Lehre von entſprechender Genugthuung für die frühere Sünde, die damit verbundene Pflicht Gott zu lieben, mußte für den, der dieſer Liebe ſich nicht ſicher bewußt werden konnte, der die Genugthuung ängſtlich abmaß, gefährlich werden. Inſofern können auch wir allerdings ſagen, daß die bedauernswerthe Herzogin in Port-Royal nicht am rechten Orte war. Aber wo war für ein ſolches Temperament, für eine ſolche Gemüthsverfaſſung der rechte Ort?

Obige Briefe haben wir Handſchriften entnommen; die Geſchichten von Port-Royal wiſſen gar wenig über die zehn letzten Jahre ihres Lebens und über die Verbindung mit unſerem Kloſter zu ſagen. Sie ſtarb den 15. April 1679 in einem Alter von 59 Jahren und 7 Monaten, im 28. nach dem Anfange ihrer Umkehr von den Wegen der Welt. Ihr Leib wurde bei den Karmeliterinnen in der Vorſtadt St. Jacques beigeſetzt, ihr Herz und 6000 Livres hatte ſie nach Port-Royal geſtiftet. Bei der Zerſtörung von Port-Royal wurde es in die Kapelle des guten Hirten in der Kirche St. Jacques-du-Haut-Pas gebracht, wo die irdiſchen Überreſte ſo mancher namhafter Freunde Port-Royals ruhen [1]).

1) Die Brüder Louis und Blaiſe Perier ſchreiben den 19. Mai 1679, wohl an die Ihrigen in der Auvergne:

Man hat bemerkt, daß weder während der Krankheit der Madame de Longueville, noch bei ihrem Tode der Erzbiſchof gegenwärtig war, obgleich der ganze Hof ſich einfand und ſelbſt der König, die Königin und der Dauphin wiederholt hinſchickten; der Prinz (Condé) und der Herzog (ſein Sohn) finden es ſehr anſtößig, und haben es ihm ſeitdem auch zu erkennen gegeben. Indeß ſagt man, der König habe geſagt, der Erzbiſchof habe es auf ſeinen Befehl ſo gehalten.

Das Teſtament der Herzogin iſt nichts zum veröffentlichen, da es nicht ſehr ehrenvoll iſt. Man kennt die Gründe nicht, welche ſie bewogen haben, es ſo zu halten. Es iſt vom vorigen Jahre. Da es ohne Jemands Theilnahme abgefaßt iſt, kann man ihre Motive nicht errathen. Sie hat den

Im Juni 1679 wagte der große Condé beim Könige zu Gunſten Port-Royals zu ſprechen. Dieſer ſagte, er habe zwei Jahre gewartet, und ſei in Port-Royal und in der Vorſtadt St. Jacques nicht eingeſchritten, weil er die Herzogin nicht habe betrüben wollen. — Condé antwortete: Was Eure Majeſtät thut iſt immer gut, aber bei dieſer Angelegenheit iſt Sie vielleicht nicht gehörig unterrichtet. — Auch der reſignirte Erzbiſchof von Paris, Cardinal Retz, ſtarb den 24. Auguſt deſſelben Jahrs.

Hatte gleich bisher die Achtung des Königs für die Herzogin Port-Royal zu einem Schilde gedient, ſo hätte ſie doch wohl das Ungewitter nicht mehr lange beſchwören können. Die Anklage der ſchlaffen Moral in Rom durch des Janſenismus verdächtige

Prinzen zum Univerſalerben eingeſetzt, ohne irgend eine Erwähnung der Prinzen Conti zu thun. Dies findet man am befremdendſten. Denn Condé hat ungeheure Güter, während die Prinzen Conti nur wenig haben. Es könnte indeß geſchehen, daß dieſe einen beträchtlichen Theil davon bekämen; denn wenn Condé vor dem nunmehrigen Longueville ſtirbt, welchen man den Abbe von Orleans nennt, ſo würde die Hinterlaſſenſchaft in drei gleiche Theile getheilt zwiſchen dem Herzoge und den Prinzen Conti, da Condé dieſes Gut gegenwärtig nur als Vormünder des Abbe von Orleans genießt. Würde aber Condé dieſen überleben, ſo hätte er Alles und die Conti hätten nichts. Dieſe Hinterlaſſenſchaft beläuft ſich auf 13 bis 14 Millionen Livres. (Condé und die Nemours hatten ſofort einen langen Proceß darüber.)

Die Vermächtniſſe ſind ſehr klein; man glaubt, daß ſie dabei bedacht hat, daß wenn ſie durch ihr Teſtament eine große Menge von Legaten gemacht hätte, dies vielleicht die rechtmäßigen Belohnungen minder ſicher gemacht haben würde, welche ſie für alle ihre Domeſtiken feſtgeſetzt hat, von denen ſie keinen vergaß. Sie gab 6000 Livres den Karmeliterinnen, wo ſie begraben iſt, eben ſo viel an Port-Royal, wo ihr Herz ſein ſollte, eben ſo viel an Fräulein de Vertus und an le Nain, den ſie zu ihrem Teſtaments-Executor gemacht hat. Sie befahl nicht, daß man ihre Eingeweide in die Pfarrkirche brächte; der Pfarrer hat Condé darum gebeten. Sie hat derſelben 4000 Livres vermacht.

Die Prinzeſſin von Orleans giebt uns eine kurze, vortreffliche Charakteriſtik der Herzogin und beſonders ihres ennui: made de chasteantier liebt Les plaisir jnocent, Es ſeindt aber Viel ſo Es machen alß wie die Letzt Verſtorbene duchesse de Longueville die ſo devot geſtorben, aber In Ihrer Jugend ſehr coquet und gallant geweſen, jemandts ſo ſahen daß Ihr die Zeit ſo lang were ſagte zu Ihr, d'où vient madame que vous vous laisses Ennuyer Comme vous faittes que ne joues vous, je n'aime pas Le jeu andtworte ſie er ſagt si vous voullies chasser je trouverais des chien non ſagt ſie, je n'aime pas la chasse, voudries vous des ouvrages, non je ne travaillie point, vouderie vous vous promener jl y a des belle promenade icy, non ſagte ſie je n'aime pas La promenade, ſagte man Zu Ihr qu'aimes vous donc ſie andtwortte que voulles vous que je vous disse je n'aime point Les plaisir jnocent. Dieße Duchesse de Longueville hatt Ein doll leben geführt hernach aber hatt Es Ihr gereuet hatt buß gethan undt nichts mehr gethan alß faſten und betten daß hatt ſie ſo geEndert daß man nicht mehr ſehen Konte daß ſie ſchön geweßen war, die taille iſt Ihr allein hübſch geblieben, aber dieß ſeindt alte geſchichten.

Biſchöfe, die Bekämpfung der Regale bis ins Grab durch die beiden Hauptſtützen Port-Royals gaben den Jeſuiten und ihren Creaturen Grund genug, den König mit Verdacht und Bitterkeit zu erfüllen. Schon im Januar 1679 äußerte der König, er finde nur noch die Janſeniſten auf ſeinem Wege, er wolle einmal dieſe Kabale erſticken, er werde darin mehr Jeſuite ſein, als die Jeſuiten ſelbſt. Merkwürdig iſt, daß die Verfolgung Port-Royals dieſelben Epochen hat, wie die der Reformirten. Die erſte Epoche iſt 1661 mit dem perſönlichen Eintritte Ludwigs in die Geſchäfte. Indem man 1669 den Kirchenfrieden gab, hoffte man an den Theologen von Port-Royal Bundesgenoſſen gegen die Reformirten zu gewinnen, gegen die zugleich ſtrenge neue Geſetze ausgingen. Von 1680 an fiel die erdrückende, wachſende Laſt der letzten Verfolgung auf beide, welche bis zum Tode des Königs währte. Die Hofbiſchöfe waren die Maſchinen zu beiden Verfolgungen.

Verdächtigungen beim Könige.

Die Anklage der Ketzerei und die politiſche Verdächtigung hatte ſich, beſonders aber um dieſe Zeit, in Einer Anklage vereinigt. Es war ſchon früher dem Könige angezeigt worden, in Beauvais ſei eine Verſchwörung gegen — die Mutter Gottes. Der König bedeutete daher den Biſchof, es ſoll fürder auch die Offiz der h. Jungfrau geſprochen werden, ſowohl aus Gründen der Andacht, welche jeder Chriſt für ſie haben ſolle, „als auch weil der König, mein Vater, ſeine Perſon und ſein Königreich unter den Schutz dieſer glorreichen Mutter Gottes geſtellt hat." — Der Mariendienſt [1]), welcher den Mittelpunkt der jeſuitiſchen Andacht und des abergläubiſchen Kultus bildete, hatte allerdings in Port-Royal

1) Mit dieſer Anklage war auch die verbunden, daß in Port-Royal die Reliquien wenig geachtet werden. Dieſe Andacht nahm eher zu, als ab; Reliquien, welche man 1655 begraben hatte, weil ihre Ächtheit zweifelhaft ſchien, wurden 1683 mit Feierlichkeit behandelt und es wurde die Erlaubniß nachgeſucht, ſie zu verehren. Die jüngere Angelica hatte in dieſem Stücke einen ſtärkeren Glauben, als die erſte. Lancelot hatte ihr 1667 von ſeiner Reiſe beſonders über die Orte zu berichten, wo ſich Reliquien befänden und in ihrem Auftrage Reliquien der Heiligen mit Bildchen derſelben zu berühren, welche er ihr zurückbrachte. Der Biſchof von Kaſtorie ſchickte 1681 aus Utrecht nach Port-Royal Reliquien vom h. Bonifaz. — Die Sitte der erſten Jahrhunderte, die Verehrung für Märtyrerthum beſonders in verfolgten Klöſtern, die Anbetung des Hochwürdigſten Sacraments — dieſe ging mit dem Reliquiendienſt immer Hand in Hand — wirkten dabei zuſammen.

nicht dieſe hervortretende, vorherrſchende Bedeutung. Indeß wurde die beſondere Marienkapelle ſehr geehrt. Es ſcheint, daß auch in dieſem Stücke die ſich ſelbſt überlaſſenen Nonnen eben ſo ſehr dem Aberglauben ſich annäherten, als ein Theil der Männer ſich weiter davon entfernte. Richtig ſagen die Mémoires historiques: „Nichts war mehr im Stande dieſe Jungfrauen im Geiſte des Volkes anzuſchwärzen, als indem man ſie als Feinde der h. Jungfrau darſtellte. Das gemeine Volk [1]), gewohnt die h. Jungfrau Mittlerin zu nennen, an ſie ſeine Gebete zu richten, nicht blos als zu einer Beſchützerin, ſie dafür anzuſehen, als theile ſie in dieſer Welt die Gnaden, in der anderen die Herrlichkeit aus, ohne an Gott zu denken, ohne ſich an ihn durch Chriſtum, den einzigen Mittler, den einzigen Richter der Lebendigen und der Todten, zu wenden, konnte Port-Royal und ſeine Bewohner nur mit Grauen anſehen."

Mallet machte einen Angriff zugleich auf das Neue Teſtament von Mons, welchem er allerlei Ketzereien Schuld gab und auf den guten Namen, beſonders der Keuſchheit Arnaulds. Arnauld ſchwieg, bis es ſich um eine dritte Ausgabe von Mallets Schrift handelte. Er glaubte ſich nun mit einer Eingabe an den König ſelbſt wenden zu müſſen, wie er 1668 gethan. Condé billigte ſie vollkommen. Er bat darin um die Erlaubniß, ſeinen Feinden zu antworten. Aber La-Chaiſe beſtach den Setzer, denn die Eingabe ſollte wieder zu gleicher Zeit mit der Überreichung an den König publicirt werden. Man wußte nun dem Könige ſo ſehr Vorurtheile beizubringen, daß er im Staatsrathe erklärte, wer ihm die Eingabe überreiche, ſolle in die Baſtille geworfen werden.

Man hatte dem Könige gemeldet, alle unzufriedene Geiſtliche wenden ſich an Arnauld; unter dem Vorwande, die Herzogin in ihrer Krankheit zu beſuchen, halte man bei ihr für Kirche und Staat gefährliche Verſammlungen. Der König ließ ihm durch Pomponne ſagen, daß er über dieſe Verſammlungen unzufrieden ſei, auch in ſeinem eigenen Hauſe habe er keine zu halten; dieſe Verbindung einer Anzahl Perſonen in der Vorſtadt St. Jacques habe das Anſehen einer Partei [2]). — Arnauld antwortete, die

1) „Un vulgaire", die Schriftſteller von Port-Royal zeigen immer ſehr viel Achtung für „le public."

2) Der Erzbiſchof legte dieſe Rüge des Königs Angelica ſo aus: „Zu was ſoll es dienen, daß immer dieſelben Leute ſich bei Arnauld zuſammenfinden?

gefährlichen Verſammlungen beſtehen darin, daß zu der einen Stunde Dieſer, zu einer anderen ein Anderer ohne Unterſchied zu ihm komme. Es ſei wahr, er werde mehr beſucht, als er wünſche, aber er könne doch ſo vielen Freunden und Verwandten ſeine Thüre nicht verſchließen. Ob er Biſchöfe abweiſen ſolle? „Deutſche und Engländer, durch meinen Ruf, der mich gelehrter macht, als ich bin, herbeigezogen, beſuchen mich. Meine Schriften gegen die Hugenotten machen, daß Leute, welche mit ihrer Bekehrung umgehen, ſich an mich wenden; wieder Andere kommen wegen Gewiſſensangelegenheiten, mehrere Gelehrte von allerlei Künſten und Wiſſenſchaften kommen, um mir ihre Gedanken mitzutheilen."

Dieſes waren die Gründe, welche Arnauld, ob er gleich mit Leib und Seele Franzoſe war, 1679 zu einem äußerſten Schritte vermochten. Wir müſſen jedoch zuvor ſehen, wie er und Nicole auch die zehn Jahre des ſogenannten Friedens verlebten, um ſie beide in Einer Folge bis an ihr Grab zu begleiten.

Polemik gegen die Reformirten und ihre Früchte.

Es wurde ſchon oben erwähnt, daß Nicole, welcher ſchon von den Streitfragen Port-Royals und der Biſchöfe ganz eingenommen ſchien, ſeit 1664 doch Zeit gewann, auch gegen die Reformirten zur Vertheidigung der katholiſchen Abendmahlslehre zu ſchreiben. Da die ſogenannte kleine perpetuité der katholiſchen Abendmahlslehre eine Gegenſchrift Claudes hervorrief, welche in weniger als drei Jahren ſieben Auflagen erlebte, glaubte man ohne Schaden für die katholiſche Kirche den Streit nicht fallen laſſen zu können. Zugleich war es ja auch eine Vertheidigungsſchrift für Port-Royal und die beſtändige Anbetung des h. Sacraments. Die Reformirten gaben zu, daß ſeit dem eilften Jahrhundert die ſpätere katholiſche Lehre darüber ſchon feſtgeſtellt geweſen ſei. Ihr ſtellten ſie die der erſten Kirche gegenüber.

wenn er Werke ſchreibt, ſo kann er ſich ja bei öffentlichen Perſonen, welche dazu eingeſetzt ſind, Raths erholen. Wozu braucht er immer mit dieſen Herren in Verkehr zu ſtehen? Der König will keine Verbindung. Ein Körper ohne Haupt iſt ſtets in einem Staate gefährlich; er will dies ſprengen, er will nicht, daß man fürder immer ſagen höre: Dieſe Herren, ces messieurs de Port-Royal!"

Nicole [1]) behauptete, es ſei von dieſer auf die des eilften Jahrhunderts kein allmäliger Übergang möglich geweſen, wie die Reformirten behaupteten, ſondern verlangte den Moment des Abfalles angegeben zu ſehen. Gerade dieſe ſo allgemein praktiſche Lehre habe ſich nicht unbemerkt ändern können; jeder Chriſt habe doch, wenn er zum Abendmahle ginge, wiſſen müſſen, was die Kirche davon lehre. Die Methode der Controverſe war von Seiten Port=Royals die der Präſcription, des verjährten Beſitzes, welcher von den Apoſteln abgeleitet, in ſich ein Recht der Geltung hat, ohne daß er zum Beweiſe verpflichtete. Dieſer Ausdruck, zuerſt von dem bekehrten Advokaten Tertullian benützt, charakteriſirt auch den parlamentariſchen Arnauld eben ſo gut, als ſeine Unterſcheidung des fait und droit. Von den Reformirten wird verlangt, ſie ſollen erklären, woher es komme, wenn ihre Lehre die urſprüngliche, allgemein=chriſtliche ſei, daß die von der abendländiſchen früh losgeriſſene griechiſche Kirche, ja daß die Neſtorianer, Eutychianer und andere alte morgenländiſche Secten die römiſch=katholiſche Lehre von der Transſubſtantiation haben? Der franzöſiſche Geſandte in Konſtantinopel, Nointel, machte ſich, wohl Pomponne zu gefallen, zum Vermittler mit den orientaliſchen Patriarchen, welche wenigſtens anfangs ganz erwünſchte Erklärungen gaben. Auch der frühere holländiſche Conſul in Aleppo, nachheriger Biſchof von Babylon, Picquet [2]), arbeitete daran. Pomponne, damals in Schweden, erhielt Gutachten von der griechiſchen Kirche in Rußland. Selbſt eine Annäherung der orientaliſchen und abendländiſchen Kirche wurde von Arnauld gehofft.

Dieſes Werk zog Arnauld und Port=Royal den Neid der Jeſuiten in hohem Grade zu. Man hatte — es war eben um den Abſchluß des Kirchenfriedens — Mühe dafür, wie für die von

1) In den Noten Racines aus Nicoles Munde heißt es: „Nicole hat die drei Bände der perpetuité gemacht, ausgenommen ein Kapitel in der erſten Abtheilung, welches Arnauld lieferte, der auch die meiſte Mühe der Vertheidigung auf ſich nahm. Arnauld las nicht einmal den zweiten Band. Er war damals mit Denkſchriften für die Biſchöfe beſchäftigt."

2) Mit ihm iſt nicht zu verwechſeln der damalige Titularbiſchof von Babylon, welcher mit Horoſkopen und Viſionen ſich befaßte, gegen die Jeſuiten war, wie gegen die Janſeniſten. Er ſagte, es ſei beſſer drei Orden aufheben, als Einen ſtiften. — Wohlmeinende Freunde Arnaulds nahmen allerdings wenig Anſtand, auch Abergläubiſches zum Beleg für die kirchliche Transſubſtantiationslehre beizubringen. (Siehe Beilage XLII.)

Arnauld überarbeiteten Gedanken Pascals über die Religion, die Erlaubniß zum Druck zu erhalten. Des=Lions ſchreibt 1668: Die Herren von Port=Royal können die Erlaubniß, dem reformirten Theologen Claude zu antworten, nicht erlangen. Der Marquis de Var, ein Hugenotte, ſagte zu Liancour, ſie haben die Erlaubniß, das Buch von Claude zu drucken, durch P. Annat erhalten. Die Approbation der perpetuité allein durch 27 Biſchöfe räumte die Hinderniſſe aus dem Wege. Arnauld klagte indeß bei dem Cardinal Cibo, daß Katholiken aus Feindſchaft gegen Port=Royal ihre Freude über die Vortheile bezeugt haben, welche Claude angeblich über ihn davon getragen habe; ſie haben dieſem Aufſätze geliefert; ſie haben durch die Lobpreiſungen ſeiner Schrift dieſelbe in Paris ſo ſehr verbreitet, ſie haben dieſelbe nach Paris kommen laſſen und die Hinderniſſe beſeitigt, welche die Obrigkeit dem Verkaufe derſelben entgegen geſtellt hätte. Eine Frucht der perpetuité ſoll, wie oben ſchon erwähnt wurde, die Vollendung von Turennes Bekehrung, welche Nialart angefangen hatte, die des Prinzen von Tarent, der Marſchälle de Lorges und Duras geweſen ſein. Nicht als ob Claude ſich beſiegt ergeben hätte; er behielt das letzte Wort. Nicole ſagt, er ſei ein Declamator von Profeſſion, welcher ohne Wahrhaftigkeit verfahre, nie mehr Zuverſicht zeige, als wenn er recht ſchwach ſtehe. Aber durch ſein keckes Verfahren blende er die Leute. „Es iſt mir, als ſähe ich barbariſche Nationen, welche mit ſchrecklichem Geheul ſich ins Gefecht ſtürzen, deren Hauptkraft im Lärmen beſteht. Man braucht ſich, um ſie zu beſiegen, nur an den Lärmen zu gewöhnen."

Die Feindſeligkeit und der Neid der Jeſuiten erneuerte ſich, als Arnauld dem neuerwählten Pabſte Innocens XI ein Exemplar der Schrift zuſchickte, und von dieſem 1677 als einer der größten Vertheidiger des katholiſchen Glaubens bedankt wurde. Nicole ſagte dabei, Gott habe bei dieſer Gelegenheit die Eitelkeit ſeines Freundes und ſeine eigene geſchont, da Arnauld die Lobeserhebungen nicht auf ſich habe beziehen können, und ſie nicht an ihn, den wahren Verfaſſer, gerichtet geweſen ſeien. Das Verlangen Arnaulds, Nicole ſolle ſich als ſolchen bekennen, hatte dieſer ſtets dadurch abgewehrt, daß es ihm, als bloßem Klerk, nicht zuſtehe, als Lehrer unter den Biſchöfen dazuſtehen und ſo wichtige Glaubenslehren zu vertheidigen. Anfangs verbreiteten die Feinde

Arnaulds, der im Auftrage des Pabſtes von Cardinal Cibo geſchriebene, für Arnauld ſo rühmliche Dankſagungsbrief ſei falſch oder doch verfälſcht. Als ſie dafür Lügen geſtraft waren, verbreiteten ſie ihn als einen Beweis, daß er mit ausländiſchen Mächten im Einverſtändniſſe ſtehe und conſpirire, während ihm bisher aus dem Misvergnügen des Pabſtes ein Hauptvorwurf gemacht worden war.

Der Kapuziner Marien de Bayeux ſoll in einer Predigt in der Kathedrale von Seez vor dem Biſchofe geſagt haben, der Pabſt ſei ein Janſeniſt, auch das angebliche Buch Claudes ſei von Arnauld geſchrieben, und zwar ſo ſtark, damit er durch die ſchwache Widerlegung nicht etwa niederreiße, was er in jenem Ketzeriſches feſtgeſtellt habe.

Wir haben oben geſehen, in welch genaue Verbindung die Regalſache dieſen Pabſt Innocenz XI mit den Janſeniſten brachte, wie nie einer ſeiner Vorgänger war. Als der Quartierfreiheitsſtreit ausbrach und er beharrlich ſich weigerte, Mitglieder der Klerusverſammlung von 1682 als Biſchöfe zu beſtätigen, „on le talonna“, wie St. Simon vortrefflich ſagt. Der uns wohl bekannte Talon erhob 1687 im Parlamente die Anklage: „Es iſt befremdend, daß der Pabſt, deſſen Hauptſorge die Erhaltung der Glaubensreinheit und Verhinderung des Fortſchritts der neuen Meinungen ſein muß, ſeit er auf dem Stuhl St. Peters ſitzt, nicht aufgehört hat, mit allen Denen einen Verkehr zu erhalten, welche ſich öffentlich als Schüler Janſens erklärt hatten, deſſen Lehre ſeine Vorgänger doch verdammt haben; er hat ſie mit Gnaden überſchüttet, er hat ihr Lob verkündigt und ſich für ihren Protector erklärt. Dieſe gefährliche Faction, welche ſeit 30 Jahren nichts vergeſſen hat, um die Auctorität aller geiſtlichen und weltlichen Mächte zu verringern, welche ihr nicht günſtig waren, errichtet heut zu Tage dem Pabſte Altäre, weil er ihre Kabale ſtützt und nährt, welche von Neuem den Frieden der Kirche geſtört hätte, wenn die Vorſicht und die unermüdlichen Sorgen eines Fürſten, welchen der Himmel hat geboren werden laſſen, damit er der Schild und Vertheidiger ihres Glaubens wäre, es nicht im Verlaufe aufgehalten hätte.“

Arnauld warf ſich, während der zweite von den vier Quartbänden der großen perpetuité erſchien, auf eine andere Lehre,

wodurch der Katholicismus Port-Royals ſich von der der Reformatoren unterſchied, nämlich auf die Rechtfertigungslehre, in le renversement de la morale de J. Chr. par les erreurs des Calvinistes. Dieſem gingen zur Seite die prejugés légitimes contre les Calvinistes, 1671 von Nicole. Die Zurechnung der Gerechtigkeit und die Unverlierbarkeit der Gnade waren die Hauptangriffspunkte. Man warf Nicole vor, er habe bei Bekämpfung letzterer mit einem Schatten gefochten, da Proteſtanten lehrten, ſie ſei nicht die Lehre ihrer Kirche. — Arnaulds Streitſchriften gegen die Reformirten nahmen ein Ende mit der ganz perſönlichen Jurieus esprit de M. Arnauld, worin Alles geſammelt war, um Arnaulds Charakter zu verdächtigen. Das Büchlein wurde in Frankreich um unglaublich hohe Preiſe gekauft, wohl zum Theil weil Alles verboten war, was Jurieu ſchrieb, zum Theil aus Feindſeligkeit gegen Arnauld und aus Schadenfreude. Hätte dieſer den Streit fortführen wollen, ſo wäre ein Injurienproceß nöthig geweſen. Auch ſeine perſönliche Lage und die Duldung der janſeniſtiſchen Katholiken in dem reformirten Holland mögen ſeinen Beſchluß beſtimmt haben. Mit Schmerzen ſah er die Gräuel der Dragoner-Bekehrungen eines feigen Klerus, welcher es nicht über ſich gewinnen könne, ſich ſelbſt zu reformiren, um die Reformirten wirklich zu gewinnen.

Nicole dagegen begann, aufgefordert vom Erzbiſchofe Harlay und mit Lobeserhebungen deſſelben zu gleicher Zeit mit der Zurücknahme des Edikts von Nantes von Neuem die Polemik gegen die Proteſtanten. Er wiederholte, ohne daß man auf ihre Lehren näher eingehe, überzeuge ſchon die oberflächliche Anſchauung, daß die Reformirten Schismatiker ſeien. (Prétendus Réformés convaincus de schisme 1684.)

Jurieu, beſonders in ſeinem Systême de l'église, ſtellte einen neuen Standpunkt und Streitpunkt feſt. Er ſagte, die allgemeine katholiſche Kirche ſei in allen, auch äußerlich getrennten, chriſtlichen Gemeinſchaften, ſie habe in allen Gemeinſchaften, welche den Grund der chriſtlichen Religion nicht umgeſtürzt haben, wahre Glieder, ob ſie gleich ſich gegenſeitig ſogar excommuniciren. Er muß geſtehen, daß dieſer Begriff von Kirche dem von Cyprian, St. Auguſtin und den meiſten Vätern aufgeſtellten entgegengeſetzt ſei. Dieſes namentlich beweiſt Nicole in ſeinem unité de l'église

1687 in 12°. Er ſucht nachzuweiſen, daß das ganze Alterthum, daß man von Chriſto bis auf unſere Tage geglaubt habe, die wahre Kirche ſei eine einzige Geſellſchaft, in eine einzige Gemeinſchaft zuſammengefaßt, wovon Ketzer und Schismatiker ausgeſchloſſen ſeien [1]).

Arnaulds Verkehr mit Philoſophen, beſonders mit Leibnitz.

Der Benedictiner von der Congregation von St. Vannes P. des Gabets ſuchte eine Art von Metaphyſik auf die Abendmahlslehre anzuwenden; die Transſubſtantiation ſei die Einheit der Seele Jeſu mit der Materie des Brotes und Weines. Nicole warnte Arnauld vor dieſer „euchariſtiſchen Philoſophie.“ Das ewige Leben, welches uns alle dieſe Räthſel erſchließen werde, wenn wir deſſen würdig geworden ſeien, ſei uns ſo nahe, daß es nicht der Mühe werth ſei, ſich in ihrer Löſung abzumühen. „Es iſt gewiß, daß man ein Heiliger ſein kann, während man in den allgemeinen Anſichten der Kirche bleibt. Ich weiß aber nicht, ob man daſſelbe von den neuen Meinungen ſagen kann; es hat nicht nur nicht den Anſchein, als ob ſie durch irgend einen Heiligen, ſondern nicht einmal, daß ſie von Jemanden befolgt worden ſeien, der beſondere Frömmigkeit hatte.“ Unter dieſe rechnet Nicole namentlich Pascal, welchen des Gabets zu ſeinen Gunſten angeführt habe, ob er gleich weit von ſolchen Anſichten entfernt geweſen ſei. — Nicole machte noch darauf aufmerkſam, daß des Gabets ganz falſch rechne, wenn er glaube, daß dadurch die Vereinigung der Confeſſionen angebahnt werde; die Lutheraner würden dagegen ſagen, die Katholiken haben die reelle Gegenwart im Abendmahl aufgegeben. — Des Gabets wußte ſeiner Congregation auf Verlangen eine katholiſche Erklärung zu geben. Er war Karteſianer.

Seit dem Herbſte 1671 war Arnauld von Leibnitz [2]) in einen Briefwechſel hineingezogen worden. Während er in Konſtantinopel für die römiſche Kirche eine Vermittelung mit der griechiſchen verſuchte, handelte es ſich zwiſchen ihm und Leibnitz um nichts Geringeres, als um die Vereinigung der lutheriſchen und

1) Über Nicoles Polemik gegen die Reformirten. S. Beilage XLIV.
2) Im Folgenden folgen wir den verdienſtvollen Arbeiten Guhrauers über Leibnitz.

römiſchen Kirche. Es war ſein lutheriſcher Glaube an die reelle Gegenwart Chriſti im Abendmahl, welche Leibnitz über den todten Formalismus der Descartesſchen Lehre hinaustrieb, daß mit Figur, Ausdehnung und Bewegung das Weſen des Körpers, als ſolchen, gegeben ſei. Dieſes führte ihn zu der Entdeckung, daß das Weſen des Körpers nicht in bloßer Ausdehnung beſtehe, ſondern daß der Körper etwas davon unabhängiges Höheres vorausſetze, nämlich die Subſtanz. Darin fand er das vermittelnde Moment, um ein Geiſtiges in und mit dem Körperlichen zu denken. Aber indem er Dieſes auf die Frage von der Möglichkeit der reellen Gegenwart Chriſti im Abendmahl übertrug, glaubte er zu entdecken, daß in dieſem lutheriſchen Begriff, philoſophiſch erklärt, die Lehre von der Transſubſtantiation als identiſch aufgehe. So ſchien alſo eine Vereinigung mit dem Katholicismus vermittelt. Arnauld, welcher damals den Namen hatte, die katholiſche Lehre vom Abendmahl gegen die Reformirten zu verfechten, welcher durch ſeine auguſtiniſche Lehre von Sünde und Gnade den Reformirten durch ſeine ethiſchere und doch ſo reelle Auffaſſung des Abendmahls den Lutheranern ſo nahe zu ſtehen ſchien, war ganz der Mann, deſſen Leibnitz zu bedürfen glaubte.

Als Leibnitz 1672 nach Paris abreiſte und von dem deutſchen Vaterlande die Eroberungsſucht und Macht Ludwigs nach Egypten abzuwenden ſuchte, ſo war es Pomponne, d'Andillys Sohn, mit welchem er als mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu verkehren hatte. Leibnitz ermangelte nicht Dr. Arnauld aufzuſuchen, der auch bei ihm als ein etwas raſches Temperament erſcheint. Sie hatten die bei den großen Gelehrten jener Zeit charakteriſtiſche Univerſalität, außer der Theologie verband ſie auch das mathematiſche Studium. Leibnitz hatte eben damals eine Rechenmaſchine erfunden, welche die von Pascal an Umfang weit übertraf. In dieſe Zeit fällt auch ein Zug, welchen Leibnitz in einem Briefe 1686 dem Landgrafen von Heſſen-Rheinfels erzählt: „Es ſind ungefähr funfzehn Jahre her, als ich mich einmal in Dr. Arnaulds Wohnung im Faubourg St. Marceau befand, wo er, wie ich glaube, um mich den Vornehmſten von ſeiner Partei zu zeigen, ſie zu vier oder ſechs bei ſich verſammelt hatte, unter welchen die Herren Nicole und St. Amand waren. Da mich die Rede darauf brachte, ſo ſprach

ich ihm von einem kurzen Gebete, von der Länge etwa des Vater-Unſers, in welchem implicite Alles, und, was noch mehr ſei, in einer gewiſſen Ordnung enthalten wäre. Dieſes Gebet iſt ſo beſchaffen, daß nicht nur jeder Geiſt, ſondern auch jeder Jude und jeder Mohommedaner es ſagen kann. Hier iſt dieſes Gebet: „„O einziger, ewiger, allmächtiger, allwiſſender und allgegenwärtiger Gott: einziger, wahrhafter und unumſchränkt regierender Gott, ich, Dein armes Geſchöpf, ich glaube und hoffe auf Dich, ich liebe Dich über Alles, ich bete Dich an, ich lobe Dich, ich danke Dir und ich gebe mich auch an Dich. Vergieb mir meine Sünde, und gieb mir, ſo wie allen Menſchen, was nach Deinem heiligen Willen nützlich iſt für unſer zeitliches, wie für unſer ewiges Wohl, und bewahre uns vor allem Übel. Amen.““ Sobald Arnauld dies gehört hatte, rief er, während wir Alle im Kreiſe ſaßen: Das taugt nichts, weil in dieſem Gebet keine Erwähnung unſers Herrn Jeſu Chriſti vorkommt! Im erſten Augenblicke war ich von einer ſo raſchen und rauhen Cenſur ein wenig außer Faſſung; nichts deſto weniger verlor ich die Geiſtesgegenwart nicht, und ſogleich erwiderte ich ihm: Aus dieſem Grunde wird alſo das Gebet des Herrn, und werden eben ſo viele Gebete, welche ſich in der Apoſtelgeſchichte und in den Briefen der Apoſtel finden, und beſonders dasjenige, welches St. Petrus in dem erſten Kapitel der Apoſtelgeſchichte, bei Gelegenheit des über den Nachfolger des Apoſtels Judas geworfenen Looſes, verrichtet, nichts taugen müſſen; denn in dieſen Gebeten iſt nicht immer ausdrücklich Chriſti, noch der Dreieinigkeit Erwähnung gethan. — Da wurde mein Bonhomme verwirrt — und wir gingen einen Augenblick darauf aus, um Luft zu ſchöpfen.“

Als Leibnitz 1673 an den katholiſchen hannöveriſchen Hof berufen wurde, machte an dieſem ein Schreiben viel Aufſehen, welches Leibnitz von Dr. Arnauld an einen der Kapuziner am Hofe mitbrachte. Arnauld ließ ſich darin über die ſeltenen Talente und Eigenſchaften Leibnitzens aus und ſprach das charakteriſtiſche Wort aus, daß Leibnitzen nichts als die wahre (die katholiſche) Religion fehle, um in Wahrheit einer der großen Männer des Jahrhunderts zu ſein. — Bis an ſein Ende ſtand Leibnitz mit Arnauld in Briefwechſel. Schade daß Arnaulds

Briefe beinahe alle verloren ſind. Es gelang Leibnitzen, verſichert uns Guhrauer, nicht ohne anfängliche große Selbſtverleugnung, ſeinen Freund am Ende vom Karteſianismus in den wichtigſten Punkten zu ſich herüber zu ziehen. Wie er Arnauld im Anfang ſeiner philoſophiſchen Laufbahn zum Vertrauten gemacht hatte, ſo that er es, nach völliger Reife ſeiner Meditationen, in den Jahren 1686 und 1687, in bogenlangen Briefen, deren Verluſt wir, einige Bruchſtücke ausgenommen, zu beklagen haben. — So wenig Arnauld ein productiver, ſchöpferiſcher Philoſoph war, ſo giebt uns dieſes unveränderte Vertrauen Leibnitzens zu ſeiner philoſophiſchen Gabe einen hohen Begriff von derſelben. — Clemencet in ſeiner handſchriftlichen Literaturgeſchichte von Port-Royal ſchreibt, mit Berufung auf handſchriftliche Briefe Leibnitzens vom 14. Juli 1686 und 1. Auguſt 1687, dieſer habe bekannt, er kenne Niemanden, der beſſer als Arnauld im Stande wäre ins Innere der Materien einzudringen, mehr Licht über einen dunkeln Gegenſtand zu verbreiten, Niemanden, von dem man ſich ein ſolideres, eindringenderes, zugleich offenherzigeres Urtheil verſprechen könne. —

Arnauld gab die Hoffnung nicht auf, Leibnitz noch zum Katholicismus übertreten zu ſehen. (Siehe Beilage Arnauld über Leibnitz und Grotius.) Ohne einen Begriff weder von der Freiheit, noch von dem katholiſchen Gehalt der evangeliſchen Lehre zu haben, erſchien ihm, wie ſo vielen Katholiken unſerer Zeit, Jeder als ſchon auf halbem Wege zum Übertritt, welcher ein poſitives Chriſtenthum hat und dem Bedeutenden am Katholicismus Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Die zehn Friedensjahre ſind die Zeit in Arnaulds Leben, welche am wenigſten ſchriftſtelleriſche Fruchtbarkeit zeigt. — Er hatte wenigſtens eine univerſelle Receptivität, verwandt der ſchöpferiſchen Kraft des großen Deutſchen. Männer von allen Ländern, Confeſſionen und Wiſſenſchaften ſuchten ihn auf, gaben und empfingen Anregung und Kenntniſſe. Vielleicht iſt für das Werk der Civiliſation im Ganzen dieſe Epoche die fruchtbarſte in Arnaulds Leben. Wohl klagte er über „die Knechtſchaft der Viſiten, von denen vier überläſtige auf Eine angenehme kommen." In allerlei bedeutenden, politiſch wichtigen Rechtshändeln und Fragen wurde er beigezogen. Für die Herzogin von Longueville ſchrieb er in ihrem Pro-

ceß mit der Herzogin von Nemours wegen der neufchateler Souverainitätsfrage [1]). Er liebte das alte Provinzial- und Stadt-Recht, welches Ludwig XIV verdrängte.

Die janſeniſtiſchen Geſchichtſchreiber erzählen genau, mit welcher Ehrerbietung er auf einigen Reiſen von Biſchöfen und Magiſtraten empfangen wurde; daß ſelbſt die Jeſuiten in la Flèche bedauerten, daß er ſie incognito beſucht habe. Vielen erſchien der „große Arnauld" unter aller Erwartung klein, nämlich der Statur nach. Ihm aber erſchien die Tafel ſeines Bruders, des Biſchofs von Angers, zu gut für einen Biſchof. Dieſer glaubte dadurch die Bewohner von Angers gewinnen zu müſſen, oder vielmehr veranſtaltete es ſein Neffe, Abbe Arnauld, der Verfaſſer des Memoires, alſo. Sehr verlangte ihn, noch in dieſem Leben den Biſchof von Alet zu ſehen. Wer wird mir, rief er mit David, Taubenflügel geben, um in die heilige Zurückgezogenheit eurer Berge zu fliegen? Aber es mußte beim frommen Wunſche bleiben.

Nicoles Arbeiten in Port-Royal.

Nicole war glücklicher; er konnte dieſen Wunſch erfüllen und beſprach ſich wohl mit dem Biſchof, welcher ihn 1664, weil man ſeiner bedurfte, abgehalten hatte, ſich in die Einſamkeit und ruhige Betrachtung der Wahrheit zurückzuziehen, über dieſen Wunſch. Er ſchreibt um dieſe Zeit: „Ich brauche einen Diener, der nicht anmaßlich iſt, denn er würde mich leicht unterdrücken. Da ich aber einen Burſchen nicht zu zanken weiß, weiß ich vielleicht ein Mittel, mich ſeiner zu entledigen." Dieſe Selbſtcharakteriſtik Nicoles iſt der Schlüſſel zu ſeinem Beſtreben, ſelbſtſtändig auch Port-Royal gegenüber zu werden.

Ein Verſuch ſich in St. Denys in die Einſamkeit zurückzuziehen, war durch viele Störungen geſcheitert; im Herbſt 1671 war Nicole nach Port-Royal gezogen, wo er indeß mit den andern Theologen nicht einmal ſpeiſte. Hier förderte er nun das Werk, welches ſich den weiteſten und geſegnetſten Einfluß verſchafft hat, ſeine „Verſuche über die Moral." Er fand, daß er beſonders, wenn er mit Hamon ſich über einen Gegenſtand be-

1) Im 37ſten Band ſeiner Geſammtwerke.

ſprochen hatte, in der günſtigſten Stimmung zum Schreiben ſei. Er ſtellte ſich vor, er ſchreibe über einen Gegenſtand für ſich oder für eine beſtimmte Perſon, wodurch dieſe Aufſätze für Jedermann ſo eindringlich wurden. So handelt er von den verſchiedenen Weiſen Gott zu verſuchen, vom Theater, welches allen Chriſten ſtreng verboten ſei, auch Denen, welche durch den Dienſt an die Perſon des Königs gebunden ſeien; von den vier Zielen des Menſchen; von der Schwachheit des Menſchen, von der Unterordnung unter den Willen Gottes, von den Mitteln, mit den Leuten Frieden zu erhalten. Bei Gelegenheit der Prinzenerziehung [1]) giebt er eine Anleitung zu ſtudiren. Der erſte Band erſchien 1671, der vierte 1678. Bald ſchrieb er unter dem Namen Mombrigny, bald unter dem Chanteresne [2]), bald anonym. Es finden ſich auch ältere gedruckte Aufſätze von ihm, auch Einiges von Pascal darin.

Der Aufſatz über den Nutzen aus dem Hören ſchlechter Predigten hat bei Nicole noch eine perſönliche Bedeutung. Eine von ihm gemachte Predigt wurde von einem guten Redner vorgetragen; Nicole unter den Zuhörern ſtehend, hörte viele ſcharfe Bemerkungen darüber. Er machte demſelben Redner eine zweite Predigt und trug ihm auf, ſich noch ſtrenger ans Wort zu halten; aber auch diesmal ging Niemand gedemüthigter, alſo mit mehr Nutzen, aus der Kirche als Nicole.

Die Aufnahme, welche in frommen, gebildeten Familien dieſen Verſuchen Nicoles über die Moral wurde, finden wir unmittelbar ausgedrückt in den Briefen der edlen Frau von Sevigne. Sie findet ſogleich das erſte Bändchen „bewundernswürdig delizieus.“ „Noch Niemand hat in dieſem Ton geſchrieben, als dieſe Männer, denn Pascal nehme ich als den, welchem ein gut Theil daran zukommt. Man liebt ſehr von ſich

1) Eine Lieblingsarbeit einiger Janſeniſten. Dahin gehört auch die Institution d’un prince von Duguet. Sie war zwiſchen dem Tod des Churprinzen von Baiern und Königs Karl II von Spanien für den Prinzen von Savoyen geſchrieben, den muthmaßlichen Erben der ganzen ſpaniſchen Hinterlaſſenſchaft, welcher bei einem Erweckten der janſeniſtiſchen directrice Roſe Retraiten hielt. Vortrefflich iſt dieſe, wie Duguet geſchildert im dritten Band von St. Simon, im ſiebenten Kapitel.

2) Unter dem lange nicht enträthſelten Namen Philereme ſchrieb er zur Vertheidigung eines kleinen Aufſatzes der jüngeren Angelica gegen eine Kritik von Barcos über das Gebet.

und ſeinen Gefühlen ſo ſprechen zu hören; auch wenn es in ſchlechtem (ſtrafendem) Sinn geſchieht, iſt man davon entzückt." — Sie ſchreibt am 19. Auguſt 1671: „Auch ich habe mich, wie Ihr, durch den Ausdruck „enflure du coeur" [1]) verletzt gefühlt; dieſes Wort enflure misfällt mir. Im Übrigen habe ich Euch ja ſchon geſagt, es iſt derſelbe Stoff wie Pascal, aber er iſt ſo ſchön, daß er mir immer gefällt. Nie iſt das menſchliche Herz beſſer anatomiſirt worden, als von dieſen Männern. Sagt uns auch ferner Eure Anſicht darüber." Einen Monat ſpäter ſchreibt ſie: „Ich habe ſogar die enflure du coeur dem Übrigen zu Liebe verziehen und behaupte, es gebe kein anderes Wort, um die Eitelkeit und den Stolz zu erklären, welche im Grund nur Wind ſind. Sucht ein anderes Wort dafür, ich werde die Lectüre bis zu Ende fortſetzen." —

Den 30. September 1671 ſchreibt ſie wieder an ihre Tochter: „Ich leſe Nicole mit einem Vergnügen, das mich hinreißt. Beſonders bin ich von dem dritten Aufſatz entzückt, über die Mittel, den Frieden mit den Menſchen zu erhalten. Ich bitte Dich, lies ihn mit Aufmerkſamkeit und ſiehe, wie genau er das menſchliche Herz zeigt und wie jeder ſich darin findet, Philoſophen, Janſeniſten, Moliniſten, kurz Jedermann. Das heißt, im Herzensgrund mit einer Leuchte ſuchen. Er deckt uns auf, was wir jeden Tag fühlen und wozu wir entweder nicht Geiſt genug haben, um es zu entwirren, oder nicht genug Aufrichtigkeit, um es zu geſtehen. Mit Einem Worte, ich habe nie ſchreiben geſehen, wie dieſe Männer." — „Ich glaube, daß ſelbſt Nicole nicht beſſer hätte ſagen können, was ſie über die Veränderung unſerer Leidenſchaften ſchreiben; nicht ein Wort iſt zu viel oder zu wenig." — Einmal klagt ſie über das ſchlechte Wetter und fügt bei: „Nicole hat uns dagegen noch keine Lection gegeben, aber ich warte noch darauf. Denn ich finde Alles darin; es könnte mir wohl der Gedanke genügen, daß es dem Willen Gottes gemäß iſt, wenn ich nicht ein ſpecifiſches Mittel dafür wollte."

Die Liebe für dieſes Werk iſt bei Frau von Sevigné nicht blos eine augenblickliche. Auch den dritten Theil (1675) findet ſie bewundernswürdig. Sie macht ihre Tochter beſonders auf

1) Aufgedunſenheit, ſowohl Aufgeblaſenheit als Geſchwulſt.

den Aufſatz über die Selbſterkenntniß aufmerkſam; der über die Arten Gott zu verſuchen ſcheint ihr beſonders nützlich, und der über die Ähnlichkeit der Eigenliebe und der chriſtlichen Liebe „le plus lumineux pour parler leur langage.“

Während Frau von Sevigné und ihre Tochter über die Vortrefflichkeit der Moral Nicoles einverſtanden waren, glaubte ihr unbedeutenderer Sohn ſich daran als kritiſchen Kopf und esprit fort erweiſen zu müſſen; er wirft daher Nicole mit Abbe Teſtu zuſammen; mit St. Paulus und St. Auguſtin [1]).

Nicole und Arnauld flüchtig.

Nicole ſah ſich durch das Schreiben an den Pabſt gegen die laxen Moraliſten veranlaßt, ſich nach Troyes zu entfernen, wo er ſich beſonders der Befeſtigung der von ihm geſtifteten Mädchenſchulen — wohl nach dem Muſter von Alet — widmete. Der Lehrerin, welche viel Geſchick dazu beſaß, konnte man nur ihre unbegrenzte Liebe zu der Strenge der Pönitenz vorwerfen. Indem er ſich mit den Verordnungen Hamons, des Arztes, einverſtanden erklärt, ſchreibt er ihr: Sie haben nur ſich ſelbſt zu fragen, worin mehr Abtödtung liegt, mehr Verleugnung Ihres Sinnes, mehr Verzichtung auf eine gewiſſe menſchliche Genugthuung etwas gethan zu haben (im Verfolgen der ſtrengen Lebensweiſe, welche ſie ſich einmal vorgeſetzt hatte oder

1) Frau von Sevigné ſchreibt am 2. Februar 1676 an ihre Tochter: Übrigens bin ich über die essaies Deiner Anſicht, ich zanke Deinen Bruder, der aber hier ſelbſt mit Dir reden will. Der Sohn ſchreibt ſofort an ſeine Schweſter: „Und ich, ich ſage Dir, daß Dir der erſte Aufſatz der essaies gerade vorkommen würde, wie mir, wenn la Marans und Abbe Teſtu Dich nicht ſchon an feine, deſtillirte Sachen gewöhnt hätten. Es iſt nicht von heute, daß Dir ein ſolcher Galimatias deutlich und angenehm ſcheint. Nie habe ich etwas geſehen, was weniger angenehm wäre, unter Allen, die über den Menſchen und ſein Inneres geſprochen haben. Das ſind nicht jene Portraits (damalige Mode), worin ſich Jedermann erkennt. Pascal, die Logik von Port=Royal, Plutarch, Montaigne ſprechen ganz anders; der da aber redet, weil er reden will und oft hat er nichts Großes zu ſagen.“ — Den 30. October ſchreibt Derſelbe: „Es fehlt noch etwas an unſerer Bekehrung, nämlich daß wir die Gründe der Semipelagianer ſehr gut und eindringlich finden, die von St. Paulus und Auguſtin ſehr ſubtil und des Abbe Teſtu würdig. Wir wären mit der Religion ſehr zufrieden, wenn dieſe beiden Heiligen nie geſchrieben hätten; wir haben immer dieſen kleinen embarras.“

in Annahme der ärztlichen Verordnungen)? Ich verſichere Sie, ich fürchte ſehr, im anderen Leben möchten Sie ſich in dieſem Punkte getäuſcht finden und Rechenſchaft abzulegen haben über Dinge, woraus Sie ſich einen kleinen Schatz machen wollten. Ich weiß nicht, ob es Ihnen nicht nützlich wäre, wenn Sie nicht ſo viele äußere Dinge hätten, worauf ſich Ihre Seele ſtützen könnte, und wenn Sie vor Gott leerer von ſich ſelbſt und von Ihren Werken erſchienen, und ſich mehr auf das Verdienſt Chriſti und auf die Gerechtigkeit des Glaubens ſtützten, welcher in einem Gehorſam der Liebe gegen den Willen Gottes beſteht." Er hält darauf, daß man auch zu ſolchen ſtrengen ascetiſchen Übungen einen ganz beſonderen Beruf haben müſſe.

Der Tod der Herzogin von Longueville hatte ihn ſeiner gewöhnlicher pariſer Wohnung beraubt. Racine ſchreibt von der Herzogin: „Nicole ſtand immer gut mit ihr; in allen ſeinen Streitigkeiten fand ſie, daß er Recht habe. Er ſagt, bei ihrem Tode habe er viel von ſeinem Anſehen verloren. Ich verlor dadurch, ſprach er, meine Abtei, denn man nannte mich nicht mehr Abbe Nicole, ſondern Herrn Nicole ſchlechtweg."

In dieſer Stimmung mußte es nicht ſchwer ſein, den ängſtlichen Nicole durch Nachrichten von perſönlicher Gefahr zu dem entſcheidenden Schritt zu vermögen, daß er im Juni 1679 über Mons nach Brüſſel flüchtete, wo ihn bald zu ſeinem Schrecken die Nachricht ereilte, daß auch Arnauld entflohen ſei und daß er ſich mit ihm vereinigen ſollte, von dem Allen hatte er nichts geahnt. Denn er hatte ſich hierher zum Theil auch in der Abſicht zurückgezogen, um vom Herde des Streits und der Theilnahme daran fern zu bleiben. Man hatte offenbar beſchloſſen, er ſollte hier Arnauld zum Schildträger in einem neu zu eröffnenden Kampfe für Port=Royal, für Auguſtin, für die Freiheit der Kirche gegen politiſche und kirchliche Unterdrückung dienen.

Arnauld ſelbſt war aufs Äußerſte gebracht. Man ſann ihm an, er ſolle öffentlich erklären, daß er an dem Widerſtande der beiden Biſchöfe gegen die Regale keinen Antheil habe. Pomponne bediente ſich ſogar Angelicas zu dieſem Begehren. Er fühlte ſich dadurch tief gekränkt, daß man ihm zutraue, er werde ſich öffentlich gegen dieſe Freunde erklären, während nur Mangel an beſonderem Berufe dazu ihn abhalte, ihr Mitkämpfer in

dem Gott wohlgefälligen Kampfe für die Freiheit der Kirche zu ſein, welche durch die Feigheit der anderen Biſchöfe verrathen werde. — Er ſah ſich von Spionen des Erzbiſchofs umgeben, ſeine Verwandten wagten nicht mehr zu ihm zu kommen, ſeine Correſpondenz wurde verdächtigt und erbrochen; es wurde ihm angekündigt, er ſolle das Kirchſpiel St. Jacques verlaſſen. Der Herzog von Montauzier, Hofmeiſter des Dauphin, ließ ihm melden, er ſolle ſich in Acht nehmen, man ſuche ſich ſeiner Perſon zu verſichern [1]). Im Auslande ſchien es leichter ſeine Ehre und Perſon, vor Allem die heilige Sache zu vertheidigen, wofür er bisher gekämpft hatte. Frankreich war für ihn ein Gefängniß geworden, ſeine Befreiung ſchien ein Schritt zur Befreiung der Kirche. Er ging ſchon einige Zeit mit dem Gedanken um. Seine erſte Abſicht war nach Rom zu gehen; da ſich aber der Pabſt endlich gegen die zunehmende Unterjochung durch den königlichen Abſolutismus erhoben hatte und bei Gelegenheit der Regale die Biſchöfe mit ſich zu verbinden ſuchte, ſo hätte es den König nothwendig erbittern müſſen, wenn er dieſen Zufluchtsort geſucht hätte. Auch hätte er in Rom gewiß die gewünſchte Freiheit des Wortes nicht gefunden.

Er nahm in Port=Royal noch von Angelica Abſchied, und am 18. Juni 1679 Abends flüchtete ſich der 68jährige Mann in einem ſechsſpännigen Wagen als Laie gekleidet aus ſeinem Vaterlande [2]) und erreichte noch am 21. Mons in den öſterreichiſchen Niederlanden, wo er von den Stadtmuſikanten als großer Herr im Wirthshauſe begrüßt wurde. Robert, Präſident des Raths von Hennegau, nöthigte den auch hier berühmten Mann bei ihm zu wohnen.

Arnaulds und Nicoles Vereinigung und Trennung.

Nicole ſuchte Arnauld zu bewegen, in Mons zu bleiben, von wo ihm die Rückkehr noch eher offen ſtand. Denn er ſah nun ein, daß er ſich durch Schrecken hatte ins Garn treiben laſſen;

1) Die meiſten Motive ſeiner Flucht ſind zuſammengeſtellt im dritten Band ſeiner Briefe von p. 188 bis 204.

2) Daher wurde er auch für einen flüchtigen engliſchen Geiſtlichen gehalten. Die Prinzeſſin von Orleans erzählt, wie ſie einen engliſchen flüchtigen Mönch, den ſie für einen Oberſt hielt, ſo bündig über das Elend getröſtet habe, daß ſie in England nicht ihre Ordenskleidung tragen dürften.

er fühlte, wie unwerth ein Flüchtling ſei, wie traurig es ſei, kein Obdach zu haben; das Aſthma fing an ihn zu plagen, der Gedanke Arnauld in das kalte Holland zu folgen, welches ihm nicht einmal ſein beinahe einziges Getränk reichen könnte, gutes Waſſer, war für ihn ein Schreckniß. Er ſah, daß man ihn, den Klerk, in einen Kampf mit den höchſten Mächten verwickeln wollte, wovon er die Hauptlaſt tragen ſollte. Schon vor funfzehn Jahren hatte er ſich nur mit halben Herzen zu den Kämpfern gehalten, aber damals konnte man wohl nicht anders, der Beiſtand von Biſchöfen verſprach einen möglichen guten Frieden. Nunmehr war unverſöhnliche Feindſchaft des Königs und der erſten Biſchöfe, mehr Schaden, als Nutzen vom Kampfe zu erwarten. Er ſah, daß ihn eine Partei, ohne ihn zu fragen, zu einem Leben nöthigen wollte, welches ihm neben äußerer Noth ſelbſt Gewiſſensangſt unerträglich machen würde. Selbſt ſein Seelenheil fühlte er dadurch gefährdet. Er fühlte weder äußeren noch inneren Beruf, ſich von Leuten zum Märtyrerthum nöthigen zu laſſen, die ſelbſt geruhig in Paris blieben und ſich bückten. Beſonders wollte ihm nicht einleuchten, daß er wegen ſeines guten Lateins ſollte prädeſtinirt ſein Arnaulds Schatten zu ſein. Der Trieb, ſich dieſer Bevormundung zu entreißen, koſte es was es wolle, und ſein Leben in Rutze zu beſchließen verband ſich mit dem Unwillen. Er ſchrieb an den Erzbiſchof von Paris, um unter leidlichen Bedingungen einen Rückweg zu erlangen, er wollte gerne verſprechen ſich nicht mehr in die Streitigkeiten zu miſchen. Auch Arnauld ſuchte er ſofort in Brüſſel für ſeine Plane zu gewinnen; allein obgleich dieſer Nicoles Überzeugung und perſönlichen Freiheit keine Gewalt anthun wollte, tadelte er doch ſeine Schritte. — Man erzählt, Nicole habe geſagt, er wolle ſich auch einmal ausruhen; — ausruhen! ausruhen! rief Arnauld, haben Sie nicht die ganze Ewigkeit, um auszuruhen? Arnauld und Nicole waren ſehr verſchiedene Naturen, welche bis auf einen gewiſſen Punkt ſich ergänzen und ſtützen konnten, dann aber ſich trennen mußten. Das geſchah noch in demſelben Sommer. —

Nicole ging nach Lüttich und von dort die Maas hinauf auf einem elenden Schiffe nach Sedan. Die Gefahren und Mühſeligkeiten ſeiner Reiſe ſcheinen uns jetzt übertrieben und bei-

nahe lächerlich. Allein in Folge der langen zerſtörenden Kriege waren die Grenzgegenden Wüſten gleich, mehr Wohnungen der Wölfe, welche bis in die ärmlichen Dörfer herein ihre Beute ſuchten, als Wohnungen für Menſchen. Er fand Aufnahme in einigen Klöſtern, beſonders bei den Ciſtercienſern im Luxenburgiſchen zu Orval. Aber wiederholt verließ er, ſelbſt auf Bitten der Kloſteroberen, ihr Obdach mitten im Winter, ohne zu wiſſen, wohin um nicht auch ſie in die Verfolgung zu verwickeln.

Angriffe auf Nicole und ſeine Rechtfertigung, auch durch Arnauld.

Der Erzbiſchof rühmte ſich indeß ſeines Briefs, als einer Unterwerfungs- und Widerrufs-Acte, ohne darum ihm die Thore der Heimath zu öffnen. Die Janſeniſten, beinahe alle Freunde Nicoles, obgleich er ſeinen Brief an den Erzbiſchof durch ſie hatte gehen laſſen, ob er ihn gleich ihrem Urtheil unterſtellt hatte, waren nun ſchonungslos gegen ihn. Es war, als hätte ein Prädeſtinirter die göttliche Prädeſtination gebrochen, als hätte er einen Judas-Verrath gegen Freundſchaft und Kirche, einen Aufruhr gegen alles Heilige begangen.

Bei dieſer Gelegenheit lernen wir die Hefe der Partei von Port-Royal kennen, wir ſehen, wie ſelbſt ruhigere Männer von der Parteileidenſchaft geblendet und erbittert waren. Den Meiſten mußte der Gleichzeitigkeit wegen die Flucht der beiden Männer etwas unter ihnen zu gemeinſamem Zwecke Verabredetes ſcheinen; daher erſchien ihnen Nicoles Weigerung als Wankelmüthigkeit und Verrath. Arnaulds Freunde warfen ihm vor, er habe dem größten Kämpfer des Jahrhunderts für Wahrheit in der Stunde der Noth den linken Arm gelähmt; Pfarrer Halluin ſchrieb an Nicole, dieſer habe ſich ſein rechtes Auge ausgeriſſen, ob es ihm gleich kein Ärgerniß gegeben habe. Die Maſſe Derer, welche ſich nur als Zuſchauer von dem erneuten Kampfe Unterhaltung verſprachen, wie der leidenſchaftliche Zeitungsleſer ſich eines fremden Krieges freut, der ihn nicht in ſeiner häuslichen Ruhe ſtört, tobte wider Nicole, wie gegen einen Gladiator, welcher ſich weigert von neuem zu fechten. Wir müßten uns ſehr täuſchen, wenn nicht dieſe beinahe allgemeine Auflehnung gegen Nicole ein Symptom der wachſenden Oppoſition der öffentlichen

Meinung gegen die Unterdrückung durch den Deſpotismus Ludwigs war. Auch darum und darum hauptſächlich folgte das Intereſſe von Tauſenden Arnauld in ſein Exil. — Beſonders ungerecht erſcheint die Anfeindung Nicoles, wenn wir uns erinnern, welche Mühe die jüngere Angelica und ihr Anhang ſich ſeit lange gegeben hatten, Arnauld und Nicole zu trennen, um jenen dem Einfluſſe dieſes zu entziehen. Schon 1678 hatten Angelica und Pontchateau darauf angetragen, man ſolle ihn nach Rom ſchicken, um auf Verdammung der laxen Moralſätze hinzuarbeiten, eigentlich aber, um Arnauld von ſeinem Einfluß zu entfernen, da Nicole ihn zur Nachgiebigkeit bewegen und in ſcholaſtiſche Diſtinctionen verwickeln konnte. Nicole lehnte indeß den Antrag ab und entſchuldigte ſich mit ſeiner Geſundheit. Er ſagte manchmal lächelnd, es habe noch Niemand ſeine Plane durchkreuzt als Leute, welche auf Reiſach ſchliefen. „Man weiß aber, daß Pontchateaus gewöhnliches Bett Reiſachholz war. Es iſt möglich, daß von beiden Theilen etwas Menſchliches dabei war, daß das harte Leben der Einen auch eine gewiſſe Rauheit in ihrem Benehmen, die große Senſibilität des Anderen der Eigenliebe, die im Menſchen nie todt iſt, Gelegenheit gab zu erwachen", ſchreibt die histoire de l'abbaye.

Vor Allem erklärt Nicole, daß es eine Unwahrheit ſei, als hätte er in irgend einem Punkt der Lehre ſich verändert. „Immer habe ich nicht blos die alte, ſondern auch die gegenwärtige Kirche anerkannt, welche ſich von jener nicht ſcheiden läßt." Nicole ſah ſich während ſeiner bitteren Flucht von Briefen und Vorwürfen verfolgt und überſchüttet. Er erzählt: Dieſe Briefe verhinderten mich 14 Tage zu ſchlafen; ich nahm zu verſchiedenen Arzneimitteln (emulsions, orges mondées), ſelbſt wiederholt zu Opium Zuflucht. Da dieſes Alles nichts half, entſchloß ich mich, mich von dieſen Gedanken frei zu machen, indem ich all die Gegengründe widerlegte. Ich ſchrieb eine Apologie, die ich nur vier oder fünf Perſonen mittheilte. Das Gerücht davon verbreitete ſich und ein verdienter Geiſtlicher unter Anderen ſtellte mir ſehr ernſtlich vor, unter den Schriften der Väter finden ſich nur zwei oder drei Apologien dieſer Art, wie die von St. Athanas de fuga sua. Er ſchrieb mir, „er fürchte ſehr, die Welt möchte ſich entrüſten, daß ich ſie nachahmen wollte." Nicole

antwortete ihm darauf, er möchte ſich darüber keinen Kummer machen, die Apologie habe den ganz unſchuldigen Zweck gehabt, ihm Schlaf zu verſchaffen und habe ihn auch erreicht.

Domherr Hermant von Beauvais führte ihm das Beiſpiel der Einſiedler an, welche ihre Zellen und Gebirge verließen, um den Glauben zu vertheidigen. Nicole erwiderte ihm, noch viel mehrere ſeien in ihren Zellen daheim geblieben. Beide haben gut gethan. Wenn auch dieſe hätten ausziehen wollen, ſo hätten ſie vielleicht nichts gethan, was Nutzen geſchafft hätte. Sie haben ihre Ruhe nur verlaſſen, wenn ſie überzeugt geweſen ſeien, daß es zur Erhaltung des Glaubens diene.

Nicole hatte ſeinen guten Namen völlig verloren gegeben und das gab ihm eine Freiheit, eine Ironie, einen Humor, einen höheren, ſiegreichen Standpunkt über allen dieſen Angriffen. Zwar hatte er, der die Freiheit der perſönlichen Überzeugung in Sachen der Religion ſo hoch ſtellte, den Reformirten gegenüber die Anwendung von Zwang vertheidigt; nun er aber ſelbſt denſelben ſogenannten moraliſchen Zwang erfuhr, wußte er den Freunden Port-Royals ſehr fühlbar zu machen, wie ſehr ſie ſich von den Grundſätzen entfernen, welche ſie bisher gegen die Unterdrückung behauptet hatten. Er charakteriſirt ſich ſelbſt ſowol, als die Schwächen der Partei von Port-Royal vortrefflich in ſeinen Briefen [1]). Wir wählen einen der kürzeren als Beiſpiel aus.

Die treue Anhängerin Arnaulds Madame von Fontpertuis, welche den verfolgten Verfechtern der Wahrheit große Opfer brachte, erinnerte er daran, daß Nachſicht gegen Freunde, mit denen man zerfallen ſei, höher zu ſchätzen ſei, als Aufopferung für Freunde, mit denen man fortwährend innig verbunden bleibe.

Madame de St. Loup hatte Nicolen nicht einmal eines Schreibens gewürdigt, ſondern ihm nur durch ein untergeordnetes Mädchen ſchreiben laſſen. Da aber Nicole ſie ſelbſt als die Verfaſſerin anſah, richtete er auch die Antwort an ſie:

Da alle Welt mich ſteinigt und man Sie dabei nicht von den Anderen unterſcheidet, wäre es vielleicht gut zu wiſſen, von

1) Siehe Beilage XLV. Nicoles Rechtfertigung ſeines Rücktrittes.

welcher Dicke die Steine ſind, welche Sie auf mich werfen, um zu beurtheilen, ob es auch ſicher iſt, Sie mit einem Briefe anzugehen, und ob ich mir dadurch nicht einen Stein zuziehen könnte, der im Stande wäre, mich ganz zu zermalmen. Denn Sie wiſſen ja, daß ich mich nicht gerne den Stößen ausſetze und nie mich zum Orden der Unerſchrockenen gezählt habe [1]). Da Sie mir indeß keine Veranlaſſung gegeben haben, Sie zu den Schlimmſten zu rechnen, dachte ich, ich könnte es wagen, mich durch einen Brief einigen Ihrer Würfe auszuſetzen; damit Sie aber nichts von meiner Seite fürchten, erkläre ich Ihnen, daß, ob ich gleich auch meinerſeits eine ſo große Menge Steine habe, daß es ſcheint, als könnte ich das ganze Menſchengeſchlecht damit zurücktreiben, erkläre ich Ihnen alſo, daß ich Niemanden, ſelbſt wenn er mich damit in meiner Wüſte überſchüttete, eines einzigen Steinwurfs würdigen würde, es ſei denn, daß die Leute Köpfe haben, die für meine Steine gemacht zu ſein ſcheinen. Denn meine Steine ſind nur Gründe und darum allerdings ſehr von denen verſchieden, welche man gegen mich ſchleudert und die Injurien ſehr ähnlich ſehen.

Madame de St. Loup hatte Nicole offenbar feige Bequemlichkeit und Furcht vor Verfolgung als den einzigen Beweggrund ſeines angeblichen Rücktritts vorgeworfen, während ſie ſelbſt vergnüglich in Paris ſaß, von ihren Galants umgeben. Dagegen ſchildert nun Nicole ſein unſtätes Leben, das ihm bei ſeiner Abneigung gegen Veränderungen doppelt läſtig ſein mußte. An dem einen Orte habe man ihm geſagt, ein gewiſſer Präſident könnte ihm leicht ein Kämmerchen bereiten, anderswo iſt es der Gouverneur. So lange er zur Partei gehalten, ſagt er, habe er in Paris doch immer eine gewiſſe Achtung in ſeiner Umgebung, er habe mit gebildeten Leuten Umgang gehabt; „dieſer gute Ruf iſt nun aber davon geflogen, wie Vögel, deren Käfig man offen läßt. Es hat der Welt gefallen, mich deſſelben zu berauben und meine Freunde haben aufs Bereitwilligſte beigeſtimmt. So mußte ich meinen Gaſtwirthen überläſtig werden, ich machte ihnen bange, ich mußte mit Schiffsvolk und Karrenbauern leben, die ſo wenig Franzöſiſch verſtehen, als Latein.

1) Anekdoten über ſeine Furchtſamkeit ſ. zu Ende ſeines Lebens.

Sie fragen mich ohne Zweifel, wie man in allen dieſen Ständen lebe und wie ſich der Geiſt dabei befinde. Ich antworte Ihnen darauf kurz: Sei es Verhärtung, oder Philoſophie, oder die Überzeugung, daß ich dem Willen Gottes gehorche, ich fand mich nie in meinem Leben in einer ruhigern Verfaſſung, ſelbſt nie mehr zur Freude geneigt. Dabei ſetze ich mein Vertrauen nicht auf dieſe Ruhe, und verkenne nicht, daß ich dennoch durch kleine Zufälle zu Fall gebracht werden könnte. Aber ich darf doch daraus ſchließen, daß die Urſache unſerer Schwachheit mehr in uns ſelbſt, als in den äußeren Dingen liege, und daß wir die Vorſtellung davon ſehr vergrößern; denn wenn mir Jemand vor ſechs Monaten geſagt hätte, daß ich mich würde entſchließen müſſen, weder Feuer, noch Obdach zu haben und aller Welt zur Laſt zu ſein, den Wohnort beſtändig zu verändern, von der Welt und den Freunden übereinſtimmend verſchrieen, von Niemanden vertheidigt oder beklagt zu werden, mit dem Fieber auf Stroh, in gegrabenen Löchern, unter den Felſen der Maas zu ſchlafen, fürwahr das hätte mir bange gemacht. Indeß iſt dieſes auch vorübergegangen und iſt nichts ſo Großes, als man glauben könnte. Noch bin ich wie ein Vogel auf dem Zweig und weiß nicht, wo ich hinzugehen habe, ſehe es aber für kein ſo großes Übel mehr an. Wo möglich bleibe ich hier bis zum Frühling, wo nicht, werde ich mich, wenn es Gottes Wille iſt, ſehr im Frieden zurückziehen. Daraus ſchließe ich, daß es Ihnen gerade ſo gehen würde, wenn Sie ſich je ſo weit gebracht ſehen ſollten, auf Paris verzichten zu müſſen, und daß Sie dieſe Entfernung für nichts ſo Großes anſehen würden. Das iſt das Ziel und die Moral meines Briefs."

Sehr erfreulich iſt es, Arnaulds und Nicoles Verhältniß während dieſer Trennung und anderweitigen Angriffe zu ſehen. Nicole erklärt, daß gegenſeitig in ihrer Freundſchaft keine Erkältung eingetreten ſei. Arnauld ſchreibt ihm am 9. Auguſt 1679: „Ob ich gleich nicht immer Ihrer Anſicht ſein kann, werde ich mir doch nie anmaßen, daß Sie verpflichtet ſein der meinigen zu ſein. Ich werde Ihnen immer dankbar ſeien für den Beiſtand, welchen Sie mir geleiſtet haben; das giebt mir aber kein Recht ihn von Neuem zu verlangen. Es genügt, daß Gott Ihnen den Willen dazu nicht gegeben hat, um mich dieſe Entbeh-

rung als einen Befehl Gottes annehmen zu laſſen [1]).“ — Zwar fand Arnauld Nicoles Brief an den Erzbiſchof unnütz und unpaſſend, „denn dieſer beklagt ſich, weil er ſich beklagen will und Händel ſucht. Es iſt aber eine Thorheit zu denken, er werde Ihnen minder übel wollen, weil Sie ſich gut gerechtfertigt haben. Er iſt im Gegentheil ärgerlich, weil man ihm dadurch zeigt, daß er nicht Recht habe und daß er ſich ohne Grund über das beklagt, was ihn erbauen ſollte. Es giebt nur Ein Mittel ihn zu begütigen, wenn man Niederträchtigkeiten beginge; ich bin aber gewiß, daß Sie deſſen ſo unfähig ſind, als ich. In Privatangelegenheiten ſolle man allerdings nicht gegen den Strom ſchwimmen, nicht gegen die Gewaltigen anlaufen wollen, aber wenn es ſich um die Vertheidigung der Wahrheit handelt, kämpfe bis auf den Tod, in der Überzeugung, daß du es für deine Seele thuſt.“ — „Ich zweifle ſehr daran, ob dazu ein anderer Beruf nöthig iſt (wie Nicole behauptete), als das allgemeine Gebot, wenn die Vorſehung es auf einige beſondere Perſonen durch die Verbindung, welche zwiſchen ihnen und den Verfolgten ſtattfindet, durch die Einſicht, anzuwenden ſcheint, welche ſie von der Ungerechtigkeit und von dem Schaden haben, den die Kirche davon leidet und durch das vernünftige Vertrauen, welches ſie zu der Güte Gottes haben können, daß die Sache der Wahrheit und der Gerechtigkeit nicht werde ganz verlaſſen ſein, wenn ſie ihre Vertheidigung übernehmen.“ Ob er nun gleich glaubt, es könne Nicole von Gott für ſeinen Kleinmuth und dafür Verantwortung erwachſen, daß er ſein Talent vergraben habe, ſo ſchließt Arnauld doch: „Es ſcheint mir doch, als hätte ich kein anderes Intereſſe, als das Intereſſe Gottes und der Wahrheit. Sein Sie Gott befohlen, lieben Sie mich immer und ſein Sie überzeugt, daß ich an all den Geſchwätzen keinen Theil nehmen werde. Welchen Entſchluß Sie auch faſſen werden, das kleine Leid, das mir daraus entſpringen mag, wird mich nicht hindern, Sie als meinen Freund auf Leben und Sterben zu betrachten.“

Nicole durch dieſes Schreiben beruhigt und befeſtigt, ver=

1) Der ganze 185. Brief. Band 3, von Seite 204 an.

faßte noch in Lüttich eine Erklärung der Worte Auguſtins: Die Liebe der Wahrheit ſucht eine heilige Ruhe; der Zwang der Liebe läßt uns einen heiligen Beruf ergreifen; wenn Niemand uns dieſen Beruf auflegt, muß man der Betrachtung der Wahrheit leben.

Als die Feindſeligkeit und die Verdrehung aller Schritte Nicoles fort dauerte und man ihn, namentlich in der Sache von Nordſtrand, des Eigennutzes bezüchtigen wollte, ſchrieb Arnauld an Pontchateau, der ſich auch gegen Nicole erklärt hatte, ſehr kategoriſch am 15. October 1681, man habe ſich durch böſe (méchantes) Gründe abſcheulich gegen Nicole einnehmen laſſen; „wird man ſich nie daran gewöhnen, die Leute nicht ungehört zu verdammen? man ſollte wenigſtens hernach die Ungerechtigkeit ſeiner unbeſonnenen Urtheile ehrlich eingeſtehen. Man hat auch in Betreff ſeiner ſehr befremdende Urtheile ſich erlaubt. Man klagt ihn des Eigenſinns an, da er den Anſichten aller Anderen ſich nicht fügen wolle; obgleich dies einerſeits nicht wahr iſt, da ich immer ſeiner Anſicht war, andererſeits bei der offenbaren Ungerechtigkeit Deſſen, was man von ihm verlangte, er nicht verpflichtet iſt, Jemandes Anſicht ſich zu fügen. Iſt es nicht nützlich, daß er in Ruhe ſei, damit er für die Kirche arbeiten könne? Thut er es nicht immer auf die eine oder andere Weiſe? Iſt es nicht billig, daß Jeder mit ſeiner Gabe handle? Hat er nicht Dienſte gethan, welche groß genug ſind, daß man ihm dafür Dank wiſſen und ihn nicht wie einen Sklaven behandeln ſollte, welcher nicht die Freiheit hätte, nach ſeinem Gefallen zu handeln? Er hat ſehr ſchöne Plane, die von der größten Bedeutung ſind. Statt darauf einzugehen und ihm Mittel zur Verfolgung derſelben zu geben, möchte man, er ſolle ſich auf Dinge werfen, wozu er keine Neigung hat. Und da er es nicht thut, ſo fehlt wenig, daß man ihn nicht als Ausreißer behandelt. Das iſt mir immer als unvernünftig erſchienen."

Nicole kehrt nach Frankreich zurück; ſeine Schriften beſonders über die Gnade.

Nicole auf die Bitten des zitternden Abtes von Orval entfernte ſich wieder, umarmte in Lüttich den vertriebenen Ste. Marthe, von welchem Nicole ſagte, er ſei der heiligſte Mann, den er in Port-Royal geſehen, und reiſte mit ihm nach Brüſſel, wo

er bei Arnauld wohnte. Hier erhielt er die Nachricht (Sommer 1680), daß der Erzbiſchof ihm geſtatte, nach Chartres zu kommen, wo er nahe Verwandte hatte. Allein ſeine unſchuldigſten Schritte und Reden wurden belauert, misdeutet und verdreht, als wollte er für den Janſenismus werben; der Biſchof machte ſich ein Verdienſt daraus, das Alles anzunehmen. Nicole ſcherzte über ihn, ein Überdruß (lassitude) ohne Urſache ſei ein gefährliches Symptom, ein Vorzeichen einer nahen Krankheit und verließ Chartres. Er wohnte nun längere Zeit bei der Familie Ste. Marthe auf dem Schloſſe Corbeville, drei Stunden von Port-Royal; der Beichtvater der Nonnen dieſes Namens ſtarb hier am 11. October 1690 an St. Cyrans Todestag. Im Mai 1683 erhielt er endlich die Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren. Ein Jeſuite ſagte, er habe unbedingt auf den Janſenismus und auf die ganze Kabbale verzichten müſſen, und Freunde Port-Royals, welche ſonſt ſtets bereit waren, das Wort eines Jeſuiten für Lüge zu erklären, feindeten ihn um dieſer falſchen Vorausſetzung willen an. Im Jahr 1687 fand er einmal eine Heimath ganz nach ſeinen Wünſchen, in der Straße Puits l'Hermite hinter der Pitie, im Kirchſpiel St. Medard, mit Raum für ſeine Bibliothek und Gelegenheit ſich im königlichen Garten zu ergehen. Auch ſein Wunſch nach einem kleinen Landhaus „mit einem Kloſter, einem Arzt, einem kleinen Markt und Gelegenheit im Nachen zu fahren“ in der Nähe wurde ihm in Corbeil. Sein Aſthma und heftige Urinbeſchwerden machten dieſes zum Theil nöthig und ſtörten den Genuß.

Er hielt wöchentlich bei ſich Conferenzen über Controverſe, da er eben mit ſeinen Schriften gegen die Reformirten beſchäftigt war. Seine Freunde waren Troisville, Boileau, der Satyriker, Racine, Dubois, der Überſetzer, der Sprachgelehrte Renaudot, de la Chaiſe, der Biograph St. Ludwigs, Le Tourneux, die beiden Santeuil. Condé lud ihn öfter zu ſich ein. — Durch Nicole war mit Port-Royal auch Beaubrün, Sohn des Malers und Akademie-Directors verbunden, welcher eine ſchöne Bibliothek und Kupferſtichſammlung hatte. Als er in ſeiner letzten Krankheit ſchwere Schmerzen litt, ſagte er: Das ſind die Meißelſchläge, welche das Bild Chriſti in mir vollends aushauen ſollen.

Nicole benutzte dieſe Muße zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Kaum nach Frankreich zurückgekehrt, ſtellte er eine angeblich vor dem Altar der Maria in Notre-Dame zu Paris geheilte, ſehr zweideutige Weibsperſon ins rechte Licht; die zahlloſen Meſſen, welche man ſeitdem an dieſem Altare hielt, verminderten ſich aber nicht. Ein drohender Proceß in ſeiner Familie veranlaßte ihn, ſeine essaies unter andern mit den Abſchnitten le procès injuste und des arbitrages zu bereichern. Er gab jetzt Hamons Schriften heraus. Im Jahr 1687 erſchienen in vier Bänden in 12. ſeine **Réflexions morales** über die Epiſteln und Evangelien der Sonntage und anderer bedeutender Tage des Kirchenjahrs, welche Arnauld ſo gut fand, daß er an den Landgrafen von Rheinfels ſchrieb, ob ſie nicht könnten deutſch herausgegeben werden.

Mit Arnauld wurde er aber in eine lebhafte dogmatiſche Erörterung verwickelt. Schon 1656 hatte er beſonders gegen Pascal ausgeſprochen, daß man durch bloße Milderung der Ausdrücke der Prädeſtinationslehre die abſtoßende Härte benehmen und dieſe blos der proteſtantiſchen Lehre zuſchieben könnte [1]. Nicole ſchreibt: „obgleich Pascal der ſtarrſte und unbiegſamſte Menſch von der Welt in Beziehung auf das Dogma von der Gnade iſt, ſo hoffte er doch, wenn er es zu behandeln hätte, es würde ihm gelingen, daſſelbe ſo plauſibel zu machen und ihm ein gewiſſes wildes Ausſehen, welches man ihm giebt, ſo zu benehmen, daß es für den Geſchmack aller Arten von Geiſter wäre.“ Doch ſahen ſich beide durch andere Arbeiten davon abgehalten, dieſen Gedanken auszuführen.

Arnauld ſelbſt erklärt, wie man durch Nicole und durch den Drang der Umſtände dazu gekommen ſei, beſonders ſeit ſeiner Sache bei der Sorbonne, ſich mehr der ſcholaſtiſchen Definitionen und Unterſcheidungen zu bedienen. Früher habe man (im Sinne St. Cyrans) ſich mehr der unbeſtimmteren, bildlichen, erbaulichen Sprache der Kirchenväter bedient. Allein die Gegner haben wenig Achtung für dieſe bezeigt und durch nachherige Erklärungen ſich nicht abhalten laſſen, mehrere ſolche Sätze zu ver-

1) Wahrſcheinlich iſt ein unvollendeter Aufſatz Pascals, welchen Herr Sta. Beuve mir als Manuſcript mittheilte und den ich als Beilage zu ſeinem Leben herausgab, im Zuſammenhang mit dieſen Unterredungen.

dammen. Denn ſie haben ſich nur an den möglichen böſen Sinn gehalten. Nicole habe daher darauf gedrungen, daß man ſich in den theologiſchen Schriften der den Gegnern eigenen ſcholaſtiſchen Sprache bediene, wodurch man ihren Angriffen zuvorkomme, indem man zum Voraus den angreifbaren Sinn wegdefinire. Daher ſei es den Gegnern auch nicht möglich geweſen, die ſpäteren theologiſchen Schriften anzugreifen. Die Abneigung ſo vieler Freunde gegen dieſe Methode ſei nur Unkenntniß damit. — Angelica von St. Johann, Feindin der Scholaſtik, ſuchte deshalb beſonders den vermeintlich ſchädlichen Einfluß Nicoles auf Arnauld zu brechen. Als hätte Arnauld zu Unterſcheidungen, welche um nichts weniger ſubtil waren, als die ſcholaſtiſchen, nicht ſchon von ſelbſt Neigung genug gehabt!

Es war nun etwas von dieſer Scholaſtik mitwirkſam, als Nicole nach zwei Jahrzehnden den obigen Gedanken wieder aufnahm und eine allgemeine, aber ohne die hinzukommende wirkſame, leere und kraftloſe Gnade aufſtellte. Er wollte dadurch das Ärgerniß der Prädeſtination wegräumen und Manche abhalten, dadurch dem Semipelagianismus in die Schlinge zu fallen. Der grelle Unterſchied, welchen bei gleichen Pflichten die Prädeſtination unter den zwei Menſchenclaſſen ſetzte, ſollte dadurch etwas angeebnet werden. Die Moliniſten ſchrieben dieſes unkräftige Wollen des Guten der gefallenen Natur zu, nicht einer göttlichen Wirkung; das ſchien Nicole ſchon zuviel zugegeben. Andererſeits ſah Arnauld in Nicoles Theorie eine offene Thür zur Abſchwächung des Begriffs der Gnade, wenn man eine ſo leere, kraftloſe Kraft Gnade nenne. Arnauld (in einem Briefe an den berühmten Arzt Dodart) unterſcheidet zwei Punkte in den Behauptungen Nicoles, einen metaphyſiſchen und ein Factum. „Der metaphyſiſche iſt: Wenn die Menſchen im Stand der verdorbenen Natur ihnen ſelbſt überlaſſen wären, ſo würde ihnen auch das phyſiſche Vermögen, die Gebote Gottes zu erfüllen, fehlen, ſie wären folglich auch nicht ſchuldig, indem ſie dieſen Pflichten nicht nachkämen. (Da ſie aber auch in dieſem Zuſtande ſündigen, ſo muß es eine allgemeine Gnade Gottes geben, welche ihnen freilich nicht ſowol das Gutesthun, als das Sündigen möglich macht, folgerte Nicole.) — Der andere

Punkt iſt ein Factum: Die innere übernatürliche Gnade, beſtehend in guten Gedanken, welche einige Erkenntniß geben, iſt allen Menſchen insgemein gegeben, ſo barbariſch und ſtupid ſie auch ſein mögen." Nicole hatte, zu Begründung der letzteren Behauptung, die Gedanken der Menſchen in beſtimmte und confuſe oder in vermittelte und unvermittelte, in vernehmbare und unvernehmbare eingetheilt, ſo daß wenn man einen (allgemein menſchlichen) Gedanken nicht auf die eine Weiſe im Kopf eines Irokeſen finde, man ihn auf die andere darin muß finden können. — Arnauld ſagt darüber: „Dies ſcheint mir ebenſo wenig wahrſcheinlich, als wenn man ſagte, jeder Irokeſe ſei Geometer, Arithmetiker, Logiker, weil er die Principien dieſer Wiſſenſchaften in ſeinem Geiſt hat, ob er gleich nichts davon weiß und nur durch unvernehmbare Gedanken Erkenntniß davon hat." Arnauld ſieht offenbar darin eine Annäherung an den Satz der Jeſuiten, daß nur dann eine Handlung Sünde ſei, wenn ſie mit dem deutlichen Bewußtſein gethan werde, daß ſie wider das Geſetz laufe.

Der Streit verbreitete ſich weiter über das Weſen unbewußter Geiſtesbewegungen. Arnauld wollte dergleichen nicht Gnade nennen laſſen, da dieſe ein Licht ſei, welches den Verſtand erleuchtet, verbunden mit einer guten Bewegung, welche den Willen aufregt und erwärmt. Das „phyſiſche Vermögen" zu einzelnen Akten ſei von dem freien Willen unzertrennlich, nicht Sache der Gnade. Arnauld wollte in der Beweisführung ſich einer geometriſchen Methode bedienen; er ſtellte **règles du bon sens pour bien juger des écrits polémiques dans les matières de science** auf.

Durchaus grundlos war die Behauptung der bitteren Janſeniſten, Nicole habe das Syſtem nur erfunden, um beim Erzbiſchof ſich in Gnaden zu bringen. Schon 1674 hatte er ſeinen **traité de la grace générale** für Troisville gemacht, der ſich viel mit dem Studium der griechiſchen Väter befaßte, welche ſich über die Prädeſtination nicht ſo ſtreng auguſtiniſch ausſprechen; 1679 hatte er in **abrégé de théologie** dieſelbe Anſicht auseinandergeſetzt. Es kam aber erſt ein Jahrzehnd ſpäter zu Arnaulds Kenntniß, der, obgleich mit Arbeiten überladen — nahe am Achtzigſten —

nicht umhin konnte, darauf zu antworten. Er theilte ſeinen Aufſatz im Februar 1691 Dodart mit, bat ihn aber, denſelben Nicole nicht zu zeigen, da es ihn ſonſt zu ſehr beſchäftigen und ſeiner Geſundheit ſchaden möchte. Nicole, welcher dennoch Kenntniß davon erhielt, ſchreibt: „Die Gedanken erhitzten mir den Kopf, ſtörten meinen Schlaf und ich entſchloß mich, ſie niederzuſchreiben, um ſie wiederzufinden.“ So ſchrieb man hinüber und herüber. Nicole ſchickte an Arnauld anonym einen Aufſatz; dieſer ſchreibt an Dodart: „Ich glaube aber errathen zu haben, von wem er iſt, eine Perſon, die ich liebe und achte. Es überraſcht mich nicht, daß er ſich durch ein ſo blendendes Syſtem hat fortreißen laſſen. J'y ai trouvé beaucoup de brillant, un air d'honnêtéte merveilleux, et un enjouement inimitable, mais nulle solidité.“ — Gar naiv ſagt Arnauld, es wundere ihn, daß Nicole gemeint habe, er könne ihn von ſeiner ſeit 50 Jahren vertheidigten Anſicht zu der ſeinigen hinüberbringen; „es kommt mir vor, wie wenn Jemand ſagte: Legen Sie ſich doch in einigen verlorenen Stunden auf die Geometrie, um neue, den Elementen, welche Sie publicirt haben, ganz entgegengeſetzte zu machen.“

Arnauld nahm die Sache bei aller dieſer Schonung der Perſon ſehr wichtig; er theilte ſeine Arbeiten darüber Boſſuet mit und bat ihn um ein eingehendes Urtheil: „Es iſt ein Streit zwiſchen zwei Freunden, welche immer in einer vollkommenen Einheit der Liebe und Freundſchaft geblieben ſind, ob ſie ſich gleich jetzt über einen Punkt getrennt finden, worüber ſie lange Eins waren. Zwar ſind ſie es nicht über den Capitalpunkt der Lehre, ſondern ſie haben nur über Zwiſchenpunkte nicht übereinkommen können. Ich wünſchte, daß Sie darin Richter ſein wollten.“ — Boſſuet entſchied, daß Nicoles Anſicht der von Auguſtin widerſpreche. Umſonſt hatte Arnauld gehofft, Nicole durch Boſſuets Auctorität von einer Anſicht abzubringen, welche die Auguſtiniſche gefährden könnte. Die Jeſuiten, welche von dieſer handſchriftlichen Erörterung Wind bekamen, ließen nach Nicoles Tod ſeine Anſicht unter dem Titel „ſeines geiſtigen Teſtamentes“ drucken, worauf die wahren Aufſätze Nicoles und Arnaulds auch veröffentlicht wurden. Auf jeden Fall war Nicole nicht gemeint, allen Menſchen zur Überwindung der Willens=

Unfähigkeit wirklich hinreichende Gnade zuzuſchreiben. Und ob er gleich zu ſehr Skeptiker war, um ſich durch Arnaulds Lemmen überzeugen zu laſſen, ſo hielt er ſeine eigene Anſicht nicht für unumſtößlich. Er ſchrieb kurz nach Arnaulds Tod an Quesnel, er habe darin keine ausgemachte Anſicht: „Ich weiß nicht, ob es in Wirklichkeit ſolche allgemeine Gnaden gibt, ich weiß nicht, ob St. Auguſtin ſie zugelaſſen hat; ich habe keine Überzeugung, weder für, noch wider. Ich behaupte nur, daß man mit der Vernunft die Falſchheit der Meinung, welche dieſe allgemeine Gnade zuläßt, nicht beweiſen kann und daß alſo die zehn Demonſtrationen (die geometriſche Schrift Arnaulds dagegen), deren man ſich hat bedienen wollen, um ſie zu ſtürzen, nicht abſolut ſchlußfeſt ſind. Das iſt meine ganze Behauptung darüber. So wollen wir denn alle dieſe ſpeculative Differenzen gehen laſſen. Ich kann mich täuſchen, auch Ihr könnt Euch darin täuſchen; das ſind Proceſſe, die man dem Urtheil Gottes überlaſſen muß.“

Wie der Schiffer lange, ehe er auf dem Ocean die Nähe des Landes ſieht, Anzeichen davon hat, ſo fühlen wir auch bis in die Kreiſe von Port-Royal die Annäherung des philoſophiſchen Jahrhunderts. Es iſt uns, als hörten wir die theologiſchen Vorläufer der Propheten des ſeligen Naturzuſtandes aus der Zeit Rouſſeaus. Merkwürdig iſt, daß die Miſſionen unter den nordamerikaniſchen Indianern dieſe Frage offenbar anregten.

Dieſes erhellt noch mehr aus einer andern Erörterung, welche die vorhergehende durchkreuzte. Sie ging zwar auch von Auguſtins Metaphyſik über die Wahrheit aus. Doctor Huygens zu Löwen hatte die Sätze aufgeſtellt: 1) „In der unerſchaffenen Wahrheit, welche Gott iſt, ſehen wir alle nothwendigen, unerſchütterlichen Wahrheiten. (Offenbar mit Mallebranche verwandt; das Folgende mag die Polemik Arnaulds gegen dieſen miterklären.) 2) Wenn wir eine Tugend um ihrer ſelbſt willen lieben, ſo lieben wir ihre primitive, ewige Form, welche in Gott und Gott ſelbſt iſt. — Daraus folgerte er: Die Heiden konnten einige Liebe zu Gott haben, denn indem ſie eine Tugend liebten, liebten ſie ihre ewige Form, nämlich Gott.“ — Arnauld erklärte ſich ſogleich gegen dieſe Sätze, Nicole ſich durchaus damit

einverſtanden. Lami [1]), Benedictiner von St. Maurus, verfocht die Anſicht etwas leidenſchaftlich. Nicole behauptete die Liebe der Heiden zur Gerechtigkeit, welche von der zu Gott nicht unterſchieden werden könne, laſſe ſich nur durch die allgemeine Gnade erklären. Arnauld greift namentlich auch den Satz ſeiner Gegners an: „Ein Philoſoph, welcher noch nicht von Chriſto hat reden hören, kann durch den Beiſtand einer durch die Verdienſte Chriſti gegebenen Gnade eine wahrhaft gute, tugendhafte Handlung thun." — (Man brauchte nur einige Worte wegzulaſſen, ſo war es gerade das Gegentheil des Auguſtinismus.) Wie ſich beide Erörterungen durchkreuzen, ſehen wir aus dem Satze Arnaulds: „Man iſt über einen Gegenſtand nicht aufgeklärt, wenn man keinen Gedanken von dieſem Gegenſtand hat." Daraus ſchloß er: „Da die Amerikaner (Indianer) keinen Gedanken an Gott haben, und ehe ſie die Prediger des Evangeliums ſahen, es ſich nie im Schlafe haben beifallen laſſen, daß ſie verpflichtet ſein, Gott zu lieben, anzubeten, ihm zu danken, alle Handlungen auf ihn zu beziehen, ſo konnte man auch nicht behaupten, daß ſie über dieſen Gegenſtand aufgeklärt ſein, folglich die inneren Gnaden hätten, welche ihrem Willen eine zu Erfüllung dieſer weſentlichen Pflichten verhältnißmäßige Kraft geben." Arnauld kämpfte gegen den Christus implicitus, gegen den der Menſchennatur einwohnenden Erlöſer, der nur die Entwickelung jener verlangt. Zugleich war diesmal Arnauld noch mehr gegen den Myſticismus auf der Hut, als Nicole, indem er nur die klare, bewußte Kraft für eine wirkliche Kraft hält.

Nicole hatte perſönlich Arnauld gegenüber eine ſchwere Stellung, denn dieſer hatte eine Partei, er nicht; daher er klagt, daß man die Aufſätze Arnaulds unter dieſen Leuten habe herumlaufen laſſen, welchen genüge zu wiſſen, daß Arnauld gegen Jemanden ſei, um ihn anzufeinden.

1) Adry ſchreibt von ihm: Franz Lami, beſonders mit Arnauld und Nicole verbunden, war früher Offizier. Seine Bekehrung und ſein Entſchluß in St. Maure einzutreten, wurde durch ein Duell veranlaßt, wobei eine règle de St. Benoit, die er bei ſich trug, den Stich des Gegners aufhielt. Er ſchrieb als Karteſianer apologetiſche Schriften, über Naturphänomene, gegen Spinoza, über inneres Leben, gegen Rancés Schrift über die Mönchsſtudien. Nichts deſto weniger macht er den Bäcker und Schreiner, ſo lange er an ſtarkem Kopfweh litt, wie Mabillon in Corbie den Pförtner.

Merkwürdig iſt, daß Arnauld, um den Auguſtinismus aufrecht zu erhalten, der Anſicht von Thomas den Vorzug vor der von Auguſtin gab, indem er gegen dieſen behauptete, die angeborene Wahrheit ſei nicht unmittelbarer Gegenſtand unſerer Gedanken, und wir ſehen, genau geſprochen, die Wahrheit nicht in Gott, ſondern nur in uns ſelbſt.

Wir aber fragen, ob nicht auch Dieſes wieder eine den theoretiſchen Skepticismus hervorrufende Formel ſei, welche ſelbſt gegen den Offenbarungsglauben gewendet werden kann?

Rancés und Fenelons Verhältniß zu Port=Royal und unter ſich. Nicole gegen Quietismus.

Nicole nahm ſehr lebhaften Antheil an dem Streit, welcher durch den gegen die gelehrten Studien in den Klöſtern gerichteten Angriff Rancés ausbrach, und der beſonders den berühmten Congregationen von St. Maurus und St. Vannes galt. Er ſtand ganz auf Seite von Mabillon, welcher erſt nach neunjährigem Schweigen auf Rancés Angriff mit vieler Mäßigung antwortete. Allein dieſer wollte nur das Vollkommene gelten laſſen, und das war ihm ſein Trappiſtenorden und deſſen Weiſe. Außer der Bibel und einigen Mönchsſchriften wollte er keine Lectüre, ſondern nur Handarbeit zulaſſen. Nicole ſchreibt am 16. Juni 1692 an Arnauld: „Rancé verachtet souverainement ſeine Gegner. Er macht ſich nicht den geringſten Skrupel daraus, einen ſo großen Streit angefacht zu haben, welcher unter 4000 Mönchen große Bitterkeit erregt. Er hat nicht das geringſte Mistrauen in ſeine Gründe. Er glaubt, er könne ſie ohne Mühe gefangen führen und ſchlagen. Er ſieht nichts, was nöthiger wäre, als ſein Buch, und ich für meinen Theil bin überzeugt, daß es nie etwas Unnützeres gegeben hat. Nicht vierzig Brüder in der Congregation greift er damit an, denn kaum ſo viele führen ein ſtudirendes Leben und die es thun, ſind die Genaueſten von Allen in den meiſten klöſterlichen Pflichten, beſonders in der Offiz. Mag er ſich mit den Anderen ſo viel zu ſchaffen machen, als ihm gefällt; er hat ſie nicht von zu großen Studien zurückzuziehen, ſondern von andern Beſchäftigungen und Vergnügungen.“

Nicole konnte nicht umhin, Einiges über Rancés Anſicht zu

ſchreiben, ob er es gleich nur für ſich that, war doch ſo viel transpirirt, daß Rancé aufhörte, Nicole, deſſen essaies er bewunderte, jedesmal ein Exemplar ſeiner Schriften zu ſchenken[1]).

Wie Vincent von Paule ließ ſich auch Rancé durch das Beſtreben, ſich vornehme Gönner zu gewinnen und zu erhalten, zu zweideutigen Worten und Schritten, zu Widerſprüchen verleiten. Seine Mönchsanſichten ließen ihn das Formular ohne Weiteres unterſchreiben, ob er gleich Auguſtinianer war. Seine ſtrenge Asceſe machte ihn, wie die Männer von Port=Royal, zum Gegner des Quietismus. Port=Royal ward noch durch die Geringſchätzung der Sacramente und der Hierarchie von Seiten der Quietiſten bewogen, dieſe innerliche, myſtiſche, einer ſchlaffen Schwelgerei ausgeſetzte Richtung zu verdammen, lange ehe der Pabſt es that. Später kam dazu, daß Fenelon, welcher keine Gränzen mehr fand in der Unterwürfigkeit unter den römiſchen Stuhl, bei Gelegenheit der Bulle in Vineam in einem Mandement zu deren Verkündigung die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche in Beziehung auf Entſcheidung über faits doctrinaux darſtellte (1708). Denn, ſagte er, käme dieſe Unfehlbarkeit der Kirche nicht zu, ſo wäre es eine Tyrannei, Glauben und Unterwerfung für ihre Entſcheidung über Facten zu verlangen. Er ſetzte voraus, Noailles, der doch nur eine Art von foi humaine und äußeren Gehorſam gegen die Vorgeſetzten in der Unterſchrift verlangte, und Boſſuet ſeien auch ſeiner Anſicht; was den Vertheidigern Port=Royals Gelegenheit gab, dieſe Auctoritäten mit ihrem Widerſpruch einander gegenüber zu ſtellen.

Daher ſchreibt ſich der Haß, ja die Verachtung, welche die Janſeniſten gegen Fenelon hegten. Wie man in Port=Royal beſonders in Epitaphien zu rühmen und erheben pflegte, ſo machte man ſeinem Haß auch durch Satyren in Epitaphform Luft. Eine dieſer handſchriftlichen bitteren Epitaphien[2]) lautet:

Yei git Fénélon qui deux fois se damna,
L'une pour Molinos, l'autre pour Molina.

1) Ich weiß nicht, bezieht ſich eine Stelle bei Nicaiſe auf dieſen Streit: Die Mönche von St. Germain des Pres ſind mit einem Aufſatz von Bernier über la Trappe nicht zufrieden; Pline dit de certains hermites (zweideutig) de la Paléstine: gens aeterna in qua nemo nascitur. Je crois qu'on pourrait dire des notres: gens aeterna in qua nunquam parcitur.

2) Bibliothek Mazarine, Manuſcripte N. 1882.

Der edle Erzbiſchof von Cambrai war aber überhaupt längere Zeit bei den Meiſten ein Gegenſtand der Geringſchätzung geworden. Nach einem Briefe von 1697 bei Nicaiſe hätte man ſelbſt Boſſuet und dem Erzbiſchof von Paris zur Zeit, als die Sache ſeiner „Maximen“ in Rom ſchwebte, Vorwürfe gemacht, daß ſie, obgleich damit ſchon bekannt, dazu gerathen hätten, Fenelon zum Erzbiſchof zu machen; Boſſuet hatte den Befehl vom König, dem Herzog von Burgund einen Aufſatz gegen den Quietismus vorzuleſen; die beiden Prälaten wollten, man ſollte aufgefundene Aufſätze Fenelons gegen ihre Anklage nur drucken laſſen. Monseigneur de Cambrai est tombé dans le dernier mépris heißt es in einem Briefe an Nicaiſe aus der Zeit der Unterſuchung in Rom. „So lange es ſich nur ums Dogma handelte, theilte er die Geiſter; aber die Geſchichte und die Thatſachen haben ihn zu Boden geſchlagen.“ Beſonders wurde dieſes von der Unterſuchung gegen den Pfarrer von Sevres (? Seurre) behauptet. Niemand wollte auch nur den Anſchein haben, ihn in Schutz zu nehmen; der Cardinal Bouillon entfernte ſich deshalb aus Rom.

Rancé ſchreibt am 14. April 1697 an Boſſuet [1]): „Nie iſt etwas wichtiger für die Ehre der Kirche, für das Heil der Gläubigen, für den Ruhm Chriſti geweſen, als die Sache, welche Sie verfechten. Denn fürwahr, wenn die Chimären dieſer Fanatiker Statt hätten, ſo müßte man das Buch der göttlichen Schriften ſchließen, das Evangelium laſſen, als wäre uns ſeine Übung von keinem Nutzen, man müßte das Leben und das Verhalten Chriſti, ſo bewundernswürdig es iſt, für nichts achten, wenn die Meinungen dieſer Unſinnigen in den Geiſtern einiges Vertrauen fänden und ihre Auctorität nicht ganz vernichtet würde. Kurz es iſt eine vollendete Gottloſigkeit, verborgen unter außerordentlichen, affectirten Ausdrücken, neuen Phraſen, welche nur erſonnen ſind, um die Seelen zu betrügen und zu verführen. Wir beten um Enttäuſchung der darein Verſtrickten.“

Nicht nur bei Agnes, ſondern auch bei St. Cyran, weil er eine weſentlich myſtiſche Ader hat, erinnert manches Wort an den Quietismus, z. B. wenn er ſagt: „Das Gebet iſt um ſo vollkommener, je weniger die Seele dabei handelt, das vollkommenſte

1) Bei Nicaiſe.

iſt das rein paſſive, worin Gott Alles thut." Dahin gehört eigentlich auch, daß er die Abſolution nur einen bedingten, declarativen Act nennt, welcher nur dann Erfolg hat, wenn die Sünde ſchon innerlich vergeben iſt. St. Cyran, wie die Quietiſten, war unbefriedigt von der Äußerlichkeit des Katholicismus; aber er und die Seinigen waren ſtarre, kampfmuthige Naturen, zugleich mit der tiefſten Achtung vor der Geſchichte. Le=Maitre ſagte: „contritio iſt, Gott lieben, nur um der Liebe zu ihm ſelbſt willen."

Nicoles letzte Beſchäftigung war eine Arbeit gegen den Quietismus. Bei ihm war es eine Abneigung gegen jede Schwärmerei, gegen alle Übertreibung; denn ſein Beruf war der des Menſchenkenners, des Moraliſten. Schon 1680 hatte er eine quietiſtiſche Dame angegriffen, Madame Malin, intime Freundin von Frau von Guyon, welche ein Mädcheninſtitut zu Ham in der Picardie hielt. Er hatte 1687 eine Conferenz mit Madame Guyon, verſuchte, aber natürlich umſonſt, ſie von ihrer Schwärmerei abzubringen. Er berichtet am 23. September Arnauld davon, er habe ihr vorgeſtellt, 1) „es ſei nicht erlaubt, eine außerordentliche Gnade an eine körperliche oder geiſtige Gnade zu knüpfen, woran ſie nicht von ſelbſt gebunden iſt, ohne ausdrückliche Auctorität des Wortes Gottes und der Tradition. Denn ſonſt macht man daraus ein Sacrament oder etwas einem Sacramente Gleichbedeutendes. Es iſt aber ein Irrthum und eine Ketzerei, daß es mehr als ſieben Sacramente gebe. Eine geiſtige Handlung, z. B. ein Act des Glaubens gegen das Weſen und die Unendlichkeit Gottes, das Verzichtleiſten auf ſeine eigene Thätigkeit hat nicht zur Folge, daß Gott ſich der Seele bemächtige und anfange allein in ihr zu wirken. Überdies hat Gott weder durch ſein geſchriebenes, noch mit ſeinem ungeſchriebenen Wort eine Gnade daran geknüpft. Es iſt alſo ein Irrthum und eine Ketzerei, ſogleich quietiſtiſche Gnaden mit dieſem Acte verbunden zu glauben."

2) „Es heißt Gott verſuchen, wenn man auf die gewöhnlichen Mittel verzichtet, wodurch Gott ſeine Gnaden mittheilt und zu außerordentlichen Mitteln ſeine Zuflucht nimmt. Das gewöhnliche Mittel aber, wodurch Gott auf den Willen des Menſchen wirkt, iſt, den Willen zu erleuchten; ſein gewöhnliches Mittel, die Liebe zu erwecken, iſt, Motive zur Liebe vorzuſtellen, z. B. den Gedanken an Attribute zu erwecken, welche uns Gott liebenswürdig

machen, an ſeine Weisheit, Gerechtigkeit, Erbarmen, an ſeine Güte und Macht, an ſeine Wohlthaten, an ſein Kreuz und an alle anderen Motive, welche in der Schrift und den heiligen Büchern gebraucht werden. Auf das Alles zu verzichten, um ſich nur mit einer confuſen Idee von der Unendlichkeit Gottes zu beſchäftigen, welche unter allen Eigenſchaften uns Gott am wenigſten liebenswürdig macht, heißt Gott verſuchen, das heißt, wollen, daß er uns mit Steinen, mit Holz, mit Luft, ſtatt mit Brod nähre."

„Der Quietismus iſt eine Liſt des Teufels, welcher, im Verlangen alle Myſterien und alle Attribute Gottes abzuſchaffen, wodurch dieſer das Heil der Menſchen gewirkt hat, nachdem er damit nicht durchdringen konnte, nun dieſes Geheimniß gefunden hat, ſie wenigſtens in ihrem Gedächtniß zu vernichten, indem er falſch Geiſtige eine Methode ergreifen lehrt, welche darin beſteht, daß man nicht daran denkt."

Nicole hatte verwandte Schwärmereien ſchon in den Viſionaires gegen Desmarets de St. Sorlin, ja gegen Barcos bekämpft. Trotz ſeiner körperlichen Gebrechlichkeit ließ er ſich durch den Zuſpruch Boſſuets aufeuern, noch beſonders die réfutation des principales erreurs des Quiétistes herauszugeben (1695. Paris in 12).

Nicoles Ende und Bild.

Seit 1693 war ſein Geſundheitszuſtand ſehr elend und ſchmerzhaft. Den 11. November 1695, als er allein auf ſeinem Zimmer arbeitete, traf ihn ein Schlaganfall, welcher ihn zunächſt des Bewußtſeins und der Sprache nicht beraubte. Er ließ ſich auf dieſem Krankenlager beſonders häufig die Pſalmen vorſingen, er ſelbſt begleitete mit ſeiner Stimme oder ſprach ſeine Gedanken darüber aus. Die Herzogin von Grammont und Dodart ſorgten liebreich für ihn, der Pfarrer von St. Jacques dû Haut-Pas gab ihm die Sacramente. Ein zweiter Anfall endete am 16. November 1695 ſein Leben.

Ein geſchickter Bildhauer Coizevox modellirte ihn ſogleich und nach einigen Büſten von ihm wurde ein Portrait in Kupferſtich gemacht. Früher ſchon hatte ihn Fräulein Cheron gemalt, während er bei einem Freunde ſpeiſte, daher das Gemälde die Unterſchrift trägt: Inscium pinxit domicella Cheron. — Es werden von ihm mehrere Anekdoten erzählt, welche ſeinen Freunden zu lachen gaben und einigen Mangel an perſönlichem Muth und

Zerſtreutheit in Folge beſtändigen Nachſinnens bezeugen. Beſonders während er ſeine essaies ſchrieb, gab es davon zu reden. Einmal traf ihn ein Freund in einer langen dunkeln Hausflur gegen die Wand ſtehend. Auf die Frage, was er hier thue, ſagte er, er habe das Gedränge auf der Straße vorüber gehen laſſen wollen; davon war aber weit und breit nichts mehr zu ſehen. Als man einmal von einem Einfall Wilhelms von Oranien in Frankreich ſprach, überlegte er, welches Quartiers von Paris dieſer ſich zuerſt bemächtigen würde und meinte, man ſollte ſich nach Avignon flüchten, da der Pabſt es mit dem Kaiſer halte, ſein Gebiet alſo von deſſen Bundesgenoſſen würde geſchont werden. Einmal trat er bei der Herzogin von Longueville ein, und legte vor Augen einer ganzen Geſellſchaft ſeinen Hut, Stock und Muff auf ihr Bett, was — als Zeichen ſonderlicher Verhältniſſe mit der nicht galanten Herzogin — große Heiterkeit erregte. Ganz im Styl Port-Royals iſt es, daß ſeine Freunde einmal behaupteten, er könne gewiß kein Bett recht machen und daß ſie laut auflachten, als er, ſtatt zweier Betttücher ein einziges ausbreitete. — Er ſprach teſtamentlich den Wunſch aus, ſein Herz möchte nach Port-Royal gebracht und einmal mit dem von Arnauld vereinigt werden. Eine Stiftung, welche er machte und die von Freunden Port-Royals verwaltet werden ſollte, hat ſpäter, von den Feinden mit dem Beinamen der boite de Perrette lächerlich gemacht, vor Gericht Verfolgungen erfahren. Gregoire beklagt ſich, daß ſie unter Napoleon dazu misbraucht worden ſei, einem Ordensgeneral Equipage zu kaufen. Es wurde immer gebräuchlicher, ſolche Stiftungen vertrauten Perſonen in die Hand zu geben, und ſo haben manche von Freunden Port-Royals gemachte Legate ſich wohl bis auf unſere Tage von Hand zu Hand erhalten.

Arnaulds Aufenthalt und Reiſen in den Niederlanden. Janſeniſtiſche Muſtergemeinden.

Arnauld hatte ſich von Nicole bewegen laſſen, von Brüſſel nach Mons zurückzukehren. Seine Feinde legten ihm ſeine Flucht als einen Beweis aus, daß er politiſch gefährliche Umtriebe mache. Umſonſt berief ſich Arnauld darauf, daß ſeine Familie ſich von jeher durch den Eifer für den Thron (gegen die Anſprüche des Pabſtes) ausgezeichnet habe. Condé lächelte; wenn es auf die Kunſt

der Kabale ankäme, würde er daran verzweifeln, ob Arnauld in den Himmel käme. Man ſagte, er ſei nach Rom gegangen, dem Biſchof von Angers wünſchten ſchon Viele Glück zur Erhebung ſeines Bruders zum Cardinalat. Man wußte überhaupt nicht, wohin er gegangen war, Manche glaubten, er ſei noch in Frankreich. Der Buchhändler des Erzbiſchofs wandte ſich an einen Vertrauten Port-Royals, er möchte ihm ein gutes Portrait des Flüchtigen verſchaffen; ſein Sohn, ein Benedictiner, ſagte er, wünſche es zu haben, da die Benedictiner in ihren Verſammlungen über die Lehre St. Auguſtins immer einen leeren Sitz für Arnauld hätten, von deſſen Anſicht ſie ganz ſeien. Sie möchten ein gutes Bild von ihm auf dieſen Sitz ſtellen. — Es war ihm natürlich nur um ein gutes Signalement zu thun.

Arnauld ſchrieb die Motive ſeiner Flucht an den Erzbiſchof von Paris und an Pomponne. Dieſer wurde trotz ſeiner Ängſtlichkeit in Vertheidigung ſeines Oheims bald nach deſſen Flucht im November 1679 vom Staatsſecretariat entlaſſen. Es wurde ihm unter Anderem vorgeworfen, daß er bei dem letzten Friedensſchluß das franzöſiſche Intereſſe dem deutſchen Reich gegenüber nicht gehörig gewahrt habe. Als Pomponne dem König ſeine Trauer darüber ausdrückte, daß er in deſſen Ungnade gefallen ſei, verſicherte ihn dieſer, daß das nicht der Fall ſei, er gab ihm eine Penſion von 20,000 Livres und beförderte ſeine Kinder. Erſt nach Louvois Tod konnte Pomponne wieder ins Miniſterium treten (1691). (Siehe Beilage XXXVII.)

Die Jeſuiten hatten indeß lebhaften Verdacht, daß Arnauld oder ein namhafter janſeniſtiſcher Flüchtling bei dem Geheimenrath Robert in Mons ſei. Zum Glück hatte dieſer das Privilegium, daß bei ihm keine Hausſuchung gehalten werden durfte. Arnauld wollte ihn aber in keine Verlegenheit bringen und ließ ſich durch ſeine Bitten nicht aufhalten; er reiſte mit Ste. Marthe über Tournay und Gent nach Brüſſel. Überall in den ſpaniſchen Niederlanden unterwegs geleiteten ihn hohe Gönner und Verehrer und ſammelten ſich Kreiſe um ihn. Sein der Verſtellung unfähiges Weſen, ſeine Lebhaftigkeit in der Erörterung brachte ihn überall in Gefahr, verrathen zu werden. Die von Janſen angeknüpften Verbindungen mit den niederländiſchen Oratorianern kamen ihm ſehr zu Gute; von noch größerer Wichtigkeit wurden ſie für Quesnel und Ger-

deron. Vom Februar bis Juni 1680 war Arnauld in Brüſſel. Er ging, ſchon der Sicherheit halben, nie aus dem Hauſe. Der 70jährige Mann ſtand jeden Morgen um fünf Uhr auf, verrichtete ſein Gebet nach dem pariſer Brevier; dann las er in den Erklärungen zur Bibel von Sacy und Foſſe. Las er im Neuen Teſtament, ſo nahm er noch die Betrachtungen Quesnels darüber hinzu[1]). Er las beinahe jeden Morgen daheim die Meſſe, darnach die Erklärungen der Epiſteln und Evangelien von Le-Tourneur. Nachdem er Tierce geſprochen, arbeitete er bis zur Mahlzeit. Mit der Sext verband er das Leſen eines Kapitels in der Bibel[2]). Nach Tiſch ging er ein wenig in den Garten und arbeitete dann bis gegen ſieben.

Im Sommer 1680 reiſte er nach Holland, wo unter dem Schutz der Republik ein Theil der katholiſchen Kirche ſich von Rom und den Mönchsorden mehr und mehr lostrennte, bis endlich die Suſpenſion des apoſtoliſchen Vicars Codde und die durch die Bulle Unigenitus verurſachten Bewegungen zu einer Losſagung des Erzbisthums von Utrecht und ſeiner Suffragane von Rom führte. Es ſcheint, die Republik habe dabei im Einverſtändniß mit der Republik Venedig gehandelt, wo Sargis Ideen ſehr tiefe Wurzel gefaßt hatten. — In Leyden ſah Arnauld die berühmte Buchdruckerei Elzivirs, und dieſer ſtellte auf Arnaulds Erſuchen den Druck der Schrift Mallebranches über die Gnade ein. Allein dieſer willigte nicht in Umarbeitung ſeines antiauguſtiniſchen Werks und verlangte die Fortſetzung des Drucks. — Nicht nur die katholiſchen, auch die proteſtantiſchen Geiſtlichen bezeugten dem incognito Reiſenden große Achtung. Während dieſer Zeit ſtand in einer holländiſchen Zeitung ein Correſpondenz-Artikel aus Paris, während Arnauld in Paris auf der Inſel Notre-Dame mit einem Freunde Schach geſpielt habe, ſei ein Polizeidiener gekommen, um ihn zu verhaften. Er ſei aber entwiſcht, und man habe den Freund in die Baſtille geſetzt, ihn aber losgelaſſen, nachdem man den Irrthum entdeckt habe. Der Buchhändler Moetjens aus dem Haag ſagte darüber öffentlich, Arnauld ſei im Haag. Reformirte Geiſt-

1) Das Nouveau Testament en françois, avec des réflexions morales sur chaque verset, pour en rendre la lecture plus utile, et la méditation plus aisée, woraus 101 Sätze durch die Bulle Unigenitus verdammt wurden.

2) Dieſes Beten des Breviers zu den beſtimmten Stunden übten die Freunde in Gemeinſchaft.

liche ließen ihn Dieſes ſogleich wiſſen und ihn vor der Verfolgung des franzöſiſchen Geſandten warnen. Die Janſeniſten rühmen, daß Arnauld manche proteſtantiſche Geiſtliche zum Katholicismus hinübergeführt hätte, wenn nicht die Sorge für Weib und Kind ſie zurückgehalten hätte.

Die Erſetzung der Herzogs von Villa Hermoſa in der General-Statthalterſchaft der ſpaniſchen Niederlande durch den Jeſuitenfreund, den Prinzen von Parma, nöthigte ihn, nach einem kurzen Aufenthalt in Brüſſel ſchleunigſt nach Utrecht zurückzukehren. Nichts deſto weniger fing er um dieſe Zeit an, für die Katholiken in England, alſo gegen Wilhelm von Oranien, zu ſchreiben und nahm ſelbſt die einer Verſchwörung bezüchtigten Jeſuiten in England lebhaft in Schutz. Überhaupt wurde Arnauld, wie auch ſeine Briefe bezeugen, um dieſe Zeit ziemlich in die Politik hineingezogen; er betrachtete ſie ganz vom Standpunkt der Kirche aus. Er wünſchte ſehr den Frieden zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich, damit dieſe freie Hände bekämen, um den Türken zurückzudrängen, Wilhelm von Oranien aus England zu vertreiben und den Sieg des Proteſtantismus zu wenden[1]). Er ſchreibt im October 1691: „Es iſt unmöglich, daß die Holländer noch lange einen ſo ſchrecklichen Aufwand aushalten können. Alle Katholiken ſchelten von Herzen gegen dieſen verdammten Krieg (zwiſchen den katholiſchen Mächten Öſtreichs und Frankreichs), welcher die hugenottiſche Bevölkerung kecker macht. Die Stimmung der Stadt Amſterdam iſt nur zu bekannt; man trinkt öffentlich auf die Geſundheit König Jakobs.“

Seine **apologie pour les Catholiques** iſt eine Verfechtung der Legitimität. Noch heftiger nimmt er Partei für Jakob gegen Wilhelm von Oranien in ſeinem „**Le prince d'Orange, nouvel Absalom, nouvel Hérode, nouveau Cromwell 1688**“[2]). Er fordert alle katholiſchen Fürſten auf, mit dem König von Frankreich

1) Was er über den Stand der katholiſchen Kirche in Deutſchland ſchreibt, ſiehe Beilage XLVI.

2) Ein Beleg von der hiſtoriſchen Kritik Voltaires aus inneren Gründen iſt die Art, wie dieſer Arnauld die Autorſchaft dieſes Buchs abſpricht. Er ſchreibt: „Dieſer Styl, welcher dem des Paters Garaſſe gleicht, iſt nicht der von Arnauld. Er dachte nie daran, dem Hof zu ſchmeicheln. Louis hätte ein Buch mit einem ſo plumpen Titel ſehr übel aufgenommen, und Diejenigen, welche dieſes Werk und dieſe Abſicht dem berühmten Arnauld zuſchreiben, wiſſen nicht, daß man bei Hof nicht mit Büchern reüſſirt.“ — Dennoch iſt das Buch von Arnauld.

vereint, Jakob wieder einzuſetzen. — Damit verſchloß ſich Arnauld jede Zuflucht in Holland, Wilhelm verlangte ſeine Ausweiſung aus den Niederlanden von Spanien. „Damals befand er ſich, ſchreibt Racine, in der ſchlimmſten Lage, in der er in ſeinem Leben war, da ihm Frankreich durch die Jeſuiten, alle anderen Länder durch die Feinde Frankreichs verſchloſſen waren.“

Seit dem October 1682 lebte Arnauld nur mit einigen kurzen Unterbrechungen zwölf Jahre in Brüſſel. Als er ſeine kleine Wohnung bezog, machte ein kleines Bild, die Flucht des Chriſtuskindleins nach Egypten, tiefen Eindruck auf ihn; er ſah darin ſein eigenes Schickſal abgebildet, wie Quesnel ſich mit den Pſalmen des landesflüchtigen David tröſtete. Er ſchloß enge Freundſchaft mit dem Mitgliede des Rathes von Brabant Vaes, einem großen Juriſten. Durch denſelben erhielt er von dem Gouverneur Grana die Zuſicherung, daß er unangefochten hier bleiben könne. Dieſer intereſſirte ſich für ſeine Schriften, es ſchien ihm zu ſchmeicheln, einen ſolchen Mann unter ſeinem Schutz zu haben. Als der König von Spanien ihm einmal ein Faß des beſten ſpaniſchen Weins ſchenkte, ſchickte Grana an Vaes zwei Dutzend Flaſchen mit den Worten: vous en ferez goûter à notre bon homme. Da der Krieg zwiſchen Spanien und Frankreich wieder ausbrach, und Ludwig Luxenburg nahm, wurde allen Franzoſen befohlen, binnen zweimal 24 Stunden die ſpaniſchen Staaten zu verlaſſen; Arnauld und ſeine Begleiter aber ließ Grana ſeines aufopfernden Schutzes verſichern. — Dennoch mußte Arnauld 1690 über 80 Jahre alt flüchten. Seine Freunde in Holland, wohin er ſich zuerſt begeben hatte, baten ihn, dieſes Land ſogleich wieder zu verlaſſen; er wandte ſich nach Lüttich; allein die Jeſuiten ſchickten ihre Spione, die Bettelmönche, ihm nach, welche unter dem Schein des Bettelns ſich überall eindrängten. Zwar lehnte der Großvicar das Verlangen vieler Mönche ab, ihn in eine Art von Bann zu thun; der milde Fürſtbiſchof äußerte: Er iſt in Frankreich verfolgt, man will ihn ſonſt nirgends leiden. Wohin ſoll er denn gehen? Wollen ſeine Feinde ihn nicht auf der Erde dulden? — Da aber der kaiſerliche Kriegsrath und oraniſcher Einfluß im Lande zu ſtark war, entwich Arnauld vor der ſicheren Verhaftung wieder nach Brüſſel.

Auf ſeinen Reiſen in den Niederlanden fand Arnauld zwei Gemeinden, welche als janſeniſtiſche Muſtergemeinden gelten mochten.

Die eine lag am Harlemer Meer und zählte 1200 Katholiken, ihr Pfarrer war ein Bruder des namhaften Advokaten Van=Erkel. Er hatte ſeine Gemeinde in den „grandes maximes de la religion“ unterrichtet. In der Kirche ſtanden die Weiber auf der einen Seite, die Männer auf der anderen, hundert Jungfrauen, welche ein heiliges Leben im Cölibat führten, ſtanden im Sanctuarium, unter ihnen eine geborene Proteſtantin, welche durch die Schrift Janſens gegen die reformirten Theologen von Bois=le=Duc bekehrt worden war. — Das Wirken und Leben des janſeniſtiſchen Biſchofs von Kaſtorie in Holland ſchildert Arnauld in einem Briefe an Angelica als ein lebendiges Bild der apoſtoliſchen Männer.

Die andere Gemeinde war Braine=Lalleu in der Diöceſe Namür. Der Oberpfarrer Flemal hatte drei Untergeiſtliche, lauter „gute Theologen von Löwen“; denn die Pfarrei zählte gegen 1500 Communikanten. Anfangs hatte er in ſeiner Gemeinde viel zu kämpfen. Man hatte nie von Aufſchub der Abſolution gehört, nun aber bat nach der Beichte Mancher ſelbſt, man möchte die Abſolution verſchieben. Jeden Sonntag waren viele Pfarrgenoſſen fünf bis ſechs Stunden in der Kirche, um den beiden großen Meſſen und dem Unterrichte anzuwohnen. Die Offiz begann um ſechs mit Abſingen der Litaneien der Heiligen, um den Leuten Zeit zu laſſen, ſich zur erſten Meſſe zu ſammeln; ſie endigte erſt um Mittag. Vor der Predigt las der Geiſtliche ein Kapitel aus einem Katechismus, welchen die Gemeinde auf dieſe Weiſe auswendig lernte. Zu Veſper hielt der Pfarrer ſelbſt Kinderlehre. An fünf, ſechs Orten waren fromme Verſammlungen von Jungfrauen. Dreißig, vierzig junge Männer kamen beim Pfarrer zuſammen. Alle Werktage läutete man in der Früh zum Gebet. Es verſammelten ſich Viele dabei, „obgleich Niemand dazu verpflichtet war.“ Das Gebet währte eine halbe Stunde wegen der Betrachtungen, welche der Pfarrer an das Verleſen des Gebets knüpfte und wegen der Pauſen, welche er machte, damit man ſich ſammeln könne. Hierauf wurde die Meſſe geleſen. Beſonders die Frauen und Jungfrauen waren ſo fromm, daß ſich jeden Sonntag eine ziemliche Anzahl von Communikanten fand; ſelbſt während der Woche gab es mehrere. „Die in der Frömmigkeit weniger Fortgeſchrittenen communicirten alle vierzehn Tage oder alle Monate.“ Die Tänze und der Trunk wurden abgeſchafft, indem ſelbſt bei der feierlichſten Gelegenheit der

Huldigung im Schloſſe die Mädchen, trotz des Amtmanns, ſich weigerten zu tanzen. Trunkenbolde und Wirthe wurden wohl durch die kirchliche Disciplin geſchreckt; wer genug getrunken hatte, erhielt nichts mehr. „Es war erbaulich, zu ſehen, wie auf der großen Straße von Namür nach Brüſſel dieſes Laſter beinahe unbekannt war, ob ſie gleich voller Schenken war."

Arnauld über das Leſen der Bibel und das Verbot deſſelben.

Sehr lebhaften Antheil nahm Arnauld natürlich an den franzöſiſchen Angelegenheiten, er hatte ſich aus ſeinem Vaterlande zum Theil deswegen entfernt, um mit Freiheit ſich darüber ausſprechen zu können. Namentlich nahm er ſich der Vertheidigung des Neuen Teſtaments von Mons an, er verfocht das Recht des Volks, die Bibel in ſeiner Sprache zu leſen, zugleich die Überſetzungen der Kirchengebetbücher. Arnauld ſagte, nur die durch die Reformation hervorgebrachte Gährung habe geſtattet, ſo lange dieſe Gefahr währte, das Leſen der Schrift dem Volke zu unterſagen. Er ſchreibt an dú Vaucel, welcher unter dem Namen Valloni ſein Agent in Rom war: „Sie würden der Kirche einen großen Dienſt thun, wenn Sie die geſchickteſten Cardinäle überzeugen könnten, daß ſie nichts Heilſameres für die Religion thun könnten, als den Pabſt zu einer Erklärung der vierten Regel des Index zu vermögen, daß man damals Grund hatte ſo zu verfahren, da aber durch Gottes Gnade die Katholiken der Kirche unterwürfiger ſeien, ſo ſei es billig, ihnen ihre alte Freiheit wieder zu geben, welche durch alle Väter autoriſirt iſt. Sie können ja doch nicht verhindern, daß man beinahe überall trotz ihrer Regel die Überſetzungen der Schrift leſe und ſie werden Gott eine ſchwere Rechenſchaft dafür abzulegen haben, daß ſie in Italien und Spanien beobachtet wird; denn das iſt vielleicht die Urſache davon, daß die Sitten dort ſo verdorben ſind und es ſo wenig ſolide Frömmigkeit giebt. — Nicht weniger als das Aufgeben der gallikaniſchen Freiheiten geht mir der Schaden zu Herzen, welchen Diejenigen der Kirche und der Religion anthun, welche verhindern wollen, daß die Kinder Gottes leſen, was der h. Geiſt für ſie hat ſchreiben laſſen." — Er ſucht die Geſetze Roms ſo gut wie möglich auszulegen und ſo wenig wie möglich gerade zu widerſprechen. Dabei wurde er jedoch von ſeinen Freunden zur Mäßigung gemahnt; er nimmt

den Rath gerne an, nur könne er, wenn er nicht alle Luſt und Kraft zum arbeiten verlieren ſolle, ſeinen Styl nicht zu ſehr herabſtimmen. „Man muß ſich ein für allemal über dieſe Cenſuren Roms ſtellen; das iſt das einzige Mittel, der Kirche zu dienen; denn Alles iſt verloren, wenn man der Welt nicht zu verſtehen giebt, was es heißt, den Glauben der Kirche von den Meinungen und der Kabale von ſieben oder acht frati abhängig machen. — Hätte man die Ultramontanen weniger geſchont, ſo wären ſie zurückhaltender geweſen; ſie wagen Alles, weil man ſich von ihnen Alles gefallen läßt und weil man, ſtatt ſich gegen ihre kläglichen Inquiſitions-Decrete zu erheben, ſich den Kopf zerbricht, um günſtige Auslegungen dafür zu ſuchen." Zu dergleichen Widerſprüchen nöthigte Arnauld ſeine Doppeltſtellung als evangeliſcher Chriſt und als römiſcher Chriſt. — Mallet hatte behauptet, die Bibel ſei nur für die Prieſter geſchrieben; worauf Arnauld antwortete, auch für einen guten Theil dieſer ſei eine Überſetzung ſehr wünſchenswerth, ja nothwendig.

Arnauld über die vier Artikel der gallikaniſchen Freiheit.

Da man von der Klerusverſammlung 1682 einen entſchiedenen Beitritt zu der Unterdrückung der Kirchenfreiheit durch den König in der Regalfrage erwartete, ließ ſich Arnauld durch viele ihm gelieferte Acten und Aufforderungen ſeiner Freunde bewegen, über die Regalfrage in den Considérations sur les affaires de l'eglise zu ſchreiben. Beſonders der Erzbiſchof von Paris fühlte ſich dadurch empfindlich getroffen; er ſoll geſagt haben, er habe über 50,000 Livres zu verfügen, um Arnauld gefangen zu nehmen, entweder müſſe er oder Arnauld zu Grunde gehen. Desgrez, der berühmteſte Häſcher ſeiner Zeit, ging aus, um ihn zu ſuchen und ſelbſt in fremdem Lande ſich ſeiner zu bemächtigen. Pomponne ließ ihm melden, daß er nirgends, außer in Amſterdam, ſicher ſei, ſelbſt nicht bei dem Landgrafen von Rheinfels, welcher Arnauld eine Zuflucht und den Druck ſeiner Schriften verſprach. Boileau aber ſcherzte, der König ſei zu glücklich, um Arnauld zu finden. Dafür wußte man ſich an ſeinen Freunden und an ſeinen Schriften zu rächen. Durch den Oratorianer du Breuil, Pfarer in Rouen, war ein Pack Arnauldſcher Schriften, Vertheidigungen des N. Teſtaments, einige gegen die Jeſuiten bis in die Nähe von Paris befördert und

da entdeckt worden. Der Oratorianer wurde auf mehrere Jahre in die Baſtille geworfen und lange Jahre von einem Verbannungsort an den anderen geſchleppt, der Intendant von Rouen ſeiner Stelle entſetzt, ſein Secretär gefangen geſetzt, die Douane einige Tage geſchloſſen und ihre Beamten ſtreng unterſucht. Der Kaplan am Hoſpital von St. Denys, an den die Bücher adreſſirt waren, wurde zu den Galeeren verurtheilt. Man zählte vierzehn Perſonen, die dadurch ins Gefängniß kamen. Arnauld war durch dieſes Unglück ſeiner Freunde ſo betroffen, daß man ihn nie in ſeinem Leben ein Wort darüber ſagen hörte.

Die Überzeugung Arnaulds wurde nunmehr in eine ſeltſame Verlegenheit gebracht. Da der Pabſt die unter der Form der Regale eingeleitete Unterjochung der franzöſiſchen Kirche durch den abſoluten König mit dem Muth der Selbſterhaltung abzuwehren ſuchte, hatte Arnauld ſelbſt die Feder ergriffen, „um einen der heiligſten Päbſte zu vertheidigen." Der König ließ, wie oben erzählt wurde, im Verlaufe dieſer Streitigkeit, durch das Parlament und den Klerus die ſogenannten berühmten vier Artikel der gallikaniſchen Freiheit als Demonſtration gegen Rom proclamiren[1]).

So ſtand er zwiſchen der römiſchen und der Nationalkirche, zwiſchen zwei eiferſüchtigen abſoluten Mächten, deren jede unter dem Namen der Freiheit die Kirche zu knechten ſuchte. Hätte er nicht eingeſehen, daß von Seiten des Königs Alles bloße Demonſtration war, ſo hätte er als Arnauld und als Janſeniſt ſich gewiß zur Nationalkirche gehalten. Arnauld war aber lange nicht der Einzige, welcher wie zwiſchen Thür und Angel war, es ging und geht allen denkenden Katholiken nicht blos in Frankreich wie ihm.

Auf der Vatikana findet ſich der Brief einer Dame aus Paris vom Januar 1682, welche einem Abbe ihre Anfechtungen auseinander ſetzt. Sie ſei nie vorwitzig geweſen und habe unter der Leitung der, um ihrer Frömmigkeit willen allgemein bekannten Geiſtlichen von St. Sülpice geſtanden, welche ſie von den Streit=

1) Die vier Artikel lauten: 1) Der Pabſt hat keine Auctorität über das Zeitliche der Könige. 2) Das allgemeine Concil iſt über dem Pabſt. 3) Der Gebrauch der apoſtoliſchen Macht muß durch die Kanones geregelt ſein und darf die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche nicht verletzen. 4) Es kommt hauptſächlich dem Pabſt zu, in Glaubensſachen zu entſcheiden; ſeine Decrete verpflichten alle Kirchen; ſeine Entſcheidungen ſind jedoch erſt dann unverbeſſerlich, wenn ſie von der Kirche angenommen ſind.

fragen der Zeit fern gehalten haben. Sie habe geſehen, wie auch den würdigſten Geiſtlichen und Biſchöfen der Proceß gemacht wurde, wenn ſie ſich unterwanden, die päbſtlichen Bullen erklären zu wollen, und ſie habe ein ſolches Unternehmen ſtets für ein ſicheres Zeichen der Ketzerei angeſehen. Zwar habe ſie einmal ein Buch geleſen, welches die Untrüglichkeit des Pabſtes auf eine ſehr ſolide Weiſe angegriffen habe. Ihr Beichtvater habe ihr aber geſagt, in Sachen des Glaubens ſolle man nicht auf Evidenz Anſpruch machen, ſondern ſich in einer heiligen Dunkelheit halten, welche unſeren Geiſt lehre, in Unterwürfigkeit zu bleiben.

„Seit dem vorigen Jahre aber, fährt ſie fort, ſehe ich, wie das Parlament die päbſtlichen Bullen verwirft und verdammt, wie die Biſchöfe dieſe Verdammung beſtätigen. Iſt denn nun erlaubt und Recht, was vor wenigen Jahren eine ſtrafbare Ketzerei war? Ich wende mich an meinen Beichtvater, der mir erwidert, dies hänge von den Staatsintereſſen ab, welche den Wechſel mit ſich führen. Im Weiteren gehe es mich nichts an. — Aber iſt denn auch die Religion dem Wechſel unterworfen? Ich kann nicht glauben, daß die janſeniſtiſche Lehre damit gebilligt werde, da man ſie ſtrenger verfolgt, als je; aber der König, das Parlament, die Biſchöfe handeln doch nach denſelben Grundſätzen, welche man bisher als die janſeniſtiſche Irrlehre verfolgt hat. Helfen Sie mir aus dieſen unſeligen Zweifeln.“

Der Abbe antwortet ihr darauf, er habe ſich nicht ſtark genug gefühlt, ihre Gewiſſensſcrupel zu löſen. Er habe ſich deshalb zu dem berühmten Beichtvater Ceſare bei den Karmelitern begeben und ſeine Sache dieſem vorgetragen. Dieſer habe ſich aber nicht näher erklären wollen oder können, ſondern immer nur geſagt, man habe ſich ſtets an das Dickſte am Baume zu halten. Wie es ſcheine, habe er darunter den Pabſt verſtanden.

Sofort begiebt ſich der Abbe ins Collegium von Clermont (das Haupthaus der Jeſuiten in Paris). Ein Pater erwidert auf ſeine Bitte um Erläuterung darüber, das ſei doch wohl nicht der Mühe werth, er ſei wirklich in Gefahr in einem Tropfen zu ertrinken. Der Schlüſſel zu dieſen Wendungen liege in der Lehre von der Probabilität und ihrer Combination mit der „Lenkung der Abſicht.“ Da ſie die Auctorität des Pabſtes nöthig gehabt haben, um den für die Compagnie ſehr gefährlichen Angriff der Janſeniſten

zurückzuſchlagen, haben ſie die ſehr probable Anſicht, daß der Pabſt untrüglich ſei, zum Glaubensſatz erhoben. Nun aber die Gefahr vorüber und es ihnen ſehr daran gelegen ſei, ſich der Gunſt des Königs zu verſichern, kehren ſie die andere Seite der probabeln Anſicht heraus.

Der Brief der Dame iſt mit ſolcher innerer Wahrheit geſchrieben, daß man ſich wohl dadurch könnte täuſchen laſſen; aber die ganze Art, wie der Jeſuit eingeführt wird, erinnert ſo ſehr an die Provinzial-Briefe, daß wir nicht anſtehen können, beide Briefe für das Werk deſſelben Verfaſſers, aber für eine der beſſeren Satyren auf dieſe Verwicklungen zu halten.

Ein handſchriftlicher Vers aus dieſer Zeit ſagt:

Malgré les pères et la bible
Notre foy change à tout moment,
Hier le pape étoit infaillible
C'est aujourd'hui le parlement.

Arnauld ſpricht ſich in einem Briefe vom April 1682 ſcharf gegen die Feigheit der Biſchöfe aus, daß ſie zu allen Gewaltthaten des Königs in der Regalſache ſchweigen, während ſie gegen den Pabſt die Muthigen (généreux) machen, welcher ſich nur zur Erhaltung der kanoniſchen Freiheit ihrer Kirchen in dieſe Sache gemiſcht habe. Er ſah wohl, daß weder der Sieg des Pabſtes, noch der des Königs den Janſeniſten Erleichterung ſchaffen würde. Indeß ſuchte er in Rom die Verdammung der vier Artikel zu hintertreiben; ſie würde zu Erörterungen und vielleicht zu einem Bruch führen, wobei die Ketzer nur gewinnen würden. Er ſchreibt im October 1683: „Die Verdammung der vier Artikel könnte die üble Folge haben, daß ſie Diejenigen in Verlegenheit brächte, welche an der Bekehrung der Ketzer arbeiten. Denn wenn man ſie als Irrthümer verdammt, welche der Ketzerei ſich nähern, ſo würden die Proteſtanten nicht ermangeln einzuwenden, die Controverſiſten treiben ihr Spiel mit ihnen, indem ſie ſagen, man verpflichte die Katholiken nicht, zu glauben, daß der Pabſt unfehlbar ſei und die Könige abſetzen könne. Sie würden behaupten, man wolle ſie nur durch dieſe Täuſchung einſchläfern, aber alle Katholiken, welche ein zartes Gewiſſen und Ehrfurcht vor dem römiſchen Stuhl haben, müſſen es glauben, da Rom erkläre, das Gegentheil ſei ein der Ketzerei ſich annähernder Irrthum. Sie würden ſagen, daß wenn ein Pabſt es unternehmen würde, einen König abzuſetzen,

der größte Theil ſeiner Unterthanen, in der Einbildung, er habe das Recht es zu thun, ſich auf ſeine Seite ſtellen würde. Man weiß aber, daß dieſes die Haupturſache der Verfolgung der Katholiken in England iſt. Würde eine ſolche Cenſur (der vier Artikel) dieſelbe nicht erneuern? und würde Gott billigen, daß man Gelegenheit zu ſo großen Übeln gebe, um ein Recht zu behaupten, welches nur noch in der Einbildung iſt, da die Päbſte doch nicht mehr im Stande wären, es geltend zu machen, auch wenn es gegründet wäre?" — „In Rom, ſagt er, nehmen ſie keine Rückſicht auf das, was der Bekehrung der Proteſtanten ſchadet, weil ſie keine Proteſtanten um ſich haben."

Als Dodart, der Arzt des Königs, ihm von deſſen guter Stimmung meldet, ſchreibt 1691 ihm Arnauld, man ſollte den König überzeugen, daß er in der Regalſache theilweiſe nachzugeben habe. „Aber das iſt gerade das Gegentheil mit den vier Artikeln; er muß feſt bleiben und darin nichts nachgeben, er muß den Römern alle Hoffnung benehmen, daß er darin je etwas zurücknehme; man muß ihm vorſtellen, daß er nicht Herr über die Lehre der galликaniſchen Kirche iſt und daß das keine Sache iſt, die er durch Unterhandlungen gefährden (mettre en compromis) dürfe. Er müßte darin unbeugſame Feſtigkeit bezeigen und im Gegentheil viel Nachgiebigkeit in der Regalſache. Hätte man dieſen Weg eingeſchlagen, ſo wäre vielleicht ſchon eine Übereinkunft geſchloſſen. So lange aber die Römer hoffen, den vier Artikeln etwas anhaben zu können, ſo wird man dabei ſtets unüberwindliche Hinderniſſe finden. Man wird Zweideutigkeiten ſuchen, um die Ziege und den Kohl zu retten, und ſo wird unendliche Zeit mit Chikanen verſtreichen. Würde man ihnen aber gar nichts anbieten, ſo wären ſie verpflichtet, ſich mit dem zu begnügen, was man ihnen in der Regalſache zugeſtehen würde." Statt deſſen bezeugte ſich der Pabſt zufrieden, wenn man ihm in der Regalſache ein Compliment machte, welches den Ehrenpunkt rettete; nur auf irgend einer Zurücknahme der vier Artikel beharrte er feſt; wie denn auch der König bereit war dieſe zu opfern, während er in der Regalſache nicht nachgeben wollte. Da der König die vier Artikel halb opferte [1]), verglich Arnauld in

1) Dies geſchah hauptſächlich, um ſich des Beiſtandes des Pabſtes zur Einſetzung des Cardinals Fürſtenberg, eines Werkzeuges von Ludwig zur Beraubung von Deutſchland, in Köln zu ſichern.

ſchmerzlichem Gefühl die Haltung der venetianiſchen Republik mit der ſeines Königs; es that ihm weh, er fühlte ſich gekränkt, daß man deſſen Ehre ſo preisgegeben habe. Statt den Nutzen der Kirche habe jeder Theil nur ſeinen eigenen Vortheil geſucht.

Somit war es für Arnauld unthunlich geweſen, ſich entſchieden für eine der Parteien auszuſprechen. Die Janſeniſten ſagten ſtolz unter einander, Arnauld wäre eines Cardinalshuts verſichert, wenn er gegen die vier Artikel ſchreiben wollte. Andererſeits zeigte ſich ſelbſt der Erzbiſchof von Paris bald darauf annähernd[1]), wohl um Arnauld für einen Schritt zu Gunſten der königlichen Artikel und für vereinte Arbeit zu „Bekehrung der Proteſtanten" zu gewinnen. Denn derſelbe Klerus, welcher auf Befehl ſolchen Muth gegen den Pabſt zeigte, wollte durch Widerruf des Edicts von Nantes ſeinen katholiſchen Eifer zugleich an den Tag legen. Arnauld machte nur aufmerkſam darauf, wie ſehr ſogar der Erzbiſchof von Paris durch die Schritte des Nuntius gegen le Tourneux's Überſetzung der Kirchengebete gekränkt ſei, da derſelbe Tauſende ſolcher Überſetzungen unter die neubekehrten Proteſtanten ausgetheilt habe.

Allein dieſe Stellung zwiſchen den Parteien, welche Arnauld einnahm, wurde von ſeinen Feinden wieder trefflich benützt. Dem König legten ſie Einzelnes aus ſeinen Aufſätzen über die Regalſache, der Kurie aus ſeinen Briefen über die vier Artikel vor. — Was er mit dieſer Stellung eigentlich beabſichtigt hatte, ſehen wir aus einem Gutachten von 1688. Der König beſetzte die Bisthümer auch ohne päbſtliche Beſtätigung, indem er den Kapiteln befahl, die ſo Beſtallten als Großvicare anzuerkennen. Auf dieſe Weiſe waren 35 Bisthümer auf eine zweifelhafte Weiſe beſetzt. Arnauld zeigt, wenn man die römiſchen Bullen entbehren wolle, ſo müſſe man ein National=Concil halten, welches mehrere wichtige Punkte zu berathen hätte; ſodann ſollten die Wahlen der Biſchöfe durch die Kapitel wieder hergeſtellt werden. — Statt deſſen wurden aber nicht einmal die Provinzial=Concilien mehr geſtattet. Arnauld ſchreibt darüber: „Die Unterdrückung der Kapitel wäre gewiß nicht

1) Es hatte den Anſchein, als wollte der Erzbiſchof nur dem Beichtvater des Königs, mit dem er zerfallen war, dadurch wehe thun. Überdies war vorauszuſehen, daß wenn man ſich gegen Rom hätte benützen laſſen, Port=Royal die Koſten des Friedens einmal würde zahlen müſſen. Es hatte jetzt an Rom eine Stütze, die ſollte ihm genommen werden, beabſichtigte der Erzbiſchof.

möglich, wenn einige Ordnung in der allgemeinen Leitung der Kirche wäre und die Provinzial-Concilien ſich verſammeln könnten, wie früher. Das iſt ein ſchreckliches Gericht Gottes, daß er zuläßt, daß weder die Päbſte, noch die Könige irgend einen Eifer für die Wiederherſtellung dieſer heiligen Verſammlungen bezeugen.“ Dieſe Stelle iſt eine von denen, die aufgefangen und dem König und Pabſt mitgetheilt wurden. — Überdies hatte Arnauld gewünſcht, daß auf Grund des tridentiner Concils hin der König das Umgehen der Inſtanzen, die Reſignationen in favorem, Diſpenſationen gegen Geld abſtellen ſolle.

Arnaulds Verhältniß zu Boſſuet und Mallebranche.

In dieſer Sache war Arnauld bis auf einen gewiſſen Grad einverſtanden mit Boſſuet, welcher zum Theil ſchon durch die vier Artikel bei den Janſeniſten den Namen des Großen ſich erworben hätte. Zwar hatte er während der erſten Gefangenſchaft Port-Royals durch ruhige Erörterung die Nonnen zur Unterſchrift bewegen wollen. Dieſes vergaß man ihm aber, zumal er mit dem flüchtigen Arnauld in mannigfachem ſchriftlichem Verkehr ſtand. Dieſer war ein großer Bewunderer, namentlich ſeiner polemiſchen Schriften; er fand bei ihm einen gallikaniſchen, einen evangeliſchen Katholicismus. Er freute ſich, daß Boſſuet den Laien die Bibel zugänglich zu machen wußte, ohne ſich die Verdammung der Kurie zuzuziehen[1]). Den 20. October 1690 ſchreibt Arnauld an du Vaucel: „Ich weiß nicht, was für ein Urtheil über die histoire des variations des Biſchofs von Meaux man in Rom fällen

1) Arnauld ſchreibt am 27. April 1691: „Hat man das Pſalmbuch mit den Anmerkungen des Biſchofs von Meaux nicht nach Rom geſchickt? Es gefällt mir ſehr. Er hat ſich aber einer plaisante adresse bedient, um doch das Ebräiſche ſelbſt zu erklären, nicht die Vulgata, welche an mehreren Stellen keinen Sinn hat. Er hat nämlich die Überſetzung von St. Hieronymus neben die Vulgata hindrucken laſſen, ſeine Anmerkungen beziehen ſich beinahe immer auf die von Hieronymus. Ich weiß nicht, wie ſie in Rom ſich damit zurecht finden; aber ſie werden nicht wagen, etwas darüber zu ſagen.“ Bald darauf ſchreibt er: „Ich bin ſehr wohl damit zufrieden, die Vorrede und beſonders das letzte Kapitel iſt bewundernswürdig. Was mir aber am beſten gefällt, iſt die Art, welche er gefunden hat, die Pſalmen nach dem Ebräiſchen zu erklären, ohne daß er es ſagt, da es von Denen getadelt worden wäre, welche der Überſetzung von Mons ein Verbrechen daraus machten, daß ſie an einigen Stellen dem Griechiſchen folgte. — Er hat nämlich der Vulgata nicht eine neue Überſetzung des Ebräiſchen, ſondern die von Hieronymus an die Seite geſtellt, welchem die Kirche das Zeugniß gegeben hat, daß er von Gott eine

wird. Aber gewiß iſt es ein ſehr ſchönes Buch, ſehr ſolid und gut geſchrieben [1]). Der König würde ſich mehr Ehre erwerben, wenn er ihn zum Cardinalat ernannt hätte. Er hat jedoch ein Verumtamen, wofür er Gott eine große Rechenſchaft wird abzulegen haben, daß er nämlich den Muth nicht hat, dem König eine Vorſtellung zu machen. Das iſt der Zeitgeiſt ſelbſt bei Denen, welche ſonſt große Eigenſchaften, viel Erleuchtung, aber wenig Muth (generosité) haben. Dadurch darf man ſich aber nicht abhalten laſſen, das zu achten, was achtbar iſt."

In den letzten Zeiten Port=Royals ſuchte man dieſes durch die Auctorität des ſchon todten Boſſuet zum Gehorſam unter eine Bulle zu bringen; allein in Port=Royal wollte man ſich nicht überzeugen laſſen, daß er, der große Boſſuet, wirklich den Glauben an päbſtliche Entſcheidung über ein Factum für nothwendig gehalten habe. Andererſeits wird behauptet, daß er in den Anmerkungen Quesnels zum N. Teſtament nicht nur 101 verdammliche Sätze, wie der Pabſt, ſondern deren 120 gefunden habe.

Arnauld wurde durch die Zuſprache Boſſuets in einen gar weitläuftigen Streit mit Mallebranche, dem berühmten Oratorianer, verwickelt, worin die verſchiedenſten Gegenſtände zur Sprache kamen. Mallebranche hatte früher einen Widerruf ſeiner Unterſchrift des Formulars in Arnaulds Hände gelegt und nun behauptete er, die Männer von Port=Royal haben über die Gnade einen Galimatias geſchrieben, wovon man nichts verſtehen könne. Arnauld fing damit an, daß er die Lehre Mallebranches von den Ideen, von den Sachen in Gott, angriff [2]). Dann verbreitete ſich der Streit über die Lehre von der Vorſehung und den Wundern. Der Oratorianer hatte behauptet, Gott handle nur als Univerſalurſache durch allgemeine Gründe, welche als allgemeine Geſetze für die Regierung der Welt feſtgeſtellt ſind, ſowohl in der Ordnung

beſondere Berufung zu Überſetzung der göttlichen Schriften erhalten habe. Er hat ſich dadurch ganz ſicher geſtellt und hat ſich nicht genöthigt geſehen, der Vulgata an mehreren Stellen einen Sinn zu geben, wo es ſchwer iſt, ihr einen vernünftigen zu geben. So ſind keine Stellen mehr in den Pſalmen, die man nicht gut verſtände; man hat in dieſem Buch das Ebräiſche bei Hieronymus und die Vulgata."

1) Anderwärts nennt er es unvergleichlich im polemiſchen Genre.

2) In dieſem Punkte hat dieſe Erörterung Ähnlichkeit mit der ſpäteren, die zwiſchen Arnauld und Nicole Statt hatte, deren wir aber früher ſchon genaue Erwähnung thaten.

der Natur, als der Gnade; was man gewöhnlich beſonderen Willensäußerungen Gottes zuſchreibe, müſſe den Creaturen als zufälligen Urſachen zugeſchrieben werden, welchen Gott folgen wolle und welche ſo Ausnahmen oder Veränderungen in den allgemeinen Geſetzen bilden. So hat Alles, was dem jüdiſchen Volke im A. Teſtament begegnet iſt, den Willen der Engel zur veranlaſſenden Urſache. „Die Verlangen des heiligen Michael haben die Ereigniſſe des alten Volkes Gottes geregelt.“ Gleichermaßen Alles, was Gott in der Ordnung der Gnade thut, hat den Willen der Seele Chriſti, das heißt, Jeſu Chriſti, ſofern er Menſch iſt, zur veranlaſſenden Urſache. Damit wollte er die göttlichen Eigenſchaften, ſeine Güte, Weisheit mit allen Mängeln, welche man in der Natur bemerkt, mit allen Übeln in der Welt in Übereinſtimmung bringen; das iſt ihm auch der Schlüſſel zur Verſöhnung der Gnade und der menſchlichen Freiheit. — Das Wort von Mallebranche, daß man glücklich ſei, indem man das ſinnliche Vergnügen genieße, war von Baile in ſeiner république des lettres weiter ausgeführt worden. Arnauld ſäumte nicht, gegen dieſen epikureiſchen Satz zu ſchreiben, obgleich Nicole meinte, es ſei beſſer, wenn man mit ſolchen „kleinen Kritikern“ ſich in keinen Streit einlaſſe. — Die Schriften von Mallebranche wurden in Rom verworfen, die von Arnauld gegen ihn gingen ohne Verdammung aus der Unterſuchung hervor. Aber in Frankreich blieb Mallebranche unangefochten; er hielt ſich an die Minorität des Oratoriums, an Amelotte und Thomaſſin, welche durch die Jeſuiten, den Hof und den Erzbiſchof begünſtigt wurde. Daß er gegen Arnauld ſchrieb, genügte. Die ſtrengen Janſeniſten tadelten dieſen, daß er ſich ſo ſehr auf das philoſophiſche Gebiet eingelaſſen habe.

Arnaulds Karteſianismus.

Es war aber Arnauld bei dieſer ganzen Angelegenheit nicht allein um die auguſtiniſche Lehre zu thun, ſondern zugleich um den ächten Karteſianismus, welchen er durch einen halb abtrünnigen Schüler des großen Meiſters gefährdet glaubte. Seine Äußerungen in ſeinen Briefen ſprechen ſeine unverrückte Ergebenheit gegen dieſe Philoſophie aus[1]), zeigen aber zugleich, wie wenig rein ſpeculativer

1) Wir können es nicht leugnen, daß dieſe Briefe mit dem, was wir oben auf Guhrauers gewichtiges Wort hin über Arnaulds Verhältniß zu Leibnitzens Lehre anführten, in einigem Widerſpruch zu ſtehen ſcheinen.

Sinn in ihm wohnte, daß er im Karteſianismus (wie früher die kirchlichen Theologen in der ariſtoteliſchen Philoſophie) ein fügſames Werkzeug zu praktiſchen Zwecken, zur Ehre der Kirche und Gottes, eine Waffe gegen den Unglauben ſah. Er ſchreibt 1683: „Ich habe Ihnen über Karteſius nichts zu ſagen[1]), als daß es mir für die Kirche nützlich ſcheint, daß Diejenigen, welche ſich zu dieſer Philoſophie bekennen, öffentlich erklären, ſie ſtehe der Kirchenlehre über die Euchariſtie nicht entgegen, wenn man auch Schwierigkeit hätte, die Wendung zu begreifen, welche ſie brauchen, um den Glauben mit ihren Gefühlen in Übereinſtimmung zu bringen, wenn ſie nur über den Glaubenspunkt in dieſem Myſterium übereinſtimmen. Denn das iſt gewiß, daß, welcher Philoſophie man auch folge, man nothwendig mit dem Tridentinum anerkennen muß, daß die Weiſe, wie Chriſtus im Sacrament iſt, unbegreiflich ſei. Denn die philoſophiſchen Weiſen, unſere Myſterien mit den phyſikaliſchen Meinungen in Übereinſtimmung zu bringen, ſind nicht Sache des Glaubens und es ſchadet der Religion gewiß ſehr, wenn man eigenſinnig Alle, welche gewiſſe Anſichten über Phyſik haben, verdächtigen will, als glaubten ſie nicht an Myſterien, von denen wir uns einbilden, ſie laſſen ſich nicht in Übereinſtimmung ſetzen mit dieſen Anſichten. Das heißt den Ketzern in die Hände arbeiten, welche davon Gelegenheit nehmen, den Glauben zu verbreiten, eine große Zahl von Katholiken ſei im Herzen calviniſtiſch, ob ſie es gleich nicht zu ſagen wage. Man verhindert dadurch die Bekehrung vieler Sacramentirer, welche in der Überzeugung, daß die Philoſophie von Des-Cartes die vernünftigſte von allen iſt, weniger geneigt ſein werden, katholiſch zu werden, wenn ſie ſähen, daß man eigenſinnig auf der Behauptung beſtehe, man könne nicht zugleich Katholik und Karteſianer ſein. So ſcheinen mir alle vernünftigen Leute, Freunde oder Feinde der karteſianiſchen Philoſophie, denken zu müſſen.“

Es iſt, als hätte Des-Cartes durch ſeine Lehre von den Thieren den Materialiſten, denen der Menſch nur ein perfectionirter Affe iſt, einen Riegel vorſchieben und Seele und Unſterblichkeit

1) Wenn du Vaucel, an welchen der Brief iſt, damals in Rom war, ſo iſt es zugleich eine Anweiſung, was er daſelbſt zur Rechtfertigung der Vorliebe Arnaulds für den Karteſianismus und überhaupt zu Gunſten dieſes ſagen ſolle.

retten wollen. Arnauld ſchreibt 1690 über dieſen Punkt des Karteſianismus: „Diejenigen, welche beſtritten haben, was er von der Unterſcheidung der Seele und des Leibes ſagt, waren auf die epikuriſche Philoſophie verſeſſen und hatten keine Religion. Ich weiß wohl, was ich ſage; darum können aber Diejenigen, welche einen guten Gebrauch von ihrer Vernunft machen wollen, doch ſeinen Grundſätzen beipflichten. Und was für ein Intereſſe haben wir, daß die Thiere keine Maſchinen ſeien? Die Kunſt Gottes erſcheint um ſo wunderbarer, wenn Alles in ihnen durch Springfedern geht. Aber, ſagt Ihr, man könnte auch glauben, daß es mit den Menſchen gleichermaßen ſei. — Können Die, welche es glauben, Dieſes thun, ohne zu denken? und ſobald ſie denken, ſind ſie keine bloßen Maſchinen mehr." —

Die Stellung Arnaulds mit ſeinem vernünftigen, kirchlichen Glauben tritt beſonders in folgenden Worten des überhaupt bedeutenden Briefs an dû Vaucel vom 19. October 1691 hervor: „Mich befremdet nicht, was man mir aus Neapel ſchreibt, daß die jungen Narren durch das Leſen von Gaſſendis Werken Atheiſten und Epikuräer geworden ſind. Man mußte das erwarten, beſonders wenn man in Betracht zieht, was er gegen die Metaphyſik von Des-Cartes geſchrieben hat, worin er ſeine ganze Geiſteskraft aufbietet, um die ſtärkſten Beweiſe, welche Des-Cartes für die Exiſtenz Gottes und für die Unſterblichkeit der Seele gefunden hatte, umzuſtoßen. Iſt jedoch nicht die große Urtheilskraft der Herrn Inquiſitoren in Rom zu bewundern, und der große Dienſt, welchen ſie der Kirche durch ihre Verbote erweiſen? Sie haben dieſen jungen Leuten alle Freiheit gelaſſen, den Schriftſteller zu leſen, welcher ſo viel möglich die ſolideſten Beweiſe für das Daſein Gottes und für die Unſterblichkeit der Seele zerſtört. Denn kein einziges Werk von Gaſſendi iſt im Index. Es war ihnen aber nicht erlaubt, den zu leſen, welcher ſie von dieſen Wahrheiten überzeugt hätte, wenn ſie auch nur etwas geſunde Köpfe hätten. Denn die römiſchen Cenſoren haben in ihren Index geſetzt: Renati Descartes opera sequentia donec corrigantur. De prima philosophia in qua Dei existentia, et animae humanae a corpore distinctio demonstratur. Daher werden ſie auch nicht daran denken, das Buch von Hûet gegen Des-Cartes darein zu ſetzen, worin er einerſeits will, der Satz: „cogito, ergo sum" ſei nicht

klar und einleuchtend wahr, andererſeits ſo viel möglich alle ſchlechten Gründe der Epikuräer geltend macht, um glauben zu machen, unſere Seele ſei körperlich, ſie ſei nur als ein ſubtilerer Körper von einem gröberen Körper, von dem geſchieden, was wir unſeren Körper nennen[1])."

Hierauf citirt Arnauld, was er ſchon vor ſechs oder ſieben Jahren über die Bedeutung der karteſianiſchen Philoſophie hatte drucken laſſen: „Gar manche fromme Männer glauben, daß man die Schriften von Des-Cartes über die Menſchenſeele als eine beſondere Wirkung der göttlichen Vorſehung anzuſehen hat, um dem ſchrecklichen Hang zu ſteuern, welchen offenbar Viele in dieſen letzten Zeiten zur Irreligioſität und Freigeiſterei haben und zwar durch ein ihrer Dispoſition angemeſſenes Mittel. Es ſind dies Leute, welche nichts annehmen wollen, als was man durch das Licht der Vernunft erkennen kann, welche eine entſchiedene Abneigung haben, mit dem Glauben anzufangen, denen Alle, welche ſich zur Frömmigkeit bekennen, der Geiſtesſchwachheit verdächtig ſind und die ſich den Eintritt in die Religion durch ihr Vorurtheil ſchließen (welches meiſtens eine Folge ihrer verderbten Sitten iſt), Alles, was man von einem anderen Leben ſage, ſei eine Fabel, Alles ſterbe mit dem Tode. Allem Anſchein nach war das Wichtigſte, um das größte Hinderniß des Heils bei allen dieſen Leuten zu heben, und die weitere Verbreitung dieſer Anſteckung zu verhindern, ſie in ihrer falſchen Ruhe zu ſtören, welche nur auf ihre Überzeugung gegründet iſt, es ſei eine Geiſtesſchwachheit, zu glauben, daß unſere Seele unſern Körper überlebe. Konnte aber Gott, welcher ſich der Creaturen bedient, wie es ihm gefällt, und welcher dadurch die bewundernswürdigen Wirkungen ſeiner Vorſehung verbirgt, dieſe Beunruhigung, welche im Stande iſt, ſie in ſich ſelbſt ein-

1) Arnauld ſagt weiter unten: „Regius, ein Schüler von Des-Cartes, ließ es ſich beikommen, ihn in der Metaphyſik zu verlaſſen, indem er in einem Pamphlet behauptete, wenn der Glaube nicht wäre, könnte man behaupten, der Gedanke ſei nur eine Modification der körperlichen Subſtanz, was die Epikuräer erſtaunlich begünſtigt. Des-Cartes hatte allen Grund, ihn zu widerlegen. Was haben unſere römiſchen Cenſoren gethan? Sie haben nichts von dem Pamphlet geſagt, ſondern nur die Widerlegung von Des-Cartes (Notae in programma quoddam cum hoc titulo: Explicatio mentis humanae) verboten; das heißt: Sie haben erlaubt, das Gift zu verſchlingen, das Gegengift aber verboten. Es iſt wahr, daß es heißt „donec corrigatur." Da aber dieſes unmöglich iſt, indem ſie nicht angeben, was corrigirt werden ſolle, ſo iſt es Daſſelbe, als ob das Buch abſolut verboten wäre."

gehen zu machen, in ihnen auf eine beſſere Weiſe erregen, als indem er einen Mann erweckte, welcher alle Eigenſchaften in ſich vereinigte, welche ſolche Menſchen nur verlangen konnten, um ihre Anmaßung niederzuſchlagen und ſie zu zwingen, wenigſtens gerechtes Mistrauen gegen ihre angebliche Erleuchtung zu faſſen? Eine ganz außerordentliche Seelengröße in den abſtrakteſten Wiſſenſchaften, eine Ergebenheit gegen die Philoſophie allein, was ihnen nicht verdächtig iſt, ein offenes Bekenntniß, daß er ſich aller allgemeinen Vorurtheile entſchlage, was doch ganz nach ihrem Geſchmack iſt, und welcher damit das Mittel gefunden hat, die Ungläubigſten, wenn ſie nur die Augen dem Lichte öffnen, welches man ihnen vorhält, zu überzeugen, daß es nichts der Vernunft Widerſprechenderes gebe, als zu wollen, daß die Auflöſung unſeres Körpers, die doch nichts Anderes iſt, als eine Verſetzung einiger Theile der Materie, welche ihn ausmacht, zugleich ein Erlöſchen unſerer Seele ſei. Und wie hat er das gefunden? Indem er es durch deutliche, allein auf die natürlichen Begriffe gegründete Principien feſtſtellt, worüber jeder Menſch von geſundem Verſtand übereinkommen muß, daß Seele und Leib, das heißt, daß das, was denkt und das, was Ausdehnung hat, zwei durchaus geſchiedene Subſtanzen ſind; ſo daß man weder auf den Gedanken kommen kann, daß die Ausdehnung eine Modification der denkenden Subſtanz, noch daß der Gedanke eine Modification der ausgedehnten Subſtanz ſei. Sobald dieſes gut bewieſen iſt (wie es denn wirklich in den Meditationen von Des-Cartes ſehr gut bewieſen iſt), ſo kann kein Freigeiſt von geſundem Verſtand überzeugt bleiben, daß unſere Seelen mit unſeren Körpern ſterben. Denn ein Jeder muß ſich leicht überzeugen laſſen, daß nichts, was iſt, in das Nichts zurückkehrt, und daß ſo das, was man bei unſerem Körper Tod nennt, oder die Zerſtörung jeder anderen ausgedehnten Subſtanz, nichts Anderes iſt, als die Auflöſung und die Veränderung einiger Theile der Materie, welche immer in der Natur bleiben, wie wenn man ein Holz verbrennt, nichts davon verloren geht. Daher können ſie ſich auch nicht einbilden, daß die Subſtanz, welche denkt, zu Nichts werden könne, da die Körper ſelbſt dieſem nicht unterworfen ſind. Sie müſſen ferner geſtehen, daß, was man bei den Körpern Zerſtörung nennt, bei der Seele nicht eintreten kann, da weder Veränderung noch Verſetzung der Theile bei ihr, als bei einer Subſtanz eintreten kann, welche keine

Theile hat, wie die denkende Subſtanz." — Spinoza behandelt er dagegen als einen völligen Atheiſten, deſſen Schriften ein guter Chriſt nicht leſen dürfe, wohl ſchon wegen der Einen Subſtanz, während man offenbar in Port-Royal als Hauptverdienſt der karteſiſchen Philoſophie die Zweiheit der Subſtanzen hervorhob. Wir dürfen überzeugt ſein, daß Arnauld hier Vieles ausſpricht, was man ſchon vor vierzig Jahren in dem engeren Kreiſe der Einſiedler ſprach. Es wäre noch zu unterſuchen, welchen Einfluß Des-Cartes auf Pascal hatte. Außer ihm hat wohl kein Glied von Port-Royal, ſelbſt Arnauld, der orthodoxe Alt-Karteſianer nicht, die karteſianiſche Geiſtesbewegung ſelbſtſtändig in ſich weiter gefördert.

Verſchiedene Streitſchriften Arnaulds.

Wir können nur von ſolchen Werken Arnaulds ſprechen, welche uns eine neue, eigenthümliche Seite ſeines Charakters oder Gedankens aufdecken. Man hat auf ihn die über Hieronymus geſagten Worte angewendet: Quis nostrûm tanta potest legere, quanta ille conscripsit? Der Herausgeber ſeiner ſämmtlichen Werke zählt deren 320. So war ſein für Rom beſtimmtes Phantôme du Jansénisme ein alter Gedanke, der aber noch über hundert Jahre fortgeſponnen wurde. „Der Janſenismus iſt eine nur in der Einbildung beſtehende Ketzerei; ſo daß, wenn die Janſeniſten Ketzer ſind, ſie Ketzer ohne Ketzerei ſind, und wenn der Janſenismus eine Ketzerei iſt, er eine Ketzerei ohne Ketzer iſt." — Das iſt nur immer die alte Scheidung von fait et droit. —

Bezeichnend iſt, daß Arnauld ſich des Pfarrers von Mecheln, With, durch eine Schrift annahm, welcher die Worte Chriſti: „Du biſt Petrus, auf dieſen Fels will ich meine Kirche bauen," — nur auf die Perſon Petri ſelbſt bezogen wiſſen wollte. Als man ihm vorwarf, daß er ſich als Fremder in niederländiſche Streitigkeiten unberufener Weiſe einmiſche, erinnerte er daran, daß wir an die Gemeinſchaft der Heiligen glauben und wenn ein Heide geſagt habe: homo sum, humani nihil a me alienum puto, ſo könne man mit noch mehr Grund ſagen: Christianus sum, christiani nihil a me alienum puto.

Dieſes lebhafte Intereſſe für alles Chriſtliche, zunächſt Katholiſche, verbreitete ſich über alle vier Welttheile. Seine Zeit hat mit der unſrigen große Ähnlichkeit in der ſtarken Miſſionsthätigkeit,

34 *

nur daß die katholiſche damals im Vortheil war. In Port=Royal nahm man lebhaften Antheil an den Vereinen der neubekehrten Jungfrauen „die Liebhaberinnen des Kreuzes Chriſti“ genannt in Kochinchina; China, Hinterindien, Nordamerika waren die Hauptſchauplätze der franzöſiſchen Miſſionare. Der König betrachtete ſie als eine Zierde ſeines Königreichs, als Stützen ſeiner Macht; man ſpiegelte ihm gar Manches über die Fortſchritte des Chriſtenthums vor, man ſuchte der Kirche auch damals mehr Glorie zu geben, indem man die Nachrichten von ihren Fortſchritten übertrieb. Arnaulds Briefe enthalten zahlreiche Beiträge zu der Geſchichte der Miſſionen ſeiner Zeit. Er klagt, daß die Kurie zu wenig reinen Eifer dafür habe[1]), zu viele politiſche Rückſichten vorwalten laſſe. Namentlich wurde laute Klage gegen die Jeſuiten erhoben, daß ſie unter dem Vorwande, das Reich Gottes unter den Ungläubigen zu verbreiten, ſelbſtiſche Zwecke verfolgen. Pontchateau hatte den erſten und zweiten Band der Morale pratique des Jésuites geſchrieben, worin nachgewieſen wird, wie ſie die Lehren ihrer Caſuiſten beſonders in anderen Welttheilen zu Förderung ihrer Herrſchaft in Anwendung bringen. Wie die Kriege der großen Mächte wurde nun auch der Kampf zwiſchen den Auguſtinianern und der Compagnie Loyolas auf allen Meeren, an den fernſten Küſten geführt, wo die Miſſionare die erſten Grundlagen zu Herrſchaft der Kirche legten. Denn die verſchiedenen Orden, beſonders die Jeſuiten und Dominikaner, verfolgten ſich hier mit noch größer Heftigkeit als jetzt die verſchiedenen proteſtantiſchen Secten in ihren Miſſionsſtationen. Alle dieſe Anklagen gegen die Jeſuiten wollte Arnauld ſelbſt ſammeln, zumal da der Jeſuite Tellier, der nachmalige Beichtvater des Königs, in ſeiner Défense des nouveaux Chrétiens die öffentliche Meinung für die Nachſicht der Jeſuiten gegen die Neubekehrten

1) Er ſchreibt am 29. Januar 1694: Ich begreife nichts von dem Benehmen Eurer Römer. Sie haben den mächtigſten König von Europa (Louis XIV, wohl wegen der vier Artikel) Schlangen verſchlucken machen, ſo daß ſie ihm ſogar das Verſprechen abdrangen, er wolle nicht in Ausübung bringen, was er zu Erhaltung der Lehre ſeiner Kirche befohlen hatte. Und aus Furcht einen kleinen König von Portugal zu ärgern, wollten ſie lieber die Miſſionen des Orients zu Grunde gehen laſſen und die Thomas=Chriſten in Verzweiflung ſtürzen, ehe ſie kaſſirten, was man durch Betrug und Simonie von einem Pabſt erhalten hat, welcher durch ſkandalöſe Erneuerung des Nepotismus die Schande des heiligen Stuhls und der Abſcheu aller rechtſchaffenen Leute geworden iſt. Stoßen Sie ſich nicht daran, daß ich mit ſolchem Nachdruck von etwas ſpreche, was mein Herz durchbohrt.

zu gewinnen ſuchte. Arnauld allein ſchrieb fünf Bände an dieſem Werke. Aus der Propaganda in Rom, aus den Privatſammlungen von Cardinälen, aus verſchiedenen Welttheilen wurden für ihn dazu Acten geſammelt. Die Biſchöfe Palafox von Angelopolis, Kardenas von Paraguai, von Dom Pardo von Manilla wurden als Märtyrer der jeſuitiſchen Intriguen dargeſtellt, die ſyſtematiſche Verleumdung der Jeſuiten aufgedeckt.

Der Schelmenſtreich der Jeſuiten in Douai.

Dafür bezahlten ihn die Jeſuiten auch mit ihrer Münze. Nicht blos wurde immer wieder erzählt, daß man ihn und die Herzogin von Longueville auf dem Sabbat, dem franzöſiſchen Blocksberge, mit den andern Hexen habe tanzen geſehen; Maupas, der Biſchof von Evreux, verſicherte, daß ein bekehrter Hexenmeiſter ihm erzählt habe, daß die Teufel Arnaulds Rede dabei bewundert hätten. Nicht blos wurde die Geſchichte von Bourgfontaine wieder aufgewärmt; die ſogenannte Spitzbüberei von Douai war wenigſtens etwas Neues.

Zwei Jeſuiten in Douai wollten mit Einem Streiche die ihnen entgegenſtehenden Profeſſoren dieſer Facultät[1]) ſtürzen und Arnauld als Intriganten darſtellen. Einer von dieſen Jeſuiten fing daher mit einem dieſer Profeſſoren einen Briefwechſel an, indem er Arnaulds Handſchrift und die Unterſchrift: A. A. (Anton Arnauld) annahm. Nachdem Profeſſor Ligni zutraulich gemacht war, forderte der falſche Arnauld ihn auf, auguſtinianiſchen Sätzen, welche in Gefahr ſtünden, in Mecheln verdammt zu werden, die Zuſtimmung ſeiner Facultät zu verſchaffen, um die Verdammung zu verhindern. Dieſe Sätze waren mehr als zweideutig. Die Approbation erfolgte. Sechs Doctoren von Douai ſchenkten dem falſchen Arnauld ihr ganzes Vertrauen, der Kanzler bat ihn, ihn als Beichtkind anzunehmen. Seine Bitte wurde gewährt und ihm eine allgemeine Beichte abverlangt, welche er auf ſechs Bogen niederſchrieb. Nie wurde eine Correſpondenz von beiden Seiten mit mehr Vergnügen geführt, ſagt der Jeſuite d'Avrigni. Die Profeſſoren und Bakkalauren fühlten ſich durch Arnaulds Zutrauen ſehr geehrt;

1) Die erſte Verdammung wegen janſeniſtiſcher Lehre ſeit dem Kirchenfrieden traf einen Profeſſor von Douai, Gilbert, 1687. — Die folgende Erzählung entnehmen wir größtentheils den jeſuitiſchen mémoires chronologiques.

ſie ſprachen ſich ohne Rückhalt aus. Einer derſelben, Ligni, ſchreibt: „Ich bin überzeugt, daß die Päbſte fehl gegangen ſind, indem ſie Janſen verdammt haben. Der Biſchof von Ypern wurde durch eine moliniſtiſche Bande verdammt; er hat nie eine andere Lehre von der Gnade gehabt, als die auguſtiniſche. Nie hat ein Pabſt deutlichere Beweiſe von der päbſtlichen Fehlbarkeit gegeben, als durch die Verdammung der fünf Sätze in Janſens Sinn." Doctor Gilbert fügt noch Stärkeres bei: „Der evangeliſchen Lehre von der Gnade Chriſti hat Alexander VII durch ſeine Conſtitution eine Wunde beigebracht, die noch nicht zugeheilt iſt."

Gegen Ende des Jahres 1690 wurde Ligni aufgefordert, zu bedeutender Wirkſamkeit im Seminar zu einem Biſchofe ſich auf den Weg zu machen, welcher „nur durch Auguſtin denke, rede und ſchreibe." Im Frühjahr des folgenden Jahres folgte er dieſem Ruf und gab ſeine Stelle auf. Sollte ſich ihm Arnauld nicht in den Niederlanden unter dem Namen Ste. Croix anſchließen, ſollte Ligni ihn nicht in Paris im Seminar St. Magloire unter dem Namen Puis-Laurent erfragen können, ſo ſollte er nur getroſt nach Carcaſſonne (alſo gegen 200 Stunden weit) reiſen und dort dem Dekan ſeinen Empfehlungsbrief abgeben. Erſt hier enthüllte das Staunen Dieſes ihm das Spiel, das mit ihm war getrieben worden.

Während deſſen legten die Jeſuiten den in Douai zurückgebliebenen Eingeweihten eine neue Schlinge. Unerwartet erhielten ſie einen troſtloſen Brief von ihrem Arnauld, ſie ſollten ſich eilends verbergen, ſo gut ſie könnten, ſein Bedienter habe den Schelmen gemacht, ihm ſeine Papiere, beſonders ihre Correſpondenz geſtohlen, und werde wohl verſuchen bei Hofe ſein Glück damit zu machen. Ihn werde der Kummer, ſo viele Freunde ins Verderben geſtürzt zu haben, nicht lange überleben laſſen. Er ſprach von der Baſtille, wo man Jahre um Jahre vermodere, ohne auch nur verhört zu werden. **Voilà les Jésuites qui vont avoir beau!** ſchloß er. **Providence de mon Dieu, que vous êtes inscrutable! je n'en peux plus de tritesse.** Allein die Vertrauten in Douai baten ihn, ſein für die Kirche ſo theures Leben zu erhalten; was ſie ſelbſt betreffe, ſo überlaſſen ſie ſich ganz der Vorſehung. Auch ein neuer dringender Brief vermochte ſie nicht zur Flucht. Endlich erſchienen die Correſpondenz und die janſeniſtiſchen Theſen mit ihrer Approbation gedruckt als: **Lettre à un docteur sur les affaires de**

son université (ſpäter von Neuem unter dem Titel: Secrets du parti de M. Arnauld découverts depuis peu), und die Opfer des Betrugs ſahen ihn endlich ein. Umſonſt ließen die Jeſuiten auch durch die Amſterdamer Zeitung verbreiten, Arnauld ſei von ſeinem Diener ſeiner Correſpondenzen beraubt worden und dieſer habe Alles an ſeine Feinde verkauft. Der falſche Arnauld ſetzte öffentlich ſeine Freunde von dieſem Unglück in Kenntniß und forderte ſie auf, ihr Heil in der Flucht zu ſuchen. Man hoffte, in dieſem paniſchen Schrecken werden ſich viele geheime Anhänger Arnaulds ſelbſt verrathen. Die Jeſuiten erhoben nun öffentlich Anklage gegen die Doctoren von Douai, gegen viele Geiſtliche der Diöceſen Arras und Tournai. Arnauld aber wußte mit ſolcher Überlegenheit ihren Betrug aufzudecken, daß die Compagnie einen der Ihrigen der gerechten Strafe des Biſchofs durch die Verſetzung entziehen mußte.

Der Betrüger ging nach Paris, wurde dem König durch ſeinen Beichtvater vorgeſtellt; der König ſetzte eine Commiſſion von Theologen nieder, um zu unterſuchen, ob der Janſenismus von den Eingeweihten erneut worden ſei. Als dieſe erklärte, die drei erſten verdammten Sätze finden ſich in den Papieren, ſo wurden acht Profeſſoren und Geiſtliche, zum Theil außerhalb Landes, in Verbannung geſchickt. „Das war der letzte Act des Stücks, ſagt der Jeſuite, das Allen Freude machte, welche kein Intereſſe dabei hatten, ſich zu beklagen.“

Gravirender Brief an den Grafen d'Avaux.

Wenigſtens nicht betrügeriſch unterſchoben war ein Brief, welchen man zehn Jahre nach Arnaulds Tode unter ſeinen Papieren fand, als einige ſeiner Freunde in Brüſſel verhaftet wurden. Die Jeſuiten zogen ihn ans Licht und legten ihm wohl eine zu ernſthafte Bedeutung bei.

Der Brief iſt an den Grafen d'Avaux gerichtet, den Bevollmächtigten des Königs, auf dem Congreß zu Regensburg 1684 für den allgemeinen europäiſchen Frieden auf 20 Jahre. Der Verfaſſer des Briefs giebt ſich für bevollmächtigt aus, im Namen der Schüler Auguſtins die Bedingungen vorzulegen und dieſe billigen Anträge zu ſtellen. „Da Seine Majeſtät erſt kürzlich Seeräubern (den Algirern), die ihn hart beleidigt hatten, Verzeihung habe an-

gedeihen laſſen, obgleich die Schrift es ausdrücklich verbiete, hoffen die Schüler des Heiligen, man werde ſie nicht von dem allgemeinen Frieden ausſchließen wollen. Daher glauben ſie, ſie brauchen nur ihren Willen zu bezeugen, im Frieden zu leben, um ihn zu erhalten; zumal es den Ruhm des Königs bei Gott und den Menſchen nur erhöhen könne."

„Sie verpflichten ſich, die Lehre Auguſtins gegen die Neuerer bis aufs Blut zu vertheidigen, die verdorbene Moral und die königsmörderiſchen Lehren unermüdet zu bekämpfen; aber ſie bitten auch, daß der König den Anklägern der Schüler Auguſtins nicht das Privilegium gebe, ohne Beweis anzuklagen, ſondern daß dieſen das Recht gewährt werde, ſich zu verantworten. Sie verpflichten ſich, den König in ſeiner Abſicht zu unterſtützen, die von der Kirche unglückſeliger Weiſe Abgefallenen wieder darein zurückzuführen; ſie werden fortwährend durch Schriften ihren Verſtand zu überzeugen ſuchen, während Seine Majeſtät Ordonnanzen ausgehen läßt, um ſie in ſich gehen zu machen und ſie zu bewegen, von der ihnen vorgehaltenen Wahrheit Nutzen zu ziehen."

Was nun aber den König am meiſten reizen mußte, war das Folgende, eben weil es ſo viel Wahres enthielt: „Seine Majeſtät wird allerunterthänigſt gebeten, das gewaltſame Verfahren (voies de fait) und den Gebrauch der Lettres-de-Cachet abzuſchaffen; denn da ſie ſehr oft gegen Leute angewandt werden, deren Frömmigkeit und Unſchuld dem Volke bekannt ſind, kann es nur einen ſehr übeln Eindruck zum Nachtheil des Ruhms und des guten Namens Seiner Majeſtät machen. Man weiß freilich, daß dabei die Gewiſſenhaftigkeit des Königs hintergangen wird, wie dies den größten Fürſten geſchieht; ihn davon überzeugen, iſt aber einer der größten Dienſte, die man ihm leiſten kann, da ein ſo häufiger Betrug ein Flecken an ſeinem Ruhm würde, der in der Nachwelt fortbeſtehen könnte und nicht leicht auszulöſchen wäre. Seine Majeſtät wird auch unterthänigſt gebeten, Denjenigen die Freiheit zu gewähren, welche die Strenge ſolcher Gewaltthaten oder die Nothwendigkeit, ihnen zuvorzukommen, in den Gefängniſſen eingeſchloſſen hält oder verpflichtet, in fremden oder ungelegenen Gegenden als Verbannte zu leben, ohne daß man weder auf ihr Alter, noch auf ihre Gebrechlichkeit, noch auf ihre Armuth Rückſicht genommen hat, ob man ihnen gleich kein anderes Verbrechen vor-

werfen konnte, als daß ſie immer den Gehorſam gegen Gott höher gehalten haben, als den gegen die Menſchen, und daß ſie nie durch feige Gefälligkeit oder kriechende Schmeicheleien ihr Gewiſſen verrathen wollten. Sie würden ſich verbindlich machen, Seine Majeſtät nie um Stellen zu behelligen; nur ſollten Solche, denen man ein geiſtliches Amt gegeben hat, die Freiheit haben, ihre Functionen darin zur möglichſten Ehre Gottes und Erbauung des Nächſten zu erfüllen."

Bedurfte es auf eine ſolche, von den Schuldigen als nicht in ihre Pariere eingeſchobene anerkannte Acte hin noch eines weiteren Beweiſes, daß die Janſeniſten eine förmliche Partei gebildet, eine Faction, ähnlich den bewaffneten Reformirten, für deren Sache auch auf Congreſſen unterhandelt wurde! Erdreiſten ſie ſich doch, mit ihrem Souverain als eine Macht, zugleich mit den anderen Feinden ihres Vaterlandes, unterhandeln, ihm Bedingungen vorſchreiben zu wollen. Der Brief ſollte von dem „Abt" des neuen Ordens, Arnauld, dem Unterprior Erneſt dictirt worden ſein; Quesnel, „der Prior," leugnete nicht, daß er das Datum beigeſetzt habe. — Der Graf d'Avaux nahm Einſicht von dem Schreiben; erklärte aber beſtimmt, daß er nie eine für Seine Majeſtät ſo beleidigende Acte empfangen habe. Er war ſehr entrüſtet; er könne nicht begreifen, wie die Jeſuiten ſo einfältig ſein könnten, ein ſolches Schreiben im Ernſt als ein Actenſtück drucken zu laſſen. Die Anhänger von Port-Royal verſichern beſtimmt, daß es nur ein Scherz weniger Freunde ſei, den ſie Arnauld zugeſchickt haben. Ein gefährlicher Scherz! Der Gedanke iſt ein Verſucher.

Ein Betrüger, welcher ſich für d'Andillys Sohn Lüzancy ausgab, wußte ſich in England von Jeſuiten Geld, eine proteſtantiſche Pfründe, zu verſchaffen.

Arnauld beſtellt ſein Haus und ſtirbt.

Seit dem Anfange des Jahres 1685 war Quesnel der treue Genoſſe von Arnaulds Verbannung [1]), Quesnel, deſſen vortreffliche Betrachtungen über das N. Teſtament der Sache des Janſenismus nicht blos, ſondern wirklich der des Chriſtenthums der älteren Kirche in

1) Siehe Beilage LI.

der katholiſchen Kirche einen neuen Umſchwung gaben. Der Druck, welchen der Erzbiſchof auf die Congregation des Oratoriums ausübte, hatte ihn und den erſt 38jährigen, ſo hoffnungsreichen Dúguet aus Frankreich vertrieben. Dúguets Geſundheit erlaubte ihm kaum ein halbes Jahr hier zu verweilen.

Es thut uns wehe, uns Mittheilungen aus den oft köſtlichen Werken Dúguets verſagen zu müſſen.

Sein Leben iſt mir ſelbſt wenig bekannt; die Geſchichten und der Nekrolog Port-Royals geben nichts über dieſen Freund. Dafür erkennen wir ihn ganz in der Schilderung, welche St. Simon von ihm macht. Sie waren zuſammen in la Trappe bei Rancé. „Ich war von Dúguet entzückt. Täglich ergingen wir uns zuſammen im Garten der Abtei, wir unterhielten uns nicht blos über Gegenſtände der Frömmigkeit, worin er ſich auszeichnete; eine Blume, ein Kraut, eine Pflanze, der erſte beſte Gegenſtand von Künſten, Handwerken, Stoffen, Alles gab ihm Gelegenheit zu ſprechen und zu unterrichten, ſo natürlich, ſo leicht, ſo geläufig und mit ſo beredter Einfalt und mit ſo richtigen, genauen, geeigneten Ausdrücken, daß man zugleich von der Anmuth ſeiner Unterredung hingeriſſen und über die Ausdehnung ſeiner Kenntniſſe erſtaunt war, welche ihn Alles erörtern ließen, wie es nur die in all dieſen Fächern vollendetſten Botaniker, Drogiſten, Handwerker, Kaufleute hätten thun können."

Da Arnauld auch noch nach ſeinem Tode ſein weniges Vermögen zu guten Zwecken, wohl für die gute Sache, verwendet zu wiſſen wünſchte, ſo wagte eine der Heroinen des Janſenismus [1]), die betagte Madame de Fontepertuis ſich nach den Niederlanden, welche damals der Schauplatz des Krieges waren, und verweilte einige Zeit in ſeiner Nähe. Ihr hat er wohl anvertraut, was er den Freunden in Frankreich noch zu rathen und mitzutheilen hatte.

Das letzte Werk Arnaulds ſind ſeine **Réflexions sur l'éloquence des prédicateurs.** Dúbois hatte in der Vorrede zu ſeiner Überſetzung Auguſtins behauptet, der chriſtliche Prediger dürfe ſich der Mittel der Beredtſamkeit nicht bedienen. Arnauld zeigt in dieſem Werkchen, daß und wie der Prediger davon Gebrauch machen

1) In der geheimen Sprache bedeutet Viemúr Port-Royal, Madame de La-Viemúr Fontepertuis; Onis hieß die Herzogin von Longueville.

ſolle. Boileau urtheilt, es ſei in der franzöſiſchen Sprache nichts Schöneres und nichts Stärkeres über die Rhetorik geſchrieben worden. „Es iſt überraſchend, daß ein Mann im höchſten Alter dieſe volle Kraft des Geiſtes und Gedächtniſſes erhalten hat." — Doch nöthigte ihn Augenſchwäche es zu dictiren.

Die Ernennung Pompones zum Miniſterium war Veranlaſſung, daß ſeine Freunde von Neuem Plane machten, den Greiſen in ſein Vaterland zurückzuführen. Der König erkundigte ſich bei Pomponne theilnehmend nach der Geſundheit ſeines Oheims. Allein Alles ſcheiterte an der Feſtigkeit Arnaulds, welcher weder den Erzbiſchof als Mittler in der Sache annehmen, weder ihm einen Beſuch machen wollte, — denn er werde ihm wie immer nur Complimente machen und ihn nachher verrathen, noch wollte Arnauld verſprechen, daß er nicht mehr gegen die Jeſuiten ſchreiben wolle. Zwar habe er es nicht im Sinne, aber ein ſolches Verſprechen nehme man nur ſchlechten Proceßkrämern ab. Man müßte den Jeſuiten ein gleiches Verſprechen abnehmen; das wäre ihnen aber eine erwünſchte Ausrede, um zu ſagen, ſie haben unwiderlegliche Beweiſe, daß Alles, was er in der morale pratique von ihnen geſagt habe, Verleumdungen ſeien, aber ſie haben lieber ihren guten Namen dem ſchuldigen Gehorſam gegen den König zum Opfer bringen wollen. Man ſolle ihnen vielmehr alle Gelegenheit zur Vertheidigung geben, dann werde man ſehen, daß es ihnen moraliſch unmöglich ſei.

Dazu kam noch, daß Arnauld fürchtete, es möchte ihm bei der geringſten Nachgiebigkeit ergehen, wie Nicole, daß ſein guter Name von den Wüthenden in der Partei ſelbſt würde in den Koth getreten werden. Er hatte es öfters getadelt, daß während die Partei gegen befreundete Weltleute und ihre Sünden gar nachſichtig ſei, ſie gegen ihre eigentlichen Angehörigen und Organe einen terroriſtiſchen Rigorismus übe. — Schon früher hatte Arnauld die Erlaubniß zur Rückkehr abgelehnt. Er könnte ſeinen Freunden nicht unter das Geſicht treten, ſo lange noch einige von ihnen um ſeinetwillen gefangen lägen. Wenn er es mit dem Erzbiſchofe für ſich allein abmachte, ſagte er, das wäre gerade, wie wenn Ein Gläubiger mit einem Bankerottirer unterhandelte, der Mehreren ſchuldig wäre. Am Ende würde er noch in die

Hände ſeiner Feinde fallen, ſtatt, was er allein noch ſuchen könne, in den Armen ſeiner Freunde zu ſterben.

Arnauld lebte die vier letzten Jahre vor ſeinem Tode in noch ſtrengerer Zurückgezogenheit und ſetzte nicht ein einziges Mal den Fuß vor die Schwelle ſeines kleinen Hauſes. „Da war ein Tag dem anderen im Äußeren völlig gleich; es war wie ein kleines Brüderkloſter; Gebete, Gottesdienſt, Meſſe, Arbeit, Ruhe, Geſpräche und die übrigen Übungen machten ſich jede regelmäßig zu ihrer Stunde. Aber in dieſe Einförmigkeit ergoß ſich der Reichthum der göttlichen Gnaden.“

Der achtzigjährige Greis ſtand um 5 Uhr auf[1]), und nachdem er knieend gebetet, ſprach er die Matines und Laudes. Er befolgte im Sprechen des Breviers ſo genau wie möglich den Geiſt der Kirche, jede Hora für ſich zu ihrer Zeit. Denn er betrachtete die Offiz der Kirche als das einem Prieſter durchaus eigene Gebet, jede Hora als eine Zeit des Segens für jedes ſeiner Gebete. So war er durchaus nicht damit einverſtanden, daß einzelne Chriſten, oder Gemeinſchaften Morgens alle die kleinen Horen ohne Unterbrechung nach einander ſagen. Er hatte die Leſeſtücke in der heiligen Schrift ſo vertheilt, daß er ſie jedes Jahr ganz durchlas.

Die Meſſe las er immer erſt, nachdem er ſich darauf vorbereitet hatte. Selbſt das Ankleiden mit dem prieſterlichen Gewande war für ihn eine heilige Handlung; oft ſprach er, wenn er das Armband (manipule) anlegte: merear, domine, portare manipulum fletus et doloris, und küßte das Kreuz deſſelben mit großer Inbrunſt. — Man ſpeiſte um Mittag; doch zuvor ſprach man in der Kapelle Sexte und ein dem Angelus entſprechendes Gebet; denn ſtatt dieſes dreimal zu wiederholen, ſprach er mit ſeiner kleinen Gemeinde Gebete, welche zu Ehren der drei großen Myſterien unſeres Heilandes, ſeiner Menſchwerdung, ſeines Todes und ſeiner Auferſtehung aus Worten der Schrift zuſammengeſetzt waren. Dem Mittag-, wie dem Abendeſſen folgte die Recreation, welche ſeine humane Weiſe im Geſpräch mit den Freunden beſonders angenehm machte. — Nach der Veſper, wie nach den Laudes

1) Wir haben ſchon einen derartigen Bericht gehabt, glauben jedoch denſelben nicht in Einen verarbeiten zu dürfen, um die Zeiten und Quellen nicht zu vermiſchen, und laſſen nur die Wiederholungen aus.

that man durch beſondere Gebete noch beſondere Erwähnung des heiligen Sacraments des Altars. Ein Hauptbeweggrund lag für Arnauld ſchon darin, daß Port=Royal der Anbetung des Sacraments beſonders geweiht war. Seit er ſichs als Bakkalaur in der Sorbonne angewöhnt hatte, brachte er jede Nacht vom Donnerſtage auf den Freitag vor dem Sacramente in Anbetung zu. Es hatte ſich noch lange Zeit nachher in einigen zur Sorbonne gehörigen Collegien die durch ſeinen Eifer geſtiftete Sitte forterhalten. — Um 9 Uhr Abends ſprach man die von der Kirche verordneten Gebete und die ganze Hausgemeinde, auch die Dienſtboten, verſammelte ſich zum Abendgebete, worin man auch der Bedürfniſſe der Kirche, Port=Royals und ſeiner Freunde gedachte; man ſchloß mit dem ex profundis für die Ruhe der Seelen der Verſtorbenen und mit dem Pſalm: Ad te levavi oculos meos. Arnauld reichte das Weihwaſſer und ertheilte zum Schluſſe den Segen.

„Dieſe kleinen Einzelnheiten, ſagt Clemencet, verdienen eben ſo gut Erwähnung, als die glänzendſten Handlungen, da an den größten Männern der Kirche nichts größer erſcheint, als ihre Treue in den kleinſten Gegenſtänden der Religion, welche freilich nur in den Augen Derer klein ſind, welche einen kleinen Glauben haben; das gilt aber beſonders, wenn dieſe Treue nicht vorübergehend iſt, ſondern ſich durch ein ganzes, wechſelvolles Leben hindurchzieht."

Während der letzten Monate ſeines Lebens lernte er die Pſalmen auswendig, um auf den Nothfall einen Troſt zu haben ſich mit Gott zu beſchäftigen, auf den Fall, daß ſein Geſicht erlöſchen ſollte, wie er denn damit bedroht war. — Sonntag den 1. Auguſt, an welchem die Kirche das Feſt St. Petri in den Banden und der Makkabäer feiert, mit welchen der unerſchrockene Kämpfer für das Geſetz Gottes ſo viel Ähnlichkeit hatte [1]), fühlte er ſich von einem Fluſſe befallen, was ihn jedoch nicht verhinderte, wie er täglich that, die Meſſe zu leſen; zum letzten Male brachte er das Opfer dar am Tage Stephans, des Pabſtes und Märtyrers; er ſprach jeden Tag zur Stunde ſein Brevier und ließ ſich noch am folgenden Sonntage aus der semaine sainte vorleſen; ſieben Uhr Abends empfing er die letzte Abſolution, die letzte Ölung

1) Daher man auch ſeine Mutter die Mutter der Makkabäer nannte.

und das Abendmahl von einem ſeiner Vertrauten; da auch in den ſpaniſchen Niederlanden die Deſpotie des Formulars eingeführt war, wagte man ſich nicht an den Pfarrer zu wenden. So wurde er nach Mitternacht den 8. Auguſt 1694 aus ſeinem gedoppelten Exil abgerufen in das Land der Gerechtigkeit, des Friedens und der Wahrheit, die er ſein Leben über geliebt. Vierzig Jahre ſeines Lebens hatte er in verſchiedenen Retraites gelebt. In der bald nach ſeinem Tode geſchriebenen Histoire abregée de la vie de M. Arnauld heißt es:

„Das Sanfte dieſes Übergangs zur göttlichen Ruhe ließ auf ſeinem Geſichte einen ſo ſanften, liebenswürdigen Ausdruck, daß man ihn nicht ohne Bewunderung anſehen konnte. Es war ein Reſt von dem Eindrucke, welchen die Sanftmuth ſeines Geiſtes und Herzens während ſeines Lebens auf ſein Geſicht gemacht hatte. Denn was auch die Gegner Arnaulds davon ſagen mögen, die Sanftmuth war einer der charakteriſtiſchen Züge ſeines Geiſtes und ſeines Herzens. Moſes, welcher ſeine Hände in das Blut eines Egypters getaucht hatte, um einen ſeiner Brüder zu vertheidigen, der im heiligen Zorn die Tafeln des Geſetzes zerbrochen hatte, welcher 23000 Menſchen durch die Schärfe des Schwerts hatte gehen laſſen, um den Götzendienſt ſeines Volkes zu beſtrafen, welcher ſeinen Eifer durch andere ſchreckliche Erweiſungen bezeichnet hat, dieſer Geſetzgeber wird nichts deſto weniger vom Geiſte Gottes der Sanfteſte von allen Menſchen, die auf der Erde waren, genannt.“

In der Briefſammlung von Nicaiſe ſchreibt Maria Angelica von Sta. Thereſe: „Es giebt zwei Bilder von Arnauld, welche die anderen ſchrecklichen wieder gut machen. Das von Edelink iſt ſehr ſchön in Betreff des Stichs, aber die Haltung iſt ſchlecht. Das neuſte von Brevet (?) hat vollkommene Ähnlichkeit.“ — (Ich beſitze ein hübſches von Simoneau. Die Porzellanfabrik von Sevres verkauft Portraits von Arnauld auf Tellern zu zwei Louisdor. In der Sammlung von Verſailles findet ſich ſein Portrait in Öl.)

Arnaulds Begräbniß, Lob und Tadel.

Den Tag nach ſeinem Tode öffnete man den Leichnam und legte ſein Herz in ein ſilbernes Herz, das die Gattin ſeines

Freundes Vaes hatte machen laſſen. Man wandte ſich an den Pfarrer von St. Katharinen, der in der folgenden Nacht mit ſeinem Diener erſchien, um den Todten in ſeinem hölzernen Sarge abzuholen. Der Pfarrer legte ihn in der Kirche in einen bleiernen Sarg und ließ ihn in eine kleine Gruft unter dem Sanctuarium ſeiner Kirche hinab. Da hier eben das Pflaſter aufgeriſſen war, bemerkte man den folgenden Tag nichts von dem, was geſchehen war. Daher bezog man auf ihn auch die von Moſes geſprochenen Worte: Non cognovit homo sepulchrum ejus usque in praesentem diem. Deshalb haben auch Mehrere einen anderen Ort als die Begräbnißſtätte Arnaulds angegeben.

Sein Herz wurde ſeinem Wunſche gemäß nach Port-Royal d. Ch. gebracht, wie Santeuil in der für das Herz beſtimmten Aufſchrift ſingt:

Illius ossa memor sibi vindicet extera tellus,
Huc coelestis amor rapidis cor transtulit alis,
Cor nunquam avulsum, nec amatis sedibus absens.

Il mourut en terre étrangère,
Heureuse de son corps d'être dépositaire.
Mais son coeur toujours ferme et toujours innocent,
Fut porté par l'amour, à qui tout est possible,
Dans cette retraite paisible
D'où jamais il ne fut absent [1].

Sein treuer Freund, Ernſt Ruth d'Ans, Domherr in Brüſſel, war der Überbringer des Kleinods; ihn begleiteten nach Port-Royal des Eſſarts, Prieſter, Varet de Fontenay und Guelphe, Arnaulds Genoſſen in ſeiner Zurückgezogenheit. Den 10. Nov. 1694 wurden ſie von der Äbtiſſin und den ſämmtlichen Nonnen

1) Santeuil, welcher wegen dieſer Verſe von den Jeſuiten angefochten wurde, verleugnete ſeine Autorſchaft; er ſchrieb darauf andere Verſe, worin es heißt: Ictus illo fulmine (Vaticano), trabeate doctor, jam mihi non amplius, Arnalde, saperes. Er ſoll in einigen Exemplaren, die er den Jeſuiten gab, dafür sapias eingeſchwärzt haben, was Arnauld als mit dem Interdict belegt darſtellte; dadurch zog er ſich einige ſehr ſcharfe Spottſchriften zu, den Sanctolius poenitens und Sanctolius pendens. Santeuil war überhaupt nicht geiſtesverwandt mit Port-Royal. Als trefflicher Geſellſchafter wurde er von den Prinzen und Prinzeſſinnen zu ihren Vergnügungen beigezogen, ob er gleich Ordensgeiſtlicher war. M. le Duc ſchüttete aus gnädigem Scherze ihm einmal ſeine Tabaksdoſe in ein Glas Champagner, und Santeuil ſtarb ein Paar Tage darauf (1697) dans des douleurs de damné, mais dans les sentiments d'une grande piété ſchreibt St. Simon.

mit brennenden Lichtern empfangen. Ruth d'Ans hielt eine Rede und legte das Herz unter dem Geſange des Pſalms In exitu Israel de Aegypto, vor dem Altare der Reliquien, unter dem Herzen Singlins und gegenüber von Sacys Leichnam in ſeine endliche Ruheſtätte. Den Grabſtein ſchmückten Palmen und Lorbeer und Santeuils Verſe.

Auf ein Portrait von Arnauld machte Racine zu dieſer Zeit die Verſe:

Sublime en ses écrits, doux et simple de coeur,
Puisant la vérité jusque à son origine,
De tous ses longs travaux Arnauld sortit vainqueur,
Et soutint de la Foi l'antiquité divine;
De la grâce il perça les mystères obscurs;
Aux humbles pénitens traça des chemins sûrs;
Rappela le pécheur au joug de l'Evangile.
Dieu fut l'unique objet de ses désirs constans;
L'Eglise n'eut jamais, même en ses premiers tems,
De plus zélé vengeur, ni d'enfant plus docile.

Folgende Grabſchrift für Arnauld iſt von demſelben befreundeten Dichter:

Haï des uns, chéri des autres,
Estimé de tout l'Univers,
Et plus digne de vivre au siècle des Apôtres
Que dans un siècle si pervers,
Arnauld vient de finir sa carrière pénible
Les moeurs n'eurent jamais de plus grave censeur,
L'erreur d'ennemi plus terrible,
L'Église de plus ferme et plus grand défenseur.

Auch der ſonſt ſo ſatyriſche Boileau ſtimmte ſeine horaziſche Leier zu einer Todtenklage über den Doctor der göttlichen Gnade:

Au pied de cet autel de structure grossière,
Git sans pompe, enfermé dans une vile bière,
Le plus savant mortel qui jamais ait écrit,
Arnauld, qui, sur la grâce instruit par Jésus-Crist.
Combattant pour l'Église, a, dans l'Église même,
Souffert plus d'un outrage et plus d'un anathème.
Plein du feu qu'en son coeur souffla l'Esprit divin,
Il terrassa Pélage, il foudroya Calvin,

De tous les faux docteurs confondit la morale.
Mais, pour fruit de son zèle, on l'a vu rebuté,
En cent lieux opprimé par leur noire cabale,
Errant, pauvre, banni, proscrit, persécuté;
Et même par sa mort leur fureur mal éteinte
N'aurait jamais laissé ses cendres en repos,
Si Dieu lui-même ici de son ouaille sainte
A ces loups dévorants n'avait caché les os.

Wie Arnauld ſein Leben über ſich nie eines rechten Friedens erfreuen konnte, ſo gab ſelbſt ſein Tod zu einem ſehr leidenſchaftlichen Streite Veranlaſſung. Rancé, der Stifter der Trappiſten, ſchrieb den 2. September 1694 an Nicaiſe: „So iſt denn Arnauld endlich todt, nachdem er ſeinen Lauf ſo weit als möglich getrieben hat; es mußte ja einmal ein Ende nehmen, man mag nun davon ſagen, was man will. So ſind nun viele Fragen beigelegt! Seine Gelehrſamkeit und ſeine Auctorität waren für die Partei von großem Gewichte. Selig iſt, welcher keine andere hat, als die Partei Chriſti, welcher Alles bei Seite legt, was ſie trennen, oder ihn ſelbſt nur für einen Augenblick davon zerſtreuen könnte, und ſich ſo mit einer Feſtigkeit anſchlöſſe, daß nichts im Stande wäre, ihn davon zu trennen [1].“

Indiscretion mit Briefen war ein Zug jener Zeit. Rancé hatte ſonſt einmal an Nicaiſe geſchrieben, daß nur die Vertraulichkeit ſeinen Briefen einen Werth gebe. Nicaiſe theilte die Worte Rancés an Bekannte mit, und nun erhob ſich von Seiten der Janſeniſten gegen Rancé, welcher ohnedies in einer gedrückten Lage war, ein unverſöhnlicher Sturm.

Pontchateau.

Es bleibt uns jetzt noch ein Mann übrig, welcher uns das urſprüngliche Leben der erſten Einſiedler ungleich lebhafter wieder-

1) Das Original dieſes vielbeſprochenen Briefs findet ſich im vierten Bande der Briefe an Nicaiſe N. 100. Quesnel ſchreibt darüber an die Nonnen: „Der Brief von M. de la Trappe wird ihm keine Ehre machen bei der Nachwelt, ein zweiter anſtändiger Brief hätte Alles wieder gut machen können. Er hatte es hoffen laſſen. Ich ſehe aber, daß ihn das zu viel koſten würde und daß er ſich nicht dazu entſchließen kann. Ich bin gar nicht erbaut davon und für ihn thut es mir Leid; denn Arnaulds Andenken iſt über ſolche Angriffe erhaben. — Rancé aber ſchreibt einige Monate darauf: „P. Quesnel iſt äußerſt delikat, er wünſchte, daß Jedermann dächte wie er und eben ſo weit ginge. Es iſt bei den Verſchiedenheiten der Anſichten ſchwer, daß es geſchehe wie er wünſche.“

giebt, als Arnauld und Nicole, bei welchen die literariſche Thätigkeit ungleich vorherrſchender iſt. Auch kehrte Pontchateau nach dem Kirchenfrieden auf den Hof zurück, wo urſprünglich die Einſiedler ſich geſammelt hatten, während ſeit 1679 die Meiſten in den an das Kloſter ſelbſt angebauten Häuſern wohnten. Er arbeitete mit den Taglöhnern und Knechten, welche er ſeine Brüder nannte und als ſolche behandelte, im Felde, im Heuet, in der Ernte, in den Weinbergen, welche gegen das Kloſter hinunterließen, wo der Abhang jetzt mit Geröll bedeckt iſt. Er trank mit den Taglöhnern ihren Moſt und theilte ihre Nahrung, nur daß er ſehr wenig genoß, um das Übrige den Armen zu geben. Er hatte beſondere Sorge für den Garten; da ſtand kein Kräutchen am unrechten Orte, aber auch keine Blume fand man. Fontaine ſchreibt: „Im Augenblicke bemerkte man, daß es der Garten von Büßenden war, wo man keine andere Blumen ſuchen müſſe, als die Tugenden Derer, die ihn bauten.“ Obgleich Oheim von Herzogen und eines Cardinals, ſchämte er ſich nicht auch vor Fremden mit einer Butte voller Gemüſe und Früchte auf dem Rücken vorüberzugehen. — So lange er mit Ste. Marthe in der Vorſtadt St. Antoine gelebt hatte, führte er den Namen du Vivier und er rühmte ſich lächelnd, er wäre noch Marguillier der Pfarrkirche geworden. Jetzt heißt er le Mercier; als er einmal mit einem Handkorbe einem Bekannten begegnete, ſagte er lächelnd: petit mercier, petit panier.

Dabei beobachtete er die Gebetszeiten des Breviers der pariſer Diöceſe ſo genau, als die Nonnen. Selbſt durch die dickſte Finſterniß kam er jeden Sonn- und Feſttag um 1 oder 2 Uhr in der Nacht zu dem gemeinſamen Gebete herunter und blieb nüchtern bis Mittag in der Kirche. Nachmittags ſprach er mit dem frommen Charles le laboureur, ſchrieb Werke von Hamon oder St. Cyran ab, oder machte für ſich Auszüge aus den Kirchenvätern.

Er hatte, heißt es, in ſeiner Kammer auch Landkarten aufgehängt; 1677 reiſte er im Auftrage des Biſchofs von Alet, und 1679 wieder mit einer Bitte der unterdrückten Nonnen an den Pabſt nach Rom. Doch bedurfte es eines Befehls, ihn aus dieſer Einſamkeit zu reißen und er machte ſich wieder Vorwürfe darüber. Dann lebte er bei dem Port-Royal ſo befreundeten Abte le Roi in der Champagne, welcher ſeine Abtei Haute-Fontaine durch

ſtreng reformirte Mönche aus Orval hatte reformiren laſſen. Nach deſſen Tode beſuchte er Arnauld und begab ſich 1685 nach Orval ſelbſt.

Einer der Mönche dieſes Kloſters ſagt, man hätte auch auf ihn das Wort anwenden können, man ſehe das Evangelium in ihm ſo durchſtrahlen, daß, wenn es erlaubt ſei, ſo zu ſprechen, es nützlicher ſei, einen ſo heiligen Büßenden nachzuahmen, als das Evangelium zu leſen. Er ſelbſt ſagte, er habe früher ſich wohl gern mit einer guten Seele über geiſtige Dinge unterhalten, jetzt wiſſe er aber aus Erfahrung, daß das Stillſchweigen beſſer ſei, als alle gute Reden. Er wollte lieber ſehen, daß eine geiſtliche Geſellſchaft Fleiſch eſſe, als daß ſie das Stillſchweigen nicht beobachte. Eine der Inſchriften ſeiner Kammer lautete: **Ad quid venisti? Fuge, tace, quiesce.**

Beſonders wird ſeine ſich ſelbſt gleiche Demuth gerühmt. Er hatte ſeinen Namen und Stand wohl dem Abte mittheilen müſſen, blieb aber den meiſten Brüdern unbekannt, verleugnete auch ſeine geiſtlichen Weihen, weil er ſie in weltlicher Geſinnung empfangen hatte. Das Gefühl ſeiner Unwürdigkeit hielt ihn ab, nach den nächtlichen Gebeten ſeine Laterne an der Lampe anzuzünden, welche am Fuße des Hochaltars ſtand. Er machte ſich mit Thränen Vorwürfe, daß er noch einige Gewohnheiten des Hoflebens ſich nicht habe abgewöhnen können; man bekommt, ſagte er, dadurch ein gewiſſes dummes Ausſehen, das man nie ſich abgewöhnen kann. In Briefen ſpricht er folgende Gedanken aus: „Die Bäume, welche Blätter, aber keine Früchte haben, machen mir große Furcht, aber noch größeren Schrecken die zur Erde gefallenen Äpfel, welche anfangs auch denen glichen, welche auf den Bäumen geblieben ſind. Aber nehmt es wohl in Acht, es ſtehen auf den Bäumen noch ſolche, welche noch einige Zeit wachſen und dann doch noch abfallen, ehe ſie zur Reife gelangen, welche letztere das Sinnbild der Ausdauer bis zum Ende ſind. Bis man die reifen ſammelt, fallen immer noch einige Früchte. Es überraſcht beſonders, wenn man ſieht, daß ſie im Äußeren keinen wahrnehmbaren Flecken haben. Alles Gift iſt im Inneren; erſt wenn es das Innere verzehrt hat, verbreitet es ſich auch über das Äußere. Das macht mich zittern; wollte Gott, daß es häufiger und ernſtlicher geſchähe! — Ich kann mit St. Ambroſius

ſagen, die Demuth beſtehe eigentlich in der Erkenntniß der Gnade Chriſti. — Wie kann man aber demüthig ſein, wenn man Moliniſt iſt? Und doch habe ich ſchon ſolche geſehen. Sie waren aber demüthig durch das Gefühl ihres Herzens, Moliniſten aber im Verſtande durch die ſchlechten Grundſätze der Scholaſtik. Das Stillſchweigen aber iſt der älteſte Sohn dieſer Königin der Tugenden (der Demuth)." — Seine Demuth ſprach ſich oft auf eine beinahe humoriſtiſche Weiſe aus. Wenn man ihn zu etwas aufforderte, ſagte er kopfſchüttelnd: oui, je suis une bonne bête pour. —

Da das Leben der erſten Einſiedler und Mönche, beſonders St. Benedikts, in den Einöden ihm als Ideal vorſchwebte, ſo fand er ſich von einer Waldwildniß vier Stunden Wegs von Orval, Conques genannt, welche von Bergen umſchloſſen und von einem Bache getränkt iſt, ungemein angezogen (épris). Hier war es ihm, als wäre man außerhalb der Welt. Einigemal ließ er ſich hier einige Zeit mit einem Dutzend Mönche nieder; er beſorgte dann bei Menſchen und Vieh die niedrigſten Knechtesdienſte. Aber auch nach Brüſſel und Paris riefen ihn noch ein paarmal Freunde, geiſtliche und weltliche Geſchäfte, bald um die Angelegenheiten von Nordſtrand ins Reine zu bringen, bald um Le-Tourneux über Gebräuche der Kirche und der Klöſter um Rath zu fragen. — Ein Domherr zu Beauvais wollte ſich 1689 an einigen janſeniſtiſchen Amtsbrüdern rächen, welche ihm Vorſtellungen wegen ſeines Lebenswandels gemacht hatten. Er verfertigte Briefe in Chiffern, wornach Verbannte Boulogne hätten dem Feinde verrathen und die Neubekehrten in der Bretagne hätten in Aufſtand verſetzen wollen. Außer Hermant, Arnauld, Rancé de la Trappe war namentlich Pontchateau als Mitverſchworner genannt. Das Ende war, daß die Verdächtigen bald aus der Haft entlaſſen, der Betrüger hingerichtet wurde (den 12. September 1691). — Pontchateau war 1690 mit Todesahnungen von Orval nach Paris abgereiſt. Den 20. Juni fühlte er ſich, wohl in Folge zu ſtrengen Faſtens, bei Nicole krank. Er hatte nur noch Foſſé, Madame Fontpertuis und Fräulein Perrier geſehen. Seine nächſten Verwandten beſuchte und ſah er nicht. Meine Familie hat einmal gemacht, daß ich Gott ungetreu wurde, ich muß ſie vermeiden, ſprach er. Er hatte kurz zuvor in Notre-Dame einen jungen

Geiſtlichen erblickt, der neben ihm niederkniete und der offenbar Züge ſeiner Familie verrieth. „Dieſes Begegnen bewegte ihn etwas.“ Als er noch einen Lakaien ſah, welcher ſeine Familien=Livree trug, wich er wie vor einer Verſuchung. Es war ſein Petit=Neveu, ſpäter Biſchof von Metz, geweſen. Sein Neffe, der Herzog von Coislin, kam auf die Nachricht von ſeiner Anweſenheit und Krankheit verkleidet in ſein Haus; aber Pontchateau bat denſelben und ſeine Verwandten, ihn lieber nicht zu beſuchen; beſonders da er im Begriff ſtehe, vor Gott zu erſcheinen, möchte ihre Gegenwart gewiſſe Ideen von Größe in ihm erwecken, welche er ſich befliſſen habe auszulöſchen. Erſt als er im Todeskampfe lag, ließ Madame Fontpertuis die Herzogin vor, und dieſe brachte, von ihm ungeſehen, die letzte Nacht auf den Knien an ſeinem Bette zu. Er verſchied den 24. Juni 1690, in einem Alter von 57 Jahren. Das Volk lief auf die Kunde, ein Heiliger ſei geſtorben, in Maſſe zu ſeiner Leiche; einige Wunder geſchahen. Er wurde in Port=Royal beerdigt. — Nicole, der Zeuge ſeines Todes, ſchreibt: „Er ſtarb wie ich ſelbſt ſterben möchte, ohne Aufſehen, ohne zum Schauſpiele zu dienen in vollkommnem Frieden und ununterbrochener Richtung auf Gott. Übrigens geſtehe ich, daß ich mir weder aus dem Zuſtrömen des Volkes zu ſeinem Grabe, noch aus den Wundern, welche man ihm zuſchreibt, viel mache. Ich weiß nicht einmal, ob ſie wirklich geſchehen ſind; nur zwei Dinge weiß ich, erſtens, daß keine Abſicht und Liſt zur Verbreitung des Gerüchtes thätig ſind; zweitens, daß es meinem Dafürhalten nach gut geweſen wäre, gar kein Geräuſch zu machen, da ſie doch nicht von den Wundern zu ſein ſcheinen, wobei Gottes beſonderer Einfluß unbeſtreitbar iſt. Ein Eiterfluß hat ſich nach Berührung ſeiner Füße in Einem Tage verzogen; wer weiß aber, ob er ſich nicht von ſelbſt verzogen hätte? Denn man hat ja Beiſpiele davon, daß dies in vielleicht eben ſo kurzer Zeit geſchehen iſt.“ —

Doch wenden wir uns wieder zu Port=Royal ſelbſt zurück, deſſen Schickſale während eines Vierteljahrhunderts wir nachzuholen haben und von welchem wir nun bis an ſein Ende nicht mehr weichen wollen.

Port-Royal wieder verwaiſt, allerlei Bedrückungen.

Den 3. Auguſt 1678 war Angelica von St. Johann als Äbtiſſin gewählt worden, ſie nahm Du Fargis als Priorin an.

Drei Tage nachdem Pomponne Dr. Arnauld das Misvergnügen des Königs ausgedrückt hatte, erſchien ein Mitglied der Offizialität, um die Zahl der Bewohner unſeres Kloſters aufzunehmen; es waren 73 Nonnen des Chors, 20 Converſen, zwei Novizen, worunter Fräulein de Vertus und einige Poſtulantinnen, welche zum Theil im Begriff ſtanden, das Gewand zu nehmen. Dazu kamen vier Geiſtliche.

Der Erzbiſchof ſelbſt erſchien den 17. Mai 1679 „wie ein Blitz" in der Kirche von Port-Royal. Er fand hier Racine, mit welchem er aus dem Stegreif über die Verdammung der 65 Sätze der laxen Moral zu ſprechen anfing, worüber die Janſeniſten triumphirten. Sacy fragte er um Erörterung über die Inſchrift auf dem Grabe eines Prieſters in der Kirche (Girouſt), welcher nie die Meſſe geleſen hatte, um ſein leichtſinniges Eindringen in das Prieſterthum zu büßen [1]). Er ließ die Äbtiſſin rufen und

1) Wenn Arnauld durch ſeine Schrift de la fréquente communion alle Gläubigen von dem leichtſinnigen Gebrauche des Abendmahls abmahnen wollte, ſo mochte derſelbe Ernſt, die Furcht vor dem unausſprechlichen Myſterium auch den die Meſſe leſenden Prieſter befallen; „die Furcht, das urſprüngliche Feuer, welches dieſen prieſterlichen Act anfänglich begleitet hatte, möchte erkalten oder gar erkaltet ſein. Denn was wir häufig thun, wird zur Gewohnheit und die anfänglich damit verbundene Andacht ſinkt mehr und mehr herunter. So fangen wir denn an, uns dafür mit dem Beiſpiele Anderer zu entſchuldigen. Hat man die heilige Handlung erſt einigemale wegen Krankheit oder Geſchäfte mit weniger Andacht verrichtet, ſo erſchrickt man weniger, wenn man ſich ein anderesmal nur aus Nachläſſigkeit in derſelben Verfaſſung befindet."

Pascals Neffe, Perier, machte ſich um 1685 dieſe Vorwürfe und glaubte einen Freund, vielleicht Duguet, um Rath fragen zu müſſen, ob es nicht beſſer wäre, wenn er das Sacrament nur ſeltener verwaltete. Allein dieſer ſtellt ihm (in einem Briefe vom 21. März 1686) vor, daß man ſich eben ſowohl an die Entfernung vom Sacramente gewöhne, als an ſeine Feier. „Wir zählen immer zu ſehr auf die äußeren Mittel, und ſelbſt Diejenigen, welche überzeugt ſind, daß die Gnade Chriſti alles Gute in uns wirkt, verſäumen oft in der Praxis von dieſer Wahrheit Gebrauch zu machen. Weil es uns natürlich iſt, daß der Anblick eines Fürſten in dem Verhältniſſe mehr Eindruck auf uns macht, in welchem wir ihn ſelten ſehen, ſo denken wir auch, es werde ebenſo mit Chriſto ſein. Wenn dieſe Ehrfurcht nur eine natürliche Folge einer lebhaft angeregten Phantaſie iſt, ſo iſt ſie weder geiſtlich noch chriſtlich; iſt ſie aber eine Wirkung des göttlichen Geiſtes, ſo darf man ſie keiner äußeren Sache zuſchreiben, noch glauben, als wäre man demüthiger und reiner, nur

erklärte ihr, der Wille des Königs ſei, daß man keine Jungfrauen mehr als Nonnen annehme, bis die Profeſſen des Chors auf 50 heruntergekommen ſeien. Daher ſollten alle Poſtulantinnen im Noviziat entlaſſen werden. Auch alle Mädchen, welche großentheils von den vornehmſten Familien ihnen zur Erziehung anvertraut waren, ſollten bis auf Weiteres entfernt werden. Colbert hatte ſchon vor einiger Zeit der Herzogin von Luynes ihre Unbeſonnenheit vorgeſtellt, da ſie ſieben Kinder habe und doch wiſſe, daß keines, das in Port-Royal erzogen worden ſei, am Hofe ſein Glück machen werde. Eine dieſer vertriebenen Mädchen, die kleine Tochter der Gräfin Grammont, kam bald darauf an den Hof. Monteſpan katechiſirte ſie über die Moral der Jeſuiten. Da kommt der König, euer Feind, ſagte ſie. Aber das Kind antwortete: Ich glaube nicht, daß der König ein Feind iſt, wir beten ſtets für ihn in unſerem Hauſe.

Angelica antwortete dem Erzbiſchof, da er ſelbſt dieſen Befehl bringe, mache ſie keine Gegenvorſtellungen, weil es ja ſeine Pflicht ſei, ſie dem Könige zu machen, und er vor Gott es zu verantworten habe. Er gab als Grund an, der Konig liebe nicht, was Geräuſch und Aufſehen mache. — Keiner der Einſiedler zeigte ſich; nachdem der Erzbiſchof Sacy gelobt hatte, daß er keine Streitſchriften, ſondern nur zum Frommen der Kirche ſchreibe, ſagte er im Begriff in den Wagen zu ſteigen, die Abſicht des Königs ſei, daß keiner von den Geiſtlichen hier bleibe, ſie haben ſich alſo binnen 14 Tagen zu entfernen [1]. — Mit unverkenn-

weil man ſich von den Sacramenten entfernt, wenn Gott nicht ſeine Gnade mit einer äußeren Handlung verbindet, deren Folgen je nach dem Princip, welches uns dazu antreibt, gut oder ſchlecht ſein können." — „Durch die Liebe allein bringt man Gott den ſchuldigen, lauteren Gottesdienſt. Wenn unſere Ehrfurcht nicht davon begleitet iſt, ſo iſt es eine bloße jüdiſche Ehrfurcht, wie die Iſraeliten Gott baten, nicht mehr mit ihnen zu reden. Es ſteht uns nicht zu, ihn zu ehren nach unſerem Gutdünken; alle unſere Pflichten ſind beſtimmt, und er iſt ſo groß, daß wir ihm allein durch Gehorſam gefallen können. — Der Prieſter hat die Pflicht das Opfer darzubringen, die Kirche hat es von ihm zu verlangen, dieſes Gebet par excellence, Chriſtum geſchlachtet und betend für die Menſchen. Gott hat daran die Erhaltung der Kirche geknüpft."

Doch räth er ſeinem Freunde entweder in der Woche Einen Tag das Meſſeleſen auszuſetzen, oder dieſe prieſterliche Handlung je nur den zweiten Tag zu verrichten, und immer dem vorhergehenden ſich darauf würdig vorzubereiten.

1) Weiteres über dieſen Beſuch ſ. Beilage XLVIII.

barem, ſtolzem Spotte ſchreibt Angelica an ihren Oheim, den Biſchof von Angers: „Er drückte uns nicht durch das Gewicht der Auctorität nieder, ſondern zeigte uns ſelbſt das Beiſpiel des Gehorſams, welchen wir ihm leiſten ſollten, indem er wiederholte, er führe den Willen des Königs aus, er habe ſeine Befehle von ſeiner Majeſtät empfangen. Darin geht er in den Fußſtapfen ſeines Vorfahrers, und wir ſind gewohnt, in dem Munde unſerer Prälaten dieſe Sprache zu hören, welches nicht die der Biſchöfe der erſten Jahrhunderte iſt. Die Zeiten haben ſich freilich auch geändert.“

Man beſchränkte ſich darauf, wie zur Zeit der Gefangenſchaft, einer Nonne, welche wenige Tage darauf verſchied, eine Appellation an den großen Hirten mit ins Grab zu geben. Die geiſtlichen Töchter der parlamentariſchen Männer verſäumten den Termin nicht und Angelica legte am vierzigſten Tage darauf auf dem Grabe einen relief d'appel nieder. Daſſelbe wiederholte ſich während der weiteren Verfolgung.

Indeß zogen bis Anfang Juni die Ausgewieſenen ab, 41 Koſtgängerinnen, 13 Poſtulantinnen des Chors, 18 Geiſtliche und Laien; die 20 Converſen und 12 Poſtulantinnen=Converſen, mit den Mägden hundert eilf Perſonen blieben zurück. Der Erzbiſchof, der in allen Arbeitern verkleidete Einſiedler ſah, und meinte, es ſei eine ganze Schaar, da ihrer doch nur vier waren, ließ nur den obenerwähnten M. Charles auf dem Hofgute. Er war ſeit 1649 hier. Es war Allen — wohl den Beichtvater und einige Leitende ausgenommen [1]) — ſein wahrer Name und Stand unbekannt. Bis zu ſeinem Tode merkte Niemand, daß er Latein verſtand. Erſt da erfuhr man, daß ihn, der früher ein geſuchter Beichtvater in Amiens geweſen, aber der Schrecken vor der Heiligkeit ſeiner Pflichten und der Größe ſeiner Verantwortung, und daß er, wie man ſagte, eine Kranke, welcher er zuſprach, ganz in Flammen geſehen hatte, vermocht hatte, ganz den Laien zu machen.

Der Superior Port=Royals, der wackere Grenet, berichtete den Nonnen, wie er mit dem Erzbiſchofe im größten Vertrauen

1) Schon Pereſixe hatte ihn gelaſſen. Es heißt wohl: on le croyait tel qu'on le représentait; das iſt aber wohl nicht ſo ſtreng zu nehmen.

geſprochen habe [1]), dieſer habe ihm bei dem Kreuze in ſeiner Hand geſchworen, daß er keine üble Abſicht mit Port-Royal habe, er müßte der elendeſte Spitzbube und teufliſcher als der Teufel ſein, wenn er ſich gegen ſie nicht als Vater bezeugte. Bald erfuhr man aber, daß er die Abſicht habe, die Schweſter Colberts beiden Port-Royal als königliche Äbtiſſin vorzuſetzen. Die Sache war um ſo wahrſcheinlicher, da der König ſeine Machtvollkommenheit um dieſe Zeit auch ſonſt durch Verletzung des freien Wahlrechts in Nonnenklöſtern erweiterte. Der Fall mit den Nonnen von Charonne, welche vom Pabſte in ihrem Rechte der freien Äbtiſſenwahl unterſtützt wurden, brachte eben damals bedeutende antirömiſche Declamationen des Parlaments hervor. Dorothea, Äbtiſſin von Port-Royal, in Paris, wies jedoch alle Abfindungsanträge ab, und forderte das alte Port-Royal auf, vereint ſelbſt beim Pabſte alle möglichen Schritte zu thun. Hier ſahen die Nonnen mit dem Verluſte des Wahlrechts die Freiheit und die Reform in der größten Gefahr. Angelica benützte die fortwährende Gegenwart Pontchateaus in Rom, ſie ſchrieb einen Brief an den Pabſt, über welchen dieſer geweint haben ſoll. Es war derſelbe Innocens XI, welcher von Talon und von dem Bettelmönche des Janſenismus verdächtigt wurde. Er habe ſich ſehr theilnehmend und günſtig über die Frömmigkeit ausgeſprochen, berichtet Pontchateau von ſeiner Audienz. „Er trug mir auf, euch ſeine Theilnahme mit eurem Leid auszudrücken, er ermahne euch, fleißig zu Gott zu beten, wie man ja ſeine Zuflucht beſonders zu ihm nehmen müſſe, wenn man keine Hülfe von den Menſchen ſehe. Manchmal gefalle es Gott, auch zu zeigen: quod est Deus in Israel. Die Abſchnitte aus Hiob in den kirchlichen Andachtsbüchern ſeien eine Belehrung für alle Frommen, welche leiden." — Etwas anderes als der Pabſt ſprach Arnauld, den man um Rath fragte; ſie ſollten die aufgedrungene königliche Äbtiſſin nicht anerkennen, die Folgen möchten noch ſo arg ſein. „Es iſt Gottes Sache dieſen Jungfrauen in dieſem Stande zu Hülfe zu kommen, und man muß hoffen, daß er es thun wird."

Man kam auf den Gedanken, durch den Pabſt die Conſtitutionen von Port-Royal und damit die freie Wahl der Äbtiſſin

1) Seul à seul à la ruelle de son lit, assis et couvert l'un et l'autre.

auf drei Jahre beſtätigen zu laſſen. Sie wurden ins Italieniſche überſetzt. Allein die Kurie nahm Anſtand daran, daß nach denſelben von den Eintretenden keine Mitgift verlangt werden ſolle. Angelica ſchrieb eine Apologie dieſer Sitte; man habe den Segen Gottes, welchen dieſelbe im Leiblichen, wie im Geiſtigen gebracht, vielfach erfahren. Die Freunde haben um ſo bereitwilliger gewetteifert, wahrhaft Armen das Nöthige zu ſchenken. „Wir haben ſo große Erfahrungen der Verheißung Chriſti, daß, wenn man nur das Reich Chriſti und ſeine Gerechtigkeit ſucht, alles Andere, was zu dieſem Leben nothwendig iſt, uns noch darein gegeben werden ſolle. Würden wir da nicht in den größten Undank von der Welt verfallen, welcher verdiente, daß uns Gott verließe, wenn wir unſer Vertrauen auf menſchliche Verſicherungen ſtützen wollten und bei uns eine Sitte einführen würden, welche die Klugheit des Fleiſches in den letzten Jahrhunderten eingeführt hat und welche dem Geiſte der Regel St. Benedikts ganz entgegen iſt, der wir uns feierlich geweiht haben und worin unſere Conſtitutionen uns nur befeſtigen!"

Die Berufung Angelicas auf die alten Canones der Kirche ſcheint die Kurie nicht überzeugt zu haben. Die Conſtitutionen erhielten die päbſtliche Beſtätigung nicht, zumal wahrſcheinlich ein päbſtlicher Miniſter dem franzöſiſchen Geſandten mittheilte, durch wen die Unterhandlungen betrieben wurden. Pontchateau wurde im Namen des Königs aus Rom ausgewieſen.

Zu Anfang des Jahres 1680, als der König wegen der Heirath der Dauphine abreiſte, ſcherzte der Erzbiſchof, es ſeien noch einige Kröten, die in den Sümpfen von Port-Royal quakten, aber wenn die Sonne zurückkomme, werde ſie bald dieſe Sümpfe austrocknen und dieſe Kröten platzen machen. — Der König war aber nicht zu einem ſchnellen Gewaltſtreiche geneigt, es war zunächſt keine Ausſicht eine Äbtiſſin aufzudrängen, und der Erzbiſchof zeigte ſich wieder über Erwarten günſtig. Ein bäuriſch plumper Prediger hatte, wie Angelica ſchreibt, ſie am Charfreitage das Leiden und die Schmach Chriſti erfahren laſſen, indem er die Nonnen drei Stunden lang mit den Arianern, Donatiſten, Pelagianern, mit allen Secten bis auf die Kalviniſten herab verglichen hatte [1]). Um ihn zu verhindern, auch an Oſtern Ärgerniß zu

1) Beilage XLIX.

geben, ſchrieb ihm Angelica: „Wir haben auf heute keine Predigt verlangt. Die Engel und Chriſtus reden mit den Weibern im Myſterium; wir wollen uns ihnen (durch einen Umgang) anzuſchließen ſuchen, um ihn zu hören. Daher bleibt uns keine Zeit übrig." Statt ſeiner erhielten die Nonnen zuerſt Le-Moine als Beichtvater, welcher Vorſteher von Pavillons Seminar geweſen war; er wurde aber eilends abgerufen und hatte beim Staatsſecretair ein Verhör durchzumachen, weil durch ihn die 6000 Livres beſorgt worden waren, die Des Touches für den Biſchof, das Seminar und die Armen in Pamiers zur Zeit der Regaleſtreits geſchenkt hatte. Der Erzbiſchof verwies ihn aus der Diöceſe. Auf ihn folgte auf ein Jahr Le-Tourneux, bis auch er ſich entfernen mußte, und nach ihm der wackere Euſtace, welcher bis 1705 Beichtvater blieb. Der Erzbiſchof erlaubte ſogar die Aufnahme einiger Profeſſen und einiger Nonnen aus dem Kloſter von Lieſſe, welche auch das Formular nicht unterſchrieben hatten und mit den anderen übel ſtanden, oder, wie Arnauld vermuthete, um den Garten zu ruiniren, aus dem man dieſe guten Bäume nahm. Ihnen wollte eine Holländerin folgen, welche, nachdem ſie ſieben Jahre als Soldat die Waffen getragen hatte, katholiſch und Nonne geworden war. Das ganze Geheimniß dieſer milderen Behandlung lag, wie 1663, in dem Streite des Gallikanismus mit Rom.

Da das Zutrauen noch lange nicht hergeſtellt war, wagte man einen kühnen Schritt, um die Einſetzung einer königlichen Äbtiſſin zu erſchweren. Eben als Grenet das Kloſter viſitirte, im Auguſt 1681, war das dreijährige Amt Angelicas abgelaufen. Auf die Bitte, eine neue Äbtiſſenwahl zu genehmigen, antwortete der Erzbiſchof nicht. Der Verdacht ſteigerte ſich. Das Kapitel berieth ſich; Euſtoquie de Bregi gab auf einen Vorgang in dem Kloſter hin, wo ſie erzogen worden war, ihren Rath. Als Grenet ins Kapitel kam, um zum Beſchluß der Viſitation das Zeugniß zu verleſen, erklärte man ihm, daß man geſonnen ſei, zugleich die Wahl der Äbtiſſin vorzunehmen; er wollte dieſe Verantwortung gegenüber dem Hofe nicht auf ſich nehmen, allein er fand die Thüre geſchloſſen. So wurde Angelica durch Acclamation, aber mit Beobachtung der Formen, gewählt, mit der geſetzlichen, wenn

gleich ſehr paſſiven Aſſiſtenz des Superiors [1]). Man fürchtete die Folgen; auf Angelicas Vorſchlag ſtellte man das Kloſter von Neuem unter den Schutz Marieens, gelobte ihr Gebete, Meſſen, eine Wallfahrt durch einen Freund nach Notre=Dame de Lieſſe, Faſten, ſo daß mit dem dadurch Erſparten ein junges Mädchen ernährt würde. Da die erzbiſchöfliche Erlaubniß zur Wahl doch einlief, erneuerte man ſie ſechs Tage ſpäter.

Sterben in der Familie Arnauld; Sacy.

Es war nicht das erſtemal, daß mit dem wiederkehrenden Frieden, mit dem Stillſtehen der Verfolgung der Tod in die Reihen von Port=Royal einbrach. Aber nie war es mit ſo ergreifenden Umſtänden begleitet.

Sacy hatte mit den anderen Männern Port=Royal verlaſſen; er ſagte, indem er ſeine Beichtbefohlnen verließ, er freue ſich vor Gott damit ein Zeugniß abzulegen, wie ſehr er erkenne, daß wir nichts ſeien, daß Gott uns nicht nöthig habe; Gott wiſſe ſeine größten Werke auszuführen durch Menſchen, die er doch nicht brauche (wohl auf Erzbiſchof). So habe Gott ſeinen Wunſch erfüllt, ihn in die Einſamkeit zu führen, ehe er ſelbſt vor ihm Rechenſchaft ablegen müſſe; er habe ſich Dieſes aber ſchier zuvor verſprochen, da Gott es auch mit St. Cyran, mit Singlin ſo gehalten habe, nachdem ſie an Port=Royal gearbeitet hätten. Es wäre ja für ihn eine große Ehre geweſen, wenn Gott ihn durch einen Engel abgerufen hätte; ſtatt eines Engels habe Gott den Erzbiſchof geſchickt, in welchem er Gott ſelbſt ehre.

Er war genöthigt ſich nach Pomponne zu ziehen, wohin er Fontaine mit nahm. Er arbeitete daſelbſt an ſeiner Bibelerklärung; beinahe er allein durfte noch ſeine Werke herausgeben. Seine Anſichten auch über dieſe Erklärungen, haben wir oben bei der Überſetzung von Mons aus der Feder Fontaines entlehnt. Seine dazu geſammelte Bibliothek hinterließ er als Ganzes an Foſſé, welcher das Werk nach Sacys Tode fortſetzte [2]).— Durch

1) Es gehört zur Kenntniß der Quellen, daß die Mém. hist. dieſen Vorgang aus Handſchriften mittheilen, ohne ihn für ganz gewiß zu erklären und mit dem Beiſatze, „dieſe Wahl wurde ſehr geheim gehalten und wäre es noch, wenn Port=Royal noch beſtände." — Weder die Memoires, noch die Tagebücher thun derſelben Erwähnung.

2) Siehe Beilage L.

dieſe Erklärungen blieb er fortwährend der Beichtvater der Nonnen, welche ſich damit nährten, und außer ihnen Tauſende. Fontaine ſchreibt: „Nichts ſchien Sacy ſo viel Achtung zu erwerben, als ſeine heiligen Arbeiten über die Bibel. Aber gerade dieſes Werk demüthigte ihn tief vor ſeinem Tode. So erinnere ich mich noch, daß die Leute an Le=Maitre ſeinem Bruder nichts ſo ſehr bewunderten, als ſeine Reden im Parlamente, und gerade durch dieſe Reden demüthigte ihn Gott ſo ſehr vor ſeinem Tode. Man freute ſich auch ſehr darüber, daß er eine gründliche Arbeit über das Leben der Heiligen unternahm. Und als er einen Monat ſpäter auf dem Todtenbette lag, demüthigte ihn eben dieſe Arbeit vor Gott gewaltig. Er theilte ſeinem Bruder Sacy ſeine Angſt mit; und Sacy ſprach gegen mich etwas von den Befürchtungen aus, welche dieſes ſein Werk ihm machte."

Auch darüber machte er ſich Vorwürfe, daß er ſeine Gedichte veröffentlicht hatte, beſonders die ſatyriſchen gegen die Feinde von Port=Royal, denn die Poeſie, als erheiternde Kunſt, paſſe nicht für Gedrückte. Man ſolle jedes Talent ausbilden, aber ohne Rückſicht auf Veröffentlichung. — Die Poeſie war auch nicht gerade ſeine ſtarke Seite. —

Seine Aufgabe für chriſtliche Demuth ſtellte er ſich in den Worten vor:

> Se mépriser soi-même et mépriser le monde,
> Ne mépriser personne et souffrir le mépris,
> Ce sont les quatre effets d'une vertu sans prix,
> Qui sur Dieu seulement toute sa gloire fonde.

Die Hauptbedeutung Sacys liegt aber nicht in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, noch weniger in ſcholaſtiſcher Streitfertigkeit. Er hat ſich weniger als Singlin in die Unterſcheidungen und Parteiſachen gemiſcht, aber um ſo unerſchütterter blieb ſeine Auctorität als Beichtprieſter, was er ſeit dem Kirchenfrieden den Nonnen geweſen war. Wie überhaupt, ſo charakteriſirt er ſich beſonders in dieſem Berufe durch eine zum Theil angeborene Mäßigung und Gravität. Über dieſe ihm eigene Gabe ſagt er ſelbſt: „Es iſt ſehr wichtig, wenn man verpflichtet iſt, Seelen zu leiten, dieſe Kälte zu bewahren und feſt in dieſer Mäßigung zu bleiben, ſelbſt wenn die Leute, weil ſie den Grund davon nicht durchſchauen,

ſich darüber beklagten. Wenn man ſich an Perſonen (als Beichtväter) wendet, welche im Äußeren ſo großes Feuer und Liebe zeigen, ſo gewinnen ſie durch dieſe Herzlichkeit auch die Seelen. Sie ſagen mit Feuer tauſend Sachen, welche im Augenblicke die Seelen ergreifen. So erſcheint man zur Zeit gerührt; aber dieſe Regungen gehen mit ihrer Urſache ſchnell vorüber. Es iſt aber mehr der Klugheit gemäß, daß wir, wenn man uns aufſucht, gewiſſermaßen verſchwinden, um nur mit der Beobachtung deſſen beſchäftigt zu ſein, was der Geiſt Gottes in Denen ſchafft, welche mit uns ſprechen, und ihre wahre Verfaſſung kennen zu lernen, um nach dem Grunde ihres Herzens ein richtiges Urtheil über ſie zu bilden, und nicht nach leichtem Aufflammen, welches wir ſelbſt durch lebhafte Manieren und anregende Reden erweckt haben. Und wenn Gott ſeinen Geiſt Denen verſpricht, welche vor den Richtern erſcheinen, ſo daß nicht ſie, ſondern er ſelbſt in ihnen reden ſolle, darf man nicht hoffen, daß er, wenn man ſeine Stelle einnimmt, um mit den Perſonen zu ſprechen, welche er an uns weiſt, uns in den Mund legen werde, was wir ihnen ſagen ſollen; wenn wir ihm nur nicht durch unſere zu menſchliche Thätigkeit vorgreifen und unſer Herz ruhig halten, um ihn zu hören."

Sein Leben war ein Leben des Gebets um den Segen Gottes, und der bewundernswürdigſten Geduld, um die zaudernden Seelen zu tragen. Jede Beichte begann er mit Gebet. Seine Geduld wurde nicht müde auf die Stunde Gottes zu warten, er war die Sanftmuth ſelbſt und wollte, man ſolle die Leute bis aufs Äußerſte mit ihren Fehlern ertragen. So hielt er es mit ſeinen Brüdern St. Elme und Valmont, über deren langſame Fortſchritte der ältere Bruder Le-Maitre ungeduldig wurde. Er hörte ſie und ihre Klagen geduldig an, und ließ ihnen viel Freiheit; ſie ſtanden einander wie ruhige Kämpfer entgegen, aber zuletzt ſiegte er. — Foſſé ſagt von ihm: „Er hielt ſich wenig an den gewöhnlichen Erſcheinungen der menſchlichen Schwachheit auf. Seine Hauptabſicht ging darauf, das Herz des Menſchen von der Welt und von ſich ſelbſt zu trennen, es an Gott zu knüpfen, und auch Die, welche ſich ſeiner Leitung übergaben, in einem gewiſſen ſich immer ſelbſt gleichen Leben feſtzuſtellen, entfernt von allen ungleichen Regungen der menſchlichen Kaprice. Er hielt darauf mehr, als auf ein dem Anſcheine nach ſtrengeres Leben, welches dem kapriciöſen

Humor Deſſen angenehmer iſt, welcher unter dem Vorwande einer ſtrengeren Buße ſich der Regel zu entziehen ſucht, und der in einem gewiſſen Raffinement des eigenen Willens eine Entſchädigung für die ſtrengen Übungen findet, worin er die Anderen übertrifft."

Die Seelſorge war ihm keine Liebhaberei geworden, wie manchen Geiſtlichen; es freute ihn, wenn er Jemandem aus der Kindſchaft in der Gnade gezogen hatte, ſo daß er ſich ſelbſt leiten konnte. Er ſagte: Es iſt gut, daß ich von euch gehe. — Viſiten machte er nicht und empfing er nicht. Darin war er das Gegentheil von d'Andilly. Ging er zur Kirche, ſo ließ er öfters ſehen, ob Niemand um den Weg ſei. War ein Fremder im Hauſe, ſo zog er ſeinen Schlüſſel ab. Er lachte öfters ſelbſt über dieſe Schlauheiten. Aber damit wußte er zugleich den Spionen zu entgehen, wie kein Anderer. Dagegen ſtand ſeine Thüre Jedem offen, der ihn in geiſtigen Bedürfniſſen aufſuchte, er verließ darum ohne das geringſte Misvergnügen jederzeit jede Beſchäftigung im Augenblicke. Denn er erkannte ſeinen Beruf.

Denſelben Charakter verrathen auch ſeine Grundſätze der Erziehung, die er als Lehrer bei den Schulen von Port-Royal befolgte und die uns Fontaine aufbewahrt hat: „Kinder brauchen mehr Handlungen und Beiſpiele, als Reden. Reden nützen den Kindern nicht, wenn ſie nicht kurz, etwas ſelten, ihrem Alter gemäß ſind, ſie müſſen vielmehr aus einem Begegniß entſpringen, als aus einer eigentlichen Abſicht ſie zu ermahnen oder zu tadeln. Man darf an keinem Kinde verzweifeln, ſieht man doch täglich Diejenigen, welche in ihrer Kindheit gut ſchienen, ausarten, und Solche, die nichts Gutes verſprachen, mit dem Alter auch geregelter werden. Es iſt Frucht, die noch im Kraute iſt (du blé en herbe), welche täglich im Guten und im Böſen täuſcht. Man darf ſie nur nicht durch zu große Nachſicht in der Ungezogenheit erhalten. Es iſt nicht paſſend weder zu genau zu ſein, noch ſich zu viel Sorge zu machen. Wenn es bei irgend einer Stellung nöthig iſt abſichtlich zu überſehen (dissimiler), ſo iſt es bei den Kindern; man muß ſich damit begnügen, ſie vor den Hauptfehlern zu bewahren und die Augen zu den Übrigen zu ſchließen, ſie Eins ums Andere, nach und nach zu heilen. Indem man

einen Theil der Fehler gehen läßt, heilt man die anderen beſſer [1]).“

Fontaine ſagt über die letzte, oben erzählte lange Unterredung, welche er mit Sacy acht Tage vor ſeinem Tode hatte: „Ich fühle, daß die Freude darüber gemacht hat, daß ich mich ſehr darüber verbreitet habe und daß ich Mühe habe, ſie zu verlaſſen, beſonders um ſeinen Tod zu erzählen.“ Und ſo kommt es ihn auch in dieſer Erzählung wieder ſchwer an, den ſterbenden Freund zu verlaſſen und endlich das Wort „todt“ auszuſprechen. Zwar war weder Fontaine, noch einer der pariſer Freunde dabei; aber er hat die Einzelnheiten wie Reliquien aus dem Munde der Umgebungen Sacys geſammelt.

Die ſtrenge Arbeit und ſein gleichmäßig ſtrenges, zurückgezogenes Leben, ähnlich dem in der Baſtille, untergrub wohl Sacys Geſundheit. Nur nach dem Mittageſſen erlaubte er ſich einige Geſpräche. Im Sommer 1683 befiel ihn das Wechſelfieber; man brachte ihn nach Paris in das Hotel de Bon-air, wo man Niemand vorließ. Fontaine, der Genoſſe ſeiner Gefangenſchaft, ſchreibt: Je me présentai aussi et on me refusa de même: ce qui parut un peu dur à quelques-uns. Pour moi je n'en témoignai rien, et louai seulement la bonne intention des gens. — Indeß wurde Sacy bald als mit China völlig geheilt nach Pomponne entlaſſen.

Er hatte bald darauf über Kräfte gefaſtet, um der Gnaden des eben ausgeſchriebenen Jubileums theilhaftig zu werden. Es endete mit dem letzten Tage von 1683. „Am 3. Januar las er die Meſſe in der Hauskapelle; es war der Tag von Sta. Genovefa. Er hatte immer eine ganz beſondere fromme Verehrung für dieſe Heilige, und da er einen eigenen Scharfſinn hatte, an jedem Heiligen zu bemerken, was ſeiner Herzensfrömmigkeit am meiſten entſprach, ſo machte er mich aufmerkſam, daß von dieſer Heiligen geſagt iſt, daß ſie, ſo oft ſie die Augen aufhob, Ströme von Thränen vergoß. Darin ahmte er ſie oft nach. — Er las alſo an dieſem Tage mit ſolchem Feuer die Meſſe, daß alle Anweſenden bei den Worten: Agnus Dei und Domine, non sum

1) Seltſam! man glaubt die morale aisée eines Jeſuiten zu hören! Kommt das vielleicht daher, daß die Compagnie die Menſchen überhaupt wie Kinder behandelt?

dignus glaubten, er ſehe den, mit welchem er redete, mit ſeinen Augen ohne Schatten und Hülle. Aber er kam ganz erſtarrt und ſprachlos, wie öfters in der letzten Zeit, auf ſein Zimmer zurück. Er ſpeiſte um Mittag und hielt aufgefordert eine Stunde nachher eine Unterredung über geiſtige Dinge, beſonders über die Heilige, welche für ihn ein unerſchöpflicher Gegenſtand war; ſo daß ſein Eifer, die Größe des Gegenſtandes und wohl Ahnungen ihn über die gewöhnlichen Grenzen fortriſſen. Als er ſich nach zwei Stunden, erfüllt von Gott und von dem, was er geſprochen hatte, von ſeinem Sitze erhob, rief er Madame Hippolite zurück, welche eben beim Hinausgehen ergriffen zu Lüzanci geſagt hatte: Sie haben den Mann gehört; glauben Sie mir, wir werden ihn bald verlieren. — Er klagte über Übelbefinden und ging auf ihre Bitte zu Bett. Er begehrte am Morgen die h. Sacramente und empfing ſie reumüthig. Ich war kurz zuvor Zeuge, wie er immer die Worte eines Vaters im Herzen hatte, daß die Gerechteſten, wenn ſie auch nur Eine Sünde erkennten, daran genug haben, um verpflichtet zu ſein, ſie bis zum Tode zu beweinen. Wenn ſein hoher Glaube ihm vorſtellte, in welcher Reinheit man ſein müßte, um vor Gott zu erſcheinen, und all ſein Leiden ihm als nichts erſchien, ſo fand er ſeinen Troſt in der Gewißheit, daß es im anderen Leben reinigende Flammen gebe, um zu vollenden, was in dieſer Welt ſo unvollkommen angefangen worden. Daher hörte man ihn oft in ſeinem Bette rufen: o glückſeliger Reinigungsort! (Fegfeuer)."

„Der Reſt des Tages verging damit, daß er ſeinen Freunden antwortete, welche ihn baten, er möchte ſie Gott darbringen, wenn er zu ihm eingegangen ſei. Auch ich war unter der Zahl Derer, welche man ihm empfahl und für welche er zu beten verſprach, ſchreibt Fontaine. Möge der theure Vater im Himmel daran gedenken!"

An demſelben 4. Januar 1684 verſchied er.

Er hatte in ſeinem Teſtamente ſein Begräbniß in Port=Royal verordnet. Mit Furcht brachte man ihn zunächſt nach Paris in die Kirche St. Jacques du Haut=Pas; aber die Unvorſichtigkeit einiger Damen, beſonders der Herzogin von Lesdiguieres [1]), welche

1) Die Herzogin war eine Tochter des Port=Royal ſo befreundeten früheren Generals der Galeeren, ſpäteren Oratorianers Gondy, alſo Schweſter

ihm einige Hundert Perſonen mit Fackeln entgegengeſchickt hatten, um ihn mit Ehren und wie im Triumph durch die Vorſtadt St. Antoine und an den Jeſuiten-Collegien von St. Louis und Clermont vorbei zu begleiten, erweckte wirklich die Gefahr eines Verbots ihn weiter zu bringen. Man brach daher in der Nacht und grimmen Kälte mit ihm auf; die Freunde, welche noch davon in Kenntniß geſetzt werden konnten, begleiteten ihn. Morgens um 5 Uhr überraſchte man die Nonnen von Port-Royal. Andere Freunde eilten, als ſie die Kirche leer fanden, den Spuren des Leichenwagens im Schnee nach; unter ihnen Fontaine, welcher ſich in der Kirche von Port-Royal unzertrennlich neben ſeinen Sarg ſetzte. So hatte er das Glück den ſiebentägigen Todten noch einmal zu ſehen, als man den Sarg öffnete, um ihm die prieſterlichen Kleider anzulegen. „Der Friede, welchen der Tod darauf verbreitete, glich dem, welchen die Gnade ſein Leben über darauf hatte walten laſſen. Er ſchien noch die Beſcheidenheit zu athmen, welche ſein bloßer Anblick in allen Herzen verbreitete. Ich geſtehe, daß ſich meine Augen, wie die vieler Anderen, nicht ſatt ſehen konnten an ihm, den noch einmal zu ſehen wir verzweifelt hatten. Wo war da die natürliche Furcht vor den Todten? Man ſprach mit ihm, als hörte er uns; man umarmte ihn, als wäre er für dieſe Zeichen der Liebe empfänglich geweſen.“

„Nachdem die gewöhnlichen Ceremonien vorüber waren, öffnete man uns die Thore des Kloſters und wir trugen ihn an die Stätte, welche man ihm innen zum Begräbniß zubereitet hatte. Wir trugen ſeinen Leib durch eine lange Reihe von Nonnen, welche mit brennenden Kerzen ihm entgegengegangen waren. Ihre der Welt abgeſtorbenen Blicke, gewöhnt, ſich für das Übrige zu ſchließen, konnten trotz der Thränen nicht umhin, auf den Zügen ſeines Antlitzes zu ruhen. Und als man nun angekommen war, küßten ihn die Ausgezeichneten unter ihnen, während der Chor den Geſang mit einer Feierlichkeit durchführte, die ich nicht genug bewundern kann, ſo oft ich daran denke. Mir war, als wäre all meine Freude mit ihm begraben.“

des Cardinals Retz. Das Hotel Lesdiguieres lag am Anfange der Straße St. Antoine, links wenn man von der Baſtille und dem damaligen Thore herkam, nur etwas weiter hin in derſelben Straße das Jeſuiten-Collegium von St. Louis mit ſeiner Kirche.

Der Tod Angelicas von St. Johann.

Da Einige verlangt hatten, man ſolle Sacy ihnen wenigſtens noch eine Nacht in der Kirche laſſen, hatte Angelica geantwortet, man müſſe in die Erde verbergen, was nur Erde ſei, und in das Nichts zurückkehren laſſen, was nur ein Nichts ſei. — Weniger als drei Wochen nachher war auch ſie eine Leiche, „ſie folgte ihm wie das Schaf dem Hirten;" ſie hatte wohl fremden Schmerzen und den Ausbrüchen des eigenen gebieten können, aber er brach ihr Herz. Fontaine ſchreibt: „Sie fühlte, daß ſie unter dieſem Schlage unterlag und fürchtete in dieſer Niedergeſchlagenheit nur das Leben. Sie verſchwendete die wenige Zeit, welche ihr zu leben übrig blieb, dazu, Tage und Nächte bei Sacys Grabe zuzubringen und bei dem Verlangen, welche das Lamm fühlte, den Hirten zu folgen, bat ſie dieſen theuern Vater, ſeine Gelübde mit denen ſeiner Tochter zu verbinden und ihr dieſe Gnade zu erlangen. Die Sanftmuth Sacys wurde durch dieſe Bitte nicht beleidigt. Ob er wohl todt war, machte er fühlbar, daß er noch auf das heiße Verlangen der Lebenden hörte. Sie erhob ſich von dieſem Grabe, das ſie mit ihren Thränen benetzte; ſie fühlte ſich vom Schlage des Todes getroffen, ſie kehrte vor Freude außer ſich in ihre Kammer zurück, ſie dankte Gott dafür, daß er ihr Kloſter in Beſtürzung ſetzen wollte." — Nicht leicht bietet ſich eine ſo gute Gelegenheit, Fontaines Pathos mit einem einfachen, chronikenartigen Zeugenberichte zu vergleichen. Eine Nonne hatte kurz nach Angelicas Tode für Freunde einen Bericht über ihre letzte Krankheit aufgeſetzt: „Sie hatte den 24. Januar, heißt es, wie gewöhnlich von früh an mit Erfüllung ihrer Berufspflichten zugebracht, ſie hielt eine erbauliche Conferenz mit den Schweſtern, beſuchte die Kranken. Eine von dieſen bat ſie, um ihre baldige Auflöſung auf Sacys Grabe zu beten. Sie that es und fühlte beim Aufſtehen vom Gebete einen heftigen Schmerz an der linken Seite. Sie ſuchte deſſelben Meiſter zu werden, aber umſonſt. Sie ſah ihr Übel für eine Pleureſie an, war aber die erſten Tage des Krankenlagers nicht mehr mit Todesgedanken erfüllt, als bei jeder anderen Krankheit. Als ſie die Beſtürzung der Schweſtern ſah, ſprach ſie theilnehmend: Ich werde leiden, aber nur am Leibe, ihr am Geiſte. Sie lehnte Erleichterungen

wiederholt ab, um der Abtödtung auch im Kleinen getreu zu bleiben, indem ſie ſich der Worte St. Cyrans erinnerte, man müſſe ſich hüten, nicht zwei Sinnen zumal genug zu thun. „Laßt es, ſprach ſie, ſo lange es nur erträglich iſt. Aber wenn ich fürchte, die Geduld möchte mich verlaſſen, ſo bitte ich, daß man verſuche mich zu erleichtern. Als Hamon das Sterbeſacrament für nöthig hielt, ließ ſie ſich nicht abhalten, die Schweſtern zuvor um Verzeihung zu bitten; denn, ſprach ſie, ich kann und ſoll es thun. Da ich nicht Thränen genug habe, meine Fehler abzuwaſchen, hoffe ich, daß die, ſo ihr aus Liebe über mich weinet, mir helfen werden, davon rein zu werden. — Sie hatte ſich mit den Worten zu Bette gelegt: Meine Schweſtern, laßt uns nicht vergeſſen den Geſang des Lammes zu ſingen und ihm zu danken, was auch geſchehe. Das Hohelied lebte am letzten Tage in ihrem Herzen und auf ihren Lippen. Als eine Schaar Schweſtern ſich ihr nahte, ſie um ihren Segen zu bitten, ſprach ſie: Adjuro vos, filiae Jerusalem, ne suscitetis, neque evigilare faciatis dilectum, donec ipsa velit! und darauf: Laeva ejus sub capite meo et dextera ejus amplexabitur me. — Sie ſchlug aus dem Pſalmbuche für mehrere Perſonen Loſungen auf, für die Priorin du Fargis [1]) den letzten Vers des Pſalms: attendite, elegit David servum suum, indem ſie andeutete, daß damit Gottes Wille ſich kund thue, daß dieſe nach ihr als Äbtiſſin gewählt werde."

Wird dadurch aber Fontaines Bericht Lügen geſtraft? In einzelnen äußeren Umſtänden wird er allerdings verbeſſert, auch erſcheinen die Perſönlichkeiten weniger in der Glorie Einer heiligen Leidenſchaft, aber darum nicht minder zartfühlend. Und oft möchte dem Augenzeugen ein mächtiges Grundgefühl deſſen entgangen ſein, den er in ſeinem Leben oder Sterben beobachtete, welches Fontaines weiches Gefühl ahnt.

Ehe ſie ſich zu Bette gelegt hatte, war ſie niedergekniet, ſie legte ihren Schleier zuſammen, küßte ihn, dankte Gott, daß ſie ihn eben vor 40 Jahren empfangen habe; ſie gab Gott dieſes Zeichen ſeiner Weihe zurück, um zu einer vollkommneren, heiligeren einzu-

1) Wir dürfen nicht überſehen, daß nach den Mittheilungen bei Racine dieſe von Angelica etwas war hinuntergehalten worden, daß von derſelben Chriſtina Briquet immer als zu großen Dingen berufen betrachtet wurde. Eben dieſe — ihre Neiderin — berief du Fargis zum Unterpriorat.

gehen. Sie verſchied 59 Jahre alt, den 29. Januar 1684 unter den Thränen und Gebeten der Kloſtergemeinde.

Angeſichts der einbrechenden Verfolgung hatte ſie geſprochen und an ihrem Grabe können wir ihr nachſprechen: „Es iſt eine bewundernswürdige Ordnung in dem, was uns Verwirrung und Unordnung ſcheint; man muß bei jedem Werke warten, bis es beendigt iſt, um ſeine Verhältniſſe und ſeine Schönheit zu ſehen.“

In der Grabſchrift, welche Hamon für ſie verfaßte, heißt es: „Die Liebe zur heiligen Jungfrauſchaft wuchs mit ihr heran; alle ihre Sinne, ſelbſt ihr Gang ſchien die Würde und die Beſcheidenheit einer Jungfrau zu athmen. — Sie allein ſchätzte den reichen Stoff ihrer mit Edelſteinen gezierten Lampe nicht, ihre ganze Sorge und ihr Verlangen war nur, daß ſie mit himmliſchem Öle gefüllt ſei. Als Gattin Chriſti liebte ſie ſeine Kirche; deren Siege waren ihre Freude, deren Verluſte ihr Schmerz. Alle ihre Myſterien erhielten ſie in einer ſolchen Bewunderung, daß ſie ſelbſt den Saum ſeines Gewandes verehrte. Sie hatte eine große Erleuchtung in Erkenntniß der h. Schrift erlangt, mehr durch ihre frommen Betrachtungen und durch innere Salbung, als durch ununterbrochenes Leſen; ihre Liebe war der vortreffliche, einige Ausleger, deſſen ſie ſich bediente, um ſie zu durchdringen. Sie war demüthig im Glück, beſtändig in Widerwärtigkeiten, genau und wachſam in kleinen Dingen, großartig in den großen und ſchweren.“

An ihrer Statt wurde wirklich du Fargis, die bisherige Priorin gewählt. Dieſe ernannte zur Priorin Agnes von Sta. Thekla Racine, und zur Unterpriorin Magdalena von Sta. Chriſtina Briquet.

Während Angelica im Sterben lag, kam Lûzancy aus Pomponne geeilt, wo erſt Sacy in ſeinen Armen verſchieden war. Die Nachricht über den Zuſtand ſeiner Schweſter, welcher er immer ſein ganzes Herz eröffnet hatte, war für ihn ein Donnerſchlag. Er erkrankte fünf Tage darauf und ſtarb den 10. Februar. Er hatte nun 40 volle Jahre Gott in der Einſamkeit gelebt.

Es war auch ein bedenklicher Fall, daß Grenet, welcher 16 Jahre Superior geweſen war, zu gleicher Zeit ſtarb. Er hatte den Erzbiſchof, Angeſichts ſeiner Rechenſchaft vor Gott, bezeugt, daß er an den Nonnen und Theologen von Port=Royal nichts

gefunden habe, was Grund zu ſolcher Behandlung gebe. Doch wurde er durch einen erwünſchten Mann erſetzt.

Verſchiedene Ereigniſſe.

Binnen der nächſten 20 Jahre bietet uns die Geſchichte unſeres Kloſters nur ein Grab um das andere dar, Nachklänge und Schatten früherer jugendlich kräftiger Beſtrebungen und Vorboten der letzten Unterdrückung. Der König blieb lange Jahre ſeinem Entſchluſſe getreu, das Kloſter ausſterben zu laſſen, ohne einen offenbaren Gewaltſtreich; als die Zahl der Profeſſen auf 50 herabgeſunken war, erinnerte man natürlich umſonſt den Erzbiſchof an das frühere Verſprechen, daß nur bis dahin die Aufnahme der Novizen verboten ſein ſollte. Später wurde den Nonnen, welche alle betagt nicht einmal den Pflichten des Chorgeſangs mehr genügen konnten, vom Erzbiſchofe vergönnt, einige Novizenu nter dem Namen „Schweſtern mit weißem Schleier“ anzunehmen, was aber nur Stoff zu beſtändigen Verleumdungen bei dem Könige gab.

Die Mutter du Fargis verlangte um ihrer Kränklichkeit willen und um ſich ruhig vorzubereiten, den Gatten zu empfangen, wenn er anklopfe, die Würde der Äbtiſſin niederzulegen; ihr folgte als Äbtiſſin die Priorin, Racines Schweſter. Die Mutter du Fargis, welche von ihrem ſiebenten Jahre an von der großen Angelica erzogen worden war, eigentlich die letzte Ausgezeichnete vom alten Stamme, ſtarb den 3. Juni 1691. — Die Schweſter Sta. Euſtoquie de Bregi war zwei Monate nach Angelica von St. Johann geſtorben; 1689 ſtarb Magdalena von St. Chriſtine Briquet. Gegen Ende des Jahrhunderts war wieder eine große Zeit des Sterbens. Kurz nach Racine ſtarb auch 1699 Pomponne, der 1691 wieder Miniſter geworden, ohne daß Port-Royal oder ſeine verdächtigen Verwandten es gefühlt hätten. Der 11. April und 17. Mai 1699 rafften zwei Port-Royal befreundete Ehepaare von parlamentariſchem Stamme hinweg. Zuerſt ſtarben die beiden Ehemänner an Einem Tage, beinahe binnen Monatfriſt an demſelben Tage die beiden Wittwen. — Da die ritterlichen Vertheidiger der Nonnen Pontchateau und Ste. Marthe ſchon 1690 geſtorben waren, ſo waren ſie ſehr hülflos. Quesnel, welcher an Arnaulds Statt an die Spitze der Janſeniſten getreten war, war

in den Niederlanden. Es war eine Art von berathendem Kommitte in Paris, aber ohne bedeutende Männer.

Den 8. Januar 1700 ſtarb die letzte Arnauld in Port-Royal, Maria Angelica von Sta. Thereſe, welche mit Agnes bei den Nonnen der Heimſuchung gefangen geweſen war. Sie war 1654 Profeſſe geworden. — Die Schweſter Sta. Thekla-Racine war bisher wenig bekannt. „Sie hat ſich ihr ganzes Leben über des Glücks erinnert, daß St. Cyran ſie noch geſehen, daß er ihr oft ſeinen Segen gegeben und das Kreuzeszeichen auf ihre Stirne gemacht habe. Sie zweifelte nicht daran, daß dieſes die Quelle einiger beſonderen Gnaden Gottes gegen ſie geweſen war.“ Schon 1635 war ſie zur Erziehung neun Jahre alt nach Port-Royal gebracht worden. Sie war 20 Jahre Kellermeiſterin, 15 Priorin, 12 Äbtiſſin; auch ſie ſtarb 1700.

Racine verwandte ſich, ſeit ſeine Schweſter Äbtiſſin war, häufiger beim Erzbiſchofe, erhielt aber nur vertröſtende Beſcheide. Sie brachte die Bitte an, da man ihnen doch den Umgang mit Perſonen verbiete, welche ihnen nützlich werden könnten, und da man ſie dennoch immer wieder verdächtige, möchte man den Zutritt in ihr Sprechzimmer allen Laien verbieten. Ohnedies zerſtreue es die Bewohner des Kloſters. Die Verwandten, welche dagegen proteſtirten, wurden an den Tag am Gitter erinnert. — Waren auch die Mittel ſehr geſchwunden, ſo vergaß man doch nie der Almoſen und des Wortes der Conſtitutionen: „Fürchtet den Überfluß und werfet ihn von euch wie Unrath, womit das Haus beſchmutzt würde.“ Man gab von den empfangenen Gaben regelmäßig den Zehnten den Armen, und fehlte das Geld dazu, ſo wurde es als Schuld eingetragen. In der Hungersnoth 1693 verkaufte man Altargefäße von edlem Metall, ſelbſt den Kelch, um ein armes Nonnenkloſter, die engliſchen Benedikterinnen in Paris, zu unterſtützen. Als man den Erlös ihnen brachte, ſagte deren Superiorin: „Eben jetzt liegt die ganze Kloſtergemeinde zu den Füßen Chriſti, des wahren Lebensbrots, um ihn um das leibliche Brot anzuflehen.“

Wir haben, wie auf einer Wahlſtatt, Freunde und Feinde neben einander zu beſtatten. Gerade ein Jahr nach Sacy ſtarb die Äbtiſſin der Abtrünnigen, welcher dieſe auch das dosier de sainte machten. Kurz vor ihrem Tode wurde ſie von Kloſter-

ſchweſtern in Glorie geſehen, ein Taube flog von einem Kometen aus. Freunde des alten Port=Royal dagegen erzählten, zwei Nonnen, welche die Nachtwache bei dem Sacramente im December 1684 gehabt haben, hätten die ſelige große Angelica aus ihrem Grabe ſich erheben ſehen, wie ſie majeſtätiſch den Stab der Äbtiſſin in der Hand den Chor entlang gegangen ſei und ſich an den Platz der Äbtiſſin geſetzt habe. Sie habe durch eine Nonne Dorothea vor ſich geladen und mit ihr einige Zeit geſprochen, worauf Alles verſchwunden ſei. Man zweifelte nicht, daß ſie dieſe vor Gott geladen habe und Dorothea ſelbſt habe bei dieſer Erzählung ausgerufen, ſie werde bald ſterben.

In dem ſchnellen Tode des Erzbiſchofs Harlay, ohne Sacramente, erkannte Port=Royal den Finger Gottes. Er hatte ein trauriges Alter; La=Chaiſe hatte ihn von allem Einfluß beim Könige verdrängt; daher galt er auch nichts mehr bei der Klerusverſammlung, bei welcher beſonders er die gallikaniſchen Artikel durchgeſetzt hatte. Das eben ſchadete ihm jetzt auch bei Hofe, als hier nun ein anderer Wind wehte. Seine Schweſter, gegen zehn Jahre Äbtiſſin des pariſer Port=Royal, hatte nicht in ſeine Vereinigungsplane für beide Häuſer gewilligt. Sie fühle ſich nicht berufen, Engeln zu befehlen, hatte ſie geſagt, und in Port=Royal d. Ch. hatte man es als Ernſt aufgenommen. Seit ſeine ehrgeizige Nichte ihr gefolgt war, wurde die Gefahr bedenklich. Um ſo mehr glaubte man, auch er ſei von Angelica vor Gottes Richterſtuhl geladen worden — (liegt nicht auch darin etwas von parlamentariſcher Tradition?) — als er an ihrem Todestage, den 6. Auguſt 1695, ſtarb.

Seit Innocens XI geſtorben war, blieb von Rom vollends keine Hülfe mehr zu erwarten. Schon Alexander VIII hatte (1690) 31 Moralſätze, meiſt janſeniſtiſcher Farbe, verdammt. Du Vaucel konnte ſich deshalb nicht entſchließen, ſeiner nach ſeinem Tode bei der Meſſe zu gedenken; die entſchiedenen Janſeniſten ſahen dieſen Pabſt nach ſeinem Tode wie excommunicirt an. Den Tag nach der Wahl von Innocens XII ſchreibt du Vaucel an ſeine Committenten in Frankreich, die Unfehlbarkeit werde ſich auch in dem Topfe mit finden. (Die Familie Pignatelli, wozu der neue Pabſt gehörte, führt drei Töpfe im Wappen.)

Der Streit über den Sinn der Formularunterſchrift brannte

beſonders heftig in den Niederlanden fort. Auch die Janſeniſten ſchickten wieder einen Geſandten nach Rom, aber Quesnel hatte hart zu klagen, daß ſich ſo Wenige in der Partei fanden, welche denſelben und die Wahrheit mit Geld unterſtützen wollten. Arme habt ihr alle Zeit bei euch! ſchrieb er. Innocens XII erklärte 1694, daß er die fünf Sätze sensu obvio verdammt wiſſen wolle; da er ſich nicht ausdrücklich des Ausdrucks „im Sinne Janſens" bediente, deuteten und drehten es die Janſeniſten zu ihren Gunſten. Arnauld ſelbſt glaubte, man könnte jetzt eher unterſchreiben; Gerberon hat ihn deshalb des Nachlaſſens beſchuldigen wollen. Allein das Breve von 1696 (den 24. November) verdammte die fünf Sätze beſtimmt im Sinne Janſens.

Zwölftes Buch.

Letzter Kampf und Zerſtörung Port=Royals.

Charakter der Zeit und einer neuen Quelle unſerer Geſchichte.

Altersmüde, ſeiner edelſten Glieder beraubt, trat Port=Royal das achtzehnte Jahrhundert an. Die mémoires historiques ſagen: „Das Jahrhundert, worin wir eintreten, wird uns noch traurigere Gegenſtände darbieten, als das vorangehende. Es führt uns dem Abfalle ganzer Nationen zu und muß daher noch mehr den Charakter der Verworfenheit tragen. Bisher waren einige Dogmen, einige Punkte der Moral angegriffen worden; in dieſem Jahrhundert wird der ganze Chriſtus von Neuem gekreuzigt werden; Chriſtus würde unter dem zweiten Anathema des Hohenprieſters verſcheiden, wenn ſich Gott nicht Männer vorbehalten hätte, welche er beſtimmt hat, die Unſchuld und Wahrheit gegen Ungerechtigkeit und Lüge aufrecht zu erhalten. Zu dieſen gehörten auch die Nonnen von Port=Royal des Champs. Sie entſprachen ihrem Berufe, ihr Ende wird dem Ende aller Derer gleichen, welche mit Frömmigkeit in Chriſto gelebt haben. Das werden wir in den neun Jahren ſehen, welche dieſem Kloſter fehlten, um ſeinen Lauf zu vollbringen und die hundert Jahre des Kampfes voll zu machen."
Auch die bisherigen Quellen unſerer Geſchichte werden noch trockener; die Urkunden ſind beinahe nur noch Proceßacten und juridiſche Gutachten. Aber ganz unerwartet öffnet ſich uns eine neue, lebensfriſche Quelle in den berühmten Memoires des Herzogs von

St. Simon. Zwar läßt er ſich nicht auf den ganzen Verlauf der letzten Unterminirung ein, er deckt uns nur die Hauptwendepunkte auf, allein er lehrt uns die dabei hauptſächlich thätigen Perſönlichkeiten genau, lebendig, perſönlich kennen.

Er hatte ſeine Erziehung bei den Jeſuiten genoſſen, aber ſeine freie Geſinnung ſträubte ſich gegen das Netz, welches ſie ſelbſt um die höchſten Häupter werfen wollten. „Ihre Compagnie, ſchreibt er, war zu zahlreich, als daß ſie nicht hätte auch Heilige in ſich haben ſollen; ich ſelbſt habe deren gekannt in dieſer ganz politiſchen Corporation.“ Aber er hatte für alles Edle, vor Allen für jede gediegene Frömmigkeit offenen Sinn, ja ein offenes Herz, Rancé war einer ſeiner vertrauten Freunde; vor Allem hatte er wahre Verehrung für Alles, was noch Gewiſſen und Selbſtſtändigkeit des Charakters hegte zu einer Zeit der Unterdrückung unter den glänzenden, vergötterten Namen eines „großen Königs“, deſſen zum Theil jämmerliche Schwachheiten der franzöſiſche Tacitus nur zu gut kannte.

Ludwig XIV in ſeinem Alter und ſeine Geſinnung gegen Port-Royal.

Obgleich der König dabei nur Werkzeug war, ſtellen wir ihn ehrenhalber voran. St. Simon ſagt von ihm: „Der König, in tiefer Unwiſſenheit über dieſe Materien, im ärgſten Vorurtheile über den Janſenismus erzogen, wollte nie Jemanden zu Rath ziehen, der ihn darüber hätte aufklären können, ja er erlaubte nie Einem, der ihm das geringſte Licht darüber hätte geben können, vor ihm den Mund zu öffnen. So hatte man gewonnen Spiel bei ihm, Alles für Irrthum und Janſenismus paſſiren zu laſſen, was als ſolchen darzuſtellen — mochten es Dinge oder Menſchen ſein — Denen nützlich war, welche aus ſeinen Finſterniſſen Nutzen zogen. Sie hatten überdieß den unvergleichlichen Vortheil uſurpirt, daß Dinge und Menſchen, welche einmal dafür ausgegeben waren, ohne Prüfung, ohne Unterſuchung und ohne Aushülfe proſcribirt blieben.“

„Tellier, der Jeſuite, des Königs Beichtvater, hatte ein leichtes Spiel: Zu oberſt ein darin ganz unwiſſender König, welcher nie Jemanden darüber gehört hatte, als die Jeſuiten und die Ihrigen, voll von ſeiner Auctorität, welcher ſich hatte überreden

laſſen, die Janſeniſten ſeien Feinde derſelben. — Denn die Jeſuiten machten den Hof glauben, die Janſeniſten ſeien eine Independentenſecte, welche es ebenſoſehr auf die königliche Auctorität abgeſehen hätten, als ſie ſich gegen die des Pabſtes auflehnten, welche die Jeſuiten „die Kirche" nannten. — Da dieſer König ſelig werden wollte und nichts von Religion verſtand, hatte er ſich ſein ganzes Leben über geſchmeichelt, auf dem Rücken Anderer Buße auszuüben; und ſo war er ſehr froh (se repaissait) dieſe Buße auf dem Rücken der Hugenotten und der Janſeniſten auszulaſſen, welche er für wenig verſchieden und beinahe für gleich arge Ketzer hielt; ein König, umgeben von eben ſo unwiſſenden und durch dieſelben Vorurtheile eingenommenen Menſchen, wie Frau von Maintenon, M. M. de Beauvilliers und de Chevreuſe, von St. Sulpice und dem Biſchofe von Chartres oder von Hofleuten und den hauptſächlichſten Bedienten, welche nicht mehr davon verſtanden, oder nur an ihr Vorwärtskommen dachten; ein Klerus, von weiter Hand her zu Grund gerichtet, und zuletzt noch durch den Biſchof von Chartres, der den Epiſkopat mit Ignoranten, mit unbekannten Leuten von niedrigem Herkommen vollgepfropft hatte, welche den Pabſt für eine Gottheit hielten und vor den Grundſätzen der Kirche Frankreichs Abſcheu hatten, weil ihnen das ganze Alterthum unbekannt war und weil ſie als Söhne unbedeutender Leute nicht wußten, was der Staat iſt; ein unterjochtes (debellé) und zitterndes Parlament, von langer Hand her an die Knechtſchaft gewöhnt und die Wenigen unter Denen, welche vermöge ihrer Stellung oder Fähigkeit hätten ſprechen können, ergebenſte Diener, wie der erſte Präſident Pelletier, oder heißhungrig nach Gnaden."

Der König erſcheint uns bei St. Simon in ſeinem Alter. Er hat denſelben mistrauiſchen hohen Begriff von ſeiner Souveränität, wie früher; nur hat das Alter das Mistrauen geſteigert, die Liederlichkeit und Verweichlichung ihn noch mehr in die Knechtſchaft der Jeſuiten geliefert und ihm die ſtellvertretende, unfreiwillige Genugthuung mit dem Blute Anderer noch annehmlicher, ja ihm unentbehrlich gemacht.

Einer der, wenn auch niederen Rechtstitel, welche Port-Royal aufzuweiſen hat, um in der Geſchichte eine bedeutende Stelle einzunehmen, iſt die Wichtigkeit, welche ihm der große Ludwig gab,

den ſelbſt ſein Schatten noch nicht ruhen ließ. — St. Simon giebt uns im Verlaufe ſeiner Memoires mehrere Anekdoten an die Hand, welche ſeinen Haß gegen Port-Royal, ja ſeine Angſt davor, und die Motive, welche ihn ſteigerten, trefflich charakteriſiren.

„Der König, welcher wegen der beiden Proceſſionen und der Salute (saluts) immer zu Verſailles die Octave von Frohnleichnam zubrachte, ging auch immer nach dem Salut der Octave nach Marly. Anno 1699 entdeckte er, daß die Gräfin Gramont [1]) einige Tage dieſer Octave zu Port-Royal des Champs zugebracht habe, wo ſie erzogen war und wofür ſie immer große Anhänglichkeit erhalten hatte. Das war ein Verbrechen, welches für jedes Andere unverzeihlich geweſen wäre; aber der König hatte für ſie perſönlich eine wahre Hochachtung und eine Freundſchaft, welche Frau von Maintenon ſehr misfiel; dieſe hatte ſie nie brechen können und duldete ſie, weil ſie es nicht anders machen konnte. Sie zeigte nichts deſto weniger der Gräfin ihre Eiferſucht durch, obgleich gemäßigte, Züge übler Laune, und die Gräfin, welche ſehr groß war, und ganz dieſes Air und die Haltung mit einer vornehmen Miene, Reſte von Schönheit und mehr Geiſt und Grazie hatte, als irgend eine Dame bei Hof, gab ſich keine Mühe, ſie an ſich zu halten und zeigte ihrerſeits gegen Frau von Maintenon durch das ganz geringe Empreſſement um ſie, daß ſie auch dieſes Wenige nur aus Achtung für den Geſchmack des Königs bezeuge. Dieſe Reiſe nun, welche Frau von Maintenon ſich zu Nutz zu machen ſuchte, verſetzte die Gräfin nur in Pönitenz, nicht in Ungnade. Sie, die immer bei allen Reiſen nach Marly war, wurde zu der diesmaligen nicht beigezogen. Das war eine Neuigkeit! Sie lachte mit ihren Freunden heimlich darüber. Außerdem beobachtete ſie Stillſchweigen und ging nach Paris. Zwei Tage darauf ſchrieb ſie den König durch ihren Mann, welchem es frei ſtand nach Marly zu gehen, ſchrieb aber

1) Sie war eine Hamilton. Dieſe Familie und die Monskri waren vor der Revolution aus England gewichen (1647). Die beiden verſchwiſterten Mütter und ihre vier Töchter fanden in Port-Royal und beim Herzoge von Luynes in Baumurier ein Aſyl. Letztere wurden gegen acht Jahre in Port-Royal erzogen. Sie waren ſo arm, daß es heißt, man habe ihnen wo möglich die Kleider der Poſtulantinnen, welche den Schleier nahmen, zu gut kommen laſſen.

weder an Frau von Maintenon, noch ließ ſie ihr etwas ſagen. Der König ſagte zum Grafen Grammont, der ſeine Frau zu entſchuldigen ſuchte, es habe ihr nicht unbekannt ſein können, was er über ein ganz janſeniſtiſches Haus denke, über eine Secte, die er verabſcheue. Bald nach der Rückkehr des Königs nach Verſailles kam die Gräfin Grammont daſelbſt an und ſah den König beſonders bei Frau von Maintenon. Er zankte ſie, ſie verſprach nicht mehr nach Port-Royal zu gehen, ohne es jedoch im Geringſten abzuſchwören; ſie verſöhnten ſich wieder und zum großen Misvergnügen der Frau von Maintenon blieb keine Spur davon zurück."

St. Simon erzählt dieſelbe Geſchichte noch einmal zum Jahre 1703 (Band IV. p. 11 und 12.) Der König erſcheint darin noch leidenſchaftlicher, die Ausſöhnung noch empfindlicher für Maintenon, welche durch dieſe Geſchichte ſich einer verhaßten Theilhaberin an der Gnade des großen Königs hatte geſchickt entledigen wollen. „Die Gräfin habe ſeitdem Maintenon nie mehr allein einen Beſuch gemacht; der König habe dabei zeigen wollen, daß er auch von dieſer nicht geleitet werde, indem er ſelbſt dazu beitrug, daß der Hof der Gräfin ſofort auf einem ihr vom Könige geſchenkten Landſitze ſeine Ehrerbietung bezeugte. Die Gräfin ne s'en haussa ni baissa." —

„Sie hatte Schnabel und Klauen." — „Es war ihr von ihrer Erziehung in Port-Royal ein Keim geblieben, welcher ſie zu einer gediegenen Frömmigkeit zurückrief, ſogar ehe das Alter, die Welt oder der Spiegel ſie auf den Gedanken einer Änderung bringen konnte. Mit der Frömmigkeit, unterrichtet, wie ſie es war, gewann die Liebe zu Denen, welchen ſie ihre Erziehung verdankte, und die ſie alle Zeit ihres Lebens erwieſen hatte, über die Politik die Oberhand." Das habe ſie auch zu jenem Beſuche in Port-Royal bewogen.

Zum Jahre 1703 erzählt St. Simon nach der mündlichen Mittheilung des königlichen Leibwundarztes Marechal, welcher damals anfing, ins Vertrauen des Königs gezogen zu werden, er ſei von dem Wundarzte von Port-Royal d. Ch. gebeten worden, eine Nonne zu ſehen, welcher dieſer einen Fuß glaubte abſchneiden zu müſſen. Marechal verſprach es auf den folgenden Tag. Als Jemand an dieſem Tage beim Austritte vom Lever des Königs

ihm vorſchlug, mit zu einer Operation zu kommen, lehnte Marechal es ab, da er ſich nach Port=Royal verſprochen habe. Bei dieſem Namen zog ihn einer von der Facultät bei Seite und fragte ihn, ob er auch wiſſe, was er thue, indem er nach Port=Royal gehe? Marechal, ein ganz einfacher Mann, ganz unbekannt mit all den Geſchichten, welche unter dieſem Namen ſo großen Lärmen gemacht hatten, wurde durch die Frage überraſcht und noch mehr, als man ihm ſagte, daß er dabei nicht weniger aufs Spiel ſetzte, als ſich fortjagen zu laſſen; er konnte nicht begreifen, daß der König es misbilligen werde, daß er hingehe, um zu ſehen, ob man einer Nonne den Fuß abnehmen ſollte, oder nicht. Als Mittelweg verſprach er, es dem Könige zu ſagen, ehe er hinginge. Und wirklich fand er ſich bei der Rückkehr des Königs von der Meſſe ein, und da dies nicht die Stunde war, wo er gewöhnlich aufwartete, fragte ihn der König, was er wolle. Marechal erzählte einfältig, was ihn herführe und die Überraſchung, die es ihm gemacht habe. Bei dieſem Namen Port=Royal richtete (bäumte) ſich der König gerade auf, wie er gewöhnlich bei Dingen that, die ihm misfielen, und blieb zwei oder drei Paternoſter lang ohne zu antworten, ernſthaft und nachdenklich, und ſagte dann zu Marechal: „Ich bin damit einverſtanden, daß Sie hingehen, aber unter der Bedingung, daß Sie ſich ſogleich aufmachen, um Zeit vor ſich zu haben, daß Sie unter dem Vorwande der Neugierde das ganze Haus, die Nonnen im Chor und überall, wo es möglich iſt, ſehen, daß Sie ſie zum Sprechen veranlaſſen, Alles genau unterſuchen und mir dieſen Abend davon Bericht erſtatten."

Marechal, in noch größerem Staunen, machte ſeine Reiſe, ſah Alles und verſäumte nichts von dem, was ihm vorgeſchrieben war. Er wurde mit Ungeduld wieder erwartet; der König fragte wiederholt nach ihm, und hielt ihn, als er kam, gegen eine Stunde in Fragen und Erzählungen hin. Marechal hielt eine ununterbrochene Lobrede auf Port=Royal; er ſagte dem Könige, das erſte Wort, das man mit ihm geſprochen habe, ſei geweſen, daß man gefragt habe, wie es mit der Geſundheit des Königs ſtehe, und das ſei wiederholt geſchehen; man bete nirgends ſo viel für ihn, wovon er in den Offizen des Chors Zeuge geweſen ſei. Er bewunderte die Liebe, die Geduld, die Bußübungen, welche er beobachtet habe; er fügte bei, nie ſei er in einem Hauſe geweſen,

deſſen Frömmigkeit und Heiligkeit ihm einen ſo großen Eindruck gemacht habe. Das Ende der Erzählung war ein Seufzer des Königs, welcher ſagte, es ſeien Heilige, welche man zu ſehr gedrückt, mit deren Unwiſſenheit in den Thatſachen und mit deren Eigenſinn man nicht genug Nachſicht gehabt habe, und in Betreff deren man viel zu weit gegangen ſei. — „Das war der gerade, natürliche Sinn, welcher ſich herausſtellte, durch die ungeſchminkte Erzählung eines noch unverdorbenen (neuf wohl à la cour) und neutralen Mannes, welcher ſagte, was er ſah, welchen der König nicht beargwohnen konnte und der daher alle Freiheit hatte zu ſprechen; aber der König, an die Gegenpartei verkauft, gab nur ihr Zutritt, und ſo wurde auch dieſer zufällige Eindruck der Wahrheit bald vernichtet."

So weit St. Simon. Wir entnehmen ihm wörtlich die Erzählung eines anderen, uns im allgemeinen ſchon bekannten, verhängnißvollen Vorfalls, welcher den König für immer unverſöhnlich gegen die Janſeniſten machte. —

„Pater Quesnel[1]), immer noch unter dieſem Namen bekannt, weil er lange Zeit im Oratorium geweſen war, war nach Arnaulds Tode Nachfolger dieſes großen Parteihauptes. Wie ſein Meiſter hielt er ſich verborgen, um gegen die Gewalten geſchützt zu ſein, welche durch alle Springfedern der Jeſuiten und ihrer Creaturen in Bewegung geſetzt waren. So zu ſagen im Beſitze des Gewiſſens der Könige von Frankreich und von Spanien (ſeit dieſes einem Bourbon zugefallen war; zu Spanien gehörte bekanntlich Belgien), achteten ſie die Conjunctur günſtig, um zu verſuchen, durch das Zuſammenwirken beider Könige ſich der Perſon des Pater Quesnel und aller ſeiner Papiere zu bemächtigen. Dieſer wurde verkauft, entdeckt und in Brüſſel den Tag vor Pfingſten 1703 feſtgenommen. Es genügt mir hier zu ſagen, daß er entfloh, indem er ein benachbartes Haus durchbrach und mitten durch tauſend Gefahren nach Holland entkam; aber ſeine Papiere wurden genommen, worin ſich eine Menge Waare fand, wovon die moliniſtiſche Partei großen Gebrauch zu machen wußte[2]). Man fand dabei Chiffern, eine Menge von Namen mit dem

1) Siehe Beilage LI.

2) Namentlich auch den Brief an den Grafen d'Avaux, welcher den König ſehr erbittern mußte.

Schlüſſel dazu [1]), und viele Briefe und Correſpondenzen. Ein Benedictiner von der Abtei Auvillé in der Champagne, welcher ſchon wegen der Lehre Ungelegenheiten gehabt hatte, fand ſich ſehr darein verwickelt. Man beſchloß, ihn feſtzunehmen und auf alle Papiere, die ſich im Kloſter fänden, die Hand zu legen. Der Mönch entfloh und nicht Ein Papier war in ſeiner Zelle; dafür würde man aber durch die reiche Ernte entſchädigt, welche man in der vollgepfropften Zelle des Unterpriors machte. Das Alles wurde nach Paris gebracht und genau unterſucht. Man fand darin eine genaue Correſpondenz zwiſchen Pater Quesnel und dieſem Geiſtlichen und eine ſehr große, auch durch ſeine Vermittlung zwiſchen dem nämlichen Pater Quesnel und dem Erzbiſchofe von Rheims."

„Das Schlimmſte war, daß man darunter von der Hand des Mönchs auch Concepte eines Buches fand, welches, erſt kürzlich in Holland gedruckt, die Monarchie ſehr mit der Tyrannei zuſammenwarf, und ſehr nach Republikanismus roch, ganz nach den Gedanken, welche der bekannte Richer, welcher Rom und den Jeſuiten ſo gehäſſig war, feierlich widerrufen, die er aber während der wüthenden Zeiten der Ligue durch den Druck verbreitet hatte. So wurde denn dieſer Mönch von Auvillé der Auctorſchaft dieſes eben gedruckten Buches gegen die Monarchie überwieſen. Mehr brauchte es nicht, um wenigſtens Pater Quesnel in Verdacht zu bringen, daß er derſelben Anſicht, der Erzbiſchof von Rheims [2]) aber, daß er wenigſtens der vertraute Mitwiſſer bei dieſem Werke ſei, wenn er nicht gar dieſelben Geſinnungen hegte."

„Man kann urtheilen, was für allen möglichen Gebrauch die Jeſuiten, ſeine Feinde, welche er immer ganz ungeſtraft mishandelt hatte, von einem ſo großen Vortheile zu machen wußten. Der König ergab ſich (entra dans une grande indignation) einer

1) Quesnel ſelbſt führt den Namen prieur de Fresne oder Rebek, ſein Neues Teſtament les quatre frères (zunächſt die vier Evangelien); Noailles heißt l'abbé de St. Bernhard, der König M. de St. Achiles.

2) Le=Tellier, Sohn des Miniſters, ſchon beim Abſchluſſe des Kirchenfriedens behülflich, ſtets ein Feind der Jeſuiten. Als er als Coadjutor nach Rheims kam, baten ihn die Jeſuiten um ſeine Protection; er ſagte, in Rheims könne er nichts für ſie thun, aber in ſeinem Bisthum in partibus ſtehe er ihnen zu Dienſt. Er und der Erzbiſchof von Rouen, Colbert, verfochten lange Jahre ihre Ordinariatsrechte, dabei auch janſeniſtiſche Kirchendisciplin und Moralgrundſätze gegen die Orden, beſonders gegen die Jeſuiten, verdammten aber Janſens Lehre. Ohnedies waren ſie zu reich und hoffärtig für die Janſeniſten.

großen Entrüſtung. Die Familie des Erzbiſchofs, welche ohnedies ſchon ganz im Credit und in der Achtung geſunken war, ſeit ſie das Miniſterium verloren hatte, und ſeine Freunde waren ſehr erſchreckt. Sie gaben dem Erzbiſchofe, der in Rheims war, Nachricht davon; ſtatt daß er gekommen wäre, um zu verſuchen ſich zu rechtfertigen, hielt ihn der Schrecken daſelbſt zurück. Sein Aufenthalt (in ſeiner Diöceſe) in einer ſolchen Conjunctur war ein weiterer Grund des Triumphs und eine Gelegenheit, ihm üble Dienſte zu leiſten, die ihn am Ende nöthigten (an den Hof) zurückzukehren. Er erhielt mit Mühe eine Audienz beim Könige, ſie war unangenehm; beim Ausgange davon war er noch übler mit ihm daran, als zuvor, und ſeine ſehr entſchiedene Ungnade währte, bis lange nachher ein Zufall ihn daraus zog."

Über das Benehmen der Janſeniſten bei dieſer Gelegenheit ſchreibt St. Simon (unter 1709): „Wie bei langwierigen Streitigkeiten, wenn die weltliche Macht dabei bis zur Verfolgung Partei nimmt, die Geiſter ſich erhitzen und gegenſeitig die Grenzen überſchreiten, ſo geſchah es auch, daß einige Janſeniſten heimlich einen, mehrere, ja die fünf ketzeriſchen Sätze, freilich in großem Geheimniß behauptet hatten. Dieſes Myſterium war durch Papiere, welche in der Abtei St. Thierry mit Beſchlag belegt worden waren, ans Licht gebracht worden. Die ganze janſeniſtiſche Partei erhob proteſtirend ein Geſchrei und erneuerte ihre Unterwerfung mit Herz und Geiſt unter die Verdammung der fünf Sätze, welche ſie ohne Schonung fünf Ketzereien nannte, und gegen die Ungerechtigkeit, daß man ihr die Ketzerei einiger verbrannten Köpfe zurechnen wollte, welche ſie vollkommen desavouirte und mit welchen ſie allen Verkehr und jede Gemeinſchaft abbrach [1])."

Die tiefe Erbitterung des Königs entlud ſich zunächſt noch nicht auf Port-Royal ſelbſt. Wir müſſen erſtaunen, welche Rückſicht und Schonung ein ſonſt ſo abſoluter Despot bei ſeinem unverſöhnlichen Zorn gegen dieſes Kloſter und gegen die öffentliche Meinung zeigte, welche beinahe noch ſeine einzige Stütze und die nicht ſo einzuſchüchtern war, wie der Pabſt. Die Erbitterung des

1) Und doch nennt St. Simon den ziemlich entſchiedenen Quesnel das Haupt der Partei! Gerberon, der ſich noch offener für die fünf Sätze ausſprach, war allerdings in der Minderheit. Über ihn ſiehe Beilage LII.

Königs, die tief glimmende Glut gab ſich jedoch in den folgenden Jahren, wie durch einzelne Funken, durch Ausbrüche gegen Port=Royal befreundete Perſonen kund.

Ob Troisville mehr Port=Royal ſchadete oder dieſes ihm, iſt ſchwer zu entſcheiden. Wir haben ihn ſchon bei Gelegenheit der Überſetzung des Neuen Teſtaments kennen gelernt. Zu dem Jahre 1704 bemerkt St. Simon: „Der König verweigerte ſeine Genehmigung, daß Troisville, welchen das Herkommen Treville ausſprechen läßt, Mitglied der franzöſiſchen Akademie würde, worein er gewählt war. Er antwortete, er billige es nicht, man ſolle einen Anderen wählen.“

„Troisville war ein Adeliger aus Bearn, von viel Geiſt und Beleſenheit, ſehr angenehm und ſehr galant. Er trat ſogleich mit vielem Glücke in der Welt auf, wo er von den Damen du plus haut parage von Geiſt und ſelbſt von den ruhmreichen ſehr geſucht und äußerſt gut aufgenommen wurde; auch war er mit ihnen lange mehr als ſehr gut. Der Krieg ſchlug ihm nicht ſo gut zu, als der Hof; die Strapazen paßten nicht für ſeine Trägheit, noch das Geräuſch der Waffen für die Delicateſſe ſeines Geſchmacks. Seine Tapferkeit wurde beanſtandet. Kurz er war bald eines Handwerks überdrüſſig, das er nicht für ſich gemacht fand. Er konnte über den Eindruck, den dieſes Benehmen machte, nicht Herr werden; er warf ſich in die Frömmigkeit, verabſchiedete den Hof und trennte ſich von der Welt. Das Genre der Frömmigkeit des berühmten Port=Royal war das unterrichteter Perſonen von Geiſt und gutem Geſchmack. Er wandte ſich daher nach dieſer Seite, zog ſich völlig zurück und dauerte mehrere Jahre in der Einſamkeit und in der großen Frömmigkeit aus.

Aber er war leicht und veränderlich. Die Abwechslung lockte ihn; er ging in ſeine Heimath [1]), kam in Zerſtreuungen; nach Paris zurückgekehrt gab er ſich ganz an gewiſſe Pflichten hin, um ſeine Schwachheit zu erleichtern, er fand ſich wieder fleißig bei den Toiletten ein, ſein Fuß gleitete, aus einem Frommen wurde er ein Philoſoph. Nach und nach ließ er ſich wieder darauf ein, ausgeſuchte Gaſtmahle zu geben, in Allem ſich durch einen ſchwer

1) Wovon man in Port=Royal Denjenigen, welche ſich der Einſamkeit entſchieden ergeben hatten, in der Regel weislich abrieth.

zu erreichenden Geſchmack auszuzeichnen, mit Einem Worte, er zog ſich den Verdacht zu, daß er gröblicher Weiſe Epikuräer geworden ſei. Seine alten Freunde in Port=Royal, ſehr beunruhigt durch dieſes Leben und die ſchönen Verſe, denen er ſich wieder gewidmet hatte, deren Delicateſſe und Galanterie charmant war, brachten ihne endlich wieder zu ſich und zu dem zurück, was er geweſen war."

„Aber er entwiſchte ihnen noch einmal und ſein Leben artete in eine Höhe und Tiefe von hoher Frömmigkeit, Weichlichkeit und Freiheit aus, welche ſich quartalweiſe ablöſten und wurde eine Art von Problem, ſo daß er, ohne den Geiſt, welcher ihn aufrecht hielt und geſucht machte, dadurch ganz entehrt und vollkommen lächerlich geworden wäre."

„Seine letzten Jahre waren mehr eine geregelte Bußübung und entſprachen beſſer den Anfängen ſeiner Frömmigkeit. Was er zu allen Zeiten davon bewahrte, war eine vollkommne Entfernung vom Hofe, dem er ſich nie mehr näherte, ſeit er ſich davon entfernt hatte, und eine feine Satyre über das, was dabei vorging, was ihm der König vielleicht noch weniger verzieh, als daß er Port=Royal anhing. Dies zog ihm auch die Verweigerung der königlichen Beſtätigung für die Akademie zu, welche ohnedies bei ſeiner ſo ausgeſprochenen großen Frömmigkeit für ihn unpaſſend war."

Er ſtarb 1708 unverheirathet in Paris.

Abgeſehen von dem Mangel an kriegeriſchem Muthe und ſeinem Geiſte von ſeltener Feinheit des Geſchmacks iſt Troisville ein Bild, welches den Wankelmuth mehrerer bedeutenden Perſonen charakteriſirt, welche wiederholt den Anlauf nahmen, ſich Port=Royals Strenge zu übergeben.

Wir glauben uns nicht zu täuſchen, indem wir auch den leidenſchaftlichen Ausbruch des königlichen Zorns über die Tochter Pomponnes (im Jahre 1707) theilweiſe auf Rechnung der Arnauld ſchreiben. Sie war als Gattin des Miniſters Torcy an der königlichen Tafel nach einigen Complimenten über der ſpäter angekommenen Herzogin von Duras geſeſſen. Der König wandte während der Tafel das zornglühende Auge beinahe nicht von ihr ab und ſprach beinahe kein Wort. Kaum war er nach der Tafel in dem Gemache der Frau von Maintenon angekommen, ſo ſagte

er zu ihr, er ſei ſoeben Zeuge einer unglaublichen Inſolenz geweſen, welche ihn in einen ſolchen Zorn gebracht habe, daß es ihm unmöglich geweſen ſei zu eſſen, und erzählte, was er mit den beiden Plätzen geſehen habe; ein ſolches Unterwinden wäre von einer Frau von Qualität, wenn auch von noch ſo hoher Geburt, unerträglich geweſen; aber bei einer petite bourgeoise, Tochter von Pomponne, die ſich Arnauld nenne, an einen Colbert verheirathet — er geſtehe, daß er zehnmal auf dem Punkte geweſen ſei, ſie von der Tafel zu entfernen. Er ermangelte nicht, dabei auf die Genealogie der Arnauld einzugehen. — Es war ihm dabei gewiß nicht blos um die hohe Würde der Herzoge zu thun, welche er, wie St. Simon bemerkt, ſeine ganze Regierung über abſichtlich erniedrigt hatte, ſondern auch der Name der Arnauld kränkte ihn. St. Simon erzählt [1]) weiter: „Als der Herzog von Orleans abreiſte, um das Commando der Armeen Philipps V zu übernehmen, fragte ihn der König, wen er mit ſich nach Spanien nehme. Der Herzog nannte ihm Fontpertuis. — Wie, mein Neffe, erwiderte der König, den Sohn der Närrin, die Arnauld überall nachgelaufen iſt, einen Janſeniſten? Je ne veux point de cela avec vous. — Meiner Treue, antwortete ihm der Herzog von Orleans, ich weiß nicht, was die Mutter gemacht hat; aber was den Sohn betrifft, er ein Janſeniſt! er glaubt nicht an Gott. — Iſt es möglich, erwiderte der König, und verſichern Sie mich deſſen? Wenn es ſo iſt, ſo iſt kein Fehler dabei, wenn er mitgeht; Sie können ihn mitnehmen."

„Sogleich nach der Tafel erzählte es mir der Herzog von Orleans und wollte vor Lachen berſten; er fand es ſo komiſch, daß er es nicht verſchweigen konnte. Man lachte bei Hof und in der Stadt viel darüber; die größten Freigeiſter wunderten ſich, bis zu welcher Verblendung die Jeſuiten und St. Sulpice führen konnten. Das Seltſamſte war, daß der König es dem Herzoge von Orleans nicht übel nahm, und daß er nie darüber mit ihm geſprochen, noch etwas zu verſtehen gegeben hat, und daß Fontpertuis den Herzog in beiden Feldzügen begleitete."

1) Folgendes entnehme ich der Ausgabe ſeiner Memoires von 1791, dem vierten Bande, Seite 153 u. f.

Die Jeſuiten und Port=Royal nach St. Simon.

Der König erſcheint auch in dieſer Sache nur als das glänzende Werkzeug; er war, wie St. Simon öfters ſagt, bombardé. Vor Allem waren es auch nach ihm die Jeſuiten, welche durch den König die Unterdrückung und Zerſtörung Port=Royals bezweckten und ausführten.

St. Simon leitet den Kampf zwiſchen Port=Royal und den Jeſuiten folgendermaßen ein: „Das unausſprechliche, unvergleichliche Myſterium der Gnade, eben ſo wenig im Bereiche unſeres Verſtändniſſes und unſerer Erklärung, als das der Trinität, iſt in der Kirche ein Stein des Anſtoßes geworden, ſeit das Syſtem St. Auguſtins über dieſes Myſterium beinahe mit ſeinem Erſcheinen auch Widerſprecher in den Prieſtern von Marſeille gefunden hat. St. Thomas, wie die erleuchtetſten Perſonen, hat es aufrecht erhalten, die Kirche hat es in ihren allgemeinen Concilien adoptirt, und insbeſondere die römiſche Kirche und die Päbſte. Allein ſo ehrwürdige Entſcheidungen, welche der wiederholten Verdammung der Lehre der Pelagianer und Semipelagianer ſo ſehr entſprachen, konnten eine fortlaufende Reihe von Sectirern der entgegenſtehenden Lehre nicht verhindern, welche nicht wagten, ſich offen hinzuſtellen, ſondern allerlei Geſtalten annahmen, um ſich, nach Weiſe der Halbarrianer, zu verbergen.“

„In den letzten Zeiten wagten die Jeſuiten, als Herren über die Höfe durch den Beichtſtuhl beinahe aller Könige und katholiſchen Souveräne, beinahe über das ganze Publicum durch den Unterricht der Jugend, durch ihre Talente und ihre Kunſt; die Jeſuiten, Rom nothwendig, um ſeine Anſprüche auf die weltliche Macht der Souveräne, auf die Monarchie über das Geiſtliche, auf Vernichtung des Epiſkopats und der allgemeinen Concilien (in die Geiſter) einzuſchwärzen; die Jeſuiten, welche durch ihre Macht und ihre Reichthümer, die ſie alle zu ihren Planen anwendeten, furchtbar geworden waren, auctoriſirt durch ihr Wiſſen in allen Fächern, durch alle möglichen Künſte ſich einzuſchmeicheln, liebenswürdig durch eine Leichtigkeit und eine Tournure, welche man noch nie im Beichtſtuhle begegnet hatte, von Rom begünſtigt wegen eines ihrer Geſellſchaft eigenthümlichen vierten Gelübdes gegen den Pabſt, und geeigneter als irgend ein Anderer, ſeine höchſte

Gewalt auszudehnen, überdies empfehlenswerth durch die Härte eines ganz dem Studium und der Vertheidigung der Kirche gegen die Ketzer geweihten Lebens, durch die Heiligkeit ihrer Stiftung und ihrer erſten Väter; ſchrecklich endlich durch die raffinirteſte, tiefſte Politik, welche unvergleichlich erhaben war über jede andere Rückſicht, als die ihrer Herrſchaft, unterſtützt durch eine Regierung, deren Seele die Monarchie, die Auctorität, die Grade, die verſchiedenſten Triebfedern, das Geheimniß, die Uniformität in den Anſichten und die große Mannigfaltigkeit der Mittel ſind — die Jeſuiten, ſage ich, nach verſchiedenen Verſuchen und insbeſondere nachdem ſie die (theologiſchen) Schulen jenſeits der Alpen unterjocht und die dieſſeits entnervt hatten, wagten durch ein Buch ihres Pater Molina eine Lehre über die Gnade aufzuſtellen, welche dem Syſteme St. Auguſtins, St. Thomas, aller Väter, der allgemeinen Concilien, der Päbſte, der römiſchen Kirche ganz entgegengeſetzt war, welche, mehrmals bereit dieſe Lehre der Jeſuiten zu verdammen, immer die Ausführung hinausgeſchoben hat. Die Kirche von Frankreich insbeſondere erhob ſich gegen dieſe angenehmen Neuerungen, welche durch die Erleichterung der Seligkeit und durch den Stolz des menſchlichen Geiſtes ſo große Eroberungen machten."

„Die Jeſuiten, im Gedränge über eine ſo ſchwierige Defenſive, fanden ein Mittel, Zwietracht in die Schulen Frankreichs auszuſäen, und durch tauſend Wendungen ihrer Geſchmeidigkeit, der Politik und offenen Gewalt, endlich durch die Unterſtützung des Hofs, der Sache eine andere Geſtalt zu geben, eine Ketzerei zu erfinden, welche weder Urheber, noch Sectirer hatte, und ſie einem Buche Janſens zuzuſchreiben, welcher als Biſchof von Ypern, im Schoos der Kirche und in Verehrung geſtorben war. So erreichten ſie ihren Zweck, aus der Defenſive in die Offenſive zu kommen, und ihre Gegner aus Anklägern zu Angeklagten zu machen. Daher kam der Name Moliniſt und Janſeniſt, welcher die beiden Parteien unterſcheidet, daher die großen, langen Debatten in Rom über dieſe ideale Ketzerei, welche von den Jeſuiten gezeugt, oder vielmehr erfunden war, um den Gegnern Molinas den Boden unter den Füßen wegzunehmen."

De la Tour, General des Oratoriums, Beichtiger der hohen Welt nach den Grundſätzen Port-Royals.

Aus St. Simon lernen wir nun hauptſächlich, wie die Jeſuiten das Netz ihres Beichtſtuhls über alle dem Hofe angehörigen Perſonen auszubreiten wußten. Seitdem die Einſiedler von Port-Royal vertrieben waren, ſeit Singlin geſtorben war, Sacy ſich in die Einſamkeit zurückgezogen hatte, war keiner unter den Männern von Port-Royal mehr als Beichtvater bei Perſonen hohen Ranges wirkſam. Dieſes Erbe ging auf das Oratorium über, welches nach etwas gemäßigteren, im Grunde aber doch nach denſelben Grundſätzen im Beichtſtuhle wirkte. Beſonders erregte der General dieſer Congregation, de la Tour, dadurch den Neid der Jeſuiten.

De la Tour war von gutem Adel und früher Page bei Mademoiſelle geweſen. „Er war, ſchreibt St. Simon, ein großer, ſchöner Mann, von angenehmem Geſicht, aber impoſant, ſehr bekannt durch ſeinen geſchmeidigen, aber feſten Geiſt, gewandt, aber kräftig in ſeinen Predigten und in ſeiner Beichtleitung. Er zeichnete ſich ſehr durch ſeine Weisheit, durch ſeine Gabe zu leiten und zu regieren aus; es wurde auf ihn mit einer geſpannten Aufmerkſamkeit gelauert, welcher nichts entging, ohne daß er je einen falſchen Schritt gethan hätte. Der König, welcher von den Jeſuiten und von St. Sülpice vorgeſchoben, von ganzem Herzen Streit mit ihm ſuchte, ſprach ſich öfters lebhaft ärgerlich, aber mit Bewunderung über die Weisheit des Mannes aus und geſtand, ſo lange er ihn auch ausſpionire, habe er doch keinen Fehler an ihm finden können. Seine Unterhaltung war heiter, oft witzig, anziehend, aber ohne daß er ſeinen Charakter verleugnet hätte. Kurz er war ein impoſanter Mann, welcher der größten Achtung genoß [1]). Er galt, wie die Meiſten ſeiner Congregation, für einen Janſeniſten, das heißt, für gewiſſenhaft in ſeiner Regel, fleißig im Studium, ſtreng in der Asceſe, gehaßt von St. Sül-

1) Mit Beziehung auf die Bulle Unigenitus ſchreibt St. Simon weiter: Dennoch betrog ihn ſeine Einſicht am Ende, und wir werden ihn ſpäter in eine ſchreckliche Grube fallen ſehen, worein ſeine Auctorität, indem er ein großes Übel zu vermeiden hoffte, den Cardinal Noailles und den Kanzler Dagueſſeau mit hineinzog, was böſe Folgen hatte.

pice und den Jeſuiten, und deshalb gar nicht mit ihnen verbunden, beneidet von den Einen in ihrer Unwiſſenheit, von den Anderen aus Eiferſucht, daß ihnen die Leitung ſo weniger Collegien und Seminarien übergeben war, und über die große Zahl ihrer Freunde und ausgezeichneten Männer, welche ſie ihnen vorzogen.

Die Nichte der Frau von Maintenon, Frau von Quailus, war vom Hofe verbannt worden, beſonders wegen ihres Verhältniſſes mit dem Herzoge von Villeroy. „Sie hatte, ſchreibt St. Simon, ſich dieſe Verbannung zu Nutz gemacht; ſie war ehrlich zu Gott zurückgekehrt und hatte ſich in die Hände de la Tours übergeben. Seitdem theilten ſich beſtändiges Gebet und gute Werke in all ihre Zeit, und ließen ihr keine übrig für irgend eine Geſellſchaft, das Faſten war ihre gewöhnliche Übung; von der Offiz des Gründonnerſtags bis zu Ende deren am ſtillen Samſtag entfernte ſie ſich nicht aus St. Sülpice. Dabei war ſie heiter, aber mit Maß, ſah nur noch, und dazu ſelten, Perſonen von großer Frömmigkeit. Gott goß ſo viele Gnaden über ſie aus, daß dieſe ſo weltliche Dame, welche ſo dazu geſchaffen war, die Vergnügungen der Welt zu genießen und deren Freude zu ſein, in dieſer langen Zeit nur bedauerte, daß ſie die Welt nicht früher verlaſſen hatte; ſie hatte nie einen Augenblick Langeweile oder Überdruß in einem ſo harten, einförmigen Leben, welches nur eine ununterbrochene Kette von Gebeten und Bußübungen war.“

Eine ſo glückliche Lage wurde — um von höheren Perſonen zu ſchweigen — durch die Unwiſſenheit und den närriſchen Eifer ihrer Tante geſtört; dieſe meldete ihr, der König könne es ſich nicht länger gefallen laſſen, daß ſie unter der ſeelſorgeriſchen Leitung von de la Tour ſtehe; er ſei ein Janſeniſt, der ſie ins Verderben ſtürze; es gebe in Paris noch andere gelehrte, fromme Perſonen, deren Geſinnungen nicht verdächtig ſeien; man laſſe ihr die Wahl unter dieſen Allen, man verlange zu ihrem Beſten und um ihrer Seligkeit willen dieſe Gefälligkeit von ihr; ſie könne dem König dieſen Gehorſam nicht verweigern; ſie ſei arm ſeit dem Tode ihres Mannes; wenn ſie ſich gutwillig dieſem Willen gemäß bezeige, werde ihre Penſion von 6000 Livres auf 10,000 erhöht werden. — Frau von Quailus entſchloß ſich mit Mühe; die Furcht vor Plakereien vermochte mehr über ſie, als die Verſprechungen. So gab ſie denn de la Tour auf, nahm einen Beichtvater nach dem

Wunſche des Hofs und war bald nicht mehr dieſelbe; das Gebet machte ihr Langeweile, ſie wurde der guten Werke überdrüſſig, die Einſamkeit wurde ihr unerträglich. Da ſie ihre Anmuth des Geiſtes unverſehrt behalten hatte, fand ſie leicht angenehmere Geſellſchaften, worin ſie bald die alte Rolle ſpielte. Sie knüpfte mit dem Herzoge von Villeroy wieder an. Es zeigte ſich aber bald, daß in den Augen des Königs und der Frau von Maintenon dieſe Inconvenienz als nichts erſchien, im Vergleich mit der, daß ſie unter der Leitung eines Janſeniſten ein frommes Leben führte."

Die Jeſuiten glaubten ſich in ſicherem Beſitze des Prinzen Condé; er war bei ihnen erzogen und hatte ihnen ſeinen einzigen Sohn ins Collegium gegeben; beſonders auf ſeinem geliebten Chantilly lebte er nur in ihrer Geſellſchaft. Allein in ſeiner letzten Krankheit ließ er einige Monate lang de la Tour täglich heimlich zu ſich kommen und berief ihn dann öffentlich. Seinen officiellen Beichtvater, einen ungebildeten Jeſuiten, Rector in Rouen, hatte er jährlich an Oſtern mit Extrapoſt kommen laſſen. Als dieſer jetzt im Poſtwagen zu ihm reiſte, weigerte er ihm den Zutritt und die Bezahlung der Reiſe. Das war für die Jeſuiten „eine blutige Beſchimpfung."

Dabei zeigte ſich, wie wahr der erſte Präſident Harlay geſprochen hatte, indem er zu den Jeſuiten geſagt hatte: „Meine Väter, es iſt ein Vergnügen mit Ihnen zu leben"; und ſofort hatte er ſich zu den Oratorianern gewandt: „Und ein Glück, meine Väter, mit Ihnen zu ſterben."

Die Beichtväter des Königs: de La-Chaiſe.

Der König nöthigte die königlichen Prinzen ſelbſt im Mannesalter von ihm, in der Regel ſeinen Beichtvater anzunehmen. Und wir wenden uns nun zu den beiden furchtbaren Männern, welche, unter dem Namen der Ehre Gottes, des Wohls der Kirche, der Ketzerei, durch ihr Werkzeug, den König, ſo viel Blut und Thränen mit kaltem Herzen und feſter Hand, ohne vor einem Mittel zu erſchrecken, vergoſſen haben.

Den erſten derſelben, Pater de La-Chaiſe, finden wir über Erwarten human. Zweiunddreißig Jahre regulirte er das Gewiſſen des Königs; zehn Jahre vor dem Widerrufe des Edicts

von Nantes war er in ſeine Würde getreten. „Er war, ſchreibt St. Simon, Petit=Neveu des Beichtvaters von Heinrich IV, des Jeſuiten Cotton. Er war Profeſſor, Rector, Provinzial geweſen. Das Oſterfeſt verurſachte ihm mehr als einmal politiſche Krankheiten, während ſich der König an die Monteſpan gehängt hatte. Einmal ſchickte er ihm den Pater Dechamps[1]) ſtatt ſeiner, welcher Muth genug hatte, dem Könige die Abſolution zu verweigern."

„Der Pater de La=Chaiſe war ein mittelmäßiger Kopf, aber von einem guten Charakter, billig, gerade, verſtändig, klug, ſanft und gemäßigt, ein großer Feind der Angeberei, der Gewaltthätigkeit und Alles deſſen, was Aufſehen machte. Er hatte Ehre, Redlichkeit, Humanität, Güte; er war leutſelig, artig, beſcheiden, ſelbſt ehrerbietig. Er und ſein Bruder (capitaine de la porte) haben immer öffentlich eine markirte Erkenntlichkeit, ja beinahe eine Art von Abhängigkeit gegen die Villeroy (die Marſchälle Villeroy waren Neffen der de La=Chaiſe) beibehalten; er war, obgleich ſehr anhänglich, an ſeine Familie[2]), in jeder Beziehung uneigennützig; er that ſich auf den Adel etwas zu Gute und begünſtigte ihn ſo viel möglich. Er war ſorgfältig in den Wahlen für den Epiſkopat[3]), beſonders für die großen Stellen und glücklich darin, ſo lange er allen Credit darin hatte. Wenn er getäuſcht worden war, ſah er es ohne Widerſtreben ein, er glühte, das Übel wieder gut zu machen, wozu der Betrug ihn veranlaßt hatte. Indeß hatte er ein gutes Urtheil und Vorſicht, er war ein guter Menſch und guter Mönch, ein ſtarker Jeſuite, aber ohne Wuth und ohne knechtiſches Weſen; er kannte ſie beſſer als er merken ließ und war unter ihnen wie einer von ihnen. Nie wollte er Port=Royal bis zur Zerſtörung

1) Dieſer war zu ſeiner Zeit ſehr bekannt als Provinzial von Paris. Der große Condé ſchenkte ihm in den letzten Lebensjahren ſein ganzes Vertrauen.

2) Sie waren ihrer zwölf Geſchwiſter.

3) Dieſes erklärt ſich aus dem unmittelbar Vorangehenden. St. Simon iſt ein guter Ariſtokrat. Daher wohl zum Theil ſeine Abneigung gegen St. Sülpice, welches meiſt Leute aus dem niederen Volk für den Klerus abrichtete, die eben ſo ultramontan waren, als die ariſtokratiſchen Jeſuiten. Der gute Bürgerſtand, durch Port=Royal und das Oratorium vertreten, war, zum Theil aus evangeliſcher, zum Theil aus politiſcher Geſinnung, anti=römiſch. Die adeligen Hofbiſchöfe waren nicht minder kriechend, als die aus der Hefe des Volkes; ſie mögen dabei die Form etwas mehr beobachtet haben.

treiben, noch ſich in etwas gegen den Cardinal Noailles einlaſſen, ob dieſer gleich Alles erlangt hatte, ohne daß de La-Chaiſe daran Theil genommen hätte. Der cas de conscience und Alles, was gegen jenen gethan wurde, geſchah ohne ſeine Theilnahme. Auch in die chineſiſchen Angelegenheiten wollte er ſich nicht zu weit einlaſſen, begünſtigte aber den Erzbiſchof von Cambrai ſo viel möglich. Er hatte immer das N. Teſtament von P. Quesnel auf ſeinem Tiſche, welches ſeitdem ſo erſchrecklichen Lärmen machte, und wenn man ſich wegen des Verfaſſers verwunderte, daß ihm dieſes Buch ſo vertraut war, antwortete er, er liebe das Gute und Rechte, wo er es finde, er kenne kein vortrefflicheres Buch, keines, das reichere Belehrung gebe; er finde Alles darin, und da er jeden Tag wenig Zeit habe, Andachtsbücher zu leſen, ziehe er dieſes jedem anderen vor."

Der König wollte ihm den Abſchied nicht geben, als ſeine Geiſteskräfte ſchon halb erloſchen waren; er ließ ſich den Cadaver noch bringen, um mit ihm die gewohnten Geſchäfte abzumachen." Bei der Todesnachricht ſagte der König zu den Oberen des Ordens laut vor den Hofleuten: „Er war ſo gut, daß ich es ihm manchmal vorwarf; er antwortete mir aber: Ich bin nicht gut, ſondern Sie ſind hart." Die Zuhörer konnten nicht umhin, bei dieſen Worten die Augen niederzuſchlagen.

St. Simon erzählt uns: „Marechal, der erſte Wundarzt des Königs, welcher ſein Vertrauen hatte, ein gerader, durchaus wahrhaftiger Mann, erzählte der Frau von St. Simon und mir eine merkwürdige Anekdote, welche verdient, nicht vergeſſen zu werden. Er ſagte uns alſo, der König habe im Inneren ſeines Cabinets, indem er mit Bedauern von dem Verluſte des ihm ſo ergebenen P. de La-Chaiſe geſprochen, ihm einen großen Beweis ſeiner Ergebenheit erzählt: Wenige Jahre vor ſeinem Tode habe de La-Chaiſe ihm geſagt, er fühle, daß er alt werde, es könne vielleicht ſchneller, als er denke, der Fall eintreten, daß der König einen anderen Beichtvater wählen müßte; allein die Anhänglichkeit an ſeine Perſon beſtimme ihn, den König dringend zu bitten, denſelben aus ſeiner Compagnie zu nehmen; er kenne die Jeſuiten, ſie verdienen bei weitem nicht, was gegen ſie geſagt und geſchrieben worden ſei, aber kurz, er habe ihm wiederholt, er kenne ſie, die Anhänglichkeit an des Königs Perſon und an ſeine Erhaltung

vermöge ihn, den König zu beſchwören, daß er ihm dieſe Bitte gewähre; dieſe ſehr ausgedehnte Compagnie ſei aus gar verſchiedenen Leuten und Geiſtern zuſammengeſetzt, für welche man nicht einſtehen könne, man ſolle ſie nicht in Verzweiflung bringen und ſich ſo einem Zufalle ausſetzen, wofür er ſelbſt ihm nicht gut ſtehen könne; ein böſer Streich ſei bald gethan und nicht ohne Beiſpiel. Marechal war bei der Erzählung des Königs erblaßt und hatte ſeine Verwirrung ſo gut wie möglich verborgen.“

„Dieſe Rückſicht allein, fährt St. Simon fort, machte, daß Heinrich IV die Jeſuiten zurückrief und ſie mit Gütern überhäufte. Der König war nicht über Heinrich IV erhaben; er vergaß den Fingerzeig von de La=Chaiſe nicht und ließ es nicht darauf ankommen, die Rache der Compagnie durch die Wahl eines Beichtvaters außerhalb ihr zu wagen. Er wollte leben und zwar in Sicherheit.“

Der König gab zwei Herzogen, die nichts davon verſtanden, dem Pfarrer von St. Sulpice, einem guten Schwachkopfe, und dem Biſchofe von Chartres den Auftrag, ihm einen neuen Beichtvater unter den Jeſuiten zu verſchaffen; Maintenon hatte die Hand dabei ſtark im Spiele, die Jeſuiten arbeiteten aus allen Kräften auf P. Tellier hin; ſo wurde er Beichtvater des Königs, obgleich dieſer ihn nicht gekannt hatte.

Pater Tellier.

Pater Tellier, ſchreibt St. Simon, war durch alle Stufen der Compagnie hindurchgegangen, er war Lehrer, Theologe, Rector, Provinzial, Schriftſteller. Er war mit der Vertheidigung des Confutius=Cultus und der chineſiſchen Ceremonien beauftragt worden, er hatte dieſen Streit zu dem ſeinigen gemacht und ein Buch geſchrieben [1]), welches ihm und den Seinigen beinahe ſeltſame Geſchichten in Rom zugezogen hätte, und das nur vermöge ſtarker Intriguen und Credits in Rom blos in den Index geſetzt wurde. Nicht minder glühend war er in Betreff des Molinismus, zum Umſturz jeder anderen Schule, daß alle Genoſſen ſeiner Compagnie in den neuen Dogmen und auf den Trümmern der

1) Die apologie des nouveaux Chrétiens; Arnauld war in der morale pratique ſehr dagegen aufgetreten und hatte ihn ſo perſönlich gegen Port=Royal erbittert.

entgegenſtehenden, welche von jeher in der Kirche angenommen und gelehrt worden waren, feſt gegründet wären. In dieſen Principien aufgeſäugt, in alle Geheimniſſe ſeiner Geſellſchaft in Betracht ſeines ihr wohlbekannten Charakters zugelaſſen, hatte er ſeit ſeinem Eintritt nur von dieſen Fragen und von der inneren Geſchichte ihres Fortſchrittes gelebt, von dem Verlangen dieſes Ziel zu erreichen und von der Überzeugung, daß zu dieſem Zweck jedes Unternehmen erlaubt ſei. Harten Sinnes, eigenſinnig, ohne Unterlaß fleißig, ohne Geſchmack für irgend etwas Anderes, ein Feind jeder Verſchwendung, jeder Geſellſchaft, jedes Vergnügens, unfähig ſelbſt mit ſeinen eigenen Ordensgenoſſen eines zu genießen, machte er ſich aus Keinem etwas, als je nach dem Maß der Übereinſtimmung ſeiner Leidenſchaft mit der, welche ihn ganz in Anſpruch nahm. Dieſe Sache in allen ihren Verzweigungen war ihm die allerperſönlichſte geworden und ſo ſehr ſeine einzige Angelegenheit, daß er nur für ſie ſann und arbeitete, aber für ſie auch unermüdlich. Jede Schonung, jede Mäßigung darin war ihm durchaus gehäſſig; er ließ ſie nur zu, wenn er gezwungen war oder um deſto ſicherer zu ſeinem Ziel zu kommen. Alles von dieſer Art, was nicht dieſen Grund hatte, war in ſeinen Augen ein Verbrechen und unwürdige Schwäche."

„Sein Leben war aus Geſchmack und Gewohnheit hart[1]), er kannte nur eine angeſtrengte, ununterbrochene Arbeit; er verlangte ein Gleiches von Anderen ohne irgend eine Rückſicht und begriff nicht, daß man welche haben müſſe. Sein Kopf und ſeine Geſundheit waren eiſern, ſein Benehmen desgleichen, ſein Naturel grauſam und wild. Ein Ausbund der Maximen und der Politik ſeiner Geſellſchaft, ſo weit die Härte ſeines Charakters ſich dazu herbeilaſſen konnte, war er von Grund aus falſch, betrügeriſch, unter tauſend Falten und Gegenfalten verborgen, verlangte er Alles, wenn er ſich zeigen und furchtbar machen konnte, während er nichts gab und über ſeine noch ſo ausdrücklich gegebenen Verſprechungen ſpottete, wenn es ihm nicht paßte, ſie zu halten und mit Wuth Diejenigen verſpottete, denen er ſie gegeben hatte. Das war ein ſchrecklicher Mann, der nichts Geringeres in Schild führte, als Zerſtörung, verborgen und offen, und der, zur Auctorität gelangt, ſich nicht mehr verſtellte."

1) Er war der Sohn eines Pächters in Nieder=Bretagne.

„In dieſer Verfaſſung, unnahbar ſelbſt für die Jeſuiten, vier oder fünf von derſelben Härtung ausgenommen, wurde er der Schrecken der Anderen; und ſelbſt dieſe vier oder fünf nahten ſich ihm nur zitternd und wagten ihm nur mit großer Mäßigung zu widerſprechen, indem ſie ihm zeigten, daß er durch ſeine Vorſchläge ſich von ſeinem Gegenſtand entferne, welche die despotiſche Herrſchaft ſeiner Geſellſchaft, ihrer Dogmen, Maximen und die radicale Zerſtörung nicht blos Deſſen war, was ihr entgegenſtand, ſondern auch alles Deſſen, was nicht bis zur blinden Übergabe ihr unterworfen wäre. Das Wunderbare an dieſer nie auch nur einen Augenblick durch irgend etwas unterbrochenen Wuth iſt, daß er nie irgend etwas für ſich ſelbſt beantragte, daß er weder Verwandte, noch Freunde hatte, daß er zum Übelthun geboren war, ohne daß ihn irgend ein Vergnügen, Andere zu verpflichten, rührte, daß er aus der Hefe des Volkes war und es nicht geheim hielt; gewaltthätig, daß er ſelbſt den klügſten, ja den meiſten und glühendſten Jeſuiten bange machte, im Schrecken, er möchte ſie ſtürzen und das nächſtemal ihre Ausſtoßung herbeiführen."

„Sein Äußeres verſprach auch nicht weniger und hielt vollkommen Wort; er hätte im Winkel eines Waldes bange gemacht. Seine Phyſiognomie war finſter, falſch, ſchrecklich; ſeine Augen glühend, boshaft, äußerſt ſchief; man war betroffen, indem man ihn ſah."

„Bei dieſem genauen, getreuen Bilde eines Mannes, welcher Leib und Seele ſeiner Compagnie geweiht hatte, der keine andere Nahrung hatte, als ihre tiefſten Myſterien, welcher keinen anderen Gott kannte, als ſie, welcher ſein Leben in dieſes Studium verſunken zugebracht hatte, bei ſeinem Naturell und ſeiner Abſtammung, kann man nicht darüber erſtaunen, daß er in allem Anderen täppiſch und unwiſſend, bis zum Sich=ertappen=laſſen, war, anmaßend, unverſchämt, leidenſchaftlich, weder die Welt, noch Maß, noch Grade, noch Rückſichten, noch irgend etwas kannte und daß ihm alle Mittel zu Erreichung ſeiner Zwecke gut waren. Er hatte ſich in Rom in den Maximen und der Politik ſeiner Geſellſchaft vollends ausgebildet, welche ſich durch die Glut ſeines Naturells und ſeine Unbeugſamkeit genöthigt geſehen hatte, ihn ſchleunigſt nach Frankreich zu ſchicken, als die Verſetzung ſeines Buchs in den Index in Rom Aufſehen machte. Er hatte beim Könige alle Ge=

berden, um nicht zu ſagen die heuchleriſchen Affenfratzen, eines Mannes gemacht, welcher dieſe Stelle fürchtete und der ſich nur durch den Gehorſam gegen ſeine Compagnie dazu zwingen ließe."

„Ich habe mich, ſchließt St. Simon, über dieſen neuen Beichtvater verbreitet, weil von ihm die unglaublichen Stürme ausgingen, unter welchen die Kirche, der Staat, die Wiſſenſchaft, die Gelehrſamkeit und ſo viele rechtſchaffene Leute von allen Arten noch bis auf den heutigen Tag ſeufzen und weil ich eine unmittelbarere, ſpeciellere Kenntniß dieſer ſchrecklichen Perſönlichkeit hatte, als irgend Jemand bei Hof" [1]).

Das war alſo der Mann, welcher dem zertretenen, dem König längſt gehäſſig gemachten Port-Royal den letzten Dolchſtich geben ſollte; hier haben wir den Schlüſſel zu der unbarmherzigen Verfolgung, welche ſelbſt keine Schonung gegen die Todten anwandelte.

St. Simon ſchildert uns in dieſen beiden Männern, von denen der mildere die Zurücknahme des Edicts von Nantes heiſchte, die beiden Seiten des Jeſuitenthums, die adelige devotion aisée, und den zu kalter Zerſtörungswuth raffinirten Pöbelfanatismus. Nur müſſen wir bemerken, daß die vortreffliche Pragmatik an ein Paar Zahlen anläuft. Den 20. Mai 1708 verlangte der König vom Pabſt, Port-Royal ſolle nicht nur überhaupt aufgehoben, ſondern „als Neſt der Ketzerei" aufgehoben werden. De La-Chaiſe ſtirbt erſt am 20. Januar 1709; alſo paßt die Angabe, er hätte es mit Port-Royal nicht aufs Äußerſte treiben wollen, nicht ganz. Die letzten Abſcheulichkeiten mögen allerdings mit Recht auf die Rechnung von Tellier geſchrieben ſein. Aber de La-Chaiſe verdient nicht ſo als Engel des Lichts neben ihm zu ſtehen. — Was mochte St. Simon zu ſo parteiiſcher Vertheilung von Lob und Tadel vermocht haben? — Außer perſönlicher Neigung und Abneigung gewiß hauptſächlich, daß de La-Chaiſe von Adel, Tellier von niedriger Abkunft war; daher unſer ariſtokratiſcher Geſchichtſchreiber zum voraus geneigt war, in ſeiner Naturanlage mehr Neigung zu gemeiner Schlechtigkeit vorauszuſetzen.

In der Gallerie der Feinde Port-Royals, welche die letzten Steine auf die erſterbende Gemeinde warfen, darf Frau von Main-

1) Tellier wollte den Herzog zum Vertrauten und Genoſſen ſeiner Plane annehmen.

tenon nicht fehlen, noch ihr Anhang. St. Simon ſagt, „ihre antijanſeniſtiſche Krankheit“ habe ſich durch nichts zerſtreuen laſſen. Auch ſie glaubte wohl durch Unterdrückung dieſer Ketzerei und ihres Herds, wie durch Zertretung der Reformirten, Gott einen Dienſt zu thun und ſchmeichelte zugleich ihren perſönlichen Eiferſüchteleien. Unter Anderen war die Gräfin Grammont, die Pflegetochter von Port-Royal, in der Hochachtung und Verehrung des Königs nicht zu verdrängen; das nahe Port-Royal, ob ihm gleich die Erziehung von Kindern und Jungfrauen verboten war, warf einen Schatten auf St. Cyr.

Auch auf de La-Chaiſe war ſie eiferſüchtig in hohem Grade, weil er beim König Alles bei Beſetzung der geiſtlichen Stellen vermochte. Er war immer vollkommen unabhängig von ihr und hatte keinen Verkehr mit ihr; ihr Haß kam zum Theil auch daher, daß de La-Chaiſe gegen die Veröffentlichung der Ehe des Königs mit ihr war, wagte aber nie ihm die Zähne zu zeigen, weil ſie des Königs Geſinnung gegen ihn kannte.

Frau von Maintenon ſuchte dem Könige zwei Männer nahe zu bringen, um ihnen und ſomit ſich ſelbſt einen Theil des Einfluſſes in die kirchlichen Angelegenheiten zu erwerben, welchen der Jeſuite ungetheilt ſeit den letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren des Epiſkopats von Harlai beſaß. — Der eine war Godet, Biſchof von Chartres, einer der erſten Zöglinge von St. Sulpice, ihr Vertrauter und Beichtvater, Beichtvater von St. Cyr, deſſen erſte Einrichtung, deſſen Geſetze er hauptſächlich feſtſtellte. Deshalb ſprachen mit ihm die Biſchöfe auch: plaît-il maitre. Er war ein entſchiedener Gegner ſeines Mitſchülers in St. Sulpice, Fenelon; ob er gleich auf dieſe Weiſe mit zwei Hauptfeinden Port-Royals ſehr verfeindet war, ſo iſt in ihm doch die Feindſeligkeit von St. Sulpice, die ſchon deſſen Stifter Olier vor einem halben Jahrhundert gegen Port-Royal erwieſen hatte, perſonificirt.

Noailles, Erzbiſchof von Paris.

Der Andere war der bekannte Noailles, welchen der König bisher wenig gekannt hatte und den er 1695 zum Erzbisthum Paris erhob. Es wird als etwas Beſonderes erwähnt, daß er in ſeiner Diöceſe war, als ihn der König aus ſeinem Bisthum Chalons berief. Er iſt für uns um ſo wichtiger, als er der unmittel-

bare Obere von Port=Royal war und ohne ihn demſelben nicht konnte zu nahe getreten werden. Die Nonnen ſchrieben ihm, indem ſie ihn als ihren neuen Vater beglückwünſchten, es wäre ihm gewiß ſehr rühmlich, wenn er ihnen würde, was Gott einſt dem Propheten Jeremia gebot, er ſolle in der Mitte Judas eine feſte Stadt, eine eiſerne Säule ſein, eine eherne Mauer; damit wir, wenn wir am Tage unſerer Betrübniß überfallen werden, nicht mit einem anderen Propheten ſprechen müſſen, es habe ſich Niemand gefunden, uns zu helfen.

Noailles, von einer namhaften Familie, mit welcher Maintenon zugleich ihre Nichte verheirathete, war einer der frömmſten Prälaten der gallikaniſchen Kirche; er hatte die Abſicht, zwiſchen den Klippen des Jeſuitismus, des Myſticismus, welchen auch er in Fenelon verdammte, und der fünf Sätze hindurch nach dem Polarſtern des Evangeliums zu ſteuern. Aber ſowohl Klarheit des Verſtandes, als Feſtigkeit des Charakters gingen ihm ab.

Noailles hatte das Neue Teſtament mit Anmerkungen von Quesnel in ſeiner erſten Diöceſe, Chalons, ſehr verbreitet vorgefunden; ſein Port=Royal ſo befreundeter Vorfahr Vialart hatte Quesnels Erklärung der vier Evangelien 1671 ſeinen Diöceſanen dringend empfohlen. Noailles, darum angegangen, erneute und beſtätigte dieſe Empfehlung, er nannte die Erklärung (23. Juni 1695) eine ſalbungsreiche, klare Sammlung des Schönſten und Ergreifendſten, was die Kirchenväter geſchrieben haben. Den Geiſtlichen könne ſie ſtatt einer Bibliothek dienen, um ſie mit einer ausgezeichneten Wiſſenſchaft Chriſti zu erfüllen. Er hatte die Dedication des Buchs angenommen.

Kaum war er ein Jahr Erzbiſchof von Paris, ſo verdammte er die exposition de la foi, touchant la grace et la prédestination von Barcos. Er gab dabei eine Anleitung, wie den Kindern ſchon mit dem Katechismus die Lehre von der Gnade und Liebe Gottes ſolle beigebracht werden. Wir können nichts zu unſerer Seligkeit thun ohne die Gnade Chriſti; Gott verlangt aber nichts Unmögliches, er heißt uns thun, was wir können, bitten, was wir nicht können, daß er uns zum Können helfe. So viel wir auch Kraft in uns ſpüren, unſere Zuſtimmung zu der Gnade, ſelbſt zur wirkſamſten, zu verweigern, ſo lehrt uns doch der Glaube, daß Gott allmächtig ſei und daß er aus und durch unſeren Willen

thun kann, was er will. Am Schluß heißt es: „Wir werden uns ſo ſtark, als unſere Pflicht verlangt, Allen widerſetzen, welche die Verwegenheit haben ſollten, die fünf Sätze zu erneuern und direct oder indirect gegen die Conſtitutionen der Päbſte zu reden oder zu ſchreiben, wir werden aber auch nicht dulden, daß Leute ohne Autorität und ohne Liebe ſich unterwinden, über den Glauben ihrer Brüder zu urtheilen und auf leichten Verdacht hin ihren guten Namen zu verunglimpfen.“

Gerberon konnte ſich nicht enthalten, Anmerkungen gegen dieſe erzbiſchöfliche Ordonnanz zu ſchreiben. In Beziehung auf die oben gegebenen Worte von Noailles ſagt er: „Es iſt mir, als hörte ich die Stimme eines Hirten, welcher mit der Liebe eines Vaters zu ſeinen Kindern unterrichtet, während ich in der Verdammung des Buchs nur die Vorurtheile und den Eigenſinn eines Fremden ſehe, deſſen Stimme ich nicht kenne, dem ich nicht folgen kann, ohne zu verirren.“ Quesnel ſprach ſich in einem Briefe an Noailles tadelnd über dieſe Anmerkungen aus.

Im Januar 1699 erſchien das Problême ecclésiastique à qui l'on doit croire de M. Louis Antoine de Noailles, evêque de Châlons en 1695, ou de M. Louis Antoine de Noailles, archevêque de Paris en 1696. Darin wurde durch zahlreiche Parallelen unleugbar nachgewieſen, daß in der 1696 von Noailles verdammten exposition de la foi durchaus nur dieſelben Lehren enthalten ſeien, wie in den Anmerkungen von Quesnel zum N. Teſtament.

„Das war der erſte Stoß, welcher Noailles gegeben wurde,“ ſchreibt St. Simon. — Das Buch machte ungemeines Aufſehen; es war beinahe unmöglich darauf zu antworten. Es wurde ſogleich durch die gens du Roi im Parlament angezeigt; der General=Advocat ſagte, das Publicum verlange durch ihren Mund, daß man die ſtrafbare Zügelloſigkeit dämpfe, womit man ſeit einiger Zeit Schriften, welche Injurien gegen die biſchöfliche Würde enthalten, und aufrühreriſche Libelle liſtig ausſtreue, in der Abſicht, den Hirten und die Herde zu trennen, jenen zu verrufen, dieſe aufzuregen, dieſe Bande der Achtung, des Vertrauens zu löſen. Man ſchicke dieſe Libelle in verſiegelten Paketen aus, und ſie werden von ſchwachen, voreingenommenen, übelwollenden Leuten begierig geleſen. — Die Schrift wurde verurtheilt, vor der Hauptthüre der pariſer Kathe=

drale zerriſſen und verbrannt zu werden, was ſchon am fünften Tage nach ihrem Erſcheinen geſchah.

Aber wer hatte das Buch geſchrieben? fragte Jedermann; Jedermann wollte auf Einen rathen. Ein Jeſuite, Pater de Souatre, welcher von den Jeſuiten gewöhnlich zur Verbreitung ihrer Schriften im nördlichen Frankreich gebraucht wurde, hatte den Druck in Brüſſel beſorgt; das geſtehen die Jeſuiten ſelbſt. Die janſeniſtiſche Flugſchrift solution de divers problêmes deutete als auf den Verfaſſer, auf ihren Pater Daniel, der ſich aber anbot, eidlich zu erhärten, daß er keine der zwei in Parallele geſtellten Schriften geleſen habe.

St. Simon ſchreibt: „Der Erzbiſchof zweifelte nicht, daß dieſer Stoß von den Jeſuiten komme; ſeine Lehre war von der ihrigen ſehr verſchieden und er war nie gut mit ihnen geweſen; er war ohne ſie Erzbiſchof von Paris geworden; alle ſeine Verbindungen mit Prälaten und Geiſtlichen ſtanden den ihrigen entgegen. Die (eben ſchwebende) Angelegenheit des Erzbiſchofs von Cambrai war ein neuer Grund der Trennung für ſie, und ein um ſo empfindlicherer, als die Jeſuiten dieſe Saite nicht anzurühren wagten, welche ſie beinahe ins Verderben geſtürzt hatte. Das war mehr als genug für den Erzbiſchof, um überzeugt zu ſein, daß dieſes Buch aus ihrer Fabrik gekommen ſei. Sie mochten öffentlich und privatim ſo viel proteſtiren, als ſie wollten, und ihm perſönlich das Gegentheil erklären und wie ſehr es ihnen Leid thue, daß er dieſe Meinung von ihnen habe, ſie wurden kalt angehört, wie Leute, welche nicht überzeugten, gegen welche man ſich aber den Schein geben wollte, als glaubte man ihnen. Die Jeſuiten, gegen welche ſich Alles erhob, hatten die Schmach von der ſchimpflichen Verbrennung und vergaben es dem Erzbiſchof nie.“

„Nach ziemlich langer Zeit ließ ihn der bloße Zufall den wahren Verfaſſer des Problems auffinden, und zwar mit ſolchen Beweiſen, daß der überführte Verfaſſer es nicht mehr leugnen konnte. Er war nicht weit, malen er im erzbiſchöflichen Pallaſt wohnte. Es war ein Doctor von viel Geiſt, von großer Gelehrſamkeit, welcher immer als ſehr rechtſchaffener Mann gelebt hatte. Er hieß Boileau (verſchieden von dem Freund von Bontems, welcher oft vor dem Könige predigte, wie von dem berühmten Dichter und Verfaſſer der Geißler).“

„Der Erzbiſchof von Paris, welcher ſich rechtſchaffene und möglichſt aufgeklärte Leute zu verbinden ſuchte, damit ſie ihn in der hohen Stelle unterſtützten, welche einzunehmen man ihn genöthigt hatte, hatte dieſen Boileau zu ſich genommen und behandelte ihn mit allen Rückſichten und allem Vertrauen, welche er ſeinem eigenen Bruder hätte zeigen können, und unterhielt ihn auf ſeine Koſten. Boileau war ein ſcheuer Menſch, welcher ſich in ſeiner Kammer verrammelte und nur Denen öffnete, welche das Signal hatten, ihm mit einer gewiſſen Anzahl von Schlägen anzupochen und dazu nur zu beſtimmten Stunden. Er ging aus dieſem Verſteck nur, um in die Kirche oder zum Erzbiſchof zu gehen, arbeitete im Stillen, lebte als ganz einſamer Büßer, führte eine ſchöne, ſtarke, beredte Feder, ſchrieb mit Zuſammenhang und ſehr treffend. Wer hätte geglaubt, daß das „Problem" aus dieſer Feder käme? — Der Erzbiſchof war äußerſt ergriffen davon. Man kann leicht urtheilen, daß der Doctor zur Stunde ſeine Wohnung veränderte, und daß es dem Erzbiſchof nicht ſchwer gefallen wäre, zu machen, daß er für den Reſt ſeiner Tage eingeſchloſſen würde. Er faßte den entgegengeſetzten, eines großen Biſchofs durchaus würdigen Entſchluß. Wenige Tage darauf wurde ein Kanonicat von St. Honore vacant, welche Stellen ſehr gut ſind. Er gab es ihm. Boileau, der nicht zu leben hatte, nahm es an und entehrte ſich vollends. — Er war nicht zufrieden geweſen, daß der Erzbiſchof nicht den Schild für die Janſeniſten erhob und daß er nicht ſeinen ganzen Einfluß daran ſetzte, Alles zu thun, was ſie gewollt hätten. Das brachte ihn dazu, dieſes Buch zu ſchreiben, worüber die Jeſuiten gehörig zu triumphiren wußten."

So ganz ausgemacht ſcheint indeß die Autorſchaft des Janſeniſten nicht zu ſein, ſelbſt nach dem Ton, den die Jeſuiten in der Sache annehmen. Zwar hat Gerberon[1]), der rückſichtsloſeſte Jan=

1) Er machte überhaupt mancherlei Sprünge. Er war zu ehrlich, zu ſehr auf das Recht, der eigenen Überzeugung zu folgen, erpicht, um zu einer mittleren Stelle in einer Partei zu paſſen. Ein Brief vom 19. December 1700 ſoll von ihm ſein, worin es heißt: Wenn Quesnel ſich mit Wohlgefallen als das Haupt einer neuen Bande anſieht, ſo würde es Diejenigen, welche die Wahrheit aufrichtiger zu lieben glauben und denen Gott einige Erkenntniß gegeben hat, ſehr hart ankommen, ſich darein einſchreiben zu laſſen und ſie ſind gar nicht geneigt, ſich ſeinen Anſichten und Befehlen zu unterwerfen.

ſeniſt, durch einen Dialog den Jeſuiten die Autorſchaft abgeſprochen; wahrſcheinlich aber, weil er ein ſo gut geſchriebenes Buch nicht auf ihre Rechnung geſetzt wiſſen wollte. Die Jeſuiten haben verſucht, den Druck des „Problem" durch einen der Ihrigen ſo zu erklären, daß mit ihm dabei ein Spiel geſpielt worden wäre, wie den Janſeniſten mit der Schelmerei von Douai. Der Verfaſſer ſei ein Janſeniſt, deſſen Partei den Jeſuiten getäuſcht habe, ſo daß er durch den Druck im Auftrag ſeiner Compagnie zu handeln geglaubt habe. So würde die Schuld am Ende ſich beinahe zu gleichen Theilen vertheilen, die ſchwere Schuld, dem Erzbiſchof die Wahrheit öffentlich geſagt zu haben.

Das Ganze giebt auf jeden Fall einen traurigen Begriff von der Unterdrückung und dadurch nothwendigen Entartung der Geiſter, welche dann wieder als Beweis für die Nothwendigkeit der Knechtung der Geiſter aufgeſtellt wird[1]).

Noailles, in ſeinem Beſtreben, nur dem ſchlichten Evangelium zu folgen, zerfiel immer mehr mit den Janſeniſten ſowohl als mit den Jeſuiten.

Hören wir die auch ſonſt für uns lehrreiche Erzählung St. Simons: „Das Jahr 1705 war das der großen Klerus-Verſammlung. Cardinal Noailles (Cardinal ſeit 1699), welcher dabei präſidirte, glaubte ſie benützen zu müſſen, um darin verſchiedene Punkte der Moral und Disciplin reguliren zu laſſen, obgleich dieſe Verſammlungen nur die Beſtimmung haben, für die zeitlichen Angelegenheiten des Klerus zu ſorgen[2]); obgleich die Deputirten in ihren Procurationen von den Committenten keine andern Gegenſtände mitbringen und der Hof ſelbſt gewöhnlich gegen Alles wachſam iſt, was vorgebracht werden könnte, wenn es nicht den zeitlichen Gegenſtand der Verſammlungen beträfe."

„Dieſes Project des Cardinals kam nicht blos von ihm allein. Er hätte ſich indeß zum voraus mit einigen der hauptſächlichſten Prälaten, welche der Verſammlung anwohnen würden, verſtändigen

1) Wir müſſen hier den unmittelbar darauf folgenden cas de conscience, womit die Geſchichte des Janſenismus im 18. Jahrhundert ſich eröffnet, übergehen, weil er die Zerſtörung Port-Royals unmittelbar mit ſich führte. — St. Simon verwechſelt ihn mit dem problème.

2) Ähnliches hatte der Biſchof von Alet den noch weniger berufenen Hofbiſchöfen und den Ausſchreiben ihrer improviſirten Verſammlungen entgegengehalten. Gelegentlich ſuchte indeß jede Anſicht davon Gebrauch zu machen.

und über die Art, es artikelweiſe vorzulegen und nach und nach durchgehen zu laſſen, verſtändigen ſollen. Dadurch machte er ſich beſonders den Erzbiſchof von Arles zum Gegner, welcher fand, daß ihm Noailles nicht genug Conſideration zolle. — Die Jeſuiten, immer geſpannt auf den Cardinal und auf Alles, was ihre Lehre und Disciplin betraf, durchſchauten dieſen Plan, da ſich im Geheimniß ſelbſt ein falſcher Bruder fand, welcher ihnen denſelben mittheilte, wie er in der Verſammlung vorgelegt werden ſollte. Pater de La=Chaiſe ſprach davon mit dem König, welcher damals den Cardinal ſehr liebte, und ſich ſo gegen die Anzeige ſeines Beichtvaters erhob, daß La=Chaiſe als weiſer, verſtändiger Mann kurzweg ſchwieg, ſicher nur um ſo beſſer darauf zurück zu kommen."

„Wirklich, kaum war die Verſammlung eröffnet, wurde ihm ſchon von Punkt zu Punkt Anzeige gemacht. La=Chaiſe zeigte dem König zum voraus jeden Vorſchlag an, der gemacht werden ſollte und dann auch an demſelben Tage gemacht wurde. Der König ſprach davon mit Cardinal Noailles, welcher darum nicht innehielt, entſchloſſen zu thun, was er für gut hielt, um welchen Preis es nun auch ſei. Die Jeſuiten, außer ſich, daß der Verrath, der am Cardinal begangen worden war, ihnen ſo wenig Nutzen brachte, indem er in der Verſammlung in Betreff der Moral und der Disciplin immer voranſchritt, machten dem König durch P. de La=Chaiſe warm und verurſachten dem Cardinal alle möglichen Widerwärtigkeiten. So trat denn der Cardinal aus dieſer Verſammlung ſehr übel ſtehend mit dem König, welcher gegen ihn den ſtärkſten Verdacht des Janſenismus faßte."

„Auf dieſe Weiſe wurde der Cardinal Noailles in eine Art von innerer Ungnade verwickelt, welche, obſchon ſie nicht ins Äußere heraustrat und nichts in ſeinen wöchentlichen Audienzen beim König änderte, um nichts weniger ſchmerzlich und beengend war. Die Familie, welcher ſein Credit und ſeine Stellung ſo viel Glanz und Mittel gaben, war darüber betrübt. Frau von Maintenon, über welche die Jeſuiten keinen Einfluß hatten, war es nicht weniger. Es gab keinen Ausweg, die Ausſöhnung des Königs mit ihm zu vermitteln, als irgend einen eclatanten Schlag gegen die Janſeniſten! Aber woher einen nehmen? Der Cardinal wollte vor Allem die gute Moral und Disciplin erhalten und ſeine Freunde nicht aufopfern. Indeß wurde von Maintenon und von ſeiner Familie

ohne Unterlaß in ihn gedrungen, etwas in dieſem Stück zu thun, und er ſelbſt fühlte die Nothwendigkeit, ſelbſt zum geiſtigen Nutzen, da man ihn als einen Stein des Anſtoßes dafür gemacht hatte.“

„Zu Anfang des Jahres 1706 (?) war Pater Quesnel in den ſpaniſchen Niederlanden, wo Ludwig XIV alle Gewalt hatte, ſcharf verfolgt worden. Es war ein Wunder, daß er aus Brüſſel entwiſchen und ſich nach Holland zurückziehen konnte. In Paris kamen und gingen Leute, die von ihm abgeſchickt waren. Man erfuhr es, man machte dem Cardinal Noailles die Anzeige, daß dieſe Leute mit Le-Charmel in Verkehr ſtünden. Er glaubte, ſie ſeien mit irgend einem Werk gegen ihn beſchäftigt; der Ärger über das „Problem“ erwachte wieder. Er wurde gegen Le-Charmel durch Leute aufgereizt, die es bemerkten und welche darauf für den Einen Übles, und Verdunklung des guten Namens für den Anderen hofften. Sie überredeten ihn, Le-Charmel verberge dieſe Boten in ſeinem Hauſe; man ſtellte Spionen aus, die es beſtätigten und dieſe Berichte erbitterten den Cardinal vollends. Man muß dabei geſtehen, daß in Rückſicht auf den Janſenismus Niemand ſo unbeſonnen war als Le-Charmel. Er machte ihn zu ſeiner Religion. Nie konnte man ihn in dieſem Punkt eines Beſſeren überzeugen. Kein Tag verging, ohne daß ſein Benehmen darin ſeine Freunde zittern gemacht hätte.“

„Noailles erklärte dem König, Le-Charmel ſei ein Janſeniſt und Unruheſtifter, welcher in den Häuſern herumlaufe, den Kopf hoch trage und die Leute zum Janſenismus ermuntere; er habe zu P. de La-Tour, dem General des Oratoriums geſagt, da er nun an der Spitze der Partie ſtehe, ſei Alles verloren, wenn er nachgebe. Kurz er ſei ein Menſch, der von Paris ausgewieſen werden müſſe. Sogleich wurde Le-Charmel durch eine Lettre-de-Cachet nach ſeinem Landhauſe bei Chateau-Thierry verbannt.“

„Es iſt unbegreiflich, fügt St. Simon zur Charakteriſtik unſeres Janſeniſten hinzu, mit wie viel Demuth und Sanftmuth dieſer von Natur ungeſtüme Mann ſeine Lettre-de-Cachet und ſeinen Wächter[1]), der ihn nicht aus dem Auge laſſen ſollte, empfing

1) Ein Offizier der Marechauſſee, welcher dafür ſorgen ſollte, daß er binnen 24 Stunden abreiſe und ſogleich dem König über Alles Bericht zu erſtatten hatte, was er geſehen oder gehört habe. — Wenn wir in Betracht nehmen, daß die Ketzereien als ſtaatsgefährliche Lehren galten, werden wir

und mit welcher Pünktlichkeit er gehorchte. Ich verſuchte verſchiedene Mittel, ſeine Zurückberufung auszuwirken, aber die Erbitterung war zu groß. Le-Charmel hätte wohl ſeine Freiheit wieder erlangen mögen, aber er wollte in nichts dazu beitragen, überzeugt, daß er ſich getreulich unter der Hand Gottes in einer nicht ſelbſterwählten Buße zu halten habe, in einem thätlichen Verzeihen gegen Diejenigen, welche ihn hieher confinirt hatten und in tiefem Frieden. Der Herzog von Lothringen[1]) erbot ſich, ſich für ihn beim Könige zu verwenden. Er dankte ihm dafür und bat, ihn in dem Stande zu laſſen, worein ihn Gott verſetzt habe und worin er noch ſein langes übriges Leben blieb." — Der König wurde ſpäter noch härter gegen ihn. — Dieſes ſo motivirte Benehmen des Erzbiſchofs gegen Le-Charmel iſt für uns um ſo lehrreicher, als es uns ganz den Schlüſſel zu ſeiner Handreichung bei Zerſtörung Port-Royals giebt.

„Tellier[2]) ſuchte nun zu gleicher Zeit den Cardinal Noailles, dem die Compagnie ſchon das nicht verzeihen konnte, daß er ebenſowohl den Cardinalshut, als früher ſein Biſthum und dann ſein Erzbisthum ohne alle Mithülfe von ihrer Seite erhalten hatte, — mit dem König und mit den Janſeniſten zu entzweien und durch ſeine Hand Port-Royal zu zerſtören." Dazu benützte er einen älteren Vorfall; allerlei Intereſſen waren ohnedies geſchäftig, vor Allem die Hoffnung dieſes Kloſter zu beerben.

Eine wichtige Gewiſſensfrage.

Was Harlai, der Erzbiſchof, nicht hatte vollbringen können, das verſuchte unter verſchiedenen Vorwänden ſeine Schweſter, die Äbtiſſin des pariſer Port-Royal. Zumal als ein königliches Geſetz es geiſtlichen Corporationen erleichterte, veräußerte Güter wieder an ſich zu ziehen, wollte ſie unter dieſem Titel alle Güter des

die Strafen Ludwigs nicht beſonders hart finden, im Vergleich mit denen mancher anderen Zeit und manches anderen Landes. Die Depravirung des Landes durch Feilheit, Liederlichkeit von oben herab, durch die Komödie, die mit Kirche und Parlament geſpielt wurde, war gewiß ungleich ſchädlicher.

1) Ein Sohn von Le-Charmels Schweſter war Beauveau, welcher unter dem Namen Craon durch ſein Weib, die Maitreſſe des Herzogs, Millionen gewann. Die Prinzeſſin von Orleans ſpricht in ihren Briefen mit großer Bitterkeit von dem Weibsbild. Le-Charmel wollte gewiß ſchon darum dieſe Vermittelung nicht.

2) Nach Obigem alſo offenbar de La-Chaiſe.

früheren, ungetrennten Port-Royal in ihrer Hand vereinigen; allein ſie wurde endlich doch abgewieſen. Es mußte ein neuer Anſtoß kommen, die getreuen Nonnen mußten von neuem in die janſeniſtiſchen Streitigkeiten verwickelt werden. Dieſes geſchah durch den ſogenannten cas de conscience [1])."

Es hatte ſich immer mehr eine, namentlich von Tillemont misbilligte Anſicht unter den Anhängern der Lehre Auguſtins und Janſens eingeſchlichen, man könne das Formular, worin doch die Verdammung der fünf Sätze als Janſens Lehre ausgeſprochen war, unterzeichnen, ohne Janſens Lehre für ketzeriſch zu erklären. Denn es ſei ja allgemein anerkannt, daß der Pabſt für Entſcheidungen über Thatſachen nur ehrerbietiges Stillſchweigen, nicht Glauben verlangen könne, wie für Entſcheidungen über Glaubensſachen. Dieſe Anſicht war längſt eine Ausflucht Vieler geweſen. Allein jetzt wurde dieſe Ausflucht eigentlich das Loſungswort einer Partei. Man behauptete, Arnauld ſei dieſer Anſicht nicht abgeneigt geweſen. Wohl auf die Meiſten hätte man den Vers anwenden können, welchen Racine bei Gelegenheit der königlichen Erklärung von 1664 gemacht hatte:

Contre Jansénius j'ai la plume à la main;
Je suis prêt à signer tout ce qu'on me demande.
Qu'il soit hérétique ou Romain,
Je veux conserver ma prébende.

Eudiſton in Cherbourg machten einem Geiſtlichen Vorwürfe, der einem anderen Geiſtlichen abſolvirt hatte, obgleich dieſer der gemeldeten Anſicht war. Die beiden Geiſtlichen wandten ſich durch Euſtace, Beichtvater von Port-Royal, an Doctoren der Sorbonne; vierzig derſelben unterzeichneten die Erklärung, daß obige Ausflucht erlaubt ſei [2]). Aber nur einer derſelben, Petit-Pied, blieb bei ſeiner

1) Von 1702 bis 1711 wurden die acht Bände der histoire du cas de conscience in 12. gedruckt. Der Jeſuite Colonia gab dagegen ſeine bibliothèque janséniste heraus.

2) Der durch den Druck 1702 veröffentlichte Aufſatz war überſchrieben: Cas de conscience proposé par un confesseur de province, touchant un ecclésiastique qui est sous sa conduite.

Der Beichtprieſter ſagt darin, er habe den Geiſtlichen im Verdacht des Janſenismus. Als er dieſen näher befragt habe, habe er verſichert, er verdamme die von den Päbſten verdammten fünf Sätze lauter und ohne Reſtriction in allen Bedeutungen, welche die Kirche verdammt hat und ſelbſt in dem Sinne Janſens (bedeutet wohl: auch bei Janſen, wenn ſie bei dieſem ſein); er habe

Erklärung und flüchtete ſpäter in die Niederlande. Er ſoll im Auslande dem Cardinal von Bouillon verſichert haben, daß die fatale Frage auf Antrieb von Noailles aufgeworfen worden ſei; wenigſtens ſollen mehrere der Doctoren ihn um Rath gefragt haben, ehe ſie die Geſinnung des beanſtandeten Janſeniſten billigten, und er ſelbſt ſoll die Anſicht unter der Bedingung gebilligt haben, daß er nicht compromittirt werde; Noailles ſah aber die Verdammung ihres Gutachtens durch den Pabſt nicht ſobald voraus, als er es auch verdammte, und ſich den Anſchein gab, als wäre ſein Mandement durch den Pabſt beſtätigt worden. — Dû Vaucel hatte ganz Recht, wenn das Gutachten wäre öffentlich anerkannt worden, wäre die ganze janſeniſche Ketzerei in Rauch aufgegangen.

Port=Royal allein nimmt die Bulle nicht an.

Ungeſchickter Weiſe nämlich wurde dieſes Gutachten 1701 in Aix gedruckt. Die Jeſuiten wurden damals beſonders von der

das Formular unterzeichnet. Aber er geſteht, er habe nicht denſelben Glauben für das Factum wie für die Glaubensnorm, es genüge in Betreff des Factums, eine Unterwürfigkeit des Reſpects und des Stillſchweigens für die Entſcheidung der Kirche zu haben. — Ich habe, fährt der Beichtprieſter fort, andere Fragen über die Lehre an ihn gemacht, und er hat mir geantwortet, die Prädeſtination ſei gratuita, die Gnade wirkſam, nach St. Auguſtin; es gebe jedoch innere Gnaden, welche eine wahre Möglichkeit geben, die Gebote Gottes zu erfüllen, ob ſie gleich, wegen des Widerſtands des Willens, nicht ihren ganzen Erfolg haben. Er glaubt, man ſei verpflichtet, Gott über Alles zu lieben, er iſt damit einverſtanden, daß die Kirche nichts darüber entſchieden hat, ob die attritio genüge oder nicht; er ſagt, man müſſe ſich an die heilige Jungfrau, als an eine mächtige „Advocatie" wenden, welche Alles, was ſie von Gott für uns bittet, erlangen kann, er glaube aber nicht an ihre unbefleckte Empfängniß, er hüte ſich aber ſehr, etwas gegen die entgegengeſetzte Meinung zu ſagen; er glaube, daß wer der Meſſe mit dem Willen und Liebe zur Todſünde, ohne irgend eine Regung der Buße anwohne, damit eine neue Sünde begehe. Er fügt bei, er glaube mit ruhigem Gewiſſen das Buch gegen das häufige Communiciren, die Briefe St. Cyrans, die Moral von Grenoble, das Rituale von Alet, die Conferenzen von Luçon und ſogar die in Mons gedruckte Überſetzung des N. Teſtaments leſen zu können, da die meiſten dieſer Bücher in Frankreich mit Approbation und Privilegien gedruckt ſeien. Vierzig Doctoren der Sorbonne erklärten dem Beichtprieſter, daß er auf dieſes Bekenntniß hin dem Geiſtlichen die Abſolution geben könne. Als Alles durch den Druck veröffentlicht war, verdammte Noailles durch eine Ordonnanz vom 22. Februar 1703 das Gutachten der Doctoren, indem er darin beſonders die ſonſt den Jeſuiten aufgebürdete restrictio mentalis und Unwahrhaftigkeit tadelt. Auch die Univerſitäten Löwen und Douai ſprachen, noch vor dem Pabſte, die Verdammung aus. Jedoch bezog ſich dieſe Verdammung nur auf den erſten Punkt des Bedenkens, auf die Unterſchrift des Formulars mit restrictio mentalis rückſichtlich des Factums von Janſen.

Sorbonne wegen ihrer Theilnahme an chineſiſchen Ceremonien, welche ſie für bürgerliche, ihre Feinde für götzendieneriſche anſahen, ſehr angefochten. Sie zeigten bei dieſer Gelegenheit, daß ſie den Pabſt für gar nicht untrüglich in Thatſachen und ſich nicht für verpflichtet hielten ihm unbedingt zu gehorchen, wie ſie bei Verdammung der 65 Sätze der ſchlaffen Moral die Ausflucht gebraucht hatten, wohl in Sachen des Dogmas, nicht der Moral, ſei der Pabſt untrüglich. Deſto gelegener kam ihnen dieſe Sache, um die Aufmerkſamkeit wenigſtens zu theilen. Beſonders war ſpäter Tellier, welcher in dieſer Sache perſönlich äußerſt compromittirt war, ſehr darauf bedacht. Auch war wirklich für die Jeſuiten mit der Verdammung der fünf Sätze wenig gewonnen, ſo lange durch dieſe Ausflucht viele ihnen feindſelige Geiſtliche und Lehrer in ihren Ämtern blieben.

Es fanden ſich 19 franzöſiſche Biſchöfe, welche die Entſcheidung der 40 Doctoren verdammten; der Biſchof von Chartres, Godet, wußte durch Maintenon dem König die Gefahr vorzuſtellen. Die Janſeniſten ſollten zu fühlen bekommen, was für Früchte die eben mit dem Schwert betriebene Ausbreitung des bourboniſchen Stammes ihnen tragen ſollte. Der Kronprätendent von Spanien, Philipp V, verband mit den Wünſchen Ludwigs die ſeinigen, um den Pabſt zu einem entſcheidenden Schlag gegen die Janſeniſten und gegen ihre neue Ausflucht zu vermögen. So erſchien nun am 15. Juli 1705 die bekannte Bulle Vineam Domini Sabaoth. Darin wird behauptet, auch Clemens IX habe beim Kirchenfrieden ausdrücklich keine Ausnahme und Reſtriction von den Entſcheidungen ſeiner Vorgänger geſtattet. Die obige Entſcheidung über den cas de conscience, daß man durch die Unterſchrift des Formulars ſich zu keinem „inneren Glauben“ an die Entſcheidung über die Thatſache verpflichte, wird ein den apoſtoliſchen Stuhl ſehr injurirendes Attentat genannt. „Es leuchtet ein, wie abſurd und verderblich für die Seelen der Gläubigen dieſe Behauptung iſt, weil man unter dem Schleier dieſer täuſchenden Lehre den Irrthum nicht aufgiebt, ſondern nur verbirgt; man bedeckt die Wunde, ſtatt ſie zu heilen; ſtatt der Kirche zu gehorchen, treibt man ſein Spiel mit ihr; endlich öffnet man den Kindern des Ungehorſams eine breite Bahn, um durch Stillſchweigen die Ketzerei zu hegen, indem man ſich weigert, innerlich die Lehre zu

verwerfen und von Herzen zu verdammen, welche der apoſtoliſche Stuhl verdammt hat und welche die allgemeine Kirche verabſcheut; als wäre es — trotz der Worte der Schrift, welche gebietet, man ſolle die Wahrheit ſagen, wie man ſie im Herzen trägt und ſeinen Nächſten nicht durch Eide betrügen — den Sectirern dieſes Irrthums erlaubt, die Kirche ſelbſt durch einen Eid zu betrügen und mit der Vorſorge des apoſtoliſchen Stuhls ihren Spott zu treiben, indem ſie ſich der beſtimmten Ausdrücke des Formulars bedienen, um zu ſagen, was die Kirche ſagt, ohne zu denken, was ſie denkt." — Es werde dadurch nicht blos die chriſtliche Aufrichtigkeit, ſondern auch die natürliche Ehrlichkeit verletzt.

Der Pabſt erklärt ſofort ſeine Abſicht, durch dieſe Bulle „gegen dieſe tödtliche Krankheit, welche mit jedem Tage, wie der Krebs, mehr um ſich greife, ein wirkſames Arzneimittel anzuwenden, damit dieſe verdorbenen Menſchen nicht fortfahren, den Frieden der katholiſchen Kirche ungeſtraft zu ſtören und die Einfältigen und die Kleinen durch falſche Lehre zu täuſchen." Daher erklärt die Bulle ausdrücklich, „daß man keineswegs dem Gehorſam, welchen man den früheren apoſtoliſchen Conſtitutionen ſchuldig iſt, durchaus genügt durch das achtungsvolle Stillſchweigen, ſondern daß alle Chriſtgläubigen als häretiſch zu verdammen und zu verwerfen haben, und zwar nicht blos mit dem Munde, ſondern auch mit dem Herzen, den Sinn des Buchs von Janſen, welcher in den fünf Sätzen verdammt iſt und welchen ihre eigenen Ausdrücke unmittelbar geben; ferner daß man das Formular in einem anderen Gedanken, Geiſt oder Geſinnung nicht auf erlaubte Weiſe unterſchreiben kann."

Der Pabſt entſchied damit allerdings nicht unmittelbar das Princip, ob er in Entſcheidung von Thatſachen unfehlbar ſei oder nicht. Er erklärte — freilich unter anderen Verhältniſſen — dem Geſandten des Regenten 1716: „Ich hatte höhere Gründe, den dringenden Bitten einiger franzöſiſcher Biſchöfe nicht nachzugeben, welche wollten, ich ſollte über die Unfehlbarkeit der Kirche in Thatſachen einen Spruch thun. Wir hatten in unſere Bulle einige Worte geſetzt, welche Veranlaſſung geben konnten zu glauben, daß wir dieſe Anſicht unterſtützen, aber drei Tage vor der Publication inſpirirte uns der h. Geiſt, ſie wegzunehmen." — Darum können wir aber doch nicht mit den Janſeniſten übereinſtimmen, daß das Licht, welches dieſe Bulle brachte, den Männern beider Parteien

als tiefe Finſterniß habe erſcheinen müſſen[1]), daß die Frage über die Untrüglichkeit der Kirche dadurch nicht gelöſt worden ſei. Denn die Janſeniſten, überhaupt keine Partei hatte das Recht, der Kurie eine Frage zur Beantwortung vorzulegen. Der Pabſt entſchied thatſächlich in der Sache des Janſenismus, er umging den Principienſtreit, er wollte nur Denjenigen, welche von der römiſch-katholiſchen Lehre über Sünde und Gnade abwichen, es unmöglich machen, Prieſter oder Kloſterleute in der römiſchen Kirche zu bleiben. Im Nothfall blieb dem Pabſt immer noch die von Marca geöffnete Hinterthüre offen, daß die fünf Sätze in Janſen ſeien, ſei eine augenſcheinliche, offenkundige Sache.

Der General-Advocat Portail, welcher die Beſtätigung der Bulle vom Parlament verlangte und erhielt, ſprach: „Sie verdammt das zweideutige Myſterium eines blos äußeren Gehorſams, welcher bei Vielen unehrlich iſt und weder das Herz zu rühren noch den Geiſt zu unterwerfen weiß, geeigneter das Übel zuzudecken als es zu zerſtören. Er giebt ſich den Anſchein, das Gift zu verbergen, nur um es bei günſtigeren Gelegenheiten zu verbreiten. Er läßt den Gehorſam gegen die ausgeſprochenen Orakel der Kirche nur darin beſtehen, daß man nicht öffentlich den Wahrheiten zu widerſprechen wage, welche insgeheim zu tadeln man ſich vorbehält.“

Was der Pabſt verſchwiegen hatte, das ergänzten die eifrigen antijanſeniſtiſchen Biſchöfe durch die Mandements, womit ſie die Publication der Bulle begleiteten, wogegen die Kurie gewiß nichts einzuwenden hatte. — Die Klerus-Verſammlung nahm die Bulle zu Kenntniß, was Noailles eine feierliche Annahme durch den corps des pasteurs nannte. Daß er von ſeiner Annahme der Bulle und von der Bekräftigung derſelben durch die Erklärungen der Biſchöfe (und zwar par voie de jugement) ſprach, mochte in Rom wenig gefallen. Er vergab dem Epiſkopat die Mitwirkung bei Beſtimmung von Glaubensſachen nicht; daher war er von

1) So ſchreibt ſelbſt St. Simon: Rom gab auf Andringen der Jeſuiten eine zweideutige Bulle gegen den Janſenismus, welche die Sache aber nur obenhin berührte und ſchlau abgefaßt war, damit die dem Kirchenfrieden Anhängenden ohne ihn zu verletzen dieſe ohnedies unnütze Conſtitution annehmen könnten. Die Moliniſten waren darüber betrübt, daß ſie nur ein ſo ſchwaches Werkzeug hatten erhalten können, welches nur die fünf Sätze, ſonſt nichts Neues verdammte.

Stund an in Rom des Janſenismus verdächtigt, ob ſie gleich ſpäter ſich veranlaßt ſah, der Kurie darüber begütigende Erklärung zu geben.

Vielleicht durch einen ſeltſamen Zufall war allein dem Ruraldekan von Chateau-Fort, welchem es oblag, die Bulle Port-Royal mitzutheilen, dieſelbe nicht zugeſtellt worden. Erſt im März 1706 ſetzten Übelgeſinnte den König in Kenntniß davon, indem ſie behaupteten, daß ſie in Port-Royal beinahe allein nicht publicirt worden ſei. Nun eilte man das Verſäumte nachzuholen; der König verlangte vom Erzbiſchof baldigen Bericht. Die Nonnen ſollten erklären, daß ſie die Bulle und das Mandement mit der ſchuldigen Ehrfurcht annehmen. Sie hörten am Sonntag der Paſſion knieend — wie immer — die Verleſung an; aber ſie überzeugten ſich, daß ſie keine Zuſtimmung dazu ausdrücken könnten, ohne ſich mit ihren (verſtorbenen) Müttern zu entzweien, ohne auf den Frieden von Clemens IX und auf die darin geſtattete Unterſcheidung der Glaubensnorm und des Factums zu verzichten; ſie würden ſonſt die chriſtliche Offenherzigkeit und Wahrhaftigkeit verleugnen, wofür ſie ſo viel gelitten hätten[1]).

„In Ermangelung eines beſſeren Mittels, ſchreibt St. Simon, beſchloß P. Tellier, von dieſer Bulle Gebrauch zu machen, in der Hoffnung, daraus wenigſtens gegen Port-Royal Nutzen zu ziehen, welches in dieſem Punkte delikater war als irgend Jemand unter den Janſeniſten, und den Cardinal Noailles darein zu verwickeln, welchem der König die Ausführung der Unterſchrift dieſer Conſtitution befahl. Noailles wagte nicht zu widerſprechen und fing damit an, die Unterſchrift zuerſt von den Lenkſamſten zu verlangen (woraus ſich obige angeblich zufällige Verzögerung erklärt), um ſo nach einander auch die minder Lenkſamen zu gewinnen.“

1) Das Nähere findet ſich authentiſch in den Manuſcripten der königlichen Bibliothek Suppl. Français N. 1565 in fol. Requête des religieuses de P. R. des Ch. à Msgr. le cardinal de Noailles, présentée 20. Oct. 1707 par Terrean. Sie hielten ſich um ſo mehr berechtigt und verpflichtet, einen Zuſatz zu ihrer Unterſchrift zu geben, „als man nur ihnen, keinem anderen Kloſter der Diöceſe, eine Erklärung über die Annahme abverlange, womit ein Verdacht auf ſie geworfen werde.“ — Verlangt war eigentlich nur eine mündliche Erklärung der Annahme bei Verleſen der beiden Urkunden, was der Beichtvater ſchriftlich anzuzeigen hatte. Sodann ſollte die Äbtiſſin in einem Briefe an den Beichtvater noch ſchriftlich die ehrfurchtsvolle Annahme ausſprechen.

„Dieſe Maßregel glückte ihm ſo gut, daß ſelbſt Gif unterzeichnete. Dieſes iſt eine Abtei von Nonnen fünf oder ſechs Stunden von Verſailles, welches immer als die jüngere Schweſter von Port-Royal de Ch. betrachtet wurde, in allen Stücken, in Betreff der Freunde und der Feinde, und dieſe beiden Häuſer hatten von Alters her die innigſte Einigkeit unter ſich bewahrt.“

„Mit dieſer Unterſchrift hielt ſich der Cardinal für ſtark und war überzeugt, Port-Royal werde keine Schwierigkeiten machen. Er täuſchte ſich. Dieſe Jungfrauen, ſo oft grauſam behandelt, auf ihrer Hut gegen verfängliche Unterſchriften, welche man ihnen ſchon ſo oft vorgelegt hatte, in einer Einſamkeit, die ohne Unterlaß ausſpionirt wurde, welcher man ſich nicht nahen durfte, ohne ſich der Gefahr der Verbannung und manchmal des Gefängniſſes auszuſetzen, folglich vertrauter Berathung beraubt, konnten zu keiner neuen Unterſchrift bewogen werden. Keine von all denen, die man ihnen zeigte, machte auf ſie Eindruck, nicht einmal die von Gif. Umſonſt ermahnte ſie der Cardinal, er ſetzte ihnen auseinander, was man von ihnen verlangte, was ja im Geringſten nicht den Frieden von Clemens IX, noch die Wahrheiten verletze, welchen ſie anhingen; nichts konnte die Angſt dieſer heiligen, erſchrockenen Seelen wieder beruhigen. Sie konnten nicht begreifen, daß eine neue Unterſchrift ohne alles Gift und ohne irgend einen Betrug ſein ſollte; ihr Muth konnte durch die Betrachtung alles Deſſen, womit ſie ihre Weigerung bedrohte, nicht erſchüttert werden.“ Und wir müſſen noch hinzufügen, ſie alle beinahe hatten ja 1670 unterſchrieben, worüber man übereingekommen war, man warf ihnen nicht vor, daß ſie ihre Anſicht verändert hätten und die Wenigen, welche ſeitdem neu eingetreten waren, waren meiſtentheils geſtorben. Vor Allem aber war Niemand zu allen Zeiten ſo entſchieden gegen eine reservatio mentalis bei der Unterſchrift, welche ja eben durch die Bulle verdammt werden ſollte. Ihre Entſchiedenheit gerade dagegen hatte ihnen ja alle Verfolgung zugezogen.

„Das war es eben, fährt St. Simon fort, was die Jeſuiten gehofft hatten: Den Cardinal Noailles darein zu verwickeln und endlich die Zerſtörung eines Hauſes zu erreichen, welches ſie verabſcheuten, auf deſſen Ruin ſie ſeit ſo vielen Jahren ohne Unterlaß hingearbeitet hatten. Es war ihnen todangſt, die noch übrigen Nonnen möchten den König überleben, und dann möchte es ihnen

ſelbſt förder an Einfluß fehlen, die Nonnen an Aufnahme von Jungfrauen zum Gelübde zu verhindern, das feindliche Haus möchte, ſobald man es nur vorzuſchlagen wagen würde, fortbeſtehen und ſich wieder aufrichten, welches immer als der Mittelpunkt, als der Hauptort und Sammelplatz der janſeniſtiſchen Partei betrachtet worden war."

„Der Cardinal, welcher ein Ungewitter, aber nicht das zerſtörende, vorausſah, drang wiederholt in dieſe Jungfrauen, ſowohl durch Andere, als perſönlich; er begab ſich wiederholt zu ihnen, aber immer ohne Erfolg."

Die Nonnen waren ſehr verlaſſen, Euſtace hatte ſich geflüchtet und verborgen, die Freunde des Hauſes waren unter ſich ſelbſt uneins. Mabille rieth ihnen zur Annahme der Bulle, jedoch mit dem Beiſatze, „ohne damit dem, was in Betreff dieſes Kloſters im Kirchenfrieden unter Clemens IX geſchehen iſt, etwas zu vergeben." Sie folgten ſeinem Rathe, indem ſie dadurch ihren Zweifel an der Thatſache andeuten und rechtfertigen wollten. Der Erzbiſchof nahm dieſen beſchränkenden Zuſatz und dieſe Unterſchrift nicht an. Aber wie können wir das Factum glauben, ſagte die Unterpriorin, während wir ſehen, daß Perſonen von ausgezeichneter Kenntniß und Frömmigkeit ſich lieber der Gefahr ausſetzen, flüchtig zu ſein und Alles zu dulden, als dieſes Factum zu unterzeichnen, das ſie nicht glauben?" — Der Erzbiſchof hatte ſeinem Mandement die Überſchrift gegeben: „Gegen die Janſeniſten." Die Schweſter Syncletique ſchreibt deshalb: „Dieſe angeblichen Janſeniſten ſind unſere heiligen Gewiſſensleiter (directeurs) und wir ſelbſt, die man dafür ausgiebt. Es hieße alſo ſich alle Verleumdungen gefallen laſſen, welche die Bulle und das Mandement gegen dieſe Perſonen enthalten, ſie verdammen, hieße uns ſelbſt verdammen. Unſer Haus gleicht einer alten Hütte, es fällt von allen Seiten zuſammen durch die Unfähigkeit, die heiligen Übungen zu erfüllen. Iſt es nicht beſſer, mit einem Schlag zur Ehre Gottes zerſtört zu werden, als nach und nach zuſammen zu fallen?" — Die Priorin Baudrand ſchreibt: „Wenn Sie unſere Kloſtergemeinſchaft ſähen, ſie würde Ihr Mitleiden erregen. Sie iſt aus alten, kränklichen, unfähigen Perſonen zuſammengeſetzt; ich allein ſchon habe dieſe drei Eigenſchaften." — Die Priorin ſchreibt im November 1708: „Die Geſundheit nimmt hier mit jedem Tage mehr ab. Nur noch

vier können ein gemeinſames Leben führen, manchmal ſind im Chor nur zwei auf jeder Seite, welche ſingen. Nur noch drei Schweſtern können im Refectorium eine Woche vorleſen. Das kann noch ſchwächer, aber äußerlich nie mehr beſſer kommen. Wenn indeß nur die Frömmigkeit und die Anhänglichkeit an die Pflicht nicht abnehmen, ſo muß man ſich tröſten und den Erfolg in Gottes Hände übergeben.“ — Das war alſo die Macht, wogegen Ludwig der Große nichts vermochte, die Macht des Gewiſſens und des nahen Todes.

Die Verwandten ermahnten ſie, ſich zu ſchonen, die meiſten Freunde riethen zu unbedingter Annahme der Bulle, da ja die Untrüglichkeit der Kirche in Thatſachen darin nicht ausdrücklich ausgeſprochen ſei. In dieſer inneren und äußeren Bedrängniß wandten ſie ſich an Pater Quesnel. Er antwortete: „Die Auskunft, welche man Ihnen anräth, um die Gefahr abzuwenden, hat einen guten Schein für ſich. Es ſcheint, man verlange von Ihnen beinahe nichts, um Alles zu retten, in Wahrheit aber verlangt man von Ihnen Alles und verſpricht Ihnen nichts. Sie haben Ihr Gewiſſen zu regeln nach dem, was Sie dem Geſetz Gottes, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Kirche und Denen ſchuldig ſind, welche durch eine offenbar göttliche Wahl und Beſtimmung Gottes und durch die Gnade Chriſti treue Zeugen, Beförderer, Diener und Vertheidiger der Wahrheit waren. Und wenn dieſes Haus einmal von den Menſchen untergraben werden ſoll, iſt es nicht beſſer, daß die Liebe Gottes, die Treue gegen das Geſetz, Anhänglichkeit an die Wahrheit Gelegenheit und Urſache davon ſeien, als daß man es, wie ſo viele andere, durch Erlöſchen der Frömmigkeit und Religion untergehen ſehe! So enden, heißt enden wie die Märtyrer, durch ein für ſie ſelbſt wünſchenswerthes Opfer. Die Vorbereitung des Herzens zu dieſem großen Opfer, wodurch, wie bei dem von Abraham, die Hoffnung einer langen, heiligen Nachkommenſchaft verlöſcht und vernichtet ſcheint, darf unſere verehrten Schweſtern nicht verhindern, nach dem Beiſpiele dieſes heiligen Patriarchen, obgleich gegen alle Hoffnung, die Hoffnung der Nachkommenſchaft zu faſſen, woraus der Erlöſer, das heißt, der Samen alles Guten, hervorgehen ſoll.“

Der König ging zunächſt auf den Vorſchlag des Erzbiſchofs ein; um kein Aufſehen zu erregen, wurde ihnen alle und jede Auf-

nahme von Novizen aus königlicher Gewalt verboten; da alle hochbetagt waren, hoffte man, ſie bald ausſterben zu ſehen. Und wirklich ſtarben in ganz kurzer Zeit nach einander die Unterpriorin und die Äbtiſſin (1706). Dieſe, die letzte Äbtiſſin von Port-Royal, Eliſabeth von Sta. Anna Boulard[1]) ſchrieb noch in ihrer letzten Krankheit an eine Freundin: „Der Herr giebt uns oft Gelegenheiten, unſeren Glauben zu erwecken, welcher in Friedenszeiten ſo leicht einſchläft. Mir iſt, als wäre ich ein Soldat, welcher im Feld geſtanden hat und immer wieder ſich dahin zurückſehnt, ob es ihm gleich dort ſehr hart gegangen iſt; denn ſchon der Gedanke, daß ich noch für die Wahrheit leiden werde, erfüllt mich mit Freude.“ —

An dieſe beiden Todesfälle vom 14. und 20. April reihen ſich am 21. und 26. deſſelben Monats der Tod der Priorin und der Martha des Hauſes, der Kellermeiſterin. Die Äbtiſſin und die Priorin ſtarben binnen 24 Stunden. „Während erſtere im Todeskampf lag, heißt es, hörten verſchiedene Perſonen an verſchiedenen Theilen des Hauſes etwas wie eine ſehr angenehme Melodie, welche aus „der mittleren Region der Luft“ und ſehr hoch herab zu kommen ſchien. Dieſer Geſang ſchien von mehreren ſehr ſanften, klaren, jungen Stimmen zu kommen, welche ohne Unterbrechung, ohne Meditation oder Pauſe zuſammen ſangen und einen ſehr ſchönen, heiteren, aber neuen, unbekannten Geſang bildeten. Man hörte wiederholt ſehr deutlich die Worte der Reſponſen der Gebete für die Sterbenden, subvenite et occurrite, auf dieſelbe Geſangsweiſe, wie man es hier zu ſingen pflegte. Dieſe Melodie hielt während ihres ganzen Todenkampfes an, von zehn Uhr Morgens bis halb fünf Uhr Abends, wo ſie im Herrn entſchlief. Jedes meinte zuerſt, der Geſang komme vom Noviziat, allein alle ſagten, ſie haben nicht geſungen; auch unterſchied man leicht, daß der Geſang von oben komme.“

Die Priorin hatte ſterbend Anaſtaſie Dumesnil zur Nachfolgerin ernannt; die Erlaubniß zur Wahl der Äbtiſſin ſchlug der Erzbiſchof ab. Der Erzbiſchof ſagte, ſie hätten denſelben esprit particulier wie die Calviniſten. Nichts ſei ſchlimmer, als halbe Gelehrte, beſonders Weiber. Es ſei doch ärgerlich, daß den Bemühungen, die Streitigkeiten beizulegen, nur eine Hand voll alter

1) Der Nekrolog giebt den Namen etwas anders an.

Jungfern ſich in den Weg ſtelle. Er verlange ja nicht Glauben an das Factum, wenigſtens keinen göttlichen, ſondern nur Unterwerfung mit kindlichem Sinn. — Er fügte bei, es ſei wohl wahr, wenn ſie auch Alles, was man von ihnen verlange, leiſteten, ſo wären ſie, von der Weltſeite betrachtet, nicht beſſer daran, da der König längſt den Vorſatz gefaßt habe, ſie auszurotten; aber vor Gott ſtünden ſie beſſer. Der König hatte ſogar ſchon gewollt, es ſollen ihnen die Sacramente verweigert werden, aber der Erzbiſchof lehnte es noch ab.

Kampf zwiſchen dem treuen Port-Royal des Champs und dem abgefallenen in Paris.

St. Simon ſchreibt: „Nun ſchwärzte ſie Pater Tellier beim Könige mit allen alten Farben an, welche er wieder auffriſchte, er ſtellte ſie ihm als Rebellinnen vor, welche als die Einzigen in der Kirche eine Unterſchrift verweigerten, welche man überall orthodox gefunden habe; er überredete ihn, er werde nie wegen dieſer Fragen in Ruhe ſein, ſo lange dieſes Kloſter beſtünde, welches ſeinen Ruhm durch ſeine Rebellion gegen die beiden Mächte ſich erworben hätte; endlich ſei ſein Gewiſſen dabei mindeſtens eben ſo ſehr verpfändet, als ſeine Auctorität, daß eine ſo nothwendige, ſeit nur zu vielen Jahren verzögerte Zerſtörung vollzogen werde. Der gute Pater ſtachelte und drehte den König ſo gut, daß das Eiſen zur Zerſtörung ins Feuer gelegt wurde.“ Auch die janſeniſtiſchen Quellen ſchreiben nunmehr: le roi croyait faire l'acquit de sa conscience. Nichts war weniger in Telliers Sinn, als den Feind eines natürlichen Todes ſterben zu laſſen.

Dem Eigennutz erſchien das Werk der Unduldſamkeit und des Haſſes ohnedies zu langſam vorzuſchreiten.

Es ſollen La-Chaiſe und die Compagnie geweſen ſeien, welche vermöge einer Penſion von 7000 Livres die Schweſter Harlays vermochten, die Würde einer Äbtiſſin von Port-Royal in Paris niederzulegen. Ihr ſollte die Nichte des Marſchalls Chateau-Renaud folgen, mit der Abſicht, ihr auch das alte Port-Royal zu eigen zu geben. Da dieſe aber ihre Breve in Rom nicht ſo ſchnell erhalten konnte und zwei Noviziate zuvor zu beſtehen hatte, ſo blieb der Stuhl der pariſer Äbtiſſin bis 1709 erledigt

und die Kloſterſchaft konnte indeß keine rechtlichen Schritte thun, wenigſtens behaupteten dieſes die Sachwalter des alten Port=Royal.

Wir ſehen von jetzt an an der Spitze des jungen Port=Royal gegen das alte die Priorin Morelle, eine der während der Verfolgung vor vierzig Jahren abgefallenen Schweſtern. Dadurch wurde die Bitterkeit noch geſteigert; man gab ſich gegenſeitig den Namen Schismatiker, neues Samaria. Die Pariſer ſtellten vor, daß ſie nun offenbar im Nachtheil ſeien, da ſie nur ein Drittel des Gutes erhalten hätten; während ihre Kloſterſchaft durch Aufnahme ſich vermehrt habe, ſei die auf dem Lande kaum noch die Hälfte. Man ſolle ihnen daher das ganze Gut geben, ſie wollen für die alten Nonnen ſorgen.

Die Urkunde der Theilung war 1671 vom König und Pabſt beſtätigt worden. Daher wandten ſich die treugebliebenen Nonnen an den Pabſt. Sie ſtellten ihm vor, daß die Reform, das ſtreng ascetiſche Leben auf der freien Wahl der Äbtiſſin beruhe und durch Unterordnung unter eine vom König ernannte bald untergraben werden müßte, wie es in Paris ſchon geſchehen ſei. Die Theilung von 1670 ſei ja ganz zu Gunſten der Abgefallenen geweſen. „Wir könnten ſagen, was der Patriarch Jakob zu Laban ſagte, als er ſah, daß der ungerechte Mann nie bei ihrer Übereinkunft bleiben wollte, als er klagte, nun habe er zehnmal den Vertrag verändert.“ Der Pabſt war mit der bedingten Unterſchrift der Nonnen nicht zufrieden, aber die Art, wie der König und Erzbiſchof eine von der Kurie beſtätigte Anordnung über die Verhältniſſe der beiden Port=Royal umzuſtoßen Anſtalt machten, misfiel ihm auch.

Die Nonnen unſeres Port=Royal waren entſchloſſen, „um alle Gerechtigkeit zu erfüllen“, alle gerichtlichen Wege der Vertheidigung zu verſuchen. Allein die Sache wurde von Anfang an aus königlicher Machtvollkommenheit geführt. Der Stand der Bewohner und des Einkommens beider Häuſer wurde aufgenommen. Von dem dabei beſonders thätigen Staatsrath Voyſin, ſagt St. Simon, er ſei „ein ſicher Mann“ und fähig geweſen, Alles für ſein Emporkommen zu thun. Das alte Port=Royal wurde genöthigt einen Theil der Dienſtboten, welche zum Theil Jahrzehnde hier waren, zu entlaſſen, obgleich die meiſten Nonnen wegen Altersſchwäche und Krankheit gehegt und gelegt wer=

den mußten. Den 16. Februar 1707 befahl der Staatsrath vorläufig, daß jährlich an das pariſer Kloſter 6000 Livres bezahlt werden ſollten, da es allerdings — zum Theil in Folge ſchlechter Ökonomie — in zerrütteten Umſtänden war. Umſonſt hatten die Jeſuiten ihnen aufzuhelfen geſucht und vornehme Welt dahin gelockt. Als Bourdaloux an Pfingſten (um 1680) in ihrer Kirche predigte, wurden einzelne Kirchenſtühle zum Beſten des Kloſters zu 200 Livres verkauft. Der König war noch dem Plane entgegen, die alten Nonnen aufzuheben und in verſchiedene Klöſter zu vertheilen, da ſie leicht durch das Gift ihrer Ketzerei auch dieſe anſtecken könnten.

Allein man weigerte ſich in Port-Royal d. Ch. ſogleich das erſte Quartal dieſer Summe zu bezahlen, theils weil man ſie wirklich nicht entbehren konnte, theils weil man drohen wollte, durch öffentliches Gerichtsverfahren das Werk der Ungerechtigkeit und das im Dunkeln geſponnene Gewebe aufzudecken. Die Nonnen ließen ſich nicht irre machen, als man ihnen ihre Schaafheerde, die Früchte auf dem Felde, das Holz im Walde verkaufte.

Als Unterdrückte und Opfer des Deſpoten waren die Freunde von Port-Royal Feinde der Bevormundung der Preſſe und Freunde jedes Mittels der Öffentlichkeit. Die Rechtsſachen wurden bei der erzbiſchöflichen Officialität, an welche unſer Port-Royal appellirte, öffentlich verhandelt [1]. — Es war freilich ſchwer einen Huiſſier zu finden, um die Proceßacten den Gegnern zu übergeben. Dem König eine Bittſchrift zu überreichen, fand ſich Niemand. Vom 2. bis 20. Juli 1707 plädirte Hebert in acht Sitzungen und hat ſich dadurch zu ſeiner Zeit einen Namen gemacht. Er wollte den Rechtsboden von 1671 behaupten; ohnedies könne derſelbe ohne Zuſtimmung des Pabſtes nicht angefochten werden. Der Nuntius ſchickte jedesmal einen Referenten, ob nichts von der Gegenpartei geſagt werde, das dem h. Stuhl zu nahe trete.

1) Bei der unendlichen Genauigkeit der mém. hist. über die gerichtliche Verfechtung Port-Royals nebſt berathenden Gutachten möchte dieſe Geſchichte zur Kenntniß des damaligen gerichtlichen Verfahrens der Kirche eine gute Quelle ſein. Wir fühlen uns dazu nicht berufen, indem wir unſern Leſern über 99 Procent des Stoffs erſparen. — Wie weit wir von den Provinzialbriefen entfernt ſind, erhellt auch aus den wenigen pedantiſchen Parteiwitzen. Da der mit Einleitung der Vereinigung beider Klöſter beauftragte Groß-Pönitentiarius des Erzbiſchofs Vivant hieß, ſo bezog man auf ihn Apocal. 3, 1. nomen habes quod vivas, et mortuus es.

Die Richter der Officialität entſchieden gegen die Appellirenden. (3. Auguſt.) — Hebert appellirte ſofort an die Primatie in Lyon.

Der Großpönitentiar aber ſagte den Nonnen: „Ihr zielt gegen einen, der mächtiger iſt, als ihr; ihr habt nach Lyon appellirt, von Lyon werdet ihr nach Rom gehen [1]). Ich weiß nicht, ob man euch Zeit laſſen wird, Alles das auszuführen.“ — Allein durch Hebert war Noailles nur überzeugt worden, daß um die Sache ſobald zu Ende zu führen, als der Hof von ihm verlangte, die Kurie dafür gewonnen werden müßte. Andererſeits ſah der Pabſt immer mehr, daß am Ende doch Alles auch ohne ihn gehen würde; der König bat ihn um eine Bulle, worin die Unabhängigkeit des alten Port=Royal aufgehoben und die Vereinigung unter die pariſer Äbtiſſin ausgeſprochen wäre. Der Pabſt war froh den Schein zu retten, als wäre die Sache von ihm entſchieden worden, er ſetzte den Unterhändler der Nonnen in die Engelsburg und übertrug an Noailles die Vollmacht, als päbſtlicher Bevollmächtigter in der Sache weiter zu verfahren.

Als ſolcher benutzte er die Zeit bis zu Erſcheinen der Bulle fleißig. Damit alle Appellationen abgeſchnitten würden, wurden den Nonnen alle Rechte einer Corporation, active und paſſive Stimme abgeſprochen, und ſie, ſelbſt für den Sterbefall, für widerſpenſtig, der Sacramente für unwürdig erklärt. Als ſie dennoch am Altare erſchienen, wurde nur der Priorin aus Überraſchung das Abendmahl ertheilt, den Anderen verweigert [2]). Der bisherige Beichtvater wurde, als ihnen zu ſehr geneigt durch Prieſter von St. Nicolas du Chardonnet, durch ſogenannte Nicolaiten erſetzt. (S. Beilage LIII.) Ein Nicolaite erzählte in der Provinz, die Nonnen hätten einen von dieſen ihren Beichtvätern vergiften wollen. — Zugleich galt es, ihnen ihre Urkunden, beſonders über ihr Eigenthum, und ihre Sachwalter zu entziehen.

Claude le Noir, genannt St. Claude hatte verſchiedene Schritte für ſie gethan. Er war 33 Jahre alt aus ſeiner Advo=

1) Sie appelliren nicht unmittelbar an Rom, ſie machen die Inſtanzen bei der gallikaniſchen Kirche durch.

2) „Der König ſelbſt von ſeinem Beichtvater gedrängt, trieb den Erzbiſchof ſo lebhaft, daß der Cardinal endlich weich gab, vorſchritt und ihnen die Sacramente verweigerte“, ſchreibt St. Simon.

caten=Laufbahn ausgetreten und bewohnte in dem Hofe von Port=Royal d. Ch. das nach Sta. Marthe genannte Häuschen; er brachte ſeine Tage mit Gebet, Betrachtung heiliger Bücher, Handarbeit, Vertheilen der Almoſen zu. Ihn Einen Tag ſehen, war, als ſähe man ihn das ganze Jahr. Die zwölf Jahre, welche er hier lebte, war er das lebendige Ebenbild der erſten Einſiedler. Sonntag den 20. November wurde er durch eine Abtheilung Polizeiſoldaten abgeholt, er hielt mit Mühe die Bauern ab, Gewaltthätigkeiten entgegenzuſetzen, nahm vielmehr jene mit ſeiner eigenthümlichen Freundlichkeit bei ſich auf. Sie bemächtigten ſich der Kloſter=Urkunden und führten ihn in die Baſtille, wo er bis nach dem Tode Ludwigs acht Jahre gefangen lag. Er kam halb erblindet heraus, erblindete bald ganz und ſtarb erſt 1742.

Aufhebung von Port=Royal des Champs.

Endlich kam das Breve der Vereinigung beider Häuſer unter die Äbtiſſin des pariſer Kloſters. Aber der König zumal fand die Bedingungen viel zu nachſichtig. Er fühlte ſich neuerdings perſönlich ſehr beleidigt, indem man entdeckte, daß es auf der Grabſchrift der letzten Äbtiſſin urſprünglich, mit einer in Port=Royal ſehr geläufigen Phraſe, geheißen hatte: Gegen das Ende ihrer Tage ſah ſie Satan, der ihre Töchter wie Weizen zu ſichten begehrte.

Der Pabſt machte in ſeinem Breve den Nonnen keinen Vorwurf der Ketzerei oder der Unbotmäßigkeit, ſie ſollten zuſammen belaſſen, zwar ihre Güter an das pariſer Haus gegeben werden, aber dieſes ſollte für ihre Erhaltung eine beſtimmte Summe jährlich bezahlen. So hatte der Pabſt mehr den Schiedsrichter gemacht, das Gehäſſige fiel um ſo mehr auf den König, als die Bulle: „auf Bitten des König gegeben“ genannt wurde. Es war, als fürchtete auch der König, auf dieſem Wege möchte Port=Royal am Ende ihn noch überleben und dann von Neuem erblühen. Dieſe Furcht gewann das Übergewicht über die Befürchtung, die Ketzerei möchte durch ſie verbreitet werden, zumal ſeitdem man ein wichtiges Mitglied der königlichen Familie des Janſenismus verdächtigte. (Siehe Beilage LIV. Hinterlaſſene Apologie des Herzogs von Burgund.)

Den 16. Mai 1708 wurde im Rath des Königs beſchloſſen, die Bulle an den Pabſt zurückgehen zu laſſen, mit dem Geſuch, ſie zu corrigiren. Die Bulle kam im September mit dem Datum vom 27. März corrigirt zurück. Den Nonnen wird darin hartnäckige Anhänglichkeit an die Ketzerei des Janſenismus und der Verſuch ſie zu hegen, Verachtung der päbſtlichen und königlichen Auctorität zugeſchrieben. Die Abtei Port-Royal d. Ch. wird ganz aufgehoben, alle Güter dem alleinigen Port-Royal d. P. geſchenkt. Wie viel für ihren Unterhalt ausgeworfen werden ſollte, blieb dem Erzbiſchof überlaſſen. Die Bulle war jetzt an den Erzbiſchof gerichtet, indem ſie ein Act der Annäherung an ihn ſein ſollte. Der weſentlichſte Beiſatz aber war: „Damit das Recht, worin der Irrthum ein ſo verderbliches Wachsthum genommen hat, ganz umgeſtürzt und entwurzelt werde, ſo können die Nonnen, welche derzeit in Port-Royal d. Ch. ſind, zu der Zeit und auf die Weiſe, welche Sie in Ihrem Erachten und Gewiſſen paſſend finden werden, in andere geiſtliche Häuſer oder Klöſter auch außer Ihrer Diöceſe verſetzt werden."

Der König ließ am 14. November 1708 die nöthigen lettres patentes ausſtellen, der Kanzler Pontchartrain zögerte lange das Siegel aufzudrücken, weil der Spruch ohne Anhören der Parteien geſchehen ſei, es geſchah erſt am 7. December. Die Urkunde wurde ſofort nach Port-Royal d. P. geſchickt, wo man in der Freude eine h. Geiſt-Meſſe las. Die Gegner verglichen dies mit der Freude Jeſabels über den Weinberg Nabots. Nun konnte auch am 20. Januar 1709 der 85jährige La-Chaiſe im Frieden dahinfahren, denn ſeine Augen hatten die Axt an die Wurzel der giftigſten Ketzerei gelegt geſehen.

Dem Erzbiſchof war es unangenehm als päbſtlicher Kommiſſär zu handeln; er konnte ſich jedoch dieſer Eigenſchaft nicht entrathen, da er ſich nur dadurch über alle Appellationen und rechtliche Hinderniſſe hinwegſetzen konnte. Noch einmal verſuchte im April 1709 Noailles die Nonnen durch eine von ihnen hochgeſtellte Auctorität zu gewinnen. Er ließ einen Brief drucken, den Boſſuet noch als Abbe 1665 geſchrieben haben ſollte, um die Nonnen für die Unterſchrift im Sinne der foi humaine von Pereſixe zu gewinnen. Er ſelbſt adoptirte damit die hier gegebene Auslegung: „Die Unterſchrift verlangt nichts, was gegen das Ge-

wiſſen wäre. Obgleich von jeher in den Glaubensbekenntniſſen die Verwerfung der Gegner namentlich beigefügt wurde, ſo werden dieſe Thatſachen doch nicht zu gleicher Stufe mit den geoffenbarten Wahrheiten erhoben; ſondern jedes Ding wird in ſeinen Grad, in ſeiner Ordnung genommen. Es war gefährlich, euch auf den Unterſchied von fait und droit aufmerkſam zu machen, der Erzbiſchof aber iſt zu eurer Schwachheit herabgeſtiegen und auf eure Zweifel eingegangen, um euch zu beruhigen. Mit ſeinem menſchlichen, geiſtlichen Glauben an das Urtheil der Oberen verlangt der Erzbiſchof keine Sache der Erkenntniß, ſondern der Demuth, nur eine gute Verfaſſung im Willen, keine genaue Erkenntniß im Verſtand. Es iſt eine chriſtliche, eine geiſtliche Tugend, ſein Urtheil auch in anderen als geoffenbarten Fällen zu unterwerfen und zu vernichten. — Die Kirche ſtützt ſich nicht auf Übereinſtimmung der Parteien, ſondern auf eine juridiſche Prüfung; ſie ſpricht: Wenn ihr meinen Glauben annehmt, ſo folgt auch meinen Urtheilsſprüchen."

Allein die Nonnen ließen ſich dadurch nicht erſchüttern und Boſſuets Autorſchaft wurde ſehr angezweifelt.

Den 11. Juli 1709 erklärte auch der Erzbiſchof durch ein Decret die Abtei Port-Royal des Champs für aufgehoben. (Siehe Beilage LV. Erzbiſchöfliches Decret zu Aufhebung von P. R. d. Ch.) Auch das Parlament hatte im Mai, auf die zum Theil verfälſchten Angaben des pariſer Hauſes hin, dieſem das Recht auf alle Güter zugeſprochen. Wahrſcheinlich hatte Niemand den Muth, das alte Port-Royal hier zu vertreten; daher nahm man Veranlaſſung dieſem vorzuwerfen, daß es, im Bewußtſein ſeiner ſchlechten Sache den Rechtsweg gemieden habe. (Siehe Beilage LVI. Die Sache beider Port-Royal vor dem Parlamente.)

Das Erſte, was dem pariſer Port-Royal von ſeinem neuen Erbe zufiel, war die Summe von 8600 Mark, welche noch für die Anſprüche an Nordſtrand von der holſteiner Kammer über Hamburg herausbezahlt wurden [1]).

1) Der Kauf war vor 50 Jahren ſogar mit diplomatiſcher Unterſtützung des Königs geſchehen. Arnauld hatte, wie die Meiſten, 20,000 Livres dazu gegeben, wovon er in ſeinem Teſtamente gegen die Hälfte für verloren achtete. Er vermachte ſeinen Antheil an Quesnel, Andere ſich ge-

Den 1. October reiſte die Äbtiſſin des pariſer Hauſes nach dem des Champs, um den Akt der Beſitznahme vorzunehmen, was ſie auch that, obgleich man ſich weigerte, ſie anzuerkennen und ſie in die Clauſur einzulaſſen. Das war der letzte Tag am Gitter. Der erſte war vor 101 Jahren. Sie ging von da nach St. Cyr, wo ſie Frau von Maintenon weitläuftigen Bericht abſtattete. Auf die Frage dieſer, ob ſie in der Kirche von Port=Royal auch die beſondere Salbung geſpürt habe, antwortete ſie verneinend, und mit Complimenten über St. Cyr. (Siehe Beilage LVII. Die Äbtiſſin von P. R. d. P. in P. R. des Ch. und in St. Cyr.) Schon die Verlegung des Hofs von St. Germain nach Verſailles war ein Übelſtand für Port=Royal; es mußte dem König doppelt ärgerlich ſei, hier einen Ort, welcher ihn ſo ſehr an die Gränzen ſeiner Macht erinnerte, ſo ſehr in der Nähe, auf drei Stunden Entfernung, zu haben. Die Schöpfung der Maintenon, St. Cyr, hätte gewiß unter allen Umſtänden Port=Royal die Wiederannahme von Mädchen zur Erziehung erſchwert, ja unmöglich gemacht.

Die Äbtiſſin reichte nun ihre Klage gegen „den Haufen von Rebellinnen" ein. Der König beſtätigte am 26. October in ſeinem Staatsrath das Geſuch, daß dieſe in verſchiedene Klöſter zerſtreut werden ſollten, wie 1664, diesmal aber für immer. Die Inſtruction lautete, daß ihnen hier aller Verkehr mit außen abgeſchnitten würde. Der Biſchof ſolle entſcheiden, welche von ihnen von der Art ſeien, daß man einigen der zuverläſſigſten Nonnen jener Klöſter erlauben könnte, mit ihnen ſich zu unterhalten; jedoch ſollte man vermeiden, über die Streitfragen zu ſprechen. So lange ſie die Bulle nicht unterzeichnet hätten, ſollten ſie ohne Sacramente bleiben.

genſeitig für die Überlebenden, ſo daß es zuletzt P. R. d. Ch. zu Gute kommen ſollte. Der Herzog von Holſtein kaufte dieſe Anſprüche, wie es nach den Jeſuiten ſcheint, 1678 in Paris wieder an ſich, doch geſchah die Heimbezahlung ſpät, wohl erſt ſeit 1707 durch die holſteiniſche Kammer, welche aber 1709 Anſtalt machte, Alles zu vereinigen. Bei dieſer Gelegenheit kam die Sache vors Parlament und die Feinde nahmen Veranlaſſung, von Neuem zu läſtern. Man ſagte, die Janſeniſten hätten auch beabſichtigt, in Amerika eine Colonie zu gründen. Immer hieß es, um den König zu ärgern, ſie hätten eine Republik gründen wollen.

Abführung der Nonnen in die Gefangenſchaft.

Die Ausführung war auf den 28. October 1709, Montag, den Feiertag Simon und Judä feſtgeſetzt. Ein Sturm und Ungewitter nöthigten, dieſelbe auf den folgenden Tag zu verſchieben. „Die Nonnen ruhten ſicher unter dem Stabe des großen Hirten. Allerdings hätte ein für dieſes Haus, deſſen Wahlſpruch Genauigkeit und Ordnung war, außerordentliches Ereigniß eine Vorbedeutung des Bevorſtehenden geben können. Die Lampen des Dorments waren beide ausgelöſcht, als ſie aus der nächtlichen Offiz kamen, was noch nie geſchehen war. Ihre Einfalt verhinderte, daß es auf ſie Eindruck machte. Aber dieſe Lampen, ein Symbol Derer, welche die Kirche ein Jahrhundert erleuchtet und erbaut hatten, ſollten nicht mehr für uns leuchten. Die Stunde der Finſterniß war gekommen. Hundert Jahre hatten dieſe die 1609 angefangene Reform geſehen. Es ſcheint überhaupt, daß die Heiligkeit der Stiftungen und die Kraft der Reformen auf ein Jahrhundert beſchränkt ſeien und daß ſie weiterhin in Ermattung verfallen.“

Gerade vor hundert Jahren, ehe nun die abgefallenen Schweſtern ſich mit Gewalt das Erbe der Arnauld aneigneten, hatten die Nonnen ihr Privateigenthum zu Angelicas Füßen gelegt, um ganz als Ein Leib und Eine Seele der Reform zu leben; auch die letzte Nonne hatte endlich ihr den Schlüſſel zu ihrem kleinen Gärtchen gebracht, von dem ſie ſich nicht hatte trennen können. „Ein Jeder von uns hat auch ein ſolches kleines Gärtchen und einen Schlüſſel dazu“, einen letzten Verſteck der Selbſtliebe, ſchreibt Ste. Beuve.

Dienſtag Morgens erſchien d'Argenſon, Polizei-Commandant von Paris, gerüſtet jeden Widerſtand zu brechen, mit einigen hundert Polizeiſoldaten und mit Wagen; Abtheilungen der Schweizer und der franzöſiſchen Garden beſetzten die Anhöhen; er ließ die Clauſur öffnen, verſammelte die Nonnen im Capitel und verlas auf dem Stuhl der Äbtiſſin den Befehl des Königs. Alle ſollten ſogleich abgeführt werden (worüber nachher der Erzbiſchof ſelbſt erſtaunt war, denn er glaubte, es handle ſich zunächſt nur um drei oder vier). Sobald die Stunde der Tierce ſchlug, gingen die Nonnen in den Chor, Gott um den h. Geiſt anzurufen,

welcher zu dieſer neunten Stunde ausgegoſſen worden war. Man ſprach den 24. Pſalm Ad te levavi animam meam. — D'Argenſon ließ ihnen eine halbe Viertelſtunde, um ihr Nothwendiges zu rüſten. Aber ſeine Geduld und Artigkeit wurden ſehr auf die Probe geſtellt; Einige konnten beinahe nicht mehr die Treppen herunter gehen. Eilf Wagen ſollten die 22 betagten Nonnen in verſchiedene Diöceſen führen. Da man fürchtete, es werden ſich nicht leicht Klöſter zu ihrer Aufnahme finden, wenn man es nicht durch Einſchüchterung erlange, bezahlte der König das erſte Quartal Koſtgeld für ſie und befahl die Aufnahme in ſeinem Namen.

Da die Nonnen ſahen, daß der Augenblick des Scheidens gekommen war, fragten ſie die Priorin, ob es denn ohne Proteſtation und Acte geſchehen ſolle. Sie antwortete, da Alles durch Lettres de Cachet gehe, ſo ſei keine Proteſtation am Ort, man müſſe nur gehorchen. Eine Nonne, welche auf ein ungeſchicktes Wort d'Argenſons etwas vorlaut geantwortet hatte, kniete auf einen Blick der Priorin vor ihm nieder und bat ihn um Verzeihung. Nun warf ſich eine nach der andern vor dem Sacramente und vor der Priorin um ihren Segen nieder, keine Klage wurde laut, keine Thräne geſehen. Nur die Armen der Umgegend, welche die Reiterpoſten umgangen und ſich ſo zugedrängt hatten, ſtimmten ein lautes Wehklagen an. Zuletzt ſchied auch die Mutter der Schmerzen, die Priorin Dumesnil, welche nach Blois gebracht wurde. „Beſtimmt wie die Mutter der Makkabäer ihre Kinder geopfert zu ſehen, ehe ſie ſelbſt ihr Opfer vollbringen durfte, ſtärkte ſie noch Alle."

St. Simon ſagt über die Abführung: „D'Argenſon vertheilte die Nonnen in die Wagen nach dem Ort ihrer Beſtimmung, welches verſchiedene Klöſter von zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, ja bis funfzig Stunden von da waren, und ließ ſie ſo abgehen jeden Wagen von einigen Policeiſoldaten zu Pferd begleitet, wie man öffentliche Creaturen aus einem ſchlechten Ort wegſchafft. Ich übergehe mit Stillſchweigen, was eine ſo rührende befrembend neue Scene begleitete. Es giebt ganze Bücher darüber" (welche aber ſich ſehr widerſprechen und viel kleinliche Effectſtückchen enthalten).

Zerſtörung von Port-Royal des Champs.

Der Augenblick der Übergabe des Kloſters auf dem Lande an die Äbtiſſin war wie ein Signal für die Gläubiger des verſchuldeten pariſer Port-Royal. Die größten Anſprüche an daſſelbe hatten die Jeſuiten zu machen, welche vielleicht nicht mit ſo großem Leidweſen die zunehmenden Geldverlegenheiten deſſelben beobachtet hatten. Sie riethen den Nonnen, das Haus in Paris zu verkaufen und ſich auf das Land zu ziehen; dadurch würden ſie wieder reich werden. Allein den Nonnen war der Aufenthalt in Paris noch mehr werth; ſie ließen, um dieſen Plan zu hintertreiben, die Reliquien und die Vorräthe in Eile aus dem verlaſſenen Port-Royal des Champs nach Paris bringen. Der Plan der Jeſuiten wurde immer deutlicher; ſie waren gewiß, alle Käufer überbieten zu können, und dann wollten ſie in dem ſtädtiſchen Port-Royal ein geiſtliches Seminar gründen. Den Widerſtand des Erzbiſchofs gegen dieſe Abſicht hofften ſie ſchon durch den Hof niederzuſchlagen. Allein die Seminare von St. Magloire, St. Nicolas, des Bons-Enfans, des Vertus, beſonders das von St. Sulpice wären durch dieſe Concurrenz ſehr bedroht geweſen. Letzteres, bisher mit den Jeſuiten Eins und verbunden gegen Port-Royal, wandte ſich an Maintenon und ſtellte durch ſie dem Könige vor, daß die Verſprengung der Nonnen von Port-Royal d. Ch. nur eine proviſoriſche Maßregel, etwa bis nach ſeinem Tode ſein werde, wenn man nicht das Kloſter auf dem Lande abbreche. Der König, um ein Gott angenehmes Werk zu thun, wie mit der Zerſtörung der Kirche (temple) der Reformation in Charenton, erließ am 22. Januar 1710 den Befehl zu Abbruch des Kloſters; man war nur gemeint die Kirche und die Wohnung für einen Kaplan ſtehen zu laſſen. Das Gebäude wurde um ein geringes Geld endlich zum Abbruch verkauft, der im Juni begann. Die Keller und alle Vertiefungen wurden mit dem Schutt aufgefüllt, daher der Platz jetzt ein ſo flaches Ausſehen hat.

Indeß war dadurch die Furcht der Feinde Port-Royals nicht beruhigt. So lange die Gräber ſo vieler, von einer zahlreichen Partei als heilig verehrter, Perſonen hier waren, mußte dieſe die Abſicht hegen, wo möglich hier für Einſiedler oder für eine Klo-

ſtergemeinde ein Obdach zu bauen; ſo lange die Kirche beſtand, war ein ſolches Unternehmen nicht mit unerſchwinglichem Aufwand verbunden. Auch das ſollte noch geſchehen, ſo lange der alte König lebte. Dieſer Plan veranlaßte einen Sohn Pomponnes zur Bitte, der König möchte ihm geſtatten, die Gebeine ſeiner Anverwandten, wenigſtens derer, welche in der Kirche ſelbſt begraben waren, in eine Gruft nach Pomponne zu bringen. Er ſchämte ſich nicht als Motiv vorzuſchützen, damit ſeine Nachkommenſchaft vergäße, daß dieſe Leichname an einem Orte begraben geweſen ſeien, welcher das Unglück gehabt habe, Seiner Majeſtät zu misfallen. In der Nacht vom 13. auf den 14. September 1710 wurden die meiſten Leiber oder Herzen der Familie Arnauld von Port=Royal fortgeführt.

Pomponne ſchien es aber ganz vergeſſen zu haben, daß ſie in dem benachbarten Palaiſeau längſt offen lagen und vielleicht einmal zerſtreut werden konnten. Er ging endlich auf den Vorſchlag ein, welcher ihm keine Mühe und Koſten machte, und am 30. September 1725 wurden ſie daſelbſt in der unterirdiſchen Kapelle auf der Seite des Evangeliums alle zuſammen in einer Grube beigeſetzt, welche ein Geiſtlicher ausgegraben hatte.

Auch der Leib Tillemonts wurde am 23. December 1710 nach Paris in die Kirche St. André=des=Arcs gebracht.

Erſt im November und December 1711, als alle Materialien vom Abbruch des Kloſters weggeräumt waren, legte man Hand an die Ausgrabung aller Leichen in der Kirche, im Kloſter, im Kapitel, in den Gottesäckern. „Wir haben dieſes Werk anzuſehen als eine Beſchimpfung der Tempel des h. Geiſtes, der Glieder Chriſti, als ein Attentat gegen die Menſchlichkeit, geeignet die Natur zu empören.“

Einige Herren, welche in den benachbarten Waldungen gejagt hatten, kamen auch nach Port=Royal, um zu ſehen, was vorgehe. Als ſie in die Kirche traten, ſahen ſie, wie man die Erde aufwühlte und zum Theil halbverweſte Leichname hervorzog. Sie hörten, wie die Arbeiter bei Gelegenheit der nackten Glieder die infamſten [1]) Witze machten. Sie ſahen, wie man

1) Ein Arbeiter ſagte, die Nonnen ſeien unglücklich, aber man habe doch entdeckt, daß ſich Hofleute oft acht Tage bei ihnen divertirt haben, überdies ſeien ſie von einer andern Religion und Seniſten geweſen.

die Leichname zerbrach und zerhackte, da man ſie nicht ganz aus den Gruben ziehen konnte. Die Arbeiter tranken, lachten, ſangen, Hunde nagten in der Kirche die Knochen ab und Niemand dachte daran, ſie zu verſcheuchen. Der „fromme Schloſſer" Laisné war noch ſo gut erhalten, daß ſie ihn mit Namen grüßten; ſie zogen ihm ſelbſt das Hemde aus. Die letzte Äbtiſſin lag im Sarge, als ſchliefe ſie nur. Der Karren, welcher dieſe elenden Reſte nach dem Kirchhofe von St. Lambert hinauf brachte, wurde gewöhnlich ſo überladen, daß Vorübergehende manchen unterwegs herausgerollten Kopf oder andere Glieder am Wege begruben.

Auf die Kunde dieſer Frevel wurde Erlaubniß nachgeſucht, mehrere Leichname dieſen Mishandlungen zu entziehen; ſo wurden Sacy, Le Maitre und Racine in der Nacht des zweiten December 1711 in die pariſer Kirche St. Etienne-du-Mont gebracht; die der beiden Brüder wurden in dem Gewölbe der Capelle von St. Johann dem Täufer beigeſetzt, Racine in der Nähe von Pascal.

St. Cyran hatte über das von den Nonnen verlaſſene Port-Royal geſagt, daß an den einſamen Altären die Engel ſtatt der Menſchen Gott anbeten; jetzt hieß es, die Kirche diene nur den Nachteulen zur Zuflucht. Die Kirche wurde mit Mühe zum Abbruch verkauft, das Schönſte waren die 1555 geſchnitzten Chorſtühle, wofür die pariſer Bernhardiner 4000 Livres gaben. Ein Maurer aus Chevreuſe und ein Beamter bei den menus plaisirs des Hofs beſtanden das Übrige im September 1712 [1]. Das Dach wurde ſogleich abgedeckt und im Sommer 1713 die ſtarken Mauern mit Pulver geſprengt. Die Linien, welche das Kreuz der Kirche bildete, ſind jetzt mit Pappelbäumen bepflanzt. Wo einſt der Hochaltar ſich erhob, ſteht jetzt die Inſchrift:

Entrez dans un profond et saint recueillement
Chrétiens, qui visitez la place, en ce moment,
D'un autel où Jésus, immolé pour nos crimes,
S' offrait à Dieu son père, entouré de victimes
Qu'avec lui l'Esprit-Saint embrasait de son feu.
Figurez-vous présens ces prêtres vénérables,
Ces humbles pénitens, ces docteurs admirables,
Lumières de leur siècle, et l'honneur de ce lieu.

1) Siehe Beilage LVIII.

Retracez-vous ce choeur où s'assemblaient des anges,
Du Seigneur, nuit et jour, célébrant les louanges;
Et de ces souvenirs recueillez quelque fruit,
Dans ce vallon désert, où l'homme a tout détruit.

Die Gemiſſements, welche ſpäter vermehrt wurden, drücken den Schmerz und den tiefen Unwillen über dieſen entmenſchten heiligen Eifer der Zerſtörer aus. (Dazu ſiehe Beilage LIX.)

Schickſale der Nonnen.

Wenn etwas eine ſolch unmenſchliche Barbarei entſchuldigen könnte, ſo wären es die Plane der Freunde Port=Royals nach dem Tode Ludwigs XIV. Sein Tod war eine Poſaune der Auferſtehung für ſie. Die Gefängniſſe und Verbannungsörter öffneten ſich für die verfolgten Janſeniſten, welche in der Regentſchaft des Herzogs von Orleans eine Herrſchaft der Gerechtigkeit begrüßten. Denn der Unglaube war gerechter und mitleidiger gegen Port=Royal, wie gewöhnlich gegen die Religion, als der bigotte Glaube, welcher ſeine Sünden in den Thränen und dem Blute Andersgläubiger rein waſchen wollte.

Unter ihm faßten Freunde den Plan, das noch übrige Duzend Nonnen in dem längſt mit Port=Royal durch Freundſchaftsdienſte verbundenen Kloſter Notre=Dame de Lieſſe in der Vorſtadt St. Germain zu verſammeln. Es war dies ein ſtreng reformirtes Haus auch vom Orden Benedicts. Sie konnten dann zuſammen eine Kloſterſchaft bilden. Der Erzbiſchof, welcher ohnedies des Janſenismus verdächtigt, ſich ſehr zu hüten hatte, durch Verſöhnung mit dem alten Port=Royal dieſen Verdacht zu beſtärken, begegnete im Gewiſſensrath des Regenten [1]) dieſer Abſicht durch den Vorſchlag, die Übriggebliebenen in Port=Royal d. P. zu verſammeln, welches durch ſie reformirt werden könne. Bei der Feindſchaft, welche in Aller Herzen gegenſeitig

1) Die Prinzeſſin von Orleans ſchreibt am 27. Sept. 1715: „Ich weiß nicht ob mein ſohn König wirdt werden daß ſteht bei gott aber wen Er Es gleich werden ſolte ſo Kan Er nichts thun, alß waß ſein gewißens raht Ihm rahten wirdt, Eins iſt woll ſicher daß wen Er ſeine Eygene jnclination folgte, ſo würdt woll Kein menſch In der welt geplagt ſein wegen der Religion, aber mitt pfaffen Kompt man nicht Leicht zurecht.“ Was die Prinzeſſin hier ſagt, zunächſt mit Beziehung auf die Reformirten in den Galleeren, hat ſeine Wahrheit nicht blos rückſichtlich der Stellung des Regenten, ſondern auch des Königs gegen Port=Royal.

war, mußte dieſer unnatürliche Plan von Seiten der Gefangenen auf unüberwindliche Hinderniſſe ſtoßen.

In der Zwiſchenzeit ſtarb am 18. März 1716 die Priorin des aufgehobenen Port-Royal in Blois, ungebeugt und ohne Sacramente. Umſonſt hatte der Biſchof ſie ſelbſt auf den Knien gebeten, ſie möchte das Formular unterſchreiben. Nicht ſo feſt blieb der größte Theil der Übrigen; Manche widerriefen ihre Unterſchrift hernach. Unter ihnen ragt als ungebeugte Kämpferin die Schweſter von Sta. Gertrude du Valois hervor. Sie allein erlangte, zum Theil durch die Vermittelung der Prinzeſſin Condé, daß ſie, ohne auf irgend eine Weiſe gewichen zu ſein, von Noailles wieder in den Genuß der Sacramente eingeſetzt wurde. Während eines kurzen Aufenthalts in Paris wurde ſie von allen Freunden Port-Royals jeden Standes beſucht; da ihre Schweſtern alle in die Diöceſe Paris zurückgerufen waren, ſuchte ſie — im Wagen der Prinzeſſin — dieſelben noch in ihren verſchiedenen Klöſtern auf. „Soldaten, welche aus dem Kampfe zurückkommen, die einen verwundet, die anderen ohne Schaden, ſtellen uns ſehr natürlich dieſe Beſuche dar. — Sie, welche ſtark geblieben war, beſtand darin, und die Verwundeten gewannen die Geſundheit wieder; ſo waren ſie alle, obgleich getrennt, nur Eine Heerde, nur ein Herz und Eine Seele." — Noch einmal begegnet uns der Name d'Eſtrée, welcher ſich dem reformatoriſchen Eifer der großen Angelica feindlich in den Weg geſtellt hatte. In den letzten Anfechtungen hatten unſere Nonnen noch ihre Hoffnung auf den freiſinnigen Cardinal aus dieſem Hauſe geſetzt, und die Valois verlebte ihre letzten ſechs Jahre in dem Kloſter d'Eſtrée, welchem ſie, „wie die Bundeslade dem Obed-Edom" Segen gebracht hatte (2 Samuelis 6, 11).

Bilder der Perſonen und Örtlichkeiten.

Die beſten Portraits der Nonnen und Männer von Port-Royal hat der bekannte Maler und Freund unſeres Kloſters, Philipp de Champagne, gemacht. Ich habe nur das von St. Cyran geſehen, welches im Beſitz des bekannten Abgeordneten du Vergier de Hauranne, eines arrière-petit-neveu des großen Abtes iſt. St. Cyran erſcheint darauf ganz als königlicher Prieſter, ein herrlicher Kopf[1].

1) Eine Copie davon iſt im Beſitz des Königs von Preußen.

Ein du Vergier de Hauranne war unter der Reſtauration einer der eifrigſten Gegner der Jeſuiten im Advocatenſtand. — Die übrigen Portraits findet man auf der königlichen Bibliothek in Kupferſtich unter den Oeuvres de Champagne, namentlich die ältere Angelica, Sacy, Barcos, Pontis, Le Maitre, mit der Unterſchrift: sedebit solitarius et tacebit, Retz, ſodann die Gegner Le=Moine, Pereſixe [1]). Auch Edelink hat die Meiſten in Kupfer geſtochen, wie auch das Wunder mit der Hoſtie 1668 in Angers. Die wunderbare Heilung der Tochter Champagnes mit dem Portrait der Mutter Agnes, das h. Abendmahl, auch von Champagne, angeblich mit mehren Portraits der ausgezeichnetſten Einſiedler ſind im Louvre. Wohin das Bild gekommen iſt, welches darſtellt, wie die Mutter Angelica der knieenden Agnes die Conſtitutionen übergiebt, iſt mir unbekannt [2]).

Vor den Memoires von Fontaine und Foſſe findet ſich, nach damaliger Weiſe, in halber Vogelperſpective eine kleine Abbildung von Port=Royal des Champs, welche aber wenig dazu dient, ſich in die Örtlichkeit zu verſetzen, ſelbſt wenn man zuvor damit vertraut iſt [3]). — Die Tochter des Buchhändlers Horthemels hatte in ſechs kleinen Blättern die Kirche, den Chor, das Capitel, den Kreuzgang, das Refectorium und eine Geſammtüberſicht in Kupfer geſtochen. Aber Platten und Abdrücke wurden am 13. Mai 1710 weggenommen; da der König die Zerſtörung des Kloſters befohlen habe, dürfe es auch nicht abgebildet werden, ſo wenig als die zerſtörte reformirte Kirche zu Charenton. Später wurden ihr Platte und Abdrücke zurückgegeben [4]).

1) In der Gemälde=Gallerie im Haag findet ſich das ſchöne Portrait eines jungen Geiſtlichen von Champagne, wofür man keinen Namen weiß und das vielleicht auch in unſern Kreis gehört.

2) Die übrigen Gemälde in Port=Royal ſelbſt waren Chriſtus zu Emaus am Brodbrechen erkannt, Marienbilder, Johannes der Täufer, Chriſtus mit dem Lamm auf der Schulter, eine Nonne mit Dornen gekrönt, eine Verkündigung.

3) Der Kupferſtecher Yver hatte die Gedankenloſigkeit, nicht zu erwägen, daß der Abdruck den Gegenſtänden eine entgegengeſetzte Lage giebt. So ſteht links, was rechts ſtehen ſollte und links, was auf der Rechten ſein ſollte.

4) Findet ſich nebſt anderen Abbildungen auf der königlichen Bibliothek im Karton Port=Royal.

Die beſte Anſchauung nicht blos von den Gebäuden, ſondern auch vom Leben in Port-Royal geben uns die 13 Vignetten des Nekrologs. Das Thor im Vordergrund des erſten Blatts iſt gegen Paris und gegen den Meierhof gerichtet, wo die Einſiedler bis 1661 wohnten; in den Gebäuden links wohnten ſie ſeit 1669. Das Gebäude rechts von der Kirche über dem Kreuzgang, welches von zwei Seiten den Gottesacker einſchließt, iſt das eigentliche Kloſter. Auf jedem Grabe war ein einfaches hölzernes Kreuz, in der Mitte ein großes Kreuz. Das runde Thürmchen davor iſt das maſſive Taubenhaus, das Einzige, was jetzt noch ſteht. In der Ecke des Gottesackers, wo das Kloſter mit dem kürzeren Kreuzesarm der Kirche zuſammenſtieß, floß die Quelle der Mutter Angelica. Sie findet ſich noch; ein Waſſernatter ſonnte ſich eben darin, als ich ſie beſuchte. An einem der nächſten Pfeiler des Kreuzganges ſtanden die Worte:

> Tous ces morts ont vecu; toi qui vis, tu mourras,
> Ce jour terrible approche, et tu n'y penses pas.

Südöſtlich davon lag der Garten mit Obſtbäumen von d'Andillys Hand gepflanzt, welche die fruits bénits trugen, wie Mazarin ſpottete, die jener der Königin Anna zu ſchicken pflegte. Der Bach, welcher die Mühlen treibt, kommt von Weſten, unten öffnet ſich das Thal mehr; die Höhen gegen Norden vom Kloſter (gegen den Meierhof, gegen Verſailles und Paris) und gegen Süden mögen 300 Fuß über den Thalgrund ſich erheben. Im Schatten des dem Meierhof entgegenſtehenden, gegen Norden abfallenden Bergabhanges und hoher Waldbäume, von dem Kloſtergarten durch den Bach getrennt war die nach der jüngeren Angelica genannte „Einſamkeit", ein Kreis von Bänken, wo die Nonnen ſpannen [1]) und andere weibliche Handarbeiten verrichteten. Hier mag allerdings Angelica öfters ihre Vorträge und Unterredungen gehalten haben, welche uns zum Theil in ihren Werken enthalten ſind.

Die deutlichſte Beſchreibung Port-Royals findet ſich im dritten Band der histoire de l'abbaye de Port-Royal. Cologne 1752.

1) Auch im Gehen auf die italieniſche Weiſe.

Nach den Bildern zu urtheilen, müßte jetzt, wie zur Zeit vor d'Andillys Arbeiten, die Cultur dem Walde wieder mehr gewichen ſein, zumal ſeit die ſtützenden Terraſſen auf der Nordſeite zerfallen ſind. Doch iſt nun das Thal, erſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts, durch einen Canal entſumpft.

Unter allen Klöſtern, welche ich kenne, hat die Lage des Kloſters Maulbronn in Wirttemberg am meiſten Ähnlichkeit mit der von Port-Royal; nur war hier Alles enger, die Kirche kleiner, die Gebäude weniger ausgedehnt. Die Straße von Verſailles nach Chevreuſe läßt Port-Royal auf die Entfernung von nicht ganz einer Viertelſtunde rechts liegen.

Der ſpätere Janſenismus.

Die Verdammung von 101 Sätzen aus dem Neuen Teſtament Quesnels hat bekanntlich bald darauf der Sache des Janſenismus einen ungeheuern Umſchwung gegeben, worauf eine noch ſchrecklichere Verfolgung im Beichtſtuhl und auf den Todtenbetten folgte.

Mit den fanatiſchen Erſcheinungen der Convulſionen erwachte auch wieder ein neuer Eifer nach Port-Royal zu wallfahrten. Die Nouvelles ecclésiastiques ſchreiben am 20. Mai 1733: „Beſonders ſind die Wallfahrten nach Port-Royal des Ch. häufig geworden. Achtzig bis hundert Perſonen von Paris allein haben ſich ſchon daſelbſt zuſammen getroffen: Man hat Gebeine, Steine, ſelbſt Gras geſammelt, welche Convulſionen verurſachten. Die Gebeine und Steine haben auf dem Fleiſche mancher Perſonen eine ſo reelle und heftige Empfindung von Hitze hervorgebracht, daß ſie manchmal gewöhnliche Brandmale hinterließen. Man hat formelle Certificate dafür, von Augenzeugen unterſchrieben."

Cardinal Fleury verbot jedoch bald den Eingang und ſtellte Polceiwachen auf. Dieſe Convulſionen, ob ſie gleich durchaus nicht als Thatſachen bezweifelt werden können und einige Zeit großes Aufſehen machten, haben die Janſeniſten unter ſich getheilt, den Meiſten eine abergläubiſche fanatiſche Richtung gegeben und den ganzen Spott des philoſophiſchen Jahrhunderts über ſie zuſammen gezogen. Der kleinere Theil, namentlich viele heimliche Janſeniſten im Oratorium, befreundete ſich mit den

philoſophiſchen Richtungen, mit welchen er durch die Feindſchaft gegen die Jeſuiten und gegen den politiſchen und kirchlichen Despotismus ohnedies verbunden war.

Der dogmatiſche Janſenismus, die geheime Anhänglichkeit an die fünf Sätze, iſt ſehr in den Hintergrund getreten. Aber der ſtreng moraliſche, ascetiſche Charakter der Majorität des franzöſiſchen Klerus beruht auf janſeniſtiſchen Traditionen. Zumal vor der Revolution war der größte, beſte Theil der Pfarrer janſeniſtiſch; durch ihren Übertritt zum dritten Stande hat dieſe Partei einen der Wendepunkte der Revolution gemacht. Die Civil-Verfaſſung wurde von den janſeniſtiſchen Oratorianern mit dem entſchiedenſten Beifall aufgenommen, in ihrer Kirche leiſtete man den Eid darauf. Eine noch zu erwartende Geſchichte der Revolution, welche es ſich zur Aufgabe machen würde, beſonders die religiöſen und antireligiöſen Überzeugungen der Parteien markirt ans Licht zu ſtellen, welche ſich bis zu Robespierres Sturz, ja bis zum Conſulat drängten, würde auf die Geſchichte des Janſenismus ein weſentliches Licht werfen. Das pariſer Port-Royal, unter dem Namen Port-libre als Gefängniß benutzt [1]), war einer der Schauplätze der ſchrecklichen Septembermörder. Die Freunde Port-Royals gedachten zur Zeit der Frevel in St. Denys derſelben Frevel, welche von dieſen Todten zu Anfang des Jahrhunderts an denen von Port-Royal geübt worden waren. Natürlich ein ſpäterer Prophet ruft:

> Le Dieu des opprimés n'est point sourd à leurs voix:
> Et d'affreux Jacobins, pires que les Tartares,
> Vengeront Port-Royal, en exhumant nos rois.

Der Gedanke, den Janſenismus, wenigſtens ſeine episkopale Grundlage durch den großen Kriegsherrn in Frankreich herrſchend zu machen, mußte nothwendig ſcheitern. Napoleon konnte ſo wenig daran denken, als an eine Wiedereinſetzung der alten Parlamente. Nichts war ihm mehr zuwider, als ſolcher bedingter, verclauſulirter Gehorſam. Mit einer Macht, welche ſich ihrerſeits auch unbedingten Gehorſam zu verſchaffen wußte, konnte er als Bundesgenoſſe herrſchen, ſich ihrer bedienen oder nach gewohnter Weiſe kämpfen.

1) Jetzt iſt es ein Entbindungshaus.

Die ſtreng janſeniſtiſche Partei in Paris, welche an Geiſtlichen der Kirche von St. Severin noch am längſten einen Anhaltspunkt hatte, iſt zwar durch die révue ecclésiastique thätig, bekämpft craſſen Ablaß, die unbefleckte Empfängniß, die Jeſuiten; im Ganzen hat ſie jedoch wenig Bedeutung. Sie beſteht aus Leuten vom minderen Bürgerſtand, meiſt von erprobter Ehrlichkeit, iſt aber beſchränkt.

Der Geiſtreichſte unter dem parlamentariſchen Janſeniſten der letzten funfzig Jahre war der in ſeiner Überzeugung ſelbſt durch die nächſte Todesgefahr nicht zu erſchütternde Graf Lanjuinais, welcher in geiſtreichen Impromptus namentlich die Beſtrebungen der Reſtauration beleuchtete [1]). Ihm geiſtesverwandt ſcheint Graf Montlauſier geweſen zu ſein, ein vielgeſchäftiger, unverwüſtlicher Charakter, welcher auch auf dem Todtenbette den Segen der Kirche nicht durch Ableugnung ſeiner Überzeugung erkaufen wollte. Ein minder kühner, mehr ſtiller Charakter war der berühmte Gelehrte de Sacy. Ihnen ſteht zur Seite der berühmte Gregoire.

Gegenwärtig möchte der Sieg der Jeſuiten in Frankreich wohl eine dem Janſenismus verwandte Reaction hervorrufen, vielleicht zugleich eine Emancipation der Pfarrgeiſtlichkeit und Vicare von ihrer drückenden Abhängigkeit von den Biſchöfen.

Der holländiſche Janſenismus iſt in offenbarem Erlöſchen [2]). — Man hat ſeit beinahe hundert Jahren ſich gewöhnt, jeden Verſuch die katholiſchen Landeskirchen der Gewalt Roms zu entziehen, ja die Einziehung der Kirchengüter (Civil-Verfaſſung des Klerus) Janſenismus zu nennen. Die joſephiniſchen Beſtrebungen in Deutſchland haben wenig Verwandtſchaft mit dem alten Janſenismus gehabt, mehr die gleichzeitigen in Italien, die Uni-

1) Seine in Deutſchland erſtaunlich wenig bekannten Werke ſind in vier Bänden von ſeinem Sohne geſammelt: Oeuvres de J. D. Lanjuinais avec une notice biographique, par Victor Lanjuinais. Paris 1832.

2) Folgendes gebe ich aus dem Munde eines namhaften Jeſuiten: die für die Niederlande ſo kritiſche Errichtung vieler neuen Biſthümer um Mitte des 16. Jahrhunderts veranlaßte die Beſetzung derſelben mit Profeſſoren von Löwen, an deren Stelle unerfahrene Männer kamen, welche die Lehre von Leſſius verdammten, was Sixt perſönlich beleidigte, da er ſie früher ſelbſt aufgeſtellt hatte. — Napoleon habe kein größeres Scheltwort gehabt, als: „Janſeniſt! Er erlaubte in Holland die Wiederbeſetzung ihrer Biſthümer nicht; nur der von Deventer lebte noch, als 1813 die Verbündeten einrückten; kaum hatte er einige neue geweiht, ſo ſtarb der Greis.

verſität Pavia, Ricci, Biſchof von Piſtoja [1]), für den es kein verbotenes Buch gab als den Index der verbotenen Bücher. Mehr mit der philoſophiſchen Schule der edlen Neapolitaner zu Ende des vorigen Jahrhunderts verwandt war Joſef Capece-Latro, Erzbiſchof von Tarent [2]), bedeutend beſonders zur Franzoſenzeit. — Die blos praktiſche finanzielle Richtung des erſt kürzlich in Spanien geſtürzten ſogenannten Janſenismus iſt bekannt.

Wie weit iſt das Alles von den Tagen, da Janſen mit St. Cyran vereint in Bayonne Auguſtins Lehre wieder entdeckte, da St. Cyran den Janſenismus im Herzen Angelicas gründete.

Überblick des Ganzen.

Wir wenden unſere Blicke zurück und horchen auf den fernen Donner parlamentariſchen Streits. Anton Arnauld ringt mit dem mächtigſten Orden der Chriſtenheit und klagt ihn des Königsmordes an. Die Erbſünde der Familie iſt unauslöſchlich gegründet und eine Macht, welche für ſie eine Macht des Schickſals wird. — Gerade hundert Jahre darauf ſtirbt Doctor Anton Arnauld in der Verbannung.

Des älteren Anton Tochter, wider Willen Nonne geworden, macht Ernſt aus ihrem Gelübde und gewinnt den Tag am Gitter. D'Andilly „der Freund", bringt ihr den ſanften, bilderreichen Franz von Sales, welchen die Kirche bald ſelig und heilig ſpricht; aber erſt der Abt von St. Cyran iſt der erſehnte Eine Mann aus Zehntauſenden. Port-Royal wird der Waffenplatz Derer, welche die neuentdeckte Lehre des chriſtlichen Alterthums, das Bekenntniß der tiefen Verdorbenheit des Menſchenherzens, der alleinigen ſiegreichen Gnade Gottes, die Nothwendigkeit der Liebe zur Buße und zu allem Guten, dabei die Nothwendigkeit ſtrenger Büßungen als ein Pannier gegen den herrſchenden Pe-

1) Ich habe mich durch die handſchriftliche Selbſtbiographie Ricci's überzeugt, daß Potter nichts verändert, ſondern ſie nur abgeſchrieben hat und mit ſeinen Reflexionen untermiſcht. Da dieſem Mann mehrere Jahre der Vatican offen ſtand, war es mir wichtig, mich von der Ehrlichkeit ſeines Verfahrens zu überzeugen.

2) Seine Biographie: Elogio storico del arcivescovo Giuseppe Capece-Latro per Nicolo Candia, canonico della cattedrale di Tarento. Napoli 1837.

lagianismus und gegen die todte, äußerliche Gerechtigkeit des opus operatum und der Sacramente aufwerfen.

St. Cyran ſtirbt, nachdem ihm im Kerker die „Söhne der Wüſte" geboren ſind, Janſen, nachdem er ſeinen Auguſtin vollendet hat. Die Gegner, um noch bei Zeiten zu ſteuern, werfen den Kampf aufs Dogma, am römiſchen Hofe verleugnen die Janſeniſten ihres Meiſters Lehre; der Verſuch einen Theil der verdammten Lehre und ihren Urheber zu rechtfertigen, hat die Ausſtoßung Arnaulds und der Seinigen aus der Sorbonne zur Folge. Seitdem herrſcht eine ſchreckliche Verwirrung der Überzeugungen und Gewiſſen. Dem Blitze des Vaticans antworten die tödtlichen Pfeile der Provinzialbriefe; es geſchehen Wunder. Der Kampf tobt jetzt ſiegreich auf dem Boden der kirchlichen Moral.

Der junge König, eiferſüchtig gegen Verächter ſeine königliche Gewalt geltend zu machen, zerſtreut die Einſiedler, trennt die Mütter von den Kindern; die Stunde der Gefangenſchaft ſchlägt. Schlimmer iſt die des Abfalls. Aber Kurie und König treten zurück von dem Bunde der Biſchöfe, das Neue Teſtament, noch einmal unter Verfolgungen ans Licht geſtellt, verbreitet ſich, der Kirchenfrieden befreit die gefangenen Diener des Worts und entſetzt das alte getreue Port=Royal.

Aber umſonſt werfen ſich die Kämpen von Port=Royal auf die Reformirten; der Despotismus Ludwigs und der Jeſuiten wittert in ihnen einen Funken der Freiheit, das liederliche Treiben des Hofs und die ſittenloſe Sittenlehre der Geſellſchaft Jeſu liebt keine ſolche Zeugen. Arnauld und einige ſeiner Getreuen ſuchen im Auslande ſichere Verborgenheit und Freiheit zum Streit. Aber vereinzelt fechten und ſterben die Helden, ſie tödten ſich zum Theil mit dem Schwert eiſerner Buße, die Todten ziehen die Überlebenden ſich nach. Die Saat der Tyrannei, Zwieſpalt, Liſt und Bitterkeit wuchert.

Port=Royal ſeiner Kinder, wie ſeiner Väter, beraubt, ohne Stütze, führt noch einen langen, fleckenloſen Wittwenſtand, bis dem greiſen König bange wird, es möchte ihn überleben und ſich verjüngen. Er ſucht ſein durch das Elend und den Tod ſo vieler tauſend Ketzer doch noch nicht beſchwichtigtes Gewiſſen durch dieſes Opfer zu ſühnen; der Jeſuit Tellier iſt der Prieſter

dieſes Sühnopfers. Auch im Grabe iſt für die Feinde der Geſellſchaft Jeſu keine Ruhe.

So ſtünden wir denn nach mehr als hundertjährigem Kampfe auf Trümmern, die den Erdboden gleich ſind, vor Gräbern, aber nicht einmal Todte ſind mehr darin, nicht einmal ein einfacher Grabſtein bezeichnet das Ende und Ziel unſeres Laufes.

Iſt das der ganze Gewinn all dieſes Hoffens und Ringens, dieſes Betens und Leidens? Iſt es Alles umſonſt geweſen, haben alle dieſe Männer und Jungfrauen auf einen Schatten gehofft, in Gebet und Schmerzen nur mit einem Schatten und um ein Nichts gerungen?

Das Ziel, nach dem ſie rangen, liegt nicht am Ende; am Deutlichſten ſteht es da am Anfang, als ihnen das erneute Alterthum der chriſtlichen Kirche vor die dadurch wiedergeborne Seele trat. Nicht nur die Lehre, wie die Reformatoren zunächſt und unmittelbar es anſtrebten, wollten ſie reformiren; auch das ganze Leben und den ganzen Reichthum der erſten Jahrhunderte wollten ſie an ſich reißen und wieder in ſich lebendig werden laſſen und dadurch die Welt überwinden und die Kirche wiedergebären. Öfters, aber nie mit ſolcher Energie des Willens und des Wiſſens, iſt dieſes Ziel angeſtrebt und ergriffen worden.

Aber die Tage der Einſiedler der ägyptiſchen Wüſte, die Tage Auguſtins ſind nur in Gott lebendig und gegenwärtig, der Menſch kann mit keinem Gebet und mit keiner Kunſt, mit keiner Kraft kann er die Todten wieder wandeln machen. Den Lebendigen, das Leben dürfen wir nicht bei den Todten ſuchen.

Dieſe Lehre hat Port=Royal für uns theuer erkauft.

Quellen der Geſchichte von Port-Royal.

Es iſt getadelt worden, daß nicht ſchon der erſte Band eine Aufzählung und Beurtheilung der Quellen enthalte. Allein das iſt erſt eines der Endreſultate der ganzen Arbeit; daher kann dieſes Verlangen vernünftiger Weiſe nur an den geſtellt werden, welcher das Werk ſelbſt ſchon vollendet hat.

Fürs zweite hat man getadelt, daß von mir das Leben und die Geſchichte Port-Royals einſeitig nach befreundeten Schriftſtellern dargeſtellt werde. — Da ich den erſten Band in Deutſchland ſchrieb, fehlten mir dabei allerdings, außer Petitot, die Darſtellungen von feindlicher Seite. Ich habe deren in Paris viele kennen gelernt. Aber die meiſten taugen gar wenig; theils gehen ſie darauf aus, Port-Royal der abgeleugneten Ketzerei zu überführen, theils ſchreibt einer die üblen Nachreden, großentheils handgreifliche Verleumdungen, des Vorgängers oder des Geredes nach; was zu beweiſen ein Leichtes wäre, aber zu ſeiner Zeit ſchon hinreichend geſchehen iſt. Ich darf wohl ſagen, daß die meiſten Gegenſchriften den Jeſuiten unſerer Tage, auch den Gelehrten unter ihnen nicht bekannt ſind; was ich ihnen durchaus nicht zum Tadel nachſage. Ich habe mich bei ihnen angelegentlich erkundigt, aber das Meiſte auf anderen Wegen gefunden. Außer auf die von uns mitgetheilten Briefe Racines gegen Port-Royal, verwieſen ſie mich hauptſächlich auf Petitots weitläuftiges Notice als Einleitung zu den Memoires von d'Andilly im 33. Bande ſeiner bekannten Sammlung. Petitot hat ganz den Charakter des Renegaten; er weiß Vieles, zieht und preßt Alles heraus, was nachtheilig iſt oder als nachtheilig dargeſtellt werden kann. Dabei laufen viele Irrthümer mitunter; das iſt aber noch nicht das Schlimmſte; ſondern er hat ſich offenbar Lügen gegen beſſeres Wiſſen zu Schulden kommen laſſen.

Wohl das Beſte unter den gegneriſchen Werken iſt Histoire des cinq propositions de Jansenius (von Dumas); ich gebrauchte die Ausgabe à Liège 1699 in 12. zwei Bände. Es giebt nicht ſowohl die Geſchichte von Port-Royal, als den Janſenismus bis 1669, mit Nachweiſungen ſeiner Wendungen und Verſtecke. Es finden ſich viele feine, richtige Bemerkungen darin.

Außerdem benutzte ich Recueil historique et dogmatique sur l'origine, les progrès et la condamnation des erreurs de Baïus, Jansenius et Quénel, avec la réfutation des subterfuges de leurs disciples et des 101 propositions qualifiées en détail. 1739 in 12. Ein Band. Die Abſicht des Buchs iſt, nachzuweiſen, daß bei obigen Drei dieſelbe Ketzerei ſei, der Quesnelianismus iſt die beſte Partie, im Ganzen iſt es eine unkritiſche Parteiſchrift. Einige andere kürzere Gegenſchriften finden ſich theils oben

im Text, theils in den Beilagen. Dahin gehören auch amtliche Urkunden, Urtheile der Päbſte, des Königs und dergl.

Erſt nach langem vergeblichem Anfragen bei mehreren bedeutenden öffentlichen Bibliotheken erhielt ich aus einer Privatbibliothek in München die Mémoires chronologiques et dogmatiques, pour servir à l'histoire ecclésiastique depuis 1600 jusqu'en 1716. Avec reflexions et des remarques critiques. Nismes. MDCCLXXXI. 2 Bände in 8. Als Verfaſſer wird gewöhnlich der Jeſuite d'Avrigny angegeben. Durch die Überſichtlichkeit der chronikenartigen Form, durch große Lectüre und oft ſehr richtige, wenn auch mit Parteiintereſſe ausgeſprochene Bemerkungen macht ſich das Buch nützlich. Die Händel der Jeſuiten mit einzelnen Biſchöfen, der chineſiſche Streit ſind genau behandelt. Beſonders merkwürdig waren für uns die Auszüge aus der bei Quesnel und Gerberon gefundenen, von den Jeſuiten entzifferten und erklärten Correſpondenz der Janſeniſten. Alles mag allerdings nicht lautere Wahrheit ſein, aber doch wohl das Meiſte davon.

Merkwürdig iſt, daß das Beſte und Empfindlichſte, was gegen Port-Royal geſchrieben wurde, von **Racine** iſt, nämlich ſeine beiden Briefe, woraus wir das Weſentliche mittheilen. Von demſelben haben wir eine Geſchichte von Port-Royal, welche namentlich auch die Umtriebe der Gegenpartei bei den Hofbiſchöfen aufdeckt, worauf wir jedoch nicht näher eingingen. Dieſe Geſchichte hat einen apologetiſchen Charakter, ob ſie gleich nicht mit dem für den Erzbiſchof Noailles abgefaßten Aufſatze zu verwechſeln iſt. Im übrigen verweiſe ich auf die Ausgabe von Racines Werken durch la Harpe, und auf S. 215 des erſten Bandes meiner Geſchichte von Port-Royal. — Von demſelben Racine haben wir aber (hinten im ſechsten Bande in der Ausgabe von la Harpe) auch das einzige wirklich **unparteiiſche**, mit treffender Kürze entworfene Bild der inneren Zuſtände, der Perſönlichkeiten von Port-Royal, eine Schilderung der „inneren Kriege." Es ſind wohl meiſt vertraute Mittheilungen Nicoles an Racine und von dem größten Werth, als Seitenſtück zu den im Styl der Heiligen-Geſchichte geſchriebenen Biographien.

Die übrigen **gedruckten Quellen** theilen wir ein

1) in Sammlungen von Briefen, Werke der Glieder von Port-Royal. Dieſe dienen zunächſt zur Charakteriſtik der einzelnen Mitglieder, und es werden daher kurze Auszüge oder Charakteriſtiken dieſer Werke bei den einzelnen Perſonen, bald im Text, bald in den Beilagen, gegeben. — Doch haben wir zum erſten Bande in dieſer Beziehung unten Einiges nachzutragen.

2) Memoires von Augenzeugen und Sammlungen von Aktenſtücken.

3) Auf Grund dieſer, der mündlichen Überlieferung und ſchriftlicher Urkunden nach der Zerſtörung abgefaßte Geſchichten von Port-Royal.

Gedruckte Quellen.

Zu 1. Lettres de la rev. mère **Marie Angélique** Arnauld, abbesse et reformatrice de Port-Royal. Utrecht, aux dépens de la compagnie 1742. Drei ſtarke Bände in 12. Sie enthalten viel Unbedeutendes. Das Schreiben war weniger ihre Sache, als das Leben. Daher ſind kräftiger die Entretiens ou conférences de la rev. mère Marie-Angélique Arnauld, abb. et ref. d. Port-Royal. Bruxelles 1757. Ein ſtarker Band in 12. — Von ihr wurde noch eine horloge de la passion gedruckt. —

Von **Janſen** iſt, außer ſeinen exegetiſchen Werken, der zuerſt lateiniſch geſchriebene Discours de la réformation de l'homme intérieur zu erwähnen. Ich beſitze die Ausgabe Paris 1727 in 16.

St. **Cyran** Oeuvres chrétiennes et spirituelles de Messire Jean du Verger de Hauranne, abbé de St. Cyran. Nouvelle édit. Lyon 1679.

Vier Bände in 16. Dieſe vollſtändige Sammlung ſeiner Werke iſt eine wahre Seltenheit. Ich weiß nur von drei Exemplaren, das eine im Beſitze des Erzbiſchofs von Utrecht, das zweite von Herrn Ste. Beuve; auch ich bekam endlich eines nach vielem vergeblichem Suchen. Nicht einmal auf der königl. Bibliothek in Paris findet es ſich Die dritthalb erſten Bände enthalten die lettres spirituelles. Den Schluß des dritten Bandes bildet: Lettre de Messire Jean du Verger de Hauranne à un ecclésiastique de ses amis touchant la disposition à la prêtrise. — Der vierte Band enthält, außer einer Table des éloges et lettres écrites en faveur de l'abbé de St. Cyran, eine Sammlung von traités de piété, worunter wir hervorheben ſeine théologie familière ou brève explication des principaux mystères de la foy (davon erſchien 1693 die dreizehnte beſondere Ausgabe) und pensées chrétiennes sur la pauvreté.

Seine lettres chrétiennes et spirituelles wurden 1648 ſchon zum viertenmal aufgelegt. Unmöglich war es mir zu bekommen: Lettres chrétiennes de l'abbé de St. C. imprimées pour la première fois en 1744. Zwei Bände in 12. Schon erwähnt wurden instructions chrétiennes tirées par M. Arnauld d'Andilly des deux vol. de lettres de Mre. J. du Verger d. H., a. d. St. C. Paris 1672. Ein Band in 8. — Zur Kenntniß St. Cyrans giebt auch die feindſelige Schrift: Le progrez du Jansenisme par de Preville. Avignon 1655 in 4. Ein Band, nicht zu überſehende Beiträge.

Es liegt nicht in unſerer Aufgabe, alle Werke der Schriftſteller und Nonnen von Port=Royal aufzuzählen. Auf 120 Seiten 12. findet man einen Theil davon alphabetiſch geordnet in dem supplément au necrologe des plus célèbres défenseurs et confesseurs de la vérité des dix-septième et dix-huitième siècles. 1762. Es exiſtirt noch ein gedruckter catalogue des livres jansénistes, ich glaube in vier Bänden in 12., welcher ſelbſt von Janſeniſten als zuverläſſig anerkannt wird, ob er gleich von Gegnern geſchrieben iſt.

Zu 2.

Memoires von Augenzeugen und Sammlungen von Actenſtücken.

Eine Hauptquelle unſeres erſten Bandes ſind die Mémoires pour servir à l'histoire de Port-Royal et à la vie de la révérende mère Marie Angélique de St. Magdeleine Arnauld, reformatrice de ce monastère. Utrecht, aux dépens de la compagnie 1742. Drei Bände in 12., beſonders über Geiſt und Leben der großen Angelica; die bedeutendſten ſind von ihrer gleichnamigen Nichte. Das Ganze kann als Grundlage der beabſichtigten Heiligſprechung betrachtet werden; nichts deſto weniger eine wichtige Urkunde.

Ihnen ſind an die Seite zu ſtellen Mémoires touchant la vie de Mr. de St. Cyran, par M. Lancelot, pour servir d'éclaircissement à l'histoire de Port-Royal. Cologne, aux dépens de la compagnie. 1738. (Petitot ſpricht fälſchlich von einer Ausgabe während der erſten Gefangenſchaft der Nonnen.) Zwei ſtarke Bände in 12. Der erſte iſt Geſchichte, zugleich die der Bekehrung des Verfaſſers. Die eigenthümliche Monotonie und Umſtändlichkeit machte rathſam, nur wenig daraus zu überſetzen. Der zweite Band belegt die verſchiedenen Tugenden St. Cyrans und enthält die Beſchreibung einer Reiſe Lancelots im Jahr 1667 nach Alet; außerdem ſind beiden Bänden verſchiedene Urkunden beigegeben. Lancelot, einer der erſten Einſiedler und bedeutendſten Lehrer von Port=Royal, verdient wegen ſeiner nicht abſchweifenden Genauigkeit wohl am meiſten Glauben unter allen Memoires.

Bekannter, weil durch ihre Weichheit anſprechender, ſind die Mémoires pour servir à l'histoire de Port-Royal par M. Fontaine. Cologne, aux

dépens de la compagnie 1738. Zwei Bände in 12. Sehr jung in das beginnende neue Leben Port=Royals eingetreten, führt er uns bis gegen das Ende deſſelben. Es iſt wenig Ordnung, die Redſeligkeit des Alters. Bei Gelegenheit habe ich in Anmerkungen ſeinen Bericht mit dem von proſaiſcheren Augenzeugen verglichen. Doch finden ſich wenigere eigentliche Unrichtigkeiten, als man nach ſeinem Styl glauben ſollte.

Ganz von derſelben Ausſtattung und Ausgabe ſind die Memoires von du Foſſé, in Einem Band. Er war, wie Fontaine, ſpäter beſonders an die Perſon Sacys gebunden, auch ein Frühbekehrter von Port=Royal. Er hat immer etwas Adeliges an ſich behalten. So reden auch ſeine Memoires entweder von ſeiner Perſon, welche doch nicht beſonders bedeutend iſt, und von ſeiner Familie, oder oft etwas gar zu hoch im allgemeinen.

Zu bedauern iſt, daß alle dieſe Memoires offenbar durch die Hand der Herausgeber zahlreiche Correcturen erfahren haben; dieſe haben uns zwar manche Mühe erſpart, indem ſie Widerſprüche ausmerzten, damit iſt aber auch gewiß viel Eigenthümliches verwaſchen worden. Das zeigt die Urſchrift der Memoires von Fontaine, welche im Beſitze von Herrn Ste. Beuve iſt.

Unter den Urkunden=Sammlungen ſteht voran Histoire des persécutions des religieuses de Port-Royal, écrites par elles-mêmes. A Ville-Franche, au dépens de la Société. 1753 in Quart, 496 Seiten, eng gedruckt. Geſchichte mit überwiegenden Urkunden, beginnt mit dem April 1661 bis 26. Auguſt 1664. Die Nonnen ſchrieben aus dem Gedächtniß mit unglaublicher Genauigkeit die zahlreichen Verhöre nieder, welche ſie durchzumachen hatten. Am Schluſſe ſtehen Avis donnés par la mère Catherine-Agnès de St. Paul Arnauld aux religieuses de Port-Royal, sur la conduite qu'elles devoient garder au cas qu'il arrivât du changement dans le gouvernement de la maison.

Die ganze Sammlung iſt durch ihre Genauigkeit und die unzähligen Wiederholungen ermüdend; ſie führt uns nur bis zum Anfang der großen Verfolgung.

Noch dickleibiger, mit nicht durchlaufenden Seitenzahlen iſt eine Sammlung: Divers actes, lettres et relations des religieuses de Port-Royal du St. Sacrement, touchant la persécution et les violences qui leur ont été faites au sujet de la signature du formulaire. Sie beginnt auch mit dem April 1661 und führt, wenn auch nicht ununterbrochen, bis 1669. Von vorn herein ſind es Abkürzungen des Vorigen. Es ſind Berichte über ihre Gefangenſchaft in fremden Klöſtern, welche einzelne Nonnen, z. B. die jüngere Angelica nach ihrer Rückkehr zu den Schweſtern, auf Befehl ihrer Oberen, niederſchrieben, die von der zurückgebliebenen Mehrzahl ausgeſtellten Acten und Protocolle, Briefe der Nonnen, welche ſie leiteten.

Clemencet ſagt im vierten Bande ſeiner handſchriftlichen Literaturgeſchichte von Port=Royal, die vom 26. Auguſt bis 29. Nov. 1664 gemachten Acten der Majorität in Port=Royal de Paris ſeien von Sta. Chriſtina Briguet und von Euſtoquie de Flecelles Bregis abgefaßt. Die Acten von 1661 bis 1668 ſeien von Suſanne Champagne als Secretairin geſchrieben. — Derſelbe urtheilt über dieſe Sammlung: Es wäre zu wünſchen, daß Diejenigen, welche ſie dem Publicum übergeben haben, genauer geweſen wären, die Stücke ganz zu erhalten, ſtatt davon wegzuſchneiden, was ihnen paſſend ſchien und Auszüge zu machen. Sie hätten damit einen großen Dienſt geleiſtet. Man hätte Grund, ſich beſonders über die Unterdrückung einer ſo großen Anzahl von Briefen zu beklagen, wodurch die Leſer gewiß erbaut worden wären. Es möge uns erlaubt ſein, noch zu ſagen, daß es eine tadelnswerthe Nachläſſigkeit von den Herausgebern iſt, daß ſie

dieſe Sammlung gegen den herrſchenden Gebrauch weder mit einer Vorrede, noch Einleitung, noch mit Noten begleitet haben.

Letzteres mag ſeine Richtigkeit haben, da zur Zeit der Herausgabe noch keine umfaſſendere Geſchichte von Port-Royal gedruckt war. Statt deſſen lebte ſie im Munde von Tauſenden, welche daher dieſe Acten ſchon an die rechte Stelle einzufügen wußten. Clemencet vermuthet, dieſe Sammlung ſei 1724 gedruckt, alſo vor der obgenannten hist. des pers. Dieſe ſtellt ſich ſomit als ein mislungener Verſuch heraus, nach Clemencets Sinn Alles zu drucken, was von den Nonnen binnen ſieben Jahren, insgemein oder privatim, geſchrieben worden war, nebſt den Protocollen ihrer Verhöre. Ein eigentlich fanatiſcher Gedanke! Denn ob ſie gleich ſtreng bewacht waren, correſpondirten ſie Jahr und Tag doch täglich mit ihren Freunden. Wir müſſen auch als Hiſtoriker den Herausgebern des divers actes Dank wiſſen, daß ſie die Unzahl von Papieren geſichtet haben.

Nécrologe de l'abbaïe de N. Dame de Port-Royal des champs, ordre de Citeaux, institut du St. Sacrement, qui contient les éloges historiques avec les épitaphes des fondateurs et bienfaiteurs de ce monastère, et des autres personnes de distinction, qui l'ont obligé par leurs services, honoré d'une affection particulière, illustré par la profession monastique, édifié par leur pénitence et leur piété, sanctifié par leur mort, ou par leur sépulture. Amsterdam, 1723. Ein Band von 498 Seiten in Quart. Verfaſſer iſt Dom Rivet, von der Congregation von St. Maurus. Die Ordnung iſt nach den Todestagen vom 1. Januar an, zugleich überſichtlich durch ein alphabetiſches Verzeichniß. Jene Ordnung ſchrieb ſich aus Port-Royal ſelbſt her, wo der Nekrolog des Hauſes, das heißt, jeden Tag das Leben der an demſelben geſtorbenen Mitglieder zur Anfeuerung in allem Guten verleſen wurde. Bei jedem Namen iſt eine kurze Biographie, welche jedoch nicht immer ganz zuverläſſig iſt, bei manchen ein oder mehrere Epitaphien, unter denen ſich die von Hamon auszeichnen.

Supplément au nécrologe de l'abbaïe de N. Dame de Port-Royal des Champs etc. première partie contenant, outre de nouveaux éloges, des corrections et des additions a là plus-part des articles de six premiers mois du nécrologe; avec un recueil de pièces intéressantes. (ohne Druckort) 1735 in Quart, 690 Seiten. Dadurch wurde nicht nur den Fehlern und Lücken des Vorhergehenden abgeholfen, auch eine Anzahl neuer Biographien, mit Recht éloges genannt, mitgetheilt, ſondern auch allerlei noch ungedruckte Briefe, Relationen, Acten. —

Im ſiebenten Bande der Mém. hist. et chron. zum Jahre 1723 heißt es: „Man verlangte eine Ergänzung des Nekrologs. Blondel, Verfaſſer der Vie des saints, ſuchte die Vorrede von Dom Rivel zu verbeſſern. Fräulein Perrier, die wunderbar geheilte, machte Zuſätze zu dieſer Vorrede und zum Nekrolog. Das Alles iſt aber bisher Manuſcript geblieben. Ein Privatmann verſuchte 1735 ein vollſtändiges Supplement zu geben und veröffentlichte einen Band in Quart für die erſten ſechs Monate. Einige ſchlimme Schritte eiferſüchtiger Autoren hintertrieben die Fortſetzung und die zweite Hälfte wird wohl nicht erſcheinen. Das Werk war allerdings nicht vollkommen; allein dieſe Art, die beſten Bücher zu verſchreien, wenn ſie nicht gefallen, iſt dem Chriſtenthum nicht gemäß."

Es ſcheint wirklich nicht, daß ein zweiter Supplementband die in der zweiten Hälfte des Jahres Geſtorbenen nachhole; wenigſtens habe ich ihn nicht zu ſehen bekommen.

Die Nouvelles ecclésiastiques, das Organ des Janſenismus im 18. Jahrhundert, vom 27. Febr. 1762 ſprechen von einem Nécrologe du dix-septième siècle, welcher fortgeſetzt wurde durch zwei Bände: Nécrologe du

dix-huitième siècle, welche 1760 erſchienen. Dieſen ſchließt ſich an: supplément au nécrologe des plus célèbres défenseurs et confesseurs de la vérité, des dix-septième et dix-huitième siècles; la suite de Port-Royal; les sujets omis et ceux qui sont morts depuis 1759: le catalogue des ouvrages des auteurs: la suite de la table chronologique (für die Ereigniſſe des Janſenismus von 1738 bis 1763) et une table générale. 1763 in 12. (ohne Druckort). Ein Band, mit dem Bildniß des ſehr häßlichen Pater Quesnel; ein ſehr praktiſch eingerichtetes Buch, beſonders wegen der Aufzählung der literariſchen Werke der Janſeniſten. In dieſen vier Bänden ſind Nekrologe von 1500 Menſchen!

Vies intéressantes et édifiantes des religieuses de Port-Royal et de plusieurs personnes qui leur étoient attachées, précédées de plusieurs lettres et petits traités, qui ont été écrits pour consoler, soutenir et encourager ces religieuses dans le tems de leur oppression, afin de servir à tous les fidèles qui se trouvent dans le tems de trouble. Aux dépens de la compagnie. 1750. Vier Bände in 12. Die Briefe ſind zwar großentheils von namhaften Perſonen, aber meiſt für die Geſchichte unwichtige Troſtbriefe in Verfolgung oder bei Todesfällen. Die Lebensläufe der Nonnen, großentheils minder bedeutender, ſind zum Theil von der zweiten Angelica.

Recueil de plusieurs pièces pour servir à l'histoire de Port-Royal ou supplément aux mémoires de Messieurs Fontaine, Lancelot et du Fosse. Utrecht, aux dépens de la compagnie 1740. in 12. Die Aktenſtücke beziehen ſich zum Theil auf St. Cyrans Verhör; auch iſt ein Verzeichniß der Perſonen beigegeben, an welche ſeine einzelnen Briefe geſchrieben waren. Die von Fräulein Perier geſammelten Familien-Papiere über Pascal ſind hier zum Theil mitgetheilt.

Recueil de pièces qui n'ont pas encore paru sur le formulaire, les bulles et constitutions des papes, dont on exige des fidèles l'acceptation. Avignon, 1753. Ein ſtarker Band in 12. Viele Briefe von Nonnen, beſonders von der jüngeren Angelica, auch von Freunden von Port-Royal. Es erhellt daraus, wie doch der Zweifel an der Untrüglichkeit des Pabſtes ſelbſt in Glaubensſachen nicht allein in Pascal ausgebildet war. Als Motto ſtehen dem Bande die Worte voran: Il est certain que le pape peut errer dans la foi en soutenant une hérésie par une constitution: car il y a en plusieurs papes hérétiques: le pape Adrien VI in 4 Sent. Quest. de minist. confir. Einige Briefe von ſolchen entſchiedenen Auguſtinianern habe ich mitgetheilt in der Beilage XVI. zu Pascals Leben.

Als Sammlung von Actenſtücken, welche entweder die ganze katholiſche, oder die gallikaniſche Kirche insbeſondere betreffen, that mir vortreffliche Dienſte die histoire ecclésiastique du dix-septième siècle. Paris 1714. Vier Bände in 8. (von Dúpin). Muſterhaft iſt beſonders die im vierten Bande zu findende table des ouvrages dont il est fait mention, disposées par ordre des années et des matières avec les noms, les qualitez et l'age des auteurs. Man erſtaunt, welche Menge von Schriften Gegenſtände hervorgerufen haben, die wir, ob ſie gleich zu unſerem Gegenſtand gehören, nur ganz kurz behandeln konnten, z. B. das N. Teſt. von Mons, die fourberie de Duai, der cas de conscience. Dieſes mit großem Fleiß gearbeitete Werk verdiente als Quelle der Geſchichte der katholiſchen Kirche ungleich mehr benutzt zu werden. Nur ein Paar chronologiſche Unrichtigkeiten deckt d'Avrigny darin auf.

Zu 3.

Geſchichten von Port-Royal.

Die älteſte iſt Histoire abrégée de l'abbaie de Port-Royal, depuis la fondation en 1214 jusqu'à l'enlèvement des religieuses en 1709. Paris 1710 von Tronchai, welcher acht Jahre Tillemonts Secretair geweſen. Ein kleiner Band in 12. Sie war allerdings ungenügend, Petitpied fiel auch ſogleich unbarmherzig darüber her. Fouillon giebt ſie überarbeitet in ſeinen Mémoires sur la destruction de Port-Royal 1711, worüber wieder die Mém. hist. ſich tadelnd ausſprachen. Dennoch wurde die urſprüngliche Ausgabe 1727 unter demſelben Datum und 1736 vor Fontaines Memoiren wieder abgedruckt. Wenigſtens in meiner Ausgabe ſind mehrere Actenſtücke aus der letzten Zeit Port-Royals beigefügt. Die Schickſale dieſes Büchleins finden ſich im ſiebenten Bande der Mém. hist. et chron. von Seite 473 an.

Das Gegentheil davon ſind die Mémoires historiques et chronologiques sur l'abbaye de Port-Royal des Champs depuis sa fondation 1204, jusqu'à la mort des dernières religieuses et amis de ce monastère. Utrecht, erſter Band 1658, zweiter Band 1759, in 12. Äußerſt gründlich angelegt, aber ſo weitläuftig, daß der zweite Band nur bis 1633 reicht, alſo nur bis zum Anfang der eigentlich bedeutenden Zeit. Der Verfaſſer iſt, ſo viel ich weiß, Guillebert. Dieſe Geſchichte iſt jedoch die letzte der Zeit der Herausgabe nach. Sie gehört zwiſchen die Urkundenſammlungen und Geſchichten hinein.

Die erſte in der Herausgabe und unter allen die am beſten bearbeitete, indem beſonders die Perſönlichkeiten in den Vordergrund treten, iſt die Histoire de l'abbaye de Port-Royal. Cologne, aux dépens de la compagnie, 1752. Sechs Bände in 12. Zuerſt kommen die Lebensbeſchreibungen der Nonnen, dann die der Männer vom dritten Bande an. Bezeichnend iſt eine gewiſſe Vorliebe für Nicole. Der Verfaſſer iſt Beſoigne.

Im Jahr 1756 erſchienen, als Ergänzung der eben genannten ſechsbändigen Geſchichte von 1752, die Vies des quatre évêques engagés dans la cause de Port-Royal, M. d'Alet, d'Angers, de Beauvais, de Pamiers, in 12., in zwei Bänden, wodurch die unmäßig weitläuftige Vie de M. Pavillon, évêque d'Alet. à St. Miel 1727, in 12., in drei ſtarken Bänden, überflüſſig gemacht wurde. Dieſe beiden gut geſchriebenen Werke ſollten durch den Vorwurf erdrückt werden, daß ſie nicht die nothwendige unbedingte Pietät, d. h. Verehrung für Port-Royal hätten. Es ſcheint, daß Reibungen zwiſchen geflüchteten und zurückgebliebenen Janſeniſten, und wohl auch verſchiedene Anſichten über die Wunder und Convulſionen dabei mitunterliefen. Ein Theil der Memoires und Geſchichten von Port-Royal iſt in Utrecht von Geflüchteten geſchrieben oder überarbeitet, in dem gegenwärtig vom Erzbiſchof bewohnten Hauſe; ich vermuthe, daß es die aux dépens de la compagnie gedruckten ſind. Die Punkte, welche ſie gegeneinander vorbringen, ſind nicht bedeutend und großentheils Perſönlichkeiten, für uns aber eine Bürgſchaft, daß kein Theil dem anderen viele Unrichtigkeiten vorzuwerfen hatte.

Clemencet, der Benedictiner, und Guillebert traten vereint gegen die beiden genannten Werke auf, welche ihrer eigenen Autorslangſamkeit auf eine unangenehme Weiſe zuvorgekommen waren. Jener ſchrieb eine ſehr genaue actenmäßige, aber ſehr monotone histoire générale de Port-Royal depuis la réforme de l'abbaïe jusqu'à son entière destruction. Amsterdam 1756 und 1757, zehn Bände in 12. Die Thatſachen bedingen die Ordnung und drängen die Perſönlichkeiten ſehr in den Hintergrund. An Declamationen fehlt es nicht.

Im Jahre 1756 erſchienen die Mémoires historiques et chronologiques sur abbaye de Port-Royal des Champs. Utrecht, 1655 in 12., welche in ſieben ſtarken Bänden die Geſchichte Port-Royals vom Kirchenfrieden an bis zum Ausſterben der Nonnen behandeln. Wir dürfen dem Verfaſſer, Guillebert, aufs Wort glauben, daß dieſer Theil der Geſchichte durch Mangel an Vorarbeiten beſondere Schwierigkeiten und Mühe machte. Die letzten vier Bände enthalten viele gerichtliche Actenſtücke und haben zum Theil mehr Intereſſe für das kirchliche Recht der Zeit, als für die Geſchichte von Port-Royal. P. XXIV. des erſten Bandes giebt er beſonders über die zahlreichen handſchriftlichen Quellen Rechenſchaft. Die Berather Port-Royals ſchrieben die Vorkommenheiten genau auf, und dieſe Notizen ſtanden Guillebert zu Gebot.

Histoire abrégée de la dernière persécution de Port-Royal, suivie de la vie édifiante des domestiques de cette sainte maison. Edition royale. 1750. Drei Bände in 12., enthält die Verfolgung von 1706 an. Sie iſt ſehr leidenſchaftlich geſchrieben. Der etwas herbe, aber genaue Guillebert ſagt im vierten Bande der Mém. hist. et chron. darüber: „Der Herausgeber dieſer Denkwürdigkeiten hat ſehr unpaſſend viele Stücke, worunter manche falſche, hinzugefügt. Er hätte klüger gehandelt, wenn er ſie ſo gegeben hätte, wie ſie 1727 abgefaßt waren, ohne hinzu- noch hinwegzuthun, ohne die Kapitel und Artikel zu verändern. Er hätte auch angeben ſollen, daß der Verfaſſer dieſer Denkwürdigkeiten der Prieſter Peter Olivier Pinault war, wegen ſeines Widerrufs der Formular-Unterſchrift aus der Congregation der Miſſion ausgeſchloſſen, geſtorben den erſten Mai 1737.

Ich kann nicht umhin zu bekennen, daß die Ruines de Port-Royal von dem rühmlichſt bekannten Gregoire, eine Gelegenheitsſchrift zur Säcularfeier der Zerſtörung Port-Royals 1709, ſehr unbedeutend iſt.

Eine Engländerin, Schimmelpennink, hat vor mehr als einem Jahrzehend eine zweibändige Geſchichte von Port-Royal geſchrieben, welche ich nur im Vorübergehen geſehen habe. Sollte ſie auch keine Bedeutung für die Kirchengeſchichte haben, ſo muß ſie doch mit Beleſenheit und gut geſchrieben ſein. — Die Reiſe Lancelots nach Alet iſt darin beſonders weitläuftig behandelt. Obgleich dergleichen Schilderungen von großartigen Landſchaften einem Buche manchen Leſer verſchaffen, glaubte ich doch nicht darauf eingehen zu dürfen.

Im erſten Bande habe ich mich viel der verſchiedenen franzöſiſchen Memoires in der Sammlung von Petitot bedient. Ich bin immer noch der Anſicht, daß dergleichen Geſchichts-Quellen auch für die Kirchengeſchichte von Bedeutung ſeien, wenn dieſe wirklich die Entwickelung des Lebens in chriſtlichen Ländern geben will. Um jedoch nicht wieder in Verſuchung zu kommen, Port-Royal nur mittelbar Berührendes aufzunehmen, während der Stoff ohnedies ſchon überreich war, habe ich zu dieſem Bande mich weniger dieſer Quellen bedient. Ich las jedoch: Les historiettes de Tallemant des Réaux. Mémoires pour servir à l'histoire du 17me siècle, publiés par Mommerque. Paris 1834. Zu ſeiner Charakteriſtik einige Anekdoten über kirchliche Perſonen: Vialart, Biſchof von Chalons, fragte bei einer Viſitation die Bauern: que faut-il faire pour se sauver? — Il faut se retirer dans le château quand les gensdarmes venont. — Ein Mönch predigte zu Cinq-Queus am Tage des Heiligen des Dorfs, und meinte, dieſer heiße St. Queus. Er forderte die Leute auf, dieſen Heiligen nachzuahmen. Ein marguillier ſagte ihm, der Heilige des Orts ſei St. Martin. — Das heißt auf Griechiſch St. Queus, erwiderte der Mönch. — In einer Kirche hatten auf die Oſterzeit die marguilliers einen Prediger

aufgeſtellt, die Pfarrer einen. Sie kamen endlich überein, der eine ſollte Vormittags, der andere Nachmittags predigen. Am Palmſonntage ſagte der Frühprediger, qu'il laissait à qui prècherait après lui à expliquer si c'était un âne ou une ânesse sur qui notre seigneur était monté. Der berühmte Mann werde ihnen dieſes Myſterium leicht erklären. Der Franziscaner fing Nachmittag an: puisque M. l'archidiacre a laissé à expliquer si c'est un âne ou une ânesse, je vous prie de lui dire que c'est un âne. — Einmal fand Tallemant am Kamin einer Dame, deren Gunſt er ſich rühmt, bien du crachottis. Was iſt das? fragte er. Hélas, antwortete ſie, c'est M. de Mestresat (ein reformirter Geiſtlicher) qui a fait là le lac de Genève. — Ein Rohan heirathete eine Sülly, welche noch ein Kind war. Dumoulin, alors ministre de Charanton, ne pût s'empêcher, car il a toujours été plaisant, de demander, comme on fait au baptème: Presentez-vous cet enfant pour être baptisé?

Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Luiſe 1676 bis 1722. Herausgegeben von Menzel, Stuttgart 1843. Ich habe mich dadurch in meinen Anſichten über die Zeit Ludwigs XIV ſehr befeſtigt gefunden.

Als Beitrag zur Charakteriſtik dieſer wackeren Dame theilen wir mit, was im fünften Bande der Mém. hist. et chron. ſteht: Unter dem Jahre 1709 heißt es: „Alles ließ ſich zu dem nahen Ruin von Port-Royal de Champs an, Alle ſchienen, nach der Art des Hofs, keine andere Anſichten zu haben, als die des Fürſten. Lauthier, Advocat der Nonnen, hatte Gelegenheit, den 9. Jun. Madame Royale, Schwägerin des Königs, Mutter des Herzogs von Orleans, des Regenten, in Verſailles allein zu ſehen. Nachdem ſie ſich über einige Geſchäfte beſprochen hatten, welche ſie betrafen, redeten ſie über die Nonnen von Port-Royal de Champs, welchen er, wie ſie wohl wußte, ergeben war. Die Unterredung währte lange, die Prinzeſſin beſchloß ſie mit den Worten: „Die armen Jungfrauen glauben vielleicht, daß ich gegen ſie ſei, weil ich nach Port-Royal de Paris gehe (namentlich wegen Frau von Beuvron; einige ihrer Briefe von 1699 in obiger Sammlung ſind von Port-Royal aus datirt); aber ich bin ganz für ſie. Frau von Grammont hat mir ſo viel über ſie geſagt, daß ich von der Ungerechtigkeit, welche man gegen ſie verübt, durchdrungen bin und ich glaube, daß alle Unglücksfälle, welche Frankreich zuſtoßen, eine Folge davon ſind. — Lauthier ſagte, da man alle ihre Güter mit Beſchlag belegt habe, ſo leben ſie nur von Almoſen. Er wollte ihr ihre Briefe zeigen; aber ſie rief: Nein, nein, das würde mich zu weich machen und mir das Herz durchbohren. Ich könnte vielleicht nicht umhin, mit dem König darüber zu ſprechen und er würde es nicht beifällig aufnehmen; Sie werden mich aber verpflichten, wenn Sie ihnen, ohne mich zu ſehr zu compromittiren, zu wiſſen thun, daß mir ihre Lage ſehr zu Herzen geht und daß ich ganz für ſie bin." — Dieſe Äußerung entſpricht gar mancher in der Briefſammlung.

Über die 1709 geſtorbene Tante der Prinzeſſin, über die Äbtiſſin Luiſe Hollandine, Tochter des unglücklichen Böhmenkönigs, wie über ihre ganze Familie enthält das fünfte Kapitel im ſiebenten Bande von St. Simons Memoires Näheres. Nur ſtellt er ſie mit Port-Royal in zu nahes Verhältniß. Die acht erſten Bände von St. Simon in der Ausgabe von 1829 habe ich mit vieler Belehrung geleſen, jedoch auch von dem, was unſerer Aufgabe ſich annäherte, Vieles unterdrücken müſſen. Beſonders für die letzte Kriſe iſt dieſes claſſiſche Werk wichtig.

Handſchriften.

In den Archiven von Frankreich (rue de Chaume) enthält der Kanton: Port-Royal L. 1621, eine bedeutende Sammlung von Urkunden. — Sodann die handſchriftlichen Arbeiten des Bibliothekars des Hauſes in der St. Honoreſtraße, des Oratorianers Adry; daraus habe ich eine Geſchichte des Janſenismus innerhalb dieſer Congregation während des 17. Jahrhunderts geſchöpft, welche wohl in Illgens Zeitſchrift für Kirchengeſchichte mitgetheilt werden wird. Man erſieht daraus die ſyſtematiſche Unterdrückung der Gewiſſen durch die vereinten päbſtlichen, königlichen, erzbiſchöflichen Gewalten, wie ſehr Alles Parteiſache geworden war und wie in Folge der Unterdrückung und äußeren Verleugnung die verdammte Lehre ſich in alle möglichen Fragen einſchwärzte. Ich verweiſe hier beſonders auf Manus. 439. Annales de la congrégation de l'oratoire, Fol. mit der Jahreszahl 1791. Bibliothèque des écrivains de l'oratoire par Adry. Dazu die Kupferſtichſammlung in Mappe M. 451, welche manches Intereſſante enthält. Carton M. 442. Table des écrivains de la congrégation de l'oratoire, depuis 1611 jusqu'en 1796. — Extraits faits par Me. la Marquise d'Estampes de la Ferté. A. 1770. Aus Handſchriften des Archives habe ich auch die Biographien von Gerberon und Quesnel geſchöpft, ohne aus den reichlichen gedruckten Hülfsmitteln etwas dazu zu thun. — Als Curioſität füge ich hier bei, daß ein Oratorianer 1683 vom König den Auftrag erhielt, bei einer Synode zu präſidiren, welche die Proteſtanten am 2. Jun. zu Sorgues-les-Angers hielten.

Auch auf der königlichen Bibliothek (rue Richelieu) finden ſich Briefe aus und über Port-Royal, namentlich unter den Handſchriften des Oratoriums z. B. wichtige Orat. 206. Fol.; auch Suppl. 334 und 1195.

Hier findet ſich auch Supl. I. fr. N. 1958. B. die ſehr werthvolle Sammlung der an Abbe Nicaiſe geſchriebenen Briefe. Dieſer Mann intereſſirte ſich ſehr für das italieniſche Theater in Paris, ſtand mit Philoſophen, mit Antiquaren und Münzſammlern, mit Rance, mit Port-Royal, mit Reformirten und einigen Anderen in brieflichem Verkehr und zwar in einem intimen. Quesnel verwies es ihm auch, daß er ſich immer mit Münzen und Syrenen beſchäftige. Unter ſeinen Correſpondenten zeichnet ſich der Arzt Spon in Lyon, ein Reformirter aus, ein äußerſt ehrenwerther, liebenswürdiger Charakter, ein gebildeter Gelehrter.

Mit den Nonnen von Port-Royal war Nicaiſe von alten Zeiten, mit Agnes ſchon von ihrem Aufenthalt in Dijon her, bekannt. Er hielt monatlich eine Meſſe für ſie, wie die übrigen Freunde; er hatte ſie auf ſeinem Memento-Zettel bei jeder Meſſe. Während einer Operation wurde in Port-Royal für ihn gebetet. Durch ihn wurde die alte Verbindung mit dem Kloſter von Tard bei Dijon wieder vermittelt, ſo daß man von Port-Royal dahin wieder lettres de recommandation (zu Fürbitten) ſchickte und von da erhielt. Einige Jahrzehende correſpondirte mit Nicaiſe Maria Angelica von Sta. Thereſe Arnauld. Bei Sacys Tod ſchreibt ſie ihm: „Unſer Haus war ſeine Kirche." Wohl ſagt ſie bei Gelegenheit der Flucht Arnaulds, ſie betrachte dieſelbe als eine Gnade Gottes, um auch ihn mehr von der Welt zu trennen. — Einmal heißt es ohne Datum: Wir bitten immer noch um unſer täglich Brot, denn wir ſind den folgenden Tag nichts verſichert. —

Gar manche dieſer Briefe laſſen ſich nicht in die Geſchichte einreihen, da ſie ohne Datum ſind, dienen aber doch dazu, Port-Royal und ſein Verhältniß zu Nicaiſe, folglich dieſe unſere Quelle ſelbſt zu charakteriſiren. So finden ſich im fünften Bande von Nr. 123 bis 127 Briefe aus Port-Royal an ihn, welche ſich mit vieler Beſtimmtheit und Klarheit über die verſchiedenſten Ereigniſſe der großen und kleinen Welt ausſprechen. Sie

handeln vom Türkenkriege, von den Ausſichten auf Frieden, von neuen ſchönen Hymnen auf die Feiertage St. Bernhards, die man in Port-Royal angenommen habe und die man wohl in ſeinem ganzen Orden mit den ſchlechten in Holzſchnitt vertauſchen werde; „denn dieſe neuen befriedigen das Ohr und das Herz, die Gelehrten und die Einfältigen finden darin, was ſie ſuchen, ein rechtes Bild ihres Vaters für die Kinder St. Bernhards. Sollte aber Nicaiſe eine Überſetzung davon in franzöſiſcher Sprache auswirken können, ſo würden Mehrere davon ſehr erbaut ſein, die großen Dinge zu verſtehen und Gott in ſeinem Heiligen zu ehren." — Die Briefſtellerin intereſſirt ſich ſehr für die Alterthümer des Ordens und ſeiner Reliquien, nicht blos aus Curioſität, ſondern mit frommem Sinne, wobei ſie jedoch mit Kritik zu Werke geht. Nicaiſe hatte ihr auf ihr Verlangen die Beſchreibung eines Bechers von St. Bernhard gegeben; ſie fragt ihn, wie es komme, daß er ſich in einem Kloſter finde, das nicht zu ſeinem Orden gehöre; nicht um die koſtbare Reliquie den Nonnen ſtreitig zu machen, ſondern ſie betrachtet es als eine zu verfolgende Spur für die Geſchichte des Heiligen und ſeines Ordens: „Eine gut geſchriebene Geſchichte der Antiquitäten dieſes Ordens wäre ihm nützlicher als die General-Kapitel dieſer Zeit, und das Buch Rancés iſt mehr werth, als die Statuten, die man in la Trappe macht." Sie weiß Beſcheid um die Werke Arnaulds, läßt ſich aber ganz beſonders das Chronicon Clarevallense angelegen ſein. Am höchſten hält ſie die Reliquien, welche ſich vertheilen laſſen unter alle Glieder der geiſtigen Familie, ohne daß ſie dadurch vermindert, noch zerſtückelt werden, die Reliquien des Geiſtes und der Frömmigkeit. Bei dem aufſteigenden Kampfe zwiſchen den Benedictinern und la Trappe über die Frage, ob die Mönche gelehrt ſein dürfen, ſchreibt ſie: „Man muß allerdings der Wiſſenſchaft Gränzen ſtecken. Sie werden darüber ſtreiten; es ſind dies aber nicht unſere Geſchäfte; denn was uns betrifft, die wir nur auf die Wiſſenſchaft der Heiligen Anſpruch machen, ſo lernt ſie ſich im Stillſchweigen und alle Belehrungen dieſes Buches ſind gut." — In dem Briefe vom 27. Auguſt 1683 heißt es: Es wäre ganz außerordentlich geweſen, wenn die Tugend des Abtes von la Trappe und ſeines Hauſes wie ein ehernes Gefäß geblieben wäre, welches keine Feſtigkeit hat, wenn es nicht im Ofen geweſen iſt. Man ſchürt aber einen an, wie man ſagt, wegen des Buchs, welches zuerſt ſo großen Beifall gefunden hatte; die Mönche meinen, es werde verbrannt werden; man ſagt jedoch in allem Ernſte, man werde ſeine Cenſur betreiben und vierzig Federn widerlegen es. Es wird vielleicht ſehr ſchlecht gelingen; indeß wird es Widerſpruch, Verfolgung, Prüfung genug geben, und ſo werden ſie nicht extra disciplinam ſein und ihre tiefe Einſamkeit wird ſie nicht ſchützen gegen das Gewitter. Es ſcheint nach dem, was man uns aus Rom gemeldet hat, daß man dieſes Werk wohl für würdig achten wird, in den Index geſetzt zu werden mit ſo vielen anderen, die ihm keine Unehre machen werden. Was will man aber in dieſem Lande ſagen, als daß weder wir, noch unſere Väter das Joch der Moral Chriſti tragen konnten; wo werden wir aber Ruhe für unſere Seelen finden? Wenn wir ſie in den Entſcheidungen der Caſuiſten finden, wird unſer Frieden nur ſehr kurz ſein, und wir werden beſtürzt beim Schall der Trompete erwachen, welche uns rufen wird, vor der Wahrheit zu erſcheinen, die ſich auf ihren Thron geſetzt hat, die Lüge und die Lügner in den Teich von Feuer und Schwefel zu ſtürzen.

Den 23. Jan. 1683 ſchreibt Dieſelbe: „Wann werden wir denn Nachricht aus Rom erhalten, die uns den Frieden hoffen läßt? Es hat aber keinen Anſchein dazu. Sie ſehen, wie ſelbſt Diejenigen mit der Religion ſpielen, welche ſich ihre Verbreiter nennen. Es iſt offenbar einiger Unterſchied zwiſchen dieſen letzten Apoſteln und den erſten; ihre Methode zu predigen

gleicht ſich nicht. Indem die erſten das Evangelium durch ihre Bande und ſterbend predigten, lehrten ſie die Gläubigen fürs Evangelium dulden und ſterben. Wenn nun aber dieſe ſpielend unterrichten, ſo iſt zu fürchten, daß auch ihre Schüler ihr ganzes Leben mit der Religion nur ſpielen, und nur diejenigen Übungen lieben, wobei man mehr gewinnt. Das Alles verdient, daß wir weinen, während man ſpielt. Bitten ſie Gott für uns um ſeine heiligen Thränen, welche die Quelle des wahren Troſtes ſind."

Auch von Arnauld finden ſich in der Brieſſammlung von Nicaiſe verſchiedene Briefe, welche noch nicht gedruckt ſind. In einem derſelben antwortet Arnauld auf das Anſinnen, er ſolle zur Vermittlung der Ordnung im Orden St. Bernhards beitragen; er ſagt zu, aber unter der Bedingung, daß es ein Friede ſei, welcher das Gute beſtätige, das in dieſem Orden ſich zu bilden anfange, nicht zu ſeiner Unterdrückung. „Zu Erhaltung der Reform muß man den reformirten Klöſtern nothwendig zugeſtehen 1) die Wahl ihrer Viſitatoren, oder was auf Daſſelbe hinauskommt, zehn Definitoren ihrer Reform, welche mit den fünf Äbten (der Haupthäuſer) jene wählen; 2) daß ihre Viſitatoren allein das Recht haben, ihre Klöſter von enger Obſervanz zu viſitiren; 3) daß ſie auch die Ernennung der Prioren in den Commendhäuſern haben; 4) daß ſie das Recht haben ſich zu verſammeln, um die Angelegenheit der Reform zu regeln. Die Reform eines einſt ſo heiligen Ordens darf nicht geſtürzt werden unter dem Vorwande des Gehorſams gegen Obere, welche für ſich ſelbſt ihrer Regel nicht gehorchen, was doch das Erſte iſt. Viele urtheilen falſch darüber, weil ſie die ſchrecklichen Unordnungen der Klöſter gemeiner Obſervanz nicht kennen. — Port=Royal, welches ſich vor allen Mannsklöſtern reformirt hat, iſt allerdings mit den reformirten Bernhardinern verbunden und zwar durch Rance, den Bernhard unſerer Tage."

Auch von Nicole finden ſich Briefe, zumal einer über ſeinen angeblichen Abfall 1679, worin es unter Andern heißt: Warum ſollte ich meine Überzeugung geändert haben? Gott müßte mich ſehr verlaſſen haben, wenn ich jetzt als Irrthum anſähe, was ich immer für Wahrheit genommen habe und wofür ich um ſo mehr Grund habe zu hoffen, daß ich mich nicht betrogen habe, als mir ſchien, ich habe mich daran angeſchloſſen ohne irgend ein menſchliches Intereſſe. Was meine Freunde betrifft, ſo wäre ich um ſo unentſchuldbarer, wenn ich ſie verdammte und mit ihnen bräche, da ich ſie ſo nahe kennen gelernt und beſſer als Einer mich von der Reinheit ihrer Anſichten und von der Geradheit ihrer Abſicht und ihres Benehmens überzeugt habe.

Soviel mag genügen, um das Verhältniß dieſes Mannes und ſeiner Brieſſammlung zu Port=Royal zu belegen.

Noch reicher und beachtungswerther, die wichtigſte unter allen unſeren handſchriftlichen Quellen ſind die Journaux de Mr. des Lions, doyen de la faculté de théologie de Sorbonne et de l'église de Senlis. Königliche Bibl. Man. Sorbon. 1258. ein ſtarker Quartband. Es ſcheint, daß dieſe wichtige Quelle bisher nicht für die Kirchen=Geſchichte benutzt wurde. Herrn Faillon habe ich Behufs ſeiner Biographie von Olier auch darauf aufmerkſam gemacht.

Johann Deslyons (der Name wird verſchieden geſchrieben) war 1615 zu Pontoiſe in einer guten Familie geboren, ſtudirte in Paris Theologie, wurde Doctor und trat 1640 als Dekan und Theologal in dem Paris benachbarten Senlis ein. Er ließ ſich 1656 lieber aus der Sorbonne ausſchließen, ehe er Arnaulds Verdammung unterzeichnet hätte. Wiederholt ließ er es ſich ſehr angelegen ſein, Arnaulds Wiedereintritt zu unterhandeln, dieſer hielt jedoch auf ſolche Vermittler nicht viel. Arnauld nennt ihn 1661 in einem Briefe an Hermant eine von den personnes inquiètes et vacillantes. Sie hatten auch einen ärgerlichen Streit über die Angelegenheiten einer Nichte von des

Lions, deren ſich Arnauld gegen ihren geizigen Vater annahm. Nachdem er ſich ſeiner Stellen Kränklichkeits halber begeben hatte, ſtarb er am 26. März 1700. Näheres über ihn findet ſich auch bei Moreri.

Er hatte nahe Verbindungen mit Leuten von beiden Parteien, namentlich auch mit den Liancour und Longueville. So ſagten ihm jene A. 1657, der Pabſt wolle Port-Royal zerſtören, er habe alle Hoffnungen der Deputation der auguſtinianiſchen Biſchöfe zerſtört, er habe St. Amour ſein ganzes Geheimniß entlockt und ſich nachher über ſie moquirt. Zu derſelben Zeit notirt er ſich, man werfe ihm vor, er habe in einer Predigt geſagt, die Janſeniſten ſeien unſichtbare Leute (das heißt: es gebe eigentlich keine, es ſei hérésie imaginaire). Einer, wohl ein Mönch predige und ſchüre gegen ihn. Dieſer ſei ungefähr ein Socinianer, er ſuche den philoſophiſchen Stein mit dem Stadtpfarrer. Schon früher war des Lions des Janſenismus verdächtigt worden, weil er nicht dagegen ſchrie. Beſonders die predigenden Mönche ſpionirten über ihn die Leute aus, er hatte hinwieder Leute bei der Hand, welche über jene ihm Nachrichten brachten. Anno 1666 ſagte ein Jeſuiten-Prediger in Senlis auf der Kanzel: „Die neue holländiſche Ketzerei, ich will den Namen nicht nennen, um zu zeigen, daß ich mich der Friedfertigkeit befleißige." — Man bedrohte des Lions, ihn bei Annat anzuzeigen, weil er die erſten Bewegungen der concupiscentia für Sünde, obgleich für verzeihliche, erklärt hatte. Der Biſchof ſagte, er halte ſie nicht dafür, es wäre ihm lieb, wenn des Lions es nicht geſagt hätte. Ein Jeſuite widerlegt als Advents-Prediger dieſe Behauptung, als die eines homme judicieux et sage. Erſt wenn ſich der Wille mit dieſer Bewegung des Gelüſtens verbinde, entſtehe Sünde. Derſelbe ſagte, die Leute, welche ſoviel von der Reinheit predigten, ſeien gewöhnlich Ketzer oder fallen noch in die Ketzerei. — Bei jeder Predigt waren die Zuhörer darauf geſpannt, gegen wen die Predigt gerichtet ſei.

Die wichtigeren Nachrichten ſind im Text an ihrem Orte eingefügt. Des-Lions ſchrieb von 1656 bis 1671 alle möglichen Nachrichten, beſonders mündliche Mittheilungen, welche ihm gemacht worden waren, in dieſes ſein Tagebuch, beſonders was den janſeniſtiſchen Streit anging. Er war ein geborner und geübter Horcher, ängſtlichen Gemüthes. Manches hielt er für gut lateiniſch zu ſchreiben, z. B. Mlle. de Rellies multa mihi dixit de episcopo S. F. et de ancilla coquina ejus. Vieles ſagte man ihm auch über das Leben der Prälaten, welche in Paris ſich zuſammenfanden und als Organe zu Verdammung des Janſenismus gebraucht wurden.

Seine Unſelbſtändigkeit und Ängſtlichkeit erweiſt ſich beſonders 1657, als er unſchlüſſig war, ob er die Cenſur der Sorbonne gegen Arnauld unterſchreiben ſollte. Er fragte alle möglichen Leute von beiden Parteien um Rath. Arnauld lehnte es ab ihm zu rathen: Es ſtünde mir übel an, wenn ich Ihnen in einer Sache, welche mich perſönlich ſo nahe angeht, rathen wollte. Ich kann Sie aber verſichern, daß ich die Ehre Ihrer Freundſchaft theuer bewahren werde, was Sie auch thun mögen. — Vielleicht wäre des Lions getroſt geweſen, wenn Arnauld ihm unter irgend einem Vorwande zur Unterſchrift zugeſprochen hätte. —

Des Lions fragte auch Vincent, M. de St. Nicolas, den Biſchof von Pamiers 1657 deshalb um Rath; alle riethen ihm die Unterſchrift. Letzterer war damals nahe daran, ſich von dem Biſchof von Alet zu trennen, weil er den Janſeniſten zu günſtig ſei. Er ſtellte des Lions vor, wenn dieſe Partei und ihre Anſichten von Gott wären, ſo würden ſie in den Geiſtern nicht die Wirkungen der Rebellion, des Stolzes (enflure), der Apoſtaſie und Bosheit hervorbringen, welche man jeden Tag an ihnen ſehe. —

Wir geben nun nach der Zeitfolge noch Einiges, theils weil es in den erſten Band gehört, theils weil es ſich nicht wollte ungezwungen in die Ge-

ſchichte verflechten laſſen, mitunter auch weil es als unverbürgtes Gerede erſcheint; auf jeden Fall charakteriſirt es unſere Quelle.

1654 erzählt Hallier, St. Amour ſei ein Knecht des Auslandes, er habe geſagt, ſo viele Meſſen und Gottesdienſte ſchadeten der Reformation der Kirche, er habe zu Baſel mit Vergnügen das majeſtätiſche Geläute zur (reformirten) Predigt gehört.

1656. Beichtväter behaupten, ſie haben Befehl, den Beichtenden zu fragen, zu welcher Partei er gehöre, und wenn dieſer Arnauld für gut katholiſch halte, wenn nicht die Abſolution zu verweigern, doch von dem Abendmahl abzuhalten.

1656. Die Königin von Polen macht ſich eine Freude daraus, ihre beiden franzöſiſchen Geiſtlichen über den Janſenismus disputiren zu hören, indem Fleury dafür, ihr Prediger dagegen ſei. — Ein Kapuziner verleugnet einen Brief, worin er die H. von Longueville janſeniſtiſcher Umtriebe bezüchtigt hatte; der Brief ſei von ſeiner Handſchrift, aber der Teufel müſſe ihn geſchrieben haben.

Ein italieniſcher Jakobiner überſetzte von 1657 die Summa von St. Thomas gegen die Heiden ins Ebräiſche; man hoffte damit die Bekehrung der Ungläubigen in der Levante und die der Juden zu bewirken.

Des Lions berichtet von einer langen Mittheilung, welche ihm Vincent in St. Lazare über St. Cyran gemacht. Das Meiſte iſt bei dem Verhöre ſchon mitgetheilt; Manches ward aber doch durch den Zuſammenhang deutlicher. Vincent ſagte, St. Cyran habe ihn früher durch ſeine Reden entzückt, er habe ſich dadurch ganz erhoben und entflammt gefühlt. Als einige Zeit darauf das Buch Gibieuf's von der Freiheit erſchienen, habe derſelbe Gelegenheit genommen, ſeine Gedanken mehr auszuarbeiten, oder ſie freier auszuſprechen. So habe St. Cyran mit ihm denn öfter von dieſer Freiheit geſprochen, hierauf verdächtige Sätze von Zeit zu Zeit vorgebracht. Da er ihm geſagt, Dieſes komme aber dem Kalvinismus ſehr nahe, habe ihm der Andere erwidert, die Sache Kalvins ſei gut, er habe ſie nur ſchlecht vertheidigt. — Darauf wandte Vincent ein, Kalvins Sache ſei in ſoweit gut, als er mit uns die Trinität, die Incarnation und Anderes vertheidige; ſeine Sache ſei aber nichts nütze in den Dingen, welche die Kirche verdamme. — Vincent ſprach ſich jedoch gegen mich nicht beſtimmt darüber aus, ſagt des Lions, in was dieſer Abbe verdächtig ſei, außer in ſeiner Anſicht über die römiſche Kirche und das tridentiner Concil. Er zeigte mir an, daß man ſeine Irrthümer aus ſeinem Katechismus erſehen könne, wo er weder vom Pabſt rede, noch von den Indulgenzen, noch von den Bildern, noch von der Anrufung der Heiligen, wie er hätte ſollen. St. Cyran hat zu mir geſagt, erzählte Vincent, wenn ich auch ſo ſtudirt hätte (wie er), hätte er mir Wunderdinge zeigen und Wunderdinge durch mich wirken wollen. Wenn ich ihn hören wolle, würde er meine Congregation zu einer der berühmteſten in der Kirche machen. — St. Cyran ſoll ihm um dieſe Zeit ein Priorat und ein ſchönes Haus bei Bayonne angeboten haben, allein Vincent lehnte es ab, da er immer vor Neuerungen bange gehabt, und dadurch habe das Zutrauen St. Cyrans zu ihm ſehr abgenommen.

Da ſo mehrere bedeutende Prieſter mit St. Cyran brachen, ſuchte St. Vincent ihm vorzuſtellen, welchen Skandal er gebe und ging einmal zu ihm, um mit ihm von den verſchiedenen Handlungsweiſen Gottes bei der Schöpfung der Engel, dann der Menſchen zu ſprechen, wie er das natürliche, dann das moſaiſche Geſetz, dann das Evangelium gegeben habe; ihm vorzuſtellen, wie die Apoſtel zuerſt gemeinſchaftliche Kaſſe gehabt hätten, wie St. Paulus Timotheum dem Beſchluß des erſten und des neuen Concils von Jeruſalem zuwider beſchnitten habe, daß aber daraus nicht der Schluß zu ziehen ſei, daß die Kirche nicht dieſelbe ſei, weil ihre Disciplin ſich verändert habe.

Der Abbe habe ihm aber nur erwidert, Dieſes verlange als Antwort eine lange Rede, er wolle dies ein anderes Mal thun. —

Den 12. Auguſt 1661 ſchreibt des Lions: Der Jeſuite Coſſart ſagte mir, die Erben des Biſchofs L'Escot von Chartres haben ihm als Bibliothekar von Clermont (des Jeſuitenhauſes in Paris) die Protokolle von St. Cyrans Unterſuchung durch dieſen Prälaten in Vincennes zum Kauf angeboten, ſie verlangen 1500 bis 1800 Franks dafür. Man könnte ſie vielleicht für 100 Piſtolen haben. P. Annat habe ihm zugeſprochen, es mit dem Gelde der Bibliothek zu thun, er habe es abgelehnt und ſie an Annat verwieſen. — Dieſer Biſchof von Chartres hatte auch alle Verſuche, die Majorität der Sorbonne mit Arnauld zufrieden zu ſtellen, hintertrieben.

Über die Pascal-Perrierſchen Familien-Papiere, welche mich zum Theil veranlaßten, eine beſondere Biographie Pascals zu ſchreiben, habe ich im Vorwort zu dieſer das Nöthige geſagt. Eine zuverläſſige Hülfe war mir auch die fünfbändige handſchriftliche Literatur-Geſchichte Port-Royals in Quart von Clemencet, dem Verfaſſer der zehn Bände hist. gen. de Port-Royal, welche mir ihr Eigenthümer Herr Ste. Beuve mit der mittheilendſten Freundſchaft zur Benutzung anvertraute. Auch die Schriften der Freunde in Löwen ſind darin genau angeführt, mit kurzer Angabe des Inhalts und der Bedeutung jedes Buchs.

Als Beiſpiel entnehmen wir ihr das Verzeichniß der Schriften, welche zur Vertheidigung der Nonnen von Port-Royal geſchrieben wurden.

„Gott, welcher einſt die keuſche Suſanna aus den Händen der beiden ſchändlichen Greiſe befreite, die ſie durch Verleumdung zu Grunde richten wollten, da ſie dieſelbe nicht hatten verführen können, ſcheint mit den Nonnen von Port-Royal eine andere Weiſe befolgt zu haben. Wenn er aber gleich zuließ, daß dieſe chriſtlichen Jungfrauen von den Jeſuiten verleumdet, verfolgt und unterdrückt würden, ſo wolle er doch nicht, daß eine ſo gerechte und heilige Sache ohne Vertheidiger bleibe. Er hat neue Daniele erweckt, die Unſchuld der heiligen Jungfrauen offenbar zu machen und die ganze ſchwarze Ungerechtigkeit Derer zu entſchleiern, welche ſie ungerechter Weiſe angeklagt haben. Ihre Unſchuld iſt von den Arnauld, Pascal, Nicole, Ste. Marthe gerächt worden, wie Suſannas Unſchuld durch Daniels Stimme, wie die Unſchuld der erſten Chriſten durch Tertullian, Juſtin, Origenes, und ihr Gedächtniß wird immer geſegnet ſein. Ihre Gegner aber, in Erwartung des gerechten göttlichen Gerichtes über ſie, haben zu ihren Lebzeiten einen Theil der Strafen, welche ſie durch ihre Verbrechen verdienten, durch die Schmach erfahren, welche auf ſie gehäuft wurde. Ein Briſacier, ein Pintherean, ein Annat waren und ſind noch ebenſo der Gegenſtand des Abſcheus und ein Fluch für alle rechtſchaffenen Leute, wie die Greiſe, welche Suſanna anklagten."

Nach dieſer Einleitung geht Clemencet auf ſeine Aufgabe ſelbſt ein:

„Pater Briſacier hatte ſich durch ſeinen tollen Jansénisme confondu das Mandement des Erzbiſchofs vom 29. December 1651 zugezogen. — Défense de la censure (des Erzbiſchofs) contre une lettre imprimée et publiée sous ce titre: Lettre d'importance sur le livre du Jansénisme confondu, avec un extrait des principales injures, impostures et calomnies dont ce livre est rempli. 1652 in 4. 86 Seiten. Als Verfaſſer werden Arnauld, du Trouillas, Le-Maitre genannt. Von Arnauld gegen denſelben Briſacier iſt L'innocence et la vérité défendues 1652 in 4. 325 Seiten. — Das Mémoire pour les religieuses de Port-Royal, contenant 14 articles du 13 Juin 1664 in 4. 8 Seiten, iſt von Arnauld und wurde dem Erzbiſchof von der Herzogin von Longueville übergeben. — Zu Anfang des Jahres 1665 iſt gedruckt Apologies pour les relig. d. Port-Royal, contre les injustices et violences du procédé dont on a usé envers ce monastère. Die

Vorrede iſt von Nicole, das übrige von Arnauld, es finden ſich darin auch die beiden Schreiben des Biſchofs von Angers an den Erzbiſchof von Paris und deſſen Antwort. Das Ganze macht 580 Seiten. — Examen de la conduite des relig. de Port-Royal touchant la singnature du fait de Jansénius, selon les règles de l'Eglise et de la morale chrétienne. in 4. 18 Seiten von Lalane. — Réflexions sur une déclaration, que M. l'archévêque de Paris a donnée aux relig. de Port-Royal de Paris, pour expliquer la signature du formulaire qu'il leur demande. in 4. zwölf Seiten, erſchienen gegen das Ende des Jahres 1664. Verfaſſer iſt Arnauld. —

Lalane iſt der Verfaſſer der Question à examiner: Si M. l'archévêque de Paris a droit de refuser les sacremens à l'article de la mort et la sépulture ecclésiastique, à cause du seul refus de signer et de jurer que Jansénius a enseigné cinq propositions hérétiques 15. Jul. 1666 in 4. acht Seiten. Dies wird nach dem Ritual von Paris unterſucht. Dieſem gemäß ſollte das genannte Begräbniß nur Leuten verweigert werden, welche notoirement criminels ſind und qui ne veulent faire aucune satisfaction; pécheurs publiques et manifestes, qui sont morts sans donner aucun signe de pénitence. Sind aber die Nonnen von Port-Royal ſolche? — Der Verfaſſer bemerkt noch beſonders, daß die aufgeworfene Frage nicht dieſelbe Conſequenz für die Geiſtlichen hat, welche ſich weigern auf die Thatſache von Janſen zu ſchwören; denn der Erzbiſchof von Paris iſt nicht der unbeſchränkte Herr und Meiſter der Pfarrer; es würden ſich auch nur Wenige finden, einen ſo ungeſetzlichen Befehl zu vollſtrecken. Auch würde es Rechtsmittel geben, ſich ſolcher Gewaltthätigkeiten zu erwehren, da die Pfarrer für einen ſolchen Skandal in ihrem eigenen Namen beim Parlamente verantwortlich ſind; wie denn auch ein pariſer Pfarrer aus Gefälligkeit gegen den Erzbiſchof einem ſterbenden Prieſter die Sacramente verweigern wollte, weil dieſer durch die Unterſchrift einer ungewiſſen Thatſache nicht meineidig werden wollte. Er wagte aber nicht ſeinen Entſchluß bis aufs Äußerſte zu führen und adminiſtrirte ihm die Sacramente drei oder vier Stunden vor ſeinem Tod, ohne daß dieſer die Thatſache auf irgend eine Weiſe anerkannte. — Questions proposées sur le sujet de la signature pour discerner facilement si les relig. de Port-Royal méritent la privation des Sacremens, même à Pâques et à la mort. 20. Avril 1667 in 4., 15 Seiten, iſt auch von Lalane. — Unter anderen Fragen wirft Lalane auch die auf: Urtheilt der Erzbiſchof von Paris, daß die Unterſchrift des Formulars zum Heil und zum geiſtigen Wohl der Nonnen von Port-Royal nothwendig iſt, verlangt er ſie deshalb? oder hält er die Unterſchrift an und für ſich unnütz und nur weil er ſie befohlen hat für nothwendig? Wenn das erſte der Fall iſt, warum hat er die Unterſchrift nicht von allen Frauen von Paris verlangt? — Von demſelben Lalane ſind: Lettre d'un Théologien à un de ses amis sur le livre de M. Chamillard, contre les relig. de Port-Royal 22. Dec. 1665 in 4., 12 Seiten und die drei Chamillardes vom Anfang des folgenden Jahres. — Défense de la foi des rel. de Port-Royal et de leurs directeurs, contre le libelle scandaleux et diffamatoire de M. Chamillard intitulé: Déclaration de la conduite etc — im April und Mai 1667, in 4., 57 Seiten ſcheint auch von Lalane zu ſein. Dagegen iſt von Ste. Marthe die Défense des relig. de Port-Royal et de leurs directeurs sur tous les faits allégués par M. Chamillard dans ses deux libelles contre les religieuses 1667 in 4."

Von St. Cyran bringt Clemencet folgendes bei. — In ſeinem Gefängniß hatte er keine andere Heiligen-Geſchichten, als die von Ribadeneyra; welche ihn auch bei ſeinen considérations sur les fêtes des saints leitete. — Bis ans Ende arbeitete er fleißig nach ſeinem Wahlſpruch: stantem mori oportet. Er war noch um ſechs Uhr Abends am 10. October, den Tag vor ſeinem Tode auf und dictirte de La Touches die Fortſetzung der points

sur la mort. — Sein Herz vermachte er d'Andilly; dieſes wurde in Port=Royal des Champs, die Eingeweide (das Wort entrailles hat wie in der ebräiſchen Sprache zugleich einen geiſtigen Sinn) zu Angelicas Erbauung in Port=Royal de Paris beigeſetzt. Seine Hände „toutes pures et toutes saintes qu'il avait si souvent levées vers le ciel" erhielt auf Verlangen Le=Maitre.

Ich habe mir viele Mühe gegeben, beſonders auf der Bibliothek von Sta. Genovefa zu finden, was der unglückliche Graf Brienne über die Geſchichte Port=Royals hinterlaſſen hat. Er war von einer ſehr bedeutenden Familie, bei dem Könige perſönlich gut gelitten, lebte als deſſen Bevollmächtigter in Schweden, machte eine Reiſe in Lappland; nach Frankreich zurückgekehrt trat er durch Beruf und Heirath in eine ſehr bedeutende Stellung. Aber beſonders ſein leidenſchaftliches Spielen ſtürzte ihn vom Miniſterium in die tiefſte Verlaſſenheit, Chapelain ſagt in einem ſeiner Briefe (29. Jan. 1664): Voilà un jeune homme perdu, si Dieu ne le sauve, que les jeux et les pipeurs ont ruiné. Il méritoit une meilleure fin, car c'était un honnête homme et très savent.

Zuerſt wünſchte Brienne unter die Karthäuſer zu treten, wurde aber nicht angenommen; er ſchreibt ſeine nachherigen Unruhen dem zu, daß er dieſem inneren Beruf nicht habe folgen können. Nachdem er eine dreimonatliche Prüfung beſtanden, wurde er am 24. Jan. 1664 in das Oratorium aufgenommen, ohne je Prieſter zu werden. Der Auguſtinianer Desmares war trotz der Intriguen der Jeſuiten einige Zeit ſein Lehrer geweſen, er ſtudirte nun namentlich Auguſtin fleißig, ſcheint auch, mit Zuſtimmung Arnaulds, ſeine Unterſchrift des Formulars von 1665 widerrufen zu haben. Er war beſonders genau mit Quesnel verbunden. Im Jahre 1667 machte er mit Lancelot eine Reiſe nach Alet. Arnauld ſchreibt, man dürfe nicht vergeſſen, daß er in dieſer Zeit der Verfolgung Port=Royals große Dienſte geleiſtet habe.

„Es wäre zu wünſchen, ſagt Adry in ſeiner handſchriftlichen Literatur=Geſchichte des Oratoriums, daß er ſich immer mit nützlichen und anſtändigen Gegenſtänden beſchäftigt hätte. Sei es nun aber, daß die übermäßige Kälte Lapplands die Fibern ſeines Gehirns etwas alterirt hatte, oder daß er durch ſeine lebhafte und glühende Einbildungskraft fortgeriſſen wurde, man bemerkte, daß er eine Leidenſchaft für eine Perſon faßte, welche ſelbſt ſeinen Kopf verwirrte; daher glaubten Senault, der General der Congregation, und deſſen Rath ſich genöthigt, ihm am 11. Februar 1670 folgenden Befehl mitzutheilen: Der Bruder Brienne wird gebeten, ſich ſeiner ſchlechten Aufführung wegen aus der Congregation zurückzuziehen. — So entfernte er ſich denn und wußte ſich bei dem Herzog von Meklenburg einzuſchmeicheln, welcher damals in Paris war. Er wußte ihm eine bedeutende Summe abzureden und ging mit ihm in ſein Land zurück. Lancelot ſchreibt am 11. Januar 1671: Der gute Bruder ſpielt erſtaunliche Komödien, weiß ſeine Rolle gut durchzuführen, Thränen, Geberden, ſchöne Worte fehlen ihm nicht. Um ſeine Geſchichte zu ſchreiben müßte man einen kleinen Roman machen. Seine Verwandten ſind in Verzweiflung und ſuchen Mittel ihn einſchließen zu laſſen. Der König berief ihn nach Frankreich zurück und 1674 wurde er als verrückt in St. Lazare eingeſchloſſen. Man ſagte, die Herzogin von Meklenburg habe ſich beim König über eine Liebeserklärung beklagt, welche Brienne ihr gemacht."

„Der Abbe Caſſagnes war auch hier eingeſperrt; man erlaubte ihnen zuſammenzukommen und ſie entſchloſſen ſich gemeinſchaftlich an einer geheimen Geſchichte des Janſenismus zu arbeiten. Brienne ſagt ſelbſt: Es giebt noch viele andere Leute, als Caſſagnes, denen der Janſenismus den Kopf verrückt und das Urtheilsvermögen (judiciaire) umgeſtoßen hat, und wenn

es nur ich ſelbſt wäre, dem es den Kopf verdrehen wollte. — Sie waren am dritten Buch, als Caſſagnes ſtarb. Es wird erzählt, daß ſie eines Tages gemeinſchaftlich arbeiteten, als Caſſagnes ſich etwas lebhaft gegen Port=Royal ausließ. Obgleich Brienne in der Hoffnung ſeine Freiheit zu erhalten öfters davon ſprach, daß er den Janſenismus zerpulvern wolle, ſo fühlte er ſich doch durch die Äußerungen gegen ſeine früheren Freunde gereizt; es entſpann ſich ein Wortwechſel und Brienne gab ſeinem Gegner einen Schlag mit der Feuerklamme. Obgleich nur der Schlafrock von Caſſagnes davon berührt wurde, fühlte er als Edelmann ſeine Ehre ſo bitter verletzt, daß er einige Tage darauf aus Gram ſtarb. — Brienne ließ ſich dadurch nicht von der Fortſetzung ſeiner Arbeit abhalten. Der Titel lautete: Le roman véritable, ou l'histoire secrette du Jansénisme, dialogues de la composition de M. Melonie (Lomenie, Sire de Nebrine (Brienne), baron de Menteresse et autres lieux, bachelier en théologie dans l'université de Mayence, aggregé Docteur en médecine dans celle de Padoue, et licentié en droit canon de la faculté de Salamanque, maintenant abbé de St. Leger, habitué à St. Lazare depuis onze ans, en 1685. Vollendet iſt es am 29. März 1684. Er ſoll dabei die Abſicht gehabt haben, Don=Quixote nachzuahmen, bald überſchüttet er ſeine alten Freunde mit Lob, bald mit Tadel, immer kommt er auf ſeine eigenen Abenteuer zurück, wenn ſie auch gar keinen Zuſammenhang mit dem Gegenſtande haben." — Soweit die Handſchrift von Adry. — Ein beſſeres Urtheil fällt darüber Pater Batarel: „Er veränderte ſeinen urſprünglichen Plan, er wollte ſeine Geſchichte in Form von Dialogen geben, von Zeit zu Zeit eine ſatyriſche Wendung, um den Leſer zu erheitern. (Verſe und Proſa wechſelten ab. In jenen hatte er es zu einer großen Fertigkeit oder doch Schnelligkeit gebracht. La=Fontaine gab eine von Brienne gemachte Sammlung geiſtlicher Lieder heraus, welche Conti dedicirt wurde. Es waren mehrere von ihm ſelbſt darin; der vierte Band mußte aber unterbleiben, da zu viele galante Verſe mit untergelaufen waren. Dies geſchah noch im Oratorium, denn der Recueil de poésies chrétiennes iſt von 1671.) Es findet ſich darin auch ein Dialog zwiſchen dem Herzog von Luynes, der ſich nach Port=Royal zurückziehen will, und Lancelot über die Dispoſition der Gelehrigkeit und der blinden Unterordnung unter ſeine neuen Meiſter, welche ihm nothwendig ſeien, wenn er ein würdiger Einſiedler von Port=Royal werden wolle. Lancelot macht ihm darauf Portraits der hauptſächlichſten Büßer, welche ſich ſchon dahin zurückgezogen haben. Dieſes Stück iſt mit Delicateſſe geſchrieben, die Charaktere ſind gut gehalten; er hat das Geheimniß gefunden, eine komiſche Tinte (couche de ridicule) zu geben, ohne irgend etwas zu übertreiben. Es iſt dies übrigens die einzige Stelle in allen ſeinen Werken, die er in St. Lazare verfertigt (er bot Perrault allein 20 Folianten Manuſcripte in proſaiſchen Arbeiten an), die einen Mann von Geiſt ankündigt und worin Zuſammenhang wäre. Einzelne merkwürdige Anekdoten finden ſich freilich auch ſonſt. Namentlich über den Charakter Nicoles, Arnaulds, welcher ſein Heros iſt, deſſen Beſcheidenheit und liebevolles Weſen er ſehr lobt. Er erzählt auch einige ſehr intereſſante Züge aus dem Leben Pascals."

„Nachdem er 18 Jahre eingeſchloſſen geweſen war, ſich mit einer ſtarken Bibliothek umgeben hatte, um ſich durch leſen und ſchreiben ſelbſt zu vergeſſen, gewährte ihm der König endlich ſeine Freiheit und ſetzte ihn in einen Theil ſeiner Rechte über ſein Familiengut wieder ein. Doch hielt ihn Schaam zurück, ſich der Welt wieder zu zeigen, er beſuchte nur einige Congregationen, namentlich die von St. Genevieve und ſtarb am 17. April 1698 in einem der Häuſer dieſer Congregation."

Bei Clemencet (Hist. littér. d. Port-Royal dritter Band, Seite 20 und 21.) findet ſich ein Bruchſtück aus Briennes Memoires, welches eine

auch ſonſt erwähnte Geſchichte aus der Zeit vor dem Kirchenfrieden in die Straße St. Denys oder St. Martin verlegt und allerdings in ein eigenthümliches Licht ſtellt: „Als Arnauld in einer Schenke verborgen war, kamen die Archers, von einem Exempt des Groß-Prevot geführt, in großer Zahl mit ihren liliengeſtickten Waffenröcken (hocquetons) in das Haus, um einen gewiſſen Banqueroutier, der auch Arnauld hieß, zu verhaften, welcher aber auf dieſe Nachricht entwiſcht war. Da ſein Namensbruder, der Doctor, ſich wiederholt nennen und rufen hörte, zweifelte er nimmer, daß es auf ihn gemünzt ſei; ſo kniete er denn nieder um zu beten, hielt ſich ganz erſtarrt im Winkel hinter ſeinem Bett verborgen, ſein Cruzifix in den Händen, und küßte es vor lauter Muth. St. Gilles aber, ein Edelmann aus Poitou, welcher mit ihm in der Kammer war, der Treue ſeiner Hauswirthe verſichert, machte gute Miene zu böſem Spiel, nahm ſeine Schalmei (Flutte douce), welche er wunderſchön zu ſpielen wußte, und fing an aus Leibeskräften einen Tanz (branle) von Poitou zu ſpielen. Da der Exempt dies hörte, freute er ſich darüber und ging weiter mit den Worten. Der Teufel von Banqueroutier, Arnauld, der Schelm von Janſeniſt, der uns unſer Geld wegnimmt, wird wohl nicht in dieſer Kammer ſein? man hört ja Flötenſpiel. So kehrte er um; St. Gilles aber öffnete die Thüre dreiſt mit den Worten: Hier wohnt nur ein Kaufmann und ich, wir ſind weder Banqueroutiers, noch Janſeniſten. Sehen Sie Alles durch, wenn ſie daran zweifeln. Arnauld, der wieder zu ſich gekommen, erhob ſich, ein Buch in der Hand, und ſtellte ſich ſo gut an, daß der Exempt nicht den geringſten Verdacht ſchöpfte und ſich entſchuldigte, indem er ſich aus ihrer Kammer entfernte. Das Wunderſame dabei, was mir St. Gilles ſelbſt erzählte, iſt aber, daß der Exempt Befehl hatte, alle Janſeniſten zu verhaften, die er entdecken könnte. Er kannte Arnauld nicht, den er nie geſehen hatte und dachte nicht daran, ihn mit ſeiner blonden oder ſchwarzen Perrücke und in ſeiner mit Alençon-Spitzen beſetzten Kaufmannsjacke für einen Doctor der Sorbonne zu halten.“

Dieſe Denkwürdigkeiten Briennes möchten — nach dem Sprüchworte, daß Narren die Wahrheit ſagen — gar Manches von Intereſſe über die Einſiedler enthalten. Ich gab mir daher viele Mühe ſie aufzufinden, namentlich auf der Genovefa-Bibliothek in Paris, aber ohne auf eine Spur zu kommen. Ich habe das Bisherige angeführt, um auf dieſen Nachlaß des unglücklichen Grafen aufmerkſam zu machen und den Maßſtab zur Schätzung des etwaigen Fundes zu geben.

Auf ſein Leben in der großen Welt beziehen ſich die Mémoires de C. H. de Lomenie, comte de Brienne, publiés par Barrière. Paris 1828. 2 Bände.

Die Papiere, welche zehn Jahre nach Arnaulds Tode zugleich mit Quesnels Verhaftung mit Beſchlag belegt wurden, aufzufinden, gab ich mir auch umſonſt viele Mühe. Adry ſchreibt: Dieſe geheimen Papiere dienten der Compagnie zu gewiſſen Auszügen, welche Ludwig XIV durch ſeinen Beichtvater zu Handen gegeben wurden, Heft für Heft, welche Frau von Maintenon ihm zehn Jahre jeden Abend (?) vorlas; mit Berufung auf Lettres de Me. de Maintenon a Me. de Caylus N. 129. Der Hofmeiſter eines königlichen Prinzen war dadurch ſehr gefährdet worden. Die Jeſuiten haben wohl bei der Entzifferung ihren Vortheil nicht vergeſſen. Am wahrſcheinlichſten war es, ſie in der Bibliothek des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten zu finden. Herr Mignet verſicherte mich aber, daß ſie nicht da ſeien.

Die Handſchriften des Vatikans, welche ich hauptſächlich benutzen konnte, ſind Vat. 2463 Ottobon. 3161. Ottobon. 2469.

Aus dem Erſten iſt das im Text mitgetheilte Gutachten über die über-

ſetzung der kirchlichen Gebetbücher in die Landesſprache. — Das zweite enthält Protokolle aus dem biſchöflichen Archive zu Marſeille über das Verhör des Oratorianers Charpantier, Profeſſors der Theologie, der in Vorleſungen über Phyſik janſeniſtiſche Lehren vorgebracht habe. — Desgleichen viel über die Nothwendigkeit der Reform der Ciſterzienſer unter Ludwig XIII und XIV. Viele Biſchöfe behaupten dieſe Nothwendigkeit. Die Laren aber, beſonders der Abt von Citeaux gebrauchen alle möglichen Ausflüchte, namentlich daß die Reform von dem Parlamente ausgehe. Beſonders auch die Schweizer ſind dagegen.

Das Letzte enthält Vieles über Dispenſation von Verwandtſchafts-Graden, namentlich ob ſie zu ertheilen ſei, wenn im Weigerungsfall ein Übertritt zu den benachbarten Proteſtanten wahrſcheinlich ſei..

An Karrikaturen fehlt es nicht, nur ſind ſie unbedeutend. So führt Arnauld die Jeſuiten auf einem Wagen ad St. Raspinum. 1722 wurde nach dem Muſter des Gänſeſpiels ein jeu de la constitution verkauft.

Auch von den Convulſionen giebt es bildliche Darſtellungen.

Über die ſich auf einzelne Perſonen und Ereigniſſe beziehenden Quellen iſt an den gehörigen Orten das Nöthige beigebracht.

Beilage I.

Das Bild der vollkommenen Nonne, von Agnes.

Image d'une religieuse parfaite et d'une imparfaite, avec les occupations intérieures pour toute la journée. Troisième édition. Paris, chez G. Desprez, 1693. 12. (geſchrieben 1664 kurz vor der Verfolgung; Jacobine von Sta. Euphemie, die Schweſter Pascals, ſchrieb es von vorn herein, nach Gedanken von Agnes). In dem avis au lecteur wird gezeigt, daß das Buch auch für die Laien ſei, da es den Geiſt des geiſtlichen Standes lehrt, welchen doch alle Chriſten haben ſollen. „St. Auguſtin ſagt: Gott gebietet nur die Liebe und verbietet nur die Begierde; er gebietet aber Allen die Liebe und verbietet die Begierde Allen. — Das Buch könnte nach ſeiner erſten Hälfte auch heißen: Das Bild einer wahrhaft chriſtlichen und einer ſchwachen, unvollkommenen Seele. Denn es ſind nur in dem einen die natürlichen Bewegungen der Liebe Gottes dargeſtellt, im andern die der Selbſtliebe."

Nach St. Cyran müſſen alle nach der Taufe begangenen Sünden gebüßt werden, alſo entweder durch Bußübungen, oder im Fegfeuer. Daher ſagt Agnes mit Recht: „der Glaube an das Fegfeuer treibt ins Kloſter." Sie nennt das Kloſter ein Fegfeuer; aber wenn man mit Nutzen darein eingehen will, muß man der Sünde, dem eigenen Willen und allen daraus fließenden Anhänglichkeiten todt ſein. Die Erwartung des Fegfeuers ſtört ihre ruhige Faſſung nicht: „die Seele, wenn ſie ſieht, wie ſie ſich ſtets wieder befleckt, während ſie ſich reinigen will, findet kein anderes Heilmittel für ihre Übel, als daß ſie den Tod mit mehr Verlangen, als Furcht erwartet, indem ſie ihn als das Ende ihrer Sünden und als den Anfang eines Lebens anſieht, worin Gott über ſie regieren wird. Obgleich die Erwartung der Gerichte Gottes ihr Schrecken einflößt, ſo will ſie doch lieber in ſeine Hände fallen, als länger in der Gefahr bleiben, worin ſie in dieſer Welt iſt. Es wäre ein Zeichen, daß ſie nicht als wahrhaft geiſtliche Perſon gelebt, das heißt, nach dem Sinn der Väter, als Wittwe, die über die Abweſenheit ihres Gemahls trauert, wenn ſie nicht verlangte zu ihm einzugehen, nachdem ſie Gott ſich dargebracht, um im anderen Leben Alles zu dulden, was nöthig iſt, um alle die Flecken auszumerzen, wodurch ſie dieſes Standes unwürdig iſt." Dieſes erinnert auch an den Quietismus. Desgleichen Folgendes, obgleich Myſtiker aller Zeiten Ähnliches geſagt: Da die vollkommene geiſtliche Perſon alle geiſtlichen Übungen nur kraft ihrer Liebe zu Gott liebt, welcher das Princip aller ihrer Neigungen ſein muß, ſo iſt ſie auch bereit die Entbehrung derſelben zu tragen, ſei es nun, daß Gott ſie durch die Krankheit zu dieſem Allem unfähig mache, oder daß er ſie mit Anderem

durch den Gehorſam beſchäftige. Dieſer Weg der Beraubung iſt oft ein beſſerer Beweis dafür, daß dieſe Seele Gott in Wahrheit ſucht, als die treue Übung aller dieſer geiſtigen Übungen. Desgleichen die innere Verlaſſenheit, worein Gott ſie verſetzt, wird noch deutlicher erkennen laſſen, daß ſie in Gott mehr das liebt, was er in ſich ſelbſt iſt (ce qu'elle est en lui même, ſollte es nicht heißen ce qu'il —?), als was er in Beziehung auf ſie iſt; daß ſie weniger die Segnungen Gottes liebt, wie ein Heiliger ſagt, als den Gott der Segnungen. — Port-Royal und ſein energiſcher, ascetiſcher Charakter ſtießen gegen den Quietismus ſtreng an, aber in Agnes nähert es ſich demſelben manchmal.

Was Agnes ſonſt über die vollkommene und unvollkommene Nonne ſagt, gilt allerdings überhaupt vom vollkommenen und unvollkommenen Chriſten. Von dieſem ſagt ſie z. B.:

Einer der Hauptquellen der Mängel einer unvollkommenen geiſtlichen Perſon iſt, daß ihr Herz getheilt iſt. Daher verlangt ſie etwas neben Gott oder fürchtet den Verluſt von etwas Anderem, worin ſie ſich außer ihm gefällt. Sie läßt es ſich keine ſonderliche Mühe koſten eine ehrliche Betrachtung über den Stand ihrer Seele anzuſtellen, um dem Trieb ihres Gewiſſens Raum zu geben, das eingeſchlichene Schlechte zu verbeſſern; denn es würde große Mühe koſten, um daraus herauszutreten. Daher, ſtatt daß ſie zu Gott ſagen könnte, wozu eine Seele in guter Verfaſſung beſtändig bereit ſein ſolle: Herr, was willſt du, daß ich thue! — ſtatt deſſen fürchtet ſie den Willen Gottes kennen zu lernen, um nicht verpflichtet zu ſein Mehreres, wozu ſie ſich nicht aufgelegt findet, zu fliehen oder zu erfaſſen. — Sie iſt beinahe bei jeder Gelegenheit ihrer Seele ungetreu. So will ſie das Schwere nicht ergreifen, wenn es auch für das Heil ihrer Seele nöthig iſt. Sodann hat ſie auch mit ihren Übeln kein Mitleid und fühlt ſie beinahe nicht, beſonders wenn ſie ihr leicht ſcheinen. Denn es däucht ihr nicht wichtig, ob ſie unvollkommen, ſchwach und elend ſei, wenn ſie nur nicht ſtirbt. Aber auch das wird ſie nicht verhindern, wenn ſie nicht mehr daran arbeitet, ſich des göttlichen Erbarmens würdig zu bezeugen. Nur wenn ihre Seele in einen beſſern Stand kommen könnte, ohne daß ſie auf eine irgend mühliche Weiſe dazu beitrüge, ließe ſie ihrem Wunſche dieſen Lauf. Daraus erhellt, daß das Verlangen, welches ſie bisweilen bezeugt, ihre Seele möchte gut und Gott angenehm ſein, nur zu jenen ſchwachen, unvollkommenen Wünſchen gehört, wovon nach St. Bernhard die Hölle voll iſt und von denen der Weiſe ſagt, den Trägen tödten ſeine Wünſche. Sie verlangt wohl, daß ſich Gott zu ihr nahe, ohne jedoch mit dieſem Verlangen die Geduld zu verbinden, um die Verzögerungen zu ertragen, da ſie nicht weiß, daß Gott ihr nichts ſchuldig iſt und daß ſie ſich als unwürdig zu bekennen hat. Sie bleibt daher in Unruhe und rettungslos, weil ſie nicht weiß, daß man den Frieden nur da findet, wo Gott ihn hingelegt hat, in der Unterwerfung unter ſeine ganze Führung. Sie macht wohl Anläufe, um der Trockenheit ihres Geiſtes abzuhelfen; allein das geſchieht mit menſchlicher Haſt, als könnte ſie es durch ſich ſelbſt thun. Sie ſucht in Büchern Alles, was ſie nur mit guten Gedanken erfüllen kann, zuſammen, ohne daß es jedoch eine Wirkung hätte, weil ſie es nicht ſowohl vom Segen Gottes, als vielmehr von ihrer eigenen Betriebſamkeit erwartet, daher ſie auch viel lieſt, ohne jedoch Gott zu bitten, daß er es auch auf ihre Bedürfniſſe anwende. Undankbar gegen ihre Seele, wie ſie iſt, findet ſie auch kein Vergnügen mit ihr, ſondern ſie behandelt ihre Seele wie eine Fremde, mit der ſie ſelten Verkehr hat. Daher iſt ihr die Sammlung bei ſich ſelbſt beinahe unbekannt und peinlich. Je weniger Liebe ſie aber zu ihrer Seele hat, deſto mehr hat ſie zu ihrem Körper. Sie fügt ſich vielleicht der Strenge der Regel, manchmal hängt ſie ſich ſelbſt zu ſehr daran, aber mit Rückhalt. Denn ſie will wohl etwas Selbſt-

gewähltes dulden, aber nicht Alles, was ihr durch die Begegniſſe aufgelegt wird. Es geſchieht wohl, daß ſie ſich beklagt, wenn ſie verpflichtet iſt, etwas zu den gewöhnlichen Obſervanzen hinzuzufügen; denn ihr einziger Zweck iſt nicht ihren Leib zu kaſteien, ſondern vielmehr ihrer Eigenliebe durch auffallend ſtrenge Übungen zu genügen. Daher nimmt ſie es ungern auf ſich, wenn ihr Krankheit zuſtößt, obgleich dieſe Art von Leiden oft viel beträchtlicher iſt, als die, welche man in der Geſundheit auf ſich nimmt. Krankheiten aber liebt ſie nicht, weil ſie wenig auffallen und nicht das Selbſtgefallen eintragen, welches man aus Mühen, die man ſich ſelbſt aufgelegt hat, zieht. So zieht ſie denn aus Allem wenig Nutzen.

Die vollkommene geiſtliche Perſon übt ſich nicht blos in der körperlichen Armuth, ſondern auch die geiſtige in Geduld. Wohl kann ſie nicht ohne Gnade leben, ſie iſt aber doch arm an Geiſt, weil ſie die geiſtigen Güter nur für Gott, nicht für ihre eigene Befriedigung beſitzt. Ihre Trauer erſtreckt ſich über alle Sünden, beſonders über die, ſo innerhalb der Kirche begangen werden, ihre eigenen halten ſie in einem beſtändigen Schauer.

Die ascetiſche Myſtik charakteriſirt ſich darin, daß ſie mehr auf Erkenntniß unſerer ſelbſt, als auf Erkenntniß Gottes dringt: „Die vollkommene geiſtliche Perſon liebt das Leſen frommer Bücher, Predigten, Alles was man ſie lehrt, um ſie zu Gott zu erheben und ſie bringt die ganze ihr mögliche Aufmerkſamkeit dazu. Allein das geſchieht nur um Gott die Fähigkeit, ihn kennen zu lernen und ihm zu dienen, welche er ihr gegeben hat, zurückzugeben, und nicht aus Neugierde. Sie fürchtet ſo ſehr dieſen üblen Hang, die göttlichen Dinge kennen zu lernen, um ſich damit Genüge zu thun, daß ſie lieber gar nichts wiſſen möchte, als Jeſum Chriſt und Jeſum Chriſt, den Gekreuzigten; dieſer lehrt ſie vielmehr ſich ſelbſt kennen, verachten und anklagen, als er uns Gott und ſeine Vollkommenheiten kennen lehrt, welche in dieſem göttlichen Muſter unter der Geſtalt eines Sünders verborgen waren; wie ja Gott in den Seelen die Gnaden verbirgt, die er darin niederlegt, indem er ſie in einer Beraubung des Lichtes läßt, welches ſie verhindern würde über ſich ſelbſt nachzudenken, um ſich in den Gaben Gottes zu verherrlichen.

Dies muß die vollkommene geiſtliche Perſon in eine Gleichgültigkeit verſetzen gegen die Art, womit Gott ſie behandelt, ſei es nun, daß es Gott gefalle, ſich ihr durch die Erkenntniß ſeiner Myſterien zu enthüllen, ſei es, daß er ſich ihren Augen entziehen wolle, indem er ihr den Eingang in dieſes Heiligthum nicht geſtattet. Denn das Eine, wie das Andere iſt nützlich, wenn ſie es gleichermaßen von Gottes Hand hinnimmt, ob ſie gleich die Erleuchtungen und die Erkenntniß der Wahrheiten, welche ihr zur Einrichtung ihres Lebens nicht nothwendig ſind, eher zu fürchten, als zu verlangen hat.

Nach der Liebe, welche ſie Gott ſchuldig iſt, geht der vollkommenen geiſtlichen Perſon die Liebe zu ihrer Seele am meiſten zu Herzen. Sie erinnert ſich des prophetiſchen Worts, daß derjenige auf den Berg des Herrn ſteigen wird, welcher unbefleckte Hände und reines Herz und ſeine Seele nicht umſonſt empfangen hat. Umſonſt aber hätte der ſeine Seele empfangen, welcher ſie nicht fürs ewige Leben bewahrte, indem er ſie vor dem Verderben ſchützt, welches ſie in den irdiſchen Dingen ſich zuziehen kann.

Den ihren Aufſchwung zurückhaltenden irdiſchen Hemmungen ſetzt ſie eine beſtändige Wachſamkeit entgegen, um den menſchlichen Tröſtungen keinen Eingang zu laſſen. Den Prüfungen gegenüber erinnert ſie ſich, daß das Menſchenleben ein beſtändiger Krieg iſt, daher ſie ſich zu einem beſtändigen Widerſtand gegen ihre üblen Neigungen verpflichtet ſieht.

Daher iſt ihre Liebe zu ihrer Seele eine Liebe des Mitleids, wie ihr die Schrift mit den Worten gebietet: Habt Mitleiden mit eurer Seele, indem ihr euch Gott angenehm macht. Sie betrachtet alſo ihre Seele in der Zer-

brechlichkeit, welche die verdorbene Natur ihr giebt, welche ſie, wie St. Bernhard ſagt, in einen Abgrund von Koth und auf Steine fallen läßt. Sie iſt aus dieſem Koth hervorgezogen und durch die Taufe gewaſchen. Sie iſt auch von ihren Wunden geheilt worden; da aber ihre Heilung noch nicht vollendet iſt, bleibt ſie immer zerbrochen und geſchwächt durch ihre Wunden, welche ihr den Tod brächten, wenn der Sohn Gottes ihr nicht mit ſeinem Blut ein Gegenmittel bereitet hätte, um ſie zu heilen. Dies kann aber nur in dem Verhältniß geſchehen, in welchem ſie ſich dieſes Mittel durch die Buße und Abtödtung ihrer Begierden aneignet.

Sodann liebt ſie ihre Seele mit einem durchaus geiſtigen, göttlichen Gefühl, ſie ſpürt durch den Glauben ihre Leiden viel mehr, als man mit den Sinnen die körperlichen Schmerzen empfindet; ſie vernachläſſigt auch nicht die geringſten Krankheiten, weil ſie alle bedeutend ſind und der Sohn Gottes uns Sorge dafür anempfiehlt, denn von ihr eben ſowohl, als von den Armen muß das Wort gelten: Ich bin krank geweſen, und ihr habt mich beſucht. — Sie liebt ihre Seele mit einer Liebe des Wohlwollens und der Wohlgefälligkeit. Daher liebt ſie allein zu bleiben, um ſich mit ihrer Seele zu unterhalten und durch ſie mit Gott, der in ihrer Seele ſeinen Sitz hat.

Endlich muß man ſeine Seele mit einer achtungsvollen und ehrfurchtsvollen Liebe lieben; da Gott ſie als Herrin eingeſetzt hat, ſagt er von ihr eben ſowohl, als von den Vorgeſetzten: wer euch verachtet, verachtet mich. Und wenn nur Gott ſie regiert und ſie mit ſeiner Gnade erleuchtet, kann man in einem gewiſſen Sinn ſagen, daß ſie für uns dieſer Engel iſt, welchen Gott vor ſeinem Volk einhergehen läßt und daß wir ihr folgen und ihre Stimme hören ſollen, damit ſie uns in unſerem Weg erhalte; ſo daß, wenn wir uns an ihr verſündigen, er es uns nicht verzeiht, weil er in ſie die Tugend (Kraft) und Macht ſeines Namens gelegt hat."

Dagegen führt die vollkommene geiſtliche Perſon einen *unverſöhnlichen Kampf mit ihrer Natur*. Darunter verſteht ſie oft den Körper, doch nicht immer ausſchließlich. So heißt es: „Wenn ihr Krankheiten zuſtoßen, welche ſie hindern, den äußeren Bußübungen nachzukommen, ſo duldet ſie ihr Übel in derſelben Abſicht wie eine ihr von Gott auferlegte Pönitenz, ohne in der Abtödtung des Geiſtes weich zu werden, ſo weit es möglich iſt; denn ſie will weder Frieden, noch Waffenſtillſtand mit der Natur, welche fähig wäre ihre Seele zu verrathen, wenn ſie nicht wie eine Sklavin unterjocht wäre und wenn die Seele nicht bei Gott Hülfe gegen dieſelbe ſuchte, damit, wie der Prophet ſpricht, er ihr Fleiſch mit den Nägeln ſeiner Furcht durchbohre. Dieſer Krieg der Seele gegen ihren Körper iſt jedoch nicht der Kampf eines Feindes, ſondern eines Herren, welcher verbeſſern, nicht aber verderben will. Der Haß der Seele iſt nur gegen die Laſter des Körpers gerichtet; unterwirft ſich dieſer aber mit ihr dem Geſetze Gottes, ſo ſieht ſie ihn als einen Bruder an und hofft erfüllen zu können, was der Apoſtel ſagt, daß man Gott an ſeinem Körper verherrlichen und tragen muß. Und ſelbſt wenn er noch nicht auf dieſem Stande wäre, ſo würde ſie ihn doch nicht mit den äußerſten gewaltſamen Mitteln behandeln, denn ſie weiß, daß ſie gegen ihn nichts ohne die Erlaubniß der Oberen zu unternehmen hat und daß ſie mehr von der Liebe Gottes, als von einem unbeſonnenen Eifer zu erwarten hat, welcher den Körper wohl abmatten, aber ihn nicht dem Geiſt unterwerfen kann." — Die Taube iſt das Gleichniß der vollkommenen geiſtlichen Perſon, weil ſie ſich im Flug über die Erde erhebt und weil jene über die Sünden der Menſchen-ſeufzt, damit wenigſtens nicht über ſie Chriſtus zu klagen habe: ich habe auf einen gewartet, der mit mir traure, es hat ſich aber niemand gefunden.

Die Demuth treibt zu einer ſtrengen Unterordnung unter ſeine Vorgeſetzten. Agnes ſagt: „Der Gehorſam, welchen eine wahrhaft geiſtige Perſon

ihren Vorgeſetzten leiſtet, iſt ihr nichts Läſtiges, denn das hat ſie ja gerade im geiſtlichen Stande geſucht. Da ſie, wie St. Bernhard ſchreibt, die Wunden des Ungehorſams fühlte, ſo kommt ſie, um ſie zu heilen, unterwirft ſich einer Creatur, nicht ſofern ſie Creatur iſt, ſondern weil dieſelbe die Stelle Gottes einnimmt. Daher gehorcht eine geiſtliche Perſon ihren Vorgeſetzten nicht nur mit Freude, ſondern auch mit Ruhm; weiß ſie ja, daß ſie in ihnen Gott ehrt und daß wer Gott dient regiert. — Die erſte Wirkung davon iſt ein vollkommenes Vertrauen und Offenheit gegen ihre Vorgeſetzte (Äbtiſſin), um ſie alle Falten ihres Herzens kennen zu lehren". Wie weit dieſes Vertrauen gegen Agnes ging, zeigen die Verhöre der Nonnen in den Jahren 1662 und 1663. Auch Chamillard berief ſich deshalb auf unſer Buch gegen die Unbeugſamkeit der Nonnen und lobte es.

Unſer Buch wurde in Klöſtern getadelt, weil es in dem Bilde der unvollkommenen Nonne die Mängel der geiſtlichen Perſonen vor den Augen der Welt ausſtelle. Die Weltleute werden es nur in dieſer Abſicht leſen. Aber Madame Bignon beurkundet uns, welchen Eindruck es auch auf chriſtliche Seelen außerhalb der Kloſtermauern machte; es habe ſie für ſich ſelbſt zittern gemacht. Sie müſſe es immer und immer wieder leſen. Als eine Nonne ſie beruhigen wollte, nur von geiſtlichen Perſonen werde eine ſo große Vollkommenheit verlangt, erwiderte ſie, das Evangelium verlange keine geringere von Denen, die in der Welt leben, ſie habe aber nichts geſehen, was wirkſamer dazu antreibe.

Unſer Buch enthält ſofort einen eben ſo ſtarken Abſchnitt: Innere Beſchäftigungen für Nonnen während des ganzen Tages.

Sie begleiten die Nonne von Morgens früh bis ſpät Abends bei jedem Schritt, bei den leiblichen Thätigkeiten, wie bei den Gottesdienſten. In Allem ſoll ſie ihrer ſelbſt vergeſſen, indem ſie Gottes und in Liebe und Achtung der Schweſtern gedenkt. Lieber ſei man weniger ſchnell im Gang und in der Arbeit, als daß man durch Geräuſch eine Schweſter ſtöre. Die Wache bei kranken Schweſtern ſollen ſie mit derſelben Neigung üben, wie die vor dem Sacrament, und bei der geringſten mit demſelben Eifer, wie bei der erſten unter den Müttern. „Beim Erwachen halte dir Chriſti Geburt, Tod und Auferſtehung vor. Denke, daß die Nacht das Bild dieſes Lebens iſt, wo wir nur durch das Licht des Glaubens erleuchtet ſind, welches dunkel, aber ſehr zuverläſſig iſt. Seufze nach der Sonne der Gerechtigkeit und bitte ſie, daß ſie indeß deine Lampe nicht verlöſchen laſſe, ſondern deinen Glauben durch eine wahrhafte Liebe erhalte."

Da man Sommers gegen Abend im Garten eine Stunde oder drei Viertelſtunden ging, findet ſich auch eine Anleitung zu frommer Betrachtung der Natur. „Das eine Mal betrachte, wie die Erde, welche in ihrer Gefühlloſigkeit ohne Mühe den Spaten und den Pflug erträgt, dich die Geduld lehrt, welche dich mitten in allen Leiden, welche Gott dir auflegt, unbeweglich machen muß, wenn du nicht willſt, daß der göttliche Same ſeines Worts auf Stein geworfen ſei oder auf den Weg, ſondern daß es tief in dein Herz, wie in ein gutes Land, eindringe. Ein anderes Mal magſt du die Gelehrigkeit des Landes bemerken, womit es ohne Unterſchied alle Früchte trägt, welche man nur will, vorausgeſetzt, daß das Land überhaupt dazu fähig ſei. Denn daſſelbe Land, welches im vorigen Jahr die ſchönſten und ſeltenſten Blumen trug, wird heuer, wenn man will, in derſelben Fülle die geringſten Kräuter tragen. Auf gleiche Weiſe arbeitet eine Seele, welche wahrhaft Gott angehört und keinen anderen Gegenſtand hat, als ihn, ohne Unterſchied Alles, was er von ihr verlangt, ohne über ſich ſelbſt nachzudenken. Sie erfüllt ſeinen Willen in allen Dingen und iſt, wie St. Paulus ſagt, bereit, ihm rechts und links zu folgen. Wenn er will, daß ſie einen großen Beruf habe, ſo erfüllt ſie ihn mit aller möglichen Sorgfalt, ohne

42 *

jedoch die Größe zu lieben, ſondern ſie liebt allein Gottes Ordnung. Wenn Gott ſie davon entfernt, um ſie mit den geringſten Dingen zu beſchäftigen, ſo hält ſie ſich auch darin und mit Liebe als in ihrem Mittelpunkt. Sie vergißt, was ſie war, um ſich nur ihrer gegenwärtigen Pflicht zu erinnern. Denn weil ſie in Allem nur den anſieht, der es befiehlt, ſo macht ſie bei der Ausführung keinen Unterſchied in der Treue."

„So kannſt du deinen Geiſt beſchäftigen, indem du dich ergehſt, oder kannſt du leſen, Gott anbeten, oder nach deiner Auswahl eine Handarbeit verrichten, unter der Bedingung jedoch, daß du nicht lange auf der Erde ſitzend oder kniend bleibeſt."

Agnes handelt hier von mehreren Arten oder Graden des Gebets: „Bringe zum Gebet ſtets einen Gegenſtand, worüber du es halten könneſt. Du magſt ihn aus öffentlicher oder Privat-Lectüre ſchöpfen, oder ſonſt woher, wie Gott Dir es einflößen wird. Darin mußt Du eine große Freiheit haben, ſo daß, wenn Du dich nicht an den Gegenſtand halten kannſt, welchen Du dir vorgeſetzt haſt, oder wenn Du dich auch nach Anfang der Meditation zu etwas Anderem hingezogen fühlſt, Du ohne Widerſtand und Skrupel der Bewegung des göttlichen Geiſtes folgſt. Deine Abſicht beim Gebet kann ja keine andere ſein, als dich mit Gott auf die Weiſe zu beſchäftigen, worin er dir ſeine Gnade erzeigen will, ohne daß Du dich an irgend ein Mittel hältſt." (Die jeſuitiſche Gebetsmethode zwingt den Betenden vermittelſt Phantaſiebilder einen beſtimmten Gegenſtand feſtzuhalten.)

„Beginne dein Gebet ſtets mit einer langen, ernſthaften Aufmerkſamkeit auf die Gegenwart Gottes. Denn dies muß der erſte Grund des Gebets ſein, damit dieſes, wenn auch noch ſo dunkele, Schauen Gottes uns gewiſſermaßen in ihn umbilde, indem es uns in ſeine Gefühle eingehen, an ſeiner Erleuchtung Theil nehmen läßt. Unterhalte dich vor Gott über den Gegenſtand des Gebets, ziehe daraus Motive dich zu beſſern, in der Tugend fortzuſchreiten und Gott Dank zu ſagen für Alles, was er dir thut. Denn dies ſind die drei Hauptzwecke des Gebets."

„So magſt Du über die dritte Seligkeit: „„Selig ſind die Weinenden, denn ſie werden getröſtet werden,"" folgende Betrachtung anſtellen: Ehe Chriſtus durch ſeine Gnade in die Seele eingeht, iſt der Menſch um ſo elender, je mehr er weint; denn das Gefühl, das er von ſeinen Übeln hat, vermehrt ſie, ohne dagegen zu helfen und dient nur dazu, ihn ſchuldiger zu machen, da er ſich kümmert um zeitliches Elend und über die Entbehrung von Gütern und Vergnügungen, deren Beſitz nur dazu dient, ihn des wahren Guts verluſtig zu machen. Aber von dem Augenblick an, daß er uns würdigt, durch ein göttliches Licht in uns einzugehen, entdeckt er uns anderes Elend, welches unſere Thränen nicht nur erlaubt, ſondern nothwendig macht. Und ſo verwandelt er durch eine zweite Wirkung ſeiner Barmherzigkeit die Nothwendigkeit in ein Verdienſt und macht unſere Thränen zu einer Saat von Freude und Glück." — Folgt die Anwendung auf uns ſelbſt und die Bitte, Gott wolle auch in uns dieſe Verwandlung wirken durch die Kraft der Thränen Chriſti.

NB. Bei dieſer Art des Gebets verfalle man nicht in den Irrweg, als machte es die Menge von Gedanken aus; denn ſie können uns doch nicht über uns ſelbſt erheben; ſondern es kommt auf das unausſprechliche Seufzen an, welches der h. Geiſt wirkt. —

Wenn weder Gedächtniß, noch die Gedanken die Mittel zur eben beſchriebenen Art von Gebet geben, ſo bleibt nur der Wille — dieſes Herz der Seele — um ſich mit Gott zu unterhalten, indem er von Gott ſeine Leere erfüllen läßt, durch eine augenblickliche, unmittelbare That oder vielmehr Aufnahme Gottes in uns. Die Arbeit bei dieſer Art von Gebet beſteht

darin, daß man ſeinen Geiſt in der Einfachheit erhalte und ihn Ruhe finden läßt, indem man ſich der Betrachtungen entſchlägt."

Aber was hält Agnes von auswendig gelernten Gebeten? — Unter dem Abſchnitt: Dritte Art von Gebet, heißt es: „Es mag geſchehen, daß, ob ihr gleich Gott in allen Handlungen des Tages getreu geweſen ſeid, ſie auf ihn bezieht, wie eine Kette, welche von freiwillig ſchlechten Gedanken oder Handlungen nicht zerriſſen wurde, daß ihr zur Zeit des Gebets euch in einer Trockenheit befindet, welche nur eine Unbeſtändigkeit hervorbringt, die euch kaum möglich machen wird daran zu denken, daß ihr in der Gegenwart Gottes ſeid und daß es euch ſein wird, als wenn ihr an dem Fluch Deſſen Theil nehmet, welchen Gott flüchtig und unſtät auf der Erde machte."

„Dann betrübet euch nicht und laſſet den Muth nicht ſinken; es iſt dies nichts Befremdendes; Gott kann ja wohl im Grund unſerer Seele ſein, ohne irgend ein ſichtbares Licht, noch ein Gefühl auf der Oberfläche unſerer Seele zu verbreiten. Damit ihr euch aber in einem ſo ſchmerzlichen Seelenzuſtand nicht übermäßig anſtrenget, bedienet euch einiger mündlicher Gebete, um euch dadurch nur der Zerſtreuungen zu erwehren und um die Verdummung des Geiſtes und die Betäubung zu verhindern, welche ſonſt der Unfähigkeit, irgend einen guten Gedanken zu faſſen, folgen würde. Aber bediene dich derſelben, ohne dich abzumühen, ohne ein zu großes Haſchen nach den Stellen, welche deinem Zuſtand entſprächen; ja du brauchſt überhaupt keine ausdrücklich zu ſuchen, ſondern bei dem bloßen Gedanken, daß es dir Bedürfniß ſei, gieb der Gnade Raum, dir eine Stelle einzugeben. Sie wird dich dieſelbe wohl öfters wiederholen laſſen, wie es heißt, daß unſer Herr bei wiederholtem Gebet im Ölgarten ſich immer derſelben Worte bediente. Es iſt deren in den Pſalmen und im Evangelium eine große Zahl, woraus du dir einen Schatz in deinem Herzen machen ſollteſt, um einige zur Zeit deiner Armuth daraus hervorzuziehen. Du haſt freilich nicht die Macht dich derſelben von dir ſelbſt zu bedienen, weil du darin jenem elenden Menſchen ähnlich biſt, welcher, nach dem Buch der Weisheit, von Gott Reichthümer empfangen hat, aber nicht die Gewalt ſie zu gebrauchen. Dies muß dir auch das Verlangen nach dem Beſitz vieler Bücher über das Gebet vertreiben, in der Meinung, als wollteſt du eine große Hülfe daraus ziehen. Sie können dir ja nur in ſofern von Nutzen ſein, als Gott ſeinen Segen dazu giebt; es iſt aber gerade zu fürchten, daß er es nicht thue, wenn man ſich daran hängt. Du ſollteſt dich vielmehr entſchließen, einen Theil deines Gebets darauf zu richten, daß du Gott in der Stille deines Herzens höreſt." —

Wenn nun aber dein Gebet vorübergeht, ohne daß du von Gott ein gutes Gefühl empfangeſt, ohne daß du etwas zu Wege bringen kannſt, um ihm zu bezeugen, daß du ihm gehören willſt, ſo iſt es doch wahr, daß du es verrichtet haſt im Verlangen deines Herzens, was die einzige Sprache iſt, die er hört, weil der h. Geiſt ſie in uns hervorbringt. Hüte dich nur, daß du die Frucht deines Gebets nicht verliereſt, in der Meinung, du habeſt nicht gebetet. Halte dich vielmehr für verſichert, daß, da du dich ohne Rückhalt vor Gott geſtellt haſt, er deinen guten Willen gut aufgenommen hat und dir ein ander Mal die dir vorenthaltenen Gnaden geben wird.

Wenn dir eine ſchwere Krankheit zuſtößt, ſo thue, ſobald du dich davon befallen fühlſt, deinem Schmerzgefühl Gewalt an, um Gott Dank dafür zu ſagen, daß er dich mit eigener Hand züchtigen will, nimm in dieſem Augenblick Alles auf dich, was dein Übel mit ſich bringt, indem du dich Gott mit großer Reſignation überläßt. In dieſem Geiſte gehe in das Krankenhaus als in einen Tempel ein, Willens geopfert zu werden, wenn es Gott gefällt, dich zu ſich zu rufen. Betrachte dein Bett als den Altar des Opfers, um mitten unter den größten Anfällen deines Übels etwas Tröſtliches zu finden. Betrachte den Arzt und deine Krankenwärterin wie geiſtliche

Vorgeſetzte. Denn du mußt in der Krankheit, wie in der Geſundheit eine Freude daran haben, dich führen zu laſſen, wie ein Kind, das keinen Unterſchied zu machen weiß.

Auf die occupations intérieures folgt der Abſchnitt: Exercice de devotion sur la passion de notre seigneur, appliquée aux heures de l'office divin, und auf dieſen: occupations intérieures pour les soeurs converses, contenant une explication des demandes du Pater appliquée à chaque heure de l'office et à un mystère de la passion, endlich der manuel des ames religieuses ou abrégé des règles qu'elles doivent observer dans leur conduite, beſtehend aus einzelnen Sätzen, von welchen wir einige herausheben:

Das Leben der Seele beſteht in der Liebe zu Gott. — Stelle oft die Betrachtung an und ſprich zu dir ſelbſt: wollte ich wohl ſterben, während ich jetzt dieſes thue, und wollte ich, daß mich Gott in meinem jetzigen Zuſtand zu ſich riefe, um ihm Rechenſchaft von meinem ganzen Leben abzulegen? Du ſagſt: das iſt gut für die Vollkommnen. Unſere *Unvollkommenheit*, welche vieler Sünden Urſache in uns iſt, iſt nicht immer eine Sünde, aber es iſt immer eine Sünde, nicht vollkommen ſein zu wollen. — Es iſt eine Schande für uns und ſollte uns zur größten Beſchämung dienen, daß wir Gott und den Satan ſo lange um den Beſitz unſeres Herzens ſich ſtreiten laſſen und daß wir oft geneigter ſind die Thüre unſerem Henker, als unſerem Erlöſer zu öffnen. — Nachdem wir ernſtlich über die Wahrheit Betrachtungen angeſtellt und uns mit erhabenen Gedanken über unſere Myſterien unterhalten haben, geſchieht es wohl, daß wir ohne Anſtand unſern Geiſt wieder mit unnützen Gedanken und ſelbſt mit wahrheitswidrigen beſchäftigen. Damit gleichſt du einem Weibe, welches, nachdem es ſich lange mit ſeinem Manne unterhalten hat, ſofort ohne Scheu mit einem Ehebrecher ſpricht, der ſie verführen will, und die an ſeiner Unterhaltung ein Wohlgefallen hat. — Ziehe nie die Liebe zur *Einſamkeit* dem Gehorſam vor; wenn du nur Gott recht angehöreſt, ſo biſt du überall einſam. — Sei wie Melchiſedek, welcher weder Vater, noch Mutter hatte. Erhebe dich über die Natur und *hänge dein Herz nicht an deine Verwandten*. Lebe wie wenn nur Gott und du auf der Erde wären. Vergiß deinen Vater und deine Mutter, um dich nur deines Gatten (époux, immer ſtatt des in der deutſchen ſentimental-myſtiſchen Sprache gebräuchlichen „Bräutigam") zu erinnern. — Freue dich, wenn du *leideſt* und bedenke, daß wenn es in dieſem Leben etwas Edleres und Nützlicheres gäbe, als die Leiden, es Gott gewiß ſeinem einzigen Sohne gegeben hätte. — Erhalte ſorgfältig die *Geduld*, als eine Waffe, welche dich gegen alle möglichen Feinde unbeſiegbar machen wird. Man kann dir nichts Übles anthun, das dir ſchadete, wenn du es geduldig leideſt. — Obgleich was du verlangſt dir heilig ſcheint und es auch wirklich iſt, ſo ſei dir dein Verlangen doch verdächtig, wenn du mit Leidenſchaft darnach verlangſt. — Mittel gegen die *Schwermuth*: Wenn dir die Geduld manchmal ausgehen will und du dich wie niedergedrückt fühlſt unter dem Gewicht der Verſuchung oder deiner eigenen Schwachheit, ſo verſetze dich im Geiſt auf den Stein, wo man früher die Todten zu waſchen pflegte. Wenn du dich da feſt hältſt, ſo wirſt du leicht das Leben im ernſthaften Gedanken an den Tod finden. — Sei nicht unmäßig betrübt wegen der Gedanken, welche dich verfolgen. Denn wie die Menſchen es für kindiſch halten, Schmetterlingen nachzulaufen, ſo glauben auch die Engel, es ſei Zeitverluſt, wenn man mit Anſtrenguung dieſe uns verfolgenden Gedanken verjagt; denn man wird ſie eher los, wenn man ſie mit Geduld erträgt, als indem man ſie mit Unruhe bekämpft, da durch die Unruhe die Einbildungskraft noch mehr hereingezogen wird. — Wenn du Gedanken haſt, welche du los werden möchteſt, ſo wirſt du dich ihrer nicht vermittelſt deines Verſtandes entſchlagen,

ſondern indem du deinen Geiſt mit dem Erbarmen deines Gemahls beſchäftigſt. Man kann dieſe unglückſeligen Gedanken nicht durch die Kraft unſerer Gedanken überwinden, ſondern allein durch die Kraft der Liebe Gottes, die Alles überwindet. — Überhebe dich nie deiner eigenen Verdienſte. Wenn ein großer König zu einem Armen, dem er in der Straße begegnete, ſpräche: komm zu mir in den Louvre, ich will dich zum Herzog machen, dir ein reiches Fürſtenthum geben! hätte dieſer Arme auch vernünftiger Weiſe ſich zu rühmen, daß er den Weg von zwei oder drei Straßen gemacht? „Obgleich es nicht ganz Daſſelbe iſt; denn der König würde dieſem Manne weder die Kraft, noch den Willen zu gehen geben."

Du darfſt nicht blos nie dich ſelbſt ärgern und in Zorn gerathen, ſondern auch Niemanden Urſache dazu werden. Weiche gleichermaßen zwei Extremen aus: ſei weder zu ernſthaft, was den Gedanken erwecken könnte, du verachteſt die Andern, noch zu leichtſinnig, was dich mit Recht ſelbſt verächtlich machen würde. — Ärgere dich nur über dich und über deine Fehler, aber es ſei ein nützlicher Zorn, der dir dazu diene, dich davon zu erheben. — Um immer und überall beten zu können, ſprich ſo wenig als möglich. Sage ja nicht, daß du mit mehr Inbrunſt zu beten begehrſt, wenn du nicht deine Zunge ſorgfältiger im Zaum hältſt. Wer nicht gern ſchweigt, betet auch nicht gern. Man kann ſagen, die vollkommenſte Betrachtung ſei die Wirkung des vollkommenſten Schweigens. — Ein Kloſter iſt um ſo blühender, je genauer man das Schweigen beobachtet. Ohne daran zu denken, öffnet man der Nachläſſigkeit die Thore, wenn man ſich Licenz zum Sprechen giebt. Daher jemehr du das Schweigen liebſt, deſto mehr liebſt du dein Haus, deſto mehr Gutes wirſt du ihm verſchaffen. Wenn du ſprechen mußt, ſo ſei deine Art zu ſprechen ganz gewöhnlich, ohne irgend etwas Gewähltes; denn es iſt für eine geiſtliche Perſon nicht minder unſchicklich, ihre Rede, als ihre Kleider zu ſchmücken. Rede nicht von weltlichen Dingen; die Seligen (Engel) erſtaunen nicht weniger darüber, Menſchen, welche der Welt abgeſtorben ſind, über ſolche Dinge ſprechen zu hören, als die Menſchen in dieſer Welt erſtaunen würden, wenn ein Todter redete.

Haſt du einige Privat-Gebete, ſo ziehe ſie nicht den Gebeten der Kirche vor, denn dem Gatten ſind keine Worte angenehmer, als die der Gattin. — Wie das Angeſicht Moſis glänzender war, nachdem er mit dem Herrn geſprochen hatte, ſo kann es auch gehen, wenn man ſein Herz vor Gott im Gebet ausgegoſſen hat, daß etwas aus der Fülle des Herzens auf das Geſicht ausſtrahlt. Wenn dies geſchieht, ſo mache es wie Moſes; um dem Stolz, dem Ruin aller Tugenden auszuweichen, bedecke dein Geſicht mit dem Schleier der Demuth und ſei überzeugt, daß ſogar die rechte Klugheit verlangt, daß du etwas freier (heiterer) erſcheineſt. Dient es doch deinen Schatz zu bewahren, wenn nur nichts Unſchickliches mitunterläuft, was machen könnte, daß die Gnade, ſo du empfangen haſt, ſich verliere oder ſchwäche. —

Willſt du beten lernen, ſo bete oft. Wie man eine Sprache nur durch Sprechen lernt, ſo lernt man auch nur durch häufiges Sprechen mit Gott das Sprechen mit ihm. — Demüthige dich darüber, daß du nicht immer an Gott und ſo oft an ganz andere Sachen denkſt. Betrachte das gemeine Sprüchwort, welches ſagt: das Auge folgt der Bewegung des Herzens, man ſieht gerne, was man liebt. Wir legen die Hand auf die Wunde, welche uns ſchmerzt. Wo unſer Schatz iſt, da iſt auch unſer Herz. — Mistraue allen Tröſtungen, welche du aus dem Gebet empfangen könnteſt, wenn ſie in dir den Geiſt der Buße ſchwächen und dich nicht demüthiger machen. Es giebt keine reellere Tröſtung, als vor Gott Thränen zu vergießen, welche anfangen dich glücklich zu machen, wenn ſie von ſeiner Liebe und von dem Abſcheu kommen, welchen wir vor uns ſelbſt haben.

Liebe die h. Schrift, welche dich lehren wird, Gott lieben und betrachte im Leſen, daß du aus ihr, als aus dem Brunnen Jakobs lebendiges Waſſer herausziehen kannſt, indem du die Gabe der Thränen erhältſt, um deine trockenen Gebete zu benetzen und um die Härte deines Herzens zu erweichen. — Bete immer, wenn du lieſeſt oder leſen hörſt; erhebe dein Herz zu Gott, indem du dieſe göttliche Speiſe immer wieder genießeſt (eigentlich: ſie wiederkäuſt, en ruminant). Das iſt der volle Nutzen des Leſens.

Beilage II.

Innerliche Proteſtation Angelicas von St. Johann.

Als nun am 28. November 1661 die Kloſtergemeinde von Port=Royal die Verordnung der Großvicare mit Beifügung einer Erklärung unterſchrieb, proteſtirte Angelica innerlich dagegen, noch ehe ſie unterſchrieb. Nachdem ſie dieſe Proteſtation aufgeſetzt hatte, legte ſie ſie der Mutter Agnes vor. O Emmanuel und du mein Heiland, hebt ſie an, welchen ich anbete, wie du Fleiſch angenommen, dich vernichtet haſt und verborgen in dem Schoos einer Jungfrau, ich bezeuge (proteste) zu deinen Füßen mich erniedrigend, in Gegenwart deiner göttlichen Mutter, der heiligen Engel, meiner Beſchützer und der Heiligen, deren Reliquien hier ſind, in Gegenwart von St. Stefan und der Märtyrer, deren Feſt heute iſt und welche ihr Leben gegeben haben, um eine der geringeren Wahrheiten der Kirche zu behaupten, in Gegenwart von Johannes dem Täufer, der da getödtet iſt zum Lohne dafür, daß er die Wahrheit ſagte, davon alle Andern ſchwiegen, in Gegenwart von Johannes dem Evangeliſten, der da vorausgeſagt hat die Verfolgung, welche die Kirche heute erduldet, ich rufe dich zum Zeugen an in Gegenwart von St. Chryſoſtomus, welcher gelitten hat in einer Zeit des Friedens, unter katholiſchen Fürſten und Biſchöfen, nur um der Disciplin der Kirche willen, welche er aufrecht erhalten wollte, — daß ich mich nicht fügen kann, die von der ganzen Gemeinſchaft beſchloſſene Unterſchrift und Erklärung zu leiſten, als in der augenſcheinlichen Gewißheit, die Wahrheit nicht zu verletzen. Denn ich meine es durchaus nur vom Glauben und bin nicht gemeint unter den fünf Sätzen irgend einen Irrthum zu verdammen, als die der Lehre Auguſtins in der Gnadenlehre entgegengeſetzten Irrthümer. Denn dieſe iſt die Lehre der Kirche, und ich umfaſſe ſie von ganzem Herzen. Ich geſtehe dieſe Unterſchrift nur der Nothwendigkeit zu, worein das Unglück der Zeit uns verſetzt; nicht um den übeln auszuweichen, welchen eine Weigerung uns ausſetzt — denn ich hoffe, Gott werde uns noch das Glück gewähren und uns die Gelegenheit zu leiden geben —, ſondern um dem Gehorſam und der Unterthänigkeit eben ſowohl, als der Wahrheit, Alles zu zollen, wozu ich immer verpflichtet bin. Denn an deinem Beiſpiel, o Emmanuel, habe ich gelernt, in allen Dingen das Gute zu wählen und das Böſe zu verwerfen, wie ich hier bei der Ordonnanz der Großvicare thue. Denn ich unterſchreibe das, was gut iſt, die Verdammung der Irrthümer, und ich verwerfe, was ſchlecht iſt, die Verdammung der gerechten Sache und der Unſchuld eines heiligen Biſchofs, deſſen Tugend ich verehre, deſſen Lehre ich achte, ſo gut als die Lehre aller Derer, welche ihn vertheidigen, weil er ſelbſt die Reinheit der kirchlichen Lehre vertheidigt hat."

„Ich bitte dich, mein Heiland, für mich und alle meine Schweſtern, welche mit derſelben rechtſchaffenen Abſicht unterzeichnen, daß es dir gefallen

möge, in unſeren Herzen die Liebe der Wahrheit zu erhalten und wachſen zu machen mitten in den Verfolgungen und der Verachtung der Welt, wie du ſelbſt verborgen ſein wollteſt und wachſen in dem Schoos einer Jungfrau. Alſo, daß wenn die Wahrheit äußerlich von aller Welt aufgegeben werden, wenn ſie keine Vertheidiger mehr finden ſollte, kühn für ſie zu reden, ſie immer noch in dem Stillſchweigen ſo vieler Jungfrauen erhalten bliebe, deren Verfolgung und Unterdrückung ein öffentliches Zeugniß ſein wird, daß ſie ihr getreu bleiben, daß ſie ſelbſt nicht, um ihr Leben zu verſchonen, ihre Verbindung mit einem Blutbräutigam (epoux de sang) verletzen wollten, welchem ich mich heute von neuem weihe, indem ich das 38. Jahr meines Lebens antrete."

Das Schreiben trägt ſchon darin das Gepräge der Ächtheit, daß es ohne einen andern Ruhepunkt in zwei unaufhaltſam aus dem gepreßten Innern hervorbrechenden Sätzen abgefaßt iſt. Das Schweigen ſchien die Pflichten des Gehorſams und die gegen die Wahrheit, welche im Worte beinahe nicht ohne Widerſpruch erfüllt werden konnten, zuſammenfaſſend zu erfüllen. Die Gewohnheit des Stillſchweigens brachte auch die des inneren Sprechens hervor, dieſe innere Welt erſchien ſo gut als Welt, wie die der Sinne, ja je mehr man ſich in jene hineinlebte, als deſto unweſentlicher mußte dieſe und das geſprochene Wort erſcheinen. Dieſe innere Proteſtation, während die Hand unterzeichnet, iſt aber allerdings eine reservatio mentalis. Nicht blos den Jeſuiten iſt dieſer ſtumme Widerſpruch eigen; ſie begründen ihn ſyſtematiſch, um dem bedrängten Sünder eine Hinterthüre und Ausflucht zu eröffnen, ſondern er ruft die ewige, unſichtbare Fehme einer höheren, der göttlichen Gerechtigkeit an, wo Gewalt für Recht ergeht, wo die von Gott eingeſetzten Auctoritäten und Gewalten dies unmittelbare Zeugniß ſeines Geiſtes niederhalten, es nicht anerkennen, es kränken und niedertreten. So iſt es denn auch ein Zeichen des im tiefſten Schoos des Katholicismus liegenden Widerſpruchs, daß dieſe Lehre in ihm genährt werden konnte, und daß die, ſo am lauteſten dagegen zeugten, als gegen einen Frevel an dem Namen des Wahrhaftigen, daß dieſe ſelbſt darnach handelten. Der Widerſpruch aber liegt darin, daß die katholiſche Kirche evangeliſchen Geiſt und ein Geſetz zuſammen gebannt hat, welches auch die vor Gott reichsunmittelbare Natur des Menſchen, ſeinen innerſten Glauben, mit ſeinem Maaß und Gewicht reguliren möchte.

Am 18. Mai 1679, den Tag nachdem der Erzbiſchof Harlai Port-Royal des Champs neue Beſchränkungen auferlegte und namentlich die Beibehaltung der Penſionäre angekündigt hatte, wurde eine der Schweſtern begraben, mit einer Proteſtation in der Hand, mit der Aufſchrift: An den großen Hirten der Schaafe, welche Gott von den Todten auferweckt hat. Davon weiter unten.

Beilage III.

Der Herzog von Luynes.

Louis Karl d'Albert, geboren am 20. December 1620, war der Sohn des berühmten Konnetables, der einige Zeit Frankreich durch Louis XIII regierte und von Marie de Rohan, der älteſten Tochter von Herkules, Herzog von Montbazon, welche nach dem Tode des Konnetables den Claude de Lorraine, Herzog von Chevreuſe heirathete und unter dieſem Namen

durch ihre Intriguen an allen Höfen und durch ihre Galanterieen berühmt geworden, und den 12. Auguſt 1679 geſtorben iſt. Er hatte mit ſeiner Gattin Marie Seguier in ſeinem Schloſſe Baumúrier das Leben der heiligen Paulin und Theraſia erneuern wollen. Allein ſeine Frau ſtarb zu früh am 13. Sept. 1651. Er blieb aber eine Stütze der Nonnen und der Einſiedler, deren Arbeiten er theilte. Der Herzog glaubte ſich nicht herabzuwürdigen, indem er die Homilien von Gregor, dem Großen, ſeine Morales sur le livre de Job ins Franzöſiſche überſetzt herausgab, wie auch Sentences, prières et instructions aus dem Alten und Neuen Teſtament, aus den Vätern, namentlich aus Auguſtin und Chryſoſtomus, ſämmtlich unter dem Namen Laval Arnauld bezeugt, daß namentlich ſeine aus der kirchlichen Offiz und der Schrift gezogenen Abend- und Morgengebete zur Verbreitung und Belebung dieſer frommen Sitte viel beigetragen.

Es hatte Jemand 4 bis 5000 Exemplare davon drucken laſſen, ſie an die Soldaten zu vertheilen. Solche unentgeltliche Vertheilungen von Erbauungsbüchern waren auch ein Hauptvorwurf gegen Port-Royal. Siehe das Dictionnaire des ouvrages anonymes de Barbier. 1827. Tom. 4., tables p. 379.

Er hatte ſeine Kinder einer Fräulein Richer übergeben, die als große Janſeniſtin bekannt war. Aber endlich ſchaute er doch zurück, verließ die heiligen Jungfrauen und Baumúrier und heirathete ſeine eigene Tante und Pathe, Anna von Rohan. Die ſtrengen Janſeniſten tadelten dieſes Vergehen laut, da der Abſcheu vor einer Heirath mit nahen Blutsverwandten gegen das natürliche, angeborne, wie gegen das evangeliſche Geſetz ſtreite.

Nach dem Tode dieſer zweiten Frau heirathete er eine Margarethe d'Aligre. Die Verbindung mit Port-Royal war freilich nicht ganz abgeriſſen, er bezeugte beim Tode Sacys ſeine Theilnahme. Auch wünſchte er in Port-Royal d. Ch. bei ſeiner erſten Gattin beerdigt zu werden. Denn ſie war im Geiſte „Bürgerin der Wüſte" geweſen. Es ſcheint aber nicht, daß ſein Wunſch in Ausführung gekommen, ſei es denn, daß es nicht ſein letzter Wille war, oder daß man ihn nicht berückſichtigte. Er ſtarb am 10. Oct. 1690.

Beilage IV.

Die Beſuche des Herzogs von Longueville in Neufchatel.

Le conservateur Suisse. Lausanne 1813. enthält im dritten Bande einen weitläuftigeren Aufſatz: les trois voyages de Henry II, duc de Longueville dans ses états de Neuchâtel et Vallengin.

Der erſte Beſuch fällt auf den November 1617; mit ihm war ſeine despotiſche Mutter. Es gab lebhaften Streit mit den Unterthanen wegen der katholiſchen Meſſe und weil er ihr ungeſchriebenes Recht nicht beſchwören wollte. David Boive ſagte als Sprecher der Bürgerſchaft im Schloſſe zu ihm abſichtlich im Patois: Moasigneu, se vo ne voley pas cessa (cesser) de fére tchanta (chanter) messà tschè (chez) no, no demanderey dey troppé à noutré combordgey de Berna por vos en empatchi (empêcher). Et por cé qué de bonta (mettre) toté noutré coutumé par écrit, quand le ley (lac) serey on poté d'eiche (ecritoire) et qu'on prisse to le papié que le papétery de Serriere porrey fére dans 100 ans, e gnarai (aurai) pas pru (assez) papié ni eiche por lé toté écrire. Bern

machte den Schiedsrichter. Es ſollen ein Apotheker und ein Page einen Anſchlag auf das Leben des Herzogs gemacht haben, was blutige Strafen nach ſich zog. Er hatte damals den Plan, bei dem Ausfluß des Sees eine Freiſtadt für alle Confeſſionen, beſonders für den Handel, mit dem Namen Henripolis zu gründen. Der Proſpectus dazu wurde 1626 in mehreren Sprachen verbreitet. Er reiſte zu Anfang des Jahres 1619 ab.

Die zweite Reiſe in ſein Land machte er 1639 auf ſeinem Wege zur Rheinarmee; man wollte ihn davon abhalten, weil im unteren Theile des Landes die Peſt herrſchte. Er antwortete: Wann macht der Vater ſeinen Kindern mit ſeinem Beſuch am meiſten Freude? Gewiß wenn ſie durch Kummer oder Krankheit niedergeſchlagen ſind.

Der dritte Beſuch fällt in die Zeit, bis zu welcher wir die büßende Herzogin begleitet haben. Auch er war durch zum Theil ſchwere Erfahrungen geläutert; es iſt intereſſant ihn als geläuterten Weltmann neben ſeine Gattin zu ſtellen.

Den erſten Juli 1657 betrat der Herzog zum dritten Mal ſein Fürſtenthum. Vierzehnhundert Mann, kriegsgeübt noch von dem Bern im Bauernkriege geleiſteten Beiſtand her, zogen ihm bis an die Gränze, nach la Combette de mi-joux entgegen. Er ſelbſt hatte viele Vornehme und 200 Pferde mit ſich. — Ein Augenzeuge, der General-Procurator David Favargier giebt uns Bericht davon.

Dem Kanzler Hori, welcher an der Spitze des Staatsraths ihn bewillkommte, erwiderte der Herzog, Thränen im Auge: Ich bitte euch überzeugt zu ſein, daß ich nur darum in meinem Alter hieher gekommen, um meine getreuen Unterthanen und guten Freunde dieſer Orte noch einmal zu ſehen, und euch zu bezeugen, wie ſehr ich euch liebe. Ich habe Sorge getragen, euch in euern Rechten und Freiheiten zu erhalten, namentlich in denen eurer Religion, welche nicht die meinige iſt. Desgleichen werde ich zeitlebens thun, damit ich in meiner Todesſtunde die Beruhigung habe, euch glücklich zu hinterlaſſen; ich bin nun in meinem 63. Jahre, dem gefährlichen, klimakteriſchen. Wenn mich Gott zu ſich ruft, will ich euch ihm und meinen Kindern empfehlen.

Überall an der Straße ſtellten ſich neue Haufen mit ihren eigenen Fahnen und den Magiſtraten vor. Im Ganzen mochten ihrer wohl 7000 ſein. Der Herzog konnte nicht begreifen, woher man ſo viele Leute nehme und glaubte faſt, es ſeien zum Theil immer wieder dieſelben, welche man ihm ſchon vorgeführt. Man nannte ihm aber ihre Heimath; wurde er von Weiten eines Panieres anſichtig, ſo zitterte er vor Freude. Dieſe braven Leute, ſprach er, haben ſich's ſauer werden laſſen und doch ſcheinen ſie es mit Freuden gethan zu haben. Ein Zeichen, daß ſie mich lieben. Ich kann nicht ſagen, wie viel Freude mir dieſer Tag gemacht. — Er wandte ſich zu dem Adel in ſeinem Gefolge: In Frankreich bin ich Fürſt nur auf gutem italieniſchem Pergament: in der Schweiz aber iſt das ganz anders, wie ich's euch auch geſagt habe. Als er bei Neuburg angelangt, übergab ihm der Bannerträger das Banner der Stadt, welches der Herzog ihm mit den Worten zurückgab: Nimm's zurück, mein Herr Bannerträger, ich will mich ihm als der Erſte anſchließen, als guter Bürger von Neuburg, der ich bin, und bin bereit ihm zu folgen, um die Rechte und die Ehre unſers guten Vaterlandes, der Schweiz, aufrecht zu erhalten. Er nahm die Stadtſchlüſſel, wie auch eine Sicherheits- und Ehrenwache nicht an und bat, ihm nur die Liebe, den beſten Wächter, zu bewahren. Unter dem Donner der Feldſchlangen, der Glocken und des: Es lebe unſer guter Fürſt! zog er in die Stadt ein; auf der Terraſſe des Schloſſes erwartete ihn ein ſtarkes Bataillon von acht bis zwölfjährigen Knaben. Er war mit ihrer guten Haltung und Disciplin zu-

frieden; iſt es doch, ſagte er, als kämen die Schweizer ſchon als gemachte Soldaten aus Mutterleib.

Die benachbarten Schweizer=Republiken beglückwünſchten ihn durch glänzende Ehrengeſandtſchaften, welche er gleichermaßen erwiederte. — Eines Tages wandte er ſich an den Bannerherrn Merveilleux: Ich habe der Bürgerſchaft von Neuburg nichts beſchworen, ſondern nur der von Vallengin. Es iſt dies eine alte Schuld von 40 Jahren und ihr müßt mich anhalten, ſie ohne Verzug und, wie billig, mit den Koſten zu bezahlen. — Dabei würden wir nur verlieren, antwortete Jener, da der Eid nicht Alles enthält, was Ihr thut. —

Als der Herzog nach einer Reiſe durch ſein Land auf den St. Heinrichstag wieder nach Neuburg heimkehrte, wurde er von der Bürgerſchaft mit ſeinem ganzen Gefolge zu einem feſtlichen Mahle geladen. Sechs von den Vierundzwanzigern und zwölf vom Rath der Vierziger bedienten die Gäſte. Der Herzog wollte zwiſchen dem Bürgermeiſter und dem Bannerherrn ſitzen. In meiner Jugend, ſprach er laut, habe ich euch viel Verdruß gemacht; Kinder wiſſen nicht, was ſie thun, man muß ihnen eben verzeihen. — Er bedauerte den großen Aufwand: Ihr hättet mich als gute Schweizer bewirthen ſollen; Käſe ſchmeckte mir beſſer mit euch, als Fettammern (ortolans) mit Fürſten. — Da er ſah, daß einige adlige Herren wie ſpottend lachten, erhob er ſich mit ſtarker Stimme, als man eben die großen Trinkgeſchirre brachte, die Geſundheit des Fürſten zu trinken und ſprach: Es iſt hier die Tafel der großen Familie, wo eigentlich nur die Kinder des Hauſes zugelaſſen werden, nämlich wir Bürger und Brüder, und nur aus großer Gnade auch einige Fremde, wie man es heute ſieht! Dabei ſchaute er gewiſſe Herren ſeines Gefolges ſtreng an, legte ſeine rechte Hand auf die Schulter des Bürgermeiſters mit den Worten: Dies iſt das Haupt und der Vater der großen Familie. Wir ſind ihm alle Ehre und Achtung ſchuldig, ich aber zuerſt, um Denen zum guten Beiſpiele zu dienen, welche dieſe Dinge nicht kennen. Er verlangte das Banner, welches er vor dem Fenſter wehen ſah, und nachdem eine große Stille geworden, ſprach er: Ich bin alt, meine Kinder ſind ſehr jung. Ich ſtelle ſie unter den Schutz und die Obhut dieſes Banners! Meine Freunde, ich empfehle euch meine Kinder! Und wenn ich dieſe Welt bald verlaſſe, dient ihnen als Väter in ihrer Jugend, auf daß ſie eines Tages gute und weiſe Fürſten ſeien, nach eurem Wunſche. Meine Freunde, ihr werdet thun, was ich euch bitte, denn ihr liebt mich, ich weiß es wohl! — Die Bürger mit Thränen wiederholten die Worte des Bürgermeiſters und ſchwuren: Unſer Herr, unſere Leiber, Güter und Leben ſind euer und der Eurigen für immer!

Der biedere Favargier meldet: Ich bemerkte, daß die Scherzhafteſten und Läppiſchſten unter den gemeldeten franzöſiſchen Adeligen erſtaunt ſchienen und weinten wie wir Andern, nur noch ein wenig mehr. Gewiß iſt, daß wenn die Fürſten der Erde ein einziges Mal in ihrem Leben einem ſolchen Feſte beiwohnten, ſie könnten in keiner beſſeren Schule ſein; denn es iſt ein Wunder, wenn auf ſechs Suveräne ein einziger ſich findet, der weiß, daß die legitime Auctorität eines Fürſten keine andere iſt, als die eines Vaters über ſeine Kinder.

Heinrich verweilte ſechs Wochen im Lande; man darf mit Wahrheit ſagen, er habe ſich nicht Einmal ſchlafen gelegt, ohne Gutes gethan zu haben; er erneuerte die Freiheiten, gab deren neue, theilte Gnaden aus, wie er denn über 25,000 Livres an Geſchenken und Almoſen ausgab, er naturaliſirte eine Menge Fremder, machte mehrere zu todter Hand Gehörige (main mortables) frei, legitimirte alle Baſtarde, erließ armen Privaten und Communen Laſten und Schulden. Der Stadt ſchenkte er eine große goldene Vaſe, um jährlich ſeine Geſundheit zu trinken, und jeder der 20 Compagnien,

die ihm entgegen gezogen waren, fürs Freiſchießen einen ſilbernen Becher. — Die Gemeinde Colombier war ihm für eine unvorſichtige Caution 70,000 Thaler ſchuldig, bei einem ſeiner Ausflüge warfen ſich die Angeſehenſten aus dem Dorfe zu ſeinen Füßen und baten um einen Nachlaß an der Schuld. Der Fürſt hieß ſie aufſtehen: Gerne, meine Kinder, aber macht nur keine Caution mehr. Da kommt mir eben ein Gedanke; pflanzt hier drei große Alleen von ſchö-nen, guten Bäumen, welche auf den Ort zugehen, wo ich bin, und kleine Seitengänge dazu. Iſt dies geſchehen, ſo wird dieſer mein General-Procu-rator euch eine Quittung für die ganze Schuld ausſtellen, ſobald er ſie im Schatten dieſer Bäume ſchreiben kann. Als die Leute über ſolche Gnade er-ſtaunt und ſtumm daſtanden, rief er, ſchnell, meine Kinder, rüſtet eure Werkzeuge für die Allee; ich will zuerſt daran arbeiten.

Den 5. Auguſt verließ er Neuburg und blieb bis zum 10. in Colom-bier, worauf er nach Paris abreiſte. Sein Tod erfüllte das ganze Land mit Trauer.

Sonder Zweifel lag in dieſer Bonhommie zugleich die Abſicht, das Volk bei den bevorſtehenden Erbfolge-Streitigkeiten für ſeine Nachkommen zu gewinnen. Ihm folgte auch durch die Entſcheidung der Bürger von Neufchatel in dieſer Erbſchaft „die lange Mademoiſelle", ſeine Tochter aus erſter Ehe, welche mit ihrer Stiefmutter, der uns befreundeten Herzogin von Longueville, ſehr unfreundlich lebte. Das Erbe von Neufchatel trug dazu bei, ihre Entzweiung zu unterhalten; die beiden Söhne Longuevilles aus zweiter Ehe machten auch Anſprüche. Arnauld und Nicole verfaßten Aufſätze in ihrem Intereſſe. Der ältere, welcher 1694 ſtarb, vermachte ſeine Anſprüche an Lancelots Zögling, den Prinzen Conti, welcher ſchon mit der Nemours concurrirt hatte. Nach dem Tode dieſer 1707 erneuerte er ſeine Anſprüche; Ludwig XIV unter-ſtützte ihn nicht, ſein Miniſter Chamillart that alles Mögliche für einen anderen Unterthan des Königs, Mattignon. Das alles trug dazu bei, daß die reformirten Bürger von Neufchatel dem König von Preußen dieſe Erbſchaft zuſprachen, da er auch mit dem Hauſe Chalons verwandt war. Die proteſtantiſchen Kantone, beſonders Bern, unterſtützten ihn darin. Man fürchtete in der Schweiz, Ludwig möchte, wie bei der oraniſchen Erbſchaft, gegen eine anderweitige Entſchädigung ſeines erbberechtigten Unterthans ſich ſelbſt Neufchatel aneignen. Holland und England hatten Preußen ihre Stimme in der Sache verſprochen. Das Beſte that bei Ludwig die Achtung vor Preu-ßens Waffen. — Der Verluſt dieſes Waffenplatzes in der Nähe der offenen burgundiſchen Gränze an eine Macht wie Preußen that Ludwig ſehr wehe.

Das Nähere, namentlich über die Verwandtſchafts-Anſprüche findet ſich bei St. Simon. Band 5, Kapitel 28. und Band 2, Kapitel 17. und 18.

Beilage V.

Zum Leben Contis.

Die Leichenrede für Conti, welche im Juli 1666 von dem Biſchofe von Cominges gehalten wurde, mußte Anſtöße erregen. Der große Condé wohnte ihr bei und beklagte ſich nicht darüber, daß die Fronde gerügt und ſelbſt die Herzogin von Longueville nicht geſchont wurde. Contis ſtrenge Ge-wiſſenhaftigkeit konnte nicht gelobt werden, ohne daß die laxe Moral der je-ſuitiſchen Gewiſſensräthe an den Pranger geſtellt wurde. Es waren 22 Biſchöfe als Zuhörer anweſend, darunter mehrere feindliche, namentlich der

von Toulouſe. Mehrere fanden ſich dadurch ſehr getroffen, daß M. d. Comminges ſagte, der Prinz habe es ſich zu einer Gewiſſensregel gemacht, als Gouverneur in ſeiner Provinz Reſidenz zu halten, wie die Biſchöfe in ihren Diöceſen. Ein Port=Royal befreundeter Mann faßte dabei einen Biſchof ſcharf ins Auge und ſagte: Da müſſen jetzt die Gouverneure in den Provinzen die Biſchöfe machen. — Man behauptete, die Rede ſei von den Männern von Port=Royal gemacht. Als die Herzogin von Longueville nach Fontainebleau kam, machte ihr der Herzog von Orleans allerdings auf eine ſehr verbindliche Weiſe Vorwürfe; ſie habe dem guten Biſchof eine unbedeutende Rolle zu ſpielen aufgetragen, indem ſie ihn ein Stück habe vortragen laſſen, welches dieſe Herrn gemacht haben, und ſein Talent überſteige. Die Herzogin fand dieſe Verleumdung zu verbindlich, als daß ſie ſich verpflichtet geglaubt hätte, ſie zu widerlegen. Allein man brachte bei dem Könige ſo vielfältige Klagen an, daß der Biſchof dem Könige ſeine Rede überreichte, um ſie und ſich ſelbſt ſeinem Urtheil zu unterwerfen. Nur bat er ihn, Annat nicht zum Richter zu machen, worauf der König ihm zuſagte, daß dieſer ſie nicht berühren werde. Der König las die Rede oder gab ſie dem Biſchof doch mit dieſer Verſicherung zurück; auch erklärte er, er habe nichts dagegen, daß der Biſchof von Alet darin widerholt ein heiliger Prälat genannt werde, er halte ihn ſelbſt dafür. Er habe nicht darin gefunden, was man ihm geſagt und gebe ſeine Erlaubniß zum Druck.

Conti ſchrieb einen **Traité contre la comédie et les spectacles**, und **Lettres au père des Champs, ou l'accord du libre arbitre avec la grace in 12. 1689** gedruckt. Unter dieſem Jeſuiten hatte er als Jüngling moliniſtiſche Theſen vertheidigt.

Die Herausgabe der **devoirs des Grands, in 12. à Paris**, chez Denys Thierry, 1667, wurde veranlaßt durch eine unberufene Publication derſelben Arbeit nach einem mangelhaften Manuſcript. Conti hat es zunächſt für ſich nach den ihm von Pavillon gegebenen Anleitungen geſchrieben, damit es ihm zur Lebensregel diene; er betrachtet die den Großen dieſer Welt geſtellte Aufgabe, die Größe Gottes zu ehren, unter den drei Geſichtspunkten, wie ſie dies an ſich ſelbſt, an ihrer Familie und in ihren Beſitzungen üben ſollen.

„Es ſind aber die Großen mit ihrer Größe nicht um ihrer ſelbſt willen bekleidet, ſondern nur um der Andern willen. Es iſt dies nur ein Mittel, womit Gott die Völker zur nöthigen Ehrfurcht heranziehen will. Ein Großer hat nur dann eine zu ſeinem Stande und ſeiner Berufung im Verhältniß ſtehende Liebe zu Gott, wenn ſie beinahe der Liebe der Märtyrer zu Gott gleich kommt. Denn er hat große, eigenthümliche Hinderniſſe zu überwinden, den Stolz, während die Demuth der Grund aller Frömmigkeit iſt; das Evangelium verlangt als das Weſentlichſte aufopfernde Nächſtenliebe, dieſer Stand führt aber Gleichgültigkeit und Verachtung des Nächſten mit ſich, ſtatt ſtrenger Bußübung nur Verzärtlung; das Evangelium zeigt uns, wie der ſündige Menſch zu Mühe und Arbeit verdammt iſt, hier iſt nur Wohlleben und Nichtsthun. Und doch muß ſein wahrhaft katholiſcher Glaube und ſeine ebenſo katholiſche Liebe Alles umfaſſen; denn ſeine Größe, er ſelbſt gehört nicht ſich ſelbſt, er gehört den Andern ungleich mehr als ſonſt irgend jemand."

Beilage VI.

Lancelots Schriften und Lebensende.

Lancelot ſchrieb folgende Bücher:

Nouvelle méthode pour apprendre facilement la langue Grecque. Paris 1655. in 8. par le S. de Trigny. Die Ausgabe von 1696 iſt die neunte. — Abrégé de la nouvelle méthode pour apprendre la langue Grecque. in 12. 1655. Anno 1696 erſchien die neunte Ausgabe. — Nouvelle méthode pour apprendre facilement la langue Latine. 1656. in 8. Im Jahr 1662 war ſchon die ſechste Ausgabe erſchienen, die von 1736 iſt die eilfte. — Abrégé de la nouvelle méthode pour apprendre la langue Latine. 1656. in 12. Er folgte dabei beſonders Sanctius. Eine der gewagteſten Neuerungen dieſer Bücher war, daß ſie nicht lateiniſch, ſondern franzöſiſch geſchrieben waren. So gab er auch nicht blos eine Anleitung, die claſſiſchen Schriftſteller kennen zu lernen, eine Anweiſung zur rechten Ausſprache der lateiniſchen Sprache, eine Abhandlung über die lateiniſche Poeſie, ſondern auch Regeln über die franzöſiſche Poeſie, heraus. Die Regeln ſind in Verſen gegeben, wie zum Theil: Le Jardin des racines Grecques. Paris 1657. in 12., deſſen Verſe von Sacy ſind. Die darin enthaltene Überſicht über franzöſiſche Worte, welche aus dem Griechiſchen ſtammen, veranlaßte den Jeſuiten Labbe zu der Schrift: Les etymologies de la langue française contre la nouvelle secte des Hellenistes de Port-Royal. 1661. Paris. in 8. Er greift darin die Helleniſten überhaupt an, die Philologen-Secte von Port-Royal denuncirt er der Akademie wegen ihres Attentats, die franzöſiſche und lateiniſche Sprache verächtlich zu machen und ſie des Diebſtahls zu bezüchtigen. Die Methoden für die ſpaniſche und italieniſche Sprache erſchienen 1660. — Zu der Grammaire générale et raisonnée par le S. de Trigny. Paris in 12. 1660. hat ihm Dr. Arnauld die Grundideen angegeben. Er überſetzte die Fabeln des Phädrus und einige Komödien des Terenz, ins Franzöſiſche. Dazu ſchrieb er recueil d'epigrammes latines et sentences grecques, espagnoles et italiennes. Paris 1659, in 12.; ob die gute Einleitung von ihm oder von Nicole iſt, iſt ungewiß. Der Jeſuite Vavaſſeur widmete der Kritik dieſer Sammlung eine beſondere Schrift. Alle Stücke und Bemerkungen hinter der Bibel von Vitré, zur Einleitung in das Verſtändniß der h. Schrift ſind von ihm. Lancelot ſchrieb auch eine Nouvelle méthode pour apprendre parfaitement le plain-chant en fort peu de tems 1668. in 8. (Eines der bedeutendſten Werke darüber ſcheint geweſen zu ſein: De la science et pratique du plain-chant, du R. P. Jacques le Clerc, de la congrégation de St. Maur. —

Eine ascetiſch-antiquariſche Bedeutung hat die Dissertation sur l'hémine de vin et sur la livre de pain de St. Benoît et des autres anciens religieux; où l'on fait voir que cette hémine n'étoit que de demi-septier et que cette livre n'étoit que de 12 onces. L'on représente l'esprit des Pères et des saints fondateurs de l'ordre touchant le jeûne et la tempérance. L'on éclaircit quelques points remarquables de l'antiquité et l'on recherche la juste proportion des poids et des mesures des anciens avec les nôtres. Seconde édition revue, corrigée et augmentée, avec les reponses aux nouvelles difficultés, qui avoient été faites sur ce sujet, et une disquisition de l'année, du jour et de l'heure où est mort le glorieux patriarche St. Benoît. Paris 1688. in 8. In der erſten Ausgabe (von 1667) hatte Lancelot die hémine nur zu 10 Unzen berechnet, es war dies das Maß für die einem Benedictiner zukommende Weinration. Mehrere vom Orden glaubten darin ſeine Disciplin angegriffen, als hätte

man ihm vorgeworfen, das urſprüngliche Maß verfälſcht und verſtärkt, die urſprüngliche Strenge aber geſchwächt zu haben. Es wird beſonders erwähnt, daß Einer der Benedictiner, welcher dagegen geſchrieben, ſelbſt keinen Wein getrunken. Rancé nahm, wenn gleich paſſiven, doch ſehr lebhaften Antheil an dieſem Streit. Er ſchreibt am 20. Januar 1686 an Nicaiſe: Ich weiß wohl, daß man zu Monte-Kaſſino eine Hemine fand, welche man St. Benedict zuſchreibt. Ich zweifle aber an ihrer Ächtheit; denn in den Klöſtern, wo die Disciplin nachgelaſſen, thut man alles Mögliche, um das Andenken an die Zuſtände in den älteſten Zeiten zu verlöſchen, damit man nicht die Schmach habe, daß die Welt wiſſe, wie man von der urſprünglichen Frömmigkeit ausgeartet. Theodemar, Abt von Monte-Kaſſino, welcher Geflügel in ſeinem Kloſter aß, bildete ſich ein und wollte die Anderen überreden, Benedict habe auch Geflügel gegeſſen und ſeinen Gebrauch gebilligt, obgleich in der ganzen Regel kein Wort davon vorkommt. — Und bald darauf ſchreibt derſelbe Rancé: Es ſoll mich freuen, die Diſſertation über die Hemine zu ſehen, und ich zweifle nicht, daß ſie vermehrt und die Gründe verſtärkt ſein werden. Was man aber auch thun mag, die Mönche wollen in nichts nachgeben, ſie gehen ihren Weg zu, als ginge ſie Alles, was man ihnen ſagt, nichts an. Die Verſe des Basreliefs ſind nicht zu bezahlen, um die Plumpheit Derer zu zeigen, welche nicht einmal mit dem Fuß die Erde berühren ſollten, und deren Verkehr im Himmel ſein ſollte. Lancelot hatte noch eine ähnliche Frage angeregt, was ihm eine Widerlegungsſchrift von Mabillon zuzog, nämlich das: Traité où l'on réfute la nouvelle explication que quelques auteurs donnent aux mots de messes et de communion dans la règle de St. Benoît. Paris in 12. 1689. Es handelt ſich darum, ob die messe du lecteur auch den leiblichen Genuß mit einſchließt, oder nur den geiſtigen. Es finden ſich mehrere Briefe von Lancelot in Recueil de pièces qui n'ont point encore paru sur le formulaire, publié 1754, erſtlich fünf unter dem Namen Liverdun an Arnauld; ſodann ein Schreiben an die Mutter Agnes vom 12. Febr. 1668 (nicht 1666, wie es fälſchlich heißt).

So viel mir bekannt, wurde 1810 die letzte Auflage einer Grammatik Lancelots gegeben. Man nennt ſeine Arbeiten ſchlechthin nur Grammatik von Port-Royal.

Hier mögen auch die Schriften eines anderen Lehrers an den Schulen von Port-Royal ihre Stelle finden, die von Peter Couſtel, geboren am 2. October 1621 zu Beauvais, geſtorben daſelbſt am 16. October 1704. Eine Lehrerſtelle bei den Neffen des Cardinals Fürſtenberg veranlaßte ihn zu den: Règles de l'éducation des enfans où il est parlé en détail de la manière, dont il se faut conduire pour leur inspirer les sentimens d'une solide piété et pour leur apprendre parfaitement les belles lettres. 2 Vol. in 12., par Michallet 1687. zweite Ausgabe 1749. — Sentimens de l'Eglise et des SS. Pères pour servir de décision sur la comédie et les comédiens, opposés à ceux de la lettre qui a paru sur ce sujet depuis quelques mois. in 12. par I. S. Coustel, Paris 1694. Veranlaſſung dazu gab der Theatiner Kaffaro. — Le discernement de la vraye et de la fausse morale où l'on fait voir le faux des Offices de Cicéron, des livres de l'amitié, de la vieillesse et des paradoxes. in 12. 1695.

Als Lancelot die Prinzen Conti verlaſſen mußte, zog er ſich zu Barcos in die Abtei St. Cyran zurück, wo er ſchon während der Gefangenſchaft des großen Meiſters in Vincennes und der Zerſprengung der erſten Einſiedler von Port-Royal, wozu er gehörte, gelebt hatte. Nachdem Barcos geſtorben, ſollte hier der janſeniſtiſche Sauerteig ausgefegt werden; Lancelot wurde in die Abtei Ste. Croix von der Congregation St. Maurus in Quimperlé in eine Art von Exil geſchickt. Er wurde aber mit Achtung behandelt

und hatte nur darüber zu klagen, daß der Beichtvater ſeine ſtrenge Ascese mäßigte. Er hatte ſich dadurch kränklich gemacht, erreichte jedoch das 80. Jahr und ſtarb am 15. April 1695 im Geruch der Heiligkeit, der letzte Schüler St. Cyrans, welcher den großen Meiſter noch perſönlich gekannt hatte.

Beilage VII.

Der Primat Petri und Pauli.

Barcos hatte die Frage über den Primat des Pabſtes angeregt, indem er auf eine etwas unbedachtſame Weiſe in die Vorrede zu Arnaulds Schrift über das häufige Communiciren den Satz einſchob: St. Peter und St. Paul ſind die zwei Häupter der Kirche, aber ſo, daß ſie nur ein Einziges machen. Die Jeſuiten warfen ſich beſonders auf dieſen Satz, um das ganze Buch in Rom verdammen zu laſſen. Er wurde vertheidigt in Ecrit de l'autorité de St. Pierre et de St. Paul und angegriffen von Habert in: De la chaire et de la primauté unique de St. Pierre. Barcos antwortet darauf in: La grandeur de l'Eglise Romaine établie sur l'autorité de St. Pierre et de St. Paule. Er beweiſt darin durch eine Reihe von Auctoritäten von 25 Päbſten, 30 Kirchenvätern und 12 Concilien, daß St. Paul Fürſt der Apoſtel und der ganzen Kirche, Stifter, Vater, Hirte, Biſchof der römiſchen Kirche insbeſondere, Petro gleich war, Genoſſe ſeines Ruhms und ſeiner Vorzüge; ſo daß die Päbſte eben ſo gut Nachfolger, Kinder, Erben und Statthalter Pauli ſind, als Petri. „Es iſt aber nur Ein Stuhl, Ein Primat, nicht zwei verſchiedene, worein die Päbſte eingetreten ſind als Nachfolger des Juden- und des Heiden-Apoſtels. Es gehört zum Weſen des neuen Bundes, daß dieſer eben ſo hoch ſtehe, als der Juden-Apoſtel; es war dies auch für das Heil der Juden ſelbſt nöthig, damit die Gnade Chriſti die Schatten des Geſetzes zerſtöre, durch welche ſelbſt die bekehrten Juden dieſe Gnade verdunkelten. Da dieſer Zweck erreicht wurde, können beide Apoſtel nur Einen und denſelben Nachfolger haben, den Pabſt, wie denn nach dem Zeugniß der ganzen Tradition beide Apoſtelfürſten nur Eine und dieſelbe Gewalt beſeſſen haben." Dieſe unzertrennliche Einheit und Gleichheit der beiden Apoſtel wird namentlich auch aus den Kirchengebeten bewieſen, welche nie den Einen ohne den Anderen nennen, daher man ſie auch zweien Augen, als Organen derſelben Sehkraft verglichen hat. Die Gewalt Petri wird mit denſelben Gründen bewieſen, auf welchen die von Paulus ruht; wer alſo dieſem die gleiche Würde und Primatie ſtreitig macht, untergräbt zugleich die von Petrus.

Clemencet meldet, Habert habe Barcos vorgeworfen, er ſei in die Irrlehre von Anton von Dominis verfallen. Es habe ſeine Anſicht auch nicht blos bei den Anti-Janſeniſten Widerſpruch gefunden, Nicole ſchrieb Anmerkungen zu oder vielmehr gegen das Buch von Barcos, und Arnauld war darin von Nicoles Anſicht. Auch in den von Balüze 1680 herausgegebenen Schriften von Marca findet ſich eine Abhandlung: Exercitatio de singulari primatu Petri, welche er 1647 in Barcellona auf die Aufforderung des Pabſtes ſchrieb. Nach ihm „iſt Petrus den anderen Apoſteln zwar im Apoſtolat gleich, aber er war doch in allen die Organiſirung und Disciplin der allgemeinen und der beſonderen Kirchen betreffenden Dingen ihnen als Haupt vorgeſetzt. Peter und Paul waren beide Bi-

ſchöfe zu Rom; wie es denn zur Apoſtel Zeit mehrere Biſchöfe in derſelben Kirche gab. Darum war aber doch Petrus allein Haupt des Collegiums der Apoſtel. Wegen dieſer Gemeinſchaft im Epiſkopat von Rom nennen ſich die römiſchen Biſchöfe Nachfolger Petri und Pauli, ſie haben ihren Primat aber nur von St. Peter. Die Gleichheit Pauli mit ihm iſt gegen die Tradition und gegen das göttliche Recht."

Das Verdammungs=Decret gegen den Satz von Barcos und der Schriften zu ſeiner Vertheidigung wurde in Rom am Tage der Bekehrung Pauli, am 25. April 1657, publicirt. Der Nuntius in Paris ließ es drucken und ſandte es an die Biſchöfe; aber ſchon am 15. Mai that das Parlament, auf den Antrag Talons, den Spruch, welcher allen Erzbiſchöfen und Biſchöfen die Annahme des Decrets verbot, und die Beſchlagnahme aller Exemplare befahl.

Beilage VIII.

Hillerin, dú Hamel, Feydeau, die janſeniſtiſchen Pfarrer.

Muſter von janſeniſtiſchen Pfarrern waren dú Hamel und Matthieu Feydeau, geboren 1616, geſtorben am 24. Jul. 1694, von einer parlamentariſchen Familie, Doctor der Sorbonne. Dieſer las 1644 (oder 1643) ſeine erſte Meſſe in der Pfarrei dú Hamels, zu St. Maurice in Sens, nachdem er ſich in Einſamkeit und Gebet darauf vorbereitet hatte. Dú Hamel ſpeiſte 300 Arme auf dieſen Tag. In der ganzen Pfarrei ſah man weder Spiel, noch Tanz, noch Beſuch von Schenken. Man war genau in der Offiz, man übte die öffentliche Buße und als Octave de Bellegarde, der Erzbiſchof, die Pfarrei beſuchte, um etwaige Übertreibungen abzuſtellen, warfen ſich ihm Diejenigen, welche zu öffentlicher Buße verurtheilt waren, zu Füßen, baten ihn, er ſollte ſie daran nicht verhindern und riefen mit Thränen, ſie thun ja ſchon ſo nicht genug Buße. — Beide Geiſtliche blieben zuſammen, bis ſie an die Kirche St. Merri in Paris berufen wurden; der gute Hillerin hatte ſich ſeiner Stelle zu ihren Gunſten begeben, da er die Verantwortung, welche ein ſo ſchweres Amt mit ſich brachte und Gottes Gericht ſcheute. D'Andilly gehörte zu den Genoſſen ſeines ausgebreiteten Pfarrſprengels, der ihm aber größtentheils als sentina vitiorum erſchien. An Lichtmeß 1643 beſtieg er zum letzten Mal die Kanzel, um zu erklären, daß er nunmehr der Buße leben wolle. Er würde ſich glücklich ſchätzen, ſagte er, wenn zu einer Zeit, wo das Evangelium anzeigt, daß die Tage der Reinigung Marieens erfüllt ſeien, die ſeiner Reinigung anfangen könnten. Er zog ſich auf eine Pfarre auf dem Lande zurück, daſelbſt ſich ſelbſt, das heißt der Abtödtung ſeiner ſelbſt zu leben. Zuerſt hatte er den jungen Fontaine mit ſich, um ihn zu unterrichten; nachgehends führte er denſelben, wie St. Gilles d'Aſſon, Port=Royal zu. Bald ſagte man, man könne nichts ſo Schönes hören, als die Predigt von dú Hamel und die Katechiſation von Feydeau. Um dieſer um 4 Uhr beiwohnen zu können, mußte man ſchon um Mittag die Plätze einnehmen. Beinahe noch berühmter ſollen ihre gemeinſamen Conferenzen über die Pflichten des Geiſtlichen gegen Gott und die Nächſten geweſen ſein, welche alle vierzehn Tage gehalten wurden. Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher aus England ſoll namentlich dadurch in den Schoos der katholiſchen Kirche geführt worden ſein. Die Conferenz, welcher er zuerſt beiwohnte, handelte davon, kein Geiſtlicher oder

wer ſonſt ein kirchliches Beneficium genieße, dürfe bei Lebzeiten oder nach ſeinem Tode etwas von ſeinem Einkommen ſeiner Familie zukommen laſſen. Der Biſchof Caumartin ſoll desgleichen dadurch erſchüttert worden ſein und 80,000 Livres an die Armen und an die Kirchen vertheilt haben.

Freilich fehlte es auch nicht an Neidern und Gegnern, der zweite Pfarrer von St. Merri, Amiot, hörte dü Hamels Predigten nur wie Phariſäer, ut caperent eum in sermone (damit ſie ihn in ſeiner Rede fingen). Er klagte ſeinen Amtsbruder zweimal bei der Officialität an, daß er die Liebe Gottes zur Bedingung der Sündenvergebung mache und verlange, daß man ſich durch eine kurze Zurückgezogenheit und Sammlung auf den Empfang des Eheſacraments vorbereite. Die janſeniſtiſch geſinnten Frauen ſollen ſich nicht nur aus der Predigt, ſondern auch aus der Meſſe entfernt haben, wenn ein Anderer ſie hielt. Der Kampf zwiſchen dem Erzbiſchof Retz und dem Cardinalminiſter verwickelte auch dü Hamel in die Verbannung (1654). Er hatte ſeine Pfarrgenoſſen zum Dankgebet aufgefordert, als Retz aus ſeiner Haft entwichen war, und übergab den Pfarrern von Paris einen Brief des Erzbiſchofs. Aber im März 1656, bei Gelegenheit der Ausſchließung Arnaulds aus der Sorbonne, mußten auch Feydeau und die frommen Prieſter, welche bisher mit ihm gemeinſchaftlich gelebt hatten, weichen und ihre Heerde verlaſſen. Ein Fräulein de Tournon aus dieſer Pfarrei erzählte des Lions, daß 30 Damen, welche dieſen Geiſtlichen angehangen, mit deren Entfernung auch aus dem Verein zu milden Zwecken ausgetreten ſeien und gegen Amiot laut ihre Verachtung ausſprachen. Sie ſingen in der Kirche mit dem Prieſter. Auch ein königlicher Beamter habe gleich den folgenden Tag nach der Vertreibung der janſeniſtiſchen Prieſter ſeine Wohnung in eine andere Pfarrei verlegt. Amiot erzählte, es haben dieſe Frauen unter ſich verabredet, ſie wollen den Kranken ſagen, ſie ſeien verdammt, um dieſelben zu großen Beiträgen für ſie zu nöthigen. — Derſelbe des Lions erzählt: Monsieur Pelissier m'a parlé d'un conte des dissiplineusses de M. du Hamel dans une chapelle de St. Merry à 4 h. du matin. M. de St. Nicolas m'a dit de n'avoir jamais rien oui de semblable, mais seulement de certaines tendresses et touchements des mains à ses devotes, que néanmoins il y avoit de ces gens-là en ce tems-ci à Paris et qu'on en avoit decouverts, que les filles et les femmes montent en leur chambre et que ces prestres les fouètent et disciplinent jusqu'au sang, que ces femmes ont advoué, qu'elles prenoient mesme quelque plaisir à cela, que là il se faisoient des attouchemens. Je luy ay demandé si c'estoyent Jansenistes, il m'a dit franchement que non, qu'ils en estoyent un peu soupçonés, qu'il estoit à craindre que quand la ferveur des opinions et l'esprit des poenitences seroient éteints ils ne tombassent dans les extrémités de la chaire. — Dü Hamel durch ein zehnjähriges Exil mürbe gemacht, ſchickte ein weißes Blatt mit ſeiner Unterſchrift ein, damit man darauf ſetzen könnte, was man wollte. Seine früheren Freunde mieden ihn, „denn nachdem er Gott ungetreu geworden, wie konnten ſich Menſchen noch auf ſeine Treue verlaſſen?" Umſonſt ſuchte er wiederholt Feydeau auf; endlich erwartete er dieſen einmal bis 10 Uhr Abends und erklärte, er werde nicht eher ſich entfernen, bis er ihn geſehen. Feydeau rief, als er ihn ſah, Quomodo cecidisti de coelo, Lucifer, qui mane oriebaris! St. Romain erzählt, daß er in ſeiner früheren Gemeinde weder Vertrauen, noch Achtung gefunden, ſeine früheren Anhänger ſahen ihn als einen Abgefallenen an, während die Andern weder erbaut, noch von ſeiner Sinnesänderung überzeugt ſind. Feydeau lebte in mehreren Verſtecken, von lettres de cachet verfolgt, in ſeiner Verlaſſenheit von Krankheiten und der Asceſe geſchwächt. Der Kirchenfrieden führte ihn auf kurze Zeit auf eine Pfarrſtelle zurück. Sein Biſchof berief ihn unter dem Vorwande, daß er ihn mit Viſitationen beauftra-

gen wolle, davon ab, da er fand, daß er zu ſtrenge Grundſätze aufſtelle; aber man fürchtete einen Aufſtand ſeiner Gemeinde. Ein Weingärtner ſagte zu dem Abgeordneten des Biſchofs: Was unternehmen Sie da? Sie ſind wie der Engel, der Loth aus Sodom führte; was können wir anders erwarten, als daß wir zu Grunde gehen und daß die Stadt in Feuer aufgehe? — Dies geſchah zu Vitri-le-Français. Den anderen Morgen um drei Uhr entfernte ſich Feydeau zu Fuß in aller Stille aus ſeiner Gemeinde. Ein von Clemencet mitgetheiltes papier détaché meldet: Pendant son exil à Bourges, M. Feydeau fit un voyage (en 1680) à St. Maurice de Sens pour voir M. du Hamel qui avait repris cette cure et lui parla encore du blanc-signé qu'il avait envoié pour recouvrer sa liberté et le pressa si vivement, qu'il promit d'examiner tout de nouveau la chose, et de réparer ce qu'il avait fait, si Dieu lui faisait connaître qu'il y fût obligé. Mais M. de la Trape consulté par M. du Hamel ayant signé lui-même, lui leva le scrupule qu'il avait. Après cette réponse il écrivit à M. Feydeau qu'il était dans un plein repos sur cet article et qu'on ne lui ferait pas plaisir de venir chez lui pour lui en parler. Er ſtarb in der Verbannung, in den Bergen des Vivarais. Sein treuer Freund Flambert meldete ſeinen übrigen Freunden ſeinen Tod. Wenn er nicht unſer Murren gefürchtet hätte, ſchreibt er, hätte er ſich auf den Breterboden gelegt, um ſo zu ſterben.

In ſeinem Epitaph heißt es unter Anderem von ihm: Augustini discipulus, non segnius tanti viri sanctimoniam aemulatur, quam doctrinam tuetur: Gratiae militat, gratia plenus, divini muneris athleta simul et vas; ad humilitatis officia puer, ad cursum in via salutis gigas, in ferendis ingeniis agnus, in tuenda veritate leo; nusquam exul, factus civis sanctorum et domesticus Dei; ubique exul, nondum assumptus in civitatem sanctam Jerusalem. Omnia ipsi cooperantur in bonum; avulsus a suis arctius Deo conjungitur; ad montes ablegatus propius coelum videt, propiusque Calvariae meminit, dumque unam ecclesiam docere prohibetur, exemplo Christianae tolerantiae cunctas docet.

Feydeaus verdienſtlichſte Schrift iſt der Catéchisme de la Grace (pour le diocèse d'Amiens) 1650. in 12. (welcher ſogleich darauf auch unter dem Titel: Eclaircissement sur quelques difficultés touchant la Grace erſchien). Es iſt eine populäre, zwar ſtrenge, aber doch gewinnende Entwicklung von Janſens Auguſtin. Die Gnade wird definirt als inspiration de l'amour divin répandu dans nos coeurs par le St. Esprit pour accomplir avec suavité les choses que la loi nous fait connaître. Sie wirkt das Vollbringen und die That ſelbſt, nicht blos das Können. Die weite Kluft, welche zwiſchen dem Geſetz der Furcht (im alten Teſtamente) und dem der Liebe befeſtigt wird, ſcheint zugleich das jeſuitiſche Geſetz von dem janſeniſtiſchen zu ſcheiden. Die Gnade rettet uns durch den Glauben, es kommt dies aber nicht von uns, ſagt der Apoſtel, ſondern iſt Gottes Gabe. — Der Katechismus wurde mit einer Gegenſchrift des Jeſuiten Hermite in Rom cenſirt. Die Schüler Auguſtins tröſteten ſich, daß ja auch in der Chriſtenverfolgung ein Chriſt und ein Ebionit durch daſſelbe Urtheil zum Feuer verdammt worden ſeien. Der Urheber der Gnade ſelbſt ſei zwiſchen zwei Miſſethätern gekreuzigt worden. Sehr ſchlimm wirkte es in Rom, daß der franzöſiſche Theologe Desmarets, Profeſſor in Gröningen, dieſen Katechismus ſogleich ins Latein überſetzte, ihn ſehr rühmte und durch ſeine Schüler die Behauptung in Theſen verfechten ließ, die darin enthaltenen Lehren ſeien ganz den Beſchlüſſen der dordrechter Synode conform. (Les Jansénistes reconnus Calvinistes par Samuel Desmarets par Jean Brisacier, Jésuite. 1652. — Es iſt mir in einer Recenſion vorgeworfen worden, daß ich Desmarets für einen Katholiken ausgebe. Allerdings den Oratorianer. Es

gab zwei Desmarets und einen Desmars, welcher Letztere auch Oratorianer war. Den Gröninger nennt eine Inſchrift ein mare von Gelehrſamkeit.) Janſeniſten wagten dieſe Übereinſtimmung im Ganzen anzuerkennen, behaupteten aber, dieſe Synode habe die Lehre Kalvins aufgegeben, namentlich den Satz, daß Gott abgeſehen vom Sündenfall die Einen ebenſo wohl zu Sünde und Verdammniß prädeſtinirt habe, als die Anderen zur Gottſeligkeit. Die Lehre der Jeſuiten aber komme mit der der Arminianer ganz überein, wie dies ſchon ihre genaue Verbindung mit Grotius und deſſen Achtung für die Kaſuiſten beurkunde. Feydeau ſah ſich genöthigt das 1660, während er ſich verborgen hielt, verbreitete Gerücht zu widerlegen, er ſei nach Maſtricht gegangen und zur reformirten Kirche übergetreten.

Beilage IX.

Arnaulds ſchwankende Anſichten und Wahrheitseifer.

Seit der erſten Verdammung der fünf Sätze durch den Pabſt hat Arnauld ſeine Anſicht darüber wohl nirgends ſo offen ausgeſprochen, als in dem Brief à un duc et pair, welcher ihm die Ausſtoßung aus der Sorbonne zuzog. Zwar hatte Arnauld kurz zuvor, in der Streitſache des Herzogs von Liancour mit St. Sulpice, erklärt, er nehme die päbſtliche Bulle mit Unterwürfigkeit an, er verdamme die fünf Sätze, in welchem Buche ſie ſich finden möchten, da er ſie aber nicht in Janſens Buche finde, könne er Gewiſſens halber das Gedächtniß des heiligen Biſchofs nicht angreifen. In dem Brief à un duc et pair dagegen behauptet er offen, ſie ſeien nicht in Janſen, ja er unternimmt es ihren katholiſchen Sinn heraus zu ſtellen. Er behauptet, man ſei nicht zum Glauben verpflichtet, daß die Götzendiener und Gottloſen eine innere Gnade haben, ſo daß ſie die Verſuchungen überwinden können, noch zum Glauben, daß die innere Gnade, welche für den Willen nothwendig iſt, damit er wollen könne, was Gott von ihm verlangt, ihn bei einer Gelegenheit, wo er ſündige, nie verlaſſe (manquer à). Dieſes bewies er mit dem Beiſpiele Petri. Damit wollte er den erſten der fünf Sätze rechtfertigen, welcher ausſagt, die Gebote Gottes ſeien den Gerechten unmöglich, welche ſie erfüllen wollen und ſich dazu nach Kräften anſtrengen und die Gnade, wodurch ſie möglich werden, fehle dieſen Gerechten manchmal.

Da die Sorbonne nach vielen Sitzungen den Brief ſowohl in der Sache des Factums, als der Glaubensnorm für frech, ärgerlich und den Pabſt und die Biſchöfe beleidigend erklärt hatte, ſo traten, wie im erſten Bande erzählt iſt, vierzig Doctoren aus, um dieſes Verdammungsurtheil Arnaulds und ſeiner Lehre nicht zu unterſchreiben. Die Vertheidiger Janſens erklärten nunmehr, allerdings ſei der erſte Satz in formellen Ausdrücken in Janſens Auguſtin; ſie entſchuldigten ihn aber damit, daß wenn die Gerechten ſich nur ſchwach bemühen und von der wirkſamen Gnade verlaſſen ſind, die Gebote für ſie unmöglich werden; die vier anderen Sätze ſeien aber nicht in Janſen, ſelbſt nicht in gleichbedeutenden Ausdrücken (?) und auf jeden Fall könne man ihnen leicht einen katholiſchen Sinn geben; Arnauld habe damit, daß er geſagt, die Gnade habe Petrum verlaſſen, nicht die Abſicht gehabt, ihm jede innere und actuelle Gnade abzuſprechen, und jedes Vermögen, ſondern nur das pouvoir prochain die Verſuchung zu überwinden, welches nur durch die wirkſame Gnade gegeben werde.

Man nehme dazu, daß die Abgeſandten der Auguſtiniſchen in Rom (1652) urſprünglich den Auftrag hatten, die fünf Sätze als auguſtiniſche und

orthodoxe Lehre zu vertheidigen, ſo wird man in dieſer kurzen Zeit Variationen genug in der Anſicht Arnaulds über das droit ſowohl, als über das fait finden, Widerſprüche, welche Pascal auf den abenteuerlichen Gedanken brachten, alle die gedruckten Erklärungen darüber nach Einem Grundſatz corrigirt herauszugeben. Was beſonders dabei in die Wagſchale fällt, iſt, daß Arnaulds und der Seinigen Anſicht je nach äußeren Ereigniſſen ſich bald ſo, bald anders geſtaltete. Man iſt manchmal nahe daran, an der Aufrichtigkeit derſelben irre zu werden. Und hören wir dann wieder Arnauld, wie er unter Verfolgungen das Bewußtſein ſeiner Wahrhaftigkeit ausſpricht, ſo kann man ihn wieder nicht Lügen ſtrafen.

Arnauld ſchreibt am 1. Juni 1656 an Hilarion Rancati, Ciſterzienſer, Abt des Heiligen-Kreuz-Kloſters von Jeruſalem, zu Rom:

Die chriſtliche Freundſchaft und die chriſtliche Aufrichtigkeit vertragen ſich friedlich zuſammen. Die chriſtliche Aufrichtigkeit aber kennt keine feige Verſtellung; denn ſie weiß, daß die Wahrheit nicht in Ihrer Gewalt ſteht und daß es nicht erlaubt iſt, etwas davon nachzulaſſen oder zu beugen, um die Gunſt der Menſchen zu gewinnen. Daher verabſcheut ſie alle jene Wege des Vergleichs, wodurch dieſe wenn auch noch ſo leicht verletzt wird. Wer nur um Zeitliches ſtreitet, mag alſo die Sachen beizulegen und zu vertragen ſuchen. Wir aber, die wir gelernt haben, daß ſich die Wahrheit von Gott ſelbſt nicht ſcheiden läßt, wiſſen, daß nicht die Wahrheit unſer Eigenthum iſt, ſondern wir ihr angehören. Jeder, der den Namen des Prieſters und des Theologen nicht umſonſt führt, muß bereit ſein ihr zu dienen, ſie anzubeten und ſein Herzblut für ſie zu vergießen. Und es iſt dies nicht blos in den Hauptſtücken des Glaubens feſtzuhalten, ſondern in allen Artikeln, wenn ſie auch von geringerer Bedeutung ſind. Denn Niemanden iſt es erlaubt, gegen ſein Gewiſſen zu handeln, oder für zweifelhaft zu erklären, was er für wahr hält, oder umgekehrt. Denn ſo ſehr und ſo genau muß man ob der Ehre der Wahrheit halten, welche die Theologen als ihren König verehren.

Bei dieſem ganzen Streite aber, in welchem ich ſo viele Jahre lang den Jeſuiten Widerſtand leiſten mußte — was ich jedoch immer nur that, wenn ich herausgefordert war — und ob ich gleich wegen der Vertheidigung der katholiſchen Lehre mich in die größten Gefahren ſtürzen mußte, war ich doch immer ſo geſinnt, daß ich jede Liſt, jedes Haſchen nach menſchlicher Gunſt um der Wahrheit willen für völlig unwürdig hielt. Denn hätte ich ſie, welche ſich allein auf weltliche Macht ſtützen, mit denſelben Waffen zurücktreiben wollen, ſo wären wir nicht ſo verlaſſen geweſen, daß ſich uns nicht viele Wege geöffnet hätten, ihre Abſichten zu brechen, und unſere Sicherheit mit Würde zu behaupten, wenn wir uns nur ein wenig hätten herablaſſen mögen, uns die Gunſt der Menſchen zu gewinnen. Aber fern bleibe von uns der Gedanke, die Lehre der Kirche durch Schmeichelei, Täuſchung und Schlauheit zu vertheidigen. Wir ſind unnütze Knechte, die Wahrheit hat unſere Dienſte nicht nöthig, ſondern wir haben ſie nöthig. Sie wird nicht von uns vertheidigt, ſondern ſie vertheidigt uns. Die Wahrheit wird ſtehen bleiben und durch alle Jahrhunderte hindurch unerſchütterlich fortdauern und alle ihre Gegner zerbrechen und zermalmen. Ich beſorge nicht, ſie möchte irgend einmal abfallen; ſondern meine einzige Beſorgniß iſt, ich möchte ſelbſt den mir auferlegten Pflichten des Doctors und Theologen nicht entſprechen; ich möchte meinen, wenn auch noch ſo unnützen, Dienſt als gemeiner Soldat der Kirche nicht zum Wohlgefallen des Feldherrn thun. Endlich fürchte ich die Stimme der Schrift: Wenn du ſchweigſt, werden die Juden durch eine andere Gelegenheit befreit werden; du aber und das Haus deines Vaters werden zu Grunde gehen.

Dies nehme ich für mich und fürchte den Blitz dieſer Worte.

Nicht zu überſehen iſt auch, wie feſt nun Arnauld nach allen dieſen Schwankungen bei ſeiner Unterſcheidung von droit und fait bleibt.

Beilage X.

Hamons Schriften.

Noch zu ſeinen Lebzeiten erſchienen Tractate von ihm mit einigen von Katharina Agnes von St. Paul Arnauld, Äbtiſſin von Port=Royal. Er war ſehr erſchrocken darüber, „ſeine Lappen mit dem Scharlach der Mutter Agnes verbunden zu ſehen." Dieſes war Recueil de divers traités de piété, zwei Bände, in 12. 1671, von neuem aufgelegt 1672 und 1675, in 8. 1689, ich beſitze die in 12.=Ausgabe von 1740. Beſonders merkwürdig iſt der Tractat von der Verpflichtung zu dulden, um zu vollenden, was Chriſtus angefangen hat. Im zweiten Bande heben wir nur heraus: wie man vom Worte Gottes leben ſoll, wie man die h. Schrift zu leſen hat. Sodann die dreifache Art der Communion, in der Theilnahme am Kreuz, am Worte Gottes, die dritte die Communion Chriſti in ſeinen Gliedern. Auch bei ihm fehlt nicht ein Tractat über die chriſtliche Freundſchaft.

Dieſe beiden Bände werden als Ein Band behandelt, indem die Abhandlungen über das fortwährende Gebet und über die Buße 1689, in 8. als zweiter, das Gemälde der Eigenſchaften und Pflichten der Geiſtlichen als dritter Band gedruckt wurden. Die „femme forte" der Sprüche Salomos iſt in den Ideenkreis von Port=Royal aufgenommen. Dieſe Allegorie iſt hier ausgeführt, nebſt den Maximes de la pénitence, tirées des sept psaumes. Dieſe wurden auch 1734 beſonders gedruckt, wie auch traité de la prière continuelle 1739 in zwei Bänden 12. beſonders gedruckt wurde. Etwas beſonderes iſt Pratique de la prière continuelle, oder Sentimens d'une ame vraiment touchée, Ein Band in 12. Im Jahre 1684 erſchienen zu Lüttich, an Neercaſſel, Erzbiſchof von Utrecht, dedicirt: Aegrae animae, dolorem suum lenire cupientis pia in Psalmum 118 soliloquia. Ins Franzöſiſche wurde es als: Gémissemens d'un coeur Chrétien; exprimés dans le Psaume 118 zuerſt (von Pontchateau, oder Le=Roi, oder Fontaine), 1731 von neuem von Goujet, und wieder 1733 überſetzt. Lateiniſch erſchien das Buch 1732 in Paris in 12. unter dem Titel: Christiani cordis gemitus seu soliloquia, mit einem Anhang von Gebeten. Lottin fügte 1722 in Latein einen zweiten Band non soliloquiis über verſchiedene Gegenſtände bei. Die Soliloquien werden von Anderen Pontchateau, nur die Überſetzung Hamon zugeſchrieben. Die Sache iſt um ſo ſchwerer zu entſcheiden, als Pontchateau die Schriften Hamons zuerſt aus deſſen Urſchrift copirt hat.

Explication du cantique des cantiques. Ouvrage singulier, où l'on trouvera les plus importantes instructions de la religion pour les divers états du Christianisme, par M. Hamon, revue et corrigée par M. Nicole. Paris 1708 in 12. vier Bände. Sie fängt mit dem dritten Kapitel des Hohen=Lieds an, da St. Bernhard nur die zwei erſten erklärte.

De la solitude (im Manuſcript hieß es de la solitude des épouses) par Hamon, mit Jeſaias 35, 12. als Motto. Die zweite Ausgabe, Amſterdam 1735, in 12. iſt in Kapitel eingetheilt, daher überſichtlicher.

Explication de l'oraison dominicale, où l'on fait voir la nécessité d'entrer dans l'esprit de la pauvreté evangélique pour réciter utilement cette prière, par Hamon. 1738. in 12. ohne Druckort.

Traitéz de pieté composéz par M. Hamon pour l'instruction et la consolation des religieuses de Port-Royal, à l'occasion des différentes épreuves auxquelles elles ont été exposées. Amsterd. 1727 in 12. Kürzer unter demſelben Titel 1730 in 12. ohne Druckort. Recueil de lettres et opuscules de M. Hamon. Amsterd. 1734. in 12. 2 Bände. Der zweite enthält hauptſächlich eine Erklärung der ſieben Seligſprechungen.

Clemencet ſagt in ſeiner handſchriftlichen Literatur Geſch. von Port-Royal: Man hat unpaſſender Weiſe unter Hamons Namen die instructions chrétiennes et morales sur les sacremens 1733. in 12. gegeben. Es iſt nicht ſein Styl. — Denſelben Zweifel macht er geltend gegen ſeine Autorſchaft der zwei erſten Aufſätze in dem Recueil de divers ouvrages propres à instruire, consoler et afermir dans les tems d'épreuves et de persécution. Angelica macht ſtarken Gebrauch von dem erſten derſelben: la consolation véritable des épouses de J. Chr. indem ſie ganze Seiten davon in ihre Conferenzen aufnimmt. Clemencet hält für den Verfaſſer beider Ste. Marthe, und zwar für den des erſten, weil beiden Citate aus Hilarius, Biſchof von Poitiers, geläufig ſind; für den des zweiten, weil nur ein Beichtvater der Nonnen ſprechen konnte wie Seite 139 und 140, und weil Ste. Marthe der einzige unter ihren Beichtvätern war, der ſagen konnte, er habe Janſen nicht ſelbſt geleſen.

Nur dem Titel nach ſind mir bekannt: Critique du livre de P. Cellot, jésuite, intitulé: Apologia Patris Cellotii, in 12. (oder in 8.) 1648. und Convivium Lemovix, 1648.

Dr. Arnauld tadelt mit Recht, daß man die hinterlaſſenen Schriften Hamons ganz, nicht blos ausgewählte Stücke daraus gab.

Beilage XI.

Aus Hamons Briefen.

Seine Briefe finden ſich im erſten Bande des Recueil de lettres et opuscules de M. Hamon. Amsterdam 1734. 2 Bände in 12.

Einer der naivſten Briefe Hamons (der Lieblingsbrief Ste. Beuves) iſt der Nr. 36. „an einen Freund, über den Tod eines Kindes, ſeines Pathchens."

„Man kann manchmal ſeinen Geiſt ausruhen laſſen, und ich thue es jetzt, indem ich Ihnen über den Tod unſeres kleinen Gärtners ſchreibe, welcher ſelbſt in ein viel beſſeres Land verpflanzt worden iſt. Sie haben ihn über die heiligen Quellen der Taufe gehalten und ihn zu einem kleinen Joſef gemacht. Sie konnten für Niemanden beſſer ſich verantwortlich machen und Sie ſind eine glückliche Bürgſchaft. Er hatte die Unſchuld der Kleinen und ein wenig von dem Verdienſt der Großen. Man könnte von ihm ſagen, daß er gegenwärtig das Reich ſeines Vaters beſitzt, nicht blos als eine Erbſchaft, die ihm durch Chriſtum gegeben worden iſt, ſondern auch als eine Erwerbung, die er ihn hat machen laſſen."

Vergangenen Winter hatte er eine der großen Krankheiten, die ein Kind haben kann. Die Unſchuld des Alters, welche privilegirt iſt, ließ ihn in die Mitte der ihnen bekannten Nonnen kommen, welche ihn ſehr pflegten. Da die Geſundheit wieder gekommen war, beſchäftigte er ſich im Garten. Da er ſich in dem Kloſter gut befand, ſprach man mit ihm über die Clauſur. Er hörte ſo gut auf das, was man ihm darüber ſagte, daß wenn die Gartenthür offen ſtand und man ihn ein wenig vorwärts wollte gehen laſſen,

und ihn ein wenig darauf zuführen wollte, er böſe wurde und weinend zurückging. Er achtete ſchon die Nonnen (Hamon ſah in denen, welche ihrem Berufe getreu waren, „„Königinnen““ und wollte ſich nie vor ihnen bedecken, um es nicht zu vergeſſen) und gehorchte genau ihren Befehlen. Als einige Tage vor ſeinem Tode eine Schweſter, für welche er eine beſondere Zärtlichkeit hatte, im Garten arbeitete, brachte er ihr mit ſeinen kleinen Händchen große Steine und ſagte: wir wollen arbeiten, meine Schweſter, um unſer armes Leben zu verdienen.“

„Das ſind, wie Sie wohl ſehen, Kleinigkeiten und Kinderſpiele. Aber was verlangt Gott Anderes? Dieſes Kind wußte nicht, was es ſagte, aber Gott wußte es, der es ihn ſagen ließ. Ein Vater öffnet wohl die Hand eines Kindes an der Mutter Bruſt, legt ein kleines Geſchenk hinein und ſchließt ſie dann wieder mit Sorgfalt und Vergnügen. Man ſagt dann nicht, daß, was er ihm gegeben, ihm nicht zu eigen gehöre; es gehört ihm ohne Zweifel und es hält in ſeinen kleinen Händen, was man ihm hineingethan hat. So iſt es auch mit Ihrem Patchen, von dem ich Ihnen auch noch ein Wort ſagen will, welches Sie freuen wird. Sie wiſſen, daß das mein einziger Zweck bei dieſem Briefe an Sie iſt. Er ſagte ein wenig vor ſeiner Krankheit, welche nur einen Tag währte: ich will Gott recht bitten, daß ich ein Mädchen werde, um Nonne zu werden. Sie ſehen die Unſchuld und was gäbe man nicht, um ſo unſchuldig zu ſein und einen Tag nachher vor Gott zu erſcheinen? Das arme Kind war nicht Mädchen, noch Nonne, aber er iſt wie ein Kloſterglied in der Mitte einer Schaar von Nonnen geſtorben, die ihm beiſtanden. Er war im Chor ausgeſetzt wie eine Nonne, er wurde mit ihnen und von ihnen beerdigt: Der Tod, welcher ohne die Sünde nichts Abſchreckendes hat, hatte ſein Angeſicht nicht verändert; er war ein kleiner Engel, den Engel ſingend zur Erde beſtatteten. Er war mit ſeiner Unſchuld und mit einem Kranz von Blumen dieſer Erde gekrönt. Ich ſage Ihnen alle dieſe Einzelnheiten, um Sie zu erheitern. Sie haben ſich für Ihren kleinen Joſef verantwortlich gemacht; Sie haben verſprochen, er werde ſich nicht durch die Welt gewinnen laſſen und er hat ſie überwunden. So iſt er nun in Sicherheit, vielleicht betet er für Sie.“

An Jemanden, welcher ſich wohl aus Empfindlichkeit über Kälte eines Freundes beklagt hatte, ſchreibt er unter Anderem: „Als ich Ihren Brief las, hatte ich Mitleiden mit mir ſelbſt und fühlte, wenn auch ſchwach, wie gewöhnlich, daß man, wenn man ſich auf ſeinen Kothhaufen (fumier) ſtellt, von vielen Verſuchungen befreit iſt. — Wenn wir mit Gott gut wären, würden wir nicht ſo leicht glauben, daß wir mit Jemanden übel ſtehen. Ich wünſche, daß dieſe Gedanken, welche in mir ſo ſchwach ſind als ich ſelbſt, durch die Losſagung von mir ſelbſt ſtark werden, daß mich die Liebe zu meinen Brüdern immer glauben mache, daß ſie auch Liebe zu mir haben. Denn iſt meine Liebe zu ihnen wahr, ſo wird ſie demüthig ſein; folglich wie man mich auch behandeln mag, ſo werde ich im Frieden bleiben, überzeugt, daß man mir nichts ſchuldig iſt. Die Liebe, die nichts Böſes thut, denkt auch nichts Böſes.“

Seine Betrachtungen werden unwillkürlich zu Bildern:

Der h. Geiſt malt ſich, wie die Sonne, in einer Wolke durch eine lebendige Ausgießung ſeines Lichtes ab. Wenn dieſes unbegreifliche Licht ein reines Auge begegnet, ſo malt es darin das Bild Gottes, ob er gleich unſichtbar iſt. — Wie die durchſichtigen Körper, indem ſie die Sonnenſtrahlen aufnehmen, leuchtend werden und die benachbarten Körper mit Licht erfüllen, ſo iſt es auch mit den vom h. Geiſt erleuchteten Seelen.“

„Nur der h. Geiſt kann Gott würdig verherrlichen; es iſt der Geiſt der Wahrheit, welcher die Wahrheiten ſich ſelbſt erſcheinen läßt. Er iſt die einzige Urſache aller unſerer Erkenntniß. — Wir verherrlichen den h. Geiſt

nicht ſowohl, indem wir ihn loben, als indem wir unſere Schwachheit bekennen, indem wir anerkennen, daß wir von uns ſelbſt zu ſeiner Verherrlichung nicht fähig ſind, ſondern daß er uns in den Stand ſetzt Gott zu danken, wenn er uns die Kraft dazu giebt. — Wir ſagen Gott Dank in dem Verhältniß, in welchem wir von unſeren Leidenſchaften gereinigt ſind. — Es iſt überraſchend, aber nichts deſto weniger wahr, daß der h. Geiſt der eigenthümliche Ort für die Heiligen iſt. (Beweis aus Büchern Moſis und Pſalm 7, 3.)"

„Redet wenig mit dem Mund, viel mit dem Herzen, — verbergt euch den Menſchen und zeigt euch Gott. — Seht nur aus Nothwendigkeit, hört nur aus Nothwendigkeit, redet nur aus Nothwendigkeit, antwortet nur aus Nothwendigkeit. — Habt immer ein verborgenes Gebet im Grund des Herzens. — Dejecti in terram oculi, in coelum sit erecta mens. — Habt in eurem Herzen den heiligen Gedanken an Gott durch eine beſtändige reine Erinnerung, wie ein unauslöſchbares Siegel. Wie der, welcher einen Schlüſſel macht, nur an ſein Muſter denkt, ſo denkt der, welcher Gottes Werk weniger vollkommen erfüllt, nicht genug an Gott. Wer nur Gott vor Augen hat, wird nicht thun, was er den Menſchen zu Gefallen thäte." —

„Das Mittel, beim Gebet nicht zerſtreut zu ſein, iſt eine feſte Überzeugung, daß Gott uns anſieht; denn wer mit einem Fürſten ſpricht, wagt ſeine Augen nicht abzuwenden. Wie viel mehr muß derjenige, welcher mit Gott ſpricht, ſeinen Geiſt in einer heiligen Unbeweglichkeit halten! — Es giebt zwei Arten von Gebet, die eine indem man Gott verherrlicht und ſich demüthigt, die andere indem man bittet. Fange das Gebet nicht ſogleich mit Bitten an, das wäre ein Zeichen, daß du aus Eigennutz beteſt. Im Anfang des Gebets laſſe dich ſelbſt, deine Frau, deine Kinder, die Erde. Bitte Gott nicht um irdiſche Güter und Geſundheit, bitte ihn nur ums Reich Gottes. Gott iſt groß, er wird beleidigt, wenn man nicht etwas Großes von ihm verlangt. Bitte immer ſo lange, bis deine Bitte erfüllt iſt."

Beilage XII.

Biographie von Beaupuis,

nach einer Handſchrift von Clemencet, da die von ſeinem Neffen geſchriebene Vie de M. B. mehrere Unrichtigkeiten enthält.

Karl Wallon de Beaupuis, geboren am 29. Auguſt 1621 in Beauvais, hatte ſeine Studien unter Hermant begonnen, unter den Jeſuiten in Paris und im Collegium des Graſſins fortgeſetzt, bis ihn der Ruf des jungen Antôn Arnauld in das du Mans zog. Auf die Disputation, welche er am 25. Jul. 1641 zur Vertheidigung ſeiner Theſe hielt, hat man ſich oft berufen, um zu zeigen, daß Anton Arnauld kein ſo eigenſinniger Disputator geweſen, wie ihn die Gegner ſchildern. Beaupuis verfocht den ontologiſchen Beweis unter der Ägide ſeines Lehrers; ſeine Theſe hieß: l'être (Daſein) est équivoque à l'égard de Dieu et de la créature. Der Oratorianer de la Barde brachte ihn ſehr ins Gedränge; Arnauld, ſtatt für die Theſe und ſeine Ehre eine Ausflucht zu ſuchen, geſtand, die Gegenbeweiſe des Oratorianers ſcheinen ihm richtig, er werde daher in Zukunft ſeiner Anſicht folgen. Es hatte ſich indeß noch keine nähere Verbindung zwiſchen dem Lehrer und dem Schüler angeſponnen. Beaupuis fing nicht ſobald die Theologie zu ſtudiren an, als er ſich in das Collegium von Cluny zurückzog,

weil man daſelbſt in Gemeinſchaft ſpeiſte und einer gewiſſen Lebensordnung unterſtellt war. Hier lebten die janſeniſtiſchen Studenten, über deren knappe Kleidung man ſpottete. Während mehrerer Jahre übte Manguelen, Domherr zu Beauvais und Beichtvater der Einſiedler in Port-Royal d. Ch. einen ſtarken Einfluß auf ihn und ermunterte ihn namentlich zum Studium Auguſtins. In einem ſeiner Briefe ſchreibt ihm Manguelen deshalb: Man kann ſich des Entzückens nicht enthalten bei dem Gedanken, daß Sie noch als Schüler beſſer werden, als Ihre Lehrer. Manguelen gab ihm auch die Schrift Arnaulds über das häufige Communiciren zu leſen, welche in ihm ein feuriges Sehnen nach gründlicher Buße erweckte, ihn in die Arme Singlins und am 14. Mai 1644 in die Mitte des Einſiedlervereins nach Port-Royal führte. Seit 1647 theilte er die Schickſale der Schulen von Port-Royal. Als 1653 königliche Commiſſäre in dieſen eine Unterſuchung anſtellten, glaubte einer derſelben in einem der Bücher bei Beaupuis eine wichtige Entdeckung zu machen. Es waren Sentenzen auf jeden Tag des Jahres, aus der Schrift und den Vätern gezogen. Die auf den Tag des St. Franz von Aſſiſi war von St. Cyran, deſſen Name daher am Rande bemerkt war und am Schluß hieß es: Betet für ſeinen Orden. Der Commiſſär wollte daher ſogleich wiſſen, was dieſer Orden von St. Cyran ſei. Beaupuis belehrte ihn aber, daß das Gebet ja nur dem Franziscaner-Orden gelte. Wir erfahren auch bei dieſer Gelegenheit, daß Nicole, der ſich in Chesnay mit der Überſetzung der Provinzialbriefe beſchäftigte, mehreren Schülern Themate daraus zu überſetzen gab. Beaupuis gab ſchon 1648 Maximes tirées des lettres de M. de St. Cyran heraus, welche 1657 in einer dritten Auflage erſchienen. Sie waren zunächſt für die Zöglinge der Schulen von Port-Royal geſchrieben. Es erſchienen auch von ſeiner Hand Extraits des lettres de M. Guillebert, und im Jahr 1699 Nouveaux essais de morale contenant plusieurs traités sur différents sujets. in 12. chez G. Desprez. — Von 1660 an, da die Schulen völlig geſprengt wurden, theilte er einige Zeit die Verborgenheit Arnaulds und ſeine Arbeiten, unterrichtete dann die Neffen Pascals, die jungen Perrier. Seit 1664 lebte er in ſeiner Vaterſtadt, wo er an Pfingſten des folgenden Jahres ſeine erſte Meſſe las. Es wird immer bei den Gliedern Port-Royals, „welche ſich hatten nöthigen laſſen, die ſchwere Laſt des Prieſterthums auf ſich zu nehmen,“ ausdrücklich gemeldet, wie ſie die Stufen dazu durch die Diakonate mit den geſetzlichen Zwiſchenräumen und mit ascetiſchen Vorbereitungen durchgemacht; im Gegenſatz zu dem Leichtſinn Vieler, welche die Weihen als Mittel zu reichen Pfründen in aller Eile durchmachten. Biſchof Büzanval machte ihn nun zum Superior der Urſulinerinnen ſeiner Diöceſe, namentlich in Pontoiſe, und übertrug ihm die Leitung ſeines Seminars. Als nach Büzanvals Tode Forbin de Janſon folgte, glaubte dieſer aus Rückſichten der Politik Beaupuis, wie Hermant, ſeiner Stellen entbinden zu müſſen, ließ es jedoch geſchehen, daß er die Urſulinerinnen öfters beſuchte, zumal mehrere ſeiner Nichten bei ihnen waren. Von nun an führte er 30 Jahre lang ein Leben, welches ihn bei dem zerſtreuten Port-Royal und in den Augen vieler Verborgenen eine hohe Achtung erwarb. Auch in der äußeren Trennung ſchien das Gefühl der geiſtigen Nähe die Glieder dieſes verfolgten Vereines, dieſer gegen ihr eigen Fleiſch gerichteten Verſchwörung zu glühendem Wetteifer zu entzünden. Jeden Tag ſtand er um vier Uhr auf, blieb bis Mittag nüchtern und hielt, „nach der alten Disciplin der Kirche,“ täglich nur Eine Mahlzeit um 6 Uhr. Auch den ſonntäglichen Familienmahlzeiten entzog er ſich nach einiger Zeit. Er erlaubte ſich nicht zu ſitzen, als um zu ſchreiben, und um zu eſſen. Täglich las er die Meſſe, ausgenommen an den großen Feſten der Myſterien und an einigen Marien- und Heiligentagen. Innerhalb 29 Jahren ging er nur einmal, um Tillemont zu begleiten, auf ein benachbartes Land-

haus. Denn ſelbſt die Spaziergänge im Garten, und Feuer ſelbſt in der ſtrengſten Kälte hatte er ſich verſagt. Dafür war ihm keine Anſtrengung zu groß, er kannte keine Gefahr, wenn Kranke und Sterbende ſeinen Zuſpruch begehrten. Seine einzige Erholung war, daß er jedes Jahr eine Reiſe nach Port=Royal machte, und daſelbſt, wenn es irgend möglich war, die Octave des allerheiligſten Sacraments feierte. Er war eben daſelbſt anweſend, als den Nonnen der Beſchluß des Geheimen Raths vom 13. Mai 1669 mitgetheilt wurde, wodurch ihnen ein Theil des Kloſterguts abgeſprochen wurde. Sie baten ihn eine Dankmeſſe zu leſen und eine Ermahnungsrede zu halten. Beaupuis legte dabei die Worte zum Grunde: Weine nicht! und ſprach von den Thränen, welche dem Chriſten erlaubt ſind. Auch beſuchte er einige Male ſeine Neffen in la Trappe, nicht abgeſchreckt durch die ſchlechte Aufnahme, die er daſelbſt fand. Er ließ ſich auf keine Weiſe überreden, ſeines hohen Alters wegen, ſeine Strenge etwas zu mildern; vielmehr glaubte er nur durch gedoppelte Wachſamkeit den Schwachheiten deſſelben vorbeugen zu können. Gott prüfte ihn zuletzt nicht blos durch eine ſchmerzhafte Krankheit, ſondern auch durch ſchwere innere Anfechtungen. Man hörte, wie er zu ſich ſelbſt zu ſeiner Beruhigung die Worte ſprach: Es ſcheint doch, daß mir Gott die Gnade erzeigt, immer und über Alles das höchſte Gut zu ſuchen, welches nur er ſelbſt iſt! — Doch nach einigen Tagen ſagte er zu Einem der Seinigen: Der Herr hat mich gewürdigt, mir die Wonne des Heils zurückzugeben. Er überläßt uns uns ſelbſt, um uns fühlen zu laſſen, daß wir nichts ohne ihn ſind. Aber er verläßt uns nicht völlig. Hatte es Anfangs geſchienen, als müßte ihn ſolche Strenge ſchnell aufreiben, ſo mochte man am Ende glauben, dieſer Jünger ſterbe nicht, als hätte, da er ſich ſelbſt abgetödtet, der Tod keine Gewalt mehr über ihn. So erreichte er denn auch ein Alter von 87 Jahren und verſchied erſt am 1. Februar 1709.

Beilage XIII.

Mittheilungen an des Lions über Urſprung und Tendenz des Janſenismus.

Ein Franziscaner ſagte zu des Lions, die Abſicht der in das Geheimniß der janſeniſtiſchen Kabale Eingeweihten ſei die Gnade Chriſti umzuſtürzen, indem ſie leugnen, daß ſie allgemein und genügend ſei; ſie wollen desgleichen die Meſſe vernichten, indem ſie die vielen Meſſen tadeln und behaupten, es ſei eine weitere Todſünde, wenn man in einer Todſünde die Meſſe höre; endlich wollen ſie das Sacrament der Beichte abſchaffen durch die Nothwendigkeit der inneren, herzlichen Reue; denn wenn man dieſe angeblich nöthige Reue habe, brauche man ja nicht zu beichten. Desgleichen wolle man das Abendmahl abſchaffen, indem man die Leute lange davon ausſchließe und es an Bedingungen knüpfe, die man nicht erfüllen könne. — War ein Beichtvater ſtrenge, ſo ſchrie man gleich, er ſei Janſeniſt und zwang ihn ſo zur Nachgiebigkeit. Ein Bedienter verwies es einem Bauern, der dreimal eine Gotteslaͤſterung ausgeſtoßen hatte, worüber dieſer ihn denn ohne Weiteres als Janſeniſten verſchrie. Die Parlamentsräthe in Rouen hielten ihren modiſchen Frauen die Einfachheit der Herzogin von Longueville als Muſter vor; wollt ihr uns auch zu Janſeniſtinnen machen? erwiderten dieſe. Ein Pächter bei Caen ſagte zu einem Benedictiner=Prior, ein gewiſſer Geiſtlicher ſei ein großer Janſeniſt, er habe ſeinen Kindern verboten, ſich mit ihm einzu-

laſſen. Als der Prior fragte, an was er denn ſehe, daß dieſer Geiſtliche Janſeniſt ſei, erwiderte der Pächter, er habe denſelben ſchon oft umſonſt aufgefordert, mit ihm etwas zu eſſen oder zu trinken, auch gehe er nie ohne ſein Brevier aus. Um 1661 werden Janſeniſten ſchon von Leuten aus dem Volke in den Straßen von Paris als ſolche bezeichnet; Tagelöhner und Handwerksleute riefen: voilà ces Jansénistes bien attrappés. Bald darauf berichtete ein Baccalaur der Sorbonne mit Seufzen des Lions, wie Frömmigkeit und Zucht, das heißt die janſeniſtiſche Verbrüderung, in dieſer Corporation erlöſche und unter dem Namen petits collets von Abbes und Geiſtlichen verſpottet werde. Als ein des Janſenismus nur verdächtiger Prieſter die Kanzel beſtieg, ſagten Manche: Laßt uns hören, was der Teufel predigt!

Geſchichten von Beſeſſenen wurden von beiden Theilen zu ihrer Rechtfertigung angeführt, wie Orakelſprüche. Eine Nonne ſandte (im Jahr 1660) an des Lions, welcher ſich immer noch möglichſt zwiſchen den beiden Theilen hielt, die Copie eines Briefs, welcher alſo lautet: „Ich war hier (in Evreux, wie es ſcheint) als Miſſionar, als ich einer in der Welt lebenden Jungfrau begegnete, welche bei ihrer Beichte in einem ſchrecklichen und befremdenden Stande der Verſuchung gegen Chriſtum erfunden wurde, daß ſie ſehr zu bemitleiden war. Der böſe Geiſt (esprit malin) hatte ihr ein ſo entſetzliches Grauen vor unſerem Herrn eingeflößt, daß es dem Zuſtand der Verdammten nahe kam. Die Urſache dieſes Grauens war, wie ſie ſagte, daß er, da Gott uns ſeine Gnade geben konnte, um uns zum Gutesthun zu helfen und uns ſelig zu machen, es doch nicht thue, ſondern zulaſſe, daß wir ins Verderben ſtürzen. Sie hatte auch noch andere ähnliche Maximen, und zwar mit ſo großer Bosheit, daß dieſe gute Seele in Verzweiflung war. Sie war allerdings ſehr offenherzig ihre Gedanken aufzudecken, aber zugleich auch ſehr feſt und wollte nicht davon ablaſſen (demordre). Die Gegenſtände ihrer Verſuchung führten auf den Gedanken, ſie ſei mit einem Janſeniſten in Verkehr geſtanden, oder habe wenigſtens ihre Bücher geleſen; allein da ſie darüber verhört wurde, erwiderte ſie, daß ſie nie dergleichen gehört, noch geſehen habe, daß ſie nicht einmal den Namen Janſeniſten kenne, ſie wiſſe nicht, was das ſei. Nach vielen Erörterungen überzeugte ſich der Beichtvater endlich, es ſei dies eine gute gelehrige, lenkſame Seele, welche nicht ſowohl vom Böſen gewonnen, als davon verſucht ſei."

„Der Beichtvater verordnete ihr einige Andachtsübungen und Communionen; ob ſie gleich Mühe hat, thut ſie ſich doch Gewalt an, um zu gehorchen; ſie fleht Gott um ſein Licht an, die Wahrheit zu erkennen, und Gott in ſeiner Güte ſchenkt es ihr in reichem Maaße, er befreit ſie nicht blos von dieſer Verſuchung, ſondern wollte ihr im Übermaaß ſeiner Gnaden auch deren Quelle offenbaren, daß nämlich der Urheber dieſer neuen Ketzerei ein abgefallener Seraphim ſei, welcher in ſeiner Wuth gegen unſern Herrn und ſeine Myſterien alle dieſe Meinungen des Janſenismus erfunden hat; dieſe Ketzerei ſei die für Chriſtum beleidigendſte, welche die Seelen am meiſten von ihm trenne und ihnen die größte Gefahr bringe. Viele abgefallene Seraphime dienen dazu, ſie anzufachen, die Menſchen, welche von dieſen Grundſätzen erfüllt ſind, werden von rebelliſchen, böſen Geiſtern gelenkt, welche ohne Raſt und Ruhe die Seelen zu gewinnen, oder Diejenigen zu peinigen ſuchen, welche ihnen widerſtehen. — Die gute Seele aber iſt ſeitdem frei geblieben, geſtärkt durch Chriſti Gnade und Erleuchtung und in großer Frömmigkeit." — (Auch andere unnatürliche Erſcheinungen wurden auf die Einwirkung böſer Geiſter zurückgeführt. Des Lions notirt Dergleichen genau. So gingen Gerüchte von ſchändlichen, ekelhaften Zuſammenkünften von Geiſtlichen und Mönchen mit Mädchen und Weibern in Kirchen und Privathäuſern. Ärzte erklärten, die angezeigten, ſchändlichen Mittel können die Wir-

kung, die Geſchlechter zu reizen, natürlicher Weiſe nicht haben; daher müſſe dabei noch eine ſataniſche Zauberei ſein.)

Das Grauen vor dem mysterium tremendum des Abendmahls iſt indeß etwas ganz Katholiſches, und war eben ſo wenig der Kirche bei Entziehung des Laienkelchs, als Arnauld bei ſeiner Schrift gegen das häufige Communiciren, fremd. Die katholiſche Kirche Frankreichs conſtituirte ſich ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts auf die Transſubſtantiation und die Anbetung des Sacraments, im Gegenſatz zur reformirten Gemeinde. Solche Übertreibungen konnten nicht ausbleiben; Adry erzählt in der handſchriftlichen Geſchichte des Oratoriums von einem Menſchen, welcher den Prieſter, der bei der Meſſe ſich communicirte, anfiel und mit Gewalt abhalten wollte, den Leib ſeines Heilands aufzuſpeiſen. Man ſagte, dieſer Menſch ſei verrückt; allein ſelbſt der Wahnſinn trägt das Gepräge ſeiner Zeit. Auch der chapelet du St. Sacrement und der übergeiſtige Quietismus haben eine Beziehung darauf.

Die gute Nonne, durch welche des Lions obige Copie mitgetheilt wird, ſetzt nun aus eigenem Antrieb oder unter fremdem Einfluß hinzu: „Es kam mich ſauer an, Ihnen das Ende der Geſchichte mitzutheilen. Als ich aber am zehnten Tage unſeres großen Feſtes, während das Allerheiligſte ausgeſtellt war, Ihrer im Gebet gedachte, kam mir der Gedanke, daß wenn ich, oder wenn Sie ſtürben, ſo würde ich es ſehr bereuen, nicht dieſen letzten Verſuch gewagt zu haben, welchem Gott vielleicht mehr Wirkung geben dürfte, als den ſtärkſten Gründen der Lehre. Denn wenn Sie wüßten, mein theuerſter Bruder, wie brünſtig ich verlange, daß Sie ganz mit den Herzen Jeſu vereinigt würden, ſo wären Sie davon gerührt. Niemand auf der Welt wünſcht Ihnen ſo viel Gutes. Gar manche wackere Doctoren verlangen ſehr nach Ihnen, und es thut ihnen ſehr wehe zu ſehen, daß man Sie in der Corporation der Sorbonne für einen Janſeniſten hält. Zögern Sie daher nicht mehr, mein theuerſter Bruder, es wird Sie das nicht vom rechten Wege abführen; ſchicken Sie nur ein „Ja" und unſere ehrwürdige Mutter wird Alles in Ehren abmachen. Sein Sie überzeugt, daß Sie damit ein Gott ſehr angenehmes Werk thun werden, ich verſichere Sie."

Des Lions ſchickte darauf ſeine Bedenken wegen der von ihm verlangten Unterſchrift der Verdammung Arnaulds und bat die Nonnen, namentlich eine für beſonders heilig angeſehene, welcher man Offenbarungen zuſchrieb, ſie möchten beten, daß ihnen ein Orakel werde, wie er dabei Gott wohlgefällig zu handeln habe. — Um dieſelbe Zeit machte ihm Doctor Grandin den Vorſchlag, ohne daß man es wiſſe und ohne alles Aufſehen ſeine Namensunterſchrift unter die Cenſur zu ſetzen.

Beilage XIV.

L'estrille du Pegase Janséniste, aux rimailleurs de Port-Royal.

Motto: Responde stulto juxta stultitiam suam, ne sibi sapiens videatur.
Proverb. 2

Vous, singes de Bèze et de Marot,
Vous qui pretendez que l'on croye
Que tous vos vers sont vers à soye. —

Il fut une mule galeuse
Et jusqu'aux moëles farcineuse,
Qui sous le climat Hollandois

Fut longtems à fournir de bois
La noire et fumeuse chaudière
D'un gueux maitre brasseur de biere.
Dans Bayonne on la vit depuis
Aux gages d'un cureur de puys,
Tantost lui servire de monture,
Tantost servir à la voiture,
De tout ce que le Gadovar
Traisne sur un infame char.
De Bayonne en France venuë
Et fort longtems entretenuë
A tourner la meule au moulin,
Elle n'eut pas meilleur destin.
(Auf St. Cyrans und Janſens Aufenthalt in Bayonne.)

Enfin sourde, aveugle, égarée,
Et de quatre pieds déferrée,
Elle vint mourir, ce dit-on,
Sur le chemin de Charenton (reformirte Kirche).
De là desjà demi pourrie,
Trainée à peine à la voirie,
L'air et la terre elle infecta
Et l'eau du fleuve elle gasta.

Sa puanteur au loin portée
Et de toutes parts detestée,
Fit des foux et des furieux,
Troubla les jeunes et les vieux
Des femmes qui s'en approchèrent,
D'un soudain transport étouffèrent;
Et l'une d'elles s'étrangla,
Du licou (Halfter) qui se trouva-là.

Le Port-Royal s'est donc basti
Aux despens communs du party?
Cent bources ont ésté coupées;
Cent duppes ont ésté pipées;
On a fraudé cent testamens;
On a fait cent nobles quemans.
La pauvre dame de Valise (devalisé geplündert)
A livré jusqu'à sa chemise.
La marquise de Crevecoeur
A donné tout, fors son honneur;
Du Hamel a de ses oüailles
Sucé les os et les entrailles.
L'evangeliste Sainct Guelin
Plus fin joüeur que Trivelin
Sous prétexte de fausses debtes
A volé cent riches cassetes,
A crocheté cent coffres forts,
A noircy les nom de cent morts
Et sous la trompeuse apparance
D'une nouvelle pénitence,
S'est emparé du revenu
De cent orfelins mis à nu.

Par cent pareilles fourberies,
Soit en or, soit en pierreries,
Soit en linges, soit en buffets,
Soit en papies, soit en effets,
On a fait un fonds qui s'egale
Au fonds de l'espargne royale,
Pour nourrir de sales oyseaux,
Qui tirent les morts des tombeaux;
Pour foncer aux frais de la sape
Contre le roy, contre le pape,
Pour élever sur leur debris
Une Geneve dans Paris;
Pour fomenter de pleins seaux d'huile
Le feu de la guerre civile;
Pour fournir cire, mesche et bois
Et faire avec les Anglais
Mille torches pour l'incendie,
Qu'on prépare à la Normandie.

Mais nous verrons une autre fois
De quels arbres se font vos croix,
De quels cordons vos disciplines,
Et de quels buissons vos épines.
Nous verrons ces mortifiés
Vestus de haires jusqu'aux pieds,
Ces jeusneurs en trongne si rares,
Lalane, Saint-Amour, des Mares.
Nous sçaurons quel fut le régal
Dont le consistoire frugal
De leurs confrères les Suisses
A reconnu leurs bons offices;
Et combien il s'y but de vin
A la memoire de Calvin;
Combien de fois toute la troupe
Noyant Innocent dans la coupe,
Fit de sa constitution
Une coëffure de flaccon;
Combien de fois avec la nappe
Elle berna Rome et le Pape.
Nous verrons de plus au journal
Des despenses de Port-Royal
A combien après mille risques
Soit en chapons gras, soit en bisques,
Revient au commun tous les ans
La vertu de ses penitens.

Beilage XV.

Heilſamer Mangel menſchlicher Tröſter.

Barcos, Abt von St. Cyran, tröſtet 1661 die Schweſtern in der lettre à l'abbesse et religieuses de Port-Royal pour les consoler (in

Quart. bibliothèque du roi D. 938. pièce) über den Mangel menſchlichen Troſtes, indem er ſie erinnert, daß ſo viele Andere mit ihnen für die Wahrheit leiden. Dieſe Leiden flößen Denen, ſo Gott angehören, hohe Wonne ein durch die Bekräftigung einer Wahrheit, welche ihnen theurer iſt, als ihr Leben. Nun gilt es zu zeigen, daß man auch von den guten, ſelbſt von den vorzüglichſten und heiligſten Dingen ledig iſt, daß man ſie Gott, der ſie uns gegeben hat, wieder zurückgeben kann, wenn es ihm gefällt, ſie uns zu nehmen und uns zu verpflichten, ihm uns ſelbſt als Opfer darzubringen. Es kann dieſes aber nicht vollſtändig, es kann nicht vollkommen ſein, wenn wir nicht alle Tröſtungen darunter befaſſen, alle Beiſtände, alle Perſonen, überhaupt alle Segnungen und Gnaden, welche wir von ſeiner Barmherzigkeit empfangen haben, auch die Gebete, deren wir unwürdig wären, und welcher beraubt zu werden wir verdienten, wenn wir ſie uns aneignen und uns darüber beklagen wollten, daß er darüber nach ſeinem Wohlgefallen verfügt hat; als hätten wir ſie zu unſerem Nutzen und nicht für ihn allein beſeſſen. Dieſes vollſtändige Opfer (holocauste) allein kann vor ſeiner Herrlichkeit den angenehmen Geruch geben, da es aus ſo ſeltenen und ſo göttlichen Dingen beſteht, und es iſt im Stande auf uns einen Überfluß und eine unvergleichliche Ergießung ſeines Geiſtes zu bringen, um alle Flecken unſerer Sünden auszutilgen und uns mit ſeinen Gaben und ſeinen Reichthümern zu erfüllen. Darum ſagt auch St. Jakobus, wir ſollen uns der Leiden freuen, welche Gott uns auferlegt, indem ſie uns durch Beraubung ſelbſt der heiligen Dinge zur Vollkommenheit führen. Sie befreien uns von den Fehlern, womit wir ſie beſitzen, und lehren uns, dieſelben in Heiligkeit und Vollkommenheit beſitzen, wie ſie es verdienen. — So dürfet Ihr nicht glauben, als hättet Ihr etwas verloren, ſondern Ihr werdet vielmehr gewinnen bei dieſem glücklichen Verluſte und vor Gott viel beſſer genießen, was Euch vor den Menſchen geraubt iſt.

Auf dieſelbe Weiſe tröſtet Agnes auch Sevigne, welcher durch Krankheit von dem kirchlichen gemeinſamen Gebet abgehalten wird; ſein Gebet werde durch dieſe Enthaltung nur geheiligter.

An das Vorhergehende ſchließt ſich dem Inhalt und der Zeit nach an:

Lettre d'un solitaire A....... sur le sujet de la persecution des religieuses de Port-Royal du unziesme May 1661. (Paris, bibliothèque du roi. D. 937. pièce. Ein einzelnes Blatt.)

Gott wird eure chriſtliche Liebe ſegnen, kraft welcher ihr wollt, daß man vielmehr fremde, als eure eigenen Übel ins Auge faſſe. Es iſt dies aber ein großes Erbarmen, wenn die Betrachtung der Übel unſeres Nächſten uns ſo ſehr beſchäftigt, daß ſie uns vom Gedanken an die unſrigen abwendet. Namentlich muß man allerdings mit den Verfolgern mehr Erbarmen haben, als mit den Verfolgten, denn nach Auguſtins Lehre ſind ſolche Gewaltthätigkeiten durch den Gebrauch, den Gott davon macht, ein Werkzeug ſeiner Gerechtigkeit über die Einen, ein Werkzeug ſeines Erbarmens über die Anderen. Die unſchuldig Verfolgten ſind eben ſo wenig zu beklagen, als die ſo in Glück und Ehre leben, denn es wird ihnen ja das rechte Glück und ſie kämpfen für die höchſte Ehre; wir haben nur Gott Dank dafür zu ſagen. Siehe, wie man Troſt zieht aus dem Grund der Wüſte und wie man die Dinge anſieht, wenn man von der Welt zurückgezogen lebt. Wäre Chriſtus nicht immer mit ihnen, ließe er ſie nicht alſo dulden. Bisher hatten dieſe Bräute Chriſti nur an der Unſchuld ihres göttlichen Gemahls Theil genommen, noch nicht an ſeinen Leiden; ſie waren ſeine Lämmer, noch nicht Opferſchaafe; jetzt wird aber das Wort an ihnen erfüllt: ſie folgen dem Lamm, wo es hingeht. Es iſt dies die herrlichſte Krönung ihrer Unſchuld und Treue, die Verfolgung gehört zu der hundertfältigen Vergeltung, welche Chriſtus denen verheißt, welche Alles für ihn verlaſſen, denn ſie ſchließt die

köſtlichſten Schätze in ſich. Wohl hat ſich die Verfolgung wider ſie erhoben, wie ein jählings vom Sturm aufgeregtes Meer, ſie haben aber reichen Segen davon, wie die Leute, welche am Strande die Trümmer und Schätze eines geſtrandeten Schiffes ſammeln.

So wollen wir denn unſere Seele erheben mit dieſen treuen Bräuten Chriſti, die Sachen nicht nach der Weiſe der Welt anſehen, und kühn ſprechen: ſie ſind in einem Stande des Überfluſſes, des Glücks und der Gunſt, daß ſie nicht ſowohl Geduld, als Mäßigung nöthig haben. Man muß vielmehr mit ihnen eingehen in die Freude im Herrn, als ſie tröſten, vielmehr für Gottes Güte danken, als über die Leitung der Menſchen ſich beklagen.

Beilage XVI.

Malices spirituelles der Nonnen.

Hatten die Gottgeweihten vielleicht auch nicht mit Fleiſch und Blut zu kämpfen, ſo blieb doch ein noch gefährlicherer Feind übrig, die malices spirituelles. Das Gelübde des unbedingten Gehorſams, klagen Einige, reizt ſie öfters, Alles übel zu finden, was die Oberen befehlen, von Allem den Grund, die Abſicht wiſſen zu wollen, zu was es dienen ſolle. — Der unbedingte Gehorſam aber beabſichtigt eben dieſes Raiſonnement zu brechen, welches in der Welt im Schwange geht; es würde die unbedingte Übergabe in Gottes Willen unmöglich machen. Eine Nonne bekennt, daß ſie ſich ſogar verſucht fühle zu beten, um den guten Regungen zu widerſtehen, welche ſie antreiben ihre Pflicht zu thun, weil ſie glaube, man wolle ſie dazu zwingen. Damit betrügſt Du Dich ſelbſt, antwortet ihr Agnes, denn man denkt nicht daran, Dich mit Gewalt zu unterwerfen, und wenn Du Dich der Gnade weigerſt, ſo haſt Du es mit ihr zu thun, und welche Gnade kannſt Du noch erwarten, indem Du Dich gegen eben dieſe Gnade verfehlſt und ſie in Ungerechtigkeit gefangen hältſt. — Es ſcheint, daß es dieſelbe Nonne iſt, welche bekennt, ſie glaube ſich öfters zu etwas Gutem nicht verpflichtet, weil man es ihr nicht gebiete.

In der Stille, welche in den Räumen des Kloſters herrſchte, in den langen Nachtwachen ließ ſich oft das Geflüſter von allerlei verführenden Gedanken vernehmen. Man warnt, da es einmal nicht in unſerer Gewalt ſtehe, dieſer Verſuchung zuvorzukommen, daß man ſich dieſen Gedanken nicht hingebe (s'amuser); ich würde ihnen nur ſagen, ſchreibt Agnes, discedite a me maligni et scrutabor mandata Dei. Man ſollte außer der Beichte dafür nicht blos ſtumm, ſondern auch taub ſein. — Freilich entſchuldigten ſich die Angefochtenen öfters bei den berufenen Ärzten und Helferinnen damit, daß es ihnen unmöglich ſei, für dieſe dämmernden Regungen Worte zu finden und ſie auszudrücken. Agnes ſagt einer ſolchen: „ich verlange nur das (zu wiſſen), was Dir von Deinem Inneren bekannt iſt, nicht was undurchdringlich iſt und worein Du nicht dürfteſt eindringen wollen, auch wenn es nicht undurchdringlich wäre. Das Innere hat aber auch ſein Äußeres, was man unterſcheidet, weil darin nur Freiwilliges geſchieht, das heißt, worin man handeln kann, wie man mit den Gliedern des Leibes thut; ich will damit ſagen, daß man eben ſowohl die Bewegungen der Leidenſchaften und der Gewalten der Seele bemerkt, wie das Regen des Fußes oder der Hand. Nicht die Unwiſſenheit iſt Dein Übel, ſondern vielmehr daß Du zu ſehr prüfſt und unterſuchſt, was Du ohne die göttliche Gnade heilen könneſt." —

Da dieſelbe Schweſter das Verfahren des Beichtvaters ſelbſt richtete, und glaubte, er verfahre par invention, erwidert ihr Agnes: „es iſt gewiß, daß Du Dich nie ergeben (übergeben) wirſt, ſo lang Du Deine Vernunft hörſt; alles Gute, was Du thuſt, liegt in der Suspenſion, worin die Gnade dieſelbe hält.“ Die Dialektik des inneren Verſuchers lähmte den Willen und ſeinen Kampf wider dieſe Einflüſterungen durch den Gedanken, die mit dieſem Zuſtande verbundenen Schmerzen dienen ja unſerer Demüthigung und Buße gleichſam zum Stoffe. Dies geſchieht aber nicht, erwidert Agnes, ſo lange ſie in unſerem Geiſte gut aufgenommen (bien-venus) werden und man für ihre ſchönen Subtilitäten Gefälligkeit hat.

Manche Schweſter wurde von dem Gedanken verfolgt, ihre Oberin oder eine Schweſter halte ſie für böſe, und nicht ſelten ſprach eine angefochtene Seele, ihre Nächſte könne Recht haben, ſie als von Gottes Gnade leer anzuſehen Darauf Agnes: Es giebt keine ſo ſchwache Seele, welche nicht, wenn ſie nur Gott fürchtet, manchmal Wirkungen ſeiner Gnade empfinge, welche ſie beiweitem übertreffen; daher lobt man Gott, wenn man es bemerkt, weit entfernt darüber zu ſpotten mit einer falſchen Demuth, die dem Geiſte Gottes die guten Regungen nicht zuſchreiben will, welche ſie in ſich erfährt.

Das geſunde Maaß des Guten und Böſen, das Bewußtſein davon liegt nur in der freien, lebendigen Thätigkeit; die bloße Reflexion, das Lauſchen auf die blos innerlichen Gedanken und Gefühle, welchen der fruchttreibende Keim genommen iſt und die Möglichkeit friſch an Licht, Sonne und Luft herauszubrechen, führt bei Vielen nothwendig zu jener höchſten Weisheit, oder doch Gleichgültigkeit, vor welcher der Unterſchied des Guten und Böſen ſchwindet. Agnes warnt: Das heißt ſich aus den guten Gedanken zu wenig machen, wenn Du nur ſagſt, Du liebſt ſie mehr als die böſen. Man muß ſie mit Dankſagung annehmen als treffliche Gaben, welche von Gott kommen, ohne welchen wir nicht einmal im Stande, ſind auch nur einen guten Gedanken zu haben.

Beilage XVII.

Unterhandlungen von des Lions, um Wiedereinſetzung der auguſtiniſchen Doctoren in die Sorbonne. 1663.

Es liegen in den gedruckten Quellen, beſonders in den Briefen Arnaulds, reichliche Nachrichten darüber vor. Wir theilen nur das mit, was wir in dem Tagebuche von des Lions ſelbſt Merkwürdigeres darüber gefunden haben. Seite 350 deſſelben beginnt der Bericht darüber.

Des Lions war ſeit 20 Jahren der Anſicht, die beiden Parteien weichen nicht in Dingen, welche für den Glauben weſentlich ſind, ſondern nur in Formalitäten und in der Ausdrucksweiſe von einander ab. Da auch die übrigen Verhältniſſe durch den Bruch mit Rom ſich günſtig anließen, ſuchte er im Sommer 1663 eine Vermittlung herbeizuführen. Dabei ſetzte er ſeine Hoffnung beſonders auf die Bereitwilligkeit Gradins, deſſen Anſicht darauf hinauskam, der ganze Streit beruhe auf dem Misverſtändniß einiger Worte Auguſtins, als von necesse, posse, indeclinabiliter. Der Schlüſſel zu dieſer neuen Lehre ſei der Unterſchied der beiden Stände des Menſchen (vor und nach dem Fall). Allerdings ſei die gratia victrix für den zweiten Stand nöthig, aber nicht für alle Menſchen. Dieſelbe Gnade könne für den

einen Menſchen hinreichend ſein, für den andern nicht. (Wie es ſcheint, unterſchied er von Natur gutgeartete und bösartige Menſchen, ſo daß am Ende nur dieſe einen Erlöſer gebraucht hätten.) Indeß wurde Gradin durch die ſechs Sätze, worin die Sorbonne den Gallicanismus proclamiren mußte, der Verſöhnung eher weniger geneigt; er habe in jenem Acte dem König zu Gefallen gehandelt, ſagte er, nun wolle er in dieſer die Intereſſen des Pabſtes wahren. Dazu kam ſeine Überzeugung, daß Arnauld lieber ſterben, als die Verdammung Janſens unterzeichnen werde. Des Lions dachte daher auch auf Mittel, die übrigen Auguſtinianer ohne Arnauld wieder in die Sorbonne aufzunehmen. Die janſeniſtiſchen Ex-Doctoren der Sorbonne unterzeichneten eine neue Procuration, als Baſis der Unterhandlungen. Umſonſt ſuchte d'Andilly ſeinen Bruder Anton durch den Biſchof von Angers zu bearbeiten, er ſolle ſich der Sache und ſeinen Freunden zu Liebe, in allen Sachen, welche die perſönliche Demüthigung betreffen, ſo nachgiebig als möglich bezeugen. Allein er war kaum zu halten, daß er nicht öffentlich ſich über dieſe Plane ausſprach, da er überzeugt war, mit allen dieſen Künſteleien werde am Ende die Wahrheit verrathen werden. Des Lions aber wollte keine öffentlichen Conferenzen, dergleichen den vorhergehenden Winter gehalten worden waren, ſondern une entremise sourde et secrète, des tentatives sans bruit, des conférences cachées namentlich mit Gradin, der auch das tiefſte Geheimniß wünſchte. Dieſes geſchah beſonders mit Rückſicht auf die Jeſuiten, welche gewiß einen Rücktritt der auguſtiniſchen Partei in die ihnen ohnedies nicht unterthänige Sorbonne auf jede Weiſe hintertrieben hätten. Daher lehnte auch der Biſchof von Comenges alle thätige Theilnahme an dieſer Unterhandlung ab, da ſonſt die Jeſuiten, wenn ſie dieſe andere Unterhandlung erführen, alles Zutrauen zu ihm verloren hätten und ſeine Unterhandlung mit ihnen ſcheitern mußte. So waren denn gleichzeitig zwei vermittelnde Intriguen im Gange, jede unabhängig von der andern, jede durch die andere gefährdet. Zeugniß genug, was für eine Verſöhnung geſucht wurde!

Des Lions ſuchte daher einen Vermittler in der Perſon des Biſchofs Luçon. Er glaubte, dieſer werde ſich um ſo mehr dazu bereitwillig bezeigen, da derſelbe mit Betrübniß geſehen habe, wie der Sorbonne ihre eigene alte Lehre unbekannt, ja wie ſie bei ihr verachtet ſei; wenn aber die auguſtiniſchen Doctoren wieder darein aufgenommen würden, ſo werden ſie ſchon dafür ſorgen, daß ſie nicht mehr darin verlöſche. — Der Biſchof von Luçon ging indeß mit der größten Vorſicht zu Werke (je suis, ſagte er, surtout cela que je dois être). Er wollte zuvor einen ausdrücklichen Befehl des Königs, ſelbſt auf Gefahr des Geheimniſſes hin, ließ ſich jedoch endlich durch die mündliche Beiſtimmung des Königs zur Theilnahme dazu beſtimmen. Des Lions charakteriſirt dabei Boſſuet als einen Mann von froideur raisonnable ou naturelle.

Überdies bot ſich als Vermittler der Jeſuite Coquelin, Beichtvater des Staatskanzlers Le-Tellier an. Er verſprach die Sache vor ſeinem Orden ganz geheim zu halten und durch den Kanzler auf den König zu wirken. Des Lions faßte den kecken Entſchluß, die Feinde des Janſenismus ſelbſt in ſeine Plane hineinzuziehen; ja er ſcheint dies zum Theil dem Biſchof von Luçon verborgen zu haben, welcher ſeinerſeits den Erzbiſchof von Paris ins Vertrauen zog. Dieſer wich ihm jedoch unverkennbar aus. Der Biſchof traute Seguier in dieſer Sache gerade darum nicht, weil er die Sorbonne zu der Erklärung der ſechs Sätze gegen den Pabſt vermocht hatte. Daher werde er bei dieſem ſich durch Verrathen oder Verwirrung dieſer Unterhandlungen mit der Sorbonne wieder ein Verdienſt zu machen ſuchen.

Auch die Herzogin von Liancourt, nicht aber der Herzog, war mit im Geheimniß, ſie ſuchte Theologen, beſonders Bourzeis, zu gewinnen. Es war

verabredet, daß man in einer Sorbonne-Sitzung Vorſchläge machen ſolle, ſobald man ſich eines Theils ihrer Mitglieder verſichert hätte.

Allein das Breve vom Juli ſprengte auch dieſe Sache.

Alsbald wurden auch die von Barcos geſtifteten Mädchenſchulen und das theologiſche Seminar an der Univerſität Bordeaux durch Lettre de Cachet aufgehoben. Urſache von dieſem war, daß darin nach der Moral-Theologie gelehrt wurde, die der Biſchof von Alet abgefaßt und wovon mehrere Biſchöfe ſich Abſchriften hatten machen laſſen.

Während obiger Unterhandlungen erfuhr des Lions, es habe ſich früher die Meinung feſtgeſetzt gehabt, wenn man Arnauld nicht bald aus der Sorbonne verdränge, werde ſeine Partei darin Meiſter werden. Darum ſei er bei der erſten Gelegenheit hinausgeſtoßen worden. Man ſprengte aus, St. Cyran habe geſagt, Calvin ſei ein rechter Thor geweſen, daß er aus der Kirche ausgetreten ſei.

Beilage XVIII.

Die erzbiſchöfliche Ordonnanz mit der foi humaine.

Die Ordonnance de Monseigneur l'archevesque de Paris pour la signature du formulaire de foy, dressée en execution des constitutions de nos S. S. P. P. les Papes Innocent X et Alexandre VII iſt datirt vom 7. Jun. 1664. Sie wird eröffnet durch den Grundſatz: Es kann keinem Zweifel unterworfen ſein, daß jeder Katholike verpflichtet iſt, in Sachen der Religion ſein eigenes Urtheil dem ſeines Oberen und rechtmäßigen Hirten zu unterſtellen, — und man kann dieſe Unterwerfung nicht beſſer empfehlen, als indem man mit St. Vincent von Lerinum ſpricht, durch die Übung und durch die Geringſchätzung dieſer Tugend geſchehe es manchmal, daß die Meiſter deſſelben Irrthums gerettet werden, während ſich die Schüler ins Verderben ſtürzen. Dies möchte wohl auch geſchehen mit den fünf Sätzen, die aus dem Auguſtinus von Janſen gezogen ſind, da er ſich durchaus in Allem dem Ausſpruch des römiſchen Stuhls unterwirft, während ſeine Schüler ſonder Zweifel in der offenbaren Gefahr wären, ſich ins Verderben zu ſtürzen, wenn ſie in der Behauptung einer Lehre beharrten, welche er ſelbſt durch dieſe ſeine ſo demüthige und chriſtliche Verfaſſung verdammt hat. Denn es muß jedem Menſchen, der ſich nicht ſelbſt betrügen will, einleuchtend ſein, daß Janſenius, indem er ſein Werk dem Urtheil des heiligen Stuhls unterwarf, ihm Dasjenige unterwarf, was von ihm war, folglich ſowohl das, was die Thatſache, als was die Lehrnorm betrifft, oder ſeine Unterwerfung wäre lächerlich, extravagant und eine Beſchimpfung des heiligen Stuhls geweſen. Daher iſt die Weisheit und väterliche Liebe der Päbſte Innocens X und Alexanders VII nicht genug zu loben, welche, um Denjenigen, welche künftig die fünf Sätze noch aufrecht halten wollten, allen Vorwand zu nehmen, dieſelben ausdrücklich auch im Sinne Janſens verdammen. In derſelben Abſicht und im Gehorſam dagegen verlangten die Biſchöfe Frankreichs die Unterſchrift des Formulars, ſo daß man durch die Leiſtung derſelben ſich leicht überzeugen konnte, wer ſich der Conſtitution in Lauterkeit unterworfen habe. Man kann aber, wenn man ſich nicht der Bosheit oder Unwiſſenheit ſchuldig machen will, auf keine Weiſe weder aus der Conſtitution, noch aus dem Formular Veranlaſſung nehmen zu ſagen, daß ſie für die Thatſache die Unterwerfung des göttlichen Glaubens gefordert hätten, wie es ja auch ſo

oft erklärt worden iſt; ſondern den menſchlichen und geiſtlichen Glauben (foi humaine et ecclésiastique), welcher verpflichtet, ſein Urtheil mit Lauterkeit dem ſeines legitimen Obern zu unterwerfen. Denn es wäre ſonſt leicht, durch dieſe ſchlaue Wendung der Verdammung jeder falſchen Lehre auszuweichen und unter dem Vorwande, es handle ſich um eine Thatſache, könnte man immer die Freiheit behaupten, ſeine Anſicht in Betreff der Lehrnorm zu vertheidigen.

Da aber ſo viele Heilmittel doch nicht den gehofften Erfolg gehabt haben, da das Übel mit der Zeit unheilbar hätte werden mögen, ſo haben Seine Majeſtät, in der Eigenſchaft des allerchriſtlichſten Königs und durch Ihre perſönliche Frömmigkeit ſich verpflichtet geſehen, der Kirche zu helfen, deren Beſchützer und erſtgeborener Sohn Sie iſt, Seine Majeſtät haben nicht ermangelt ihren Eifer für die Religion in einer ſo wichtigen Angelegenheit zu erweiſen, und haben durch das Edict vom 29. April 1664 die Bullen der heiligen Väter Innocens X und Alexander VII, die fünf Sätze betreffend, durch das ganze Königreich zu publiciren verordnet und jedem Welt- und Ordens-Geiſtlichen die Unterſchrift des Formulars der Klerus-Verſammlung vom 17. Mai 1657 unter den beigefügten Strafen befohlen.

Auch der Erzbiſchof will bei einem ſo löblichen Beſtreben nicht zurückbleiben, er will ſeiner Diöceſe den Frieden wieder geben, indem er den Janſenismus als ein Hinderniß für alles Gute anſieht, das er darin wirken möchte. „Nachdem er nun mit derſelben Lauterkeit Diejenigen beſchworen hat, welche Schwierigkeit gemacht haben zu gehorchen, da ſie aber in ihrer unerträglichen Verblendung ſich nicht nur dem Beiſpiel deſſen nicht unterwerfen wollen, deſſen Lehre ſie doch ſo beharrlich vertheidigten, ſondern vielmehr die Anſicht einiger beſonderen Leute den ſo ausdrücklichen Erklärungen der geiſtlichen Mächte und der Einſtimmigkeit aller Gläubigen vorzogen,“
aus dieſen Urſachen haben wir befohlen und befehlen allen Dekanen, Domherrn, Kapiteln, Äbten, Prioren, Klöſtern, weltlichen und geiſtlichen Gemeinſchaften, Monaſterien von Mönchen und Nonnen, u. ſ. w. ſonderlich allen Geiſtlichen, Profeſſoren und Schulmeiſtern der Diöceſe Paris, binnen eines Monats das Formular zu unterſchreiben. Die Superieren haben binnen dieſer Friſt die Unterſchrift aller ihnen Untergebenen und ihre eigene dem Erzbiſchof zu übergeben, und es wird kein Vorwand zugelaſſen, die Unterſchrift nicht zu leiſten.

Die Formel lautet:

Ich unterwerfe mich mit Aufrichtigkeit der Conſtitution des Pabſtes Innocens X vom 31. Mai 1653 nach ihrem wahren Sinne, wie er durch die Conſtitution unſers heiligen Vaters des Pabſtes Alexander VII vom 16. October 1656 beſtimmt worden iſt. Ich erkenne mich für gewiſſenshalber verpflichtet dieſen Conſtitutionen zu gehorchen und verdamme von Herzen und mit dem Munde die Lehre der fünf Sätze von Kornelius Janſen, die in dem Buche Auguſtinus enthalten iſt, welche dieſe beiden Päbſte und die Biſchöfe verdammt haben, und es iſt dieſe Lehre nicht die von St. Auguſtin, welche Janſenius falſch und gegen den wahren Sinn des heiligen Lehrers ausgelegt hat.

Beilage XIX.

Schriften gegen das Verfahren der Hofbiſchöfe.

De la foi humaine, ohne Angabe des Verfaſſers und Druckorts in Quarto, in zwei Theilen. (Das Buch iſt ſelten geworden.)

Der Inhalt dieſes Werks iſt im Weſentlichen folgender. Alle Menſchen ſind, wenn ſie nicht eine beſondere göttliche Gabe haben, dem Irrthum unterworfen. Gott hat der Kirche aber nur im Glauben, in der Auslegung der Schrift und in der Tradition Unfehlbarkeit verheißen.

Die Ordonnanz des Erzbiſchofs verlangt in Thatſachen von den Untergebenen „einen menſchlichen und geiſtlichen Glauben (ecclésiastique), welcher ſie zur aufrichtigen (sincère) Unterwerfung ihres Urtheils unter das ihrer Oberen verpflichtet“. Die Frage iſt nun, ob die Kirche das Recht hat in Beziehung auf Thatſachen, welche ſie entſcheidet, und die nicht unter den göttlichen Glauben fallen, einen ſolchen menſchlichen Glauben zu verlangen. Hat ſie dieſes Recht, ſo iſt die Ordonnanz unbeſtreitbar legitim. Sie iſt aber ungerecht, wenn dieſes Princip falſch oder das Recht zweifelhaft iſt. Denn ein Biſchof hat nur als Diener der katholiſchen Kirche, indem er ihre allgemein angenommene Lehre befolgt, die Wahrheit und das Recht für ſich; wollte er ſeine Untergebenen zur Annahme ſeiner eigenthümlichen theologiſchen Anſichten zwingen, ſo würde ja jedes Biſthum eine beſondere Gemeinſchaft und Secte, wie die der Independenten, der Socinianer oder Anabaptiſten. Gerſon erweiſt aber aus der Rüge, welche Paulus gegen Petrum ausſpricht, daß ein Doctor der Theologie, welcher im Predigeramt Pauli Nachfolger iſt, auch Petri Nachfolger einen Vorhalt machen dürfe, vielmehr aber einem anderen Prälaten.

Dieſe Lehre vom menſchlichen Glauben iſt aber durchaus neu und erſt ſeit zehn Jahren höchſtens in unbedeutenden Flugſchriften zuerſt aufgeſtellt worden. Es gab bisher in der Kirche nur zwei Lehren über die Unfehlbarkeit des Pabſtes; die Einen ſagten: Der Pabſt iſt in Glaubensſachen untrüglich, alſo muß man ihm glauben, die Anderen aber lehrten: Der Pabſt iſt in Glaubensſachen nicht untrüglich, daher iſt man nicht verpflichtet ihm zu glauben. (Wie Gerſon: Determinatio Papae non obligat ad credendum, sed tantum ad non dogmatisandum contraria.) Durchaus neu und imaginär iſt die vermittelnde Lehre: Der Pabſt iſt nicht unfehlbar, man iſt indeß verpflichtet ihm zu glauben mit menſchlichem und geiſtlichem Glauben. — Bellarmin und Baronius geben die Möglichkeit des Irrthums in beſonderen Thatſachen ſelbſt für den Pabſt zu, wenn er auch durch ein Concil berathen iſt. Die Sorbonne, die ausgezeichnetſten Jeſuiten Sirmond und Petau befolgen den Grundſatz, daß ſobald erwieſen iſt, es handle ſich nicht um einen Glaubenspunkt, ſondern um eine Thatſache, ſo ſei freier Erörterung Raum gelaſſen. Welcher Theologe in der Kirche hält ſich für verpflichtet mit menſchlichem Glauben die Entſcheidung von Nikolas I zu glauben, welche ſämmtliche Biſchöfe Frankreichs zur Annahme der den erſten Päbſten zugeſchriebenen Briefe als authentiſcher vermögen wollte; wer glaubt nicht vielmehr, daß es ihm erlaubt ſei einen gegründeten menſchlichen Glauben vom Gegentheil zu haben? Wie mancher Zweifel iſt gegen den Glauben der Kirche in Betreff der Perſon der Heiligen von Männern erhoben, welche man gewiß nicht des Mangels an Ehrfurcht gegen ſie beſchuldigen wollte. Wäre der vom Erzbiſchof von Paris aufgeſtellte Grundſatz wahr, ſo müßte man geſtehen, daß es beinahe keinen unſchuldigen Theologen gäbe, keinen, der nicht in einen verbrecheriſchen Ungehorſam verfallen wäre. So iſt denn die Lehre von der Verpflichtung zum menſchlichen Glauben an Thatſachen, die von der Kirche entſchieden ſind, und es iſt die Übung dieſer Verpflichtung durchaus neu und unerhört in der Kirche. Keiner von Denen, welche am meiſten Eifer für dieſe neue Meinung erwieſen, kann mit gutem Gewiſſen ſagen, er habe dieſen Glauben für alle durch die Väter und die Concilien entſchiedenen Thatſachen.

Man ſucht ſich freilich aus dieſen ſchlagenden Belegen durch phantaſtiſche Diſtinctionen herauszuwenden. Marca ſagt, die Kirche ſei allerdings in we=

niger bedeutenden Thatſachen nicht untrüglich; Andere, ſie könne ſich wohl in beſonderen, aber nicht in allgemeinen Thatſachen täuſchen; Andere wieder, es könne dieſes nur von Thatſachen geſagt werden, welche nicht feierlich entſchieden worden ſeien; noch Andere, Irrthum ſei nur in perſönlichen, nicht aber in Thatſachen möglich, welche die Lehre betreffen. Es wäre aber zu wünſchen, daß nachgewieſen würde, in welcher Stelle der Schrift oder bei welchem Theologen ſich vor den letzten zehn Jahren dieſe Unterſcheidungen finden. Wenn jene Unterſcheidungen aber auf die Janſen betreffende Thatſache Anwendung finden, ſo iſt es noch mehr der Fall mit der Honorius und Theodoret betreffenden, worüber man doch alle Freiheit der Discuſſion in Anſpruch nimmt.

Man ſagt aber, wenn der Pabſt in Thatſachen nicht untrüglich iſt, wie kann er beſtimmen, welche Gläubige als Heilige zu verehren ſind? — Gerſon, Melchior Canus und Thomas ſchreiben der Kirche auch keine Unfehlbarkeit in dieſem Stücke zu; es iſt dieſelbe und der dazu nöthige beſondere Beiſtand des heiligen Geiſtes der Kirche in der Heiligen Schrift nicht deutlich genug verſprochen, daß ſie von Theologen behauptet werden könnte, welche das nöthige Mistrauen in die Erleuchtung ihrer ſchwachen Vernunft haben. — Bei dem gegenwärtig bei den Kanoniſationen angewandten Verfahren iſt es freilich moraliſch unmöglich, daß ein Irrthum vorfalle; ſobald die Kirche aber von dieſer ſtrengen Unterſuchung nachließe, wäre Zweifel erlaubt.

Die Forderung des Erzbiſchofs gefährdet die Einheit der Kirche. Jeder Biſchof iſt Richter in Glaubensſachen, aber er kann nur das als bindende Norm aufſtellen, was in der ganzen katholiſchen Kirche dafür gilt. Darum hat er auch ſeine Entſcheidungen dem Pabſt mitzutheilen, welcher der hauptſächliche Erhalter der Einheit iſt. Aber ſelbſt der Pabſt iſt verpflichtet, die unfehlbare Entſcheidung eines ökumeniſchen Concils zu erwarten, wenn ſich gegen die ſeinige eine bedeutende Anzahl von Biſchöfen erhebt. Wie viel mehr muß ein Biſchof einen ſolchen Widerſpruch beachten. Es kann dem Erzbiſchof von Paris aber nicht unbekannt ſein, daß viele Biſchöfe Frankreichs, ſelbſt die meiſten, die Verpflichtung zu dem von ihm verlangten Glauben nicht zugeben. Einige haben ſich deshalb ausdrücklich gegen das Formular erklärt und einen Vorbehalt gemacht; Andere haben ſich deſſen enthalten, mit der Erklärung, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß man nicht zum Glauben an Thatſachen verpflichtet werden könne. So muß man denn jedem Biſchof und ſeinen Untergebenen darin gegenſeitig Freiheit laſſen. Denn ſonſt müßte man ja bei der Durchreiſe durch jedes Biſthum ſeinen Glauben ändern und an der Gränze ſich über den herrſchenden Glauben wie über die gangbaren Münzen erkundigen. Wäre das aber eine katholiſche Kirche!

Man mag wohl in verſchiedenen Biſthümern ſich verſchiedenen äußeren Gebräuchen anſchließen, um keinen Anſtoß zu geben. Denn es giebt unverfängliche locale Gebräuche, aber es kann keine locale Überzeugungen, keine locale Artikel menſchlichen oder göttlichen Glaubens geben. Haben die Biſchöfe kein Recht die Gemeinſchaft mit ihren Kirchen von neuen Artikeln göttlichen Glaubens abhängig zu machen, ſo dürfen ſie dieſelbe noch weniger an neue Artikel menſchlichen Glaubens knüpfen; denn der menſchliche Glaube iſt ja noch weniger nöthig für die Gemeinſchaft der Kirche, als was man zum göttlichen Glauben rechnen könnte.

Eine der hauptſächlichſten Pflichten der Seelenhirten iſt offenbar, daß ſie an der Wiedervereinigung ſo vieler Glieder mit der katholiſchen Kirche arbeiten, welche davon losgeriſſen vor unſern Augen in dieſer traurigen Trennung zu Grunde gehen. Sie ſind ja durch Chriſti Blut erkauft. Der Erzbiſchof beſonders hat aller ihm dazu zu Gebot ſtehenden Mittel ſich zu bedie-

nen und ſich vor Allem zu hüten keine neue Hinderniſſe der Wiedervereinigung in den Weg zu legen. So beſchwören wir ihn denn bei dem erbarmungsreichen Herzen Chriſti, daß er vor Gott überlege, ob etwas in der Welt dieſe Leute mehr davon entfernen kann, welche der Wind der Ärgerniſſe aus dem Schoos der Kirche hinausgetrieben hat. Was muß ein Solcher von dieſer neuen Knechtſchaft denken? er muß nicht blos alle bisher ſtreitigen Punkte göttlichen Glaubens annehmen, ſondern auch neue mit menſchlichem Glauben über ein Buch, das er vielleicht nie geſehen. Und was giebt ihm Bürgſchaft, daß es dabei ſtehen bleibt? denn die Thatſachen ſind zahllos; es giebt hier keine Gränze, als welche die menſchliche Laune ſetzt. Es hängt nur vom Willen der Obern ab, uns täglich neue derartige Glaubensartikel zu geben. Wenn ſie Jemanden ins Verderben ſtürzen und aus der Kirche ausſchließen wollen, dürfen ſie nur ausſpioniren, welche Dinge er Mühe haben würde zu glauben und ihn zu dieſem Glauben zu verdammen. Vielleicht läßt Gott eine ſolche Mishandlung guter Katholiken durch ihre Oberen zu, um Allen, die ſich wider die Kirche empört haben, zu zeigen, wie es in keinem Fall und unter dem Vorwand keiner Ungerechtigkeit, welche man in der Kirche duldet, erlaubt iſt, Altar wider Altar zu errichten und beſondere Verſammlungen zu halten; denn wer durch ungerechte, aber rechtmäßige Obere unterdrückt wird, hat kein anderes Mittel ſich der Unterdrückung zu entziehen, als die einer beſcheidenen Rechtfertigung und einer demüthigen Geduld. Es iſt aber zu fürchten, daß dieſe Betrachtung nur bei Wenigen eintrete, bei den Meiſten nur Abneigung gegen ein ſolches Joch. Sonſt hat die Kirche wohl von der Strenge ihrer Disciplin nachgelaſſen, um den Rücktritt zu erleichtern, wie man einen Baum ſchneidet, wenn man Reiſer auf ihn einimpfen will.

Die Jeſuiten lehren wenigſtens conſequent: der Pabſt iſt auch in Thatſachen untrüglich, daher muß man ihm glauben. Es iſt dem Erzbiſchof wohl aufs Wort zu glauben, daß er dieſer Untrüglichkeit des Pabſtes in Thatſachen nicht annimmt; indem er aber zum menſchlichen Glauben an dieſe Entſcheidungen verpflichtet, muß er doch behaupten, daß ſie wahr ſeien. Da aber der Menſch allein ſtets dem Irrthum unterworfen iſt, müßte der Pabſt dazu eines höheren Beiſtandes verſichert ſein. So kommt denn auch die Ordonnanz des Erzbiſchofs folgerecht doch auf die jeſuitiſche Unfehlbarkeit hinaus. Es ſchließt aber auch die Verpflichtung zu menſchlichem Glauben die weſentlichſten, ſtaatsgefährlichſten Irrthümer der Jeſuiten in ſich. Denn wenn erſt die Völker einmal daran gewöhnt ſind, den Spruch des Pabſtes auch in Thatſachen als einen Artikel menſchlichen Glaubens anzuſehen, ſo bleibt nicht nur den Parlamenten kein Recht gegen päbſtliche Bullen zu remonſtriren; der Pabſt darf nur die Völker des Gehorſams gegen ihren Fürſten entbinden, ſo iſt ihr Ungehorſam eine Pflicht, ein Artikel menſchlichen Glaubens.

Indem namentlich die Nonnen von Port-Royal die Verdammung der fünf Sätze als Janſens Lehre zu unterſchreiben Anſtand nehmen, behaupten ſie keineswegs die fünf Sätze ſeien nicht in Janſen enthalten, ſondern ſie erklären nur ihre Unwiſſenheit. Wer kein Urtheil bildet, iſt nicht in Gefahr zu irren. Es kommt aber der chriſtlichen Weisheit und Demuth zu, die Gränzen des Wiſſens ſich zu geſtehen; es wird dies zu einer chriſtlichen Tugend in Denjenigen, welchen Gott durch ſeine Gnade das Verlangen einflößt, auf die Erkenntniß aller unnützen Dinge zu verzichten, um nur Chriſtum den Gekreuzigten zu kennen.

Es genügt nicht, daß man im Allgemeinen von dem Gehorſam rede, den die Untergebenen ihren Obern ſchuldig ſind; denn es iſt kein Menſch dem Anderen in allen Stücken Gehorſam ſchuldig, ſondern nur in den Stücken, worin er ihm untergeben iſt. Die Biſchöfe haben über ihre Dioceſanen nur

inſofern Gewalt, als ſie dieſelben zu erbauen haben. Sobald ſie aber dieſelben mit andern Dingen behelligen wollen, welche nichts zu ihrer Erbauung thun, haben ihre Untergebenen ihnen vorzuſtellen, daß er ihnen dergleichen nicht aufzulegen habe. Wie ſoll nun die Verdammung eines ihnen durchaus fremden Buchs eines Biſchofs zur Erbauung von Nonnen dienen, die von Jedermann nur möglichſt Gutes glauben ſollen? Man iſt den Oberen Gehorſam und Ehrfurcht, aber nicht darum allein, weil ſie unſere Vorgeſetzte ſind, Glauben ſchuldig.

So giebt es denn alſo, ſagt man, gegen Niemanden mehr eine innere Unterwerfung, Jedermann in der Kirche glaubt nur ſeinem Kopf und Verſtand. — So treiben die Leute gleich Alles auf das Extrem. Unterwirft man ſich nicht in Allem, ſagen ſie gleich, man wolle ſich in gar nichts mehr unterwerfen. Es war aber einmal Gottes Wille, die menſchlichen Dinge ſo einzurichten, daß man ſie nicht nach allgemeinen Geſetzen regeln könnte, welche keine Ausnahme zulaſſen.

Es iſt falſch, daß man ſich nie unterwerfen dürfe; es iſt aber auch falſch, daß man ſich immer unterwerfen müſſe. Eine der größten Schwierigkeiten des chriſtlichen Lebens beſteht eben in der Unterſcheidung der Gelegenheiten, bei welchen man ſich zu unterwerfen oder nicht zu unterwerfen hat.

So iſt auch der Chriſt verpflichtet, in Allem nach beſten Wiſſen die Wahrheit zu üben; unſere Vernunft ſagt uns oft, daß wir am beſten thun, darin dem Urtheil Anderer zu folgen. Aber alle allgemeinen Regeln, um Diejenigen herauszufinden, welche die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, daß ſie die Wahrheit kennen, alle dieſe allgemeinen Regeln ſind falſch, z. B. die Regel: Man hat ſtets dafür zu halten, der Pabſt kenne die Wahrheit beſſer, als Privat-Theologen; desgleichen das Gegentheil; es iſt gleichermaßen falſch, man müſſe ſtets dem Urtheil der Frömmern, oder dem der Gelehrten, oder dem der Mehrzahl, oder dem der Minderzahl, oder dem der Stärkern, oder dem der Unterdrückten, oder dem der Vorgeſetzten folgen. Auch das Urtheil der Biſchöfe iſt nicht die allgemeine Richtſchnur für den Glauben der Untergebenen, ſondern es kommt dies allein dem Worte Gottes zu. Glücklich iſt aber Derjenige zu preiſen, welcher zumal, wo dieſes ſchweigt, in ſo verwickelten Dingen die Freiheit hat ſein Urtheil zu ſuſpendiren. Sie ihm rauben wollen iſt eine gräuliche Ungerechtigkeit.

Die Verfolgung, welche das Formular mit ſich führen mußte, iſt nur auf die Gewiſſenhaften gefallen; iſt es ja doch ausdrücklich als Fallſtrick für Diejenigen gemacht, von denen man wußte, daß das Gewiſſen ihnen nie erlauben würde zu unterſchreiben; Diejenigen aber, deren Eigennutz ſtärker iſt, als ihr Gewiſſen, wiſſen immer raffinirte Ausflüchte zu finden. „Es handle ſich ja gar nicht darum, zu glauben, daß die Biſchöfe recht gerichtet, ſondern überhaupt nur, daß ſie gerichtet haben.“ Mag man auch dieſe lügenhafte Ausflucht zerſtören; wer einmal unterzeichnen will ohne zu glauben, wird ſtets Mittel finden ſich hindurchzuwenden. Deſto beklagenswerther iſt die Neuerung, daß man die Unterſchrift nun auch von bloßen Geiſtlichen und von Nonnen verlangt, während man früher nur die Biſchöfe und die einer Irrlehre ſchuldigen dazu verpflichtete. Nun aber macht man auf den Fall, daß der Pabſt ſich irrt, das ganze Volk zu ſeinem Mitſchuldigen; der Irrthum des Einzelnen wird ein allgemeiner und verbreitet ſich wie ein Öl des Fluchs über den ganzen Körper der Gläubigen. Nach der früheren Weiſe konnten etwaige Irrthümer ohne viel Geräuſch wieder gut gemacht werden. Denn das Beſte iſt, daß die ungerechten Entſcheidungen des Pabſtes ſich von ſelbſt vernichten, ohne offene Oppoſition; wie man es denn auch gehalten hätte mit der gegenwärtigen Entſcheidung, wäre man nicht genöthigt geweſen ſich gegen die perſönlichen Anklagen der Jeſuiten zu vertheidigen.

Die Ordonnanz ſchützt vier Gründe vor, um den verlang-

ten menſchlichen Glauben zu rechtfertigen. Erſtens nämlich iſt die Verpflichtung keinem Zweifel unterworfen, in Angelegenheiten der Religion ſein eigenes Urtheil dem ſeiner rechtmäßigen Oberen und Seelenhirten zu unterwerfen.

Wenn aber jeder Katholike ſtets verpflichtet iſt, ſein Urtheil in Angelegenheiten der Religion dem ſeiner Oberen zu unterwerfen, wie kommt es, daß die Kirche St. Euſeb und einige Andere wie Märtyrer verehrt, welche ſich deß weigerten, ſondern an Athanaſius feſthielten, obgleich ihre Oberen ihn auf dem Concil von Rimini verdammten, wo nach St. Hieronymus Irrthum und Abfall vom Glauben unter dem Namen der Einheit und des Glaubens feſtgeſtellt wurden, obgleich auch der Pabſt Liberius den arrianiſchen Verrath angenommen hatte. Die frommen Einſiedler des vierten und fünften Jahrhunderts, widerſtanden ſie nicht muthig und ſiegreich den Biſchöfen und Patriarchen, welche ſich durch Irrlehre hatten gefangen nehmen laſſen? Und als Neſtorius, rechtmäßiger Patriarch der Kaiſerſtadt, Maria ihrer Eigenſchaft als Mutter Gottes beraubte, waren da alle ſeine Untergebenen verpflichtet ein Gleiches zu thun? ſchrieb da nicht Pabſt Celeſtin denen, ſo ihm widerſtanden: Beatus grex cui dedit Dominus de pascuis judicare! Der Pabſt Vigilius hat drei oder viermal ſein Urtheil über die drei Kapitel und namentlich über den Brief von Ibas verändert. Was hatte denn nun ein Prieſter in Rom bei allem dieſen Wechſel zu thun, wenn es über allen Zweifel erhoben iſt, daß jeder Katholike verpflichtet iſt ſein Urtheil dem ſeiner Oberen zu unterſtellen? Mußte er dem gemäß 547 den Brief von Ibas für katholiſch glauben, 548 für ketzeriſch und fluchwürdig, 553 dem chalcedoniſchen Concil gemäß wieder für katholiſch, 555 aber für ketzeriſch und gottlos? Ein ſolcher Gedanke wäre vielleicht in einer Schule von Pyrrhoniſten erträglich; aber es giebt nichts Unwürdigeres für Chriſti Schule, welche uns durch ſeinen Apoſtel gebietet, daß wir uns nicht wie Kinder durch jeden Wind der Lehre fortreißen laſſen. — Noch auffallender iſt dies bei der Verdammung des Biſchofs von Porto, Formoſus, durch Pabſt Johann VIII, welche dieſer durch die Biſchöfe Frankreichs und Deutſchlands unterſchreiben ließ. Und doch ſprach Marin, Johanns Nachfolger, denſelben Formos von allen gegen ihn erhobenen Anklagen frei und dieſer wurde ſelbſt ſechs Jahre lang von der ganzen Kirche als rechtmäßiger Nachfolger Petri anerkannt, obgleich die Verſetzung von einem Biſthum zum andern ſo ſtreng verboten war, daß ſie dem Dawiderhandelnden ſogar die Laien=Communion im Tode verſagen. Stephan VI, ſein Nachfolger verſammelte ein Concil, ließ ihn wieder ausgraben, ihm das prieſterliche Gewand abreißen, weil er aus Ehrgeiz ſich den römiſchen Stuhl angemaßt habe, ließ ihm die drei Finger der rechten Hand abhauen und ihn in den Tiber werfen und erklärte alle ſeine Ordinationen und Verordnungen für ungültig. Erſt der dritte Nachfolger Stephans, Johann IX, kaſſirte auf dem Concil zu Ravenna dieſen Spruch und nannte Formos ſeinen Vorfahrer ſeligen Angedenkens. Einige Zeit darauf beſtätigte Sergius III den Spruch Stephans VI, und die Anhänger von Formos wurden in Italien für excommunicirt angeſehen. Seitdem haben ſich die Päbſte aber wieder für Formos erklärt. Den Grundſätzen der Ordonnanz gemäß hätte alſo der ganze Klerus von Rom der Reihe nach alle dieſe verſchiedenen Anſichten annehmen müſſen? Die Frage iſt aber eine Glaubensſache und war um ſo wichtiger, als die Gültigkeit der Ordinationen unter Formos davon abhängig gemacht wurde, eine wiederholte Ordination aber ein Sacrilegium iſt. Es finden ſich in unſerem verderbten Jahrhundert vielleicht nur zu Viele, welche zugeben, die Prieſter in Rom haben in dieſer Angelegenheit eben ſo oft ihre Anſicht ändern müſſen, als die Päbſte es gethan. Ein ſolches Benehmen iſt ſehr bequem, um ſein Leben ohne Anfechtung zuzubringen, denn das unfehlbare Mittel dazu iſt ſich immer zur Anſicht des Stärkeren zu ſchlagen. So

geſteht denn auch ein großer Theil Derer, die in unſeren Tagen unterzeichnen, ſie wären eben ſo geneigt und noch geneigter, gerade das Gegentheil zu unterzeichnen, wenn man es mit Androhung derſelben Strafen geböte. Man darf aber ohne Anſtand ſagen, daß eine ſolche Geſinnung, welche ſich mit der Maske der Demuth bedeckt, die rechte Verfaſſung zur Freigeiſterei und zum Atheismus iſt.

Denn da Gott die Wahrheit ſelbſt iſt, muß man gewiſſermaßen bereit ſein, auf Gott zu verzichten, wenn man ſelbſt in Sachen der Religion nur Indifferenz für die Wahrheit hat. Die Mohamedaner halten wenigſtens feſter an ihrem Koran. Wer ſo leicht mit ſeinem Gewiſſen wechſelt, fällt in den gerechten Verdacht keines zu haben. Es wäre ſonder Zweifel eine Gottesläſterung, wenn man die Bereitwilligkeit von Prieſtern gleichermaßen die Wahrheit und die Lüge zu glauben, dem Geiſt Gottes zuſchreiben wollte.

Iſt man aber demnach nicht immer und in Allem verpflichtet, ſeinen Oberen zu glauben, ſo folgt daraus nicht, daß man in unzähligen Dingen nicht verbunden ſei, ſie zu hören wie Chriſtum ſelbſt. Denn in allen Dingen iſt die vernünftige Mittelſtraße zu halten, während die natürliche Verdorbenheit der menſchlichen Natur nach dem einen oder dem andern Extreme hin treibt. Die böſe Luſt treibt auch zum Gehorſam gegen die Menſchen, wenn das Gegentheil Opfer verlangt; man behauptet dann, wenn etwas Sündiges daran ſei, falle es auf den Vorgeſetzten. — Wir verehren aber nicht blos Diejenigen als Märtyrer, welche unter heidniſchen Kaiſern für den Glauben geſtorben, ſondern auch Diejenigen, welche es auch unter chriſtlichen gethan haben, ſogar wenn dieſe nur dem Gebot Gottes gemäß zu befehlen ſchienen, indem ſie eine Unzahl von Biſchöfen für ſich hatten. Das Martyrthum iſt freilich eine ſeltne Gnade; Viele fürchten den Verluſt einer Pfründe mehr, als den Verluſt der ewigen Seligkeit, denn ſie haben mehr Glauben an die Drohungen der Menſchen, als an Gottes Verheißungen. Pluris facimus monasteria quam Deum; pluris commoda, quae inde capimus, quam mala, quae boni causa sustinemus, läßt Theodor Studites ſolche Leute ſagen. Daher überheben ſie ſich denn ſehr, eine ſcheinbare Ausrede gefunden zu haben. Man hat noch nie gehorſamere Leute geſehen, als dieſe Pfründenbeſitzer, welche ſich zur Unterſchrift des Formulars hinzudrängen. Eine Unterſchrift iſt freilich kein großes Opfer. Man laſſe aber einmal den Erzbiſchof eine Verordnung erlaſſen, daß Diejenigen, welche Bälle, die Komödie und Hazardſpiele beſuchen, nicht im Klerus zu dulden ſeien, daß Jeder ſeine Pfründe verliere, der ſich nicht von einem ſo ausſchweifenden Leben beſſern wolle; er erneure einmal die Kanones gegen den Beſitz mehrerer Pfründen, und gebiete ſich aller zu begeben bis auf Eine; er erkläre Diejenigen für Diebe, welche die Einnahmen der Kirche zu Bereicherung ihrer Verwandten oder zu überflüſſigen Ausgaben gebrauchen — und es wird ſich zeigen, wer den rechten Gehorſam habe, Diejenigen, welche eine ſo große Frömmigkeit in Unterſchrift des Formulars bezeigen, oder Diejenigen, welche ſie Gewiſſenshalber verweigern.

Die Ordonnanz hatte die Unterwürfigkeit unter den Ausſpruch der Vorgeſetzten mit den Worten eines Kirchenvaters empfohlen:

„Denn durch die Übung oder die Verachtung dieſer Tugend geſchieht es, daß bisweilen die Urheber eines Irrthums gerettet werden, während ihre Schüler ins Verderben rennen.“ — Man antwortet darauf, daß Dieſes nur dann geſchehen könne, wenn eine bisher nicht beſtimmte Lehre von der Kirche verworfen, von einigen Halsſtarrigen aber dennoch vertheidigt wird. Wir glauben ja aber ganz Daſſelbe mit unſren Gegnern, halten nur einen Biſchof und ein Buch für unſchuldig und frei von dem gemeinſchaftlich verworfenen Irrthum. Selbſt einen Ketzer vertheidigen, in der Überzeugung, er ſei ein guter Katholike, iſt etwas Anderes, als die Ketzerei vertheidigen; wie ja auch

der Keuſchſte einen Wollüſtling, über welchen er ſich betrogen hat, in ſeinen Schutz nehmen kann.

Die Ordonnanz ſtellte die Unterwürfigkeit Janſens ſelbſt als Muſter vor und ſagte, er habe ſich darin ſowohl in der Thatſache, als in der Lehre ſelbſt dem Spruch des Pabſtes ganz unterſtellt. — Wie hätte er aber, erwidert man, die fünf Sätze als ſeine eigene Anſicht verdammen können, wenn und da ſie doch nie ſeine Anſicht geweſen? Und er müßte doch am beſten ſelbſt wiſſen, welchen Sinn er mit den Worten verbunden habe, die ſich angeblich in ſeinem Buche finden. Konnte es die Abſicht Janſens ſein, den Pabſt zum Richter über ſeine eigene innerſte Auffaſſung der Sachen zu machen, ihm zu verſprechen, er wolle etwas als ſeine eigene Anſicht erklären und verdammen, was doch nie ſeine Anſicht geweſen iſt. Das hieße ja den Pabſt durch eine verbrecheriſche Schmeichelei an Gottes Stelle ſetzen. Ehe ein Menſch das unmittelbare Bewußtſein ſeines eigenen Gedankens verlöre, müßte man ihn zum Thier machen oder den verderblichſten Pyrrhonismus einführen. Nur Gott, nicht aber ein Menſch, kann beſſer wiſſen als ich, was meine Geſinnung iſt. Daher bin ich es der Wahrheit ſchuldig, keinen Menſchen zum Richter über mich anzuerkennen, was meine wirkliche Geſinnung ſei. Auch die chriſtliche Demuth kann keine andere Geſinnung einflößen, nur die Heuchelei kann ſich ſtellen, als dächte ſie anders. Der Schriftſteller hat ja doch eine unmittelbare, deutliche Erkenntniß deſſen, was ſein Sinn iſt, was er ſagen wollte; auch der Pabſt kann nur aus dem Zuſammenhang, durch Vorausſetzung und Folgerung, alſo nur auf eine mittelbare, minder zuverläſſige Weiſe den Sinn eines Schriftſtellers erforſchen, wenn man nicht mit Camin ſagen will: Da es ſehr ſchwierig ſei, die Sätze in Janſens Buch zu finden, müſſe ſie der Pabſt darin durch eine beſondere Erleuchtung des Heiligen Geiſtes gefunden haben. Da es alſo ganz wider die Natur des menſchlichen Geiſtes iſt, daß Janſens Unterwerfung ſich auch auf die Thatſache des Sinnes ſeiner Worte bezogen habe, hat ſein Beiſpiel gar keine Beziehung auf die Unterſchrift der biſchöflichen Ordonnanz mit ihrem menſchlichen Glauben an die Thatſache.

Als vierten Grund für dieſen hatte die Ordonnanz vorgebracht: Es wäre ja ſonſt durch eine ſolche Wendung (Verweigerung des menſchlichen Glaubens für die Thatſache) leicht, der Verdammung von allen möglichen Irrthümern auszuweichen, indem man unter dem Vorwand, es handle ſich nur um eine Thatſache, immer die Freiheit erhalten könnte, ſeine Anſicht rückſichtlich des Glaubensgeſetzes ſelbſt ſtets zu vertheidigen. — Damit ſtützen die Jeſuiten die Nothwendigkeit des göttlichen Glaubens für die Thatſachen; nachdem die Ordonnanz aber Diejenigen für boshaft oder unwiſſend erklärt hat, welche Glaubensgeſetz und Thatſache nicht unterſcheiden, wie kann man nun mit demſelben Grunde noch den menſchlichen Glauben ſtützen wollen? Man findet für gut, den menſchlichen Glauben für die Thatſache als ein Zeichen und Pfand des göttlichen Glaubens an die Glaubensnorm zu verlangen. Warum behauptet man dieſe Unzertrennlichkeit aber nur den Vertheidigern der freien Gnade gegenüber? warum nicht auch gegen Petav, Baronius, Bellarmin, in Betreff ihrer Urtheile über den Brief des Pabſtes Honorius und die Lehre Theodorets? Die Weigerung der Unterſchrift für die Thatſache iſt aber nicht blos ein Beweis dafür, daß man auch der Glaubensnorm zuwider denke; ſondern es läßt ſich vielmehr das Gegentheil davon ſchließen. Denn wer um einer geringeren Sache, der bloßen Thatſache wegen lieber Verfolgung leidet, als daß er ein ſeiner Überzeugung widerſprechendes Zeugniß ablegte, wie ſollte er in Sachen des Glaubens ſelbſt lügen? — Marca hat ein wahres Wort geſprochen: „Wir ſind die Stärkeren; wenn ſie genug geſchrieen haben, werden ſie doch unter das Joch unſers Willens ſich beugen müſſen.“ — Ja das iſt der Geiſt dieſer Zeit! Man wollte gern die Gewalt über Alles verfügen laſſen, auch über die Geſetze der Vernunft. Man

will nach ſeiner Phantaſie raiſonniren und handeln und doch ſeine Raiſonnements für haltbar und ſeine Handlungen für rechtmäßig anerkannt wiſſen, allein weil man die Gewalt in Händen hat.

Der menſchliche Glaube wird als eine gerechte Anforderung dargeſtellt, indem man ſich auf die Unzertrennlichkeit der Thatſache und der Glaubensnorm und auf den Gehorſam gegen die Vorgeſetzten beruft. Daß beide Punkte nicht haltbar ſind, und zu dieſem Zwecke nicht ausreichend, iſt bisher erwieſen. Im Folgenden ſoll durch Entwicklung der Weiſe, wie die Entſcheidung der Kirche betrieben wurde, die Überzeugung befeſtigt werden, daß man ſich genannten Anforderungen nicht zu unterwerfen brauche.

Gott hat dem Menſchen ſeine Vernunft gegeben, damit er die Wahrheit erkenne. Das natürliche Geſetz gebietet ihm einen rechtmäßigen Gebrauch von ſeiner Vernunft zu machen; jedes menſchliche Geſetz alſo, welches ihm befehlen würde, einen ſchlechten Gebrauch davon zu machen, wäre dem natürlichen Geſetz entgegen, alſo null und nichtig und ungerecht. Der rechte Gebrauch der Vernunft beſteht darin, daß man ſich immer durch die ſtärkſte Evidenz leiten laſſe (wobei das göttliche Wort durch ſeine unerſchütterliche Gewißheit die natürliche menſchliche Erkenntniß vernichten muß) und daß man an dem Zweifelhaften zweifle. Es iſt keineswegs eine Beleidigung gegen die Wahrheit, wenn man ſich weigert ſie zu glauben, wenn ſie uns nicht auf eine Weiſe vorgelegt wird, welche in uns den Glauben hervorbringen muß; ſondern man ehrt ſie vielmehr, wenn man beſtimmt erklärt, einer beſtimmten Wahrheit nur zu huldigen aus Achtung gegen dieſe allgemeine und natürliche, aus dem ewigen Geſetz geſchöpfte Wahrheit. Ein ſeliger Geiſt erfreut ſich mehr Derer, welche ihm die öffentliche Verehrung eines Heiligen noch nicht erweiſen zu dürfen glauben, als Derjenigen, welche in unbedachtſamem Eifer ohne hinreichende Belege für ſeine Seligkeit zu ſeiner Verehrung ſich hinreißen ließen. Jeder Irrthum iſt ja ein Übel und ein der Natur zuwiderlaufender Mangel. Wie der Wille nur in dem abſolut Guten, ſo darf der Verſtand nur in der unfehlbaren Wahrheit zur Ruhe kommen. Der Weiſe hat ſich, nach Wilhelm von Paris, deshalb vor dem blos Wahrſcheinlichen und Probabeln eben ſo ſehr zu hüten, als vor der Falſchheit ſelbſt. Daher ſchließt auch St. Thomas von dem Stand der Unſchuld des Menſchen alle Ungewißheit und jedes Schwanken der Erkenntniß, wie den Irrthum aus. Aber eben weil das Urtheil der Oberen in Thatſachen nicht vor Irrthum ſicher geſtellt iſt, kann man nimmermehr zum menſchlichen Glauben an ihre Entſcheidung verpflichtet ſein. Man glaubt indeß beinahe immer daran, weil die Entſcheidung des Pabſtes, des Concils gewöhnlich mit Umſtänden verknüpft iſt, welche eine moraliſche Unfehlbarkeit hervorbringen. Es ſind dieſe Umſtände, nicht die Unfehlbarkeit des Oberen allein, woran man ſeinen Glauben als einen unfehlbaren Beweis knüpft. Möchte dieſe Lehre von St. Thomas Manchem mehr philoſophiſch, als theologiſch ſcheinen, ſo ſteht doch als allgemeines Princip der Moral feſt, daß man kein für ſeinen Nebenmenſchen nachtheiliges Urtheil ohne zwingende Belege fällen ſoll.

Einige ſuchen, um zur Unterſchrift zu überreden, durch verſchiedene Subtilitäten dieſen menſchlichen Glauben als etwas ſo wenig beſagendes darzuſtellen, daß ſie ihn beinahe auf Nichts zurückführen. So ſagen Etliche: Der durch die Ordonnanz vorgeſchriebene Glaube ſei nicht der menſchliche Glaube an die Thatſache, ſondern an das Urtheil über die Thatſache, daher genüge es zu glauben, der Pabſt habe ein Urtheil geſprochen, ohne daß man verpflichtet iſt zu glauben, dieſes Urtheil ſei gerecht. Allein alle Welt verſteht das Verlangte anders, der allgemeine Gebrauch giebt einem Ausdruck ſeinen Gebrauch; auch hätte kein vernünftiger Menſch ſich deſſen weigern mögen. — Andere wieder ſagen: dieſer menſchliche Glaube iſt nicht eine feſte und zuverläſſige Zuſtimmung des Geiſtes, welche man Urtheil nennt, er iſt

nur eine Meinung, eine Art Muthmaßung (soupçon), welche den Zweifel und das Mistrauen, was man alſo glaubt ſei falſch, nicht nur nicht ausſchließt, ſondern ſelbſt in ſich befaßt. Denn die Oberen, welchen wir aufs Wort glauben, ſind ja Menſchen, alſo dem Irrthum unterworfen. — Wir wollen nicht urtheilen, ob dieſe Leute in einer Täuſchung ihres Herzens alſo urtheilen, daß es aber eine Täuſchung und Verblendung ihres Geiſtes iſt, das iſt leicht zu beweiſen. Es iſt aber namentlich unrichtig, daß jeder „menſchliche Glaube“ ſchon Zweifel in ſich ſchließe. Jeder Ehrenmann unterzeichnet aber nur das, wovon er überzeugt iſt; wo Ungewißheit bleibt, da iſt eine Wette, nicht eine Unterſchrift an ihrer Stelle. Die Ordonnanz verlangt offenbar eine zweifelloſe Unterwerfung; wer ſie unterzeichnet, verſpricht aber, was ſie verlangt. Daher pflegt man dieſe die Bedeutung der Unterſchrift ſchmälernde Deutungen nur verſtohlener Weiſe auszuſprechen.

Dieſes zeigt hinreichend, daß dieſe Subtilität, welche aus dem menſchlichen Glauben eine bloße Meinung macht, eben ſo wenig Beſtand hat, als diejenige, welche ihn ganz und gar zu Nichts macht.

Wer unterzeichnet ohne die Thatſache zu glauben, lügt der Kirche ins Angeſicht. Man kann alſo Keinen, der dieſen Glauben nicht hat, darüber tadeln, daß er die Unterſchrift verweigert, es ſei denn, daß man ihm überzeugende, gewiſſe, evidente Motive (causa cogens) vorlege. Sind die vorgelegten Gründe der Art? das iſt die Frage. Sind ſie es, ſo wäre Jeder, der ſich nicht davon überzeugen ließe, der Halsſtarrigkeit oder Dummheit ſchuldig. *Wer aber auf nicht evidente und ungewiſſe Motive hin den Glauben und die Verſicherung verlangt, ein Biſchof habe Häreſieen gelehrt, befiehlt ein verwegenes Urtheil zu fällen.* Dies zu beweiſen iſt die Abſicht des ganzen Folgenden.

Bisher warnten die Beichtväter vor übereiltem Urtheil gegen die Ehre des Nächſten (Lucas 6, 37); jetzt verlangt man es unter Androhung der härteſten Züchtigungen. Es iſt ſchwer durch Vernunftgründe Denjenigen zu überzeugen, der nicht von Abſcheu erfüllt iſt gegen ein nicht nur aller Frömmigkeit, ſondern auch der Menſchlichkeit ſelbſt zuwiderlaufendes Verfahren. Der Vorwand der Heiden bei den Chriſtenverfolgungen hatte wenigſtens doch einigen Anſchein: Ihr betet die Götter nicht an, welche dieſes Reich erhalten; ihr reizt ihren Zorn gegen das ganze Volk; ihr ſeid die Feinde des Menſchengeſchlechtes. — Was kann man aber denen vorwerfen, welche dieſen menſchlichen Glauben an eine ſo gleichgültige Thatſache nicht haben?

Unſere Überzeugung und Urtheil ſind nur dann zu rechtfertigen, wenn ſie ſich auf gewiſſe Zeugniſſe ſtützen. Was macht aber die Gewißheit eines Zeugniſſes? Die Ehrlichkeit, die Genauigkeit und die geiſtige Fähigkeit der Zeugen.

Kraft dieſes Geſetzes, nach derſelben Regel haben die Vertheidiger der chriſtlichen Religion die Auferſtehung Chriſti und dadurch die ganze Religion erwieſen, indem ſie ſich auf die Übereinſtimmung und auf die Ehrlichkeit der Apoſtel beriefen. Die Ehrlichkeit oder Wahrhaftigkeit verliert aber ihr Gleichgewicht nicht blos durch abſichtliche Lüge, ſondern auch durch Vorurtheil und Leidenſchaft. Dieſe machen alſo den Zweifel erlaubt.

Außerdem kommen namentlich auch die geiſtigen Fähigkeiten in Betracht, ein Concil und einige Päbſte haben Ibas und Theodoret als Neſtorianer verdammt, und ſelbſt St. Gregor der Große hat es beſtätigt. Und doch bleibe ich bei dem Zweifel einiger Neuerer über dieſe Thatſache unentſchieden. Denn bei aller Ehrfurcht für die Würde und die Heiligkeit Gregors bin ich nicht verpflichtet, ſein Verſtändniß und ſeine Auslegung von Theodoret für beſſer zu halten als Petavs, welcher das Griechiſche beſſer verſteht und mehr Muße zur Unterſuchung hatte. Der Satz, daß jeder Pabſt mehr Erleuchtung hat, als jeder Privattheologe, iſt offenbar falſch; da ja Keiner durch Erhebung

zu großen Würden, weder frömmer, noch ein beſſerer Theologe wird; vielmehr nehmen oft damit Verblendung und Verfinſterung zu, da der Ehrgeiz mit einfließt. Es fragt ſich in Entſcheidung von Thatſachen nur, wer der Geſchicktere iſt. Gerſon ſagt, daß man ſogar in Glaubensſachen einem in der Heiligen Schrift gründlich unterrichteten Lehrer mehr Glauben ſchenke, als einem Pabſte. — Dazu kommt noch die Frage über die Genauigkeit in der Prüfung des Gegenſtandes.

Die Frage iſt alſo, ob keine gegründete Urſache vorhanden iſt, weder in die geiſtige Fähigkeit, noch in die Genauigkeit, noch in die Wahrhaftigkeit des Pabſtes und der Biſchöfe, wie der anderen gegen Janſen angeführten Zeugen Verdacht zu ſchöpfen? Denn es wäre nicht vernünftig ihnen zu glauben, wenn man gerechte Urſache hätte daran zu zweifeln.

Die Zeugen gegen Janſen aber ſind ſeine Ankläger, ſeine Richter und Diejenigen, ſo ein gegen ihn gefälltes Urtheil unterſchrieben. Um nun nicht von den Jeſuiten und ihrem Einfluß zu reden, ſo iſt im Allgemeinen wahr, daß man an der Wahrhaftigkeit (sincerité), Genauigkeit und geiſtigen Befähigung der Päbſte in einem ſolchen Falle eben ſo gut zweifeln kann, als bei anderen Menſchen. Zu dieſem Zweifel finden ſich für jeden Punkt beſondere Veranlaſſung im ganzen Verfahren bei dieſer Angelegenheit. Beruft man ſich aber auf eine beſondere Erleuchtung des Pabſtes in Folge ſeiner Gebete, ſo iſt einzugeſtehen, daß die Vermuthung (présomption) des Beiſtandes des h. Geiſtes nicht ganz eitel wäre, wenn man die Päbſte, wie St. Karl (Borromeo), mit glühendem, unermüdlichem Eifer an der Reformation der Kirche arbeiten ſähe. Wenn man aber ſieht, was man ſieht, hat man keinen Grund anzunehmen, daß Gott dem Pabſt beſondere Erleuchtungen ertheile. Den Beiſtand des h. Geiſtes erhält man nicht durch Ceremonien-Gebete, ſondern durch ſolche, welche mit den entſprechenden Handlungen verbunden ſind. Sonſt iſt zu fürchten, daß Gott zu uns ſage: **Populus hic labiis me honorat, cor autem eorum longe est a me.**

Das ſiebente Kapitel beweiſt, daß das, was in Frankreich in Betreff der Thatſache von Janſen vorgegangen iſt, dieſelbe keineswegs gewiß macht und über Zweifel erhebt; denn fürs erſte iſt die Wahrhaftigkeit der Richter verdächtig. Auch hier wird zuerſt ein allgemeines Princip aufgeſtellt: Es ſind oft Dinge im Anfang ungewiß, da die Zeugen nicht allen Anforderungen entſprachen, nachgehends werden ſie aber durch die freie, einmüthige Übereinſtimmung Aller doch gewiß. Das weitere Verfahren in dieſer Sache beſtärkt und rechtfertigt aber nur unſern Zweifel. — (Es iſt ein völliges Aufgeben nicht nur des Concordats-Gallicanismus, wenn Nicole fortfährt:) Die Erfahrung aller Jahrhunderte lehrt, daß Nichts ſo ſehr im Stande iſt die Biſchöfe von der Wahrheit abzuwenden, als das Gewicht der weltlichen Macht, verbunden mit der lockenden Hofgunſt. Dieſe Gewalt der Könige oder Derer, welche in ihrem Namen das Regiment führen über den Geiſt der Biſchöfe, iſt zu allen Zeiten ſo groß geweſen, daß es beinahe beiſpiellos iſt, daß jene eine Richtung eingeſchlagen hätten, ohne die größere Zahl der Biſchöfe mit ſich fortzureißen. Man darf aber wohl ſagen, daß die Biſchöfe nie in einer größeren Abhängigkeit von der zeitlichen Gewalt waren, als gegenwärtig in Frankreich, wo ſie die Könige und ihre Miniſter als die Urſachen ihrer Erhebung und ihres Glücks anſehen, und nur von deren Gunſt noch höhere Würden erwarten. Daher reducirt ſich auch hier der ganze Schluß auf das: Der Cardinal Mazarin wollte, daß Janſen verurtheilt würde, daher ſind die fünf Sätze in ſeinem Buche. — Dieſe Verdammung war bei Hofe nun das Schiboleth, wovon Gunſt oder Verfolgung abhing. Die Biſchöfe kannten ſich zu gut unter einander, als daß nicht jeder gewußt hätte, nur ſehr wenige würden den Widerſtand für das Recht wagen und ſo konnte ihrer Friedliebe und Demuth die Wahl nicht ſchwer werden. — Nicht beſſer

ſteht es mit der gewiſſenhaften Genauigkeit, womit die Biſchöfe die Frage erörterten, folglich auch mit der geiſtigen Befähigung darüber zu entſcheiden.

Man ſagt vielleicht, wenn auch die Ausſprüche zweier Päbſte und mehrerer Klerusverſammlungen keine überzeugende Gewißheit über die Thatſache geben können, ſo genügt doch die Übereinſtimmung, womit die Kirche dieſe Entſcheidung annimmt. — Wenn dieſer Beweis ſchlagend wäre, ſo hätte man auch die Verdammung von Athanas unterſchreiben müſſen, die von St. Flavian, unter Kaiſer Baſil die des Concils von Chalcedon; man hätte müſſen das Henotikon von Zeno annehmen, unter Heraklius und Konſtans die Unterdrückung der beiden Willen Chriſti; man hätte zur Zeit des Bilderſtreits jedesmal mit ſeiner Überzeugung wechſeln müſſen. Alle dieſe Beiſpiele erweiſen, daß die durch die weltliche Auctorität hingeriſſene Menge kein gewiſſes Zeugniß für die Wahrheit iſt. Wo der Eigennutz herrſcht, kann man jegliche Anſicht durchſetzen, ſobald man nur mit Abſetzung droht. Es iſt ſelbſt nicht unmöglich, daß die ganze allgemeine Kirche, die ja in Thatſachen nicht unfehlbar iſt, ſich zu einem Irrthum in einer Thatſache bekenne.

Chriſtus heißt uns nicht blos ohne Falſch ſein, wie die Tauben, ſondern auch klug, wie die Schlangen. Er warnt uns vor den falſchen Propheten (Lehrern), welche wir an ihren Werken erkennen ſollen. Darauf ruht das Geſetz der chriſtlichen Moral. Man hat das Recht, Mistrauen zu hegen und ſein Urtheil zu ſuſpendiren in Betreff aller n e u e n Entſcheidungen, Ordonnanzen und Inſtructionen der kirchlichen Oberen, wenn ſie von augenſcheinlicher, offenbarer Ungerechtigkeit begleitet werden. Dies findet aber ſeine vollkommene Anwendung auf die verlangte Unterſchrift für die Thatſache, da man ſich dabei weder auf die h. Schrift, noch auf die Väter berufen kann, während das ganze Verfahren voll iſt von den größten Ungerechtigkeiten. Man läßt die zerſtörenden Lehren der jeſuitiſchen Moral frei gewähren, und verfolgt grauſam das Phantom einer Irrlehre, die Nichts gefährdet. Auch nach den ſchwerſten Verbrechen kann man vermittelſt einer ſehr leichten Buße wieder in Beſitz ſeiner Beneficien geſetzt werden; nur das neue Verbrechen der Verweigerung der Unterſchrift kann durch keine Genugthuung gebüßt werden. Alle dieſe augenſcheinlichen Unregelmäßigkeiten und Ungerechtigkeiten ſind Kennzeichen der Falſchheit. Wären die Gläubigen nicht unvernünftig und verwegen, wenn ſie ohne Grund ſo viele Urſachen eines gerechten Mistrauens unterdrückten? würden ſie ſich nicht offenbar Gottes Vorſehung widerſetzen, welcher es geſchehen läßt, daß ſie auf ſo viele offenbare Ungerechtigkeiten ſtoßen, um ſie zu warnen, an einer Angelegenheit Theil zu nehmen, welche ſie von ſo vielen Zeichen der Falſchheit begleitet ſehen.

Bei ſo ſchwachen, ja ſelbſt verdächtigen Zeugniſſen iſt man keineswegs berechtigt, namentlich von Denjenigen die Unterſchrift zu verlangen, welche das Buch nicht geleſen haben. Die Ordonnanz, welche ihnen dennoch auflegt, ein Urtheil darüber auszuſprechen, verlangt ein verwegenes Abſprechen, verlangt einen ungeregelten Gebrauch der Vernunft, dieſe Ordonnanz iſt ungerecht und verlangt etwas Unmögliches. — Soweit Nicole.

Die Behauptung Nicoles, daß man von den Gläubigen mit dieſer Unterſchrift den Ausſpruch eines Urtheils verlange, daß ſie daher die Belege zu prüfen haben, wird ihm der römiſche Katholicismus nicht zugeben können, da er das Urtheil nicht dem Gläubigen zuſtellt, ſondern von ihm nur gehorſamen Glauben verlangt.

Les j u s t e s p l a i n t e s des théologiens contre la deliberation d'une assemblée, tenue à Paris le deuxième Octobre 1663 et la defense des evesques improbateurs du formulaire contre l'entreprise de cette mesme assemblée 1663 in Quarto.

Der Verfaſſer verſchanzt ſich beſonders hinter den Ausdruck: Sinn des Janſenius. In dieſem wollten die Biſchöfe der Verſammlung die fünf Sätze

verdammt wiſſen. Man hatte längſt die Definition dieſes Ausdrucks und nähere Beſtimmung verlangt, worin dieſer Sinn Janſens denn beſtehe. Es war ſchwer, eine genügende, genau eingehende Beſtimmung zu geben, ohne daß man den Janſeniſten einerſeits Grund gegeben hätte, dieſen Sinn für Auguſtins Lehre zu erklären, andererſeits ihnen den Ausweg eröffnet, dieſen Sinn zu verdammen und die Sätze in einem anderen Sinne beizubehalten. Man warf daher den Jeſuiten vor, es ſei ihnen dabei um nichts zu thun, als um die Bedrückung ihrer Feinde, daher ſie dem beſten Mittel, die Mißhelligkeiten beizulegen, ausweichen. Längſt freilich hatten Annat und andere erklärt, der verdammte Sinn Janſens ſei der einfache, natürliche Sinn der fünf Sätze, und zugleich der Sinn Kalvins. Die von den Janſeniſten verlangte Eröterung des Sinns war freilich nichts weniger als das kürzeſte Mittel, die Sache zur Entſcheidung zu führen, ſondern eine neue Wendung, die Eröffnung eines neuen Feldes für Discuſſionen. Dabei war namentlich immer die Hinterthür der Diſtinction von droit und fait, und daß es kein bindender Glaubensartikel ſein könne, einen beſtimmten Sinn in Janſen zu finden; wie auch die justes plaintes ſagen: „Sobald erſt der Pabſt oder die Biſchöfe werden erklärt haben, welches der Sinn Janſens iſt, welchen ſie verdammt wiſſen wollen, ſo wird die Verdammung dieſes alſo genau angegebenen und beſtimmten Sinns eine question de droit ſein, ob aber dieſer genau angegebene und beſtimmte Sinn wirklich der von Janſen ſei, das wird immer eine question de fait bleiben." — Man behielt ſich alſo immerhin vor, den wirklichen Sinn von Janſen von dem officiellen „Sinn Janſens" zu unterſcheiden. Dieſer wird ce pretendu sens genannt und „wer nur dieſen verdammt hätte, könnte, wenn er ein gleiches in Betreff des Erſteren verweigerte, der Ketzerei nicht angeklagt werden; der Ankläger würde ſich vielmehr entweder ſelbſt der Ketzerei, oder der Verleumdung ſchuldig machen. Namentlich aber kann eine Sache, die man nicht beſtimmen kann, nicht für Ketzerei ausgegeben werden." — Der Unterſchied zwiſchen droit und fait und die Freiheit in Betreff des Letzteren wird von den plaintes auf eine ſehr picante Weiſe in folgendem Satze hervorgehoben: „Es wäre eine Tyrannei, die Theologen durch einen Befehl zu dem Glauben zu verpflichten, Pabſt Honorius habe den Irrthum der Monotheleten gelehrt, um welches willen er vom ſechsten Concil verurtheilt worden iſt, und daß Theodoret die Gottloſigkeiten von Neſtorius gelehrt habe, welche das fünfte Concil ihm beilegt. Es wäre aber keine geringere Tyrannei, die Theologen durch einen Befehl zu dem Glauben zu zwingen, Janſen habe die fünf Sätze gelehrt."

Wie denn das Dogmatiſche und das Moraliſche ſich ſtets durchkreuzen, ſo hat dieſe Frage auch eine genaue Beziehung zum Probabilismus. Doctor Ste. Beuve ſtreifte ſehr nahe an dieſen, indem er behauptete, man könne auch ohne innere, eigene Überzeugung davon, daß die fünf Sätze in Janſen ſeien, doch deren Verdammung als Lehre Janſens unterſchreiben, da ja das Zuſammentreffen ſo vieler äußerer Auctoritäten, welche dieſes behaupten, es uns ſehr wahrſcheinlich machen könne. Die plaintes verlangen, daß man die Leute zuvor von der Wahrheit deſſen überzeuge, was ſie unterſchreiben ſollen. „Man muß meine Zweifel zuvor durch Belehrung heben. Statt deſſen redet man immer nur von Befehl und Drohung, nie von Belehrung. Man muß ihnen freilich die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß es ihnen mehr um äußeren Gehorſam zu thun iſt, als um das, was man glaubt. Sie verlangen nur die Hand, nicht das Herz. Man führt nur die Nothwendigkeit der Unif rmität an; aber dieſe iſt ja bei dem Formular doch nicht, weder in Betracht der früheren Kirche, noch auch nur im jetzigen Frankreich, wo Leute aus den verſchiedenſten Beweggründen ſich unterwerfen, nur weil ſie nicht Märtyrer einer Bagatelle werden wollen; und gerade

die frömmſten Biſchöfe, über welche der ihnen gleichſtehenden Verſammlung keine Gewalt zuſteht, weigern ſich dieſes Formular anzunehmen."

„Es iſt aber im höchſten Grade auffallend, daß die Klerusverſammlung ſich nicht blos das Anſehen eines National=Concils geben will, ſondern auch größere Anſprüche auf Untrüglichkeit macht, als die Päbſte. Denn dieſe glaubten ſich auf den Fall, daß ihre Entſcheidungen bei Biſchöfen Widerſpruch fänden, dem Ausſpruch der ökumeniſchen Concile unterwerfen zu müſſen und machen allein auf keine Unfehlbarkeit Anſpruch, wie das fünfte Concil beweiſt. Die Beſchlüſſe und das Formular der Klerusverſammlungen von 1656 und 1661 haben aber von Seiten der geachtetſten Biſchöfe Widerſpruch gefunden. Dieſe machen darauf aufmerkſam, daß ſie auf ganz gleicher Stufe der Gewalt und Auctorität mit der Klerusverſammlung ſtehen; wenn letztere ſie aber auf den Fall des Ungehorſams mit Strafen bedrohe, überſchreite ſie die ihnen von ihren Committenten gegebenen Vollmachten und laufe wider alles Herkommen und Recht an. Dennoch habe die letzte Klerusverſammlung die Sache gar nicht mehr in Berathung ziehen wollen, da ſie ja längſt unumſtößlich entſchieden ſei. Sollen dieſe Entſcheidungen auch für Biſchöfe verbindlich ſein, welche den Verſammlungen gar nicht beiwohnten? Da man ſich aber in der Unmöglichkeit ſieht, auf dieſe Einwürfe zu antworten, nimmt man eine noch ſehr in Frage ſtehende Sache für unbeſtreitbar, und ſtatt zu rechtfertigen, was man gegen ſo gegründete Vorwürfe gethan hat, iſt man nur darauf bedacht, die Auctorität des Pabſtes und des Königs anzurufen, als handelte es ſich nur noch um die Ausführung einer von aller Welt für geſetzlich anerkannten Entſcheidung. Die Biſchöfe, gegen die ihr die Gewalt aufruft, als wären ſie des Ungehorſams gegen euch ſchuldig, ſind Biſchöfe, ſind Nachfolger der Apoſtel und Statthalter Chriſti, wie ihr; ſie haben gleichen Antheil mit euch am Epiſkopat, ſie ſind auch von Gott eingeſetzt. Man ſieht keinen weiteren Unterſchied, als daß die Einen mehr Reſidenz halten in ihren Diöceſen und ſich am Hof weniger bekannt machen. Darin ſeid ihr ihnen überlegen. Es wäre aber ſehr befremdend, wenn eine gewiſſenhaftere Befolgung des göttlichen Geſetzes und der heiligen Kanones mit ſich brächte, daß ſie in der Kirche weniger Anſehen hätten und wenn ſie darum ihrer eigenen Freiheit verluſtig werden müßten. Die Biſchöfe haben ohnedies ſchon zu viel Verſuchung, ihre Diöceſen zu verlaſſen, man braucht ſie nicht noch mehr nach Paris zu ziehen durch den mit ihrem Aufenthalt verbundenen Vortheil und das Recht, über die Abweſenden zu herrſchen. Es ſind hier nur 14 Biſchöfe, welche erſt nicht in Allem einverſtanden waren, von welchen die Hälfte nicht einmal eine eigene Kirche hat und welche doch hundert Anderen, von denen ſie keine Vollmacht dazu erhalten, Befehle vorſchreiben. Umſonſt hat man ſelbſt in ihrer Mitte die Aufforderung vernommen, man ſolle doch wenigſtens die nächſte allgemeine Verſammlung des Klerus abwarten."

Es iſt eine Schande für Frankreich, daß man heut zu Tage nichts gründlich Gutes thun kann, ohne daß man ſogleich auf die lächerliche Anklage einer phantaſtiſchen Ketzerei ſtieße. Es iſt eine Schmach für den Epiſkopat, daß es Biſchöfe giebt, die nur arbeiten, ihn in der Perſon ihrer Amtsbrüder zu unterjochen und welche, indem ſie ſelbſt jedem Kreuze ausweichen, nur auf Mittel bedacht ſind, Männer zu unterdrücken, welche ſich wie Schlachtopfer in den Arbeiten ihres prieſterlichen Amtes verzehren. Wenn aber auch in der Gegenwart jede Appellation erfolglos iſt und jedes Tribunal für die gerechte Sache verſchloſſen und ſtumm bleibt,

Jus tamen aeternum est, habet ingens fama tribunal
Quo vestrum rapitur nomen, saeculisque futuris
Justitiae immemores et causam dicitis orbi.

Nachdem alſo die verſchiedenen Ungerechtigkeiteu ans Licht geſtellt ſind,

welche man bei dieſem Verfahren ſich hat zu Schulden kommen laſſen, ſo hat die zweite Hälfte dieſer Schrift ſich die Aufgabe geſetzt zu zeigen, daß die Biſchöfe der verſchiedenen Verſammlungen der letzten zehn Jahre nicht ihren eigenen Bewegungen und Erleuchtung gefolgt ſind, ſondern ſich vielmehr durch fremden Einfluß zu Dingen haben treiben laſſen, welche ſie nie von ſich ſelbſt gethan hätten. Das beweiſt der Stoff aller ihrer Decrete. Nur eine große Gefahr für die Grundlehren des Glaubens ſcheint ſo außerordentliche Schritte, welche dem Geiſt der gallikaniſchen Kirche ganz entgegen ſind, und das Bündniß von Biſchöfen mit den natürlichen Feinden des Epiſkopats gegen deſſen Vertheidiger erklären zu können. Daß ganze Ärgerniß iſt aber, daß einige Theologen einige Sätze nicht in einem Buche finden können, worüber ſie jedoch zu ſchweigen bereit ſind. Man muß alles geiſtigen Lichtes ermangeln und alles Gefühls für die Heiligkeit des Chriſtenthums, wenn man nicht anerkennt, daß die Kirche Chriſti gegenwärtig in einem ſo kläglichen Zuſtande iſt, als ſie es irgend je geweſen. Die gallikaniſche Kirche namentlich iſt nicht reformirt worden ſeit weder Provinzial- noch National-Concilien zu dieſem Zweck gehalten worden. Die Geiſtlichen, eine kleine Zahl ausgenommen, leben nicht mehr nach der Ordnung ihres Standes, ſeit es beinahe keine kanoniſche Züchtigung mehr gegen ihre Unordnungen giebt; die Völker aber haben ſich keiner genaueren Beobachtung der Gebote Gottes unterſtellt, ſeit ſo viele Kaſuiſten ſich befleißigen den Bruch derſelben zu autoriſiren. Bei dieſem Überſtrömen von Übeln, bei dieſer Sündflut haben ſich die Väter der gallikaniſchen Kirche, die ihr von Gott geſetzten geiſtigen Ärzte mehrere Male verſammelt, um daran zu arbeiten, haben aber bei zehnjähriger Mühe nur zwei Krankheiten gefunden, welche ſie ihrer Sorge würdig hielten, nämlich erſtens, daß ein Geiſtlicher von Verdienſt auf die Bitte einer frommen Prinzeſſin das Meßbuch ins Franzöſiſche überſetzt und zweitens, daß Theologen von fleckenloſem Wandel einigen Zweifel bezeigt haben, ob fünf Sätze ſich wirklich, wie es der Pabſt erklärt hat, in einem Buch finden. Woher kommt es, daß eure Verſammlungen für ihren Eifer ſo ſonderbare Gegenſtände ausgeleſen und über Kleinigkeiten, über eingebildeten Übeln die wahren vergeſſen haben? Der Grund dieſes Übels iſt durchaus unbegreiflich, meine hochwürdigen Herren, wenn man nur Euch in Betracht zieht; es wäre erſtaunlich, daß Ihr von Euch ſelbſt Euch mit ſo niedrigen Dingen befaſſen ſolltet, die Eurem Stande ſo wenig Ehre und Nutzen bringen. Aber das Alles klärt ſich durch den Einfluß der Jeſuiten und namentlich Annats auf Eure Verſammlungen auf; ſie wünſchen freilich die Aufmerkſamkeit von den wahren Übeln der Kirche und von ſich auf eingebildete Übel abzulenken."

„Es iſt aber auch keineswegs Eure wirkliche Überzeugung, daß Theologen die dem heiligen Stuhl ſchuldige Achtung vergeſſen, Ihr haltet es vielmehr für erlaubt, nicht blos daß ſie zweifeln, ſondern daß ſie auch förmlich und öffentlich die Decrete der Päbſte misbilligen, welche ſie als der Wahrheit zuwiderlaufend betrachten, daß ſie dieſelben mit chriſtlicher, mit theologiſcher Freiheit in ſehr wichtigen Angelegenheiten, nicht blos in Thatſachen, ſondern auch in der Norm ſelbſt, des Irrthums beſchuldigen. Es iſt billig, meine hochwürdigen Herren, daß man aller Welt zeige, daß Eure Verehrung für den heiligen Stuhl nicht bis zu dieſer ſklaviſchen und weltlichen Delikateſſe geht, daß Ihr es übel anſähet, wenn man an den Päbſten das wahrhaft Tadelnswerthe tadelte. Man kann dieſes aber ſonder Zweifel nicht beſſer beweiſen, als mit dem Zeugniß und dem Beiſpiel Deſſen, der an dieſer Angelegenheit am meiſten Theil gehabt hat, der die Seele Eurer Verſammlungen geweſen iſt, der ihre Beſchlüſſe, ihre Berichte abgefaßt hat, kurz, welcher mit Annat der einzige Verfaſſer des Formulars iſt. Das iſt der berühmte Marca, welchen ſelbſt die Jeſuiten den gelehrteſten Mann ſei-

nes Jahrhunderts im kanoniſchen Recht genannt haben.“ — Es wird uns ſofort aus vielen Stellen ſeiner letzten, erſt nach ſeinem Tode erſchienenen Schrift bewieſen, daß er die Päbſte, z. B. bei Einführung des Palliums, der Annaten nicht blos des Irrthums in Thatſachen beſchuldigt, ſondern ſelbſt der Uſurpation und des eigennützigen Betrugs. — „Die Schlüſſe aber, welche Marca daraus zieht, ſind dem römiſchen Hof wohl ohne Vergleich unangenehmer, als der Widerſtand einiger franzöſiſcher Theologen gegen die den Janſenius betreffende Thatſache, namentlich der Schluß, es ſtehe dem König und den Biſchöfen von Frankreich frei, ihre Zuſtimmung zu der Bezahlung der Annaten, als zu einem freiwilligen Geſchenke für die Zukunft zurückzunehmen.“ – Hincmar von Rheims tritt auch hier als Verfechter des Gallicanismus, der Rechte der Erzbiſchöfe gegen die Anmaßungen der Kurie auf.

„Der Spruch des Pabſtes über den Thatbeſtand von Janſen kann aber auch nach Marcas Grundſätzen und alſo nach denen der franzöſiſchen Biſchöfe nicht als durchaus verpflichtend dargeſtellt werden. Denn obgleich Marca das allgemeine Princip aufſtellt, der Pabſt habe das Recht in Glaubensſachen zu entſcheiden, ſo bindet doch ſeine Entſcheidung die Biſchöfe und das Volk nicht als eine über allen Zweifel erhabene Regel des Glaubens, es ſei denn, daß alle Biſchöfe ſie durch ihre Unterſchriften beſtätigt haben, oder daß ſeine Entſcheidung, auf den Widerſpruch einiger, durch ein ökumeniſches Concil angenommen worden ſei.“

Da ſonach Marca genannte Theologen nicht in ſeinem Herzen verdammen konnte, müßte es unbegreiflich ſcheinen, wie er ſich bei ihrer Verdammung an die Spitze ſtellen konnte, wüßte man nicht um ſeine praktiſchen Grundſätze. Er glaubte es ſeiner Ehre ſchuldig zu ſein, in Büchern für Gelehrte die Wahrheit zu ſagen, hielt aber dafür, daß man ſonſt im Leben bei einer gewiſſen Nöthigung, oder um des Nutzens, „um der Ökonomie“ willen Unwahrheiten ſagen dürfe; er lachte über Diejenigen, welche dann in ihrer Herzenseinfalt glaubten, er habe ſich geirrt. Er konnte Theologen nicht darum grollen, daß ſie glaubten, der Pabſt habe ſich in einer Thatſache geirrt, da er daſſelbe in ſo vielen Fällen erklärte. Aber er lacht auch Derer, welche ihn um ſeines heiligen Eifers willen loben, womit er den römiſchen Stuhl verfochten. Denn er hat in ſeiner hinterlaſſenen Schrift ſeine Anſicht über den römiſchen Stuhl deutlich ausgeſprochen, da es ihm nach ſeinem Tode nichts mehr ſchaden konnte. Um die janſeniſtiſchen Theologen dennoch zu verfolgen, genügte ihm die Nothwendigkeit, worin er ſich befand, mit Annat und den Jeſuiten gut zu ſtehen, die Nothwendigkeit aus dem Janſenismus eine wichtige Sache zu machen, damit er als der an der Spitze Stehende ſich derſelben fein benützen könnte, um den Pabſt zu befriedigen und zu ſchrecken, und Diejenigen zu ſtürzen, welche er nicht in ſeinem Intereſſe glaubte.“ — Der Verfaſſer wendet ſich ſchließlich an die Biſchöfe der Verſammlung, nennt ihr Verfahren ein Spiel, indem es mit ihren Grundſätzen und ihrer Überzeugung nicht übereinkomme, da ſie zu viel Verſtand haben, um zu glauben, es ſei eine Ketzerei, den Irrthum des Pabſtes in einer Thatſache für möglich zu halten. Daß die Irrlehren der fünf Sätze auch ohne Beziehung auf Janſen verdammt werden können, zeigt die Kirche, welche dieſelben 16 Jahrhunderte lang alſo verdammte.“

Beilage XX.

Vermittlungsverſuche im Juli und Auguſt 1664.

Auf der königlichen Bibliothek in Paris findet ſich ein Manuſcript (D. 959. pièce), datirt von Port=Royal de Paris vom 11. Juli 1664.

Sie möchten freilich an manchen Orten von unſerer Angelegenheit ſprechen hören, denn wir ſind gegenwärtig der Gegenſtand der Unterhaltung für alle Welt, und werden bald für Engel und Menſchen ein Schauſpiel ſein. Da Sie aber die Wahrheit darüber wiſſen möchten, müſſen wir ſelbſt Ihnen dieſe mittheilen, denn beinahe nur wir können ſie gründlich wiſſen und haben ein Intereſſe, ſie nicht zu verbergen.

Sie wiſſen, in welcher Lage wir uns in Folge des Beſuchs des Erzbiſchofs befanden. Er hatte uns Chamillard gelaſſen, damit er das Werk zu vollenden ſuche, welches er ſelbſt mit ſo vieler Mühe und ſo wenigem Erfolg angefangen hatte; dieſer ſollte insbeſondere und insgemein, in und außer der Beichte uns die Schwierigkeiten zu heben ſuchen, welche unſerem Gewiſſen die Unterſchrift des Formulars unmöglich machten. Chamillard arbeitete daran mit vielem Fleiß und ſelbſt mit Bezeugung ſeiner Liebe zu unſerem Hauſe; außer der Beichte nahm er noch Jede einzeln an; hielt auch noch einige Conferenzen, wo er uns die Freiheit ließ, die Bedenken vorzubringen; er verſuchte auch darauf zu antworten. Sei es nun aber, daß der Gegenſtand ſelbſt von außerordentlicher Art und daß es nicht leicht ſei, durch Auctoritäten oder Beiſpiele Beweiſe vorzubringen, oder mögen Jungfrauen unfähig und zu unwiſſend ſein, die ihnen vorgelegten Gründe in Dingen, wovon ſie nicht gewohnt ſind ſprechen zu hören, gut zu begreifen, wir haben auf keine Weiſe verſtanden, daß man unſere Anfechtungen gehoben habe; denn Alles, was man uns ſagt, um uns zur Unterſchrift zu vermögen, reducirt ſich auf die alleinige Auctorität Derer, welche ſie befehlen, ohne daß man beweiſt, die befohlene Handlung ſei nicht gegen das Geſetz Gottes. Man ſagt uns nur, wir dürfen das gar nicht denken, da es den Untergebenen nicht zukomme, unter den Befehlen ſelbſt einen Unterſchied zu machen. Wir können unſere Bedenken unſeren Oberen vorlegen; wenn dieſe uns aber verſichern, daß nichts übles daran ſei, müſſen wir unſere Scrupel ihrer höheren Erleuchtung unterſtellen. — Jedermann geſteht ein, daß dies keine allgemein gültige Regel ſei, beſonders wenn es ſich dabei um die Gefährdung des Gehorſams gegen göttliche Gebote handelt. Unſere Bedenken haben aber um ſo mehr Gewicht bei uns erlangt, als wir geſehen haben, wie Alle, die ſich die Mühe geben wollten darauf zu antworten, es auf eine ſo verſchiedene Weiſe gethan haben, auf ſo entgegengeſetzte Principien hin, daß die Einen die Gründe der Anderen umſtürzen. Sie haben uns dadurch nur noch mehr in unſerer Anſicht beſtärkt, keinen Theil an Streitigkeiten zu nehmen, welche ſo unnütz für uns ſind und an ſich ſelbſt ſo ungewiß, da ja Diejenigen ſelbſt, welche über unſere Verpflichtung zur Unterſchrift übereinkommen, nicht Eins ſind über das Motiv dazu und über die Verfaſſung des Herzens, welche dieſes Zeugniß begleiten muß.

Nach dieſem Allen hatte uns Chamillard wiederholt erklärt, unſere Furcht vor der Unterſchrift ſei eine bloße Zartheit des Gewiſſens; er bezeugte es Einigen beſonders und ſofort der Kloſterverſammlung, er hätte einige Milderung zu finden gewünſcht, um einerſeits die Laſt für uns zu erleichtern und doch den Erzbiſchof zufrieden zu ſtellen. So legte er uns einige Arten von Unterſchriften vor; wir konnten aber auf keine derſelben eingehen, da ſie immer einige Zweideutigkeit in ſich ſchloſſen und die Glaubensfrage nicht von den Thatſachen unterſchieden. Wir drückten unſeren Wunſch aus,

daß man ſich mit unſerer Unterſchrift unter die zweite Verordnung der Großvicare von Retz begnüge; der Erzbiſchof lehnte es aber wiederholt ab.

Da es aber Zeit zu einem Entſchluß war, ſetzten wir eine Acte im Kapitel auf, worin wir dem Erzbiſchof offen und mit aller Ehrerbietung unſere Seelen-Verfaſſung und die unüberſteiglichen Schwierigkeiten auseinanderſetzen, welche unſer Gewiſſen in die Unmöglichkeit verſetzen, ihm zu gehorchen.

Den folgenden Tag weigerte ſich aber Chamillard dieſe Acte, welche ihm in Gegenwart der ganzen Kloſterſchaft übergeben wurde, auf unſere Bitte dem Erzbiſchof vorzulegen; er ſagte, dieſer würde darüber nur ärgerlich werden. Der Erzbiſchof ſei wohl geneigt, etwas für uns zu thun, aber er wolle nicht um Worte markten, auch wolle er nicht eine Acte von ſechzig Linien ſtatt zwei Linien. Beſonders hielt er ſich daran, daß wir darin erklären, wir können nicht mehr thun, als bei der erſten Unterſchrift und gab uns die Acte ſogleich wieder zurück. Zugleich drang er in uns, etwas Kurzes aufzuſetzen, das unſere Gewiſſen erleichtere und verſprach ſein Möglichſtes zu thun, um den Erzbiſchof zur Annahme zu vermögen. Wir erklärten ihm, wir begehren weiter nichts, als daß man uns erlaube, deutlich, ohne alle Zweideutigkeit zu reden; da wir unſer Vertrauen auf die Wahrheit geſetzt haben, hoffen wir auch nach der Verheißung des Gottesſohns, daß ſie uns befreien werde. Wir übergaben ihm hierauf einen kurzen Vorſchlag: „Wir verſprechen eine herzliche Unterwerfung und Überzeugung in Betreff des Glaubens, rückſichtlich der Thatſache aber bilden wir kein Urtheil, da wir von uns ſelbſt keine Kenntniß davon haben können, ſondern bleiben, unſerer Lage und Stand gemäß, in ehrfurchtsvollem Stillſchweigen. — So geſchehen in unſerem Kloſter Port-Royal de Paris am 10. Juli 1664."

Er ſagte uns, ob er ſich gleich damit begnügen wollte, indem er die Beſchwerung unſerer Gewiſſen ſehe, ſo glaube er doch nicht, daß der Erzbiſchof es würde gelten laſſen. Er trug es Mittwoch, den letzten Tag des uns gegebenen Termins, zum Erzbiſchof und unterſtützte es mit Esprit, wie ſie uns verſicherten, ſo gut ſie konnten. Der Erzbiſchof aber wollte nichts davon und ſagte, er wolle lieber, daß wir nichts unterzeichneten. Wir haben es indeß dennoch unterzeichnet, da es Alles iſt, was uns ohne Verletzung unſeres Gewiſſens zu thun möglich iſt, und erwarten nun mit Unterwerfung die Ausführung der Drohungen des Erzbiſchofs. Chamillard hat uns geſagt, es gehe dieſes bis aufs Äußerſte, auf eine allgemeine Zerſtreuung, es könne geſchehen, daß man das Haus Madame de Frontevauld gebe, welche es verlange, um uns je Eine in alle ihre Klöſter zu ſenden. Obgleich dem Erzbiſchof vor all dieſen Gewaltſtreichen graue, glaube er ſie doch nicht abwenden zu können; er werde uns dem Lieutenant-Civil übergeben. Wo nicht, würde er ſich gezwungen ſehen, uns in unſerem Hauſe ſelbſt in eine nicht minder harte Lage zu verſetzen, uns ohne irgend einen geiſtlichen oder anderen Troſt einzuſchließen, alle unſere Dienſtboten, welche nach außen verkehren, uns zu nehmen, und Fremde dafür einzuſetzen, welche gute Wache hielten und jeden Verkehr verhinderten; und ſo in Allem. Man gab auch deutlich zu verſtehen, man könne nicht umhin, zehn oder zwölf Schweſtern zu entfernen. —

Chamillard ließ uns geſtern merken, man erwarte dazu nur noch die gelegene Stunde, je nach den Nachrichten vom Hofe, wenn wir uns nicht eines Beſſeren beſinnen. Gott aber erweiſt uns Allen die Gnade, daß wir lieber alle Arten von zeitlichen Strafen erwarten, ehe wir uns vor Gott einer ewigen Anklage ausſetzen, uns weniger aus ſeinen Geboten und Drohungen gemacht zu haben, als aus denen der Menſchen. Man ſagt uns, wir würden morgen unſeren Richter ſehen; die Sinne zittern, aber der Glaube erhält ſie aufrecht und giebt uns Sicherheit, wenn wir nur geſtärkt

werden durch die Gebete der Freunde Gottes, welche für Niemanden beten können, der deſſen mehr benöthigt wäre. —

Soweit die Handſchrift.

Beilage XXI.

Die erſten Flugſchriften für die Gefangenen.

Die **Epistre familière**, ein fliegendes Blatt von acht Quartſeiten, iſt ohne Datum; es muß nicht lange nachdem der Erzbiſchof ſich des Ausdrucks **pimbèche** bedient hatte, geſchrieben ſein. Namentlich aber heißt es: **il en (aus Port=Royal) tira encore trois religieuses la semaine passée, dont deux furent envoyées à St. Denis et l'autre aux Ursulines.** Deshalb fügen wir es hier ein. Dieſe Flugſchrift wirft dem Erzbiſchof unverholen vor, daß er Gewalt, bloße Gewalt für Recht ergehen laſſe. Er ſolle ſich lieber vollends aller rechtlichen Formen entſchlagen, da er ja doch für keinen ſeiner Schritte Rede und Antwort ſtehen wolle. Er ſieht einmal Port-Royal als eine fremde Citadelle an, deren Bewohner ſeine Gewalt nicht anerkennen; er läßt ſich von Truppen und bewaffnetem Volk begleiten, um bloße Jungfrauen anzugreifen, die nur ihre Thränen zu ihrer Vertheidigung und die Gegenwart des Sacraments als Aſyl haben. Dieſe „Zieraffen" müſſen ſeltſame Thiere ſein, daß man alle Truppen der Stadt gegen ſie aufbieten muß! Ich habe alle römiſche Geſetze geleſen und alle Ordonnanzen unſerer Könige, habe aber keine gegen Zieraffen und Hartnäckige gefunden; dieſe Gattung war damals noch nicht bekannt. Freilich wenn es auch Geſetze darüber gäbe, ſo iſt es ja doch nicht mehr Mode nach Rechtsgebrauch zu verfahren, ſeit der Grundſatz aufgeſtellt iſt, ein Ehrenmann müſſe durchſetzen, was er nun irgend einmal angefangen hat. Ja, das Recht und die Gewalt des Erzbiſchofs beſteht nur in ſeiner Vollmacht, ſich von Musketiren und von allen Archers der Stadt begleiten zu laſſen. So trieb es einſt auch der ſelige Herr Arius, der ſich durch die Auctorität und Macht der Kaiſer beinahe zum abſoluten Meiſter der Kirche gemacht ſah. — Man ſingt Triumphlieder, weil zehn oder zwölf Nonnen von Port=Royal unterſchrieben haben. So waren wohl auch die Heiden ſehr vergnügt, als ſie den Pabſt St. Marcelin zwangen, den falſchen Göttern Weihrauch zu ſtreuen, **terrore supplicii victus**; auch die Arianer waren wohl ſehr froh, als ſie den Pabſt Liberius, **taedio exilii victum**, vermochten, die Verbannung von Athanaſius zu unterſchreiben und mit ihnen in Gemeinſchaft zu ſtehen, und daſſelbe bei den egyptiſchen Biſchöfen durchſetzten, welche als Grund angaben: **vocabant nos haereticos.** Das Alles widerfuhr auch den Jungfrauen in Port=Royal; dazu habt ihr ſie noch der Sacramente beraubt, wie man die egyptiſchen Biſchöfe im Gefängniß hungern ließ. Ihr habt ihnen oft genug wiederholt, ſie ſollten ſich nur ihren Oberen anvertrauen. Das giebt euch denn alſo Grund genug, euch zu rühmen, daß ihr mehr Bosheit habt, als die Schwachheit bloßer Jungfrauen Kraft hatte.

Um frei meine Meinung zu ſagen, ſo kann ich die Compagnie nicht zu ſehr darum ſchelten, daß ſie ſich an Leuten rächt, die ihre Ehre und guten Namen ruiniren, zumal ſie mehr ein politiſches, als ein religiöſes Ganzes iſt. Ihre Liſt iſt nicht zu ſehr zu tadeln, wenn ſie zuerſt und am ſtärkſten gegen Diejenigen, als gegen Häretiker ſchreien, welche ihnen Ärger machen; ſie ahmen dabei nur die Schelme nach, welche, um die Verfolger irre zu

leiten, zuerſt ſchreien: Fangt den Dieb! Was hat aber der Erzbiſchof von Paris damit zu thun? will er auf Unkoſten ſeiner eigenen Ehre und Charakters ihnen dienen? Schlägt er ſich doch ſelbſt ewige Wunden, wovon er nie geneſen wird, wovon die Großen nicht geneſen können, da ſie ja in dieſer Welt nie eingeſtehen können, daß ſie Fehler gemacht haben; denn es iſt ja eine Ehrenſache für ſie, durchzuſetzen, was ſie angefangen haben, und ſie würden ſich bei ihren Untergebenen verächtlich machen, wenn ſie dieſelben um Verzeihung bäten.

Dieſe Ketzerei des Janſenismus, die man verfolgt, macht mir Spaß, wenn ich bedenke, daß es nicht eine Ketzerei in der Lehre iſt, ſondern eine Ketzerei der bloßen äußeren Lage (situation), indem der Ort, an dem ihr euch ſchlafend oder wachend befindet, euch zu Ketzern macht. Denn wenn mich Jemand von Paris nach Senlis führe, und ich ſchliefe gegen die Gränze der beiden Bisthümer, iſt es nicht wahr, daß ich als Ketzer einſchlafe und als guter Katholike aufwachte, wenn der Biſchof von Senlis es nicht für gut hält, das Formular in ſeiner Diöceſe unterzeichnen zu laſſen? Es iſt dies alſo eine Ketzerei, welche die Seele des Ketzers nicht anſteckt; es braucht nur eine Richtung des Körpers, um aus einem Bisthum ins andere überzugehen. Wenn man aber die Ausſprüche der Biſchöfe von Angers und Alet zu Rathe zieht, dürfte man wohl den Erzbiſchof von Paris für einen Schismatiker halten. Denn es findet auf ihn der Grundſatz ſeine Anwendung, daß wer eine neue, unerhörte, von den Theologen der katholiſchen Kirche nicht angenommene Lehre lehrt und begründen will, und wer Diejenigen, welche ſeiner Lehre ſich nicht unterwerfen wollen, von ſeiner Gemeinſchaft trennt, ſchismatiſch iſt. Es iſt aber für einen Biſchof wenig, Schismatiker zu ſein, wenn er ſich durch einen anderen Beleg als Häretiker erfindet; das iſt er ſelbſt nach dem Grundſatz der Jeſuiten: wer ſich den Entſcheidungen des Pabſtes nicht unterwirft, iſt ein Ketzer und ſeine Beneficien ſind erledigt. Der Erzbiſchof aber verfolgt Männer, erklärt ſie außer ſeiner Gemeinſchaft und entſetzt ſie, von denen der Pabſt, nachdem ſie ihm die Artikel ihres Glaubens vorgelegt, geſagt hat: Ad saniorem doctrinam inducti. Die Lehre aber macht den guten Katholiken und den Ketzer. Es bleibt den Doctoren aber frei zu disputiren, ob Jakob ſteht oder ſitzt, ob eine Reiterſtatüe von Marc-Aurel auf dem Platz des Kapitols ſteht, ob gewiſſe Ausdrücke und Worte in einem Buche ſind oder nicht. Hätte ſich Seine Heiligkeit auch für den Richter in ſolchen Kleinigkeiten gehalten, er hätte es gleich mit der Lehre entſchieden; er glaubte aber, um der Kirche den Frieden zu geben, genüge die Erklärung, die Angeklagten ſeien katholiſch geſinnt; der Pabſt iſt befriedigt, aber die Jeſuiten nicht. Glaubte man aber in Frankreich wirklich an die Entſcheidung des Pabſtes, ſo könnten die Jeſuiten die der Ketzerei gegen Theologie, Staat und Sitten Angeklagten nicht mehr verfolgen. So iſt denn der Erzbiſchof von Paris ein Ketzer.

In der effusion de coeur dans une extrême affliction vom 11. October 1664 ſchüttet Bregi (wenigſtens macht ſie der Catalog der Handſchriften der königlichen Bibliothek (D. 968. pièce) zur Verfaſſerin. Pſalm 61, 9. iſt vorangeſtellt) ihren Schmerz vor dem Herrn, dem Bräutigam ihrer Seele, aus: „Da die Erde ehern iſt und die ihnen von Gott geſetzten Väter wie Eiſen, da man ſie von der Bruſt ihrer Mutter der Kirche loszureißen droht, bleibt den Mägden des Herrn nichts übrig, als ihre Augen zu erheben zum treuen Herzens-Zeugen ſeiner Auserwählten." (Sie bezeugen, daß ſie ſich nie von der Kirche losreißen laſſen wollen: renonçant à tous les noms odieux que l'on nous veut imposer, nous dirons toujours avec un grand Saint à ceux qui nous voudront connaistre que nostre nom est Chrestienne, et nostre surnom Catholique.) — Der tiefſte Schmerz giebt die kühne Hoffnung auf ein Wunder, da jedes andere Mittel unmöglich

ſcheint: „Wir werden hart getadelt, verachtet, verdammt nicht blos von unſeren Feinden, ſondern ſelbſt von Denen, welche immer mit uns mit demſelben Brode, dem Worte Gottes, geſpeiſt wurden, getränkt mit dem Waſſer der Weisheit zum Heile. Sie behandeln uns als Rebellen, als anmaßlich, halsſtarrig, ungehorſam. Willſt du dieſe Vorwürfe dulden, o mein Gott, der du unſer Lob biſt! willſt du ſie dulden? Wirſt du dieſe Stimmen des Fluchs nicht in Stimmen des Segnens verwandeln? Du kannſt es, wenn du willſt; du brauchſt nur ein Wort zu ſagen. Du darfſt nur jene Stimme der Kraft und der Herrlichkeit ertönen laſſen, welche die Höhe der Zedern bricht, die Flammen trennt und den größten Feuersbrünſten verbietet, deinen Dienern zu ſchaden. Du darfſt nur die Stimme vernehmen laſſen, welche die Bäume der Waldungen erzittern macht, und den Seelen das Feuer und die Behendigkeit des Hirſches giebt, dir zu folgen, ihnen die verborgenen Myſterien deines Geſetzes und deiner Gnade aufdeckt, und ſie durch dieſes göttliche Licht in der Einheit deſſelben Leibes und deſſelben Geiſtes zuſammenführt.“

Beilage XXII.

Wiederholte Unterſchriften und Widerrufe einer Nonne.

Die Schweſter Magdalena von St. Melthide hatte lange in großen Kämpfen und Bangigkeiten mit ſich ſelbſt gerungen; da ihr der Thatbeſtand Janſens ſehr zweifelhaft ſchien, fürchtete ſie ſich, Gott durch ihre Unterſchrift zu beleidigen, während ſie doch wieder bei dem Gedanken zitterte, der Sacramente und jedes Beiſtandes beraubt, wegzuſterben. Die Erklärung des Erzbiſchofs, er verlange mit der Unterſchrift nur ein Sichzufriedengeben, acquiescement, und Unterwürfigkeit unter den apoſtoliſchen Stuhl, drängte ſie um ſo mehr, „als ich dieſe Ausdrücke nicht deutlich verſtand.“ In ihrer Noth bat ſie den Erzbiſchof um eine Unterredung; er erſchien und Magdalena nahte ſich mit dem Vorſatze nicht zu unterſchreiben. „Ich war durch die Auctoritäten, welche er mir dafür anführte, daß man im Fall eines Zweifels dem Rath ſeines Oberen zu gehorchen habe, zum Schweigen gebracht und ganz niedergeſchlagen; Alles, was ich in meiner Verwirrung und in meiner Unruhe thun konnte, war, daß ich ihn aufs demüthigſte anflehte, er möge mich eher den Reſt meines Lebens in ein Gefängniß werfen, was ich von Herzen gewünſcht hätte, als daß er mir eine Sache befehle, womit ich Gott ſchwer zu beleidigen fürchtete; er möge mir wenigſtens noch ein wenig Zeit laſſen, um zu beten und von Gott ſeinen Rath zu erbitten.“ Aber er verweigerte es ihr, und Magdalene gab endlich ſeinem Dringen nach, indem ſie mit lauter Stimme erklärte, ſie thue es nur aus Unterwürfigkeit, nicht aus Überzeugung, da der Erzbiſchof ihr nicht geſtattete, dieſes ſchriftlich beizuſetzen. Allein ſie hatte durch dieſen Act nichts weniger als die erwünſchte Seelenruhe gewonnen, ſie war es ſich wohl bewußt, daß ihr Entſchluß nicht eine göttliche Inſpiration war, wie der Erzbiſchof ſie verſichert, ſondern eine Sünde. „So brachte ich die beiden folgenden Tage in beinahe beſtändigen Thränen zu und war ſo außer mir, daß ich nicht wußte, was ich that.“ So fand ſie ſich denn auch nicht in der Verfaſſung, das erſehnte und ihr angebotene Sacrament zu empfangen, ſo ſehr ihr auch Chamillard und Flavie zuredeten, indem ſie fürchteten, es möchte dieſe Weigerung den noch nicht gebeugten Schweſtern eine Beſtärkung in ihrem Unge-

horſam und eine Waffe werden. Sie konnte es auch nicht über ſich gewinnen, Chamillard zu beichten, da er in einer Conferenz von den Müttern und früheren Beichtvätern nachtheilig geſprochen hatte. Man erlaubte ihr einen anderen Beichtvater, um ihm ihre Anfechtungen mitzutheilen; allein ſie fand ſich immer nur für den Augenblick erleichtert. Indeß genoß ſie zweimal das Sacrament, indem ſie dabei Gott gelobte, ihre Unterſchrift zu widerrufen, wenn er ihr dies als ſeinen Willen kund thäte; zugleich ſuchte ſie darin die Gnade und die Kraft ihn zu erfüllen. Sie wurde auch durch die Gebete ihrer treu gebliebenen Schweſtern geſtärkt; beſonders ſchmerzte es ſie, daß ſie allein von allen Schweſtern die Erlaubniß zu communiciren durch einen Schritt erhalten habe, welcher ſie doch weit unter dieſelben ſetze. So zog ſie ſich in die Einſamkeit zurück, beſchloß zu geſtehen, daß ſie der Kirche ins Angeſicht gelogen habe und empfing, ehe ſie dieſes feierlich that, das Sacrament noch in der Abſicht, daß es ihr als Viaticum diene, da ſie wohl wußte, daß ihr Widerruf ſie für immer deſſelben berauben würde. „Ich hoffe, ſagt ſie, daß die Beraubung des Sacraments, welche ich mit meinen Schweſtern werde tragen müſſen, mir vor Gott anſtatt einer Genugthuung dienen wird und ich danke ihm dafür, daß mir alſo ſeine Vorſehung die Mittel der Buße darreicht. Gott hat mich in dieſe Fehler fallen laſſen, damit ich mit dem Propheten ſagen könnte, es ſei mir dieſe Erniedrigung gut geweſen, um die Gebote deſto beſſer zu beobachten. Denn er hat mir nunmehr die Gnade geſchenkt, daß ich mehr als je entſchloſſen bin, mich ſeinem heiligen Willen ganz zu überlaſſen, indem ich wohl einſehe, daß uns in dem Stande der Unterdrückung, in welchem wir uns befinden, nichts übrig bleibt, als zu dulden.“ — Sie bittet ihre Schweſtern und alle fromme Seelen, zu Gott zu beten, daß er ihr dieſe Gnade erhalte.

Die Erzählung dieſer ihrer Kämpfe, ihres Falls und Aufſtehens, daß heißt ihrer Unterſchrift und ihres Widerrufs ging als fliegendes Blatt im Druck aus. (Bibliothèque du roi D. 962. pièce.) Es iſt unterzeichnet aus unſerer Zelle in unſerem Kloſter von Port=Royal de Paris, am 22. Nov. 1664 und bevorwortet durch ein kurzes Schreiben an den Erzbiſchof, welches alſo lautet:

„Seit dem Tage, daß ich in Ihren Händen und auf Ihren Befehl das Formular unterzeichnete, habe ich mich in einer Verfaſſung befunden, daß ich wohl ſagen kann, meine Sünde ſei beſtändig nicht vor mir, ſondern gegen mich geweſen. Da ich alſo den Bewegungen meines Gewiſſens, das mich beſtändig drängt und beunruhigt meinen Fehler zu bekennen, nicht länger widerſtehen kann, werfe ich mich zu Ihren Füßen nieder und bitte flehentlich, daß Sie Erbarmen haben mit einer Perſon, welche durch ein zu heftiges und unbedächtiges Verlangen, Ihren Wünſchen ſich zu fügen, ſich in eine bedauernswerthe Lage geſtürzt hat. Sie können mich fürder gewiß nicht mehr des Eigenſinns und des Ungehorſams anklagen, da mich die Unterwürfigkeit gegen Eure Hoheit in dieſes äußerſte Elend verſetzt hat. Ich hoffe vielmehr, mein Beiſpiel werde dazu dienen, Ihr Mitleiden über meine Schweſtern zu erwecken, daß ſie dieſelben von dem ſchweren Joch befreien, deſſen Bürde mich niederdrückt. Ich bin überzeugt, daß wenn ich Ihnen ausdrücken könnte, in welche Lage mich dieſe Unterſchrift verſetzt hat, würden Sie dieſelbe gewiß vielmehr ermahnen, ſie nicht zu leiſten, als daß Sie dieſelben unter ſcharfen Strafen ihnen befehlen; Sie würden eingeſtehen, daß ſie Recht haben den Frieden ihrer Gewiſſen höher anzuſchlagen — was für ein Schatz er iſt, weiß ich erſt, ſeit ich ihn verloren habe —, als alle äußeren Übel und Strafen. Ich bitte Sie demüthigſt, dieſen meinen Schritt allein der Furcht, Gott zu beleidigen, zuzuſchreiben.“

Dieſe Flugſchrift, denn das war es doch in Wahrheit, mußte durch den, unter der demüthigen Sprache verborgenen, Stachel tiefer Ironie namentlich

den reizbaren Erzbiſchof ſchmerzlich verwunden. Es war nun eine Ehrenſache dieſen Sieg der Gegner zu nichte zu machen, koſte es, was es wolle; mit der armen Melthide hatte Niemand Erbarmen, ſie und ihr Gewiſſen wurde von beiden Theilen hin und hergezogen. Sie wurde aus Port-Royal nach einem Kloſter in St. Denys gebracht, wo man ſie unter dem Namen einer Retraite allein in einer Art Gefangenſchaft hielt. In einem Schreiben vom 18. Januar 1665 wirft ſie ſich dem Erzbiſchof als eine ſeines Erbarmens Unwürdige zu Füßen und fleht ihn um Verzeihung an wegen ihres Fehlers, des Widerrufs, welchen ſie hiemit widerruft. Sie ſcheue ſich nicht das gemeine Geſpräch und die Fabel der Leute zu werden; ſie faſſe dabei nur Gott und ihr Gewiſſen ins Auge. Das habe ſie freilich auch bei ihrem erſten Widerruf gethan; es ſei für ſie aber auch eine große Verſuchung geweſen, ſich mitten unter ihren Schweſtern zu ſehen, welche in einer unerſchütterlichen Feſtigkeit waren, beſonders da ſie von deren gutem Gewiſſen überzeugt geweſen ſei und ſich durch ihre Unterſchrift gewiſſermaßen von ihnen getrennt geſehen habe. Allein die Betrachtung des Gehorſams, den ſie Gott und dem Erzbiſchof in allen Dingen gelobt habe, habe ſie wieder zur Beſinnung gebracht und ihr Gottes Willen geoffenbart. — Man vermochte Melthide auch an ihre noch ungebeugten Schweſtern in Port-Royal zu ſchreiben, und ermangelte nicht, auch dieſen Brief drucken zu laſſen. (Bibliothèque du roi D. 963. pièce.) Der Brief iſt von St. Denys vom 6. Februar 1665 datirt:

Ich fühle mich verpflichtet, Euch zu wiſſen zu thun, daß Gott mir die Barmherzigkeit erwieſen hat, die Augen zu öffnen, um die gefährliche Lage zu erkennen, worein ich mich durch einen Widerruf geſtürzt hatte, welchen ich mit einem zarten und zu Scrupeln geneigten Gewiſſen, das aber der wahren Erleuchtung ermangelte, geleiſtet habe. — Sie ſei in fleißigem Gebet, ſchreibt ſie, indem ſie St. Franz von Sales brünſtig um ſeine Fürbitte angerufen habe, zu dieſer Überzeugung gekommen. Beſonders betrübt aber iſt ſie darüber, daß ſie ihren Schweſtern ein ſchlechtes Beiſpiel gegeben, welches ſie vielleicht verhindern könnte, den guten Bewegungen zu folgen, welche Gott ihnen einflößte. Sie wollte dies gern nicht blos durch dies Bekenntniß und ihr Gebet, ſondern auch durch ihr Blut abwenden. — „Noch nie habe ich mich ſo von der Creatur frei gefühlt, als bei dieſem Entſchluß, noch nie ſo ruhig und ſo freudig mich Gott ganz zu übergeben, als ſeit ich ihn ausgeführt habe, während ich früher erfuhr, daß wer Gott widerſteht, keine Ruhe haben könne. Ich fühle mich tief beſchämt über meinen ſkandalöſen Widerſtand und die Diſtinctionen, die einer Jungfrau ſo wenig anſtehen, und weiß, daß wer ſeinem rechtmäßigen Oberen gehorcht oder ungehorſam iſt, ſich gegen Gott gehorſam oder ungehorſam bezeugt. Die Einſicht, daß ich durchaus unfähig bin über Janſen ein Urtheil zu fällen, giebt mir die Zuverſicht, daß die Kirche von mir weder eine Billigung, noch Verdammung dieſes Schriftſtellers verlange, da man ſich lächerlich machen würde, indem man dieſes auch nur dächte; daher bin ich über alle Anſtände daran erhaben." — Melthide, oder wer ſonſt für ſie die Feder geführt haben mag, ermangelt nicht, den Schweſtern zu eröffnen, daß die Anfechtungen, welche ſie nach ihrer erſten Unterſchrift bei ihren Communionen gehabt habe, daher kamen, daß ſie dem Verbot des Erzbiſchofs nicht genau nachgekommen ſei, nicht unter einander von dieſen Gegenſtänden zu ſprechen, wobei ſie ſich freilich als beſonders ſchuldig bekennt, da ſie es oft zuerſt geſucht habe. Schließlich verſichert ſie ihre Schweſtern ihrer brünſtigen Fürbitten, damit auch dieſen gegeben werde, das große Ärgerniß zu ihrem eigenen Heil aus der Kirche zu entfernen.

Es wird ſpäter erzählt werden, wie ſie dieſe Unterſchrift abermals widerrief.

Beilage XXIII.

Schriften zu Rechtfertigung des Verfahrens der Hofbiſchöfe, von Amelote, Annat und Chamillard.

La deffense des constitutions d'Innocent X et d'Alexandre VII et des decrets de l'assemblée generale du clergé de France contre la doctrine de Jansenius, contenue aux cinq propositions condemnées. Avec la deffense de la doctrine de St. Augustin et de St. Thomas, contre ce qui leur est attribué par le même Jansenius. Divisée en trois parties par le R. P. Amelote, de Saintes, docteur en théologie, prestre de la congregation de l'Oratoire de notre seigneur Jesus-Christ. Paris 1660. 1 Vol. in 4.

In der erſten Abtheilung des Buchs wird gezeigt, daß die Sätze in Janſen enthalten und in ſeinem Sinne cenſirt ſind. Es werden zwölf namhafte Unterſchiede zwiſchen der Lehre von Thomas und ſeiner Schüler einerſeits, andererſeits der Lehre Janſens aufgeſtellt. Der zweite Abſchnitt zeigt den Unterſchied zwiſchen Auguſtin und Janſen, ſowohl in der Lehre von der urſprünglichen Unſchuld, als in der vom Stand des gefallenen Menſchen, während der dritte nachweiſt, daß die ausgezeichnetſten Lehrer aller Jahrhunderte die fünf Sätze in Janſens Sinne verdammt haben. Das Dedicationsſchreiben an die Erzbiſchöfe und Biſchöfe Frankreichs iſt nicht ohne Intereſſe, indem es das Verhältniß des Standes der bloßen Prieſter zu dem Epiſkopat von ſeiner myſtiſchen Seite auseinanderſetzt. Beide ſind nothwendig, damit durch das menſchliche Wort das göttliche Wort leibhaftig auf die Altäre heruntergerufen und das überſchwingliche Opfer bis zum Ende der Tage dargebracht werde. — Auch der avant-propos enthält mehrere beredte und zugleich lehrreiche Abſchnitte. — Zuerſt haben die Janſeniſten die fünf Sätze als rechtgläubig mit allen ihnen zu Gebot ſtehenden Mitteln zu vertheidigen geſucht und nicht daran gedacht zu leugnen, daß ſie in Janſen ſtehen. Das habe man erſt vorgeſchützt, als die Sätze nach reiflicher Prüfung verdammt wurden. — Nicht leicht ſei eine Sache in Rom ſo gründlich behandelt worden. Der Pabſt habe eine erſtaunliche Geduld bewieſen, den Sitzungen ſelbſt beigewohnt, welche zum Theil über ſieben Stunden gewährt, ſo daß die Ärzte und ſeine Umgebung ihm deshalb lebhafte Vorſtellungen machen mußten. Die Repliken und Dupliken waren ſo umfaſſend, daß die über den Glaubenspunkt ſich auf 30 Buch Papier beliefen; die über die Thatſache drei ſtarke Hefte in Folio. Aber der Pabſt ließ ſich daran nicht genügen, er warf ſeine Augen noch auf dreizehn auserwählte Theologen, welche beim h. Stuhl einen Dienſt hatten, ähnlich dem Dienſte der Helden, welche um Salomons Bett die Wache hielten, auserwählt aus den Tapferſten in Iſrael, und das Schwert des Geiſtes zu führen wußten, welches nach Paulus das Wort Gottes iſt. Den Berathungen eben dieſer wohnte der Pabſt fleißig bei. So hatten denn die Janſeniſten jede mögliche Gelegenheit, ihre Sache mit Schriften und mit dem Worte zu verfechten; auch haben ſie keine Koſten und Zeit, ihre beſten Theologen und dieſe ihre Kräfte nicht geſpart. Denn wenn man nicht blos von der Begierde des Siegs geſpornt wird, ſondern wenn man in ſeinem Kampfe der ganzen Erde zum Schauſpiel dient, ſo läßt man keine feine Wendung, keine Anſtrengung des Geiſtes unverſucht, um den Sieg zu gewinnen. Die Vertheidiger der angegriffenen Sätze konnten ſich gegen jede Liſt der Gegner wappnen; ſie wußten, was deren Abſicht und Haltung war, denn man theilte ihnen die Schriften ihrer Gegner mit; da ſie alſo wußten, von welcher Stählung die Waffen

der Gegner waren, wie ſehr ſich dieſelben anſtrengten, ihre Richter zu überreden, ſo haben die Vertheidiger gewiß nichts verſäumt, was der von Eifer und Ehre geſtachelte Geiſt des Menſchen erfinden kann, um ihren Gegnern nicht weichen zu müſſen.

„Der heilige Vater kennt durch Gottes Offenbarung die reinſten Seelen, welche gleichſam das Herz ſeines myſtiſchen Leibes bilden; dieſen Seraphinen der Erde, die immer vor Gottes Angeſicht ſtehen, ließ er große Schaalen Weihrauch darbringen. Er gab Befehl, daß während er wider den Irrthum kämpfte, auf den heiligen Bergen Freunde Gottes ſtünden, welche immer ihre Hände zum Himmel erhoben hielten. Je mehr dieſer Krieg ſich in die Länge zog, deſto mehr vervielfältigte er dieſe unſchuldigen Kämpfe, bis er das ganze Heer von Israel gebrauchte, wie vor Jericho, welches durch ſeine Gebete den myſteriöſen Schall der Widderhörner ſonder Wandel bis zum Himmel dringen ließ, das heißt, welches den Himmel drängte mit ſeinen Gebeten, die da ſind die Stimme und die Kraft, welche die Gläubigen vom Erlöſer der Welt borgen. Er deckte ſogar vor dem Israel Gottes ſeine Bundeslade auf, damit er Gottes Gnade um ſo brünſtiger durch das Opfer ſeines Sohnes erflehe; endlich warf ſich der heilige Vater ſelbſt oft, wie Aaron, mit dem Antlitz zur Erde nieder, er ſeufzte aus der Tiefe ſeines Herzens um die ihm nöthige Weisheit. Wenn ſolches Flehen nicht erhört wurde, welches ſollte dann erhört werden? Dieſer Hohepriester, geſtützt auf die ausdrücklichſten Verheißungen des Evangeliums, daß Alles, was die Gläubigen den Vater im Namen des Sohnes bitten würden, ihnen gewährt werden ſolle, hat an die Thüre geklopft, mit aller möglicher Vorſicht; und wir ſollten nicht glauben, daß ſie ihm eröffnet worden ſei?"

Auf das Vorwort Amelotes folgt das dogmatiſche Werk in ſeinen genannten drei Abtheilungen, an welche ſich der traité des souscriptions anſchließt. Amelote hält hier zunächſt der Behauptung der Janſeniſten (die fünf Sätze in dem Sinn, in welchem ſie verdammt wurden, ſeien nicht in Janſen) den Satz entgegen, daß es höchſt ſchwierig ſei, die Wahrheit irgend einer Behauptung als unumſtößlich zu behaupten. „So manche früher allgemein angenommene Sätze, zum Beiſpiel über den Kreislauf der Sonne um die Erde, ſind nun allgemein von den Unterrichteten aufgegeben. Die der menſchlichen Wiſſenſchaft unterſtellten Gegenſtände mögen durch Irrthum und Zweifel hindurch zur Klarheit und Wahrheit erhoben werden; aber in Sachen des Glaubens muß beſtimmte, unwiderrufliche, zureichende Entſcheidung der Wahrheit zur Hand ſein. Oder will man vielleicht behaupten, die Ausſage, die fünf Sätze finden ſich nicht in Janſen, habe die einfache, innere Wahrheit eines Axioms, welches jeder Vernünftige, als ſolcher, annehmen müſſe? dann würde man nur den ſämmtlichen Gegnern den Menſchenverſtand abſprechen. Statt deſſen geſtehen aber die ehrlichen Janſeniſten ein, die fünf Sätze liegen allerdings in dem am nächſten liegenden Sinn der Worte Janſens; man müſſe dieſe deshalb in einem günſtigen Sinn verſtehen. Um aber einen ſo beharrlichen und für die ganze Kirche ärgerlichen Widerſtand gegen den heiligen Stuhl zu rechtfertigen, müßte man die Evidenz des Janſen zugeſchriebenen Sinnes durch die gemeinſame Übereinſtimmung der heiligen Väter und der berühmteſten Theologen beweiſen. Es genügte nicht, daß man ſelbſt dieſen Sinn durch eine geſchickte und feine Erklärung herauszöge; er müßte nothwendig der ganzen Welt als der wahre Sinn des Biſchofs ſichtbar und über allen Zweifel erhoben werden. Denn auf was für eine Auctorität muß man ſich offenkundig ſtützen können, um ſich der Gewalt eines ſo ſouverainen und erhabenen Gerichts zu entziehen? So lange die Janſeniſten dieſes nicht geleiſtet haben, ſind ſie allen Gläubigen ein Ärgerniß, als Leute, die ihr eigenes Urtheil über die feierlichen Ausſprüche der Kirche ſetzen. Wie viel Haß und Leidenſchaft wird dadurch aufgeregt? Wie

viele Kräfte, welche im Dienſt der Kirche viel Gutes geſchafft hätten, werden damit verzehrt? Kann man auch die Organe des h. Geiſtes verachten und betrüben, ohne ihn ſelbſt zu betrüben? Welche Verachtung der oberſten Gewalten der Kirche und welche Geringſchätzung des Pabſtes gehört dazu, trotz des angedrohten Bannſtrahls, trotz ſeiner entgegengeſetzten ausdrücklichen Erklärung zu behaupten, er habe die Sache nicht gehörig unterſucht!"

Das ſechste Kapitel führt den Beweis, daß die Kirche Thatſachen beſtimmen kann und daß die Gläubigen verpflichtet ſind, ſich den Urtheilsſprüchen zu unterwerfen, welche ſie über dieſe Punkte ausſpricht. Als der evidenteſte Beleg dafür wird das fünfte Concil angeführt, welches die drei Kapitel, bloße Thatſachen, entſchied, nämlich über die Lehre und Schriften des längſt verſtorbenen Theodor von Mopsveſtia, Theodoret und Ibas. „Die Kirche hat damals Alle von ihrer Gemeinſchaft ausgeſtoßen, welche ſich dieſem Urtheilsſpruch nicht unterwarfen. Vigilius und mehrere ſeiner Nachfolger haben dieſem fünften Concil dieſelbe Auctorität beigelegt, wie den vier allgemeinen Concilien, ob ſie gleich dieſen nicht weniger Anſehen zuerkannten, als den vier Evangelien. Aber die Sectirer wollen einmal ihren Vorſatz nicht aufgeben, ihr Stolz verblendet ihren Geiſt und ſie machen ſich ſelbſt ein falſches, irregeleitetes Gewiſſen. Die Ketzer haben ſich von jeher für die allein Erleuchteten, für die allein Reinen gehalten. Der Stolz, der Urheber aller Ketzerei, behandelt die in ſeine Schlingen Gefallenen, wie die Philiſterfürſten Simſon, er ſticht ihnen die Augen aus, damit ſie weder den Tag, noch ihr Elend ſehen." — Das fünfte Concil war zuerſt von den Janſeniſten auf den Plan gebracht worden, um an der Perſon von Pabſt Vigilius zu zeigen, daß ein Pabſt wenigſtens in Thatſachen ſich täuſchen und ſeine Anſicht verändern könne; auch daß ein allgemeines Concil über dem Pabſt ſteht. Amelote geht genau darauf ein, aber auf ſeine Weiſe. „Vor der gemeinſamen Entſcheidung durch Concil und Pabſt habe jener Streit allerdings viel Ähnlichkeit mit dem janſeniſtiſchen gehabt, die Vertheidiger der drei Biſchöfe glaubten auch die Auctorität des Concils von Chalcedon zu verfechten, wie die Janſeniſten das Anſehen Auguſtins; aber ſobald die Kirche ihren Ausſpruch gethan, unterwarfen ſich die Meiſten ohne Widerrede. Die Janſeniſten haben um ſo weniger einen Vorwand, nicht ein Gleiches zu thun, als der Pabſt die Lehre Auguſtins und St. Thomas ausdrücklich außer aller Anfechtung erklärt, was die Janſeniſten nur wieder zu einer neuen Ausflucht zu machen ſuchen. So unterwarfen ſich auch die Kirchen des Abendlandes dem fünften Concil, dem ſie ſich einige Zeit lang widerſetzt hatten, als erſt die Päbſte ausdrücklich erklärten, daß die vier früheren ökumeniſchen Concile, namentlich das von Chalcedon, vollkommen in ihrem Anſehen bleiben ſollen." — Amelote ſagt nicht blos, daß die drei angeklagten Biſchöfe ihren Vertheidigern mehr Stoff dargeboten haben, ſie gegen die vorgebrachten Anklagen zu verfechten, als dies bei Janſen der Fall iſt, ſondern es zieht ſich in ſeiner ganzen Behandlung dieſes Gegenſtandes ein ſtiller Zweifel hindurch, ob wirklich die drei Biſchöfe mit Recht verdammt worden ſeien. „Die gegen Theodor erhobenen Anklagen, ſagt er, werden auch dadurch geſchwächt, daß man die heiligen Väter in denſelben Anklagepunkten für mitſchuldig erklärte. Der Brief von Ibas wurde mit demſelben Nachdruck vertheidigt, und die verdächtigen Stellen von Theodoret ſind noch in unſeren Tagen (von den Jeſuiten Sirmond und Petav) mit ſolcher Klarheit vertheidigt worden, daß man ihnen offenbar einen katholiſchen Sinn hätte geben können, wenn es nicht durch Pabſt Vigilius verboten worden wäre. Wer weiß nicht, daß Kaſſian, gegen welchen Proſper mit ſo großem Eifer geſchrieben hat, deſſen Schriften von Pabſt Gelaſius für apokryphiſch erklärt wurden, von gelehrten Männern vom Irrthum frei geſprochen worden iſt? Einige nehmen gleicherweiſe die Schriften von Fauſtus, Biſchof von Ries, in Schutz; An=

dere endlich wollen Origenes Schriften von der Häreſie freiſprechen. Werden wir aber darum, unter dem Vorwand dieſer milden Auslegungen, welche gelehrte und rechtſchaffene Männer erſonnen haben, die Auctorität der Päbſte und Concilien verachten, welche nicht blos ihre Bücher, auch ihre Perſonen für ketzeriſch erklärt haben?" —

„Die drei Kapitel, ſagt Amelote weiter, ſind von einer geheimen Verbindung von Eutychianern, von Gegnern des chalcedoniſchen Concils zuerſt verfaßt und angeregt worden, und ſie wußten die Frömmigkeit des Kaiſers Juſtinian durch falſche Hoffnungen zu überliſten. Wer hat je von einer ſolchen Gewalt gehört, welche allein durch die Auctorität eines katholiſchen Kaiſers in der Kirche geübt worden, der ohne irgend eine Mittheilung an den Pabſt, in ſo verwegener und gefährlicher Abſicht, die Biſchöfe aller Kirchen, welche ſich doch zuvor beſtimmt für das Gegentheil ausgeſprochen hatten, zwang, zum Theil durch Schmeicheleien, zum Theil durch Drohungen, ihr Gewiſſen zu verrathen, alle Geſetze der Ehre, der Frömmigkeit und der Kirche zu ſchänden (violer)? Wer weiß nicht, daß die Mishandlungen, welche man an Pabſt Vigilius ausübte, die Vermeſſenheit Juſtinians krönten und daß Beſchimpfung, Beſchwerden, Krankheit, endlich das Exil von dieſem Prieſter heiſchten, was er nie in ſeiner vollen Freiheit zugegeben hätte? Konnten nicht die Biſchöfe des Abendlands gegen das fünfte Concil einwenden, die verſammelten Biſchöfe ſeien ja ſchon zuvor durch die ihnen abgenöthigten Unterſchriften des kaiſerlichen Formulars gebunden geweſen? — Und doch, obgleich die Patriarchen ſelbſt erklärten, daß die Freiheit und Legalität des Concils durch ein ſolches Verfahren zerſtört ſei, wurde ſeine Entſcheidung von der ganzen Kirche angenommen, als vom Geiſt Chriſti ausgegangen, der ſeine Verlobte beſeelt und leitet. Die Janſeniſten aber, obgleich weder Liſt noch Gewalt auf den Gang der Unterſuchung und Entſcheidung eingewirkt haben, wollen ſich dennoch dem Ausſpruch der Kirche nicht unterwerfen!"

„Janſen, wie Theodoret, wollte ſich in die Mitte zwiſchen die Ketzer und die Katholiken ſtellen und hat ſich ſo den Ketzern genähert." Was Agobart von Theodoret ſagt, gilt auch von ihm: Inventus est medius locus, et agens pro veritate egit contra veritatem. Theodoret hielt Cyrill für einen halben Eutychianer und glaubte, daß auch an Neſtorius Lehre etwas Wahres ſei; indem er ſo vermitteln wollte, verfiel er der Ketzerei. Janſen wirft den Scholaſtikern vor, daß ſie ſich zu ſehr in heidniſcher Philoſophie und in ihren Begriffen verfangen haben, und die Schriftlehre nicht verſtehen. Kalvin ſagt: Der aus der Unſchuld gefallene Menſch hat alle Freiheit verloren. Die katholiſchen Theologen leugnen den Verluſt der natürlichen Freiheit. Janſen macht ſich zum Schiedsrichter beider Parteien, und erklärt, die Kinder Adams genießen noch die Freiheit, das Böſe, aber durchaus nicht das Gute zu thun. Der Ketzer ſagt, die wahre Freiheit beſtehe in einer vollkommenen Indifferenz, ſo daß man die Wahl hat, das Gute oder das Böſe zu thun; da der Menſch dieſe Wahl nicht mehr hat, hat er die Freiheit verloren. Die katholiſchen Theologen behaupten, wir haben dieſe Indifferenz noch, die Freiheit ſei alſo nicht verloren; Janſen um den Streit beizulegen, erklärt, die wahre Freiheit verliere ihr Weſen nicht, auch wenn ſie der Indifferenz beraubt ſei. — Kalvin lehrt, es ſei dem Menſchen unmöglich, irgend etwas Gutes zu thun, wenn Gott nicht mache, daß er es thue (fait faire), und nie auch in den heiligſten Menſchen wirke er die Erfüllung aller Gebote. Die katholiſchen Theologen leugnen Beides. Janſen um eine Annäherung zu bewerkſtelligen, widerſetzt ſich mit allen Gläubigen dem zweiten Irrthum, geſteht aber den erſten den proteſtantiſchen Ketzern zu. Kalvin macht allen Gerechten, ſo erfüllt ſie auch vom göttlichen Geiſt ſeien, die Erfüllung der Geſetze unmöglich; die Scholaſtiker behaupten, ſie ſeien für keinen

Gerechten unmöglich; Janſen will Chriſtus mit der Welt, die Wahrheit mit der Lüge verſöhnen, theilt den Streit; er erklärt ſie für unmöglich in Betracht einiger Gerechten, nämlich derer, die Gott beleidigen."

„Die Frage, ob die Kirche die Gläubigen zur Unterwerfung unter ihre Entſcheidungen zwingen könne, iſt eine Gewiſſensfrage, wobei es ſich nicht blos um eine Thatſache, ſondern um die Rechtsnorm des Glaubens, um den Gehorſam der Gläubigen gegen die Kirche handelt. Der Ungehorſam gegen ihren Urtheilsſpruch, auch abgeſehen von dem damit etwa verbundenen Irrglauben, iſt ein großes Verbrechen. Denn auch in Thatſachen hat die Entſcheidung der Kirche eine untrügliche, göttliche Wahrheit zum Gegenſtand, welcher jeder Chriſt ſeine Zuſtimmung geben muß, nämlich die Gewalt der Kirche ſelbſt. — Es giebt aber Thatſachen und Anſtände darüber von verſchiedenem Belang; ſolche, welche nur die Disciplin betreffen, ſind wandelbar je nach der Zeit, dem Ort und den Perſönlichkeiten, daher darüber verſchiedene Ausſprüche vorkommen. Andere Thatſachen, wenn ſie ſich auch nicht unmittelbar auf den Glauben beziehen, haben doch viel Beziehung darauf; ſie können viel dazu beitragen, ihn aufrecht zu halten oder zu ſtürzen. Dahin gehört der ſtreitige Sinn eines Schriftſtellers, obgleich dieſe Frage nicht unmittelbar in die Glaubensnorm fällt. Da für die Ruhe der Kirche darüber eine höchſte, untrüglich entſcheidende Gewalt nöthig iſt, ſo müſſen wir glauben, daß Chriſtus ſie der Kirche auch nicht verweigert. — Auch darf man nicht glauben, als entſchieden die Päbſte und Concilien willkürlich, ſie verfahren dabei mit zu großer Umſicht und Klugheit und werden vom Geiſt der Weisheit und der Wahrheit zu gut geleitet, als daß ſie je ein Urtheil gegen die offenbare und begründete Überzeugung Aller ausſprechen ſollten. Und wenn der Heilige Stuhl auch einmal durch die Liſt oder Unwiſſenheit der Zeugen ſich betrügen läßt, ſo wacht die göttliche Vorſehung doch ſo ſehr über ihm, daß ſie nicht ermangelt, durch ein noch größeres Wunder, als die Bewahrung vor Irrthum iſt, die Sache auf eine unverhofft raſche Weiſe ins Licht zu ſtellen. So wurden mehrere Päbſte von den Biſchöfen gewarnt, den Verführern nicht zu trauen. Syricius und Anaſtas II, Johann XXII und Sixt V wurden früh der Welt entrückt, da zu fürchten war, ſie möchten durch zu große Leichtgläubigkeit oder durch irgend eine Befangenheit des Geiſtes die Gläubigen in eine ſchlimme Lehre verwickeln."

„Wenn Niemand das Recht hat, in die Eigenſchaft der Bücher Mistrauen zu ſetzen, welche die Kirche für kanoniſch erklärt, noch in die Auctorität jedes allgemeinen Concils, das ſie annimmt, noch insbeſondere in jeden Pabſt, dem ſie ſich unterwirft, in die Verklärung eines Menſchen, welcher einſt ein großer Sünder war, den ſie nun aber aufgenommen erklärt in die Zahl der Heiligen; — wie könnten wir zweifeln, daß ſie mit aller Zuverſicht über den Sinn von Schriften einen Spruch thun und bei Strafe des Anathemas zur Unterſchrift ihres Spruchs verpflichten könne? Derſelbe Geiſt, welcher durch die Kirche redet, wenn es nöthig iſt, den wahren Sinn der h. Schrift zu enthüllen, ermangelt nicht ſie aufzuklären, wenn es für die Ruhe und das Heil ihrer Kinder nöthig iſt, zu erklären, welches der Sinn der Worte eines Menſchen iſt. In beiden Fällen erklärt ſie nach der Verkettung des Sinnes und Zuſammenhangs, und zieht die Erfahrung und Tradition der Väter zu Rathe. Sie weiß die Sprache der Ketzerei von der der Rechtgläubigkeit beſtimmt zu unterſcheiden. Die Kirche wäre aber eine thörichte, hartherzige Mutter, wenn ſie in einem Falle mehr auf die Rettung der Ehre eines Schriftſtellers, als auf das Heil von tauſend gefährdeten Seelen bedacht wäre."

„Es kann geſchehen, daß zu einer Zeit ein Satz für ketzeriſch gelte, welcher zu einer andern Zeit als orthodox angenommen wurde, je nachdem die zu einer Zeit beſonders gefährliche Ketzerei auf der einen oder auf der

andern Seite von der Wahrheit abweicht. So hat das Concil von Antiochien das Wort „conſubſtantiel", von Chriſto in ſeinem Verhältniß zum Vater, Paul von Samoſata gegenüber verboten, während das nicäniſche Concil denſelben Ausdruck Arius gegenüber mit allem Nachdruck behauptete. So löſt ſich auch der ſcheinbare Widerſpruch von Pabſt Felix III und Johann II, in der Frage, ob Einer aus der Trinität gelitten habe und geboren ſei. Probando et improbando unum utrique statuerunt; ſo daß der ſcheinbare Widerſpruch in den Entſcheidungen der Päbſte nichts deſto weniger ihrer Unfehlbarkeit keinen Abbruch thut. Namentlich erhellt aber dadurch, daß wenn auch die Lehre Janſens, wie ſie ſich aus ihren Grundſätzen entwickelt darſtellt, nicht allen katholiſchen Lehrern entgegengeſetzt wäre, der Heilige Stuhl doch einen gerechten Grund zu ihrer Verdammung gehabt hätte, indem ſie die Irrthümer Kalvins nicht blos begünſtigt, ſondern ſie auch erneuert und die falſche Lehre ſtützt."

Die Janſeniſten hatten ſich auf Sirmond und Petav berufen, welche behaupteten, die Lehre Theodorets, ſo doch von Pabſt Vigilius für alle Zeiten, mit allen ihren Vertheidigern verdammt worden ſei, laſſe ſich auch orthodox auslegen. Amelote ſucht ſie damit zu entſchuldigen, daß dieſe beiden Gelehrten Theodorets Worte nur an ſich ſelbſt betrachten, ohne ihr Verhältniß zu den Ketzereien ſeiner Zeit in Anſchlag zu bringen. Man müſſe aber allerdings entweder annehmen, daß ſie das erſt von Marca veröffentlichte päbſtliche Decret dagegen nicht gekannt haben, oder anerkennen, daß ſie in einen offenbaren Ungehorſam verfallen ſeien.

Die Janſeniſten beriefen ſich auf die Auctorität von Baronius und Bellarmin, welche in Beziehung auf die Verdammung des Pabſtes Honorius durch das ſechſte Concil behaupten, ein Concil könne ſich in Thatſachen irren. Dagegen wendet Amelote ein, daß, die Wahrheit dieſer Verdammung vorausgeſetzt, dem Concil natürlich die päbſtliche Beſtätigung dazu gefehlt habe, daß man ohne gehörige Unterſuchung jählings verfahren, es überhaupt nur im Vorbeigehn, nicht conciliariter beſchloſſen worden ſein. Er ſtellt dabei eine Unterſcheidung auf, welche, indem ſie die Auctorität ſeines höchſten Princips der Wahrheit retten ſoll, an das zur Rettung der Schrift-Auctorität aufgeſtellte Princip einer Klaſſe liberaler Proteſtanten erinnert: „Die Päbſte und Concilien entſcheiden gewiſſe Fragen gleichſam nebenher (par incident), verlangen dafür auch von den Gläubigen nicht mit derſelben Strenge den Glauben an dieſe Entſcheidungen, worauf ſie auch gar nicht den Fleiß verwandt haben, wie auf die Hauptmaterie, worin ſie allein untrüglich ſind. Ganz anders iſt es, wenn die Kirche über einen Punkt die Entſcheidung erwartet, der Pabſt darüber ausdrücklich nach gründlicher Unterſuchung ſeinen Spruch thut und alle Biſchöfe demſelben ſich unterwerfen."

Ameloteſ Schrift zeigt uns auch, daß der Janſenismus in ſeinen verſchiedenen Geſtalten nicht blos unter einem Häuflein Theologen und Nonnen verbreitet war. Man werde vielleicht aus ganz entgegengeſetzten Gründen ſagen, ſolche Schriften ſeien nach Entſcheidung und Beilegung der Streitigkeiten nicht blos verſpätet, ſondern auch im Stande, die Ruhe zu ſtören und den Krieg zu erneuern. „Aber ſo gar manche Theologen beharren ja doch noch in ihren Anſichten, ob ſie gleich verdammt ſind, und erklären, daß ſie eher das Äußerſte ausſtehen wollen, als ſich der Unterſchrift unterwerfen. Wenn nur die ſchlichten, ungelehrten Leute nicht von der Leidenſchaft für die verbotenen Grundſätze angeſteckt wären, wenn auch nur ſie im Frieden, im Schatten der Palmen der Kirche lebten und das Wort der vereinten Prälaten und den oberſten Prieſter ehrten, ſo ſchiene jedes Wort zur Beruhigung überflüſſig, es wäre ein gegen einen Todten geſchnellter Pfeil.

„So aber dünkt es Leuten vom Hofe, vom Parlament, vom Handel,

vom Gewerbe, Studirten und Ungelehrten, vornehmen und anderen Frauen, es dünkt ihnen nach all' den Conſtitutionen und Bullen der Päbſte, nicht zu ſpät; nach den Decreten der Biſchöfe, nach den Urtheilsſprüchen der theologiſchen Facultäten, nachdem ſich die ganze Kirche unterworfen hat, dünkt es ihnen doch nicht zu ſpät zu ſagen, die verdammten Sätze ſeien nicht Janſens Lehre. Dieſelben Leute werden freilich auch ſchreien, es ſei nicht mehr an der Zeit den Vorhang zu heben, der bis auf dieſen Tag ihre Augen deckt, ihnen augenſcheinlich darzuthun, daß die verdammte Lehre dieſem Schriftſteller eigen ſei. Die Kanzeln in den Kirchen, die öffentlichen Schulen, die Conferenzſäle, Cabinete für Privat-Geſpräche tönen wieder von den Erörterungen über Janſens Irrthümer, viele Prediger ermüden nicht bei jeder Gelegenheit ihre Angriffe auf Janſens Perſon ſelbſt auszudehnen. So hört man denn zu jeder Stunde nichts als Streitigkeiten, bald für die Gewalt und Gerechtigkeit des heiligen Stuhls, bald gegen eine ihm zur Laſt gelegte zu große Leichtgläubigkeit; bald für die Macht der Gnade, bald gegen die Strenge Auguſtins; bald für die Doctoren, welche ſich geweigert haben, die Bullen zu unterſchreiben, bald für die dem heiligen Stuhl Gehorſamen; und alle dieſe Streitigkeiten ſchließen mit einer Herausforderung, man ſolle doch einmal in Janſen die fünf verdammten Sätze nachweiſen." Daher ſtelle er ſich auch dieſe Aufgabe in ſeinem Buche.

La conduite de l'eglise et du roy justifiée dans la condamnation de l'hérésie des Jansénistes; par la refutation des faux prétextes de la question de fait et de droit, et de la prétendue conformité de leur doctrine avec celle des Thomistes et par la preuve de leur véritable conformité avec les Calvinistes. Par le P. François Annat de la compagnie de Jésus. A Paris, chez Sebastien Cramoisy, rue St. Jaques aux cicognes. 1664.

Annat erklärt, er habe durchaus nicht die Abſicht, auf die zahlloſen Schmähſchriften der Janſeniſten zu antworten; ſondern nur einige augenſcheinliche, entſcheidende Thatſachen vorzulegen. Er weiß zum voraus, daß ſie ihm mit einigen ausweichenden Schmähſchriften und Compilationen nicht zur Sache gehöriger Stellen antworten, auch nach Gewohnheit verſichern werden, die Schriften ihrer Gegner erregen nur ihr Mitleiden; denn ſie haben unter Anderen auch die geheime Kunſt, Haß, Schmähungen und Mitleiden in denſelben Gegenſtand zu vereinigen. Sie haben wenigſtens das Gute in ihrer Moral, daß ſie die Welt gratis betrügen zu müſſen glauben, indem ſie ihre Schriften unter Couvert den Leuten, die ſie nicht begehren, ins Haus ſchicken. Sie haben uns Jeſuiten von der Seite von Italien, von Deutſchland, von Spanien, von Kanada gefaßt; ſie ſuchen aus allen Winkeln der Welt zuſammen etwas gegen uns vorzubringen, ſie haben uns in China, in Peru, in Mexico, in Chili, in Paraguai aufgeſucht; es fehlt nur noch, daß ſie aus Utopien Aufſätze kommen laſſen, um Stoff zur Verleumdung der Jeſuiten zu haben. Wir bemühen uns nicht ſo weit, um ſie aufzuſuchen. Ohne aus Paris hinauszugehen, verlangen wir von ihnen Rechenſchaft wegen des Verſprechens, das ſie am Schluß der Conferenz durch la-Lane und Girard gegeben haben, daß wenn der Pabſt außer ihrer Glaubens-Erklärung noch etwas verlange, ſo verſprechen ſie es getreulich zu halten. Da nun aber der Pabſt in ſeinem Breve vom 29. Juli 1663 die Verdammung der fünf Sätze, als Janſens Lehre, verlangt, ſo weigern ſie ſich ihr Verſprechen zu halten. Um dieſe Wortbrüchigkeit vergeſſen zu machen, überſchwemmen ſie die Welt mit ihren Mémoires, Relations, Réflexions, justes plaintes, desseins des Jésuites. Da ſie die Gewalten der Kirche gegen ſich vereint ſehen, unterwinden ſie ſich dieſelben alle anzugreifen. Sie rufen dem verſammelten Epiſkopat Frankreichs, als hätten ſie ſchon das Ge-

wehr auf ihn angelegt, drohend zu: Geht nicht weiter in einer Sache, die keinen Ausgang, noch Ende hat, aus der ihr euch umſonſt durch die Gewalt zu ziehen hofft! — Was will denn alle dieſe Wuth und dieſe kirchenräuberiſche Verachtung des gläubigen Gehorſams der Prälaten? Zu was ſoll dieſer falſche Muth ſolcher Großſprecher dienen, welche Männer bedrohen, die ſich vor ihnen unmöglich fürchten können, Männer, vor deren Gewalt und Auctorität ſie ſelbſt zittern, welche Miene ſie auch annehmen mögen. Sie ſind zwei oder drei Schriftſteller, welche nicht mehr Talent oder Leichtigkeit im Schreiben haben, als auch Kalvin und Beza zu ihrer Zeit. Und doch wollen ſie, daß man glaube, vor den Kanonen ihrer Federn müſſen die Mauern des Vaticans zittern; als wüßten wir nicht gar zu gut, daß alle ihre Artillerie nur Papier zu ſchwärzen vermag, das nicht deſto weniger ſchön brennt, wenn die Gerechtigkeit des Königs an Croix du Tiroir oder auf dem Greve-Platz ſie ins Feuer zu werfen befiehlt. Was können ſie den Biſchöfen noch Schlimmeres nachſagen, wenn ſie nicht etwa erklären wollen, man ſehe ſich genöthigt, dieſe Hirten zu verlaſſen, um in Genf beſſere zu ſuchen.“

Annat bezieht ſich nun, indem er die question de fait anfaßt, auf den Ausdruck „des Secretairs von Port-Royal“, es handle ſich ja nur um einen geringen Punkt, um eine äußere Thatſache, man mache ſich für Nichts Unruhe. Es ſcheint, die Janſeniſten haben das Gewicht und Maß des Heiligthums in Händen, um jeden Punkt für wichtig oder unwichtig, jeden Menſchen für ausgezeichnet oder unbedeutend zu erklären, je nach dem es ihrem Vortheil anſteht! Wenn nun dieſe Thatſache, um welche die ganze Kirche ſich in Bewegung ſetzt, worüber die beiden größten Könige der katholiſchen Chriſtenheit übereinkommen, während ſie in hartem Kriege gegen einander liegen, nur ein unbedeutender Punkt, „nur eine Thatſache“ iſt, warum macht ihr denn aus anderen Thatſachen ſo viel, ſelbſt wenn ſie noch ſehr ungewiß ſind und alles amtlichen Charakters ermangeln? Ihr macht ſo großen Lärm mit der angeblich ſchon abgefaßten, aber gewiß nie publicirten Bulle, wodurch beinahe die Irrlehren Molinas verurtheilt worden wären. Warum unterwerft ihr euch drei in aller Form publicirten Bullen nicht? Daß die Kirche die Lehre Auguſtins für durchaus orthodox erklärt, iſt nach euch eine Thatſache, eine gerichtete Sache; die Sache von neuem erörtern wollen, wäre ein Verbrechen, ein Attentat, wodurch man ſich die Verdammung zuziehen würde. Warum ſoll daſſelbe nicht auch von anderen durch die Kirche ausdrücklich entſchiedenen Thatſachen gelten?“

„Ihr behauptet, in Thatſachen ſeien die Augen allein die legitimen Richter. — Was iſt aber zu thun, wenn man mit Leuten zu thun hat, qui videntes non vident et audientes non intelligunt? Was mit den Neſtorianern, wenn ſie behaupten, ſie können in der h. Schrift die Einheit der Perſon in Chriſto nicht finden; oder wenn die Eutychianer nicht blos die Einheit der Perſon, ſondern auch der Natur, wenn die Monotheleten darin wenigſtens die Einheit der Willen zu ſehen glauben? Es giebt kranke Augen, die ſehen Mücken, welche nicht da ſind, andere ſehen diejenigen nicht, die da ſind. Die Leidenſchaft und der Stolz haben dieſelbe Wirkung. So ſehen denn die Janſeniſten bei Auguſtin Affirmationen, wo man Jahrhunderte nur Negationen geſehen. Dieſe Regel von der Gewißheit der ſinnlichen Wahrnehmung muß ſelbſt alſo durch ein ſichereres Princip geſtützt werden. Das iſt namentlich der Grundſatz: Plus vident oculi, quam oculus, der Grundſatz der Majorität. — Man läuft ſchon im gemeinen Leben gegen den geſunden Menſchenverſtand, an und verſündigt ſich, wenn man ſich nicht nach dieſem Geſetz richtet. Niemand würde den Mord entſchuldigen, wenn ein Jäger ſeinen Augen allein zu ſehr vertraute und in der Meinung, er ſchieße auf einen Eber, abfeuerte, ob ihm gleich ſeine Genoſſen ſagten, es ſei ein

Menſch. Am wenigſten können ſich aber Diejenigen entſchuldigen, welche weder Latein, noch Theologie genug verſtehen, um die Thatſache zu entſcheiden und doch den Wenigern Glauben ſchenkten, Denen, welche weniger Auctorität haben. Denn es handelt ſich hier nicht allein um die Zahl, es ſind nicht blos auf der einen Seite Augen, auf der andern desgleichen. Der Pabſt, die Kardinäle, die Biſchöfe ſind die Organe, die Augen der Kirche, ſie machen auf anderes Anſehen Anſpruch, als Vereinzelte oder Privaten. Und die Objecte und die Erkenntnißprincipien ſind nicht jedes ſo vereinzelt und ſich fremd, daß die Thatſachen nicht zugleich außer den Sinnen auch unter die Vernunft fielen, daß die ſtreitenden Vernunftgründe nicht in Kirche und Schrift eine höhere Inſtanz anerkennten.“

„Das Schlimme iſt, daß die Augen der Janſeniſten ſich nicht gleich bleiben, daß ſie ihre Augen wechſeln, wie andere die Brillen. Haben ſie doch ſelbſt dieſe Sätze, namentlich den erſten in Janſen gefunden und es erklärt; da ſie aber von Niemanden aus dem Buche weggenommen ſind, müſſen ſie noch darin ſein. Es iſt ſonderbar, wie Leute, welche doch auf ihr eigenes Urtheil ſo viel halten, nicht im Stande ſind, den einfachſten Schluß zu machen. Sie ſagen: Ich verdamme den erſten Satz, wo er ſich nur finden mag; ſie ſagen weiter: ich bekenne, daß er ſich in Janſenius findet; aber ſie können nimmermehr dazu gebracht werden zu ſagen: Ich verdamme ihn in Janſenius. Sie wollen nämlich die fünf Sätze überall verdammen, wo ſie einen übeln Sinn haben; ſie wollen aber darüber ſelbſt richten, wo dies der Fall iſt. So hat ihr Verſteck immer zwei Ausgänge, wie eine Fuchshöhle. Wenn man ihre Augen überführt, daß die verdammten Sätze in denſelben Ausdrücken ſich in Janſen finden, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zu der Verſchiedenheit des Sinns; zeigt man ihnen aber, daß der Sinn derſelbe iſt, ſo ſuchen ſie ihre Rettung in der Verſchiedenheit der Worte und nehmen ihre Augen zu Zeugen, daß dieſe Worte ſich darin nicht finden. Können aber die Augen über den Sinn der gefundenen Worte entſcheiden? Das iſt keine question de fait mehr, ſondern de droit. Wenn die Janſeniſten ſich alſo zu Richtern über den Sinn machen wollen, ſo machen ſie ſich zu Richtern über das droit, und wenn die Kirche ſich über den wahren Sinn der Worte täuſcht, ſo täuſcht ſie ſich im droit ſelbſt.“

Soweit der Beichtvater des Königs.

Response aux raisons que les religieuses de Port-Royal proposent contre la signature du formulaire, avec leur maximes et lenr esprit, par Monsieur Chamillard, docteur de Sorbonne. Paris 1665.

Die Vertheidiger der Nonnen von Port-Royal bringen vor, dieſe ſeien zur Unterſchrift des Formulars nicht verpflichtet, weil das Verfahren dabei ihnen die beiden Conſtitutionen verdächtig mache. „Wollte man aber ſolche Einwendungen gelten laſſen, erwiedert Chamillard, ſo würde es nie an Ausflüchten für den Ungehorſam gegen die Oberen fehlen. In unſeren kirchlichen Oberen wohnt der h. Geiſt, wie in einem Tempel, von welchem aus er uns ſeinen Willen kund thut.

Indem wir unſer Urtheil dem der Vorgeſetzten unterwerfen, bringen wir Gott ein verdienſtliches Opfer dar. Jeder Gläubige ahmt die Tugend Abrahams nach, welchen die Schrift den Vater der Gläubigen nennt, und opfert ſeinen einigen, geliebten Iſaak, das heißt ſeine Vernunft, die er in der Pflicht des Glaubens gefangen hält, wenn er glaubt, was er nicht erkannt hat, der Gläubige unterwirft ſich ſeinen Oberen, um ſie nicht zu betrüben, um ſich nicht zu trennen von dem Leib der Kirche, und er empfängt von ihnen nicht blos die nöthige Erleuchtuug, um in ſeinem Glauben nicht zu irren, ſondern auch alle Regeln für ſein Verhalten. Wo wäre auch in der Kirche Raum für Ordnung, wo bliebe das Regiment der Kirche, wenn jeder Privatmann, ſtatt in den Prälaten die Auctorität der Kirche zu ſe-

hen, ſtatt ſich demüthig ihrer Leitung zu unterwerfen, ſich die Freiheit anmaßte, dieſelbe zuvor zu prüfen, und ehe er gehorcht, ſelbſt darüber zu urtheilen. Peter von Blois vergleicht dieſe vorläufige Prüfung mit dem Ungehorſam des erſten Menſchen, welcher ſelbſt das Gute und das Böſe wiſſen wollte. Es iſt dieſelbe aber beſonders gefährlich, wenn es ſich dabei um die Leitung der ganzen Kirche handelt, da wir dabei ſtets nicht ſowohl auf die Menſchen, ſondern auf die ihr von Chriſto gegebene Verheißung ſehen ſollen. So hält es auch die Kirche; ſie ſtützt ſich dabei nicht ſowohl auf ihre Oberen, die da Menſchen ſind, ſondern auf Chriſtum, ihren Geliebten. Sie ſieht nicht die Leidenſchaften Derer an, die ſie leiten, ſondern das Licht des h. Geiſtes, das ſie erleuchtet; denn ſie weiß ja, daß die Wahrheit, welche ihr Gatte ihr mittheilt, vom Himmel kommt und durch alle menſchliche Leidenſchaften hindurchgeht, ohne verfälſcht zu werden, wie ein lebendiges Waſſer, das aus der Quelle ſtrömt, ohne ſeine Reinheit zu verlieren, ob es gleich oft nur durch Canäle aus Erde hindurchgeht."

„Was nun aber die Klagen betrifft, daß man die Sache nicht recht unterſucht habe, daß die Richter ſelbſt Partei ſeien, daß man ſie betrogen, daß man die weltliche Gewalt zur Verfolgung aufgereizt habe, ſo iſt bekannt, daß Alle, die ihren Proceß verloren haben, ſich über ihre Richter beklagen, und zu allen Zeiten haben die von der Kirche verdammten Ketzer dieſe Einwendungen gemacht und noch neuerdings ganz dieſelben die Lutheraner und Kalviniſten. Die Kirche hat ſich dadurch aber nie in ihrem Verfahren aufhalten laſſen, ſondern die Klagen der Ketzer ſtets als Verleumdungen betrachtet."

„Die Nonnen von Port=Royal aber ſind nicht blos als Gläubige, als Glieder der Kirche zur Unterſchrift des Formulars verpflichtet, ſondern namentlich auch als Nonnen, durch die Regel St. Benedikts, zumal bekannt iſt, daß die Vertheidiger der verdammten Irrthümer in Port=Royal ihren Waffenplatz gehabt haben. Als Nonnen haben ſie das Gelübde des vollkommenen Gehorſams übernommen. Dieſe Tugend aber unterwirft die vernünftige Creatur, die von Natur frei iſt, von Gott geſchaffen den anderen zu befehlen, ſie unterwirft dieſelbe nicht allein Gott, ſondern auch einem Menſchen, der ohne ihren Willen durchaus keine Gewalt weder über ihren Leib, noch über ihre Seele hätte. Dieſe Tugend vollendet das Opfer einer wahrhaften Nonne, macht ſie zu einem vollkommenen Brandopfer, wenn ſie kraft der Gelübde der Keuſchheit und Armuth nicht nur der Welt entſagt hat, ſondern auch in Folge des Gelübdes des Gehorſams ſich ſelbſt ſtirbt, indem ſie das Größte und Edelſte im Menſchen ertödtet, das eigene Urtheil. Durch dieſe Tugend aber trägt ſie das Bild Chriſti, welcher, nach der Schrift, nicht gekommen iſt, ſeinen Willen zu thun, ſondern den ſeines Vaters im Himmel, der ihm vom erſten Augenblick ſeines Lebens gehorcht hat bis zum Tod am Kreuz, und in dieſem Gehorſam fortlebt in ſeiner Herrlichkeit im Himmel."

„Wenn die Vertheidiger der Nonnen von Port=Royal ſagen, dieſe werden das Formular mit Vorbehalt unterſchreiben, indem ſie göttlichen Glauben für die Glaubensnorm, Ehrfurcht und Stillſchweigen über die Thatſache verſprechen, ſo iſt zu antworten, daß dieſes durchaus gegen den Geiſt und das Herkommen der Kirche iſt. So ließen die Biſchöfe auch bei Theodoret durchaus keine Erklärung zu; er mußte ohne Weiteres die Verdammung von Neſtorius und die ſeiner ſämmtlichen Anhänger unterſchreiben, um von jenen als Bruder angeſehen zu werden. Man verlangt hier von Port=Royal weniger, ſie ſollen nur die Verdammung der Sätze in ſeinem Sinn, nicht die ſeiner Perſon unterſchreiben; wenn ſie ſeine Lehre ſo hoch halten, ſollen ſie ſich doch auch das Beiſpiel der Unterwürfigkeit gegen den römiſchen Stuhl zu Nutzen machen. Daß aber die Sätze in dem Sinne, in welchem ſie vom Pabſte verdammt ſind, wirklich in Janſen enthalten ſind, iſt den Häuptern der Janſeniſten wohl bekannt. Zum Glück haben die Geradeſten

ſelbſt aufgedeckt, was man unter dieſem Vorbehalt verborgen hielt, wie man damit nur Einfältige und Andere täuſchte, die es nicht wußten. Eine der Nonnen, welche unterſchrieben haben, welche einſt in die Geheimniſſe der Partei ſehr eingeweiht war, ſich aber jetzt der Kirche unterworfen hat, beſaß zwei Manuſcripte. Ich habe Eins davon geleſen, der Verfaſſer deſſelben konnte dieſe Verſtellung nicht ausſtehen und wirft ihnen vor, der Vorbehalt, deſſen ſie ſich bedienen, indem ſie den göttlichen Glauben für die Glaubensnorm verſprechen, ehrfurchtsvolles Schweigen aber für die Thatſache, ſei eine Erfindung ihres Kopfs oder um es beſſer auszudrücken, eine Schwachheit ihres Muthes, in welcher ſie die Wahrheit ſchmählich aufgeben, indem ſie ihre Gedanken darüber verleugnen. Dieſe Schriften, welche von Pascal und einigen Geiſtesverwandten ſind, wurden uns von den Nonnen, die unterſchrieben haben, mitgetheilt und ſind in die Hände des Erzbiſchofs niedergelegt; ſie zeigen den Schmerz dieſer Männer, die im Geheimniß der Partei, aber ehrlicher als die Anderen waren, ihren Schmerz über die Unehrlichkeit ihrer Mitbrüder, welche ſich dieſes Vorbehalts bedienten, um das Publicum über ihre wahre Geſinnung zu täuſchen. — Die Schweſter Katharina von St. Flavia, welche früher eine der Hartnäckigſten in Vertheidigung der Partei war, jetzt aber eine von Denen, die am meiſten brennen ſie auszurotten, befragte einmal die Schweſter Angelica von St. Johann, Niece von Dr. Arnauld, bei Gelegenheit der erſten Unterſchrift, welche die Nonnen leiſteten: Ich weiß nicht, wie wir in unſerer Unterſchrift ſagen können, daß wir für die Glaubensnorm Glauben verſprechen, da ihr wohl wißt, daß wir die von den beiden letzten Päbſten verdammten Glaubensartikel nicht von Herzen verdammen. Darauf antwortete ihr Agnes: Wenn wir ſo redeten, würde man uns für Ketzer halten; laſſe dich das nicht anfechten; ſchweige nur für den Augenblick; unſere Theologen werden ſich ſchon einmal darüber erklären."

Es ſcheint zwiſchen dem Princip, daß die Majorität die Tradition in der Wahrheit ſei und der Lehre von dem Allen angebotenen Heil, ſofern ſie auf der minderen Verdorbenheit der menſchlichen Natur beruht, eine gewiſſe Wechſelwirkung zu liegen, während die Lehre Janſens, daß nur der kleinere Theil der Menſchheit durch die allgewaltige Gnade gläubig und ſelig werde, den katholiſchen Prädeſtinatianern ihre Zweifel heben mußte, wenn ſich die ſtarke Majorität der Kirche gegen ihr Häuflein erhob. — Chamillard aber ruft ihnen zu: „Woher wißt ihr denn, daß die Unterſchrift, welche der Pabſt euch befiehlt, eine ſo große Sünde wäre. Wäre es möglich, daß Gott den Pabſt und die Biſchöfe, denen er doch ſeine Verheißung gegeben, ſo verlaſſen hätte, daß er ihnen alles zu ihren Ämtern nöthige Licht entzogen hätte, um es auf die Nonnen von Port-Royal und auf ihre Leiter überzutragen! Die Kirche müßte allerdings in dieſen letzten Jahrhunderten in eine befremdende Verwirrung verfallen ſeien, wenn Mädchen, welche verpflichtet ſind zu ſchweigen, die Einzigen wären, die Gott mit ihren Leitern zur Behauptung der Wahrheit aufbehalten hätte! Habt ihr die Anmaßung zu glauben, daß zwei Päbſte, welche Janſens Lehre verdammt haben, daß die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Äbte, die Doctoren, Geiſtliche, Manns- und Frauenklöſter, welche dieſe beiden Conſtitutionen angenommen haben, nicht blos in Frankreich, ſondern in der ganzen chriſtlichen Welt, daß ſie alle in Irrthum und Sünde verfallen ſind? Wagt ihr den Gedanken zu faſſen, daß der heilige Stuhl, auf den Chriſtus ſeine Kirche gegründet, daß die Prälaten, welche der h. Geiſt zu ihrer Leitung eingeſetzt hat, daß die Doctoren, welche alle ihren Fleiß auf die h. Schrift, auf die Theologie, auf das Leſen der heiligen Väter richten, um alle ihnen vorgelegten Schwierigkeiten der Gewiſſen zu löſen, daß eine ſo große Zahl von Mönchen und Nonnen, die der Welt entſagt haben, um den Reſt ihres Lebens in der Übung der Abtödtung und Buße hinzubringen, daß ſie alle ſo mit Blindheit geſchlagen wären, die Sünde

nicht zu ſehen, welche ihr in dieſer Unterſchrift ſo deutlich ſeht, oder ſo unglückſelig, daß ſie ſie ſehen und doch darein verfallen? Der Pabſt, welcher euch die Unterſchrift ſeines Formulars befohlen hat, weiß wohl, daß ihr nicht gelehrt genug ſeid, die Lehre des von ihm verdammten Buches zu verſtehen; er hätte aber nie geglaubt, daß ihr nicht gelehrig genug wäret, euch zu unterwerfen, noch weniger aber, daß ihr ſo verblendet ſein würdet zu glauben, ihm gehorchen wäre eine Todſünde."

Den Schlüſſel zu dieſem unbegreiflichen Ungehorſam giebt uns Chamillard nun in den Maximen von Port=Royal; die Quellen, woraus er ſie geſchöpft, ſind ſeine Unterredungen mit einzelnen Nonnen, Briefe ihrer Beichtväter und Schriften, womit ſie ſich in ihren Widerſtand ermunterten; am verdächtigſten ſind vielleicht die Mittheilungen der Schweſter Flavie. Sie werden zuletzt namentlich auf den Einfluß St. Cyrans zurückgeführt. Die Nonnen ſagten ihm ſelbſt, ſie verwundern ſich nicht darüber, daß die beiden letzten Päbſte die Lehre der fünf Sätze Janſens verdammt hätten, da ja die Kirchen=Geſchichte,' welche man ihnen über Tiſch vorleſe, ſie lehre, daß Liberius, Honorius und mehrere andere Päbſte in die Ketzerei verfallen ſeien. Es befremde ſie auch nicht, daß alle die Prälaten und Doctoren, welche ſich ihren Conſtitutionen unterworfen hätten, die Wahrheit verlaſſen; denn ſie haben ja in der Schrift geleſen, daß Kaiphas, der hohe Prieſter des Geſetzes, daß die Schriftgelehrten und Phariſäer, die Doctoren jener Zeit, *alle Juden*, welche die damalige Kirche bildeten, den Sohn Gottes gekreuzigt haben. Man habe ſie mehrere den Anderen unbekannte Wahrheiten gelehrt; man würde ja nach der Schrift in den letzten Jahrhunderten keinen *Glauben* mehr finden; ſie ſeien die kleine Zahl, ſo dem Sohne Gottes angehöre, die Anderen ſein in der breiten Straße, welche zum Tode führt. Sie bleiben nichts deſto weniger in der Kirche, wenn ſie auch dem Pabſt in Betreff der Unterſchrift nicht gehorchten; denn die Kirche iſt die Gemeinſchaft der Gläubigen, welche durch den wahren Glauben und die wahre Liebe verbunden ſeien. Die Excommunication, womit man ſie bedrohe, würde auf diejenigen zurückfallen, die ſie gegen Port=Royal ſchleudern; ſie würden nichts deſto weniger mit Chriſto unſichtbar verbunden bleiben. In einer aufgefundenen *Handſchrift* ſagen ſie, ſie wollen mit Geduld die Beraubung der Sacramente und des Wortes Gottes ertragen, und des Worts des Propheten ſich getröſten, Gott werde ſelbſt alle Menſchen lehren, der Glaube nähre den *Gerechten*, das Fleiſch diene zu nichts, der Geiſt aber iſts, der lebendig macht. Die Communion habe keine auf eine beſtimmte Zeit beſchränkte Wirkung; St. Maria, die Egyptierin, und mehrere Anachoreten haben mehrere Jahre *lang* das Sacrament nicht empfangen. Die Sacramente ſind ja den Guten und Böſen gemein, die Liebe aber füllt jeden Mangel aus; davon leben ſie, dieſes Fleiſch genüge ihnen; ſie macht uns würdig an dem unſichtbaren Altar im Himmel zu ſtehen, welchem nur die Heiligen ſich nahen, wo Chriſtus, der Hohe=Prieſter, ſelbſt, ſich ohne Unterlaß ſeinem Vater opfert mit Denjenigen, welche ihm durch einen lebendigen Glauben und durch die Liebe einverleibt ſind. Auch die äußere Trennung von der Gemeinſchaft der Kirche ſchließt uns nicht von der geiſtigen Theilnahme an dieſer *göttlichen Tafel* aus, welcher ſich die Seele durch den Glauben naht. Denn man hätte eine zu niedrige Idee von dieſem für die Sinne unbegreiflichen Myſterium, wenn man glaubte, es hänge ſo von den Menſchen ab, welche es *conſecriren* und austheilen, daß es ſich nicht auch ohne ihre Handreichung den reinen Seelen mittheilte, welche verſtehen, was der Sohn Gottes Denen ſagte, die es fleiſchlich verſtanden, daß man ihn als den Geiſt und das Leben anſehen müſſe."

(Die Briefe von Agnes und Angelica aus dieſer Zeit ſprechen ſich allerdings auf gleiche Weiſe aus.)

Die Leiter dieſer Nonnen, fährt Chamillard fort, behaupten, ſie haben

dieſelben nichts gelehrt, als die Erkenntniß Chriſti, des Gekreuzigten. Dieſe Erkenntniß Chriſti aber, der gehorſam war bis zum Kreuzestod, beſteht ſie darin, daß man dieſe Jungfrauen von dem Fall von Liberius unterrichtet, um ſie zur Verachtung des heiligen Stuhls zu reizen; darin, ihnen die Geſchichte der drei Kapitel auseinanderzuſetzen, um zu beweiſen, die Kirche ſei nicht untrüglich in Thatſachen, darin, ihnen die Verderbniß der letzten Jahrhunderte vorzuſtellen, um ſie in der heimlichen Eitelkeit zu erhalten, daß ſie mit dem Phariſäer im Evangelium ſprechen: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie die Anderen; darin, ihnen mehrere Schriftſtellen auf dieſelbe Weiſe auseinanderzuſetzen, wie die Ketzer unſerer Zeit, um ſie ihr ganzes Leben in der Beraubung der Sacramente verharren zu laſſen? Kraft dieſer Belehrung widerſtreben ſie allen von Gott verordneten Gewalten, fallen ſie in Verwirrung, weil ſie zu disputiren verſtehen."

„Manche ſind ein Raub des Hochmuths, ohne es zu wiſſen. Denn außer dem weltlichen Hochmuth giebt es auch einen, der vom Himmel ſtammt, wo der erſte Engel ſich in ſeiner eigenen Bosheit verloren hat. Dies geſchieht beſonders bei den von Gott reicher Begabten, der Teufel bekämpft ſie mit ihren eigenen Tugenden und macht ſie zu ſeinem Fallſtrick. Ich fürchte, daß die Nonnen von Port=Royal und noch mehr ihre Leiter in dieſen gefährlichſten Hochmuth verfallen ſeien. Die Schrift lobt mehrere Könige Israels, daß ſie den wahren Gott angebetet, aber ſie tadelt ſie zu gleicher Zeit, daß ſie die Götzenbilder nicht geſtürzt haben, welche man auf den Höhen anbetete. Ich will gern daſſelbe Lob einigen dieſer Doctoren geben und ihnen zum Ruhm nachſagen, daß ſie nicht, wie viele Andere, dem Glücke opfern, weil ſie daſſelbe verachten, oder auch weil es ihnen nicht ſehr günſtig iſt; daß ſie dem Vergnügen nicht anhängen, aber ich fürchte, dieſe Tugenden möchten mangelhaft ſein, weil ſie ſich keine Mühe geben, die Erhöhungen zu niedrigen, wo ſie alle Tage dem Götzenbild ihres eigenen Urtheils opfern."

Die wahre innere Demuth aber erniedrigt den Stolz unſeres Geiſtes und läßt uns einerſeits die Größe und den Ruhm Gottes erkennen, andererſeits das Elend und das Nichts des Menſchen, welcher in die Sünde gefallen iſt und führt uns ſo in eine tiefe Erniedrigung ein und in das äußerſte Mistrauen gegen uns ſelbſt. Dieſe Tugend gemahnt uns, daß die Sünde unſerer Seele zwei Wunden geſchlagen hat, die eine dem Erkenntnißvermögen, welches mit Unwiſſenheit erfüllt iſt, die andere im Willen, der einen ſo mächtigen Hang zum Böſen hat. Darum zieht er das Urtheil ſeiner Oberen dem ſeinigen vor, weil er in den Irrthum zu verfallen fürchtet und weil er die Anderen für vollkommener in der Übung der Tugend hält; denn er hält ſich nur an die Erkenntniß ſeines eigenen Elends. Das iſt die wahre, innere Demuth; ſie demüthigt ſich ſelbſt und ehrt den Nächſten. Dieſe Leute aber erheben und erniedrigen in ihrer Leidenſchaft nach Gutdünken, nach der Gewohnheit der Ketzer, welche immer nur die Leute ihrer Partei ehren, wie Tertullian ſagt, es genüge ins Lager der Rebellen überzugehen, um von ihnen geehrt zu werden. Sie glauben eher, die ganze Kirche ſei in den Irrthum verfallen, ſie halten ſich für die Einzigen in der Kirche, die Licht genug haben, um die Wahrheit zu erkennen und Muth genug, um ſie zu vertheidigen. Ihre Beichtväter ſagten bisweilen zu ihnen: Meine Schweſter, du biſt Gott zum beſonderen Dank verpflichtet, daß er dich in ſeiner Gnade in dieſes Kloſter hat führen wollen, wo man die den Anderen unbekannten Wahrheiten lernt, daß er dich unſerer Leitung unterſtellt; denn wir ſind die Kirche."

„Dieſes ganze Benehmen giebt uns den Schlüſſel dazu, wie St. Cyran ſich in ſeiner Definition der Kirche begnügte zu ſagen, ſie ſei die Gemeinſchaft Derer, welche Gott im Lichte und im Bekenntniß des wahren Glaubens und in der Einigkeit der wahren Liebe dienen, ohne vom Pabſte und

den Biſchöfen, von welchen ſie regiert wird, auch nur ein Wort zu ſagen. Es iſt dies abſichtlich, denn ich habe es alſo in allen Katechismen gefunden, worin ſie die Kinder unterrichteten. Ich habe zwei Manuſcripte davon. In dem einen iſt die Kirche als die Gemeinſchaft der gläubigen Diener Gottes beſtimmt, in dem anderen als die Gemeinſchaft der in dieſer Welt lebenden wahren Diener Gottes, ohne ein Wort von Pabſt und Biſchöfen. Damit wollten ſie ſich aber von dieſen unabhängig erhalten, um ſagen zu können, wie ſie denn auch gethan haben, daß ſie unſichtbarer, innerlicher Weiſe in der Kirche bleiben können, wenn ſie auch ſichtbarer Weiſe und äußerlich von Denen, die ſie regieren, vom Pabſt und den Biſchöfen getrennt wären." —

„Die Ordnung Gottes hat zwei Gewalten auf der Erde geſchaffen, welche uns in der Schrift unter dem Bild der zwei Arme dargeſtellt werden; der eine, der rechte, welcher die Ewigkeit trägt, ſtellt uns die geiſtliche Gewalt vor, der andere, der linke, welcher Reichthümer und Ruhm hält, ſtellt uns die weltliche Gewalt dar. Dieſe beiden Arme ſind gleich, denn die beiden Gewalten ſind von einander unabhängig, dieſe beiden Arme gehen von demſelben Körper aus, denn die beiden Gewalten haben nur daſſelbe Eine Princip, Gott. Dieſe beiden Gewalten ſind für den Staat (die Geſellſchaft) weſentlich und unentbehrlich, wie für den Menſchen ſeine beiden Arme. Wir ſollen beiden um des Gewiſſens halber gehorchen; die Janſeniſten widerſetzen ſich beiden. Sie antworten den Ausſprüchen und Befehlen des Pabſtes, er könne ſich täuſchen; wenn der König, um den Frieden in ſeinem Staate zu erhalten, ſeine Declaration der Bulle des Pabſtes anſchließt, und ihnen als ſeinen Unterthanen die Unterſchrift des Formulars befiehlt, ſo erſtaunen ſie, daß der König die Gränzen ſeiner Gewalt überſchreite und Ordonnanzen in Glaubensſachen ausſchreibe. Wenn ſie ſich nun aber weder der einen, noch der anderen dieſer Gewalten unterwerfen wollen, welche Auctorität auf Erden erkennen ſie an? — Vielleicht ſagt ihr, ihr unterwerft euch der Wahrheit allein! — Aber habt denn ihr allein die Wahrheit? theilt ſie ſich nicht Allen mit? Heißt das nicht rebelliſch ſein, wenn man ſein Urtheil dem aller Gewalten in Kirche und Staat vorzieht?"

Außer dem Geiſt des Hochmuths und einer erſtaunlichen Sucht nach Unabhängigkeit findet Chamillard als Frucht der Maximen von Port-Royal auch einen böſen Geiſt der Verleumdung. „Dieſen üben ſie beſonders gegen ihren Erzbiſchof; er aber thut ſeine Pflicht, verachtet ihre Verleumdungen, und gedenkt des Worts von St. Auguſtin, daß der gute Hirte nicht ſtutzig werden darf, wenn die Dornen, worein er ſich begiebt, um die von der Heerde abgeirrten Lämmer zu ſuchen, ihn zerfleiſchen und das Blut ſeiner Ehre vergießen. Was ihn betrübt iſt, daß die, ſo ihn angreifen, ins Verderben rennen; ſein Troſt aber iſt, daß die Kirche, für welche er ſtreitet, unbeſiegbar iſt."

Beilage XXIV.

Beſuch des Erzbiſchofs in Port-Royal des Champs am 15. November 1664.

Es findet ſich handſchriftlich die Ordonnanz des Erzbiſchofs vom 17. November 1664, welche zugleich den Viſitationsbericht enthält:

Wir Hardouin, durch die Gnade Gottes und des heiligen *apoſtoliſchen* Stuhls Erzbiſchof von Paris haben uns den 15. November 1664 nach der

Abtei Port=Royal des Champs verfügt, begleitet von dem Prieſter Wilhelm de la Brunetiere, Doctor der Theologie, Archidiakon Unſerer Kirche zu Paris, eines unſerer Großvicare und Unſerer Almoſeniere, um zur Viſitation genannter Abtei zu ſchreiten, gemäß der Mittheilung, welche darüber Tags zuvor von Unſerer Seite der Priorin durch einen Unſerer Geiſtlichen gemacht worden war. Nachdem Wir um zwei Uhr Mittags an genanntem Orte angekommen waren, haben Wir Uns ſofort nach der Kirche verfügt, allwo Wir durch die Geiſtlichen des Hauſes empfangen wurden und die Nonnen das Te=Deum ſangen. Hierauf nahmen wir das Sacrament des Altars und das heilige Öl in Augenſchein und richteten dann am großen Gitter der Kirche eine kurze Ermahnung an die Nonnen, damit ſie in der rechten Verfaſſung wären, Unſeren Beſuch ſich zu Nutz zu machen und haben der Priorin aufgetragen, den folgenden Tag Alles bereit zu halten, um Unſere Viſitation fortzuſetzen. Den folgenden Morgen, den 16., nachdem Wir die Meſſe des h. Geiſtes gefeiert, haben Wir uns nach einem der Sprechzimmer der Abtei verfügt, wo Wir nach Empfang eines Verzeichniſſes aller Nonnen, welche als Profeſſen in genannter Abtei Port=Royal des Champs ihren Sitz haben, — der Chorſchweſtern ſind aber 16 —, ſie alle eine nach der anderen gehört haben (dans leur scrutin) während des Sonntags und Montags Morgen. Nachmittags ſind Wir, in Begleitung Unſeres Großvicars und Unſeres Almoſeniers und des Beichtvaters der Nonnen dahin zurückgekehrt, die Viſitation zu ſchließen. Zu dem Ende führte man uns in die Clauſur, und Wir nahmen alle dazu gehörigen klöſterlichen Räume in Augenſchein, welche Wir in gutem Stande fanden. Nachdem ſich nun die ganze Gemeinſchaft in Kapitel verſammelt hatte, und Wir den h. Geiſt angerufen, bezeugten Wir Unſeren gerechten Schmerz über die Schwierigkeit, welche die Priorin und die übrigen Nonnen gegen die Unterſchrift Unſeres Formulars vom 7. Jun. erheben. Unſer Ausſchreiben war ihnen mitgetheilt worden durch den Landdekan de Chaſteau=Fort, zu der Zeit, da es in den Pfarrkirchen Unſerer Diöceſe veröffentlicht wurde, wie ſie es denn ſelbſt eingeſtanden. Wir haben ſie mit allen den dringendſten Gründen des Gewiſſens väterlich ermahnt, und ihnen ſehr weitläuftig auseinander geſetzt, daß ſie ſich Unſerer Ordonnanz unterwerfen müßten. Schließlich haben Wir ihnen durch die Gewalt, welche Gott Uns als ihrem Erzbiſchof über ſie übertragen, ausdrücklich befohlen, ihren rechtmäßigen Oberen zu gehorchen. Aber Unſere Vorſtellungen, Ermahnungen und Befehle hatten ſo wenig Gewalt über ihren Geiſt, daß ſie Uns vielmehr noch viel deutlicher das eigenſinnige Feſthalten an Allem dem zeigten, was die Vertheidiger des Janſenismus an Subtilitäten erfunden haben, um mit der Verdammung ſeiner Lehre ihr Spiel zu treiben.

Um daher einem ſo großen Übel zu ſteuern und eine für die Urtheilsſprüche der Superioren und der Geiſtlichen ſo beleidigende Rebellion zu beſtrafen, haben Wir ſie erklärt und erklären ſie durch unſere gegenwärtige Ordonnanz für ungehorſam und darum auch für unfähig, an den heiligen Sacramenten der Kirche Theil zu nehmen, bis Gott ihnen die Gnade erwieſen hat, daß ſie zur Erkenntniß ihrer ſelbſt kommen.

Wir haben ſie ferner erklärt und erklären ſie für unfähig zu activer und paſſiver Stimme bei den Wahlen. Endlich verbieten Wir ihnen bei Strafe des Ungehorſams mit Perſonen zu verkehren, welche in Verdacht ſtehen, die verurtheilte Lehre zu begünſtigen; Wir verbieten ihnen unter ſich oder mit wem es auch ſei, über dieſe Angelegenheiten zu verkehren, es ſei denn, um ſich in guter Abſicht mit den Gründen bekannt zu machen, welche ſie zum Gehorſam zurückführen können und wollen beſonders die Priorin ermahnt haben, die Nonnen weder insgemein, noch beſonders zu bewegen, ſich von der Unterwerfung, welche ſie uns ſchuldig ſind, zu entfernen.

Um ihnen aber zu bezeugen, daß Wir für ſie immer die Zärtlichkeit eines wahren Vaters hegen und ein Herz, welches offen ſteht ſie aufzunehmen, ſobald ſie nur gehorchen und in ihre Pflichten als rechte Töchter der Kirche zurückgehen wollen, beſchwören Wir ſie bei dem Erbarmen Gottes (par les entrailles de la miséricorde de Dieu) und tragen ihnen kraft der uns verliehenen Auctorität auf, Gott ohne Unterlaß anzurufen, auf daß ſie die ihnen nöthige Gelehrigkeit erhalten mögen, und ernſtlich zu bedenken, wie ſchuldig ſie ſich machen würden, wenn ſie noch länger in der beleidigenden Geringſchätzung beharrten, womit ſie bisher die Stimme ihrer wahren Hirten vernommen haben.

Geſchehen in genannter Abtei Port-Royal des Champs, am 16. November 1664.

Beilage XXV.

Verbot des gemeinſchaftlichen Gebets.

Es findet ſich noch im Archive ein Manuſcript der erzbiſchöflichen Ordonnanz, welche das ſtrafende Erkenntniß vom 6. Sept. 1665 erklärt und beſtätigt; ſie lautet wie folgt:

Wir Hardouin de Perefixe, durch Gottes und des heiligen apoſtoliſchen Stuhles Gnade Erzbiſchof von Paris, entbieten Unſeren theuren Schweſtern, den Nonnen von Port-Royal des Champs, Unſeren Gruß in unſerem Herrn. Seit der an Euch gemachten Mittheilung Unſerer letzten Ordonnanz vom ſechsten dieſes Monats September, durch welche Wir Euch zur Strafe Eures Ungehorſams für unfähig erklärt haben, irgend eine Corporation oder Gemeinſchaft zu bilden, und für unwürdig die göttliche Offiz öffentlich zu ſingen, bei Strafe der Excommunication ipso facto über die Dawiderhandelnden, — haben Wir vernommen, daß Ihr, mit Verachtung oder Umgehung der Ordonnanz, Euch unterwunden habt, die gottesdienſtliche Offiz zu recitiren, indem Ihr dabei von der einen und ſofort von der anderen Seite pſalmodirend ein Chor gebildet habt, was ganz und gar gegen Unſere Abſicht iſt; in Betracht deſſen ſehen Wir Uns veranlaßt, eine Erklärung Unſerer Ordonnanz vom ſechsten zu geben und verbieten Euch bei den darin angedrohten Strafen, Eure Offiz öffentlich zu recitiren, ſei es nun ſingend oder pſalmodirend, oder auch ſie mit lauter Stimme zu ſprechen, ſo daß man Euch außerhalb hören kann. Wir erlauben Euch nur ſie beſonders im Geiſte der Demuth und der Buße zu ſprechen. Wir wollen, daß Unſere beſagte Ordonnanz vom ſechsten dieſes und alle darin enthaltenen Ausdrücke Unſerer Abſicht gemäß ausgelegt und verſtanden werden, welche Wir Euch durch gegenwärtiges Schreiben erklären, und befehlen, daß dieſes Euch durch einen Gerichtsboten Unſerer Officialität mitgetheilt werde, damit Ihr nicht Unkenntniß deſſelben vorſchützen möget.

Gegeben zu Paris, den zehnten September 1665.

In Betreff dieſer Signification folgt nun:

Im Jahre 1665, Freitag den 11. September, ungefähr um acht Uhr Morgens wurde obige Ordonnanz durch mich, endesunterzeichneten huissier apariteur am geiſtlichen Hof zu Paris, vorgezeigt, mitgetheilt und gehörig zu wiſſen gethan den ehrwürdigen Müttern, den Nonnen des Kloſters Port-Royal des Champs, indem ich anſtatt mit allen, mit der Schweſter Johanne Fare, einer der Pförtnerinnen des inneren Kloſters, ſprach. Dieſelbe

hatte ich gebeten, mich mit der Mutter Superiorin oder einer anderen Nonne ſprechen zu laſſen; beſagte Schweſter Johanne Fare ſagte mir aber, daß ſie im Kapitel ſeien und ich mit keiner unter ihnen reden könne; ich habe ihr aber nur zu ſagen, was ich ihnen zu ſagen wünſchte. In Betracht deſſen und nachdem ich lange gewartet, ſah ich mich genöthigt, ihr zu erklären, daß ich eine Ordonnanz des Erzbiſchofs von Paris ihnen mitzutheilen habe, worauf beſagte Schweſter mir antwortete, daß ſie darin (la dedans) keine Significationen annehmen; da genannte Schweſter viele Worte machte (d'abondant), legte ich in das Pförtnerzimmer eine Copie der Ordonnanz, wie auch von dem Act ihrer Signification nieder, damit die Nonnen und die Pförtnerin davon in Kenntniß geſetzt wären und dem Inhalt genannter Ordonnanz unter den darin angeſetzten Strafen nachzukommen hätten. Dies geſchah in Gegenwart des Prieſters Saugei, des Stallmeiſters N., des exempt des gardes du corps N., und des garde du corps N.

Nikolas.

Beilage XXVI.

Wahl einer Äbtiſſin durch die Abgefallenen.

Der Brief des Erzbiſchofs vom 16. November 1665 beruft ſich zuvörderſt auf ſein Formular vom Jun. 1664, daß aber die Nonnen des alten und neuen Hauſes von Port-Royal ihre Verpflichtung nicht erfüllt haben, daher ſich der Erzbiſchof dahin begeben und der Äbtiſſin und den Nonnen ſeinen gerechten Schmerz über ihre Unbotmäßigkeit kund gethan, ſie ermahnt und mit den darauf geſetzten Strafen bedroht habe. „Da aber die Äbtiſſin und der größte Theil der Nonnen ſich doch weigerte, hat man ſämmtliche Widerſpenſtige (refractaires) den vierten Juli 1665 nach dem alten Kloſter Port-Royal des Champs, in der Pfarrei Magny, gebracht, wo man alle, welche die Unterſchrift des Formulars verweigerten, verſammeln wollte, um ihnen daſelbſt in der Ruhe und Einſamkeit die Zeit zu laſſen, um gemeinſam ſich zu berathen, was ſie zu thun hätten, um ihre Schuldigkeit zu erfüllen, in der Hoffnung, Gott würde ihnen eingeben, was ſie zu thun hätten. Aber ſtatt daß ſie ſich nach mehreren Aufforderungen ihrem Vorgeſetzten unterworfen hätten, mußten Wir Uns endlich den 6. September dieſes Jahres in genanntes altes Kloſter verfügen, um Uns ſelbſt davon zu überzeugen. Nachdem Wir ſie daſelbſt mit aller möglichen Zärtlichkeit ermahnt und ihnen kraft Unſerer Macht über ſie die Unterſchrift befohlen, ihnen auch zu verſtehen gegeben hatten, daß es das letzte mal ſei, aber keine Unterwürfigkeit, ſondern nur offene und allgemeine Rebellion gefunden, haben Wir ſie für ungehorſam erklärt, und ſo weiter wie oben im Text. Ferner in Betracht, daß durch das Grundgeſetz der beſagten Abtei Port-Royal die Nonnen das Recht haben, alle drei Jahre ihre Äbtiſſin ſelbſt zu wählen und daß die Abtei ohne Äbtiſſin iſt, ſowohl weil die drei Jahre der Schweſter Magdalena von St. Agnes Ligny abgelaufen ſind, als weil ſie und alle gegen Unſere Ordonnanz ungehorſamen und widerſpenſtigen Schweſtern kraft Unſeres Urtheils unfähig dazu ſind, ſo haben Wir Uns heute früh um neun Uhr nach dem neuen Kloſter (Port-Royal de Paris) verfügt, allwo das heilige Opfer der Meſſe des h. Geiſts gefeiert wurde, damit es Gott gefalle, die Nonnen des Kloſters zu erwecken, eine Perſon

zu wählen, die würdig und fähig wäre, die Würde der Äbtiſſin auszuüben; nachdem Wir Uns denn mit rochet et camail bekleidet und die genannten Nonnen das Veni Creator geſungen und Wir mit dem gewöhnlichen Gebet geſchloſſen hatten, nahten Wir Uns dem Sprachgitter und ermahnten die dazu im Chor verſammelten Nonnen, bei dieſer Wahl keine andere Abſicht zu haben, als der Inſpiration zu folgen, welche ihnen der h. Geiſt geben würde, und diejenige zu wählen, welche ſie als die Tüchtigſte und in der Disciplin gegen ſich ſelbſt für die Eifrigſte kennten. Sofort fragten Wir die Älteſte unter den anweſenden Nonnen, in Gegenwart des Superiors Chamillard und des apoſtoliſchen Notars, welche Nonnen tauglich ſeien bei der Wahl mitzuſtimmen, da die von Port-Royal des Champs aller activen Wahlſtimme beraubt ſeien; ſie übergab die Namen der neun Folgenden:

Eliſabeth des Anges,
Katharina de St. Flavie,
Magdalena de St. Mathilde,
Philiberte de St. Magdalena,
Marie de St. Dorothea,
Margarethe de St. Euphroſine,
Jakobine von St. Katharine,
Katharine von St. Pelagie,
Marie Agnes von St. Pelagie.

So erklärte denn der Erzbiſchof, nachdem er die Wahlzettel geleſen hatte, Marie von St. Dorothea für die kanoniſch gewählte Äbtiſſin und vermochte ſie zur Annahme der Würde, indem er ihr vorſtellte, es ſei ihre Pflicht ſich in Gottes Willen zu ergeben, worauf das Te-Deum geſungen und ſie in Beſitz ihrer Würde über dieſes neue Haus geſetzt wurde.

Beilage XXVII.

Racine gegen Port-Royal.

Desmarets de St.-Sorlin, welcher ſein ganzes Leben über Komödien und Romane geſchrieben hatte, ließ es ſich im Alter beifallen gegen Port-Royal die phantaſtiſchen avis du St. Esprit au roi und eine Antwort auf die Apologie der Nonnen zu ſchreiben. Seine Komödie les Visionnaires gaben Nicole Veranlaſſung, ſeinen beiden Briefen gegen ihn dieſen Namen zu geben. Die ſtarke Stelle darin gegen die Romanſchreiber und Theaterdichter war Nicole um ſo mehr aus dem Herzen geſchrieben, als er die neue Ausgabe der etwas freien Gedichte ſeines Vaters umſonſt zu unterdrücken verſucht hatte. Racine aber glaubte ſein Streben dadurch gebrandmarkt, ja die Stelle auch gegen ſich perſönlich gemünzt, der emancipirte Schüler erhob ſich gegen den Lehrer, deſſen Schwächen er wohl beobachtet hatte. Die Gegner Port-Royals waren erfreut, daß ſie in dem Verfaſſer des anonymen Briefes einen gefunden hatten, welchen ſie Pascal nachträglich entgegen ſtellen könnten. Nicole ſelbſt geſteht, daß der Brief viel Aufſehen gemacht habe, nach ihm natürlich nur bei den „kleinen Geiſtern." Abbé Teſtû gab ſich das Anſehen, als ſei er der Verfaſſer des Briefs, worüber aufgebracht Racine ſich ſelbſt nannte. Racines Sohn erzählt auf unverbürgtes Hörenſagen hin, der Erzbiſchof von Paris habe ſeinen Vater auffordern laſſen, gegen Port-Royal zu ſchreiben und habe ihm dafür ein Kanonikat angeboten.

Es macht dem Herzen Racines keine Ehre, daß er im Anfang von 1666, alſo als Port=Royal am ärgſten mishandelt wurde, dieſen Brief drucken ließ. Er enthält offenbare Unwahrheiten, beſonders eine aufgegriffene komiſche Anekdote über die ältere Angelica. Aber der Brief, das Pamphlet hat auch Stellen, welche die Mängel, die ſchwachen Seiten der Port=Royal vertheidigenden Literaten ins hellſte Licht ſtellen: „Ich bemerkte, daß ihr euch anmaßtet, die Stelle des Verfaſſers der kleinen Briefe einzunehmen, aber auch, daß ihr weit unter ihm ſeid und daß ein großer Unterſchied unter einer Provinziale und einer Imaginaire ſei." (Des Lions ſagt: der große Pascal, der Verfaſſer der kleinen Briefe. Man vergleiche damit, was P. Courier in ſeinem pamphet des pamphets ſagt.) Er ſpottet über Nicole, daß dieſer über den zufälligen Umſtand, daß Desmarets früher Theaterſtücke geſchrieben, hundert Andere in ſeinen Privatſtreit verwickelte, die ihm nichts gethan haben. „Ihr habt genug Feinde, warum ſucht ihr neue? o, der Provinziale war viel klüger, als ihr! ſeht wie er der Akademie ſchmeichelt, während er die Sorbonne verfolgt. Er wollte ſich nicht alle Welt auf den Hals laden, er hat die Romanmacher geſchont. Er hat ſich Gewalt angethan, ſie zu loben; denn Gott ſei Dank, ihr lobt nur das, was ihr ſelbſt macht. Aber glaubt mir, dies waren vielleicht die einzigen Leute, welche euch günſtig waren. (Die Literaten waren durch die Provinzialbriefe für Port=Royal gewonnen.) Wenn ihr aber mit ihnen nicht zufrieden waret, ſo hattet ihr nicht nöthig, ſie auf einmal ſo zu injuriren. Glaubt ihr, daß man ſie auf euer Wort hin für Vergifter halten werde? — Nein, nein, mein Herr, man iſt nicht gewöhnt, euch ſo leichthin zu glauben; ſeit mehr als zwanzig Jahren wiederholt ihr jeden Tag, die fünf Sätze ſeien nicht in Janſen; indeß glaubt man es euch noch nicht."

„Aber wir kennen die Strenge eurer Moral. Wir verwundern uns nicht, daß ihr die Dichter verdammt; ihr verdammt noch viele Andere. Wir verwundern uns nur, daß ihr die Menſchen verhindern wollt, ſie zu ehren. Begnügen Sie ſich, mein Herr, doch lieber damit, Plätze in der anderen Welt anzuweiſen, aber verzichten Sie darauf, die Vergeltung in dieſer zu regeln. Sie haben dieſelbe ja ſo lange verlaſſen. Laſſen Sie ſie über ihre Sachen urtheilen. Beklagen Sie ſie, wenn Sie das wollen, daß ſie Bagatelle liebt, und daß ſie Diejenigen liebt, welche dergleichen machen; aber beneidet ſie nicht um die elenden Ehrenbezeigungen, auf welche Sie ja verzichtet haben."

„Sie glauben ſonder Zweifel, daß es viel ehrenvoller iſt Enluminures, Chamillardes, Onguents pour la brulure zu ſchreiben. (Ong. ou le secret d'empêcher aux Jésuites de brüler des livres 1665 von Barbier d'Aucourt.) Aber was wollen Sie? nicht Jedermann iſt im Stande, ſich mit ſo wichtigen Dingen zu beſchäftigen; es kann nicht alle Welt gegen die Jeſuiten ſchreiben. Man kann auf mehr als einem Wege zum Ruhm gelangen."

„Aber, werdet ihr ſagen, es iſt jetzt kein Ruhm mehr, Romane und Komödien zu machen, was die Heiden ehrten, iſt „„bei den Chriſten abſcheulich geworden."" Ich bin kein Theologe, wie Sie; ich werde mir jedoch die Freiheit nehmen, Ihnen zu ſagen, daß die Kirche uns das Leſen der Dichter nicht verbietet, uns nicht gebietet, ſie zu verabſcheuen. An ihrer Lectüre haben die alten Väter ſich zum Theil ausgebildet. St. Gregor von Nazianz hat keinen Anſtand genommen, die Paſſion unſeres Herrn in Form einer Tragödie zu bringen. St. Auguſtin citirt Virgil ſo oft, als ihr St. Auguſtin. Ich weiß wohl, daß er ſich darüber anklagt, daß er ſich in der Komödie hatte rühren laſſen, und daß er beim Leſen Virgils geweint hat. Was ſchließet ihr daraus? Ihr werdet ſagen, daß man Virgil nicht mehr leſen dürfe, noch weiter in die Komödie gehen. Allein St. Auguſtin

macht ſich auch darüber einen Vorwurf, daß er an den Geſängen der Kirche zu viel Vergnügen gefunden habe. Heißt das, daß man nicht mehr in die Kirche gehen ſolle? Und ihr, die Nachfolger dieſer Väter, wie habt ihr euch können beifallen laſſen, die Komödien von Terenz ins Franzöſiſche zu überſetzen? (Sacy.) Mußtet ihr eure heiligen Beſchäftigungen unterbrechen, um Überſetzer von Komödien zu werden? Wenn ihr ſie nur auch mit ihrer Anmuth wiedergegeben hättet, ſo wäre euch das Publicum zum Dank für eure Mühe verpflichtet. Ihr werdet vielleicht ſagen, daß ihr einige Freiheiten davon weggeſchnitten habt. Aber ihr ſagt ja, „daß die Mühe, welche man ſich giebt, um die Leidenſchaften mit einem Schleier der Ehrbarkeit zu bedecken, ſie nur gefährlicher mache." So ſeid ihr denn ſelbſt in der Klaſſe der Vergifter!"

„Oder ſeid ihr vielleicht jetzt heiliger als damals? Durchaus nicht. Aber Desmarets hatte damals nichts gegen euch geſchrieben. Dieſes Verbrechen des Dichters hat euch gegen die Dichtkunſt erbittert. Da habt ihr nicht in Betracht genommen, daß doch weder d'Urfe, noch Corneille, noch Gomberville, euer alter Freund, für das Betragen eines Desmarets verantwortlich gemacht werden könne; ihr habt ſie in ſeine Ungnade verwickelt."

„Ihr habt ſogar vergeſſen, daß Fräulein von Scudery in ihrer Clelie (einem Roman) ein vortheilhaftes Bild von Port-Royal gegeben hatte. Ich habe jedoch ſagen gehört, ihr habet geduldig ertragen, daß man euch in dieſem „abſcheulichen" Buche lobte. Man ließ den Band, welcher von euch redete, in die Wüſte kommen; er lief daſelbſt von Hand zu Hand und alle Einſiedler wollten die Stelle ſehen, wo ſie als „ausgezeichnete Männer" behandelt wären. Hat man ihr nicht ſogar ihre Lobeserhebungen in den Provinzialbriefen gegeben, iſt es nicht ſie, welche der Verfaſſer verſteht, wo er von einer Perſon redet, die er bewundert, ohne ſie zu kennen? Aber wenn ich mich recht erinnere, ſo hat man ſogar Desmarets in dieſen Briefen gelobt. Zuerſt hatte der Verfaſſer, auf das Gerücht, daß er an der Apologie der Jeſuiten arbeite, von ihm mit Verachtung geſprochen. Er ließ euch ſagen, daß er keinen Theil daran habe und ſogleich wurde er als ein Mann von Ehre und als ein Mann von Geiſt gelobt."

„Kurz, mein Herr, ſcheint es Ihnen nicht, als ob man über dieſes Verfahren dieſelben Betrachtungen anſtellen könnte, welches ihr ſo oft über das Verfahren der Jeſuiten gemacht habt? Ihr klagtet ſie an, daß ſie bei den Perſonen nur auf den Haß oder auf die Zuneigung ſehen, welche man zu ihrer Compagnie habe. Ihr ſolltet es vermeiden, ihnen zu gleichen. Wenn eine Frau unordentlich lebte, wenn ein Mann ausſchweifend war, wenn ſie ſich nur eure Freunde nannten, ſo hofftet ihr immer ihre Seligkeit; waren ſie euch ungeneigt, ſo mochten ſie ſo tugendhaft ſein, als ſie wollten, ihr fürchtetet immer das Gericht Gottes für ſie. Die Wiſſenſchaft wurde behandelt wie die Tugend; um gelehrt zu ſein, genügte es nicht, ſein ganzes Leben ſtudirt zu haben, alle Autoren geleſen zu haben; man müßte auch noch Janſen, darin aber nicht die fünf Sätze geleſen haben."

„Ich zweifle nicht, daß ihr euch mit dem Beiſpiele eines Kirchenvaters rechtfertigt; denn was findet ihr nicht Alles in den Vätern! Ihr werdet ſagen, daß St. Hieronymus den Rufin, ſo lang er ſein Freund war, als den gelehrteſten Mann ſeines Jahrhunderts lobte, und daß er denſelben Rufin als den größten Ignoranten ſeines Jahrhunderts behandelte, ſeit er ſich in die Partei des Origenes geworfen. Aber ihr werdet geſtehen, daß es nicht dieſe Ungleichheiten der Anſichten waren, welche ihm den Rang des Heiligen und Kirchenlehrers erwarben."

„Und welche Ausrufungen macht ihr, daß Desmarets die Keckheit hatte, über Gegenſtände der Religion zu ſchreiben! Sagt mir, was machte er

Maitre in der Welt? er plädirte, er machte auch Verſe, was gleich profan iſt, nach euren Maximen. Er geſteht in einem Briefe, daß auch er ein unordentliches Leben führte. Wie habt ihr denn dulden können, daß er ſo viele Überſetzungen, ſo viele Bücher über die Materien der Gnade machte? Oho! werdet ihr ſagen, er hat zuvor eine lange, ernſtliche Buße gethan! Er hat zwei ganze Jahre den Garten geſchort, die Wieſen gemäht und das Geſchirr gewaſchen, das hat ihn der Lehre St. Auguſtins würdig gemacht!"

„Endlich möchte ich Sie gerne fragen, was wir leſen müſſen, wenn dieſe Art von Werken uns verboten iſt; der Geiſt muß ſich doch manchmal erholen, wir können doch nicht immer Ihre Bücher leſen. Und dann, um Ihnen die Wahrheit zu ſagen, Ihre Bücher machen ſich nicht mehr ſo geleſen wie früher. Seit langer Zeit ſagen ſie nichts Neues mehr. Auf wie vielerlei Weiſe haben Sie die Geſchichte von Pabſt Honorius erzählt? Man ſehe an, was Sie ſeit zehn Jahren gemacht haben, Ihre disquisitions, Ihre dissertations, Ihre réflexions, Ihre considérations, Ihre observations, man wird darin nichts Anderes finden, als daß die fünf Sätze nicht in Janſen ſind. Meine Herren, bleiben Sie dabei; ſagen Sie nicht mehr. Wir ſind, um frei mit Ihnen zu ſprechen, entſchloſſen, darin eher dem Pabſt und dem Klerus von Frankreich zu glauben, als Ihnen."

„So ſtellen Sie denn immerhin aus den Kirchenvätern gute Regeln auf, um uns zu helfen die Viſionäre und Narren zu erkennen; wir werden uns bei guter Gelegenheit derſelben bedienen. Aber gebt Desmarets keine Streiche, die auf Andere zurückfallen könnten; beſonders, ich wiederhole es, hüten Sie ſich ja zu glauben, daß Ihre Briefe eben ſo gut ſeien, als die Provinzialbriefe. Das wäre eine ſeltſame Viſion. Ich ſehe wohl, daß Sie dieſe Schreibart treffen wollen; die heitere Art Pascals hat Ihrer Partei mehr Dienſte gethan, als aller Ernſt Arnaulds. Aber dieſe heitere Weiſe iſt durchaus nicht in Ihrem Charakter; Sie fallen in die kalten Scherze der enluminures zurück, Ihre Bonsmots ſind in der Regel nur platte Anſpielungen. Verſchanzen Sie ſich alſo ins Ernſthafte, füllen Sie Ihre Briefe mit langen, gelehrten Perioden an, citiren Sie die Väter, werfen Sie ſich häufig auf die Injurien und beinahe immer auf die Antitheſen; Sie ſind zu dieſem Styl berufen, Jeder muß ſeinem inneren Beruf folgen."

Gegen dieſen Angriff eines Ungenannten antworteten zwei Freunde Port-Royals, du Bois, Akademiker, Überſetzer von Cicero und Auguſtin, welchen Nicole den Prätendenten auf das Reich der Überſetzungen nennt, wohl derſelbe, welcher auch bei der Bibelüberſetzung half, und der junge Advocat Barbier d'Aucourt, ein Feind der Jeſuiten, welcher ſpäter in die Akademie aufgenommen wurde. Als Nicole in einer neuen Ausgabe ſeiner Imaginaires 1667 dieſe beiden Briefe wieder abdrucken ließ, ſo ſchrieb Racine als Antwort darauf einen zweiten Brief und eine Einleitung dazu. Er las ſie fertig Boileau vor; dieſer lobte ſeine witzige Behandlung, ſchloß aber mit den Worten: Aber denken Sie nicht daran, daß Sie gegen die ehrlichſten Leute auf der Welt ſchreiben? In Racine erwachte das Andenken an ſeine großen Verpflichtungen gegen Port-Royal. Er unterdrückte beide Aufſätze; der zweite Brief erſchien — ſeltſam genug — das erſtemal 1716 in einer Geſammtausgabe von Boileaus Werken, die Vorrede erſt hundert Jahre nach des Verfaſſers Tode.

Racine ſpottet darin über die Lobeserhebungen und die Bedeutung, welche Messieurs de Port-Royal ſich unter einander geben. „Beſonders loben Sie Ihre Herren, ruft er ihren beiden Vertheidigern zu, loben Sie dieſelben nicht mit Zurückhaltung. Sie ſtellen dieſelben gerade nach David und Salomon; das iſt nicht genug, ſtellen Sie ſie vor dieſe; Sie werden ihrer Demuth ein wenig wehe thun, aber fürchten Sie nichts, ſie ſind gewöhnt Alle zu ſegnen, welche ihnen Leid bereiten. — Die beiden Vertheidi-

ger hatten Racine vorgeworfen, daß er die Imaginaires neben die Chamillardes herunterſetze und behauptet, jene ſeien den Provinzialbriefen nicht ſo ganz unebenbürtig. Racine iſt fein genug, ſich nicht nur der Provinzialbriefe, ſondern auch der Chamillardes, wenigſtens ſcherzhaft, gegen ihre eigene Partei anzunehmen. „Wißt Ihr, daß in den Chamillardes ziemlich gute Sachen ſind? Dieſem Manne fehlt es nicht an Kühnheit; er hat den Charakter von Port-Royal ziemlich gut, er geht mit dem Pabſt familiär um, er redet zu den Doctoren mit Auctorität. Was ſage ich? wißt Ihr, daß er eine bedeutende Schrift geſchrieben hat, welche verdiente verbrannt zu werden?“

Über die neue Ausgabe der Visionnaires heißt es: „Die erſte Ausgabe, obgleich verboten, iſt in Paris noch nicht verkauft. Der Verfaſſer trug Sorge, ſie mit denſelben Lettern, wie die 18 Provinzialbriefe drucken zu laſſen, wie er ſich die Mühe gab, ſie bis auf 18 zu treiben, obgleich ohne Nothwendigkeit; ſo ungeduldig war er, als zweiter Theil von Pascal zu dienen. Er wird aber ebenſo wenig geleſen werden, als die Fortſetzung des Cid und das Supplement zu Virgil.“ Gewiß viel Wahrheit liegt in der Bemerkung: „Und meint Ihr, die Provinzialbriefe ſeien etwas Anderes, als Komödien? Sagt doch, was geht in den Komödien vor? Man ſpielt einen Spitzbuben von Bedienten, einen geizigen Bürgersmann, einen tollen Marquis, was es in der Welt recht Belachenswürdiges giebt. Ich geſtehe, daß der Provinziale ſeine Perſonen beſſer gewählt hat; er hat ſie in den Klöſtern und in der Sorbonne geſucht, er führt auf der Scene bald die Jacobiner, bald die Doctoren, immer die Jeſuiten auf. Wie viele Rollen läßt er ſie ſpielen! bald führt er einen gutmüthigen Jeſuiten auf, bald einen boshaften, aber immer einen lächerlichen Jeſuiten. Die Welt hat einige Zeit darüber gelacht und der ſtrengſte Janſeniſt hätte geglaubt, die Wahrheit zu verrathen, wenn er nicht gelacht hätte.“

Damit zeigt Racine die parteiiſche Inconſequenz der Janſeniſten und ihrer Feindſeligkeit gegen das Theater, welche er zugleich aus dem traurigen Stand ihrer Angelegenheiten erklärt. — Erſcheint aber nach dieſem Pascal nicht als Vorläufer Molieres und ſeines Tartüffe? Racine ſchreibt: „Eine Euch befreundete Perſon hatte große Luſt Moliere ſeinen Tartüffe leſen zu hören und man widerſetzte ſich nicht ihrer Neugierde, denn man hatte euch geſagt, die Jeſuiten ſeien darin dargeſtellt; die Jeſuiten dagegen ſchmeichelten ſich, daß man es dabei auf die Janſeniſten abgeſehen habe.“

Beilage XXVIII.

Jeſuiten-Predigten.

Perier erhielt in einem Briefe vom 14. September 1667 von einem ſeiner Söhne Bericht über einen Jeſuitenprediger, welcher, zu gleicher Zeit mit Maimbourgs Angriffen gegen das N. Teſtament (Maimbourg hatte davon geſagt: Voilà donc bien des Louis perdus), ſeiner Zunge und ſeinem Witze gegen die Janſeniſten die Zügel ſchießen ließ. Es war dies der Schotte le Brun. Am Himmelfahrtsfeſte hatte er ſeine nächſte Predigt mit den Worten angekündigt: Nächſten Sonntag werde ich den Weltmenſchen die große Paradiesespforte öffnen; ich weiß wohl, daß die Phariſäer unſerer Zeit darüber werden wüthend werden; mögen ſie aber berſten, ſoviel ſie wollen, die Wahrheit wird auf dieſer Kanzel immer triumphiren. Er erman-

gelte nicht dadurch ein großes Auditorium herbeizulocken und hielt ſein Verſprechen. Er beſchrieb die Dimenſionen, Länge und Breite der Himmelsthüre, deren beide große Flügelthüren immer offen ſtehen. Er führte nun eine recht weltliche Dame ein und beruhigte ſie über ihre Beſorgniß, ob ſie auch ſelig werden würde, auch wenn ſie ihr Weſen fortſetze, wenn es nur nicht aus böſer Abſicht geſchehe. Er wiſſe wohl, daß ſich Beichtväter finden, welche all' die weltlichen Sitten nicht erlauben würden; dieſe Leute ſeien aber nur für Andere ſo ſtreng, Beichtväter von Heu und von Stroh, die ſchon ihrer Abſtammung halber keine anderen Tapeten haben als Spinngewebe und daher auch nicht wollen, daß Andere ſchönere haben. Nachdem er ſich ſo über die Lebensregel ausgeſprochen, verſprach er am nächſten Feiertage St. Auguſtins auch den Glauben zu erörtern.

Er ſprach denn diesmal von der Unterſcheidung der Thatſache und des Glaubensgeſetzes; er zeigte, daß wenn man ſich nicht auch in den Thatſachen gemiſchter Natur dem Ausſpruch des Pabſtes unterwerfe, man dadurch die Rechtmäßigkeit, die Kanonicität der Concilien, jedes Pabſtes, die Ordination jedes Prieſters, die Authentie der Schriften der Kirchenväter und der neuteſtamentlichen Bücher, und damit auch alle ihre Ausſprüche, unſicher und ſchwankend machen könne; es giebt keine Ketzer mehr, alſo auch keinen Kirchenglauben. Hat man ſich nicht auch in Betreff der Perſon Derer, welche eine Ketzerei lehren, dem Ausſpruch der Kirche zu unterwerfen, ſo kann man gute Überſetzungen in ſchönem Franzöſiſch von Arius, Neſtorius, Luther, Calvin machen, ſie mit ſchönen holländiſchen Lettern drucken und ſchön binden laſſen. So kann man dieſe Bücher den Damen mit der Verſicherung geben, daß keine Gefahr dabei ſei, ſie zu leſen, da es ja nur eine Frage über eine Thatſache iſt zu wiſſen, ob die von der Kirche verdammten Irrthümer in dieſen Büchern enthalten ſind. Unter Anderem ſagte er auch, daß es für die Janſeniſten keine Gewiſſensfreiheit in Frankreich gebe, ſondern nur für die Kalviniſten, wie es unſer Pater Annat (wobei er die Hand an ſeine Mütze legte) in ſeinem Buche (la conduite du Roy justifiée) ſehr gut bemerke. Die Janſeniſten können ſich derſelben nicht erfreuen, bis ſie ſich für Kalviniſten erklärt haben und ich für meinen Theil, fügte er hinzu, wollte lieber mit Lutheranern, Kalviniſten und allen anderen Ketzern verkehren, als mit den Janſeniſten, da jene ihre Irrthümer wenigſtens laut verkündigen, ſo daß man ſich davor hüten kann, während die Janſeniſten, ſelbſt nachdem ſie unterzeichnet haben, ihre Ketzerei noch in ihrem Herzen behalten. Die Moral, welche er daraus zog, war, daß es keine größere Beleidigung gebe, als einen Menſchen einen Janſeniſten zu nennen; daher habe man ſich ſehr davor zu hüten, es einem ohne Grund aufzubürden, indem dies eine große Sünde ſei. So ſei man auch nicht durchaus zu dem Schluß berechtigt, es ſei Jemand ein Janſeniſt, wenn man höre, daß er von den Jeſuiten übel rede, — da dies ja auch alle anderen Ketzer thun. — Der Großvicar von Orleans, wo le Brun dieſe Predigten gehalten hatte, verbot ihm, fürder an irgend einem Orte der Diöceſe zu predigen, und da dieſer ſich darüber ungehalten bezeugte, erklärte man ihm, daß man, wenn er ſich dennoch unterwinden würde zu predigen, entſchloſſen ſei, ihn für der Vollmacht ermangelnd (irregulier) zu erklären, dies an die Straßenecken anzuſchlagen und von allen Kanzeln der Pfarrkirchen herunter verkündigen zu laſſen.

Beilage XXIX.

Hermant.

Godefroi **Hermant** iſt geboren den 6. Februar 1617. So zart ſeine Geſundheit auch war, hatte er ſchon im 19. Jahre ſeine philoſophiſchen und theologiſchen Studien (bei den Jeſuiten) vollendet. In ſeinem 23. Jahre arbeitete er ſchon mit Jay an der Polyglotte von Vitre. So wurde er Doctor der Sorbonne und 1646 Rector der Univerſität Paris. Er hatte das Jahr zuvor in Schriften zu erweiſen geſucht, wie unbegründet das erneuerte Verlangen der Jeſuiten ſei, in die Univerſität aufgenommen zu werden. In dieſem Sinne handelte er auch nachdrücklich als Rector. Außer mehreren Häuptern des Parlaments, namentlich Lamoignon, Mole, dem Präſidenten de Mesmes, war ihm namentlich Luynes ſehr befreundet. Ganz beſonders aber ſchloß er ſich an den Nachfolger ſeines Gönners Potier, an den (am 8. Jan. 1651 geweihten) Büzanval, Biſchof von Beauvais, an. Seine Treue erprobte ſich, als die mehreren Domherren gegen ihren janſeniſtiſchen Biſchof ſich auflehnten und von der Klerusverſammlung unterſtützt wurden. Hermant verlor ſeine Domherrn-Einkünfte, und als er todtkrank darniederlag, verſagten ſie ihm das Sacrament. Der Biſchof aber eilte auf dieſe Kunde ſelbſt herbei und ertheilte ihm, unter vielen gegenſeitigen Thränen, das Sacrament. Indeß überlebte ihn Hermant noch um viele Jahre. Im Jahre 1690 ging er nach Port-Royal, um von ſeinen Freunden Abſchied zu nehmen, und communicirte alle Schweſtern; er eilte zurück und ſagte: in nidulo meo moriar. Allein ſchon zwei Tage darauf, als er von einem Mahl mit ſeinen Freunden im lateiniſchen Quartier in Paris zu Fuß zurückkehrte, fiel er einem Vertrauten auf der Straße todt in die Arme. „So erſparte Gott die Schrecken des Todes ſeinem Diener, welcher ſie ſein ganzes Leben über vor Augen gehabt und ſich ſeit mehreren Jahren auf dieſen ſchrecklichen Moment vorbereitet hatte." Die von den Jeſuiten unterdrückte Grabſchrift faßte ſeine Hauptwerke zuſammen in den Worten:

(Impendit) Doctis elucidata illustrium Patrum gesta,
Piis sacras in Matthaeum et Marcum exercitationes,
Civibus urbis hujus et dioecesis historiam,
Omnibus seipsum, verbo, conversatione, caritate;
Superem pendit
Egenis sua omnia.

Die zahlreichen Schriften Hermants ſind zum Theil Gelegenheitsſchriften zum Schutz und Angriff. Außerdem werden hauptſächlich genannt: Vie de St. Jean Chrysostome, Patriarche de Constantinople, docteur de l'Eglise et confesseur. Paris. Savreux 1664 in 4. (zweite Ausg. 1666, dritte 1669.) — La vie de St. Athanase, Patr. d'Alexandrie, qui comprend encore l'hist. de St. Eustache d'Antioche, de St. Paul de Constantinople, de St. Hilaire de Poitiers, de St. Eusèbe de Verciel, des Papes Jules et Libère et de plusieurs autres saints, avec la naissance et le progrès de l'Arianisme. Chez P. Aubouin. 1671. 2 Vol. in 4. Paris. (zweite Ausgabe 1679). Er gerieth darüber mit dem Verfaſſer der Geſch. des Arianismus, dem Jeſuiten Maimbourg, in Streit. — La vie de St. Basile le Grand, archev. de Césarée en Cappadoce, et celle de St. Gregoire de Nazianze, archev. de Constantinople, 1674, 2 Vol. in 4. — Die beſte Empfehlung für dieſe ein Ganzes bildenden Biographien iſt die Nachricht von Dupin, daß die Grundlage dazu Manuſcripte von Tillemont ſeien. Bei der erſten hatte ihm aber beſonders Le-Maitre geholfen. — Im Jahr 1678 dedicirte er Innocenz XI das Leben von Ambroſius, mit welchem er dieſen Pabſt vergleicht. —

Von den in ſeinem Epitaph genannten Hauptwerken ſind im Druck nur erſchienen: Entretiens spirituels et intérieurs sur l'Evangile de St. Matthieu, tirés de l'Ecriture Sainte et des pères de l'Église, par M. G. Hermant. Paris, chez Bouillerot. 1690. 3 Vol. in 12. Sie waren zuvor dreißig Jahre lang in verſchiedenen Handſchriften von Hand zu Hand gegangen. — Außerdem exiſtirt handſchriftlich noch: Mémoires sur l'histoire ecclésiastique du 17 siècle.

Baillet hat ſein Leben geſchrieben.

Mezangui giebt uns noch folgende Züge zu dieſem Bilde: Er war zugleich ein Weltmann und Gelehrter; nur war ſeine Schreibart etwas zu weitläufig, beſonders wird die Stärke ſeines Gedächtniſſes gerühmt. Täglich las er, ehe er zu Bette ging, vier Kapitel der Bibel und fehlte auch bei der ſtrengſten Kälte nie bei der Frühmeſſe. Jeden Samstag faſtete er, um ſich vorzubereiten, den Tag des Herrn zu heiligen.

Beilage XXX.

Motive der Unterſchrifts-Verweigerung des Biſchofs von Angers.

Doctor Arnauld hatte ſeinen Bruder daran gemahnt, daß er ſein Bisthum um politiſcher Verdienſte willen und durch Vermittlung von ſehr weltlichen Leuten, alſo nicht auf die rechte Weiſe erhalten habe; er ſchreibt: Zweimal glücklich iſt der, welcher zwar nicht klar genug ſieht, um ſeine Bande zu brechen, aber Gott bittet, ihn davon zu befreien und die Gelegenheiten, durch einen heiligen Ausgang die Mängel ſeines Eingangs zu reinigen, als eine beſondere Gunſt betrachtet. — Heinrich bedachte ſich, ob er ein ſo ſegensreiches Amt, wie ein Bisthum, daran ſetzen dürfe, um zu gerechter Entſcheidung einer Sache beizutragen, welche doch nicht von ſo großem Belang ſei und durch ihre Ungeſetzlichkeit ſich ſelbſt ſtürzen müſſe. Der Doctor meint, er dürfe ſein biſchöfliches Amt um ſo eher daran wagen, da man ſehe, mit wie wenigem Erfolg er daran gearbeitet, ſeinen Klerus zum feſten Glauben an die alt-kirchliche Lehre zu ziehen. Auch macht er ihm einen Vorwurf daraus, daß er noch kein Prieſterſeminar eingerichtet habe, was ſpäter geſchah. — Der Biſchof ſchrieb am 6. Juli 1661 an den König zu Gunſten des, die Glaubens- und die Thatſache unterſcheidenden Mandements der Großvicare. Der König fand den Brief in einer ſehr ſtarken Sprache abgefaßt; der königliche Gewiſſensrath, Annat, und einige Hofbiſchöfe hielten dafür, daß man gegen den Biſchof von Angers den Beſchlüſſen der Klerusverſammlung gemäß verfahren ſollte. Lionne ſetzte dieſen davon in Kenntniß, wie es den König namentlich ſehr befremdet habe, daß er als der erſte einen ſolchen Schritt gethan. Arnauld antwortete, es thue ihm dies Leid, aber er hoffe doch damit Gutes zu wirken, und daß auch andere Biſchöfe ſeinem Beiſpiele folgen würden.

Angelica, welche im Sterben lag, ſchreibt ihrem Bruder (es iſt der vorletzte unter ihren gedruckten Briefen) am 14. Juli 1661 darüber: Ob ich gleich nur noch eine Tochter der Schmerzen bin, kann ich doch im Tode ſelbſt nicht umhin, mich zu freuen über die Freude, welche Du der heiligen Kirche ſchenkſt, und uns Allen, die eine wahre und herzliche Liebe zu Dir haben. Das bezeuge ich Dir und bitte Gott, daß Deine wahrhaft biſchöfliche Handlung von ihm gezählt, und von ſeiner göttlichen Güte mehr angeſehen werde, als mehrere andere, die hoch ſcheinen angeſchlagen werden zu müſſen.

Das Schreiben des Biſchofs von Angers an den Pabſt, vom 28. Auguſt 1661 blieb unbeantwortet. (Nach Clemencet iſt dieſer Brief, wie der an Lionne, von Doctor Arnauld abgefaßt.) Er wurde vom Nuntius nur auf das Breve an die Großvicare von Paris verwieſen. Doctor Arnauld unterdrückte ſein Befremden nicht, daß der Pabſt einen Biſchof nicht einmal einer Antwort würdige. Für den Biſchof war es eine um ſo delicatere Sache dem Könige auf ſein Schreiben zu antworten, da der König ſeine königliche Würde nicht allein dabei geltend machte, ſondern auch ſeine Perſon ſelbſt.

Biſchof Arnauld ſchreibt indeß am 24. Juli 1662 an den Allgewaltigen:

Sire!

Man kann Gott nicht genug loben für den Fleiß, welchen Eure Majeſtät anwenden für Alles, was Sie dem Beſten der Kirche und des Königreichs angemeſſen glaubt. Indem aber Ihr Eifer ein Beiſpiel ſein kann für den Eifer, welchen alle Biſchöfe Denjenigen ſchuldig ſind, deren Leitung Gott ihnen anvertraute, ſo hat Sie auch zu viel Güte, um nicht gut zu finden, daß dieſelben in Ausübung dieſes Eifers den Regeln folgen, welche Gott ihnen vorgeſchrieben hat. Dieſe ſind aber die Auctorität der Kanones in den dadurch beſtimmten Dingen, die Decrete ihrer rechtmäßigen Oberen, in den Angelegenheiten, welche dieſe ihnen nach dem Geiſt der Kirche anbefehlen, und ihre eigene Erleuchtung in dem, was dieſer Geiſt ihrer Urtheilskraft und ihrer Klugheit überläßt. Darum that es mir ſehr leid, daß ich, indem ich dieſe Regeln zu Rath zog, mich nicht frei fand, dem Wunſche, welchen Eure Majeſtät in Ihrem gnädigen Schreiben vom 20. Mai gegen mich ausſpricht, ſo vollkommen zu entſprechen, wie ich es von ganzem Herzen wünſchte. Denn ich geſtehe, daß dieſelben Gründe, welche ich ſchon früher auszuſprechen die Ehre hatte (rückſichtlich der Unruhe, welche das Auferlegen der Unterſchrift in meiner Diöceſe erregen würde), mir noch auf dem Herzen liegen; ſie überzeugen mich noch, daß ich durch dieſe meine Zurückhaltung und Umſicht wirklich die Hauptabſicht Eurer Majeſtät erfülle, nämlich daß nichts in der Kirche geſchehe, als was darin den Frieden erhalten mag, daß nichts von den Biſchöfen verlangt werde, als was Gott und ihre Amtspflicht von ihnen verlangt. — Ich habe, wie Eurer Majeſtät, ſo auch dem Pabſt über dieſe Angelegenheit geſchrieben und erwarte was es Seiner Heiligkeit gefallen wird, mir zu antworten.

Ich bitte aber Eure Majeſtät unterthänigſt, in Betracht dieſer Unterſchriften und der guten Folgen, welche man ſich davon verſprechen zu dürfen glaubte, zu erwägen, daß man bis auf dieſe Stunde noch von keinem einzigen reden hörte, welcher durch die erzwungene Unterſchrift zu einer Veränderung ſeiner Geſinnung vermocht worden wäre; denn ſo weit ſich darüber urtheilen läßt, giebt es Niemand, welcher die Glaubenslehre daran bezweifelte; was aber die Thatſache betrifft, weiß alle Welt, daß es unmöglich iſt, man möge nun eine Überzeugung haben, welche man wolle, daß dieſer Artikel Jemanden zu einem minder guten Katholiken machte. Jeder bildet ſich Anſichten nach Belieben, um ſich zu überzeugen, man könne mit gutem Gewiſſen unterzeichnen, ohne ein Wort davon zu glauben. So ſind nun dieſe Unterſchriften nur eine Täuſchung bei den Meiſten und ein Grund der Verfolgung für zarte Gewiſſen, welche in nichts von der inneren Überzeugung Vieler, welche unterzeichnen, ſich unterſcheidend, bei denſelben Gedanken und Anſichten, es nur ſchwer nehmen einen Schritt zu thun, welcher ihnen die chriſtliche Offenherzigkeit zu verletzen ſcheint. — Wenn alſo auch alle Welt unterſchrieben hätte, würden die Dinge doch ſtets auf demſelben Punkte bleiben und man hätte nur zu beklagen, ein Beiſpiel eingeführt zu haben, wovon gar leicht Misbrauch gemacht werden kann, unnöthiger Weiſe den Frieden der Kirche und Ihrer Unterthanen geſtört,

Scrupel in die Gewiſſen geworfen, zu tauſend übeln Nachreden und Verleumdungen Veranlaſſung gegeben, ſehr wackere Leute verdächtig gemacht zu haben durch allgemeine, übel begründete Beſchuldigungen.

Dieſes Bekenntniß auszuſprechen, Sire, nöthigt mich der Anblick Deſſen, was täglich vor meinen Augen vorgeht. Ich zweifle nicht, daß es Eurer Majeſtät, deren Erleuchtung und Fleiß auf Alles ſich erſtreckt, angenehm ſei, davon in Kenntniß geſetzt zu werden. Dabei iſt es mir kein geringer Troſt zu wiſſen, daß mehrere meiner Mitbrüder, welche von Demſelben Zeugen ſind, auch derſelben Überzeugnng leben. Es iſt mir indeß auch nicht unbekannt, daß es Andere giebt, welche darüber eine verſchiedene Anſicht hegen und Eurer Majeſtät andere Eindrücke gegeben haben; ich fühle mich auch durch Gottes Gnade bereit, ihre Gründe zu hören, wenn es ihnen genehm iſt, ſie mir mitzutheilen. Wie ich mich aber ſelbſt für ſehr unbillig halten würde, wenn ich verlangen wollte, daß meine Überzeugung ihnen ein Geſetz ſein müſſe, ſo halte ich ſie auch für viel zu billig, als daß ſie es misbilligen ſollten, wenn ein anderer Biſchof, welcher dieſelbe Auctorität hat wie ſie, der Norm ſeines Gewiſſens und Überzeugung in der Regierung der Kirche folgt und ſich nicht für verpflichtet hält, der Überzeugung ſeiner Mitbrüder zu folgen, welche keine Gewalt über ihn haben. Da ich denn, Sire, in Betreff der Unterſchriften dieſer Überzeugung bin, ſo könnte ich nur durch die meinen Oberen ſchuldige Unterwürfigkeit mich dazu verpflichtet finden.

Es dürfte aber Eurer Majeſtät nicht wohl unbekannt ſein, daß die Biſchöfe Ihres Königreichs in Angelegenheiten, welche die Leitung Ihrer Diöceſen insbeſondere betreffen, keine andere Auctorität über ſich anerkennen, als die der Concilien und der Päbſte; und da Eure Majeſtät der Protector Ihrer Freiheit iſt, iſt Sie ohne Zweifel weit davon entfernt, ihnen eine neue Knechtſchaft auflegen zu wollen. Daher kann ich auch nicht glauben, daß Eure Majeſtät mich verpflichten wollte, die Berathungen der letzten Verſammlung als Kanones eines National-Concils zu betrachten, welche für die Biſchöfe Geſetzeskraft hätten; da es gewiß iſt, wie andere Prälaten es Eurer Majeſtät ſchon vorgeſtellt haben, daß nach dem beſtändigen Herkommen Ihres Königreichs ſolche Verſammlungen nur auf dem Wege der Ermahnung und der Bitte verfahren ſind und daß ſie nur durch eine offenbare Uſurpation irgend eine geiſtliche Gerichtsbarkeit über abweſende Biſchöfe ſich anmaßen könnten.

Arnauld zeigt ſofort, wie es eine ſchreiende Ungerechtigkeit ſei, Unſchuldige, die doch jeden von der Kirche verdammten Irrthum auch männiglich verwerfen, als Häretiker zu behandeln, daß es keine offenbarere Ketzerei gebe, als die Behauptung, eine nicht geoffenbarte, eine Thatſache könne ein Gegenſtand des religiöſen (divine) Glaubens ſein, deſſen Anerkennung man nicht ablehnen könne, ohne Häretiker zu ſein. Darum habe auch der Pabſt nicht die Abſicht haben können, eine ſo neue Uſurpation dieſer Verſammlung durch ſeine Bulle an die Großvicare von Paris (vom 1. Aug. 1661) gut zu heißen, da ſeine Rechte ſelbſt dadurch gefährdet ſind. Dazu kommt noch eine neue Schwierigkeit; man hat, um die Unterſchrift auch in Betreff der Thatſache durchzuſetzen, eine neue ſchändliche Lehre aufgeſtellt, als ſei der Pabſt in dieſem Punkte eben ſo unfehlbar, wie Chriſtus ſelbſt; was offenbar eine Häreſie iſt. Man hat aber den durch den Pabſt entſchiedenen Thatſachen keine andere Unterwürfigkeit zu zollen, als diejenige, welche man gewöhnlich den durch allgemeine Concilien, z. B. durch das fünfte und ſechste Concil entſchiedenen bezeugt. — Der Pabſt ſelbſt aber erwähnt in ſeiner Bulle mit keinem Worte weder des Formulars, noch der Unterſchrift, woraus man höchſtens ſchließen kann, daß er ſie zwar nicht billige, aber doch zulaſſe. Es iſt aber leicht einzuſehen, daß die Zulaſſung von Sei-

ten des Pabſtes kein Geſetz für die Biſchöfe ſein kann, da die Kirche eine unzählige Menge von Dingen duldet, welche ſie, nach Auguſtins Ausſpruch, durchaus nicht billigt. Welche heimliche Abſichten man auch dabei ſeiner Heiligkeit zuſchreibe, welche Folgerungen man auch aus dem Breve ziehen wolle, ſo ſehe ich doch nicht ein, wie man Eurer Majeſtät ſie hätte vortragen mögen als Geſetze, welche die Biſchöfe Frankreichs verpflichten, in einer Kirche, welche ſich mehr als irgend eine andere in der Welt in ihrer alten Freiheit erhalten hat, das heißt im geſetzlichen Gebrauch der heiligen Kanones. Wie ſollte auch ein für die Großvicare von Paris ganz beſonders gegebenes Breve einem Biſchof von Angers für ein unverbrüchliches Geſetz gelten!

Dieſes verſetzt mich, ſagt Arnauld, durchaus in die Unmöglichkeit, die Befehle Eurer Majeſtät zu vollſtrecken, da man Sie nicht nur vermocht hat, den Biſchöfen eine Sache zu befehlen, wozu ſie durch kein Kirchengeſetz angehalten ſind, ſondern denſelben auch ihr Verfahren in einer rein kirchlichen Sache vorzuſchreiben, nämlich ein einfaches Mandement, wegen der Unterſchrift des Formulars ergehen zu laſſen, welches nichts Anderes enthalten ſollte, als daß man dieſes zu unterzeichnen habe. Denn abgeſehen davon, daß es mir ſehr befremdend ſcheint, daß der Staatsrath Eurer Majeſtät den Männern, welche Chriſtus zu Meiſtern ſeiner Kirche eingeſetzt hat, ſogar die beſtimmten Worte vorſchreiben wollte, deren ſie ſich zu bedienen hätten; abgeſehen davon, wäre es mir unmöglich je über dieſen Gegenſtand ein Mandement ausgehen zu laſſen, ohne den Skandal aufzudecken, welchem die ganze Kirche ausgeſetzt wäre, wenn man ihre Feinde glauben ließe, als übte man gegenwärtig in ihr eine ſolche Tyrannei über die Gewiſſen, daß man Diejenigen als Häretiker behandelte, welche ſich nur weigern an Thatſachen zu glauben, in Betreff deren die Kirche ſich noch nie das Recht angemaßt hat, dem Gewiſſen ihrer Kinder Zwang anzuthun und als änderte man den Grund des Glaubens, indem man auch für das, was *ſich nicht auf das Wort Gottes ſtützt*, unbedingten frommen Glauben verlangte.

Das Schreiben ſchließt: Eure Majeſtät weiß wohl, daß die Biſchöfe als Diener des Reiches Chriſti, das heißt ſeiner Kirche, nicht frei ſind Alles zu thun, was man von ihnen begehren möchte, ſondern daß ſie verantwortlich ſind für ihre Handlungen gegen Gott, gegen die Kirche und gegen die ganze Nachkommenſchaft. Daher zweifle ich nicht daran, daß Eure Majeſtät, nach Auseinanderſetzung dieſer Gründe, es billigen wird, wenn ich bei dieſem Benehmen verharre, auf welches ich nur eingegangen bin aus Furcht dem oberſten Fürſten der Hirten zu misfallen und aus Liebe zu ſeiner Kirche, um nichts Neues anzufangen, was den Frieden meiner Diöceſe ſtören könnte. Ich hoffe im Gegentheil, daß Gott, welcher das Herz der Könige in ſeiner Hand hält und Sie unter allen Königen der Welt erwählt hat, um Sie mit dem ſo glorreichen Titel eines allerchriſtlichſten Königs und des erſtgeborenen Sohnes der Kirche zu beehren, das Herz Eurer Majeſtät rühren wird und Sie vermögen, die Rechtfertigung eines Biſchofs gnädig aufzunehmen; ich hoffe es um ſo zuverſichtlicher, da er den Grund meines Herzens ſieht, da er weiß, wie ich in dieſer Sache alſo handle durch ſeine Barmherzigkeit frei von allem menſchlichen Intereſſe, nur um mein Gewiſſen nicht mit Schuld zu belaſten, und daß ich ohne dieſes mit eben ſo viel Bereitwilligkeit, als ſonſt, dem Befehl Eurer Majeſtät gehorchen würde.

Der König, ſtatt aller Antwort verlangte, Arnauld ſolle ſofort das Formular ohne Weiteres unterzeichnen laſſen. — Auch der Biſchof von Beauvais hatte ein ähnliches Schreiben an den König erlaſſen und ſelbſt Godeau von Vence, ob er ſich gleich durch das Anſehen des Königs zu wi-

derſprechenden Schritten verleiten ließ und die Unterſchrift in ſeinem Bisthum ohne Unterſchied des Glaubenspunkts von der Thatſache befohlen, ſpricht ſich doch für die Rechtmäßigkeit dieſer Unterſcheidung nachdrücklich gegen den König in einem Schreiben aus. Sein Schreiben wurde bei Hof verachtet, comme venant d'un petit évêque, qui n'avait pour diocesains qu'une vingtaine de paysans, wie Aanat ſagte. — Um 1669 erblindete er und dachte nur daran, ſich auf den Tod vorzubereiten; er ſtarb im April 1671.

Zu derſelben Zeit, als Arnauld an den König ſchrieb, hielt ſich auch eine Nonne, welche als die einzige in ihrem Kloſter, trotz der Bitten der Vorſteherin und der Schmähungen des Beichtvaters, das Formular nicht mit gutem Gewiſſen unterſchreiben zu können glaubte, für verpflichtet, ihren Oberen in aller Demuth davon Rechenſchaft zu geben. Sie betheuert, ihr Stolz ſei es, daß ſie als Glied der katholiſchen Kirche ſich anſehen dürfe, ihr Stolz, ihren Glauben feſtzuhalten, wie ſie denn auch die fünf Sätze verdammt in demſelben Sinn, in welchem ſie von den beiden Päbſten verdammt worden ſind. Ich wünſchte, fährt ſie fort, rückſichtlich der Thatſache von Janſen eben ſo unterrichtet zu ſein, als ich es nicht bin, um auch dazu meine Unterſchrift geben zu können. Ich glaube es aber nicht ohne Verbrechen thun zu können, da ich nicht weiß, ob er St. Auguſtin falſch ausgelegt, wie ich denn ſein Buch nie geleſen habe und mit meiner Unwiſſenheit im Latein nicht im Stande bin zu urtheilen. Ihn verdammen iſt, auf den Fall, daß er ſchuldig iſt, Sache Derer, die es thun können; mir aber kommt es zu, ihn in der Ruhe zu laſſen, welche ihm Gott ſchenken wollte und mich innerhalb der Gränzen zu halten, die das Evangelium mir vorſchreibt, um nicht in die Verdammniß Derer zu fallen, welche über ihren Nächſten ohne Beruf urtheilen und ihn verdammen. Wenn ich nicht glaubte, daß eines Tags einem Jeden nach ſeinen Werken werde vergolten werden, ſo würde es mich nichts koſten, die Welt zufrieden zu ſtellen und das geringe Intereſſe, welches ich für Janſen habe, würde mir dabei kein Hinderniß in den Weg legen. Da wir aber hienieden arbeiten müſſen, um eine genaue Rechenſchaft von unſern Handlungen abzulegen und da Jeder für ſich wird einzuſtehen haben, finde ich keine ſicherere Bahn, als die, Niemanden zu verdammen und anzuklagen. Ich überlaſſe dieſe Sorge den Oberen und will nur darnach trachten, in dem Stande, wozu mich Gott berufen hat, mich zu heiligen und nur um das zu bekümmern, was zu ſeiner Ehre und zu meinem Heile beitragen kann, da nur dieſes Noth thut, nach dem Evangelium.

Dies ſind meine wahren Gründe, welche mich bedenklich gemacht haben, meine Unterſchrift in Dingen zu geben, welche ich nicht kenne, auf welche mich zu verſtehen nicht meines Standes, noch meines Berufs iſt. Wenn meine Furcht, mich gegen mein Gewiſſen zu verſündigen, gemacht hat, daß ich gegen den Ihnen ſchuldigen Gehorſam ſündigte, ſo bitte ich Sie um Verzeihung; ich klage mich ſelbſt bei Ihnen an und erkläre mich bereit, alle Strafen zu tragen, welche mein Fehler verdient, mit der Verſicherung, daß es mir über alle Maaßen leid thut, mich nicht Ihren Befehlen unterwerfen zu können. Ich hoffe, die Offenherzigkeit, womit ich Ihnen meinen Fehler bekenne, werde bei Ihnen vielmehr Mitleiden, als Unwillen erregen, und da Sie ein väterliches Erbarmen gegen Alle hegen, welche Gott Ihrer väterlichen Leitung unterſtellt hat, möchten Sie daſſelbe beſonders gegen mich erweiſen, die ich mit aller möglichen Unterwerfung und Hochachtung bin u. ſ. w.

Beilage XXXI.

Aus dem Schreiben der vier Biſchöfe an ſämmtliche Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Frankreich über die Abſicht des römiſchen Hofs, ihnen den Proceß zu machen.

Die vier Biſchöfe erweiſen, daß ein Theil der kirchlichen Auctoritäten den Biſchöfen erlaube, nach Umſtänden auch Biſchöfe von außerhalb ihrer Diöceſe zu Richtern ſich auszubitten; damit ſei aber nicht gegeben, daß ſie ſich auch wider Willen ſolche müßten aufdrängen laſſen. Denn ihre Provinzialbiſchöfe ſeien nach dem Recht der ganzen Kirche ihre natürlichen Richter, jenes nur eine Vergünſtigung für den angeklagten Biſchof. Die afrikaniſche Kirche beſtritt, daß der Pabſt die höchſte Inſtanz ſei, davon Ausnahmen zu machen.

„Daß Dieſes auch in der gallikaniſchen Kirche Rechtens ſei, dafür kann man keinen entſcheidenderen Grund anführen, als daß gewiß bis zur Zeit Karls des Großen, die Kirche in Frankreich ſich allein nach zwei Arten von geiſtlichen Geſetzen gerichtet hat, nach den Kanones ihrer eigenen Concilien und nach einem Codex anderer Kanones, welcher außer den neun orientaliſchen Concilien von dem nicäniſchen an, die den Codex der allgemeinen Kirche bildeten, die 50 erſten Kanones der Apoſtel enthielt, das Concil von Sardica, zwei Sammlungen der afrikaniſchen Concilien (die eine „Concil von Karthago“, die andere „afrikaniſches Concil“ genannt), mehrere Decrete der Päbſte von Siricius bis Gregor II. Es iſt aber gewiß, daß nach allen dieſen kanoniſchen Conſtitutionen die Biſchöfe, wenigſtens in erſter Inſtanz, durch die Concilien ihrer Provinzen gerichtet werden ſollen.“

„Aber im Anfang des zweiten Stamms unſerer Könige erſchienen in der Kirche Frankreichs zwei neue Sammlungen von Kanones, die eine vom Pabſt Hadrian I, veröffentlicht von Ingilram, Biſchof von Metz, A. 785, die andere vom angeblichen Iſidor, die, außer einer Sammlung von Concilien, eine große Anzahl von Decreten enthielt, welche den erſten Päbſten zugeſchrieben werden, deren Falſchheit jetzt von allen Gelehrten anerkannt iſt. Beide wurden von den Biſchöfen Frankreichs übel aufgenommen, welche ſie in mehreren Stücken den Päbſten zu vortheilhaft und den anerkannten Kanones der Kirche entgegenlaufend fanden. Aber daß die Biſchöfe von ihrem Metropolitan und ihren Comprovinzialen gerichtet werden ſollen, iſt in beiden anerkannt. Die Biſchöfe von Frankreich wollten nur die Ausnahmen nicht dulden, welche man zu Gunſten der Angeklagten durch Appellationen an die Päbſte in dieſen falſchen Briefen zu autoriſiren ſuchte. Daher haben auch nach der Publication dieſer falſchen Decretalen die Päbſte das Recht der Biſchöfe, durch ihren Metropolitan mit 12 andern Biſchöfen gerichtet zu werden, anerkannt.“ — In dieſem Sinne habe die Klerusverſammlung, namentlich der jetzige Erzbiſchof von Ambrün 1645 das Recht eines angeklagten Biſchofs gewahrt.

„Daraus erhellt, daß man einer ſo feſten Tradition umſonſt entgegenſetzen würde, was angeblich Widerſprechendes im Coneordat und tridentiner Concil enthalten iſt, weil auch ſeitdem dieſe Maxime in der gallikaniſchen Kirche für nicht minder feſtſtehend gegolten hat. Überdies ſind die Oppoſitionen bekannt, welche das Parlament, die Univerſitäten und der ganze Klerus Frankreichs dem Concordat entgegenſetzten. Dies genügt gewiß, um die Rechte zu erhalten, worüber der entgegengeſetzte Gebrauch nicht die Oberhand gewonnen hat. Überdies ſind die Ausdrücke des Concordats unbeſtimmt. — Noch weniger kann man Anſtoß nehmen auf Grund des tridentiner Concils, wenn man ſeine Geſchichte auch noch ſo wenig kennt, und wenn

man von dem berühmten Widerſtand hat reden hören, welchen der Cardinal von Lothringen im Namen der ganzen gallikaniſchen Kirche entgegenſetzte, als die Ultramontanen, ohne Rückſicht auf ſeine Gegenvorſtellungen, ein dieſen Gebrauch gefährdendes Decret faßten. Dies hat der Weigerung zur Baſis gedient, worin dieſes Königreich immer beharrt hat, wenn es ſich um Unterwerfung darunter und unter mehrere Disciplinarpunkte handelte, weil ſie den Freiheiten dieſer Kirche entgegen ſind, welche die Könige, der Klerus und die Parlamente immer mit großer Sorgfalt erhalten haben. Als denn wirklich kurz nach dieſem Concil der Pabſt Pius IV, unter welchem es geſchloſſen wurde, fünf franzöſiſchen Biſchöfen, welche des Lutherthums angeklagt waren, den Proceß machen wollte, um ſich in den Beſitz dieſes angeblichen Rechts zu ſetzen, ſo ſchickte König Karl IX an Loiſel, ſeinen Geſandten in Rom, Inſtructionen, welche vom General-Advokaten des Parlaments, du Mesnil, abgefaßt waren, mit ſtrengem Befehl, dem Pabſte das Recht der Biſchöfe, von ihren Comprovinzialen gerichtet zu werden, vorzuſtellen; was der Geſandte mit ſolcher Feſtigkeit that, daß der Pabſt zur Unterdrückung ſeiner Proceduren die Zuſtimmung geben und verſprechen mußte, es ſolle von dieſem Urtheile keine Rede mehr ſein."

„Wir haben gehört, wie übel man in Rom die Verminderung der Feſte aufgenommen hat, welche der Erzbiſchof von Paris vornahm, und daß er mit einem Breve bedroht iſt, welches ihm befehlen wird, dieſe Ordonnanz, wozu er doch berechtigt war, entweder ganz oder zum Theil zurückzunehmen; weigert er ſich, dieſes Joch auf ſich zu nehmen, ſo braucht der Pabſt nur ſieben Biſchöfe zu wählen und ihnen bei Strafe des Ungehorſams zu befehlen, daß ſie dem Erzbiſchof gebieten, wenigſtens einige Feſte bei Strafe der Suſpenſion von ſeinen Functionen wieder einzuführen. Wenn man ein ſo verderbliches Verfahren in die Kirche einführen läßt, ſo kann man jede Wahrheit unterdrücken und jeden Irrthum einführen, wenn es nur mächtige Perſonen unternehmen wollen. Denn die Kirche war nie und wird vorausſichtlich nie in einem ſo glücklichen Stande ſein, daß man nicht unter hundert Biſchöfen ſechs bis ſieben herausfinden könnte, welche ſich aus menſchlichen Rückſichten zu Allem brauchen ließen. Um Alles umzuſtürzen, brauchen ſie nur, wenn ſie die Gewalt haben, trotz aller Verwendung der Anderen, Diejenigen aus ihren Kirchen zu vertreiben, welche am meiſten Eifer für die Wahrheiten haben, die man ſtürzen wollte."

„Es iſt nicht von heute her, daß die Umgebungen der Päbſte, welche nur daran arbeiten, ihnen ihre Leidenſchaften einzuflößen, ſie vermocht haben gegen Biſchöfe ſo verächtlich zu verfahren und auf ihre Briefe nicht einmal zu antworten. Es ſcheint, daß ſie ſeit einiger Zeit ihnen durch Gewohnheit das Recht verſchaffen wollten, ſich aus den Briefen der Biſchöfe nichts zu machen, wenn ſie nur als Biſchöfe ſchreiben, ohne durch den Credit und die Gunſt weltlicher Perſonen geſtützt zu ſein. Da der Pabſt zwei Eigenſchaften hat, die des zeitlichen Fürſten und des Hauptes der Kirche, ſo vermengt man ſie ſo ſehr, daß man, ſelbſt wenn es ſich nur um Functionen der letzteren handelt, welche nur Geiſtliches und Göttliches haben darf, in Verſuchung iſt, viel von jenem Geiſt weltlicher Größe einzumiſchen, welchen die erſte Eigenſchaft einflößt. Daher verſchafft auch die bloße Eigenſchaft eines Nachfolgers der Apoſtel, wenn ſie von menſchlichen Stützen entblößt iſt, keine Achtung an dem Ort, wo die, welche am meiſten Credit bei den Päbſten haben, gewohnt ſind, die Dinge mehr nach politiſchen, als apoſtoliſchen Geſichtspunkten zu betrachten. Sie lehren durch die That, was die römiſchen Theologen in ihren Büchern lehren, der Pabſt ſei ſouveräner, abſoluter Herr der Kirche, die Biſchöfe ſeien nur ſeine Vicare, indem ſie alle ihre Gewalt nur von ihm empfangen; daß er ſie hört, wenn es ihm gefällt, daß er ſie nicht hört, wenn es ihm nicht gefällig iſt; daß

er ihnen eine Ehre erweiſe, ihnen zu antworten, wenn ſie ihn um Rath fragen, daß er ihnen aber kein Unrecht thue, wenn er ihnen nicht antworte; daß es ihm frei ſtehe, es zu halten, wie er wolle und daß es, was er auch thue, den Untergeordneten zukomme, ſein Benehmen gegen ſie zu reſpectiren." — Die Biſchöfe werden zur Erklärung aufgefordert, ob man ſich eine ſolche geringſchätzende Behandlung, eine Stellung des Epiſkopats ohne geſetzlichen Schutz gefallen laſſen wolle.

Beilage XXXII.

Schreiben der vier Biſchöfe an den Pabſt vom 1. Sept. 1668 und deſſen Antwort darauf.

Allerheiligſter Vater!

Da es nicht weniger Pflicht der Biſchöfe iſt, die Einheit der Liebe, als die Wahrheit des Glaubens zu erhalten, ſo wiſſen Alle, die uns kennen, daß wir in unſerem ganzen Benehmen uns ſtets befliſſen haben, nie dieſen beiden ſo gewichtigen Regeln ungetreu zu werden. Haben wir dieſen Verſatz ſtets in unſerem Herzen getragen, ſo mußten wir uns ganz beſonders angefeuert fühlen, der ganzen Kirche in der gegenwärtigen Angelegenheit der Unterſchrift einen augenſcheinlichen Beweis davon zu geben, in der Abſicht, daß die Maßregeln, welche wir dabei ergreifen würden, dem heiligen Stuhl ein Zeugniß von unſerer ehrfurchtsvollen Hochachtung ablegen möchten. Denn da wir in Kenntniß gebracht haben, daß mehrere franzöſiſche Biſchöfe, unſere Brüder, obgleich uns ſonſt durch dieſelben Geſinnungen, in der Art die Conſtitution Alexanders VII zu vollſtrecken und das Glaubensformular zu unterſchreiben, verbunden, rückſichtlich der Disciplin ein verſchiedenes Benehmen beobachtet haben, welche Eurer Heiligkeit angenehmer geweſen iſt, ſo glaubten wir ſie in dieſem Punkte nachahmen zu müſſen. Demnach haben wir denn in der Art die Unterſchrift des Formulars zu verlangen eine Veränderung verordnet, da uns nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als zum Frieden und zur Einheit der Kirche beizutragen und Beweiſe unſerer Achtung für den römiſchen Stuhl zu geben. So haben denn auch wir in unſeren Diöceſen Synoden berufen, eine neue Unterſchrift befohlen und ſelbſt geleiſtet, wir haben unſeren Geiſtlichen dieſelben Inſtructionen gegeben, wie dieſe Biſchöfe, wir haben ihnen dieſelbe Unterthänigkeit unter die apoſtoliſchen Conſtitutionen empfohlen, wie die anderen Biſchöfe; und wie wir denn mit ihnen ſtets in derſelben Lehre und denſelben Geſinnungen vereint waren, ſo haben wir uns mit ihnen auch in dieſem Punkt der Disciplin und des Verfahrens vereinigt. Wir wollen es nicht verbergen, Allerheiligſter Vater, daß wir nicht ohne Mühe und Schwierigkeit dieſen Schritt gethan haben, da wir recht wohl wiſſen, wie ſehr dieſe Veränderung des Benehmens und der Disciplin Übelwollenden Gelegenheit geben könnte, auf eine nachtheilige Weiſe von uns zu reden. Da aber einige Biſchöfe, unſere Brüder, welche mit allem Eifer arbeiten, daß ſie die Unruhen in der Kirche beilegen möchteu, uns vorgeſtellt haben, daß dieſes das rechte Mittel ſei, den Frieden feſt zu gründen und daß dieſes Mittel, als das ehrerbietigſte gegen Eure Heiligkeit, Derſelben auch das angenehmſte wäre, konnten wir ſo chriſtlichen Betrachtungen nichts verweigern, entſchloſſen wie wir ſind, nicht nur Alles, was wir in dieſer Welt beſitzen, ſondern auch unſer Leben ſelbſt dar-

anzuſetzen, den Frieden der Kirche zu befeſtigen; denn welche Gerüchte auch, Heiligſter Vater, Leute, die uns nicht lieben, ausgeſtreut haben mögen, wir können Gott und unſer Gewiſſen zu Zeugen nehmen, daß wir immer in Betracht der römiſchen Kirche dieſelbe Geſinnung in unſerem Geiſte und Herzen gehabt haben, welche die der Biſchöfe der gallikaniſchen Kirche ſeit den erſten Jahrhunderten der Kirche war, die doch dem römiſchen Stuhl ſehr angenehm waren. Aber wir wiſſen auch, daß die Liebe nicht wahr wäre, wenn ſie ſich weigerte den geiſtlichen Gewalten Dasjenige zuzugeſtehen, was man ihnen nach dem Grad der Ehre, in welche Gott ſie eingeſetzt hat, ſchuldig iſt; wenn ſie nicht in den Nachfolgern St. Peters das Primat in der Kirche anerkennte, welches Jeſus Chriſtus dieſem Apoſtel gegeben hat und nicht bekennte, daß die in der ganzen Welt zerſtreuten Kirchen nothwendig und unzertrennlich mit der römiſchen Kirche vereint ſein müſſen, als mit der Quelle der Einheit. Wir werden, Heiligſter Vater, dieſen Glauben bis vor den Richterſtuhl Chriſti tragen, wir werden ſo lange wir leben öffentliche Zeugniſſe davon ablegen und nie irgend einer unſerer Pflichten ungetreu werden, wozu wir durch dieſes Glaubensbekenntniß verpflichtet ſind.

Dieſe religiöſe Unterthänigkeit (déférence, zweideutig, auch Nachgiebigkeit), Heiligſter Vater, welche auf den Glauben ſelbſt gegründet und tief unſerem Herzen eingegraben iſt, iſt nicht blos die allen oberſten Biſchöfen, welche auf dem apoſtoliſchen Stuhl geſeſſen ſind, allgemein ſchuldige Achtung, es iſt noch eine beſondere Pflicht, welche wir Eurer Heiligkeit zollen, welche ſo ausgezeichnete Beweiſe Ihres Eifers für Gründung des zeitlichen und geiſtlichen Friedens der Kirche gegeben hat und ſo unſere ganz beſondere Liebe und eine Verehrung in Anſpruch nimmt, welche wir derſelben mit um ſo mehr Freude darbringen, mit je mehr Recht ſie verdient iſt; wir hoffen auch zu gleicher Zeit, daß nachdem die Wolken, welche einiger Verdacht hatte bilden können, zerſtreut ſind, Eure Heiligkeit ſich von ſelbſt bewogen fühlen wird, über uns die Wirkungen Ihrer Güte und apoſtoliſchen Liebe zu verbreiten, wie denn Dieſelbe, nachdem Sie mit ſo vielem Ruhm allen Samen der Zwietracht, welche die Ruhe der Staaten, oder die Einheit der Gläubigen hätte ſtören mögen, entwurzelt hat, fürder mit allem Ihrem Eifer und Erleuchtung ſich der Heilung der Wunden der Ihrer Sorge anvertrauten Kirche wird widmen können. Um deswillen, Heiligſter Vater, bitten wir ohne Unterlaß Gott durch unſere Gebete und Opfer, daß er für das Beſte ſeiner Kirche Eure Heiligkeit lange erhalten möge, Ihrem Pontificat eine lange Dauer gebe und Sie mit ſeinen reichſten Segnungen und Gnaden überſchütte.

Das päbſtliche Breve darauf lautete: An unſere ehrwürdigen Brüder, Heinrich Arnauld, Biſchof von Angers, Nicolaus Choart, Biſchof von Beauvais, Franz Stephan Caulet, Biſchof von Pamier, Nicolaus Pavillon, Biſchof von Alet.

Unſern ehrwürdigen Brüdern Unſern Gruß und apoſtoliſchen Segen! Unſer ehrwürdiger Bruder, der Erzbiſchof von Theben, Unſer Nuntius am franzöſiſchen Hof, hat Uns vor einiger Zeit den Brief (la lettre de vos fraternités) von Euch, meinen Brüdern, überſandt, durch welchen Ihr Uns mit großen Zeichen der Unterwerfung, welche Ihr für Unſere Perſon und für den Heiligen Stuhl habt, verſichert, daß Ihr gemäß dem, was durch die apoſtoliſchen Briefe, ſo von Unſeren Vorfahren ſeligen Gedächtniſſes, Innocens X und Alexander VII ausgegangen ſind, verordnet iſt, das in den Schreiben deſſelben Pabſtes Alexander VII enthaltene Formular aufrichtig unterſchrieben habt und unterſchreiben ließet. Wir glaubten nun zwar, um gewiſſer umgehender Gerüchte willen, in dieſer Sache langſamer verfahren zu müſſen, (denn Wir hätten in dieſer Beziehung nie irgend eine Ausnahme

oder Beſchränkung zugelaſſen, da Wir feſt auf die Conſtitutionen unſerer Vorfahren halten); da Uns nun aber noch lange und nachdrückliche Verſicherungen von Frankreich aus über den wahren und vollkommenen Gehorſam, mit welchem Ihr das Formular aufrichtig unterſchrieben habt, zugekommen ſind; da Ihr ferner ohne irgend eine Beſchränkung oder Ausnahme die fünf Sätze in dem Sinn verdammt habt, in welchem ſie von dem Heiligen apoſtoliſchen Stuhl verdammt worden ſind und Ihr ſomit nichts weniger als geſonnen ſeid, die von dieſem Stuhl verdammten Irrthümer zu erneuern, ſo geruhten Wir, Euch hiemit ein Zeichen Unſeres väterlichen Wohlwollens geben zu wollen."

Der Pabſt ſpricht alſo nicht ausdrücklich von Janſen, daß die fünf Sätze als ſeine Lehre zu verdammen ſeien, aber von einem beſtimmten verdammten Sinn derſelben; was einerſeits auch die Janſeniſten ganz erwünſcht finden mußten, während man anderſeits gelegentlich einmal darunter den „Sinn Janſens" verſtehen konnte, um zu beweiſen, daß der Pabſt auch hier nicht auf die Entſcheidung über das Factum verzichtet habe.

Beilage XXXIII.

Amelotte, Überſetzer des Neuen Teſtaments.

Denys Amelotte, geboren zu Sainte, Mitglied des Oratoriums ſeit 1650, längſt ſchon dem General Condren befreundet, war ein ſehr thätiger Gegner des Janſenismus und betrieb die Annahme des Formulars und ſeine Unterſchrift nicht blos innerhalb der Congregation. Seine Überſetzung des Neuen Teſtaments machte in der erſten Ausgabe vier Bände in 8. und iſt mit und ohne Anmerkungen öfters von neuem herausgegeben worden. Die zwei erſten Bände, die Evangelien und Apoſtelgeſchichte, erſchienen 1666, der dritte, die Briefe Pauli, 1667, der vierte erſt 1670. In der Vorrede zu dieſer erſten Ausgabe behauptet Amelotte, er habe bei dieſer Arbeit zu Handen gehabt und verglichen alle Manuſcripte der Vatican-Bibliothek, 20 Manuſcripte aus Frankreich, 16 aus Spanien, alle die ſich in Italien, England, im Norden und Griechenland finden. Dieſes war nun großentheils eitle Prahlerei; er hat allerdings namentlich italieniſche Gelehrte um Varianten gebeten und bisweilen darauf Rückſicht genommen. Dr. Arnauld indeß und Goujet glaubten ihm zuerſt aufs Wort. Man ſah ſich jedoch veranlaßt, dieſe Vorrede bei der zweiten Ausgabe zu unterdrücken. Er hatte ſich darin auch ſehr lebhaft gegen Port-Royal ausgeſprochen. Nichts deſtoweniger behauptet das Dictionnaire de Soissons, ſeine Überſetzung der vier Evangelien ſei nur eine wenig veränderte Copie der Arbeit von Port-Royal, welche er ſich noch als Manuſcript zu verſchaffen gewußt habe. Man habe ſich daher ſehr gehütet, ihm die Überſetzung der Briefe Pauli in die Hände zu geben. Er ſoll ſich Mühe gegeben haben zu verhindern, daß die Überſetzung von Port-Royal das zum Druck nöthige Privilegium erhielte.

Es iſt noch die Rede von einem Neuen Teſtament, welches zwei Proteſtanten, der jüngere Daillé und Conrart, in Paris 1671, in 12. herausgaben. Es ſoll dabei von ihnen die Überſetzung von Amelotte mit Zuziehung der von Mons, zu Gunſten ihrer Anſichten etwas verändert worden ſein. Da ſie aber ſogleich unterdrückt wurde, iſt ſie ſehr ſelten geworden.

Der Oratorianer Ambroſius Alouette ſchrieb: **Histoire des traductions (versions) françaises de l'Ecriture Ste., tant manuscrites, qu' imprimées,**

soit par les catholiques, que par les protestans, avec les changements que les protestans y ont fait en différens tems, dont on donne la preuve en marquant les bibliothèques de Paris où elles se trouvent. Paris 1 Vol. in 12. 1692.

Beilage XXXIV.

Schreiben des Königs an den Pabſt, um die Bulle für Dorothea als Äbtiſſin von Port=Royal.

Aus dem Archiv.

Allerheiligſter Vater!

Wir haben Uns augenſcheinlich überzeugt, daß das Unglück, worein ein Theil der Nonnen des Kloſters Port=Royal, ſo nach der Vorſtadt St. Jakob Unſerer guten Stadt Paris iſt verſetzt worden, durch ihren Ungehorſam gegen die Befehle der Kirche und durch die ausdrückliche Verweigerung der Unterſchrift des Glaubens=Formulars gefallen iſt, welche ihnen doch durch ihren Director und Oberen, den Erzbiſchof von Paris, befohlen worden, in Folge der Bullen der Päbſte Innocens X und Alexander VII, Vorgänger Eurer Heiligkeit —, daß dieſes Unglück beſonders von der übeln Wahl ihrer Äbtiſſinnen kam, ſeit der ſelige König, Unſer geehrteſter Herr und Vater, ſich ſeines Rechts begeben, benannte Äbtiſſinſtelle zu beſetzen und den Nonnen erlaubte, dazu durch ihre eigene Wahl zu ernennen. So haben Wir denn für gut gefunden, daß das ſchleunigſte und ſicherſte Mittel, die Fortſetzuug dieſes Übels zu verhindern, die Abſchaffung jener Wahl wäre, indem Wir in Unſer früheres Ernennungsrecht wieder eintreten, gemäß dem Beſchluß Unſeres großen Raths vom 20. Februar 1629, welcher ausdrücklich ausſpricht, daß genanntes Wahlrecht nur ſo lang beſtehen ſollte, als das Kloſter ſelbſt in dem Stande verbleiben würde, in welchem es ſich zur Zeit der Einführung des Wahlrechts befand, kraft deſſen könnten Wir alſo das Recht der Ernennung üben, wie vor der freiwilligen Entäußerung deſſelben durch Unſeren Herrn und Vater zu Gunſten der Nonnen, und zwar um ſo mehr, als dieſer Fall zu Unſerem großen Bedauern eingetreten iſt und der Stand der Unterwürfigkeit und der Achtung genannter Nonnen gegen ihren Oberen, welcher Unſeren Herrn und Vater vermocht, ihnen dieſe Gnade zu gewähren, durch ihre Rebellion gegen die Kirche völlig zerſtört iſt, ſo haben Wir nun Unſeren offenen Brief ausfertigen und in Unſerem großen Rath dieſen Monat beſtätigen laſſen, worin Wir erklärt haben, daß Wir geſonnen ſein, von nun an Gebrauch von Unſerem Ernennungsrecht zu machen. Dieſem gemäß haben Wir Unſere Augen auf die Perſon der Schweſter Marie de St. Dorothea Perdreau, Profeſſe genannten Kloſters geworfen, deren gutes Leben, Sitten, Frömmigkeit, weiſes Benehmen und vollkommene Unterwerfung unter den Erzbiſchof, ihren Director und Oberen, und unter die Befehle der Kirche Uns beſonders bekannt ſind durch verſchiedene Beweiſe, welche ſie bei allen möglichen Gelegenheiten gegeben und namentlich in der Stelle der Kellermeiſterin beſagten Kloſters, worin ſie durch den Erzbiſchof eingeſetzt und ſpäter in der Würde der Äbtiſſin auf drei Jahre, wozu ſie durch die Wahl und die freien Stimmen der gehorſamen Nonnen erhoben worden iſt, welche ſie auch noch heute zu großer Erbauung ausübt, und Wir ernennen und präſentiren ſie Eurer Heiligkeit, damit Dieſelbe geruhe auf Unſere Ernennnng, Präſentation und Requiſition hin, ihr die Abtei

Noſtre = Dame dû Port = Royal, vom Orden von Ciſteaux, ſo nach der Vorſtadt St. Jacob Unſerer guten Stadt Paris verlegt iſt, zu übertragen, welche erledigt iſt durch die freiwillige Abdankung (zur Zeit der Einführung der Wahl) der Schweſter Marie Angelica Arnauld, Äbtiſſin und der Schweſter Katharina Agnes Arnauld, Coadjutorin der Abtei, wie auch durch den Tod genannter Äbtiſſin kurze Zeit nach ihrer Abdankung, und durch die Unfähigkeit und Untauglichkeit genannter Coadjutorin, in Folge des Ungehorſams und ausdrücklichen Weigerung das Glaubensformular zu unterſchreiben, wie in Folge des durch Uns geſchehenen Widerrufs des den Nonnen ertheilten Wahlrechts und durch die freiwillige Abdankung in Unſere Hände von Seiten der Schweſter Marie de St. Dorothea Perdreau, wodurch ſie ſich alles Rechts begiebt, welches ſie an beſagte Abtei in Folge ihrer Wahl hatte, und die durch einen Beſchluß Unſeres Staatsraths vom 12. Febr. 1666 beſtätigt worden war, und wie ſonſt die Abtei erledigt ſein mag, — indem Wir Eure Heiligkeit bitten, genannter Schweſter Marie de St. Dorothea Perdreau die apoſtoliſchen Bullen und Proviſionen zu gewähren und auf die weitläufigeren darüber vorgelegten Mittheilungen und Bittſchriften hin ausfertigen laſſen zu wollen; und ſo bitten Wir Gott, daß er Euch, Allerheiligſter Vater, lange Jahre erhalte im Regiment und der Leitung Unſerer Mutter, der heiligen Kirche.

Geſchrieben zu St. Germain en Laye, am 18. Mai 1668.

Katharine Agnes Arnauld proteſtirte gegen die Ernennung der Marie de St. Dorothea Perdreau zur Äbtiſſin durch den König. Sie berief ſich auf ihr Recht der Coadjutorin, alſo Nachfolgerin ihrer Schweſter in der Abtei, auf welches ſie A. 1629 nur bedingungsweiſe zu Gunſten der Reform verzichtete. In dieſe ſei auch die Wahl der Äbtiſſin auf je drei Jahre durch die Gemeinſchaft ſelbſt eingeſchloſſen; ſobald alſo der König in ſein früheres Recht, die Äbtiſſin zu ernennen, wieder eintrete, müſſe auch ſie, Agnes, wieder in ihr ſuſpendirtes Recht der Coadjutorin und, da ihre Schweſter Angelica geſtorben, in den Beſitz der Abtei ſelbſt eintreten.

Wir finden auf den Archiven eine handſchriftliche Copie du mémoire contre les pretentions de la mère Agnes, ohne irgend ein Datum oder Unterſchrift. Sie lautet wie folgt:

Die Mutter Katharina Agnes Arnauld hat, da ſie ſich ihres Rechts auf ihre Coadjutorie der Abtei Port = Royal begeben hat, keinen Grund zu ihren Anſprüchen in dieſes ihr Recht wieder einzutreten, weil Seine Majeſtät die Mutter Marie von St. Dorothea Perdreau zu genannter Abtei ernannt hat und zwar aus folgenden Gründen:

1) Der Vorbehalt, welchen die Mutter Agnes gemacht zu haben behauptet, iſt blos ein eingebildeter, da, nach den Grundgeſetzen des Königreichs, die Könige eine Gnade ertheilen und ſie wieder zurückziehen können, ſie können ſich eines ihrer Rechte begeben und wieder darein eintreten, aber ihre Unterthanen haben nicht daſſelbe Privilegium; indem ſich alſo die Mutter Agnes ihres Rechts auf die Coadjutorie begab, mußte ſie darunter verſtehen, ſie gebe dem König die Gewalt zurück, fürder darüber nach ſeinem Wohlgefallen zu verfügen und ſie durfte nicht vorausſetzen, daß ſobald es ſeiner Majeſtät gefallen würde, ſeine Anſicht zu ändern und in das Recht der Ernennung wieder einzutreten, deren Sie ſich begeben hatte, es auch ihr (Agnes) erlaubt ſein würde, in die Anſprüche auf genannte Abtei wieder einzutreten; da alſo die Mutter Agnes einmal ſich ihres Rechts auf die Coadjutorie begeben hat, kann ſie in dieſes Recht nicht mehr zurücktreten, ohne ein neues Ernennungs = Brevet Seiner Majeſtät und ohne neue Bullen Seiner Heiligkeit.

2) Der Vorbehalt, welchen die Mutter Agnes bei ihrer Verzichtleiſtung gemacht hat, indem ſie ſagte, ſie begebe ſich ihres Rechts auf die Coadjutorie nur zu Gunſten der Reform, dieſer Vorbehalt begünſtigt ihre Anſprüche keines-

wegs, da die Mutter Angelica Arnauld, indem ſie im Namen der Mutter Agnes und als deren Procuratorin ihre Abſichten erklärt und in ihrem Namen ſich ihres Rechts auf die Coadjutorie begiebt, — da Angelica dabei ausdrücklich ſagt, ſie begebe ſich deſſelben zu Gunſten der Reform gemäß den Briefen und Beſchlüſſen des Königs. Es iſt aber gewiß, daß unter der Reform, wovon in den Briefen des Königs die Rede iſt und in dem Beſchluß des Großen=Raths, welcher ſie regiſtrirte, nicht die dreijährige Wahl verſtanden werden kann, wie die Mutter Agnes behaupten möchte, ſondern von der Reform, welche die Nonnen auf die ſtrenge Obſervanz der Regel St. Benedicts zurückgeführt hat, und welche jetzt noch bei ihnen beobachtet wird; wie denn auch in gemeldeten Briefen ausdrücklich geſagt iſt, Seine Majeſtät begebe ſich ſeines Ernennungsrechts zu Gunſten der Reform, welche die Mutter Angelica 22 Jahre vor Annahme der dreijährigen Wahl eingeführt hatte.

3) Es iſt in dem Beſchluß des Großen=Raths, welcher die Regiſtrirung genannter Briefe des ſeligen Königs vollzog, ausdrücklich geſagt, daß wenn die Reform im Kloſter Port=Royal zerfallen ſollte, Seine Majeſtät von ihrem Ernennungsrecht, wie zuvor, Gebrauch machen werde; daher muß die Mutter Agnes, ſobald ſie nur zugiebt, die Reform beſtehe noch, auch zugeben, daß die Verzichtleiſtung, welche ſie zu Gunſten beſagter Reform geleiſtet hat, auch noch beſteht. Im Gegentheil aber, ſobald ſie behauptet, dieſe Reform beſtehe nicht mehr, ſteht es dem König zu, ſein Ernennungsrecht wieder an ſich zu ziehen, nicht aber ſteht es ihr zu, von ihrem angeblichen Vorbehalt Gebrauch zu machen, welchen der König nie weder autoriſirt, noch anerkannt hat. — Noch iſt zu bemerken, daß die Reform, wovon in dieſem Beſchluß des Großen=Raths die Rede iſt, nicht von der dreijährigen Wahl verſtanden werden kann, weil dieſe noch nicht im Hauſe war; denn die erſte dreijährige Wahl wurde den 23. Juli 1630 vorgenommen, während der Beſchluß des Großen=Raths vom 20. Februar 1629 iſt und doch redet der Beſchluß des Großen=Raths von der Reform, welche zu der Zeit im Kloſter beſtand.

Beilage XXXV.

Motivirung und Beſtimmung der Theilung.

Es finden ſich auf den Archiven drei handſchriftliche Aufſätze, ohne Datum und Unterſchrift, worin im Intereſſe der Nonnen von Port=Royal de Paris die Trennung der beiden Häuſer von Port=Royal verlangt wird.

Der erſte hat die Aufſchrift: Die Vereinigung der Nonnen von Port=Royal de Paris mit denen von Port=Royal des Champs erſcheint aus mehreren gewichtigen Gründen als unmöglich:

1) Die Nonnen von Port=Royal des Champs werden nie die Mutter Äbtiſſin von Port=Royal de Paris als ihre Vorgeſetzte anerkennen, wie dieſe Äbtiſſin von Port=Royal de Paris auch nicht glaubt, über ihr Recht hinaus gehen, noch ſich den Müttern und Nonnen von Port=Royal des Champs unterwerfen zu dürfen. Sie glaubt dieſes aber nicht ſowohl ihren beſonderen Intereſſen ſchuldig zu ſein, als der Sorge, welche ſie für die ganze Gemeinſchaft von Port=Royal de Paris zu tragen hat und für mehrere Jungfrauen, welche ſich ihr in der Hoffnung, im Hauſe von Paris zum Noviciat und zur Profeſſion aufgenommen zu werden, übergeben haben.

Auch hat ſie Grund zu fürchten, ſie möchte ſich mehr als irgend eine andere Schweſter den Haß der Mütter und Nonnen von Port=Royal des Champs zugezogen haben, nicht blos weil ſie mit großer Feſtigkeit den Gehorſam behauptete, welchen ſie den Befehlen der Kirche geleiſtet hat, ſondern auch, weil ſie die Gnade angenommen hat, welche ſeine Majeſtät ihr durch Ernennung zur Abtei Port=Royal de Paris zu erweiſen geruht.

2) Dieſe Vereinigung würde nicht geſchehen können, ohne die Entfernung der Mutter Äbtiſſin und aller anderen Profeſſen aus dem Hauſe von Paris, abgeſehen von einer großen Zahl anderer Jungfrauen, davon die Einen nicht mehr entlaſſen werden können, weil ſie zur Profeſſion aufgenommen ſind, Andere ſind Novizen, Andere ſeit zwei bis drei Jahren Poſtulantinnen; es wäre dies aber ſehr hart für dieſe Nonnen, welche den ſchuldigen Gehorſam gegen die Befehle der Kirche und ſeiner Majeſtät allen ihren perſönlichen Intereſſen vorgezogen haben, und es würde ihnen ein ſolches Verfahren eine vernünftige Veranlaſſung geben, wenigſtens heimlich in ihrem Herzen einige Klagen gegen ihre Vorgeſetzte zu führen. Es ſind gegenwärtig im Hauſe von Paris 40 Jungfrauen und unter dieſen 40 ſind nur zwei bis drei Profeſſen mit zwei bis drei Dienenden, welche ſich gern mit den Nonnen von Port=Royal des Champs vereinigen wollten.

3) Die Nonnen von Port=Royal de Paris, welche gewohnt ſind, ihre Oberen zu achten und ihnen zu gehorchen, werden nicht daran zweifeln, daß man ihre Schweſtern mit gutem Grunde durch den Kirchenfrieden wieder in die Theilnahme an den Sacramenten eingeſetzt hat, und ſie haben darüber ſogar eine große Freude; aber wenn ſie deren Betragen und die ihnen eigene Geſinnung in Betracht ziehen, ſo haben ſie doch Mühe, ſich zu überzeugen, dieſelben ſeien von ihrer urſprünglichen Geſinnung zurückgekommen, wie es zu wünſchen wäre; und eben darum glauben ſie nicht, daß ſie irgend einmal ſich mit denſelben werden verſtändigen können; ſie fürchten ſelbſt, es möchte ihr Gewiſſen durch die Leitung im Inneren und Äußeren äußerſt beſchwert werden, wenn ſie dieſer Vereinigung zuſtimmten. Was aber dieſe ihre Furcht in ihnen vermehrt, iſt, daß einige ihrer Schweſtern, welche mit ihnen unterſchrieben hatten, und ſich anmaßten, mit den Anderen zurückzukehren, zu gleicher Zeit in ihren erſten Irrthum zurückgefallen ſind.

Der zweite Aufſatz lautet alſo:

Die Trennung des Hauſes Port=Royal de Paris von dem des Champs iſt nicht blos möglich, ſondern auch nothwendig und ſehr leicht ausführbar.

1) Sie iſt möglich, weil in dieſer Trennung nichts liegt, was der Rechtsverfaſſung oder dem gemeinen Gebrauch entgegen wäre. Man findet vielmehr mehrere Beiſpiele, welche ſie autoriſiren: In alten Zeiten war das Einkommen der Biſchöfe mit dem ihrer Kapitel zuſammengeworfen, ſpäter aber wurden ihre Einkünfte der häufigen Streitigkeiten wegen getrennt. Alle von Abteien und Convential=Prioraten abhängigen einfachen Priorate waren urſprünglich bloße Pachthöfe, wie die Kanoniſten verſichern, riſſen ſich aber mit der Zeit von den Haupthäuſern los und wurden eigene Titel. Das Hotel de Dieu von St. Nikolas an der Brücke von Compiegne war ein gedopptes Kloſter, von Mönchen und Nonnen; da ſie ſich aber nicht vertragen konnten, wurden die Mönche durch einen Urtheilsſpruch gezwungen, mit dem ihnen zugewieſenen Antheil an den Einkünften ſich in ein anderes Haus zurückzuziehen. Man könnte außerdem noch das Beiſpiel mehrerer Häuſer anführen, welche ſich trennten, wie neuerdings noch das von Ville l'Evesque und das von Montmartre. Ohne uns aber bei einzelnen Beiſpielen aufzuhalten, welche noch mehreren Erörterungen unterworfen ſind, genügt es, daß dieſe Trennung weder etwas den Verordnungen des Rechts, noch dem gemeinen Herkommen Zuwiderlaufendes enthalte, um zu behaupten, daß ſie möglich ſei.

2) Dieſe Trennung iſt aber für das eine Haus nothwendig, wie für das andere. Man muß ſie zum Beſten der Nonnen von Port-Royal des Champs ausführen, weil ſie ſonſt nothwendig die Mutter Äbtiſſin von Port-Royal de Paris für ihre Oberin anerkennen müßten, weil der Titel, den ſie gegenwärtig trägt, ihr Auctorität über beide Häuſer giebt. Man muß es aber auch für die Nonnen von Port-Royal de Paris thun, weil ſie ſonſt in beſtändiger Störung und Furcht leben müßten, ihre Schweſtern (deren Lehre und Geiſt ſie fürchten) möchten zu ihnen zurückkehren; überdies könnte das Haus von Paris ohne dieſe Trennung ſich nie mehr herſtellen, denn da dieſes Haus keine eigene feſte Verfaſſung hat, wird jede Jungfrau ſich fürchten, ſich daran zu binden.

3) Dieſe Trennung iſt aber auch leicht auszuführen, weil das bis jetzt nicht getheilte Einkommen der beiden Häuſer ſich auf eine Summe von 29,957 Livres, 17 Sols, 4 Deniers beläuft, welches ſich mit der Zeit noch vermehren muß durch das Erlöſchen einiger lebenslänglicher Renten und durch die Aneignung einiger Häuſer, welche einige Privaten zu ihrem eigenen Gebrauch bei Lebzeiten gebaut haben, welche aber mit ihrem Tode an das Haus zurückfallen. Somit iſt gewiß, daß das Einkommen mehr als hinreichend iſt für den Unterhalt zweier Häuſer, wenn man ihre Trennung nur erſt ausgeführt hat; und es läßt ſich dies gegen etwaige Einwendungen durch das Beiſpiel mehrerer Häuſer rechtfertigen, welche viel weniger Einkommen haben und nichts deſto weniger ohne Noth leben.

Mehrere Nonnen von Port-Royal de Paris hatten erklärt, ſie würden eher aus ihrem Kloſter austreten und ein anderes ſuchen, als daß ſie zu der Vereinigung ihre Zuſtimmung gäben.

Der dritte Aufſatz iſt in einem ſcharfen, ſpöttiſchen Tone geſchrieben; berufen ſich die Nonnen von Port-Royal des Champs auf die großen Auslagen, welche ſie für das Haus Paris gehabt hätten, welches man ihnen nun ungerechter Weiſe entreißen wolle, ſo antwortet man, es ſei aus dieſen großen Geldmitteln der Parteigeiſt der Schüler St. Cyrans zu ermeſſen. Wenn ſie ſich aber Stifterinnen dieſes Hauſes in Paris nennen, ſo maßen ſie ſich offenbar das Recht des Königs an, der dieſen Titel getragen hat, der König bleibt trotz Allem Herr der Abtei und kann ſie ſchenken, wem er will.

Berufen ſich die Nonnen von Port-Royal des Champs darauf, daß ſie in der Majorität ſeien, ſo iſt zu verwundern, wie ſie, die gegen die Kirche behaupteten, die von aller Welt verlaſſene Wahrheit habe ſich in ihr Haus geflüchtet, die ganze Kirche ſei nur auf die kleine Zahl ihrer Lehrer und Leiter zuſammengeſchrumpft, wie ſie nun das Recht der Majorität geltend machen wollen. — Es würde aber die Vereinigung für die Zukunft ein gar übles Beiſpiel geben, wenn man das Haus von Paris den Nonnen von des Champs Preis geben würde, nachdem man ſie wiederholt für wegen ungehorſamen Ausbleibens verurtheilt erklärt hat, und wenn man es denen entzöge, welche gegenwärtig daſelbſt wohnen, und den Befehlen der Kirche und ſeiner Majeſtät nachgekommen ſind; denn das hieße ja das Laſter begünſtigen und die Tugend nicht anerkennen. Berufen ſich die Nonnen von Port-Royal des Champs auf die Enge des Raums und daraus entſpringende Gefahr für die Geſundheit, ſo wird erwidert, ſeit 300,000 Livres auf den Bau und Trockenlegung des Kloſters verwandt worden ſeien, habe man ſich gar nicht mehr darüber zu beklagen; es ſeien daſelbſt nur 65 Nonnen, während das Kloſter zwei Dormente habe mit 72 Zellen und vier heizbaren Zimmern; außerdem finden ſich noch 22 heizbare Zimmer, die Krankenſtuben und einige andere darunter begriffen; alle klöſterlichen Räume und Bequemlichkeiten, die man nur in einem geiſtlichen Hauſe verlangen könne; man findet daſelbſt ein ſehr ſchönes und ein kleiner Chor, welcher oben iſt, wo

man bei dem heiligen Sacramente wacht, einen Kreuzgang, ein Kapitel, ein Refectorium, eine gewölbte Vorrathshalle mit zwei ſchönen Küchen für die Nonnen und für die Leute außerhalb, ein Verkehrshaus (tour) mit zwei Kammern und drei oder vier Sprachzimmern, eine Bäckerei, eine Milcherei, ein Waſchhaus, einige Gärten mit einem großen abgeſchloſſenen Raum, mit einem kleinen Wäldchen und einem großen Kanal. Außerdem iſt noch die Wohnung d'Andillys, die man ſeit kurzem in das Innere des Kloſters befaßt hat, nur von einer einzigen Perſon bewohnt. Es iſt noch ein großes Gebäude im Garten, welches leicht durch eine kleine Gallerie mit dem Krankenhauſe des Kloſters in Verbindung geſetzt werden könnte, das man früher zur Wohnung der Penſionaire auszubauen gedachte.

Die Nonnen von Port=Royal des Champs berufen ſich auf das tridentiner Concil und auf die Bedrängniſſe in der Zeit der Kriege, daher ihnen ein Haus in der Stadt zum Bedürfniß werde; allein ſie werden an die Anweiſung ihres Ordensſtifters St. Benedict erinnert, daß man die Einſamkeit lieben und entfernt von den Städten die Niederlaſſung gründen ſolle.

Es wollen aber die Nonnen von des Champs ihre Äbtiſſin auf je drei Jahre ſelbſt wählen, während die von Paris ſich der vom König ernannten Äbtiſſin unterworfen; beide Theile werden alſo befriedigt, indem man ſie trennt und jeden nach ſeinem Wunſche leben läßt.

Die Anſprüche von Agnes kamen dabei noch einmal zur Sprache. Obiger Aufſatz ſagt ſchließlich darüber: Alle dieſe Gründe beweiſen, daß der König nicht zu zerſtören braucht, was er einmal gethan (die Ernennung der Perdreau), daß es vielmehr ſeiner königlichen Güte, ja ſelbſt ſeiner Gerechtigkeit zukommt, die Nonnen von Port=Royal de Paris in ihrem Hauſe zu erhalten, um ſeinen Unterthanen die Vortheile des Gehorſams gegen der Kirche und Ihrer Majeſtät Befehle zu zeigen.

Um alle Streitigkeiten zu vermeiden, ſollten die liegenden Güter der beiden Port=Royal ſo gut wie möglich von einander geſchieden ſeien, kein Theil ſollte Recht auf den Grundbeſitz des anderen Theils haben, noch Laſten für denſelben tragen. So lautet ausdrücklich die handſchriftliche Inſtruction für die mit der Schätzung und Scheidung beauftragten Schiedsrichter vom 2. April 1669. (Chacun des lotz portera ses charges et pour l'un di ceux l'on ne pourra prétendre aucun recours sur l'autre, sinon etc.

Dagegen lautet eine handſchriftliche Eingabe von Seiten der Nonnen von Paris in Betreff der Theilung alſo: Die Nonnen von Port=Royal de Paris hoffen, daß die liegenden Güter und Einkünfte, welche ihnen zugetheilt werden ſollen, von allen Laſten und von allen jährlichen Zinſen, wozu die Abtei verpflichtet iſt, für frei und ledig werden erklärt werden, in Betracht, daß ſie, wenn ſie zwiſchen ihnen und den Nonnen von Port=Royal des Champs getheilt würden, Samen zu Proceſſen ſein würden. Denn die von Port=Royal des Champs werden ja in Beſitz des größeren Theils der Güter und Einkünfte der Abtei ſein; daher ſie auch von den Gläubigern und Beſitzern von Lebensrenten als Beſitzer der vorgeſchoſſenen Fonds zu betrachten ſind. Wo nicht, müßte man den Nonnen von Paris außer dem ihnen zu ihrer Exiſtenz Angewieſenen auch noch einen weiteren Antheil zuweiſen im Verhältniß zu den von ihnen zu beſtreitenden Zinſen und Laſten. — Sie reden kein Wort davon, daß die bei weitem größere Majorität der Nonnen von Port=Royal in des Champs iſt.

Es war ſchon zuvor von Montholon Billard und Ragueneau, Advocaten des Parlaments, begutachtet worden, daß die Güter von Mondeville, Troux, Petit=Port=Royal, Villiers am eheſten an Port=Royal de Paris gegeben werden könnten, da ſie durch ihre Lage und Rechtsverhältniſſe von den um Port=Royal des Champs herum arrondirten Gütern unabhängig waren. Außer dieſen verlangten die Nonnen von Port=Royal de Paris noch

ein kleines Gut und die Übertragung aller Zinſen, Schulden und paſſiven Renten auf das überſetzte Kloſter von Port-Royal des Champs.

Der König beſchließt in ſeinem Rath, nachdem er die Vorſchläge genannter von ihm Bevollmächtigter zu Rathe gezogen, daß die Bulle, wodurch Marie de St. Dorothea Perdreau als Äbtiſſin eingeſetzt wird, auch fürder ihre volle, unbeſchränkte Kraft habe, daß aber doch das Kloſter Port-Royal des Champs geſchieden, getrennt und unabhängig von der Abtei Port-Royal de Paris bleiben ſoll. Sofort werde jedem ſeine Güter, in Baulichkeiten, Ländereien, Renten und Zehnten zugetheilt. Renten auf den Herzog von Luynes und Bernieres wurden Port-Royal de Paris zugetheilt. Chacune des partyes seront tenues de payer et aquitter les charges et redevances foncières et autres droitz seigneuriaux des biens cy-dessus déclaréz à Elles apartenant.

Da die Äbtiſſin von Port-Royal de Paris in den letzten Jahren die Verwalterin des ganzen Einkommens war, hat ſie auch für die in dieſer Zeit gemachten Schulden zu ſtehen, dafür hat aber Port-Royal des Champs zu bezahlen, was die Maſſe noch für mehrere, an Port-Royal de Paris abgetretene, liegende Güter ſchuldig iſt, wie auch für die Zukunft die auf dem Kloſter Port-Royal überhaupt haftenden rentes constituées, pensions ou rentes viagères.

Beilage XXXVI.

Agnes an die ſterbende Flavie und deren Antwort.

Agnes ſchrieb am 25. April 1670 an die Schweſter Flavie: Ich konnte, meine theuerſte Schweſter, unmöglich erfahren, daß Sie am Ende Ihrer Laufbahn ſtehen, ohne von einem ſehr fühlbaren Schmerz durchdrungen zu ſein; ich erinnere mich, daß ich Sie einſt ungefähr in derſelben Lage geſehen. Aber damals war der Schmerz über Ihren Verluſt durch den Troſt verſüßt, welchen der Glauben bei ſolchen Gelegenheiten giebt, indem er uns überzeugt, daß ſelbſt der Tod die Einigkeit nicht bricht, welche die Liebe in Gott geſchloſſen hat. Was aber damals der Tod nicht hatte thun können, haben die unglücklichen Begegniſſe des Lebens nunmehr gethan. Und ich geſtehe Ihnen, meine theuerſte Schweſter, daß dieſe Entzweiung, welche Sie ſeit ſo vielen Jahren von uns trennt, mir das Herz ſchmerzlich durchbohrt, beſonders da ich Sie in einer Lage weiß, wo ſich Ihnen wohl keine Gelegenheit darbieten würde, auch wenn Sie uns nunmehr andere Geſinnungen bezeugen wollten. Ich glaubte dieſe Gelegenheit verſuchen zu müſſen, Ihnen theuerſte Schweſter, ſo viel wie möglich entgegen zu kommen und indem ich Sie von ganzem Herzen umarme, und meine Thränen mit denjenigen miſche, welche eine lautere Buße Sie bewegen muß vor Gott zu vergießen, bezeuge ich Ihnen, daß ich Ihnen in einer vollkommenen Fülle von Liebe Alles vergebe, und ich kann Sie Daſſelbe von unſerer Mutter, der Äbtiſſin, und von unſeren Schweſtern verſichern, welche nicht aufhören zu Gott zu beten, er möge in ſeinem Gerichte ſich deſſen nicht erinnern, was ſie ſelbſt vergeſſen wollen, wenn Sie nur bereuen, daß es geſchehen iſt. So ſprechen Sie denn, eben ſo viel Schmerz, als Vertrauen im Herzen: mein Vater, ich habe geſündigt gegen den Himmel und gegen dich, ich bin nicht mehr werth eine Stelle unter deinen Kindern einzunehmen.

Da Sie ſonſt ſo viel Vertrauen zu mir gehabt haben, meine theuerſte

Schweſter, glaubte ich, Sie würden dieſe meine Ermahnungen gut aufnehmen, da ſie nur aus der Liebe kommen, welche mich drängt, Ihnen die letzten Zeichen meines Eifers für Ihr Heil zu geben. Siehe der Richter iſt an der Pforte; Sie werden ihm mit Vertrauen öffnen, wenn Sie ſich zuvor mit der Wahrheit in Übereinſtimmung geſetzt haben, denn ſie iſt unſere Gegnerin, ſo lange ſie uns anklagt, wir uns aber vertheidigen, während ſie ſelbſt uns von der Gerechtigkeit Gottes befreit, wenn wir ihr unſere Fehler bekennen und unſere Hoffnung auf ſein Erbarmen allein ſetzen. Ich bitte Sie überzeugt zu ſein, daß ich es ohne Aufhören für Sie anrufen werde, da ich ſo ſtark wie je verlange, daß ich Ihnen und Sie ewig Gott angehören.

Flavie gab hierauf folgende Antwort, welche man in Port-Royal des Champs als ihr untergeſchoben betrachtete: Inmitten der Leiden, welche ich nach Gottes Wohlgefallen für meine Sünden leide, habe ich keinen größeren Troſt, als zu denken, daß ich meinen rechtmäßigen Vorgeſetzten aufrichtig gehorcht habe. Obgleich ich nur eine Jungfrau bin, weiß ich, daß Gott in der Schrift ſagt, daß Jeder, der ſie hört, ihn hört, und daß Jeder, der ſie verachtet, ihn verachtet. Wenn ich davon nicht ſolchen Gebrauch gemacht hätte, ſagt mir, wem könnte ich dies zuſchreiben, als dem Stolz, als einer guten Meinung von mir ſelbſt, und einer offenbaren Verachtung der Anſichten meiner Obern? Möge es Gott nicht gefallen, daß ich mich nicht über ſie erhebe in der Erkenntniß der Dinge, wovon ſie Richter ſind. — Sie beklagen mich, mich auf dem Weg zu ſehen, auf welchen meine wahrhaften Hirten mich führen, und ich beklage Sie, und ich kann ſagen, ich ſeufze über Sie, Sie davon entfernt zu ſehen, weil ich glaube, daß dies das Einzige iſt, was uns zu einer glücklichen Ewigkeit führen kann. Das, meine theure Mutter, iſt Alles, was die Krankheit, in welcher ich jetzt darnieder liege, mir erlaubt hat Ihnen zu ſchreiben.

Beilage XXXVII.

Pomponne nach St. Simon.

St. Simon giebt zum Jahr 1699 (Band II. P. 35, etc. eine Charakteriſtik und Biographie Pomponnes. Er war ein eben ſo beliebter, geachteteter Geſellſchafter und Freund, als gewandter und rechtſchaffener Geſchäftsmann, welcher durch Gewinnung Schwedens für Ludwigs Allianz Deutſchland ebenſo gefährlich, als ſeinem Vaterlande nützlich wurde. Die Grundeigenſchaften ſeines Charakters erinnern an die ſeines Vaters, nur war er ungleich beſonnener. Nach Lyonnes, des Miniſters und Staats-Secretairs Tod berief der König ihn aus dem Norden als deſſen Nachfolger. Aber Colbert und Louvois vereinigten ſich gegen ihn, da er ihr gehäſſiges Treiben durch ſein edles, weiſes Benehmen zugleich ins Licht und in den Schatten ſtellte. „Der Janſenismus war ihr Hülfsmittel. Es war wirklich das Wunder des Verdienſtes von Pomponne, daß er als Sohn, Bruder, Neffe, Couſin und nächſter Verwandter oder als mit den innigſten Banden mit Allem verbunden, was man dem König im Ganzen und perſönlich am gehäſſigſten gemacht hatte, ſich auf einem Miniſterium des erſten Zutrauens erhalten konnte. — Sie trieben ihn und kamen endlich zum Ziel, ihn unter dem Vorwand der Religion ſich zum Opfer zu machen. Dies war jedoch nicht ohne das ſtärkſte Widerſtreben. Der König, ſo vollkommen zufrieden mit der Führung Pomponnes, ſah an ihm nur Maaß und Weisheit in allem, was den Janſenismus betraf.

Es kam ihm ſchwer an, ihm zu mistrauen, ſelbſt in dieſem Punkte, und die Gefahr und das Ärgerniß, ſich des Neffen von Arnauld in ſeinen geheimſten und wichtigſten Angelegenheiten zu bedienen, ſchienen ihm nichts im Vergleich mit der Gefahr und den Schmerzen, ſich ſeiner zu berauben. Endlich gab er kraft beſtändiger Angriffe nach, und wie der letzte Tropfen macht, daß ein Gefäß überfließt, richtete nach ſo ununterbrochenen Vorbereitungen ein Nichts Pomponne zu Grunde. Dies geſchah 1679. — Pomponne ging nicht ungewarnt auf ein Paar Tage nach Pomponne. Indeß kam der Courier mit der Nachricht der Bairiſchen Heirathsallianz für die Dauphine an. Louvois brachte ſeine Privatnachricht darüber dem König, während Pomponne noch unterwegs nach Paris war. Der König verlangte ſofort von ihm die Depeſche und ſeine Entlaſſung. — Er bereute es indeß bald, beſprach ſich öfters mit Pomponne im Vertrauen und nahm ihm das Wort ab, daß er wieder in ſeinen Rath treten werde, ſobald er ihn berufen würde."

Dies geſchah nach Louvois Tod nach zwölfjähriger Ungnade. Der König nahm ihn mit herzlichen Freundſchafts-Bezeugungen auf. — Er ſtarb am 26. Sept. 1699, 81 Jahre alt, ohne daß er je krank geweſen war, an einer Indigeſtion. Sein Vater und Oheim, welche ſo ſtrenge Asceten waren, wurden bei voller Kraft noch älter. Ein hoffnungsvoller Sohn ſtarb jung an der Spitze eines Dragonerregiments; ein anderer war ſimpelhaft; der Abbe gab mehrere Memoires von Verwandten heraus. St Simon ſchreibt zum Jahre 1704: „Der Abbe de Pomponne alterte in der Stelle eines Quartier-Almoſeniers. Der König hatte ſich vortheilhaft über ihn ausgedrückt aber geſagt, ſein Name Arnauld ſei ihm im Epiſkopat zu ſehr zuwider, als daß er ihn je dazu erheben würde. Er war Torcys Schwager. Sein Vater Pomponne hatte ihn mit Einwilligung des Königs die Naſe in ſeine Papiere ſtecken laſſen, er fuhr ſo fort mit Torcy. Er war ſchon zu Rom und an verſchiedenen Höfen Italiens geweſen. Das Alles machte, daß er zum Geſandten in Venedig gewählt wurde."

Beilage XXXVIII.

Le-Tourneux und die Überſetzungen der kirchlichen Gebetbücher.

Nicolas le Tourneux iſt geboren den 30. April 1640 in Rouen. Er zeigte ſehr früh Talent zum Predigen, konnte auch fremde Predigten ſo gut im Gedächtniß behalten, daß die Bürgersleute ihn öfters aufforderten, ihnen vor ihrer Hausthüre eine Predigt zu halten. Man durfte den Heiligen auswählen, der ihm zum Text dienen ſollte. Les bourgeois lui donnoient un sol marque par sermon, meldet Clemencet. Ein Verwandter von Foſſé hatte eine Stiftung für Erziehung unbemittelter Leute gemacht, welche ihm nun zu Gute kam. So konnte er in Paris bei den Jeſuiten ſtudiren, man gab ihn den Söhnen des Kanzlers le Tellier bei, dem nachmaligen Erzbiſchof von Rheims und Louvois, um ihren Ehrgeiz durch ſeine Fortſchritte zu ſtacheln. In einem Alter von 22 Jahren erhielt er die Prieſterweihe. Foſſé lernte ihn in Rouen kennen und lud ihn ein, mit ihm und Tillemont ſeine Wohnung in der Straße St. Victor zu beziehen, wo le Tourneux denn von 1669 bis 1671 in Bußübungen und den vorbereitenden Studien zu ſeiner semaine sainte lebte, worauf er Caplan aux Graſſins wurde. Doch blieb er mit der Familie Foſſés ſtets eng verbunden; dieſer bezeugt: meine Mutter,

welche zunächſt Gott all' ihr Vertrauen auf ihn geſetzt, kam jedesmal mehr geſtärkt, weit demüthiger von ihm zurück.

Im Jahre 1682 trat er für den verdrängten Quesnel als Prediger auf. Die Eiferſucht der Gegner griff ihn um ſo heftiger an, als er zugleich Beichtvater der Nonnen von Port-Royal des Champs war, wo er am 19. Oct. in dieſe Wirkſamkeit eingetreten. Als er hier weichen mußte, zog er ſich in ſein Priorat in der Diöceſe Soiſſons zurück. Da er einige Pfründen hatte, ſuchte er dieſen Bruch der Kirchengeſetze dadurch zu ſühnen, daß er junge Leute aus ſeinen Mitteln bei ſich erzog und bildete, mit welchen er auch täglich die Offiz der Kirche ſang. Als Foſſé ihn hier in ſeiner Einſamkeit beſuchte, erſchrak er über die Strenge ſeiner Lebensart, als hätte er keinen Körper mehr, oder als wollte er ihn durch Enthaltſamkeit und Faſten tödten. So ſtarb er denn auch ſchon in einem Alter von 46 Jahren am 28. Nov. 1686 an einem Schlaganfall. Er hatte nicht blos den Nonnen von Port-Royal 4000 Livres vermacht, auch ſein Herz wurde dahin gebracht.

Sein erſtes Werk, woraus ſich auch die anderen ergaben, war: **L'office de la semaine sainte en latin et en françois avec une préface, des remarques et des réflexions.** 1673 in 8. und in 12. Paris bei Petit. Es iſt eine Erklärung der Paſſion. Beinahe jedes der folgenden Jahre erſchien eine neue Auflage. Ähnlichen Inhalts waren ſeine folgenden Schriften, oder ſie entwickeln die Principien der Buße und des chriſtlichen Lebens. Beſondere Erwähnung verdienen: Die Akademie françaiſe hatte einen Preis auf die beſte Rede über das: Martha, Martha u. ſ. w. ausgeſetzt. Le-Tourneur ſoll ſich erſt den Tag vor der Prüfung der eingeſchickten Arbeiten daran gemacht haben und erhielt den Preis. Die Predigten, die er unvorbereitet, oder doch ohne Manuſcript hielt, ſollen beinahe immer ſeine beſten geweſen ſein. — Ein weſentliches Hinderniß der ſogenannten Bekehrung der Reformirten war, daß ſie ihre franzöſiſche Predigt nicht gegen eine lateiniſche Meſſe vertauſchen wollten, von der ſie nichts verſtanden. Daher ließ der König auch in Verſailles ausdrücklich für die Neubekehrten eine Überſetzung der Kirchengebete (**les Heures**) drucken. Peliſſon der ſelbſt von der reformirten zur katholiſchen Kirche übergetreten war, klagte, die reformirten Geiſtlichen bereden das Volk, der Meßkanon namentlich, den das Volk eben deshalb nicht verſtehen ſolle, ſei voll von Gräueln. Das gab nun die Veranlaſſung zu dem Hauptwerke Le-Tourneurs **l'Année chrétienne, ou les messes des dimanches, féries et fêtes de l'année en latin et en françois, avec les explications des épîtres et un abrégé de la vie des Saints** (des Heiligen für jeden Tag des Kirchencalenders) **dont on fait l'office, chez Elie Josset.** 13 Vol. in 12., 1683—1701. Allein kaum waren die zwei erſten Bände erſchienen, als die Jeſuiten in Paris und Rom Lärmen machten: da Alexander VII durch das Breve von 1661 die franzöſiſche Überſetzung des Miſſels verdammt habe, ſo ſei es Ehrenſache, daß noch vielmehr dieſes neue Product unterdrückt werde; der Nuntius redete mit de la Chaiſe, dieſer mit dem Könige, der König mit dem Erzbiſchof von Paris, der die Fortſetzung des Drucks verbot. Le-Tourneur nahm dieſes Verbot ohne Murren an; er legte die Feder ruhig nieder, ohne über die Gründe dieſes Verfahrens zu raiſonniren und begnügte ſich, vor Gott den Gewinn zu prüfen, welchen er ſelbſt daraus ziehen ſollte. Indeß blieb das Verbot nur auf der Überſetzung des Meßkanons ſelbſt und auch dieſes wußte man mit der Zeit zu umgehen. Le-Tourneur war indeß lange nicht der Erſte geweſen mit einer Überſetzung der kirchlichen Andachtsbücher. Namentlich hatte der **Missel Romain traduit en François avec le Latin à côté. Paris chez Simon Piget et Rollin de la Haye 1660,** 5 Vol. in 12. ſchon dieſe Fragen lebhaft angeregt. Es war von Joſeph Voiſin einem früheren Parlamentsrath, welcher nachher Geiſtlicher und Prediger Contis geworden war (geſtorben 1685). Mazarin ſoll ſeine Verdammung durch

die Hofbiſchöfe (am 7. Dec. 1660) betrieben haben, um daraus eine Waffe gegen Retz zu machen, obgleich der Staatsrath das Verbot der Biſchöfe beſiegelte und der König die lettres patentes zu dem päbſtlichen Verdammungsbreve gab (am 4. April 1661), hatten doch die Großvicare von Retz, Contes und Hodencq dieſer Überſetzung ihre Beſtätigung gegeben, wie ſie denn auch 1677 neu aufgelegt wurde.

Wird einerſeits erzählt, le=Tourneux habe es nicht verſchmäht, auch durch Verkehr mit Juden in den Sinn der Schrift tiefer einzudringen, ſo ließ er ſich die Überzeugung der Reformirten und ihre Zurückführung in den Schoos der Kirche ſehr angelegen ſein. Er ſtand mit Mehreren derſelben in einem nachmals gedruckten Briefwechſel. Man hat noch einen Brief von le=Tourneux vom Jul. 1686, worin er bei Gelegenheit dieſer ſeiner Verſuche ſchreibt: Sie haben Recht, es iſt ein Wunder, was der König für die Ausrottung der Ketzerei gethan. Gottes Hand hat dieſes Werk glücklich geführt, und es iſt zu hoffen, daß ſie es auch zu Ende führen wird. Man muß ihn bitten, daß er die Geiſter erleuchte und die Herzen rühre, da die Meiſten abſchwören, was ſie auch nachher noch glauben und feſthalten. — Allein er ſollte wider Willen dieſen Gegnern eine ſcharfe Waffe in die Hände ſpielen. Im Jahre 1688 erſchien, von mehreren Approbationen von Doctoren der Sorbonne begleitet, ſein Bréviaire Romain en latin et en françois de la version de N. l Tourneux, Paris chez Thierry, 4 Vol. in 8. Allein der Official und der Erzbiſchof von Paris ſprachen ein ſehr nachdrückliches Verbot dagegen aus. Dieſes gab einem reformirten Geiſtlichen Veranlaſſung zu einer Lettre pastorale du 15. Mai 1688 aux Nouveaux Convertis. Durch dieſes ſcandalöſe Verfahren, heißt es darin, verrathen ſich die Prälaten als offenbare Feinde Gottes, ſie verrathen ihren unverſönlichen Haß gegen die Wahrheit, gegen die h. Schrift und die heilſame Gnade Gottes. Der Überſetzer des römiſchen Breviers hatte die Abſicht, daß das Volk ſich durch Stücke der h. Schrift, durch einige Gebete und Hymnen dieſes Breviers möchte erbauen können. Dieſes Licht, vor welchem damit der Schleier weggezogen war, hat die Augen dieſer Vögel der Finſterniß verletzt. Sie haben ſich verſammelt und haben dieſe Überſetzung zu ewiger Finſterniß verdammt. Die Thatſache ſelbſt iſt gehäſſig, ihre Gründe aber ſind abſcheulich. Man giebt ſich zwar den Anſchein, als wollte man nur die von den Biſchöfen nicht approbirten Überſetzungen der h. Schrift und der kirchlichen Erbauungsbücher für verdammt erklären. Allein die Gründe dafür, namentlich die angebliche Dunkelheit der Schrift, würde ebenſogut auf die approbirten Überſetzungen fallen. Man beruft ſich auf ein Schreiben der pariſer Facultät an Richelieu in Betreff einer 1641 erſchienenen Überſetzung der Schrift, worin es heißt: damit ſie unterdrückt werde und begraben unter dem Sand und keine Spur mehr davon erſcheine, wie Moſes den Egypter, welchen er erſchlagen hatte, begrub. So verpflichtet man euch alſo, die Bibel eurer Väter für ein Machwerk des Antichriſts zu halten. Sträuben ſich euch darüber nicht die Haare? Wie wollt ihr eine Religion anſehen, welche euch einen Glaubensartikel daraus macht, daß ihr die Überſetzung verabſcheut und für einen Gräuel haltet, dieſes heilige Buch, woraus ihr euren chriſtlichen Glauben gezogen habt, das für euch ſo oft eine Quelle der ſüßeſten Tröſtungen geweſen iſt, worin ihr euren Gott gehört habt, wie er mit euch ſprach und in ſeine heiligen Myſterien einweihte. Wollt ihr auch diesmal eure Augen nicht öffnen, wenn ſie auch bisher verſchloſſen geweſen? Seht ihr nicht ein, daß man der Antichriſt ſein muß, um eine ſolche Sprache zu führen? — Man hat euch bei eurem Übertritt freilich nicht geſagt, daß ihr auf die h. Schrift verzichten müßt, man hat vielmehr über 100,000 Exemplare von der Überſetzung Amelotes ausdrücklich für euch gedruckt. Aber das währte nur eine Weile; die Vertheilung hörte nicht nur auf, man nahm euch auch davon wieder ab. Daran mögt ihr ſehen, ob man

es ehrlich mit euch gemeint. — Der reformirte Geiſtliche nimmt auch großes Ärgerniß daran, daß der Official in der Überſetzung le Tourneurs auch das für eine Ketzerei erklärt, daß von einer unbeſiegbaren Gnade die Rede iſt, daß dieſe als die einzige Urheberin des frommen Verlangens, der gerechten Abſichten und guten Handlungen angerufen wird. — Clemencet wendet wegen dieſes Briefs auf die Jeſuiten und ihren Anhang die Worte Pauli an die Römer 2, 24 an, er bekennt, daß ſelbſt das Breve Alexanders VII ein Skandal ſei; allein das Alles falle doch nicht auf die Kirche ſelbſt. — Da namentlich auch die Überſetzung des Gebets um Frieden vom Official angefochten wurde, wandte man auf ihn die Verſe an:

Peut — on espérer que jamais
Ils cessent de troubler la terre,
Si de l'oraison de la paix
Ils font même un sujet de guerre.

Santeuil hatte unter Anderem auch Hymnen gedichtet, noch ehe er ſelbſt zu einer ernſteren Überzeugung gekommen war. Le-Tourneur ſchreibt ihm deshalb: Bedenken Sie, mein lieber Bruder, daß man hier in der ſichtbaren kämpfenden Kirche mit unreinem Herzen und befleckten Lippen Lobgeſänge auf Gott ſingen und verfaſſen kann, daß man aber nicht alſo im Himmel Gottes Lob ſingen wird. Sie haben in Ihren Verſen wohl Lobopfer gebracht, aber das Feuer im Rauchfaß war ein fremdes; die Eitelkeit that, was die Liebe hätte thun ſollen. Er warnt Santeuil davor, daß er in ſeinen neuen Liedern Gott nicht um Belohnung für die früheren bitte. — Wären Sie wie ich, oder vielmehr wären wir, wie wir ſein ſollten, wir würden vor Furcht zittern, daß wir gewagt haben, Sie Gottes Heiligkeit zu beſingen, ich ſie zu predigen, ohne ſie geachtet zu haben, und wir dürften uns überglücklich ſchätzen, wenn er uns unſere Predigten und Verſe verzeiht. Das Stillſchweigen iſt wohl jetzt das beſte Opfer. Die Heiligen bemerken, daß alle Creaturen zum Lobe Gottes eingeladen ſind, ſelbſt die Drachen; der Sünder allein iſt es nicht.

Beilage XXXIX.

Agnes an Sevigné.

Agnes ſchreibt an Herrn von Sevigné: Es iſt aller Grund zu der Hoffnung da, Ihre Überſiedlung in die Einöde werde für Sie von gedoppeltem Nutzen ſein, da ſie nicht zu der Zeit geſchehen iſt, wo Sie es erwarteten. Iſt ja doch gewöhnlich der beſte Wille mit einer menſchlichen Eigenwilligkeit verbunden, von welcher Singlin uns geſagt, daß die Verehrung Gottes, welche durchaus geiſtig und göttlich ſein muß, ſich nicht darin findet. So werden Sie denn, nachdem die Verzögerung Ihr feuriges Verlangen dahin zu fliegen gereinigt hat, nunmehr nur auf den Füßen des neuen Menſchen dahin gehen, welcher nicht ſchneller ſchreitet, als nöthig iſt, nach der Lehre Petri, der Gläubige beeile ſich nicht.

Agnes nahm die Geſchenke Sevignés an die Kloſterſchaft mit der offenen Herzlichkeit einer Schweſter an, welche den Dank durch einen leichten Vorwurf würzt. Ich glaube, Sie nehmen in einem falſchen Sinne ein Wort der Schrift: der Gerechte lebt von ſeinen Erfindungen; denn Sie ſuchen dieſe von aller möglichen Art, nicht um gerechter zu werden, ſondern um Ihre Rei-

gung zur Freigebigkeit zu befriedigen, während Ihre Aufmerkſamkeit die Nonnen verzärtelt.

Als Sevigné zu Anfang des Jahres 1660 eine Lampe ſchickte, antwortete ſie ihm: ich ergebe mich, mein theurer Bruder, in den Vortheil, welchen Sie über mich haben, da ich als eine Arme die Almoſen, welche man mir geben will, nicht ohne Stolz ablehnen kann. Ich bitte Chriſtum für Sie um eine Lampe der klugen Jungfrauen; ich hätte gewünſcht, daß das Loos, welches Ihnen zufiel, als wir die Worte dieſes Evangeliums verloosten, das geweſen wäre, wo der Herr von der Lampe ſpricht; das Ihrige iſt aber noch vortrefflicher, weil es Sie dem Bräutigam näher bringt. — Es ſcheint, Sevigné habe den Verdacht gehegt, man looſe nicht für ihn, ſondern ſende ihm ausgewählte Sprüche, welche man für paſſend auf ſeine Seelenverfaſſung halte. Den 9. Januar 1661 ſchreibt ſie: Ihnen allen Grund des Zweifels zu benehmen, verſichere ich Sie, mein theurer Bruder, zum dritten Male, daß Gott ſeine Hand von oben ausſtreckt, um Ihre Looszettel zu ziehen, und daß nach Gott nur Ihre Schweſter dieſelben für Sie zieht, damit das Loos Ihnen günſtig ſei. Nach dieſer Verſicherung bewundern Sie, ſoviel Sie wollen, ihre Beziehung auf die Seelenverfaſſung, worin Sie ſich befinden. Die Wahrheit iſt Eine und wie ſie auch dargeſtellt werden mag, man findet immer Gelegenheit dazu, ſie auf ſich ſelbſt anzuwenden, wenn man zuvor von dem Verlangen eingenommen iſt, von Allem Nutzen zu ziehen. — In einem anderen Briefe vergleicht Agnes dieſe kleinen Looszettel mit dem Senfkorn, welches auch in einem gut gebauten Acker zu einem Baume wird, wenn Gott ſeinen Segen von oben dazu giebt.

Mit Beziehung auf das Feſt der drei Könige ſchreibt ſie ihm: Ich hoffe, Sie finden Chriſtum heute in dieſem geringſten unter ſeinen Tempeln, nachdem Sie ihn mehrere Jahre geſucht, und er wird nicht zu Ihnen ſagen: warum ſuchſt du mich? da er ſelbſt der Urheber Ihres Suchens iſt; auch redet er mit den Neugeborenen nicht, wie mit den vollkommenen Seelen, indem er vielmehr, mit einem uns unbekannten Myſterium, bei den Einen billigt, was er an den Anderen zu tadeln ſcheint.

Beilage XL.

Racines geiſtliche Theater.

Die Tragödie Eſther iſt von 1689. Sie wurde als Übung in Declamation und Geſang für die Zöglinge von St. Cyr auf den Wunſch von Maintenon geſchrieben. Racine beabſichtigt den Gebrauch des Chors zu heiligen, indem israelitiſche Mädchen, welche das St. Cyr von Eſther bilden, Loblieder auf ihren Gott ſingen. Denn daß in Eſther Maintenon beſungen wird, unterliegt keinem Zweifel. Etwas gar zu naiv-deutlich iſt die Entfernung der Monteſpan und die Erhebung Maintenons in den Worten Eſthers geſchildert:

Peut-être on t'a conté la fameuse disgrace
De l'altière Vasthi, dont j'occupe la place,
Lorsque le roi contre elle enflammé de dépit,
La chassa de son trone ainsi que de son lit.
Mais il ne put sitôt en bannir la pensée:
Vasthi régna longtemps dans son ame offensée.

Dans ses nombreux états il fallut donc chercher
Quelque nouvel objèt qui l'en pût détacher.

Eſther beſiegt in ihrer Beſcheidenheit alle Rivalinnen und Kotterieen und verkündet dem König den wahren Gott. — Die Warnungen des Königs vor Verleumdung, vor blutigen Rathſchlägen werden von dem Chor mit gewaltiger Stimme vorgetragen, zumal wenn man bedenkt, daß Ludwig XIV den Vorſtellungen öfters ſelbſt beiwohnte. Racine und mancher Hörer mag dabei auch an das verleumdete Port-Royal gedacht haben. Wäre nicht Racines Weichheit, Umſicht und Schweigſamkeit bekannt, ſo möchten wir bei folgenden Verſen, welche Haman ſpricht, an einen Jeſuiten-Beichtvater des Königs und an den Haß zwiſchen der Compagnie und Port-Royal denken:

Je sais que, descendu de ce sang malheureux
Une éternelle haine a dû m'armer contre eux. —
Mais, crois-moi, dans le rang où je suis élevé,
Mon ame, à ma grandeur toute entière attachée,
Des intérêts du sang est faiblement touchée.
Mardochée est coupable; et que faut il de plus?
Je prévins donc contre eux l'esprit d'Assuérus;
J'inventai les couleurs; j'armai la calomnie,
J'intéressai sa gloire; il trembla pour sa vie:
Je les peignis puissants, riches, séditieux;
Leur dieu même ennemi de tous les autres dieux.
Jusqu'à quand souffre-t-on que ce peuple respire,
Et d'un culte profane infecte votre empire? —
Je dis; et l'on me crut. Le roi dès l'heure même,
Mit dans ma main le sceau de son pouvoir suprême:
Assure, me dit-il, le repos de ton roi;
Va, perds ces malheureux: leur dépouille est à toi.

So hat man auch die Gräuel der Verfolgung gegen die Reformirten, deren verwaiſten Töchtern in eigens dazu errichteten Häuſern der Katholicismus aufgezwungen wurde, in folgenden Verſen finden wollen:

Une Israélite:

Quel carnage de toutes parts!
On égorge à-la-fois les enfants, les vieillards,
Et la soeur et le frère
Et la fille et la mère,
Le fils dans les bras de son père!
Que de corps entassés, que de membres épars,
Privés de sépulture!
Grand Dieu, les saints sont la pâture
Des tigres et des léopards!

Une des plus jeunes Israélites:

Hélas! si jeune encore,
Par quel crime ai-je pu mériter mon malheur?
Ma vie à peine a commencé d'éclore,
Je tombai comme une fleur
Qui n'a vu qu'une aurore.
Hélas! si jeune encore,
Par quel crime ai-je pu mériter mon sort?

Une autre:

Des offenses d'autrui malheureuses victimes,

Que nous servent, hélas, ces regrèts superflus?
Nos pères ont péché, nos pères ne sont plus,
Et nous portons les peines de leurs crimes.

Daß Racine beſonders in den Chören der um das zerſtörte Jeruſalem klagenden Jungfrauen an Port-Royal gedacht habe, iſt um ſo wahrſcheinlicher, als er in ſeiner Geſchichte von Port-Royal, indem er von der vortrefflichen Erziehung junger Mädchen in Port-Royal ſpricht, beifügt: On pourrait citer un grand nombre de filles élevées dans ce monastère, qui ont depuis édifié le monde par leur sagesse et par leur vertu. On sait avec quels sentiments d'admiration et de reconnaissance elles ont toujours parlé de l'éducation qu'elles y avaient reçue; et il y en a encore qui conservent, au milieu du monde et de la cour, pour les restes de cette maison affligée, le même amour que les anciens Juifs conservaient, dans leur captivité, pour les ruines de Jérusalem.

Ungleich weniger Beziehung auf die Schickſale Port-Royals hat auf jeden Fall Athalin. Die Akademie von Frankreich iſt zu proſaiſch klaſſiſch, um verhüllte Parallelen vergangener Zeiten und der Gegenwart durchzuführen. Was von Port-Royal darin iſt, iſt die genaue Kenntniß der griechiſchen Dramatiker. — Die Freunde Port-Royals mochten allerdings an einen jeſuitiſchen Beichtvater und an einen Helden wie Condé bei dem Dialoge des Baalspriеſters Mathan und Abners denken, wo dieſer den unſchuldigen Sprößling Davids gegen den Blutdurſt des abgefallenen Leviten in Schutz nimmt.

Mathan.

On le craint: tout est examiné.
A d'illustres parens s'il doit son origine,
La splendeur de son sort doit hâter sa ruine:
Dans le vulgaire obscure si le sort l'a placé,
Qu' importe qu'au hasard un sang vil soit versé?
Est-ce aux rois à garder cette lente justice?
Leur sûreté souvent dépend d'un prompt supplice.
N'allons point les gêner d'un soin embarrassant;
Dès qu'on leur est suspect, on n'est plus innocent.

Abner.

Hé quoi, Mathan, d'un prêtre est-ce là le langage?
Moi, nourri dans la guerre aux horreurs du carnage,
Des vengeances des rois ministre rigoureux,
C'est moi qui prête ici ma voix aux malheureux!
Et vous, qui leur devez des entrailles de père,
Vous ministre de paix dans les tems de colère,
Couvrant d'un zèle faux votre ressentiment,
Le sang à votre gré coule trop lentement!

Und wenn vollends Mathan einem Vertrauten erzählt, wie er ſich Einfluß verſchafft habe, indem er den Leidenſchaften der Fürſten ſchmeichelte, ſo iſt es, als hörten wir die Worte eines casuiste relaché. Racine ſagte dem Könige manches Wort der Warnung und Ermahnung, aber war das nicht eben die feinſte Schmeichelei, dem Könige ſolche Wahrheiten über die gewöhnlichen Abwege der Könige ins Geſicht zu ſagen?

Mathan ſpricht:

Qu'est il besoin, Nabal, qu'à tes yeux je rappelle
De Joad et de moi la fameuse querelle,
Quand j'osai contre lui disputer l'encensoir,

Mes brigues, mes combats, mes pleurs, mon désespoir?
Vaincu par lui j'entrai dans une autre carrière,
Et mon âme à la cour s'attacha toute entière.
J'approchai par degrés de l'oreille des rois,
Et bientôt en oracle on erigea ma voix.
J'étudiai leur coeur, je flattai leurs caprices,
Je leur semai de fleurs le bord des précipices.
Près de leurs passions rien ne me fut sacré:
De mesure et de poids je changeais à leur gré.
Autant que de Joad l'inflexible rudesse
De leur superbe oreille offensait la mollesse,
Autant je les charmais par ma dextérité;
Dérobant à leurs yeux la triste vérité,
Prêtant à leurs fureurs des couleurs favorables,
Et prodigue surtout du sang des misérables.

Die Jeſuiten ſind bekanntlich die Verfaſſer und Beförderer mancher abſurden, plumpen geiſtlichen Theater oder Tableaux. Von anderer Art waren die Theater, welche ſie häufig durch ihre Zöglinge in ihren Collegien aufführen ließen. Die Herzogin von Orleans ſchreibt von einem ſolchen:

„weillen ich die Kinder undt Inſonderheit die Kleinen buben liebe ſo hatt mich die Commedie Im Colege divertirt die Kinder haben recht artig gemacht hie ſpilt man bey die jesuwitter Keine geiſtliche Commedie aufs wenig die Zwey ſo Ich geſehen die Erſte von Einem duc de Bourgogne undt dießes letzte war Essope au Colesge, ſein herr findt daß Er ſo Viel Verſtandt hatt daß er die Kinder Im Colege beßer unterrichten wirdt alß die Meiſter, Esope umb zu ſehen waß Vor humor die Kinder währen, leſt Kauffleute Kommen mit allerhandt wahren, undt Erlaubt Ihnen Zu Kauffen undt Zu wehlen waß ſie wollen, und davon judicirt Er Von Ihren humor macht jedem drauff Etliche fablen die recht artlich Erzehlt ſein und auff jedes sujet Kommen, die Kinder aber ſo Muthwillig ſein, thun den Essope allerhandt possen ahn, auß dießem allem ſegt Ihr woll liebe Louise daß Es gar Keine geiſtliche Commedien ſein, aber Zu St. cire hatt made. de maintenon Etliche geiſtliche Commedien durch mons. racine machen laſſen alß Ester und attalia die ſeindt über die Maßen ſchön undt Keine Quackeleyen drin — — —"

Beilage XLI.

Boileau an Racine, über die Nothwendigkeit der Liebe Gottes. (wegen ſeiner zwölften Epiſtel.)

Sie werden wohl begierig ſein, Kunde zu haben, wie es bei dem Beſuch gegangen iſt, welchen mein Bruder und ich Ihren Rath gemäß dem ehrwürdigen Pater de la Chaiſe gemacht haben. Wir kamen um 9 Uhr Morgens bei ihm an und ſobald man ihm unſere Namen gemeldet hatte, ließ er uns eintreten. Er nahm uns mit großer Güte auf, erkundigte ſich ſehr verbindlich nach meiner Krankheit und ſchien ſehr erfreut darüber, daß ich ihm ſagte, meine Beſchwerden nehmen nicht zu. Hierauf ließ er Sitze bringen, ſetzte ſich nahe zu mir, damit ich ihn um ſo beſſer verſtehen könnte, kam ſogleich zur Sache und ſagte mir, daß Sie ihm ein Werk von mir geliehen haben,

worin ſehr viel Gutes ſei; der Gegenſtand, den ich behandle, ſei aber ein ſehr delicater, welcher ſehr viele Kenntniſſe verlange, wenn man darüber reden wolle; er habe früher Unterricht in der Theologie gegeben und müſſe alſo gründlich in der Sache unterrichtet ſein; man müſſe ſehr unterſcheiden zwiſchen der affectiven und der effectiven Liebe; dieſe, die effective, ſei durchaus nothwendig und gehöre zur Zerknirſchung (attrition), während die affective Liebe aus der vollkommenen Buße (contrition parfaite) hervorgehe; dieſe rechtfertige an und für ſich den Sünder, während die effective Liebe nur mit der prieſterlichen Abſolution wirkſam ſei. Kurz er erklärte uns in ziemlich deutlichen Ausdrücken und mit vielen Worten Alles, was viele ſcholaſtiſche Schriftſteller über dieſen Gegenſtand ſchon geſchrieben haben, ohne jedoch zu wagen, wie dieſe gerade hin zu ſagen, daß die Liebe Gottes nicht abſolut nothwendig ſei für die Rechtfertigung des Sünders. Mein Bruder, der Domherr, bezeugte mit den Augen und durch Geberden ſeinen Beifall zu jedem ſeiner Worte und betheuerte, er ſei von ſeiner Lehre und ſeinem Vortrag ganz hingeriſſen. Ich für meinen Theil blieb ziemlich kalt und unbeweglich. Endlich als er müde geworden war zu ſprechen, ſagte ich, es habe mich ſehr befremdet, daß man ihn habe glauben machen wollen, ich habe ein Werk gegen die Jeſuiten geſchrieben, man habe mich bei ihm verleumdet (prêté des charités auprès de lui); das wäre doch befremdend, wenn behaupten, man müſſe Gott lieben, ſo viel hieße, als gegen die Jeſuiten ſchreiben; mein Bruder habe zwanzig Stellen von zehn oder zwölf ihrer berühmteſten Schriftſteller mitgebracht, welche behaupten, es ſei nothwendig Gott zu lieben und zwar in viel ſtärkeren Ausdrücken, als die meiner Verſe; ich habe ſo wenig daran gedacht, gegen die Geſellſchaft zu ſchreiben, die Erſten, welchen ich mein Gedicht vorgeleſen habe, ſeien ſechs der berühmteſten Jeſuiten geweſen, welche mir einmüthig ſagten, ein Chriſt könne keine anderen Gedanken über die Liebe Gottes haben, als die in meinen Verſen ausgedrückten; ſodann habe ich es darauf abgeſehen, ſie dem Erzbiſchof von Paris vorzuleſen, welcher ganz entzückt darüber geſchienen habe, wie auch der Biſchof von Meaux; wenn Seine Reverenz mein Werk jedoch für gefährlich halte, ſo ſei ich gekommen, es ihm vorzuleſen, damit er mich über meine Fehler unterrichten möge; ich müſſe ihm Daſſelbe erklären, was ich dem Erzbiſchof erklärte, als ich es ihm vorlas, daß ich nämlich nicht komme um gelobt zu werden, ſondern um ſeine Zuſtimmung zu erhalten, ich bitte ihn daher, mir eine lebendige Aufmerkſamkeit zu ſchenken und zu erlauben, daß ich ihm mehrere Stellen wiederhole. Er lobte meine Abſicht ſehr, und ich las ihm meine Epiſtel mit allem möglichen Nachdruck und Energie. Ich vergaß, daß ich ihm vorher noch etwas ſagte, worüber er ſehr erſtaunt ſchien, nämlich ich behaupte in meiner Arbeit nichts Anderes gethan zu haben, als daß ich die Lehre, welche er uns eben ſelbſt entwickelte, in Reime gebracht habe; ich glaube, er ſelbſt werde das nicht beſtreiten können. Aber um auf das Vorleſen meiner Arbeit zurückzukommen, ſo hielt ich, ich verſichere Sie, ich hielt dem guten Pater Wort und zwei Einwürfe ausgenommen, welche er uns ſchon vorher gemacht hatte, rief er nur immer: „pulcre, bene, recte! Das iſt wahr! das iſt nicht zu bezweifeln! das iſt doch wunderſchön! das muß man dem König vorleſen! leſen Sie mir dieſe Stelle noch einmal, iſt das Daſſelbe, was Racine mir ſchon geleſen hat?“ Namentlich aber war er äußerſt frappirt durch die Verſe, welche Sie bei ihm ausgelaſſen hatten und welche ich ihm nun mit allem Nachdruck, deſſen ich fähig bin, las:

Cependant on ne voit que docteurs, même austères,
Qui les semant partout, s'en vont pieusement,
De toute piété, etc.

Es iſt wahr, daß ich für gut gefunden hatte, in meine Epiſtel acht Verſe einzuſchalten, welche Ihr nicht gebilligt habt, die mein Bruder aber für ſehr paſſend hielt, und wieder an ihre Stelle zu ſetzen rieth, nämlich:

Oui, dites-vous; allez, vous l'aimez, croyez moi.
Ecoutez la leçon que lui-même nous donne.
Qui m'aime? C'est lui qui fait ce que j'ordonne.
Faites-le donc; et sûr qu'il nous veut sauver tous,
Ne vous alarmez point pour quelques vains dégoûts
Qu'en sa ferveur souvent la plus sainte ame éprouve.
Courez toujours à lui; qui le cherche le trouve.
Et plus de votre coeur il paraît s'écarter,
Plus par vos actions songez à l'arrêter.

Dreimal mußte ich ihm dieſe Verſe wiederholen. Aber ich kann euch nicht beſchreiben, mit welcher Freude, mit welchem ſchallenden Gelächter er die Proſopope anhörte. Kurz der ehrwürdige Pater wurde ſo warm und herzlich, daß ohne einen Beſuch, welchen ihm eben ſein Bruder abſtattete, er uns nicht hätte fortgehen laſſen, ich hätte ihm denn vorher die beiden Stücke aus meiner Fabrik vorgetragen, welche Sie ſchon dem König geleſen haben. Auch ließ er uns nur unter der Bedingung von ſich, daß wir ihn in ſeinem Landhauſe beſuchen würden; er verſprach uns, uns den Tag zu melden, an welchem wir ihn allein treffen würden. Sie ſehen daraus, daß wenn ich kein guter Dichter, doch wenigſtens ein guter Vorleſer bin.

Nachdem wir den Pater de la Chaiſe verlaſſen hatten, beſuchten wir den Pater (Jeſuiten) Gaillard, welchem ich, wie Sie ſich wohl denken können, die Epiſtel vorlas. Ich ſage Ihnen nichts von den übertriebenen Lobeserhebungen, die er mir machte. Er behandelte mich als einen von Gott inſpirirten Mann und ſagte mir, nur Schelme können meiner Anſicht widerſprechen. Ich erinnerte ihn an den kleinen Theologen, mit dem ich bei Lamoignon in Streit gerieth. Er ſagte mir, dieſer Theologe ſei ein miſerabler Menſch; wenn ſeine Geſellſchaft irgend Urſache habe ärgerlich zu ſein, ſo würde ſie es nicht über mein Werk ſein, ſondern darüber, daß es Leute gebe, welche wagen zu ſagen, es ſei gegen die Jeſuiten gemacht.

Ich ſchreibe Ihnen Dieſes Zehn-Uhr Abends in aller Eile. Sie werden davon Gebrauch machen, wie Sie für gut finden. Indeſſen bitte ich Sie, die Copie wieder zurückzuziehen, welche Sie in die Hände der Frau von Maintenon gelegt haben; ich werde ihr eine andere dafür geben, wo das Werk in der Form iſt, in welcher es bleiben ſoll. Ich küſſe Sie von Herzen.

Beilage XLII.

Belege für die katholiſche Abendmahlslehre.

Lancelot, der Verfaſſer der Memoires über St. Cyran und Port-Royal, damals Lehrer der Prinzen Conti, ſchreibt den 11. Januar 1671 (es iſt eine handſchriftliche Copie des Briefes auf uns gekommen) an Perrier, den Vater, in Clermont: Die Prinzen von Modena haben dieſen Nachmittag die Prinzen Conti beſucht und ihnen eine ſchreckliche Geſchichte erzählt, die ſich in Riom zugetragen hat und ihnen von Clermont aus durch eine Perſon mitgetheilt worden iſt, welche den Mönch geſehen zu haben verſichert, von dem ſogleich die Rede ſein ſoll. Es ſoll alſo ein Beamter zu Riom geſtorben und bei den Franziskanern beerdigt worden ſein. Die folgende Nacht um Mitternacht ging

ein junger Mönch, Matines zu läuten; da habe er die Kirche ganz in Feuer und die Kanzel in Flammen ſtehend geſehen, und als er ſeine Augen darauf warf, erblickte er einen entſetzlichen Teufel. Er erſchrickt darüber ſo ſehr, daß er, ohne weiter zu gehen, ſogleich dem Superior Anzeige davon macht; dieſer kommt eilends herzu, ſieht das Feuer und denſelben Teufel, und da er dieſem im Namen Gottes befohlen, ihm zu ſagen, was er da thue, habe der Teufel geantwortet, er warte bis ein Prieſter die Hoſtie aus dem Munde des Todten, welche darin geblieben ſei, nehme, um den Leichnam, der ihm gehöre, wegzutragen. Sogleich habe man geſehen, wie das Grab ſich regte und von der Stelle rückte; der Todte ging zugleich in ſcheußlicher Geſtalt daraus hervor und bot ſeinen weit aufſtehenden Mund dem Prieſter hin, damit er die Hoſtie herausziehe, was er denn auch ſo gut wie möglich that und die Hoſtie auf den Altar niederlegte. Als er aber zurückkam, fand er nur noch die Leintücher des Todten, deſſen Leichnam der Teufel im Augenblicke mitgenommen hatte; was den armen Mönch ſo ſehr erſchreckte, daß er zwei Tage darauf ſtarb.

Dies wäre alſo die Geſchichte, welche mir um ſo weniger glaublich ſcheint, als ſie überraſchend iſt; da ſie jedoch von zuverläſſigen Leuten erzählt wird, welche verſichern, daß der Mann, der es ihnen geſchrieben, keiner von Denen iſt, die Viſionen und Fictionen nachhängen, hielt ich die Sache für zu wichtig, um ſie zu vernachläſſigen, und bitte Sie, ihr Schritt für Schritt zu folgen und uns Alles zu melden, was Sie irgend davon erfahren können. Denn wenn ſie wahr wäre, verdiente ſie wohl, daß man in aller Form ein Protokoll darüber aufſetzte und man könnte ſehr nützliche Folgerungen daraus ziehen: 1) für die Realität des Sacraments; 2) für die Unſterblichkeit der Seele, da der Teufel dieſen Leib, nur um ihn zu peinigen, mit der Seele verlangte, welche für ihn geſündigt hatte; 3) für die den Kirchen ſchuldige Ehrfurcht, da der heilige Ort einen mit Sünden befleckten Leib nicht ertragen konnte; 4) um zu zeigen, daß man öffentliche Sünder nicht in geweihter Erde begraben darf, wenn ſie nicht große Zeichen von Buße gegeben haben, da dieſer nicht geduldet werden konnte, ob er gleich die Hoſtie im Munde hatte. Sie ſehen, wie viele Gründe uns verpflichten, uns dieſer Geſchichte im Einzelnen zu verſichern; aber wie ich Ihnen ſage, ich glaube nichts davon, indem ich überzeugt bin, daß, wenn etwas der Art geſchehen wäre, Sie der erſte geweſen wären, uns durch einen Brief davon in Kenntniß zu ſetzen.

Beilage XLIII.

Arnauld über Leibnitz und Grotius.

Arnauld und der Landgraf Ernſt (von Heſſen-Rheinfels) vereinigten ihre Bemühungen, um Leibnitz zu vermögen, „den Sprung zu thun" und katholiſch zu werden. Zum erſtenmale geſchieht in ihrer Korreſpondenz Leibnitzens Erwähnung in Arnaulds Brief vom 10. Mai 1683: Ich kenne Leibnitzen, deſſen Brief ich Ihnen zurückſende. Er hat mich in Paris oft beſucht. Er war un fort bel esprit, ſehr gelehrt in der Mathematik. Ich möchte wiſſen, ob er die beiden ſchönen Maſchinen hat ausführen laſſen, eine mathematiſche, die andere eine tragbare Uhr, von der er behauptete, ſie werde von der äußerſten Genauigkeit ſein.

Leibnitz hatte der katholiſchen Hierarchie in ſeinen ſocialen Ideen, in ſeiner philoſophiſchen Weltordnung eine hohe Stelle eingeräumt; aber er fühlte ſich über alle Confeſſions-Feindſeligkeiten weg ſchon in der Einen chriſt-katholiſchen

Kirche, welche alle Chriſtgläubigen, und wohl noch einige Andere, umfaßte. Die beiden Freunde wollten ihn am Gewiſſen faſſen und ſetzten Beunruhigung deſſelben bei ihm voraus. Er aber verſichert ſie, daß er in ſeiner Ruhe nur gefährdet werden könnte, und daß nur Diejenigen Verantwortung auf ſich haben, welche ihren Bruder ausſchließen, der doch mit ihnen in Gemeinſchaft ſtehen wolle und in der Hauptſache Eins ſei. In ſeiner Antwort an den Landgrafen vom 25. November 1683 führt Leibnitz ſeine katholiſchen Freunde ziemlich aufs Eis, ſeine Weigerung überzutreten ſchließt den Vorwurf in ſich, daß ja ſeinen janſeniſtiſchen Freunden ſelbſt Unruhe über der Ächtheit ihres Katholicismus gemacht werde.

Leibnitz hätte gerne die Vortheile des Katholicismus und des Proteſtantismus zugleich genoſſen; er wäre mit Freuden mit dabei geweſen, wenn die katholiſche Kirche allen Proteſtanten ihre Thore geöffnet hätte, ohne von ihnen Ablegung ihrer perſönlichen Überzeugung zu verlangen. Was dieſen Wunſch in ihm rege machte, war nicht ſowohl ſein Herz und Gewiſſen, ſondern es war ein philoſophiſches Poſtulat. Denn da Arnauld ſich theilnehmend über die Geiſtesqual des gelehrten Mannes ausſprach, ſo bat Leibnitz den Landgrafen, Arnaulden zu bedeuten, daß „ihr Freund" weit entfernt, in den Gemüthsqualen zu ſtehen, wovon jener in ſeinem Briefe ſpreche, ſich einer wahren Ruhe des Geiſtes rühme. — Der Landgraf hatte nämlich auf Leibnitzens Bitte um Discretion in Betreff ſeines erſten Briefs, worin er ihm den Grund ſeines Herzens aufdeckte, keine Rückſicht genommen, ſondern ihm Arnauld mitgetheilt, welcher den 2. März 1684 dem Landgrafen ſchreibt, er wiſſe nicht, was er von ihrem gemeinſchaftlichen Freunde ſagen ſolle; denn er könne nicht errathen, welches ſeine „philoſophiſchen Meinungen" ſein können, welchen er beſorge entſagen zu müſſen, wenn er katholiſch würde. Er habe ja ſelbſt erklärt, daß er nicht glaube, daß dieſe Meinungen der Schrift, oder der Tradition, oder der Definition eines Concils entgegen ſeien; warum ſollte er alſo nicht im Gewiſſen das Glaubensbekenntniß ablegen können, das man von Denjenigen fordere, welche in die Kirche zurücktreten? Was aber die Cenſuren der Schultheologen betreffe, ſo dürften ihn dieſe nicht zurückhalten. Es ſei moraliſch unmöglich, daß, zumal da er Laie ſei, man ihm irgend Schwierigkeit darüber mache. In keinem Falle werde es ein Hinderniß für ihn ſein, in die Kirche aufgenommen zu werden. Bei dieſen Bewandniſſen ſehe er nicht, wie Leibnitz ſein Gewiſſen beruhigen könne, *ohne dieſen erſten Schritt zu thun, um ſich in der Folge auf Gott zu verlaſſen*, in der Hoffnung, daß Gott ihn über ſeine philoſophiſchen Meinungen aufklären werde, wenn ſie irgend einen der Religion nachtheiligen Irrthum enthielten. — Wenn er nach Holland kommen wollte, ſo würde der Biſchof von Kaſtorie ihn in die Kirche aufnehmen, ohne ihm Schwierigkeiten zu machen."

Den 31. Auguſt 1687 ſchreibt Arnauld an den Landgrafen: „Eure Hoheit wird erſehen, daß Leibnitz ganz außergewöhnliche Meinungen über Phyſik hat, welche offenbar unhaltbar ſind. Ich habe verſucht, meine Gedanken darüber auf eine nicht zu verletzende Weiſe zu entwickeln. Es wäre beſſer, er verließe wenigſtens auf einige Zeit dieſe Speculationen, um ſich der wichtigſten Sache zu widmen, nämlich der Wahl der wahren Religion, gemäß dem, was er Euer Hoheit vor einigen Jahren geſchrieben hat. Es iſt ſehr zu fürchten, daß ihn der Tod überraſche, ehe er einen für ſein Heil ſo wichtigen Entſchluß gefaßt habe." Zu Ende des folgenden Jahres ſpricht Arnauld die Hoffnung aus, daß man ihn werde mit Freuden in die katholiſche Kirche aufnehmen können, wenn er nämlich nur die Bedenken habe, dergleichen er bisher vorgelegt habe und die man leicht löſen könne. Aber die Scheidewand beſtand nicht aus einzelnen Stücken. — Die deutlichen Erklärungen Leibnitzens finden ſich bei Guhrauer; uns lag nur ob, Arnaulds Benehmen dabei darzuſtellen und dadurch das Ganze noch etwas mehr ans Licht zu ſtellen. Guhrauer verſichert uns,

daß Arnauld anfangs die ihm bald darauf vorgelegte Philoſophie Leibnitzens unbedingt mit der Cenſur belegte, was Leibnitzen natürlich nicht irre machte, aber doch etwas wehe that; als Arnauld zuletzt ſeinen Prinzipien zum Theil ſelbſt beitrat, und das übrige von der Cenſur befreite, ſo bezeigte Leibnitz doch nicht mehr Luſt katholiſch zu werden, da er kein wahres Bedürfniß hatte, es zu werden, ſondern nur ſeine proteſtantiſche Freiheit auch im Gedanken an die bedingte Möglichkeit dieſes Schrittes erwies.

Hiezu füge ich noch, was Arnauld den 6. October 1689 an Dú Vaucel ſchreibt: Leibnitz iſt nicht ein Menſch ohne Religion. Was er von den holländiſchen Arminianern ſagt, kann wahr ſein, daraus folgt aber nicht, daß er eine Neigung zu Socinianismus habe. Was **Grotius** betrifft, ſo konnte er in ſeiner Jugend wanken, es erhellt aber deutlich aus ſeinen letzten Büchern, daß er am Ende ſeines Lebens ganz in die Anſichten der katholiſchen Kirche eingegangen war, wie Júrieu es in ſeinem Geiſte Arnaulds wohl zu ſagen weiß. Er ſtellt in ſeinem nach ſeinem Tode gedruckten Werke entſchieden feſt, daß die Dogmen des Glaubens durch Tradition und Auctorität der Kirche entſchieden werden müſſen, nicht durch die Schrift allein. Vielleicht hat Leibnitz das Buch nicht geſehen. Man ſollte es ihm mittheilen, vielleicht würde er davon ergriffen. Ich meine das letzte ſeiner Bücher gegen Rivet, welches erſt nach ſeinem Tode gedruckt wurde. Ich habe einen Brief von Leibnitz geſehen, worin er bezeugt, daß er keine Abneigung habe, katholiſch zu werden. Man ſollte dieſen Anfang einer guten Verfaſſung benützen. Es iſt vielleicht mehr zu hoffen, als Sie glauben; Sie ſagen uns aber nicht, was ihn nach Rom geführt hat."

Den 25. Novbr. ſchreibt Arnauld an Denſelben: „Ich habe vergeſſen, Ihnen von Grotius zu ſagen, daß es ſehr falſch iſt, daß er vor ſeiner letzten Reiſe nach Schweden beabſichtigt habe, nach Charanton (in die reformirte Kirche) zu gehen, und daß er nur durch den Rang, welchen er anſprach, davon abgehalten wurde. Dieſer Rangſtreit kam ganz im Anfange ſeiner Geſandtſchaft vor, wie aus ſeinen Briefen erhellt, und nicht am Ende. Ich habe im Gegentheile von Iſſali erfahren, daß er von Bignons Vater erfahren habe, daß er ſeinem großen Freunde Bignon verſprochen habe, ſobald er von ſeiner Reiſe nach Schweden werde zurückgekehrt ſein, wo er der Königin Chriſtine Rechenſchaft von ſeiner Geſandtſchaft ablegen wollte, werde er ſich öffentlich zur katholiſchen Religion bekennen."

Den 4. Juli 1692 ſchreibt Arnauld wieder an Dú Vaucel: Ich glaube nicht, daß man dem boshaften Libelle Simons antworten ſolle. Es ſind darin zu viele Privatſachen boshaft angeführt, ſo daß es nicht paſſend wäre, darauf gründlich einzugehen. Dieſer Simon iſt ein boshafter Geiſt. Er desavouirt dieſes Libell. Denn das iſt ſeine Gewohnheit, ſeine Werke zu desavouiren, wenn er fürchtet, es möchte ihm Dieſes Ungelegenheiten machen. Man darf nicht befremdet darüber ſein, daß er ſagt, Grotius ſei Socinianer geweſen. **Aber es iſt der Kirche nicht von Nutzen**, daß man dieſe Meinung von einem ſo geſchickten Manne habe und man ſollte mindeſtens die Zeiten unterſcheiden. Es ſcheint, daß er immer ſehr offen gehandelt habe. Aber er iſt nur nach und nach von den Irrthümern zurückgekommen, worin er erzogen wurde und worin er ſich, indem er die Schrift nach dem Grundſatze der Häretiker durch ſeinen eigenen Geiſt erklärte, hineinziehen ließ. Seitdem näherte er ſich immer mehr den katholiſchen Wahrheiten. — Daher iſt es beſſer, ſcheint mir, das Gute zu benützen, was in ſeinen Commentaren über die Schrift iſt, als Lärm zu machen über die Fehler, welche ſich darin finden können und welche beinahe alle in Auslaſſung beſtehen. Daſſelbe thut man der Zeit mit Erasmus, ſtatt daß man früher nur darauf bedacht war, beſonders die Jeſuiten, keinen guten Fetzen an ihm zu laſſen."

So ging denn Arnauld auf die von Boſſuet beſonders aufgebrachte mehr diplomatiſche Polemik ein.

Beilage XLIV.

Polemik gegen die Reformirten.

Der lyoner Arzt Spon, ein ſehr unterrichteter Mann, Verfaſſer einer Geſchichte von Genf, war reformirter Religion und hatte einen Schutzbrief für ſeine Glaubensgenoſſen und deren Bekenntniß an den Pater La-Chaiſe geſchrieben (1681). Es erſchien ſofort eine gedruckte Beantwortung deſſelben, welche man Arnauld, wie es ſcheint fälſchlich, zuſchrieb. Spon ſpricht ſich über dieſes Bündniß der polemiſchen Wiſſenſchaft und literariſchen Fertigkeit mit der Gewaltthat der königlichen Inquiſition in einem Briefe vom 21. Juli 1681 gegen den Abbe Nicaiſe alſo aus: Ich werde mich nicht ſehr beeilen, dieſe treffliche Widerlegungsſchrift zu leſen, und zwar aus guten Gründen. Hätte ich auch von Eurer Religion die beſten Gefühle (was kaum der Fall ſein könnte, wenn ein Engel herabkäme mich zu katechiſiren), ſo macht uns die Weiſe, wie man uns gegenwärtig behandelt, Eure Religion oder doch Eure Moral ſo unerträglich, daß ich Eure Schriften nur als erkünſtelte Werke anſehen kann, welche im Stande ſind, unſere Trübſale zu vermehren. Es iſt uns ſehr wenig daran gelegen, daß unſer Geiſt den Leuten von Geiſt in dieſer Welt als kläglich erſcheint, wenn uns nur unſer Gewiſſen nichts vorwirft und Gott uns nicht verläßt. Ein anderer Grund, warum ich keine Eile habe, dieſe Schrift zu leſen, iſt, daß ich, wenn ich ſie nicht ſehr überzeugend finde, ſehr wünſchen würde, in vollkommener Freiheit zu leben und in einem Lande, wo ich frei ſprechen könnte. — Es iſt ein Gott, der uns richten wird, und wenn dies heute wäre, würde ich nicht anders reden.

Nicaiſe war einer von den Frieden und ihre eigene Gemüthsruhe liebenden Männern, welche, um dieſe möglichſt zu erhalten, auch an dem ſchreiendſten Unrechte die Gerechtigkeit herausſuchen oder hineinlegen und ſich ſo von der Gewiſſens-Verpflichtung entbinden, gegen das Unrecht kühn Zeugniß abzulegen. So ſchreibt ihm auch Spon: Ich werde die Bezeugungen Ihrer Freundſchaft und Ihres Eifers nie übel auslegen, ich beklage aber nur gleichermaßen die Mühe, welche ſie ſich für mich geben, wie die, womit Sie ſich in den üblen Anſichten von unſerer Religion zu befeſtigen ſuchen. Den 12. Sept. 1684, da man ſchon das Gerücht verbreitet, Spon ſei als Aufrührer hingerichtet worden, ſchreibt er an Nicaiſe, nachdem er ihm von ſeinen Arbeiten geredet: „Um das Nothwendigſte nicht zu vergeſſen, eine Stunde des Morgens und eine des Abends für die Andacht. Ich ſage Ihnen dies, damit Sie mich doch nicht für einen durchaus ſchlechten Menſchen halten und mich nicht mehr ſo wegen meiner Bekehrung drängen. Ich müßte wirklich ſehr undankbar gegen Gott ſein, wenn ich nicht glaubte, ſeine Gnade habe mich wirklich bekehrt. Ich weiß wohl, daß die Reſte der böſen Luſt und der Fleiſchesſchwachheit immer eine unterſtützende Gnade und Buße für jeden Fehler verlangen. Aber iſt es das, was Sie Bekehrung (conversion) nennen? Auf dieſe Weiſe wünſche ich ſie für uns beide. Was aber die Veränderung der Religion betrifft, bin ich durch Gottes Gnade verſichert, daß ich ſie nicht nöthig habe und wünſche Ihnen nur den Frieden des Herzens, den ich habe."

Den 12. Auguſt (?) ſchreibt Spon: Endlich iſt das furchtbare Buch von Arnauld angekommen, man hat es aber nicht ſo furchtbar gefunden, als man

es gemacht hat. Wenn er nicht mehr thut, wird er nicht ſo viele Bekehrungen zu Stande bringen, als der Intendant von Poitou, der die Leute gut zu gewinnen wußte, aber ohne die Herzen zu gewinnen. Ich bin dennoch nicht der Anſicht, daß man antworten ſolle, aus Beſorgniß, man möchte dadurch unſeren anderen Glaubensgenoſſen ſchaden, da man nicht ermangeln würde ſie anzuklagen, daß ſie dogmatiſiren! — **Patria est ubicunque bene**, ſchließt er, und ſo lange das unſrige uns nicht das Brot und das Wort Gottes verweigert, werden wir darin bleiben.

Man ſagte damals, der katholiſche Klerus habe die Stimme Jakobs, aber die Hände Eſaus.

Rancé de la Trappe ſchreibt an Nicaiſe unter dem 12. Januar 1686: „Das Buch von Nicole über das Schisma hat Alles, was zum Überzeugen nöthig iſt. Die Wahrheit iſt darin in ihr Licht geſtellt, und die Schwierigkeiten ſind auf die präciſeſte und die kräftigſte Weiſe zerſtört. Aber Gott muß dabei reden. Denn wenn das Herz nicht gewonnen iſt, ſo finden die klarſten und überzeugendſten Gründe in den beſten Köpfen keinen Eingang. Die Menſchen machen die Erde urbar und bereiten ſie vor, aber Gott allein giebt ihr die Fruchtbarkeit.“ — Aber auch Rancé theilt die Anſicht beinahe aller Katholiken ſeiner Zeit über die den Gewiſſen angethane Gewalt; den 28. October 1685 ſchreibt er an Nicaiſe: „Es iſt wunderbar, was der König für die Ausrottung der Ketzerei gethan hat; es war dazu eine Gewalt und ein Eifer für die Kirche nöthig, wie der ſeinige; der Tempel von Charanton zerſtört und keine Religionsübung im Königreiche! das iſt eine Art von Wunder, wie wir es nicht geglaubt hätten zu ſehen, und das die Nachwelt Mühe haben wird zu glauben und zu begreifen! (sic!).

Beilage XLV.

Nicoles Rechtfertigung ſeines Rücktritts.

Nicole ſchildert die Geſchichte ſeiner Verbindung mit Port-Royal in einem Briefe von 1679 ſelbſt alſo: „Ich ging mit Arnauld vor 24 Jahren ein näheres Verhältniß ein (je fus engagé), um ihn bei dem zu unterſtützen, was er für ſeine Vertheidigung glaubte thun zu müſſen; ich nahm dieſen Vorſchlag ohne irgend eine Abſicht an, mich bei dieſem Streite auszuzeichnen, und hatte wenig Einſicht in die Schwierigkeiten dieſer Stelle. Das Studium des Grundes dieſer Differenzen, worauf ich eingehen mußte, vermehrte bei mir nur die Überzeugung von der Güte der Sache, und weder dieſe, noch die Achtung und Liebe zu Port-Royal iſt bei mir wankend geworden. Nur lernte ich die Schwierigkeiten der Verhältniſſe im Kampfe gegen Diener der Kirche immer mehr kennen, daher ich mich bei Gelegenheit des Kirchenfriedens ganz aus dieſen Verpflichtungen herauszog.“ — Seitdem betrachtete er ſich als eine durchaus freie Perſon, die alſo nach Auguſtin keinen anderen Beruf habe, als das Gebet und Erforſchung namentlich der erbaulichen Wahrheiten. So trennte er ſich denn ſechs Wochen nach dem Kirchenfrieden von Arnauld unter dem Vorwande, ſich nach Troyes zurückzuziehen, und wich ſeitdem aus, ſich mit demſelben auf eine feſtere Vereinigung einzulaſſen, um nicht wieder gebunden zu werden.

Der Ton Nicoles in beinahe allen Briefen über dieſe Angelegenheit drückt Feſtigkeit, Ruhe, philoſophiſche Beſonnenheit und Billigkeit aus. Er ſcheidet und ſecirt kalt und logiſch die leidenſchaftlichen Vorwürfe, er zieht moraliſche Regeln und Nutzanwendungen. Ein ſkeptiſcher Grundzug läuft durch das

Ganze durch; dieſer ſteht mit ſeiner Billigkeit in der nächſten Beziehung. Die Verſchiedenheit der Anſichten erſcheint ihm nicht als ein perſönlicher Fehler, ſondern als eine Schwachheit und ein Gebrechen der menſchlichen Natur, daher glaubt er kein Recht zu haben, Jemandem etwas übel zu nehmen. Es iſt durchaus unmöglich, Alle in derſelben Anſicht zu vereinigen, ſagt er; deswegen laſſe man Jedem Raum und geſtatte ihm, ſeiner Meinung gewiß zu ſein. „Die kleinen Kinder auf unſeren Dörfern haben eine komiſche Gewohnheit, wenn ſie nach Oſtern in Proceſſion ziehen. Derjenige, welcher das Glöckchen trägt, entfernt ſich mit einigen Kameraden auf eine Viertelmeile von dem Hauptzuge der Proceſſion, und wenn man nun einer anderen Glocke begegnet, kommt es zum Kampfe; man ſchlägt die beiden Glocken ſtark wider einander, bis die eine zerbrochen iſt. Dann iſt der Streit aber beendigt, da Jedermann weiß, auf welcher Seite der Sieg iſt. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß es beim Conflict der Einbildungen auch ſo wäre, und daß die zerbrochene es ſichtbar und unbeſtreitbar wäre; dem iſt aber nicht ſo. So vernichtet auch eine ſolche Einbildung ſein mag, ſie wird bald wieder hergeſtellt und iſt bereit, von Neuem den Kampf zu eröffnen. Daher iſt es nie abgemacht. So geht es mir denn auch mit der Verſchiedenheit der Anſichten. Ich bilde mir immerhin noch ein, daß ich da und dort noch Einen, den ich auf meinem Wege finde, enttäuſchen könne. Wenn die Leute aber auch nachher auf ihre Einbildungen zurückkommen, laſſe ich ſie, täuſche mich nicht und ſuche mich allein an das Gute zu halten, das ich an ihnen finde.

Der Abt Le-Roy ſchreibt den 3. December 1679 an Nicole und wirft ihm, voll herzlicher Trauer über den unerwarteten Fall des Freundes vor, daß er nicht blos die Freundſchaft, ſondern auch die Wahrheit und die Kirche einem elenden Frieden der Welt und einer Ruhe zum Opfer gebracht habe, welche ihm doch ſo nie werden würde. Es ſei beinahe unglaublich, daß das Beiſpiel eines ſo hohen, wahrhaft prieſterlichen Muths ihn nicht an Arnauld gefeſſelt habe. Wie, Sie haben kein Verlangen nach dieſem ſo bleibenden und chriſtlichen Ruhme? Haben Sie nicht öfters aus dem Überſtrömen Ihres Herzens geſagt, daß Sie Einer für den Anderen gemacht ſeien? Haben Sie nicht geſagt, daß Sie unzertrennlich ſeien? Und alle Freunde haben dieſe innige Sympathie bewundert, welche Sie in der Vertheidigung der Sache Gottes ſo glücklich zuſammen ſtimmen ließ.

Heißt das nicht auf das Fleiſch ſäen? Nichts verdient nach dem Apoſtel mehr den Namen der Verderbniß, als dieſer Friede der Welt, den man nur erlangen kann, indem man die Hände zur Unterdrückung der Wahrheit reicht, und ſich einem ängſtlichen, einem feigen Stillſchweigen in einem Augenblicke überläßt, da man ſo ſehr verpflichtet iſt, all ſein Talent zu ſeiner Vertheidigung aufzubieten. Indem ich das Neue Teſtament aufſchlug, wo die trefflichen Worte der heutigen Epiſtel ſtehen, fand ich das Kreuz in Miniature, welches Sie mir hier voriges Jahr als Zeichen Ihrer Freundſchaft gaben. Sie erinnern ſich wohl, daß am Fuße dieſes Kreuzes ein Herz iſt, worunter geſchrieben ſteht: Libertas summa, nach der ſchönen Philoſophie des Abtes von St. Cyran. Es iſt dies kein Zufall; was will uns aber Gottes Vorſehung durch dieſes Libertas summa anders lehren, als daß wir unſere höchſte Ruhe und Freiheit darein ſetzen ſollen, uns unbeweglich an Chriſtum feſtzuhalten, und zwar an Chriſtum den verfolgten, den gekreuzigten, den von der Welt verachteten, den in der Wahrheit und in den Grundſätzen ſeines Evangeliums verfolgten. Das ſollen aber Diejenigen beſonders thun, welchen eine ſchwache Geſundheit nur noch ein kurzes Leben verſpricht. denn gerade dieſe wenigen Tage läßt uns Gott, nur um ſie für die Ewigkeit zu ſparen. Das Wort Gottes aber und ſeine Diener ſind nicht gebunden, ſelbſt nicht in Banden, ſie verachten von Herzen, ſie verachten die frivole Freiheit der Welt, denn die Wahrheit allein, der Sohn Gottes allein macht ſie recht frei.

In ſo harten Ausdrücken zum Theil auch das Schreiben Le-Roys abgefaßt war (er wirft Nicole vor, daß er ein ſchreckliches Beiſpiel gegeben habe, daß die Umſtände ſeines Benehmens odieuses und criminelles ſeien), ſo ruhig aber feſt antwortet ihm Nicole darauf: „So ſtark auch der Brief iſt, womit Sie mich beehrten, finde ich darin doch viel Stoff mich zu erbauen, aber keinen mich zu beklagen." — Er erkennt die aufgeſtellten Grundſätze durchaus an und findet die daraus gezogenen Folgerungen nicht zu hart, nur giebt er Le-Roy zu bedenken, daß der Minor des Schluſſes, die Thatſachen, welche die Anwendung der oberen Grundſätze und Urtheile auf Nicole vermitteln, ohne die gehörige Prüfung angenommen worden. Le-Roy habe ſich troß des allgemeinen wahren Grundſatzes, daß die Wahrheit bis aufs Blut zu vertheidigen ſei, wie die meiſten Anderen, darauf beſchränkt, in aller Ruhe und Stille für die Wahrheit zu beten. Es liegt in dieſem Grundſatze noch nicht unmittelbar das Gebot, daß Jeder zu jeder Zeit für die Wahrheit zu ſchreiben habe. Dazu gehört beſonderer Beruf; Jeder muß ſich darüber ſelbſt prüfen und den Anderen iſt geboten, über Verborgenes nicht zu urtheilen. (Man wandte dagegen ein, Nicole verlange damit in durchaus klaren Dingen, daß man zu ſeiner bloßen Verſicherung einen „menſchlichen Glauben" habe, den er doch einſt gegen Pereſixe bekämpft habe). „Der größte Theil der Leute in der Welt, ſagt Nicole weiter, betrachtet in Rückſicht auf die an und für ſich guten und legitimen Handlungen nur die Eine Art von Pflicht, nämlich diejenige, welche verbindlich macht, ſie bei gewiſſen Gelegenheiten zu vollbringen, ſieht aber die Verpflichtung, ſie unter anderen Umſtänden zu unterlaſſen, nicht als eine Pflicht an. Die Meiſten verſtehen wohl, daß das Reden, aber nicht daß das Stillſchweigen eine Pflicht ſei."

Nicole macht noch die bemerkenswerthe Mittheilung, daß dieſe ſeine Bedenken gegen die Schriften, woran er mit gearbeitet habe, längſt von ihm zu Papier gebracht und dem Biſchof von Alet vorgelegt worden ſeien, worauf ihm dieſer nichts geſagt habe, was ihm deſſen Zuſtimmung zu ſeinem jetzigen Benehmen zweifelhaft machte. Wie ſich Nicole gegen die zu allgemeinen Principien verwahrt, ſo auch gegen die Anführung eben ſo allgemeiner Bibelſtellen, indem die Meiſten glauben, ſie haben ihn überführt, wenn ſie ihm die Stelle vorhalten: Wer bis ans Ende beharrt, wird ſelig werden.

Indeß wurde Le-Roys Brief gedruckt; Nicole hofft, es ſei dies wider die Abſicht Le-Roys geſchehen; doch hält er dieſem das apoſtoliſche Wort vor, daß man den ſündigen Bruder unter vier Augen ſtrafen ſolle, während Le-Roys Brief mit ſeinem Willen allen Nonnen von Port-Royal vorgeleſen worden ſei. Nicoles Klage darüber ſpielt wohl nicht ganz unwillkürlich auf den von den Apologeten der Nonnen und ihrer Unterſchriftsverweigerung vorgebrachten Grund an, daß die chriſtliche Liebe ihnen verbiete, über Jemanden (über Janſen) ohne Noth voreiliger Weiſe ein nachtheiliges Urtheil zu fällen. Die guten Nonnen, hält Nicole Le-Roy vor, ſind ſie unfähig, ein voreiliges, ungerechtes, verwegnes Urtheil zu fällen? heißt das nicht im Gegentheile, ihnen eine große Veranlaſſung zur Verſuchung geben, da Sie wollen, daß ſie ſich in einer Sache zu Richtern machten, während ſie es doch nicht im Stande ſind. Ihr Stand iſt ein Stand des Stillſchweigens, nicht blos des äußeren, in Betracht der Menſchen, ſondern auch des inneren, in Rückſicht auf alle Dinge, worin ſie nicht Richter und worüber ſie nicht hinreichend unterrichtet ſind. Ich bin überzeugt, daß Sie dieſelben nicht bewogen haben, das äußere Stillſchweigen zu brechen; wer ſteht Ihnen aber dafür, daß Sie dieſelben nicht vermocht haben, das andere, noch viel wichtigere, Stillſchweigen zu brechen, und daß Sie durch Ihre Ausdrücke in ihnen eine Menge von Gedanken angeregt haben, welche wenig Wahrheit enthalten, und von welchen ſie zurückzubringen es nach der Natur ihres Geſchlechts ſehr ſchwer ſein wird. Da man die Sünde eines ungerechten Urtheils, wozu man einen Anderen veranlaßte, zu tragen hat, fürchtet

Nicole, es möchte ſein Freund ſich ſelbſt durch dieſen Brief mehr wahrhaften Schaden gethan haben, als ihm. Die Verſchiedenheit der Anſichten iſt aber eine unvermeidliche Wirkung des menſchlichen Elendes, und ſo hofft er, ihre Herzen werden doch immer durch Gottes Gnade in der rechten Liebe eins bleiben.

Nicole beruft ſich in einem anderen Briefe noch auf ſeine ſchwache Geſundheit, auf Kopfweh und andere Übel, denen er ausgeſetzt ſei, wie er denn im Nothfalle ärztliche Zeugniſſe beibringen könnte! Dazu komme, daß es in ſolchen Zeiten beinahe unmöglich ſei zu ſchreiben, ohne in ſchreckliche Inconvenienzen zu verfallen. Er findet den ihm zugeſchriebenen Beruf, von Arnauld unzertrennlich zu ſein, lächerlich und widerſinnig. Denn man kann ſich doch nicht verpflichten, immer dieſelben Anſichten (lumières) zu haben, wie ein Anderer, weil dies nicht von uns abhängt, und man die Leute nur dann in ihren Schriften unterſtützen kann, wenn man dieſelben Anſichten hat. Er vertheidigt ſich aber vollkommen mit den Grundſätzen Port-Royals, wenn er ſagt: Wie man es in Betreff der allerdings ſchwierigen und gefährlichen geiſtlichen Stellen nicht tadelt, daß ihnen die Leute möglichſt ausweichen und ſich weigern, ſie auf ſich zu nehmen, ohne offenbare Beweiſe des göttlichen Willens zu ſehen, ſo muß man auch dieſelbe Gerechtigkeit einer Perſon wie mir widerfahren laſſen, welche zwölf Jahre lang Betrachtungen über die Schwierigkeit dieſes Berufs angeſtellt, der ſein ganzes Gewicht mehr gefühlt hat, als man ausdrücken kann, und die Befreiung davon als eine der größten Gnaden Gottes betrachtet hat.

Ein Brief von Nicole an Pontchateau (Manuſcripte der königlichen Bibliothek, Suppl. 393) iſt ohne Datum. Nicole charakteriſirt darin nicht blos ſich ſelbſt, er betrachtet zugleich die ganze Handlungsweiſe der Männer von Port-Royal und die Stellung, welche ſie ſeit Arnaulds Entfernung nothwendig gegen die Auctoritäten in Kirche und Staat einnehmen mußten. Er läßt die dogmatiſche Frage und die Deutung, welche man in dieſer Beziehung ſeinem Schreiben an den Erzbiſchof geben könnte, auf der Seite und ſagt vielmehr: Um Sie nicht in Ungewißheit zu erhalten, will ich Ihnen nur mit Einem Worte ſagen, daß die Klagen, welche man über mich laut werden läßt, vorzüglich auf einen Punkt hinauskommen, nämlich daß ich mich geweigert habe, mich Arnauld anzuſchließen, welcher ſich aus Frankreich zurückgezogen hat, während alle Freunde glauben, wir müßten uns wieder vereinigen, um vereint an dem zu arbeiten, was unter den gegenwärtigen Conjuncturen und unter anderen, die ſich noch entwickeln könnten, zu thun wäre. Dieſe Klagen wurden, wie gewöhnlich, bitterer gemacht und führten ſo zu unzähligen Gereden und machten mich ſo ſchrecklich verſchrien, daß es keine harten Ausdrücke mehr gab, deren man ſich nicht bedient hätte, mich zu verſchreien. Freunde und Gleichgültige haben darin unter einander gewetteifert. Dies Alles hat aber nur dazu gedient, mich allen den Verpflichtungen (engagement) noch mehr abgeneigt zu machen, in welchen man beſtändig einer ſolchen Behandlung ausgeſetzt iſt, wenn die Bewegungen des Gewiſſens, welchen zu folgen man doch verpflichtet iſt, nicht mit der Hitze einiger Geiſter übereinſtimmen, die es ſich anmaßen (qui se mettent en possession) über Diejenigen zu urtheilen, welche ſie mit einem Amte zu belaſten geruhen, wovor ſie ſich für ihre Perſon ſehr hüten.

Meine Gründe aber, welche mich beſtimmt haben, mich den Verfügungen dieſer Leute nicht zu fügen und welche mir ſo viele Klagen zugezogen haben, ſind in Kürze folgende: Dieſes Engagement, deſſen Ablehnung man mir vorgeworfen, hatte keine andere Abſicht, als gegen Perſonen zu ſchreiben, welche von der Kirche mit Auctorität bekleidet ſind; denn ſonſt wäre unſer Zuſammenwohnen unnöthig geweſen. Alle meine Betrachtungen haben mich aber überzeugt, daß man keine gefährlichere Partei ergreifen könnte, als dieſe, und daß bei dem Antheile, welchen der König an dieſen Angelegenheiten nimmt, und bei dem wenigen Anſcheine, den es hat, als wollte er ſeine Anſicht verän-

dern, dieſes das Mittel iſt Port-Royal zu Boden zu drücken und ohne Rettung zu Grunde zu richten, und den Feinden dieſes Hauſes die Waffen in die Hand zu geben, es zu vernichten. Alle Frucht, die man von dieſen Schriften erwarten kann, iſt, daß man ſich einige leere (unfruchtbare) Lobeserhebungen zuzieht und die Bosheit gewiſſer Leute befriedigt. Statt dieſer eiteln, vorübergehenden Vortheile würde man ſich bleibende Übel zuziehen, indem man unzähligen ſchwachen Seelen Ärgerniß bereitete, den König nöthigte, ſeine Ehre in die Ausrottung Port-Royals und alles Deſſen zu ſetzen, was damit in Verbindung geſtanden, und das einzige noch übrige Gut verlöre, den guten Ruf, ungerechter Weiſe verfolgt zu werden. — Entweder täuſche ich mich dabei, oder ich täuſche mich nicht. In einem Falle habe ich Recht, keinen Theil an einem Plane nehmen zu wollen, welcher den wahren Intereſſen Port-Royals zuwider iſt. Täuſche ich mich aber, ſo wäre meine Anſicht immerhin ein Beweis, daß ich nicht berufen bin, Theil daran zu nehmen. Denn da ich mich durch keinerlei geiſtlichen Beruf zu dieſem Werke verpflichtet ſehe, müßte ich, um mich dazu zu entſchließen, es wenigſtens für gut halten, und der Mangel dieſer Bedingung iſt ein Mangel von Berufung, geſetzt ſelbſt daß dieſe meine Meinung falſch wäre. Es iſt zugleich gegen alle chriſtliche Weisheit, ſich in ein mühevolles, langwieriges Geſchäft einzulaſſen, ohne die Überzeugung, daß es gut und nützlich ſei, zumal nur daraus die nöthige Ausdauer kommen kann; es müßten ohne dieſe dem Geiſte ſelbſt die nöthigen Hülfsmittel und Gedanken fehlen. Dazu kommt, daß ich wohl zu überlegen habe, auf was ich vorbereitet ſein muß, indem ich dieſen Poſten annähme. Man nennt das mir vorgelegte Engagement nur eine Vereinigung mit Arnauld zur Vertheidigung von Port-Royal. Arnauld wäre im Stande es ganz allein auf ſich zu nehmen, ohne Jemands Unterſtützung, wenn er noch die Kräfte ſeiner Jugend hätte; nun aber iſt er krank und die Hälfte des Jahres außer Stand zu arbeiten. Vielleicht ſagt man, dies wird nicht geſchehen; aber es kann eintreten und wäre ſelbſt ein Wunder, wenn es nicht geſchähe. Man müßte ſich alſo entſchließen, die ganze Laſt allein zu tragen. Denn ich geſtehe Ihnen, daß ich nicht im Stande wäre, eine ſolche Sache anzufangen, ohne bis aufs Äußerſte zu gehen; man müßte auf Alles vorbereitet ſein und ſein ganzes Leben daran ſetzen. Wie die Sachen ſtehen, wäre es für mich dabei unmöglich, für die Leute verborgen zu bleiben, unmöglich, für ein bloßes Werkzeug Arnaulds zu gelten, das die ihm angegebenen Gedanken ausdrückte. Man hatte früher dieſe Anſicht von mir, aber man hat ſie nicht mehr. Man weiß, daß ich unabhängig von ihm ſchreibe, man unterſcheidet die Charaktere und die Welt täuſcht ſich dabei nicht mehr.

Ich müßte alſo darauf gefaßt ſein, in dieſer Sache als ein bedeutender Theilnehmer angeſehen zu werden; dieſe Rolle würde mir aber gegen alle Regeln der Kirche und ſelbſt der menſchlichen Wohlanſtändigkeit zu laufen ſcheinen, und mich nicht blos vor ganz Frankreich, ſondern auch vor ganz Europa als einen unverſchämten Menſchen darſtellen. Ich habe immer erfahren, daß, obgleich die Anſichten und die Schriften Arnauld und mir gemeinſam angehörten, dennoch das ganze Ungewitter auf mich fiel, als es ſich darum handelte, dem Abte von St. Cyran (Barcos) zu widerſprechen. Was würde die Welt erſt ſagen, wenn man ſähe, daß ein bloßer Klerk in öffentlichen Schriften die Beſtimmungen der öffentlichen Gewalt angriffe; giebt es eine Strafe, eine Gewalthätigkeit, deren man mich nicht würdig achtete? Da die Welt nur nach der Etiquette richtet, glaubte man meine Schriften ſchon widerlegt zu haben, indem man ſagte, ein bloßer Klerk habe die Frechheit gehabt, den Erzbiſchof von Paris anzugreifen. Das Schlimmſte aber wäre, daß bei ſolchen Anklagen das Gewiſſen, ſtatt mich zu vertheidigen, ihnen beipflichten würde. Denn ich finde wohl viele Beiſpiele von Klerks und Laien, welche gegen die Ketzer oder über nicht ſtreitige geiſtliche Materien geſchrieben haben, aber keine, daß ſie ſich

in öffentlichen Schriften gegen die erſten Diener der Kirche erhoben; ich könnte die inneren Vorwürfe und die Furcht nicht erſticken, daß ich mich als ein ſolcher in Dinge miſche, welche mich nicht angehen und über mich hinausgehen. Ich erkenne auch darin Gottes Vorſehung, die es immer verhindert, daß ich die prieſterlichen Weihen erhielte; da mir auch dieſer Beruf fehlt, hätte ich keinen Grund zu glauben, Gott werde mir die Gnade ſchenken, es gut auszurichten. Es wäre beſonders ein völliges Verkennen des gegenwärtigen Standes der Kirche, wenn man glaubte, ein Klerk könnte ſich einem mit der Auctorität der Kirche Bekleideten entgegenſetzen, ohne etwas Anderes, als bloße Erbitterung hervorzubringen.

Es handelt ſich aber nicht darum, menſchliche Schriften zu machen, welche in der Welt einigen Beifall finden könnten, noch darum, daß ſie ſolid und wahr ſeien, ſondern Schriften, die Gott angemeſſen wären, Früchte ſeines Geiſtes, durch ſeine Liebe beſeelt, durch das Licht ſeiner Weisheit geregelt, wo man der Wahrheit und der Gerechtigkeit, der Liebe, der Auctorität der Kirche und des Königs giebt, was ihr gebührt, endlich aber Schriften, welche zur Heiligung Derer beitragen, welche daran arbeiten. Sie müßten Früchte der Sammlung in Gott ſein. Dagegen wären ſie für mich ein beſtändiges Hinderniß des Gebets. Es iſt dies eine Folge meines Temperaments, das ſich nur durch ein Wunder ändern kann. Denn mein Geiſt iſt von Natur enge, ſo daß ihn der Gegenſtand ganz erfüllt, ſobald ich ihn auf irgend eine bedeutende und ſchwierige Angelegenheit richte. Es ergreift meine Einbildungkraft, es iſt mir beim Gehen, beim Eſſen, beim Gebet gegenwärtig und ſchließt jede andere Beſchäftigung (application) und Gedanken aus. Es beſitzt mich und verhindert mich, mich ſelbſt zu beſitzen; regt eine Menge von Gedanken und von Bewegungen auf, und ſetzt mich ſo außer Stand an mich zu denken und über meine Handlungen zu wachen. Daher halte ich vielmehr Einſamkeit, Verborgenheit und kleinere Arbeiten für meinen Beruf, und ich würde mich durch eine ſolche Verbindlichkeit außer Stand ſetzen, an meinem eigenen Heile zu arbeiten. Ich ſehe auch nicht, wie ein wahrhaft geiſtiger Menſch mir dabei etwas Anderes rathen könnte.

Nicole fährt fort auseinanderzuſetzen, daß ihm alle nöthigen Eigenſchaften zu einem ſolchen Kampfe fehlen, vor Allem die Ruhe des Geiſtes, da er von Natur unruhig und ängſtlich ſei und für das Urtheil der Leute über ſeine Schriften ſehr empfänglich, daher er auch nie das feſte Maaß zu halten wüßte. Die göttliche Berufung offenbart ſich durch Inſtinkte; ich habe von jeher geſehen, daß man darauf viel Rückſicht genommen hat, wenn es ſich um Andere handelte. Da ſagt man, H. taugt nicht zum Schreiben, weil es nicht ſein Inſtinkt iſt. Man kann aber zu derartigen Schriften unmöglich weniger Inſtinkt haben, als ich. Man muß dabei von den Fehlern der geiſtlichen Oberen reden und ſie veröffentlichen, und das iſt eine Sache, worüber ich mich nicht zu beruhigen wüßte. Ich habe eine ſchreckliche Abneigung, an Schriften Theil zu haben, worin man ihre Unordnungen bekannt machen müßte. Man hat ſich darüber beklagt, daß ich die morale pratique (des Jésuites) nicht gebilligt, ich hatte dabei vielleicht Unrecht, allein es kam dies aus dieſem Grunde, obgleich die Jeſuiten nicht meine Oberen ſind. Ich verdamme die Anderen nicht, wenn ihr Eifer ſich gegen die öffentlichen Exceſſe erhebt, ich fühle aber eine ungemeine Abneigung dagegen.

Die Seele hat bei jeder Anſtellung und bei jeder Verpflichtung das Bedürfniß einiger klaren Principien, welche ſie aufrecht erhalten können in Fällen von Entmuthigung und Mistrauen, namentlich wenn dieſe Stellungen mühſam ſind und viele unangenehme, niederſchlagende Folgen haben. Ich kann Ihnen aber in Wahrheit ſagen, daß ich hier keine ſolche Principien ſehe. Ich kann mich nicht auf die äußere Auctorität der Kirche ſtützen, da ſie mich nicht zu ſolchen Schriften verpflichtet, noch auf die Verbindlichkeit gewiſſer Berufe

(ministères), da ich keinen habe, noch auf die Berufung Arnaulds, weil ich daran zweifle, noch auf die Rathſchläge, die man mir giebt, weil ſie von Leuten kommen, ſo keine Auctorität in der Kirche haben, mich nicht kennen und die mir verwegen ſcheinen, noch auf meine Fähigkeiten und freie innere Neigung, da ich nur entgegengeſetzte habe. Was ſollte mich alſo in den endloſen Trübſalen aufrecht halten, welche dieſe Angelegenheiten mit ſich bringen? — Vielleicht die Gerechtigkeit der Sache? Aber ich weiß recht wohl, daß nicht alle Welt berufen iſt, die beſte Sache zu unterſtützen, und daß man ſehr verwegener Weiſe ſich zur Vertheidigung der Gerechtigkeit und der Kirche verpflichtet glauben kann. Oder wäre es die Nothwendigkeit oder die Nützlichkeit dieſer Schriften? Das iſt es aber gerade, worüber ich mehr zweifle, als über irgend eine Sache in der Welt. Ich müßte mich alſo in dieſer Stellung als einen Menſchen betrachten, welcher ohne Stütze auf der Höhe eines Thurmes wäre, ohne irgend etwas, daran er ſich halten könnte. Urtheilen Sie ſelbſt, ob man in einem ſolchen Stande beſtehen kann und ob man ſich dazu verpflichten muß? — Bei meinem gegenwärtigen, wenn auch harten Exil, habe ich doch immer den Troſt, daß Gottes Wille dabei klar iſt und ich nichts durch Unbeſonnenheiten dazu beigetragen habe. Aber ich geſtehe, daß ich mich ſehr ſchwach fühle für die Art von Übel, welche mich des Angeſichts des göttlichen Willens berauben würden und mich die Worte Petri fürchten ließen: Niemand unter Euch leide als Mörder, oder als Dieb, oder als Läſterer.

Da Sie aber denken könnten, dieſelben Anſichten hätten mich auch früher abhalten ſollen, an mehreren Werken Theil zu nehmen, ſo iſt es wohl erſprießlich, Ihnen den Unterſchied der gegenwärtigen und der früheren Angelegenheit anzuzeigen. Es iſt allerdings wahr, daß ich ſchon damals einen Theil dieſer Anſichten hegte. Da aber ſtärkere Gründe nöthig ſind, um ſich loszuſagen, brachten ſie in mir nur Unentſchloſſenheit hervor, Zweifel und das heiße Verlangen, von dieſen Beſchäftigungen und ſcharfen Entſchlüſſen, und von dieſen ſtarken Entſchlüſſen mich befreit zu ſehen und mich nicht mehr dazu zu verpflichten, wenn ich einmal davon befreit wäre. Die Natur der Sachen iſt eine ganz andere geworden. Damals (vor 1669) handelte es ſich darum, ſich in der Gemeinſchaft der Kirche zu erhalten, indem man zeigte, man ſei nicht ketzeriſch; gegenwärtig aber handelt es ſich um nichts Ähnliches, ſondern nur darum, daß Einige von ihren Stellen entfernt werden und um Unterwerfung (reduction) eines Kloſters von etwa 50 Nonnen. Das iſt ein großer Unterſchied. Die Nonnen ſind gegenwärtig der Sacramente nicht beraubt, man klagt ſie nicht der Ketzerei an. Sie können in dieſer Lage eine beſſere Zeit abwarten. Es iſt dies eine Angelegenheit, die ſie beſonders betrifft (qui leur est particulière). Man konnte aber in der Lage, worin ſie damals waren, gewiſſenshalber nicht bleiben, ohne ſein Möglichſtes zu thun, um daraus herauszugehen. Es war nichts zu ſchonen, ſie konnten nicht ſchlimmer daran ſein, und da ihre Sache gemeinſam mit Denjenigen war, welche das Formular nicht unterzeichnen wollten, ſo hatte man das Recht ſich darein zu miſchen. Damals waren immer auch Biſchöfe darein hineingezogen und dabei intereſſirt, man handelte unter ihrem Namen und wie in ihrem Berufe, da ſie auctoriſirten, was man gethan. Das iſt jetzt nicht mehr. Man kann es mit allem Schreiben nur ſchlimmer machen; ich hielt mich damals in meinen Verbindlichkeiten durch die Hoffnung einer nahen Befreiung aufrecht, dieſe Hoffnung habe ich aber im gegenwärtigen Falle nicht.

Ich kann nicht umhin, Sie ein wenig lachen zu machen über die Ehre, welche mir die Welt bei dieſem Begegniß zutheilt. Denn man behandelt mich ungefähr wie Cicero den Cato; denn indem er ſich mit dieſem vergleicht, behauptet er, er habe wegen der Verſchiedenheit ihrer Naturen ſich mit Cäſar ausſöhnen können, um nach der Schlacht von Pharſalus in Ruhe zu Rom zu leben, während Cato nothwendig ſterben mußte: Moriendum potius quam

tyranni vultus aspiciendus fuit. Man macht denſelben Schluß in Betreff unſerer anderen Freunde, daß ſie mit Ehren in Paris bleiben könnten, daß ſie Alles, was Pereſixe anſtößig ſein möchte, vermeiden, ihm Beſuche machen und Höflichkeiten bezeigen könnten; daß aber mir für meine Perſon nichts von all dem erlaubt iſt, daß ich vielmehr nach ihrem Urtheile mein ganzes Leben in den Schenken von Flandern und von Deutſchland zubringen muß, ehe ich mich dazu erniedrigte. Wenn dieſe Herren es aber auch verdienten, daß man ihnen die Gnade erweiſe, welche Cicero ſich ſelbſt zuerkennt, ſo ſehe ich doch nicht ein, was ſie in Stand ſetzt, mir die Rolle Catos zuzuerkennen, mit dem ich doch, wie mir ſcheint, ſehr wenig Ähnlichkeit habe.

Könnte man nicht mit Wahrheit ſagen, daß dieſe Ungleichheit des Urtheils bei dieſer Gelegenheit eine ziemlich bizarre Urſache hat. Es giebt nämlich gewiſſe Leute, welche man an und für ſich ſelbſt betrachtet und die nach der Schätzung der Anderen für ſich ſelbſt exiſtiren, während Andere nur in ihrem Verhältniß zu ihrem Nächſten in Betracht kommen. Man nimmt Rückſicht auf die Bedürfniſſe, die Beſchwerden, die Schwierigkeiten und die Neigungen der Erſteren, gewöhnt ſich aber rückſichtlich der Letzteren weder ihre Seele, noch ihren Körper in Betracht zu ziehen und entſcheidet ohne alle Rückſicht auf ihre Neigungen und ihre Abneigungen mit Beziehung auf Diejenigen, denen man ſie beigegeben hat. Auf dieſe Weiſe ungefähr haben viele Leute mich bisher angeſehen, ſo viel Mühe ich mir auch gegeben habe, ihnen verſtändlich zu machen, daß man nicht ſo abſolut über mich verfügen ſollte, trotz einiger Schritte, die ich gethan habe, um mich von Arnauld zu trennen. Seit mehr als zehn Jahren habe ich es nicht ſo weit bringen können, es bemerklich zu machen, daß ich einen Körper und eine Seele für mich (à part) habe, daß ich deshalb auch beſondere Bedürfniſſe und Pflichten haben könnte. So hielten denn auch gewiſſe Freunde, und namentlich die entfernteſten, die auch am meiſten Lärmen gemacht, ſich zu der Behauptung berechtigt, ich müßte ſchnell in ein neues Engagement eintreten, ob ich mich gleich nur um des Studirens willen nach Flandern zurückgezogen habe, und auf die Schwierigkeiten, die ich machte, hat ſich die Welt mit dieſen Freunden verbunden und man hat mich des wenigen guten Rufs, den ich hatte, beraubt. Es ſcheint mir aber nichts ſo unvernünftig, als die Leute nur nach ihrem Verhältniſſe zu ihrem Nächſten zu betrachten, indem man verfügt, daß ſie an allen Unternehmungen Derer Theil nehmen, mit welchen man ſie ſich verbunden denkt. *Aber alle Menſchen ſtehen in einem unmittelbaren Verhältniſſe zu Gott*; ſie müſſen unmittelbar für ihn leben, und wenn ſie ſich mit anderen verbinden und in Gemeinſchaft der Arbeiten eintreten, ſo muß Gottes Wille dieſe Verbindung ſchließen und ihr immer einwohnen. Offenbar hat aber Arnauld einen anderen äußeren und inneren Beruf. Dieſe Beſchäftigung wird ihm nicht die Ruhe rauben, er wird ſich nicht übereilen; er hat mehr Vertrauen als Mistrauen, mehr Eifer als Furcht.

Sie ſehen, mein bisheriges Stillſchweigen kommt nicht, wie man es mir auslegt, daher, daß ich keine Gründe hätte. Vielleicht täuſche ich mich, aber ich bin überzeugt, daß wenn ich dieſe Sache betreiben wollte, wie ich könnte, ich würde einen Theil der Leute auf meine Seite bringen und man könnte mir nicht mehr vorwerfen: vae soli! Ich ziehe es aber vor, lieber meinen guten Ruf dem Gerede der Menſchen preiszugeben, als daß ich mich ausſetze, dem der Anderen ein wenig zu ſchaden, zumal ich mich von der Schwäche des Urtheils bei den Leuten und von der Wichtigkeit der ſogenannten Reputation bei dieſer Gelegenheit gründlich überzeugt habe. Schließlich bezeugt Nicole noch, daß durchaus nicht die geringſte Klage über das Benehmen ſeiner Freunde ſich auf Arnauld beziehe, der ſich ihm auch jetzt noch immer nur als Freund gezeigt; und noch in ſeinem letzten Briefe über dieſen Gegenſtand erklärt er mir, er ſei weit entfernt, mich gegen meine Neigung zu irgend etwas anheiſchig

machen zu wollen, und er iſt ſo verbindlich geſchrieben, daß er wohl im Stande wäre, mich zu jeglicher Verpflichtung zu vermögen, wenn dies Angelegenheiten der Freundſchaft und der Gefälligkeit wären, und wenn es erlaubt wäre, etwas Anderes im Auge zu haben, als Gott und ſein Geſetz.

Nicole täuſcht ſich nicht darüber, daß Mehrere ſeiner Freunde von dem einmal gefaßten Vorurtheile gegen ihn nie wieder zurückkommen würden. Er ſchildert recht das Weſen des eigenthümlichen janſeniſtiſchen Eigenſinns und der Arnauldiſchen Familienzähigkeit, wenn er ſagt: Man muß ja nicht glauben, daß die Frömmigkeit die Leute immer biegſamer mache. Es geſchieht vielmehr oft gerade das Gegentheil, wenn ihr Geiſt ein wenig durch ihre Einbildungskraft dominirt wird. Das Gefühl, daß ſie frei von Eigennutz ſind, benimmt ihnen das Mistrauen, ihre Frömmigkeit macht ſie empfindlicher und ihre Eindrücke ſind lebhafter und tiefer, und wenn es geſchieht, daß ſie ſie auf eine wenig geprüfte Einbildung gegründet haben, ſo iſt ihre Geiſtigkeit gleichſam ein Siegel, das ſie feſt und dauerhaft macht. Es iſt hermetiſch verſchloſſen; man muß das Glas zerbrechen oder es laſſen, wie es iſt. Das Letztere iſt das Beſte; denn es wäre Schade, es zu zerbrechen, da es für andere Dinge ſchön und gut iſt. Die Vorurtheile der Weltleute ſind leidenſchaftlich, oberflächlicher und vorübergehender. Bei den Leuten von Religion aber empfängt die Einbildungskraft tiefe Wunden, und dieſe Wunden ſelbſt ſind koſtbar für ſie, da ſie dieſelben für ein Zeichen ihrer Empfänglichkeit für die Intereſſen der Wahrheit anſehen. Es thut ihnen wohl, daß ſie nicht heilen, und das bildet eben das hermetiſche Siegel, wovon ich geſprochen.

Beilage XLVI.

Aus Arnaulds Briefen.

Der Katholicismus in Deutſchland und Landgraf Ernſt von Heſſen = Rheinfeld.

In allen Urkunden werden die deutſchen Katholiken als auf einer ſehr niederen Stufe, tief in Aberglauben ſtehend dargeſtellt. Beſonders groß erſchienen die Misbräuche in Folge der reichen Pfründen, durch deren Häufung auf Ein Glied eines fürſtlichen Stammes man dieſen an die Intereſſen des Pabſtthums zu knüpfen ſuchte. Dabei ſpricht Arnauld öfters ſehr lebhaft aus, was für ein Intereſſe Frankreich dabei hatte.

Den 10. Sept. 1683 ſchreibt er an Dú Vaucel: der Churfürſt von Köln iſt zum Biſchof von Münſter gewählt. Es genügte ihm nicht an drei Biſthümern, für deren geiſtige Bedürfniſſe er nicht mehr Sorge trägt, als ich für das Erzbisthum Toledo. Es ſteht zu erwarten, daß er nicht der Einzige ſei, den eine ſolche Laſt zu Boden drückt. Denn was kann man von Denen urtheilen, welche dieſen ſtrafbaren Bruch der Geſetze autoriſiren, indem ſie ihm die Bullen geben! Eine wahre ſolide Reformation ſo großer Misbräuche wäre mehr im Stande Gott zu verſöhnen, als Alles, was am Äußeren von Chriſten geſchieht, welche ihr Leben nicht ändern.

Im Briefe vom 3. Nov. 1688 redet er von dem unterdrückten Rechte des Cardinals Fürſtenberg auf Köln, welcher ſich beſonders auf die alten deutſchen Concordate und die Wahlfreiheit der Kapitel berufe. Der Pabſt habe alſo keinen Prinzen als Erzbiſchof von Köln beſtätigen können. Was das betrifft, daß Sie anführen, der Pabſt habe nicht anders handeln können, weil der

Kaiſer ſich der Wahl des Cardinals widerſetzt habe, ſo daß er ſogar erklärte, er werde ihn nicht mit dem Churfürſtenthum inveſtiren, ſo ſcheint mir das dem König (von Frankreich) den größten Grund zu Klagen zu geben. Denn die Biſchöfe und Erzbiſchöfe von Deutſchland, beſonders die Churfürſten ſind ſo ſehr Glieder des Reichs, daß ſie innerhalb ihres Bereichs Fürſten ſind. *Sie haben außer dem hommage alle Souverainitätsrechte*, da ſie ohne Erlaubniß des Kaiſers Krieg und Frieden, auch Allianzen mit Fürſten ſelbſt außerhalb des Reichs machen können. Da ſie nun unbeſtreitbar in dieſem Beſitz ſind, *haben die benachbarten Fürſten ein Intereſſe dabei, daß ſie darin erhalten werden* und daß die Kaiſer ſie nicht noch mehr unterwerfen.

Es iſt aber klar, daß der Kaiſer den gegenwärtigen Stand des Reichs umſtürzen würde, wenn er prätendirte, daß er die Inveſtitur zu der mit dem Erzbisthum Köln unzertrennlich vereinigten Churwürde verweigern könnte. Es wäre folglich eine offenbare Parteilichkeit für das Haus Oeſtreich geweſen, auf eine ſo ungerechte Anmaßung Rückſicht zu nehmen, und die Postulation des Cardinals nicht zu beſtätigen, auf den Fall, daß er alle Stimmen hätte, welche man für nöthig halten möchte, wie auch geſchehen wäre, wenn er den Prinzen nicht wahlfähig gemacht hätte. — Was das betrifft, daß man gegen Fürſtenberg einen verdächtigen Umgang anführt, ſo iſt es nicht erwieſen, und da es den Pabſt nicht abgehalten hat, ihn für Straßburg zu beſtätigen, ihn ſeitdem zum Cardinal zu erheben und Breven an ihn zu richten, worin er ſehr gelobt wird, kann es auch den Entſchluß des Pabſtes nicht rechtfertigen, ſeine Poſtulation auch dann nicht zu beſtätigen, wenn er ſo viele Stimmen hätte, als er für die Coadjutorie gehabt hatte. Das ſind Gelegenheiten, wo man ſich verpflichtet ſieht, die unwürdigen Hirten zu dulden, wenn man keine hinreichende Beweiſe ihrer Unwürdigkeit hat; unbewieſener Verdacht genügt nicht ſie auszuſchließen.

„Man mußte auf die Quelle dieſer Unordnungen los arbeiten, nämlich auf die Wiederherſtellung der geiſtlichen Disciplin in Deutſchland, indem man darauf hinwirkte, daß die Kapitel mit Perſonen beſetzt würden, welche Gewiſſenhaftigkeit und Furcht vor Gott hätten. Aber daran denkt man nicht. Und man wird auch nicht daran denken, ſo lange ſelbſt die guten Päbſte, wie der, welchen uns Gott gegeben hat, ſich ſo ſehr über allen Concilien glauben, daß ſie ſich keinen Skrupel daraus machen, ihre heiligſten Verordnungen umzuſtoßen, welche durchaus nothwendig ſind, um zu verhindern, daß nicht eine Unzahl von Chriſten zu Grunde gehe. Gute, von Gott wohl berufene Biſchöfe denken ernſthaft daran, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Sie thun was ſie können, um ſich einen guten Klerus zu bilden, gute Prieſter und Untergeordnete Pfarrer zu machen; und dieſe Pfarrer, indem ſie die Völker in ihren Pflichten unterweiſen, ſind Urſache, daß Viele gerettet werden. — *Was kann man aber von allen Kirchen Deutſchlands hoffen! Da die Biſchöfe Fürſten ſind, ſo trachten nur Prinzen und große Herren nach Bisthümern*, aber nicht um des Epiſkopats, ſondern um des Fürſtenthums willen. Sie werden in dieſer Abſicht Domherren in mehreren Kirchen zugleich, und ſo ſtreng dieſes auch durch das tridentiner Concil verboten iſt, ſo werden ihnen doch die Dispenſen nie verweigert."

„Wenn ihr Ehrgeiz einmal zum Ziel gelangt iſt, und ſie wiſſen ſich als Biſchöfe, ſo iſt ihr Bisthum ihre geringſte Sorge. Sie denken nur ans Zeitliche. Für das Geiſtliche verlaſſen ſie ſich auf einen Suffragan in pontificalibus und für die Leitung der Seelen auf einen Großvicar, der aus einem verdorbenen Kapitel genommen iſt, worin man ſich ſo wenig auf den rechten Geiſt der Kirche bei Regierung der Diöceſe verſteht, als ich mich auf Führung einer Armee verſtehe. Beinahe Alle ſind Trunkenbolde. Und St.

Paulus lehrt uns, was die Folge der Trunkenheit ſei. **Nolite inebriari vino, in quo est luxuria.**"

„Man weiß nicht, was Buße für die größten Unordnungen iſt. Ein Fürſt ſchrieb mir einmal, daß, als einmal ein „Domherr" einem Mönch wegen infamer Sünden beichtete, der Mönch feierlich zu ihm ſagte: Sie ſagen drei Paternoſter und ich werde die Buße für Sie thun! und gab ihm Abſolution, indem er ihn zum Altar ſandte. Wenn die Häupter der Kirche ſo ſind, können die Pfarrer nicht beſſer ſein. Und was können die Völker ohne Unterricht werden?"

„Derſelbe Fürſt ſtellte mir als eine betrübte Sache dar, daß es beinahe kein Andachtsbuch in der Volksſprache gebe und daß es zur Schande der katholiſchen Kirche viel mehrere unter den Lutheranern gebe. — Dazu kommt noch eine andere ſehr gemeine Unordnung, der infame Handel mit heiligen Dingen. Dieſer findet ſelbſt in den Diöceſen Statt, deren Prälaten perſönlich gut ſcheinen, wie in der von Trier. Zum Übermaß des Übels muß man noch ſehen, daß man ſich keinen Skrupel macht, Dispenſen zu geben um zwei, drei, vier Biſthümer an Perſonen zu geben, welche nicht im Stande wären, Pfarrer einer einzigen Dorfpfarre zu ſein, und endlich, daß dies für Kinder von 17 Jahren geſchieht. Denn man hatte geſagt, daß der Indult der Wählbarkeit für den Prinzen Clemens enthalte, er ſolle ſeine beiden Biſthümer verlieren, wenn er zu einem anderen gewählt würde. Offenbar aber hätte man ſehr gewünſcht, daß er zu Köln und zu Lüttich gewählt worden wäre, ohne ſeine beiden erſten aufzugeben. Man will das Alles mit politiſchen Gründen entſchuldigen, welche vor Gott nichts gegolten hätten, ſelbſt wenn ſie wohl begründet geweſen wären. Denn Gott kann nicht billigen, daß man ſo ſchlechte Mittel gebraucht hat, weil man ſich einbildete, das ſei nöthig, um zu verhindern, daß der Friede in Europa geſtört werde.

Es iſt aber ſehr befremdend, daß man nicht einſah, daß wenigſtens ſehr zu fürchten ſei, dadurch eine Gelegenheit zu ſeiner Störung zu geben, wie es denn geſchehen iſt. Es war überdies ein ſtarkes Mittel für die proteſtantiſche Partei ſich zu befeſtigen und die gegenwärtige Unterdrückung der katholiſchen Religion in England zu unternehmen. Denn der Prinz von Oranien hat Alles nur in Übereinſtimmung mit dem Markgrafen von Brandenburg, dem Herzog von Sachſen, den Herzogen von Lüneburg gethan, welche den Holländern ihre Truppen gegeben haben, um ſie in ihre feſten Plätze zu legen, während der Prinz von Oranien eine Landungsarmee auf die Flotte thun würde, um mit den Einverſtändniſſen, welche er im Lande zu haben glaubte, ſeinen Schwiegervater zu Boden zu ſchlagen. Hätte der König nicht von der Parteilichkeit des Pabſtes Gelegenheit genommen, den Deutſchen zuvorzukommen, von welchen er fürchtete, ſie möchten ihn von der Rheinſeite angreifen, ſo hätte er die Holländer durch einen Angriff von der Landſeite in Verlegenheit bringen und das hätte die große Ligue der Proteſtanten ſprengen können. Das wird aber jetzt viel ſchwieriger ſein, ob er gleich dieſen Plan noch immer zu haben ſcheint, weshalb er ſich auch des lüttICHER Landes verſichern will. Denn wären die Deutſchen, welche die Holländer begünſtigen, in die Citadelle aufgenommen worden, ſo wäre es ihm beinahe unmöglich, ſie von der Seite von Maſtricht anzugreifen.

Ich weiß nicht, wie ich mich in eine ſo lange Rede eingelaſſen habe. Nehmen Sie es nicht als eine Billigung Alles Deſſen, was man in Frankreich thut. Da ich aber einen rechten Schmerz über dieſen neuen Krieg empfinde, und da ich die Folgen davon für die Religion in England erwarte, ſo kann ich mich kaum des Bedauerns erwehren, daß der Pabſt den Adelichen nicht ſprechen wollte, welchen der König ihm geſchickt hatte. Das hätte die Sachen vielleicht beſchwichtigt und wäre dem Unglück zuvorgekommen.

Wer der Fürſt iſt, welcher Arnauld dieſe traurige Schilderung der katholiſchen Kirche in Deutſchland gemacht hatte, lernen wir aus ſeinem Briefe vom 8. April 1688 an den Landgrafen Ernſt von Heſſen=Rheinfels. Er drückt demſelben den Wunſch aus, daß der Landgraf dazu behülflich ſein möchte, daß Nicoles Erklärungen über die Epiſteln und Evangelien in deutſcher Überſetzung könnten verbreitet werden. Arnauld hofft, der Churfürſt von Trier werde zur Verbreitung derſelben in ſeiner Diöceſe beitragen. „Was mir wünſchenswerth macht, daß dieſes geſchehen, iſt, daß Eure Hoheit mir in einem Ihrer Briefe mit einem wahren Schmerzen vorgeſtellt hat, in welcher Unwiſſenheit die meiſten Katholiken in Deutſchland in Beziehung auf die praktiſchen Wahrheiten des Chriſtenthums ſind, weil ſo gar wenige Bücher in der Volksſprache geſchrieben ſind; indem die Jeſuiten, welche am meiſten in der Lage dazu ſind, nur Latein ſchreiben, weil ſie ſich während ihrer Lehrämter an das Sprechen und Schreibrn nur in Latein gewöhnt haben.“

Sonſt ſcheint es, daß man den deutſchen Katholiken das Leſen der katholiſchen Bibelüberſetzung nicht verboten habe.

Mit Obigem ſtimmt zuſammen, was die Prinzeſſin von Orleans an eine nahe Verwandte in Deutſchland am 4. Nov. 1701 ſchreibt:

meinet Ihr liebe amelise dasz ich die Bibel nicht mehr leße weillen ich hir bin, Ich leße alle morgen 3 Capittel, Ihr müſt nicht meinen daß die frantzöſche Catholischen ſo alber ſein wie die teutſchen Catholischen, Es iſt gantz Ein ander ſach mitt, ſchir alß wens Eine andere religion were, Es leſt hir die heylige ſchriefft wer will, Man iſt auch nicht obligirt ahn bagatellen undt abgeſchmackte miracle Zu glauben Man helt hir den papst nicht vor unfehlbar, wie Er mons de lavardin Zu rom excommunicirte hatt man hir Nur drüber gelacht, man bett Ihn nicht ahn man helt nichts auff wallfahrten, undt hundert dergleichen, worinen Man hir Im landt gantz different Von den teutſchen Catholischen iſt wie auch Von den spaniern undt ittalleinern.

Das Advokatiſche iſt die nur negative, dieſe Aufklärung und größere Freiheit und deren Früchte ſind die poſitive Seite des Gallikanismus.

Der katholiſch gewordene Landgraf von Heſſen=Rheinfels hatte ſchon 1679 an Arnauld ſeine gegen den Lutheraner Kumäus gerichtete Schrift: Le véritable, sincère et discret catholique in 4. 1666 geſchickt (Der Titel iſt wohl deutſch oder lateiniſch, mir aber nicht bekannt). Er ſchrieb auch (um 1683) an einer Paräneſis an die Jeſuiten und Janſeniſten, ſie ſollten ſich zum Beſten der Kirche vertragen und einſehen, daß auf beiden Seiten Unrecht ſei. Arnauld ſchreibt dem Landgrafen, es ſei dieſem der Thatbeſtand zu wenig bekannt, Gerechtigkeit ſei beſſer als dieſe ſcheinbar über den Parteien ſtehende Unparteilichkeit, welche Weltmännern natürlich ſei und ihrer Eigenliebe ſchmeichle.

Du Vaucel, Valloni genannt, Arnaulds Agent in Rom, beſuchte den Landgrafen am Rhein, der Landgraf machte in Brüſſel die perſönliche Bekanntſchaft Arnaulds, ſagte aber nicht einmal ſeinen Söhnen, welche dabei waren, wer er ſei.

Im April 1683 hatte Arnauld dem Landgrafen geſchrieben, er ſolle ſeine Briefe ohne Arnaulds Namen nur an Hondt, Superior des Oratoriums in Brüſſel, ſchicken, ſie werden ihm ſchon richtig zukommen.

Beilage XLVII.

Dû Breuil.

Johann Baptiſta Dû Breuil trat 1629 zu Aix in die Congregation des Oratoriums ein und war ſofort als Profeſſor der Rhetorik und Philoſophie, wie als Prediger in Aix und Marſeille ſehr thätig. Nach dem Tode Senaults war man im Begriff ihn zum General zu ernennen (1672), als Harlay, Erzbiſchof von Paris, es im Namen des Hofes verbot. Er war als Janſeniſt übel angeſchrieben; einige Ballen mit Exemplaren von Arnaulds Apologie für die Katholiken, welche ihm auf ſeine Pfarre in Rouen zugeſchickt wurden, ſtürzten ihn 1682 ins Elend.

Umſonſt hatte man ihm gerathen zu entfliehen; ſo wurde er denn verhaftet und ſiebzehn Jahre lang in verſchiedenen Gefängniſſen herumgeſchleppt, in die Baſtille, St. Malo, Breſt, Oleron, Brescou; das Oratorium ſchloß ihn aus ſeinem Schooße aus, was Arnauld, ob es gleich auf ausdrücklichen Befehl des Königs geſchah, eine unverantwortliche Feigheit nannte. Auf den verſchiedenen Umzügen von einem Gefängniß zum anderen thaten ſich Äußerungen der allgemeinen Achtung und Verehrung kund, welche man in dem Staate Louis XIV für unmöglich halten würde. In Agde wurde er mit Geſchützſalven empfangen, das Kapitel und die weltlichen Behörden erwieſen ihm große Achtung (les consuls furent le visiter en chaperon). Der Biſchof, Fouquet, verſammelte ſeine Seminariſten, damit Dû Breuil ihnen den Segen ertheile.

Er ſchrieb 1693 von dem Schloß zu Alais aus, wo er gefangen ſaß, an Gaume, Superior des Hauſes St. Honore in Paris:

Gratia et pax a Deo patre nostro et d. J. C.

Die äußerſte Schwäche, worin ich mich in Folge einer dritten Krankheit ſchon ſeit vierzehn Monaten befinde, mahnt mich und macht mir glaubwürdig, daß: velox est depositio tabernaculi mei. Dies verpflichtet mich, mein langes Schweigen gegen die Leiter der Congregation während der eilf Jahre meines Gefängniſſes zu brechen. Ich glaubte, da ich durch die beiden Zeichen der Ungnade, durch meine Verhaftung und meine Ausſchließung, welche zu gleicher Zeit über mich ergingen, empfindlich gedemüthigt werden ſollte, ſo ſei mir eben damit auch ein Verkehr verboten, in welchem ich den Troſt und die Erleichterung gefunden hätte, die meinem gegenwärtigen Stande nicht zukämen. Ich betrachtete mein Gefängniß als eine gerechte Züchtigung meiner Unvorſichtigkeit, meines Fürwitzes und der anderen Fehler, um deren willen man mich ſtrafbar gefunden. Zugleich betrachte ich ſie als eine Wirkung des göttlichen Erbarmens, welche mich aus zu großen äußeren Hemmungen und aus der Zerſtreuung herausziehen wollte, welche dem Mangel an Eifer und Ordnung (Regularität), verbunden mit der Verſchiedenheit meiner Functionen und Ämter, entweder als Gelegenheit, oder, als Vorwand dienten. Gottes Güte wollte, damit ich in mich ginge, mich der Zurückgezogenheit unterwerfen, mich zu tieferer Buße bewegen, um ſo viele frühere Fehler zu ſühnen, kurz mich aufzuwecken, was ich bei meinem geringen Eifer freilich ſehr ſchwer gefunden habe, zumal unter den beſtändigen Unordnungen einer wilden Soldateska, da ich an ſieben verſchiedenen Gefängniſſen, mitten unter den Garniſonen leben mußte, wo ich ohne Unterlaß vor meinen Augen und Ohren, links und rechts, Lärmen hatte, ärgerliche, anſtößige Reden, denen nicht auszuweichen war.

Meine Ausſchließung betreffend, ſo habe ich auch ſie achtungsvoll als

einen Akt der Gewalt betrachtet, welche die Congregation über mich hatte; es wäre ja nicht billig geweſen, daß meine Ungnade ihr auf irgend eine Weiſe zum Nachtheil gereichte, was hätte geſchehen können, wenn ich noch ihr Mitglied geblieben wäre. Ich glaubte, Gott habe ſie zugelaſſen, um mich für ſo manche Untreue gegen meine Berufung zu ſtrafen. Nach all' der Güte, der Liebe und Geduld, womit dieſe Congregation die 54 Jahre, die ich in ihr lebte, mich getragen, haben dieſe Betrachtungen mir den Mund verſchloſſen und mich abgehalten, irgend eine Bitte an Euch zu richten; ich hielt mich für verpflichtet, in aller Demuth, ohne alle Unruhe, ſchweigend Gottes Befehle zu erwarten, und die Worte des Propheten für mich zu nehmen: Exspecta dominum, viriliter age, confortetur cor tuum et sustine dominum.

So hätte ich denn auch noch keine Bitte gewagt; aber in der Schwachheit, worin ich mich befinde, glaubte ich dieſes Zeugniß der wahren Gefühle meines Herzens ablegen zu müſſen, welches immer voller Treue und Dankbarkeit, voller Achtung und Liebe für die Congregation geblieben iſt. Und ſo bitte ich ſie denn auch demüthig, daß ich, wenn auch aus ihrem Schooße, doch nicht von ihren Gebeten ausgeſchloſſen bleibe; wenn ich auch nicht verdiene als eines ihrer Kinder betrachtet zu werden, daß ſie mich doch würdige, mich als einen der Fremden zu betrachten, welche ſie ſich anſchließt und über welche ſie die Wirkungen ihrer Liebe in der Gegenwart Gottes und ſeiner Altäre ausgießt.

Du Breuil lebte noch bis zu einem Alter von 80 Jahren im Gefängniß, in welchem er am 4. September 1699 ſtarb.

Beilage XLVIII.

Der Erzbiſchof in Port-Royal des Champs am 17. Mai 1679.

Die Schweſter Magdalene von St. Chriſtine Briquet erzählt in ihrem Briefe vom 9. Jun. 1679 an die jüngere Perier in Clermont [1]) den ganzen Hergang des Beſuchs vom 17. Mai und ſeine Folgen.

Der Erzbiſchof kam alſo (nach Port-Royal des Champs) den 17. Mai; er ging, wie man ſagt, einen Augenblick in die Kirche, jedoch ohne ſich darin aufzuhalten und ohne ſich als Erzbiſchof oder als unſer Superior mit einem Te-Deum empfangen zu laſſen. Er kam ja, uns zu lehren, Gott auf eine andere Weiſe zu loben, durch das Opfer unſerer Thränen, eines zerſchlagenen und gedemüthigten Herzens und die Anerkennung, die er von uns verlangte, ſollte ſich nicht durch unſere Stimmen, ſondern durch unſere Unterwürfigkeit ausdrücken. Er verlangte ſofort mit Sacy zu ſprechen, erklärte ihm den Zweck ſeines Kommens und befahl unſere Mutter davon in Kenntniß zu ſetzen. Hierauf ſtieg er ſelbſt ins Sprachzimmer hinauf, und nachdem er ihnen alle möglichen Artigkeiten und Höflichkeiten geſagt, woran er es nie fehlen läßt, erklärte er ihnen, daß der König es nicht gut heiße, daß wir eine ſo ſtarke Corporation bilden, und da es gegen die Kanones

1) Handſchriften der königlichen Bibliothek Suppl. françois N. 1485, première partie des mémoires de mademoiselle Marguerite Perier. Pag. 162. Es iſt derſelbe Band, welcher mir zu meiner Biographie Pascals als Hauptquelle diente.

laufe, ſo befehle ihnen Seine Majeſtät unverzüglich alle Koſtgängerinnen und Poſtulantinnen zu entlaſſen und keine einzige weiter anzunehmen, bis unſere Zahl auf weniger als 50 Chorjungfrauen und zwölf Converſen zurückgeführt worden ſei. Unſere Mutter ſtellte ihm vor, daß der König bei der Theilung des Kloſterguts (1670) ausgeſprochen habe, die uns zugewieſenen zwei Dritttheile müſſen hinreichen, 72 Chorjungfrauen und 18 Converſen zu ernähren, ſoviel wir eben damals waren; ſeit dieſer Zeit haben wir uns ungefähr auf dieſe Zahl beſchränkt, indem wir ſeit einigen Jahren keine Jungfrau mehr aufgenommen haben, außer wenn Gott eine zu ſich gerufen hatte und ſo ein Platz frei geworden war. Er antwortete aber nicht darauf, bezeugte ſeine Überraſchung darüber, zu hören, daß man uns ſchon einmal unſere Koſtgängerinnen und Novizen genommen habe; indeß ſagte er in der Folge, nur um uns den Schmerz zu erſparen, abermals die Lieutenants-Civils und andere Juſtiz-Beamte zu ſehen, habe er ſelbſt den Auftrag über ſich genommen, uns die Befehle Seiner Majeſtät zu ſignificiren, welche ihm die Beſorgung der ganzen Angelegenheit übertragen hätte. Deshalb erlaubte er uns nicht ihm unſere allerunterthänigſten Vorſtellungen zu übergeben, ſagte aber, er nehme es auf ſich, ihm von unſerer Seite Alles vorzuſtellen, was wir ihm zu ſagen haben, und gab damit zu verſtehen, man ſei ihm zum Dank dafür verpflichtet, daß er unſer Mittelsmann beim König ſein wolle.

Unſere Mutter fragte ihn ehrerbietigſt, ob er mit unſerer Aufführung unzufrieden ſei und ob man der Art, die Koſtgängerinnen zu erziehen, etwas vorzuwerfen habe. Er verſicherte uns das Gegentheil, ſagte aber, es ſei nichts deſto weniger für den Staat von Wichtigkeit, daß wir keine mehr erziehen; denn ob wir gleich unſere Pflicht dabei vortrefflich erfüllen, ſei es doch ſehr gefährlich wegen der großen Menge von Freunden, welche wir uns dadurch machen, welche ſich noch vermehren, wenn dieſe Koſtgängerinnen austreten, ſich verheirathen und Kinder bekommen, welche ſie bei uns erziehen laſſen wollen. Die mit uns verbundenen Männer ſeien, Jeder für ſich allein betrachtet, rechtſchaffene, wackere Leute, man habe ihnen nichts vorzuwerfen, wenn ſie nur Jeder allein wären, ſobald ſie aber zuſammen kommen, mache es eine Verbindung, welche eine dem Staat furchtbare Partei bilde. — Da nun aber dieſe Verſammlungen und dieſe Verbindung ſich an keinem Orte finden, ſo hält man ſich, um dieſem Übel zu ſteuern, an die 42 Koſtgängerinnen und an die 14 Poſtulantinnen in dieſem Hauſe, welche alſo dieſe für den Staat furchtbare Partei bildeten.

Der Erzbiſchof machte große Lobeserhebungen von dem Verdienſt Sacys, indem er mit unſern Müttern ſprach, und ſagte ihnen, er wiſſe wohl, daß er ſich nicht in die Streitigkeiten der Zeit miſche und nur arbeite, die Kirche durch ſeine Frömmigkeit in ſeinen Werken zu erbauen; ſo daß man beinahe überzeugt war, er wolle ihn uns laſſen. Denn er bezeigte unſern Müttern keineswegs die Abſicht, die man hatte, uns ſeiner Leitung zu berauben. Er unterhielt ſich auch lange mit Sacy ſelbſt, ohne ihm ein Wort davon zu ſagen, machte ihm vielmehr tauſend Artigkeiten und Freundſchaftsbezeugungen; erſt als er im Begriff ſtand abzureiſen, auf der Thürſchwelle, ſagte er zu ihm, indem er ihn umarmte: Mein Herr, Sie müſſen ſich von hier zurückziehen und die anderen Beichtväter desgleichen. — Da ihm Sacy mit vieler Freiheit, aber zugleich auch ſehr höflich Vorſtellungen machte, ſagte er, man ſolle ihm einen Aufſatz machen, er wolle dann mit dem König ſelbſt reden. Gott weiß, was er gethan. Die ganze Antwort war, die Dinge ſollten ausgeführt werden, wie er es geſagt und man ſolle ſich beeilen; er hatte 14 Tage Zeit gegeben, um alle Koſtgängerinnen und Poſtulantinnen zu entfernen. Die Fräulein von Luines waren die erſten; noch an demſelben Tage und während dieſer beiden Wochen ertönte das Haus

nach allen Seiten von dem Geſchrei und Seufzen dieſer armen kleinen Opfer. Die Eltern, welche kamen, ſie abzuholen, waren darüber ſo gerührt, daß ſie meiſtens mehr weinten als wir ſelbſt, ſo ſehr uns auch die Gefahr zu Herzen ging, welcher Mehrere davon ausgeſetzt werden mußten.

Man war ſehr erbaut über eine ſiebenjährige Koſtgängerin; eine Dame machte ſich den Scherz mit ihr zu ſtreiten, machte Port=Royal allerlei Vorwürfe und fragte die Kleine, warum man es denn ſo verfolge. Wie kann ich das ſagen, antwortete dieſe, da es der Erzbiſchof, der unſere Mütter ſo verfolgt, ſelbſt nicht weiß, warum? Sagt er doch ſelbſt, die Mamma Äbtiſſin habe eine wunderbare Weisheit!

Der Erzbiſchof, ſchreibt Briquet weiter, hat die Güte, ein ſehr vortheilhaftes Zeugniß von dem Verdienſte Sacys und von der Tugend unſerer Mutter abzulegen; er geſteht frei vor der Welt, daß er von ihrer Weisheit und Mäßigung überraſcht geweſen ſei.

Was nun die Urſachen dieſer Maßregel betrifft, ſo ſpricht ſich Briquet folgendermaßen darüber aus: Man weiß aus guter Quelle, daß dieſer Prälat und der Pater de la Chaiſe ſich darüber erklärt und geſagt haben, die löwner Doctoren wären nicht im Stande geweſen, allein die Cenſur der Sätze in Rom zu erhalten. Daraus ſei nothwendig zu ſchließen, daß die Janſeniſten ſie heimlich betrieben hätten, ſie haben dies für ausgemacht angenommen und dem König zu verſtehen gegeben, es ſeien hier über 200 Männer; Dieſes bilde eine Ligue, eine ſtaatsgefährliche Partei. Der Erzbiſchof von Paris hatte die Güte, dieſe Zahl auf 50 oder 30 Geiſtliche herabzuſetzen. Er hat ſie nun ſelbſt geſehen und nur ſechs gefunden. Sacy, Bourgeois, Sta. Marthe, Borel, die Beichtväter, den 82jährigen Thibout, der im Sterben liegt, Tillemont, der ſich hier angebaut hat. So hat er ſie alſo nur verfünffacht. Indeß hat man nur Thibout erlaubt zu bleiben, und hätte man Leute gefunden, die als Beichtväter hier eintreten wollten, wären wir ſchon ſeit vierzehn Tagen ihrer Leitung beraubt, wie wir es demnächſt ſein werden. Die Einen lehnen dieſe Anſtellung ab, da ſie fürchten, man möchte ſich ihrer bedienen, uns zu plagen, Andere, weil ſie ſich dadurch ihre Ausſichten auf Beförderung zu verderben fürchten.

Der Erzbiſchof hat auch erklärt, es ſei des Königs Wille, daß alle Adeliche, welche ſich verkleidet und vermummt, wie er ſagt, unter den Namen Peter, Johann, Jakob, ſich ohne Verzug zurückziehen, da dieſe ſo verkleideten (travesti) Büßer, wenn auch unter einem guten Vorwand, ihm ſehr verdächtig und gefährlich ſind. Er ſagt, er arbeite an der Entdeckung eines großen Geheimniſſes, könne aber nicht zu Stande kommen, ehe er viele Leute aus Port=Royal entfernt habe. Auch hat er dieſelbe Fürſorge für die Vorſtadt St. Jakob, woraus er Ariſte und Andere vertreibt, ob er gleich viel Gutes von ihnen ſagte. Er hat den Urſulinerinnen, von welchen Arnauld ein Haus gemiethet hat, die Weiſung gegeben, ihm aufzukündigen. Man ſpricht davon, daß man uns abermals zerſtreuen und wegführen werde; der Erzbiſchof tröſtet uns aber, wir ſollen Dergleichen nicht glauben. Er hat Sacy noch kürzlich geſagt, Gott ſende uns dieſe Trübſal, wir würden aber guten Gebrauch davon machen und fügte bei, er habe bei dem König Zeugniß von der Weisheit der Äbtiſſin abgelegt und ihm geſagt, das milde Verfahren ſei beinahe von ihrem Gehorſam noch überwogen worden.

Am Schluß des Briefs ſagt Briquet: Wenn wir betrachten, daß wir unterdrückt werden, nur, weil die Wahrheit über den Irrthum und über die Lüge triumphirt hat, ſo ſind wir Gott zum Lob verpflichtet und müſſen in unſeren Herzen ſprechen: oportet illam crescere, nos autem minui.

Der König iſt gegenwärtig mehr aufgebracht gegen die ſogenannten Janſeniſten, ſchreibt Briquet bald darauf, als gegen eine ſeinem Staate feindliche Partei, ſo daß ich nicht weiß, was man nicht davon erwarten

könnte. Wir dürfen nur darauf gefaßt ſein, die Wirkungen ſeiner Auctorität zu erfahren, um nicht zu ſagen, die ſeines Unwillens. Er will nicht, daß man ſage, der Erzbiſchof habe Theil an Allem, was wir dulden. Er erklärt wiederholt öffentlich, er habe es befohlen.

Dieſe Befehle ergingen nur mündlich, ohne Urtheil und Protokoll. Zum Glück handelte M. de St. Benoit, welchem die Ausführung zuſtand, mit möglichſter Schonung und that ſo viel gute Dienſte, als er nur konnte. Man hatte den Nonnen ihr Recht, einen Beichtvater vorzuſchlagen, nicht genommen; aber umſonſt präſentirten ſie deren 23 nach einander. Er ſollte weder ihnen, noch ihren Freunden bekannt ſein, noch dieſe kennen. Wie konnten ſie aber einen ſolchen vorſchlagen? Der Erzbiſchof ſagte, „er ſolle von einer mittelmäßigen Capacität ſein, da wir unterrichtet genug ſeien." Die Noth drängte. Die Äbtiſſin, die Priorin, mehrere Schweſtern waren krank; Gottes Hand ruht nicht minder ſchwer auf uns, als die der Menſchen; nur mit dem Unterſchied, daß dieſe uns verfolgen, weil ſie uns haſſen, er aber aus Liebe, um uns Gelegenheit zur Buße zu geben. Eine Stunde nach dem Beſuch des Erzbiſchofs war eine der Schweſtern geſtorben; umſonſt bat der Cardinal Retz den Erzbiſchof um einige Tage Verzug, der gefährlich kranken Priorin beizuſtehen. Endlich ſchickte der mit Vollſtreckung der Befehle beauftragte M. de Benoit einen jungen Doctor der Sorbonne, de Poligny; da er ſie nicht quälte und man eher einen ſchlimmeren zu bekommen fürchtete, begnügten ſich die Nonnen mit ihrer Armuth, mit dieſem proviſoriſchen Beichtvater."

Beilage XLIX.

Schimpfende Charfreitags- und Oſterpredigt.

Die Schweſter Briquet erzählt in einem Briefe an Margarethe Perier, wie ihr Beichtvater de Poligny den Nonnen am Charfreitag 1680 durch eine Schmähpredigt Ärgerniß gegeben habe. Er predigte drei Stunden und davon verwandte er über zwei darauf, uns zu inſultiren, indem er die Perſonen, welche uns geleitet haben, und uns mit Ketzern verglich, mit den Arrianern, Macedonianern, Eutychianern, Donatiſten, Pelagianern und den Calviniſten. Er klagte uns an, wir haben keine Unterwürfigkeit gegen die Entſcheidungen der Päpſte und ſagte, wir beklagen uns, wie die Pelagianer, daß wir mit Unrecht verurtheilt worden ſeien; wir glauben mit den Calviniſten und mehreren anderen Ketzern, Chriſtus habe für uns geſagt: Nolite timere pusillus grex, wir bilden uns ein, wie die Donatiſten, die Wahrheit, ſo die Sonne der Kirche iſt, leuchte nur noch von einer Seite der Erde für uns allein. Darüber warf er, wie Pilatus ſpricht, die Frage auf, was die Wahrheit ſei? Er bewies, daß ſie ſehr ſchwer zu finden ſei; die Wahrheit, antwortete er ſich ſelbſt, iſt nach dem Ausſpruch eines Alten im Grunde eines Brunnens. Damit bewies er nun, daß nur die blinde Unterwerfung und der Gehorſam gegen die Biſchöfe ſie daraus hervorziehen können. Dafür ſprach er ſehr wenig von der Paſſion, ſchien ſie überhaupt nicht ſtudirt zu haben. Denn er folgte nicht blos ihrer Ordnung nicht, ſondern er machte auch plumpe Verſtöße und ſagte unter Anderem, der Rock Chriſti ſei in drei Theile getheilt worden, ſein Untergewand ſei das vierte geweſen.

Er machte eine ganz unwürdige Beſchreibung von der Geißelung und ſtellte Chriſtum wie einen armen Sünder (pauvre misérable) dar, welcher bald ſeinem Vater einen ſchmachtenden Blick (oeillade) zuwarf, um zu ſehen, ob er ihn nicht befreien würde, darauf ſich gegen ſeine Peiniger wandte, und einen Schrei that, um ihr Mitleid zu erregen. Er ſchloß mit einer ſchönen Emphaſe, und wünſchte mit Moſe aus dem Buch des Lebens ausgelöſcht zu werden, um Vergebung für unſer Verbrechen auszuwirken.

Obgleich davon Anzeige gemacht worden war, wollte er doch an Oſtern predigen und unſere Mutter, die es ihm nicht wehren konnte, hielt es für verdienſtlicher ihn zu hören. Er ſchien ſich nicht vorbereitet zu haben und ſetzte daher in ſeiner Verwirrung an die Stelle der gewöhnlichſten Ausdrücke uneigentliche; er war auch diesmal in ſeinen Citationen ſehr unglücklich, indem er unter anderen drei Stellen von Petrus anzog, ſie aber Paulus zuſchrieb. Er ſprach beinahe gar nichts von dem großen Geheimniß, ermangelte jedoch nichts deſto weniger einen Misgriff zu thun, indem er ſagte, es ſei aus Chriſti Seite nur Waſſer herausgekommen, was beweiſe, daß kein Blut, alſo auch kein Leben mehr dageweſen, die Auferſtehung alſo eine wirkliche ſei. Bei Gelegenheit des Conversi estis ad pastorem et episcopum animarum vestrarum, zeigte er, da Chriſtus der Erzhirte im Sacrament nicht rede, noch handle, haben wir den Erzbiſchof als unſern Hirten zu ehren und ihm zu gehorchen, und da dieſer gewöhnlich nicht hier ſei, ihm, Poligny, der nichts ohne deſſen Auftrag thue. So deutete er auch das: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, auf den Erzbiſchof. Der arme Mann ging den anderen Tag ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt nach Paris; der Erzbiſchof aber, den M. de St. Benoit ſchon davon unterrichtet hatte, befahl ihm unſer Haus zu verlaſſen. So wurden wir denn von einer Perſon befreit, welche uns ſeit vier Monaten viele Unruhe gemacht hatte, während wir ohne dieſe ſeine Unbeſonnenheit viel Mühe gehabt hätten, ſeiner ledig zu werden.

Indeß blieb nur der ſchlichte Caplan Hermite als Beichtvater, da es ſchwer war für einen Anderen die Zuſtimmung des Erzbiſchofs zu erhalten. Nur kurze Zeit war le Moine, früher Director des Seminars von Aleth, geduldet; man unterſuchte bei den Banquiers von Paris, durch wen dem Biſchof von Pamiers Almoſen konnten zugekommen ſein und fand, daß 2000 Thaler durch genannten le Moine ihm zugeſchickt worden ſeien. Daher ward er nach St. Germain beſchieden und unverzüglich aus der Diöceſe Paris verbannt.

Beilage L.

Sacys und du Foſſés Schriften.

(Hauptſächlich nach der histoire littéraire de Port-Royal par Clemencet.)

Sacy gab die meiſten ſeiner Schriften mit angenommenen Autorsnamen heraus, ſchon weil er nicht von ſich wollte ſprechen machen.

Traduction du poëme de St. Prosper sur la grace en vers français et en prose 1646 in 4°., Paris und zweite Ausgabe in 12°. Paris und 1717 in 12°. Paris. Angelica ſchickte drei Exemplare davon der Königin von Polen.

Les fables de Phèdre traduites en Français, par le Sr. de St. Aubin. Paris 1646 und wiederholt von Terenz hat er drei Komödien überſetzt: Andrienne, les Adelphes und Euphormion. In dem Krieg der Schriftſteller des wiederhergeſtellten Parnaß von Gabriel Guéret unterbricht Terenz die Klagen Horazens über ſeine ſchlechten Überſetzer und rühmt die reine Proſa, die feinen, delikaten Ausdrücke der Überſetzung dreier von ſeinen Komödien.

Die ſogenannten Heures de Port-Royal oder l'office de l'église et de la Vierge en latin et en françois avec les Hymnes de l'Eglise en vers françois. Par le Sr. Dumont écclésiastique. Paris 1650. in 8⁰. Dieſe Überſetzung wurde ihm, als er beinahe noch in der Rhetorik war, nach und nach von ſeiner Mutter abgenommen, indem ſie ihn um ein Lied nach dem anderen bat. Es war mit dieſer Ausgabe eine Sammlung auserwählter Gebete von Akakia, Diakon von P. R. des Ch. verbunden. Man mußte in Einem Jahre ſechs Ausgaben davon machen; die brüſſler und andere Ausgaben nicht mitgerechnet zählt Arnauld 1688 allein dreißig, die in Paris erſchienen ſind. Pater Adam verbreitete ſchon einen Monat nach Erſcheinen der erſten Ausgabe auch eine Überſetzung derſelben Hymnen (heures catholiques), auch St. Sorlin trat mit Sacy in Concurrenz. Die Jeſuiten erlangten von Pius V. eine Bulle, worin die heures de P. R. mit andern abergläubiſchen Offizen zu Ehren der Jungfrau in der Landesſprache verboten wurden und die Inquiſition wiederholte beſtimmt dieſe Verdammung. Die Sorbonne ſprach jedoch keine Cenſur darüber aus, ſondern nur über die Prières en françois prises de l'office de l'Eglise et de l'Ecriture pour dire en commun dans les familles chrétiennes le matin et le soir, par le Sr. de Laval (der Herzog von Luynes).

Es wurden Sacy auch zugeſchrieben Les enluminures du fameux Almanach des Jésuites intitulé: La deroute et la confusion des Jansénistes ou triomphe de Molina jésuite sur St. Augustin 1654.

L'Office du St. Sacrement, pour le jour de la fête et toute l'octave, en latin et en françois à l'usage de Rome et de Paris in 12⁰. Paris 1659. 1660. Tradition de l'Eglise touchant l'Eucharistie, recueillie des Sts. Pères et autres auteurs ecclésiastiques des douze premiers siècles. in 8⁰. 1661. und in 12⁰. 1686. Die Vorrede iſt von Arnauld, die hiſtoriſche chronologiſche Tafel von Le Maitre, das Übrige von Sacy. So hat dieſer auch gemeinſchaftlich mit Arnauld nach den Tagebüchern von St. Amour und Lalane das Journal de St. Amour (in Fol., Elzivir 1662. geſchrieben.

De l'Imitation de J. Chr. Traduction nouvelle par le Sr. de Breuil, prieur de St. Val. Par. 1663 und ſo fort viele neue Auflagen deſſelben. — Nach den Vorarbeiten Foſſés, welcher deshalb das Spaniſche gelernt, ſchrieb er: La vie de D. Barthelemy des Martyrs, religieux de l'ordre de S. Dominique, archeveque de Brague en Portugal, tirée de son histoire écrite en Espagnol et en Portugais, par cinq auteurs, dont le premier est le p. Louis de Grenade, avec son esprit et ses sentiments pris de ses propres écrits. Paris 1663 in 4⁰. 1664 in 8⁰. Montmorency erzählte, viele Biſchöfe ſchelten ſehr gegen das Buch, als hätten die Janſeniſten es gemacht en dépit d'eux et pour les décrier.

Homélies ou sermons de St. Jean Chrysostome sur l'Evangile de St. Matthieu, trad. en françois par P. A. de Marsilly Paris 1664 — 65. 3 Vol. in 4⁰. und 1666 in 8⁰.

Heures canoniales contenues dans le Ps. 118. Beati Immaculati, avec un commentaire tiré des S. S. Pères. à Paris in 12⁰. 1672, zweite Ausgabe 1673, dritte 1676.

Les Epîtres et Evangiles, avec les oraisons qui se disent à la

Ste. Messe durant toute l'année, à l'usage de Rome et de Paris, révues et considérablement augmentées par M. de Bonneval, 2 Vol. in 12°. Paris G. Desprez.

Vie de St. Louis, 2 Vol. in 4°. Paris, J. B. Coignard 1688. Der Herzog von Montauſier hatte Sacy aufgefordert, das Leben „dieſes Heiligen der Großen" zu ſchreiben. Tillemont ſammelte die Materialien dazu und, da Sacy indeß geſtorben, ſchrieb der mit der Herzogin von Longueville befreundete Filleau de la Chaize dieſe Heiligenbiographie, welche indeß von der Cenſur Louis XIV viel zu leiden hatte, wie man ihr auch eine andere von Abbe Choiſi engegenſtellte.

Lettres chrétiennes et spirituelles de M de Saci. Paris chez G. Desprez et E. Josset. 2 Vol. in 8°. 1690.

Schon 1630 ſchrieb er Poëme contenant la tradition de l'Eglise sur le St. Sacrement de l'Eucharistie, partagé en dix chants. Paris, chez G. Desprez 1695 in 4°. und in 12°. herausgegeben von Foſſé.

Von Sacy angefangenes Bibelwerk.

La Bible traduite en François, avec l'explication du sens littéral et du sens spirituel, tirée des saints Pères et des auteurs ecclésiastiques. 32 Vol. in 8°. Der Abt von St. Lúc hatte Sacy zur Bedingung der nöthigen Erlaubniß zum Druck gemacht, daß dieſer Bibelüberſetzung Erläuterungen beigefügt würden.

Sacy gab die explication suivant le sens littéral et le sens spirituel von Geneſis, Exodus, Leviticus, von den beiden Büchern der Könige, den Sprüchen, dem Prediger, der Weisheit, von Jeſaias, und den zwölf kleinen Propheten. Dies Alles erſchien Eins ums Andere, zuerſt 1572 chez Savreux, les Proverbes. Nach ſeinem Tode ſetzte es dú Foſſé fort, nämlich Les Nombres et le Deuteronome 1685 gedruckt. Les deux derniers livres des rois 1686. Josue, les Juges (welche Sacy noch verfaßt zu haben ſcheint, wie die erſte Hälfte der Nombres) et Ruth 1687. Tobie, Judith et Esther 1688. Job 1688. Les Psaumes 1689. Jérémie et Baruch 1690. Daniel et les Macchabées 1691. Ezéchiel 1692. Les Paralipomènes avec Esdras 1693. Le Cantique des Cantiques 1694. Dú Foſſé gab noch St. Matthieu et St. Marc 2 Vol. 1696 und St. Luc et St. Jean 2 Vol. 1697. Er war bis zum 17. Vers des 13. Kapitels der Apoſtelgeſchichte gekommen, als er ſtarb. Als Fortſetzer und Vollender der ganzen Arbeit wird Húré, Prinzipal des Collegiums von Boncourt, angeſehen; es haben jedoch Mehrere, namentlich Touret de St. Katharine bei dem Wortſinn der Briefe Pauli mitgeholfen.

Die ganze, 1696 abgeſchloſſene, Sammlung belief ſich auf 32 Bände; in demſelben Jahre erſchien auch der lyoner und der amſterdamer Abdruck. Die Überſetzung wurde theils allein, theils mit den weitläufigen Erklärungen abgedruckt, theils mit kurzen Noten, welche du Foſſé angefangen (die fünf Bücher Moſes), Beaubrun fortgeführt und vollendet hat. Dies iſt die Ausgabe von Brüſſel 1699, in 4°., drei Bände. Die Noten ſind eine Auswahl aus den Kirchenvätern und den beſten Interpreten. Die Ausgabe dieſer Bearbeitung von 1707 iſt ſchon die neunte unter den uns bekannten. Beſonders bekannt iſt die unter dem Namen Bible de Liège oder Bible de Godard, vier Bände in Fol. 1701 chez Broncard et à Luxembourg chez Chevalier, um welche der Oratorianer Lami ſich verdient gemacht hat. So haben auch Calmet und Carrière ihre Commentare und Paraphraſen auf dieſe Überſetzung gegründet. Sehr geſchätzt iſt desgleichen die Ausgabe von 1716—1717: La Sainte Bible en latin et en françois, avec des notes littérales, pour l'intelligence des endroits les plus difficiles et la con-

corde des 4 évangelistes, par M. le Maître de Saci, à laquelle on a ajouté les livres apocryphes tant de l'ancien que du nouveau testament, les ouvrages des tems apostoliques, la Chronologie et la Géographie enrichie de cartes et de figures. Paris, G. Desprez et Ch. Desessarts. 4 Vol. in Fol.

Schriften von du Foſſé.

Mémoires du S. de Pontis, officier des armées du Roi, contenant plusieurs circonstances des guerres et du gouvernement sons les règnes de Henri IV, Louis XIII et Louis XIV. 2 Vol. in 12°. Paris chez G. Desprez. 1676. Foſſé beſprach ſich 1657 und 1658 in den Erholungsſtunden mit dem greiſen Krieger und deſſen Schickſal und ſchrieb es ſofort nieder. Clemencet vergleicht ſie mit den von Severus Sulpitius niedergeſchriebenen Geſprächen von Poſtunien und Gallus. Sodann war er der Gehülfe Le Maîtres bei ſeiner Geſchichte der Heiligen, als ſie die letzten Jahre vor dem Tode des verſtummten Demoſthenes in dem Quartier von St. Antoine zuſammenlebten. Sacy ſchrieb, wie ſchon gemeldet, mit den ihm von Foſſé gelieferten Materialien, die von den Jacobinern gewünſchte Biographie des Erzbiſchofs von Braga, Barthelemi des Martyrs. Dazu war ihm wohl die Geſellſchaft Tillemonts von großem Nutzen geweſen, mit welchem er ſeit 1656 in der rue des postes (hinter dem jetzigen Pantheon, bei dem St. Genevieve-Kloſter) und wiederum 1660 aux Troux zuſammenlebte. Hier und in dem Pachthofe Klein-Port-Royal ſchrieb er um 1662 Vie de St. Thomas, archeveque de Canterbery, welches 1674 in 4° bei Peter le Petit in Paris erſchien. — Nach den ihm von Tillemont mitgetheilten Materialien ſchrieb er Histoire de Tertullien et d'Origenes qui contient d'excellentes apologies de la foi contre les payens et les hérétiques avec les principales circonstances de l'histoire ecclésiastique et prophane de leur tems, par le S. de la Motte. Paris, chez E. Josset 1675 in 8. — Lyon 1691. — Die Ausführung, wenn auch nur eine theilweiſe, des von Le-Maitre gefaßten Planes waren die Vies des Saints des mois de Janvier et de Février. 1685 und 1687. in 4°. Foſſé hatte es einige Zeit aufgegeben, da Sacy es beinahe für unmöglich hielt, eine ſolche Geſchichte zu ſchreiben.

Beilage LI.

Quesnels Leben und Schriften.

Die Quellen dieſer Beilage ſind die handſchriftliche Literatur-Geſchichte von Port-Royal von Clemencet und die in den Archiven von Paris aufbewahrten Manuſcripte, namentlich der vierte Band der Bibliothèque des écrivains de l'Oratoire, ou histoire littéraire de cette congrégation, ou l'on trouve la vie et les ouvrages, tant imprimés que manuscrits des auteurs qu'elle a produits depuis son origine en 1613, jusqu' à présent par M. Adry, de l'Oratoire, Paris 1790. (Archives M. 448); ferner finden ſich einzelne Thatſachen in den handſchriftlichen Annales de la congrégation de l'Oratoire, Paris 1791; endlich iſt in der Sammlung von Kupferſtichen und Portraits dieſer Väter in den Archiven Frankreichs auch eines von Quesnel, welches mit zwei Palmzweigen eingefaßt iſt; auf jedem Blatte derſelben ſteht ein Datum aus ſeinem Leben und ſeine Schriften der Reihe nach.

Pasquier Quesnel iſt geboren zu Paris am 14. Jul. 1634, nachdem er ſein theologiſches Studium beſchloſſen hatte, trat er in die Congregation des Oratoriums Jeſu ein, am 17. November 1657, und erhielt 1659 die prieſterliche Weihe. Er ſtammte von einer altadelichen Familie Schottlands, ſein Vater war Buchhändler, ſein Groß- und Urgroßvater waren Maler; dieſem hatte Maria Stuart nach Frankreich gebracht. Noch zwei Brüder Pasquier's, Simon und Wilhelm, waren Glieder des Oratoriums. Unter dem Generalat Ste. Marthes wurde ihm die Ausfertigung der wichtigſten Schriften, namentlich 1677 mit Juhannet des precis de doctrine für die Congregation, wie mehrerer Schutzſchriften für dieſe übertragen. Als aber der Hof dem Oratorium eine antijanſeniſtiſche Unterſchrift als Geſetz dictirte, fand der Viſitator Camoin unſeren Quesnel 1685 zu Orleans, wohin er ſich ſeit dem an ihn vom Erzbiſchof von Paris ergangenen Befehl (1681), ſeine Diöceſe zu verlaſſen, zurückgezogen hatte. (Man hatte Quesnel die Wahl ſeines Aufenthaltsortes überlaſſen; Coislin nahm ihn mit großer Auszeichnung in Orleans auf.) Der Erzbiſchof war perſönlich gegen ihn gereizt wegen ſeiner treuen Anhänglichkeit an Ste. Marthe, weil er ihm ſeinen St. Leo nicht hatte dediciren, noch an zwei Controversſchriften hatte arbeiten wollen, wobei der Erzbiſchof auf ihn gerechnet hatte. Quesnel weigerte ſich, das antijanſeniſtiſche Formular zu unterſchreiben und erklärte ſich ſchriftlich gegen den Erzbiſchof über die Gründe, welche ihm davon abhalten; dieſer Prälat aber verwies den Rath des Oratoriums nur darauf, daß die Unterſchrift der beſtimmte Wille des Königs ſei. Die Räthe ſuchten die Schwierigkeiten, welche die Unterſchrift für Quesnel hatten, möglichſt zu heben, um ſie ihm möglich zu machen. Quesnel aber antwortete von Brüſſel aus, am 13. Februar 1685, wohin er ſich indeß zu Arnauld, begeben hatte. Seine Antwort war feſt (er erklärte ſich indeß über eine Stelle in einem anderen Briefe, welche man ihm als Drohung ausgelegt, indem er ſagt, es wäre dies von ſeiner Seite une puerilité geweſen). Er ſagt, es ſei ſchon längſt ſeine Abſicht geweſen, ſich irgend wohin in die Einſamkeit zurückzuziehen.

In den ſpaniſchen Niederlanden lebte er nun namentlich mit dem daſelbſt angeſiedelten Oratorium im beſten Einverſtändniß Die Deputirten dieſer Häuſer hatten ſich von der 1684 zu Paris gehaltenen Generalverſammlung, auf welcher das Formular zum Geſetz gemacht worden war, zurückgezogen, ehe ſie beendigt war und ohne die Beſchlüſſe zu unterſchreiben. Man hatte ſie aufgefordert, ein Gleiches mit den franzöſiſchen Gliedern zu thun. Allein der Vorſteher der niederländiſchen Oratorianer Picquerry erklärte in einem ſehr trockenen Schreiben vom 17. Auguſt 1687, er wolle ſich nicht gegen ſeinen Kóuig vergehen und Befehle unterſchreiben, welcher von einer fremden Macht ausgegangen ſeien. Er rechtfertigt ſich darüber, daß er den flüchtigen Gliedern des franzöſiſchen Oratoriums eine Zuflucht gegeben, und fügt bei: „Ihr erregt das Mitleiden (vous faites pitié) allen aufgeklärten Leuten bei uns im Lande, welche ſagen, ihr thut immer eher das, was euch die Jeſuiten dictiren, als was euch euer Gewiſſen gebietet. Die Jeſuiten predigen hier laut, ihr habt die Lehre Auguſtins aufgegeben und berufen ſich zum Beweis dafür auf das Statnt eurer letzten Verſammlung.“ — Da man von ihm die Gründe ſeiner Weigerung erlangte, ſchickte er im September 1687, in Gemeinſchaft mit ſeinen Aſſiſtenten, eine Erklärung über ſämmtliche Bedenken gegen das Formular. Sie iſt, ſagt der Bibliothekar von St. Honore, gedrängt, gemeſſen, gediegen und mit vielem Scharfſinn geſchrieben. Man ſieht an dem Style, daß er von der Feder einiger franzöſiſchen Auguſtinianer Gebrauch gemacht hat, welche ſich nach Holland zurückgezogen hatten. — Die neunzehnte Generalverſammlung zu Paris im September 1687 wurde von Seiten des niederländiſchen Oratoriums nicht beſchickt; obgleich damals Frieden war.

Der Name Quesnel war längſt auch unter den Gelehrten rühmlich bekannt, namentlich durch die von ihm beſorgte Ausgabe der Schriften des Pabſtes St. Leo. S. Leonis Magni Papae I opera omnia nunc primum epistolis triginta, tribusque de gratia Christi opusculis auctiora, secundum exactam annorum seriem accurate ordinata, appendicibus, dissertationibus notis observationibusque illustrata. Accedunt S. Hilarii Arelatensis episcopi opuscula, vita et apologia. Unà prodite tenebris genuinus codex canonum et constitutionnm sedis apostolicae. Paris 1675 2 Vol. in 4. Quesnel ſchrieb Leo auch drei ſonſt St. Proſper beigelegte Schriften zu, worüber ſich mit Anthelmi ein Streit entſpann. (Siehe darüber Journaux des Savans den 8. und 15. Auguſt 1689.)

Er hatte dabei ein altes venetianiſches Manuſcript zu Grunde gelegt, welches dem Cardinal Grimani gehört hatte und dem Oratorium von Paris geſchenkt worden war. Quesnel hatte in den Noten zum Theil die Rechte der gallikaniſchen Kirche gegen Rom in Schutz genommen. Das Buch erſchien 1675 zu Paris, wurde aber ſchon am 22. Jun. 1676 durch ein Decret der Congregation des Index verdammt, ohne daß man ſich, nach der Verſicherung eines franzöſiſchen Cardinals, welcher der Congregation beiwohnte, auch nur die Zeit genommen hätte, das Buch zu leſen. Der Cardinal Barbarini ſagte darüber, die Cenſur von Rom verderbe ja ein Buch nicht. Quesnel hatte eine Apologie ſeines Buchs aufgeſetzt, deren Herausgabe Arnauld verhinderte, um ihn nicht noch mehr mit Rom zu verfeinden. (In Lyon erſchien 1700 eine zweite Ausgabe dieſer Werke St. Leo's in folio.)

Eines der wichtigſten Werke Quesnels ſind ſeine moraliſchen Betrachtungen über jeden Vers des Neuen Teſtaments. Er hatte dieſe Arbeit in Paris zum Gebrauch ſeiner jüngeren Genoſſen im Oratorium angefangen. Urſprünglich waren es nur erbauliche Betrachtungen über die Worte Chriſti; jeder Zögling des Oratoriums hatte ſich eine Sammlung von Ausſprüchen Chriſti zu machen. (Auch Pater Nik. Jourdain ließ zu dieſem Behuf eine ſolche Sammlung drucken; mit dazwiſchengeſchobenen kurzen, lateiniſchen Betrachtungen. Auf die Aufforderung des Grafen Brienne wurden ſie von Quesnel ins Franzöſiſche überſetzt, vermehrt und dem Druck übergeben.)

Der Marquis d'Aigues und einige andere fromme Perſonen bewogen ihn, die ſämmtlichen vier Evangeliſten ſo zu bearbeiten. So entſtand: Abrégé de la Morale de l'Evangile ou pensées chrétiennes sur le texte des quatre Evangelistes, pour en rendre la lecture et la méditation plus facile à ceux qui commencent à s'y appliquer. Paris 1671 in 12. Auf die Empfehlung des Marquis las der Biſchof von Chalons, Vialart, dieſe Arbeit und empfahl ſie durch einen Hirtenbrief vom 9. November 1671 ſämmtlichen Gläubigen, wie den Geiſtlichen ſeines Bisthums. Das Buch wurde mit der Zuſtimmung des Erzbiſchofs von Paris 1671 hier gedruckt. Im Jahre 1679 erſchien bereits die dritte Auflage in drei Bänden; auch eine lateiniſche Überſetzung davon 1694 in Löwen. Noch ehe Quesnel ſich nach Orleans zurückzog, hatte er auf den Rath Nicoles angefangen, auch über die Apoſtelgeſchichte und die Briefe Pauli moraliſche Betrachtungen zu ſchreiben, ungefähr in derſelben Art. In Orleans und Brüſſel ſetzte er dieſe Arbeit fort, ſo daß 1687 Anmerkungen über das ganze N. Teſtament erſchienen. Da aber die Betrachtungen über die Evangelien ſehr kurz waren, beſonders im Verhältniß zu den folgenden, überarbeitete er ſie noch ein Mal und erweiterte ſie, ſo daß es als ein Ganzes zuerſt 1687 in zwei Bänden in 12. in Paris und ſofort 1693 und 1694 gedruckt werden konnte, und darauf eine Reihe anderer Ausgaben bei Pralard in Paris und in Holland 1727 und 1736 in je acht Bänden mit großen Zuſätzen von Quesnel ſelbſt. Die letztere allein enthält auch eine bedeutende Vorrede über das Leſen der Schrift.

Urfe, Biſchof von Limoges, bat den Verfaſſer, die Betrachtungen über

die Epiſteln und Evangelien auf die Sonntage und Feſttage in Einem Bande beſonders drucken zu laſſen, welchen die Landgeiſtlichen ſich um ein Billiges anſchaffen könnten. Quesnel entſprach dieſem Vorſchlag und verband damit Betrachtungen über die altteſtamentlichen Abſchnitte, welche ſich im römiſchen Miſſale finden. Das Manuſcript ging aber zwiſchen Brüſſel und Paris verloren und da keine Copie davon gemacht worden war, druckte man die neuteſtamentlichen Abſchnitte des Miſſals allein.

Noailles, Nachfolger Vialarts im Bisthum Chalons, fand die moraliſchen Betrachtungen in ſeiner Diöceſe verbreitet und daß ſie vielen Segen ſtiften. Er las das Buch ſelbſt und gab ihm, nachdem er einige Veränderungen darin vorgenommen hatte, ſeine Beſtätigung und empfahl es durch einen Hirtenbrief vom 23. Juni 1695 den Prieſtern und Laien ſeiner Diöceſe. Daſſelbe Jahr noch ſah er ſich auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Paris berufen. Hier nun publicirte er am 20. Auguſt 1696 eine Inſtruction über Prädeſtination und Gnade. Bei dieſer Gelegenheit erſchien das [illegible] problème ecclésiastique. Dieſe Flugſchrift wurde durch einen Parlamentsbeſchluß vom 10. Jan. 1699 zum Feuer verurtheilt, auch in Rom verdammt.

Der Erzbiſchof beauftragte einige ſehr unterrichtete Theologen, welche nicht eben als Anhänger des Verfaſſers bekannt waren, eine genau revidirte Ausgabe der Betrachtungen zu beſorgen, welche 1699 in Paris erſchien und weitläufiger iſt als die bisherigen. Obgleich Quesnel dabei nicht mitwirkte, ſo hatte man ihn doch davon in Kenntniß geſetzt und er hatte allen möglichen Vorſchub dazu gethan. Boſſuet hatte viel dabei gethan und ſchrieb eine Rechtfertigung der Betrachtungen gegen das Problem, welche erſt 1710 veröffentlicht wurde (Justification des réflexions). Selbſt Clemens XI ſoll privatim bezeugt haben, er ſei durch die Betrachtungen ſehr (singulièrement) erbaut worden. Ein Großer am Hofe drückte La-Chaiſe ſein Befremden aus, daß er das Buch leſe, worauf dieſer geſtand, daß er ſeit zwei Jahren daraus den Gegenſtand ſeiner täglichen Betrachtung nehme, da der Inhalt ihn ſehr ergreife.

Nachdem der cas de conscience den Streit wieder heftiger als je angefacht hatte, beklagte ſich Humbert von Precipiano, Erzbiſchof von Mecheln, daß die Ruhe und Ordnung in ſeinem Sprengel durch das Treiben Quesnels geſtört werde und ließ, auf einen Befehl des Königs von Spanien hin, welchen die Jeſuiten ausgewirkt hatten, am 30. Mai 1703 Quesnel in Brüſſel verhaften und in das erzbiſchöfliche Gebäude in Brüſſel bringen. Er wurde in drei verſchiedenen Gefängniſſen herumgeſchleppt, das erſte hatte nur vier Fuß ins Quadrat. In dem einen war es ſo unreinlich, daß Schwämme zu hunderten aus der naſſen, modernden Mauer ſproßten. Er ſaß einige Monate, ohne daß ihm die Urſache der Gefangenſchaft notificirt, oder er verhört worden wäre. Man verſagte ihm ſogar am Feſt der Trinität die Meſſe zu hören, da er als excommunicirt zu betrachten ſei, weil er 1) die Meſſe ohne erzbiſchöfliche Erlaubniß in der Diöceſe geleſen, 2) weil er daſſelbe in ſeiner Hauskapelle gethan, 3) weil er von Rom verbotene Bücher bei ſich gehabt. Der Erzbiſchof war offenbar perſönlich gereizt durch die Schrift Quesnels: Très humble remonstrance à M. l'archeveque de Malines sur son décret du 15 Janvier 1695 pour la prohibition de plusieurs livres, beſonders von Arnaulds Schrift gegen das häufige Communiciren. Alle ſeine Papiere wurden in Beſchlag genommen.

Auf dieſe Nachricht eilte ſein Bruder Wilhelm, Prieſter des Oratoriums, herbei, um auf gerichtlichem Wege ſeine Befreiung auszuwirken. Pasquier Quesnel durfte aber ſeinen Bruder nicht ſehen, er verſichert uns, der Großvicar habe ihn ſo lange in der Unwiſſenheit über deſſen Anweſenheit erhalten, bis er es auf einem anderen Wege erfahren. Wilhelm ließ dem Erzbiſchof am 6. Juli 1703 eine acte de recusation ſeiner Gerichtsbarkeit notificiren,

andere am 6. Auguſt und 4. September 1703, Bittſchriften an den König in ſeinem ſouverainen Rath von Brabant, an die Staaten von Brabant reichte er ein. Da ihm dieſes Alles aber nichts half, wußte er ſeinen Bruder am 13. September 1703 aus der Officialität durch die Flucht zu retten. Die weſentlichſten Dienſte leiſtete ihnen dabei der Marquis von Aremberg. Er war früher in Paris von Wilhelm Quesnel in großer Noth unterſtützt worden; aus Dankbarkeit übernahm er nun die Leitung des lebensgefährlichen Unternehmens. Die Ausführung ſelbſt wurde einem jungen Spanier übertragen, dem Grafen Salazar, welchem Aremberg als Preis die Hand ſeiner Tochter verſprach. Die Scheune eines Wirthshauſes war an die Mauer des Gefängniſſes angebaut. Salazar ſtieg daſelbſt mit einem geſchickten Arbeiter ab; die erſte Nacht wurde ihre Arbeit unterbrochen. Der Gefangene war aufgeweckt worden, er zitterte am ganzen Leibe, warf ſich auf die Kniee, und brachte ſeine Freiheit Gott als Opfer dar. Aber bald wurde es wieder todesſtille, er war einen langen Tag in völliger Ungewißheit. Zugleich fürchtete er, die Menſchen möchten Gottes Plane mit ihm durchkreuzen. In der folgenden Nacht, des 13. Septembers, um 11 Uhr fing die Arbeit wieder an und um ein Uhr konnte er durch die Öffnung hinaus, nachdem er ſein Brevier, Crucifix und Miſſel hinausgereicht hatte. Man eilte Aremberg abzuholen, überraſchte den befreundeten Pfarrer von St. Katharinen, wo man nicht minder warten mußte, als Petrus nach ſeiner Befreiung, und ſetzte die Freunde von dem Wunder in Kenntniß. Quesnel ſchrieb es der heiligen Jungfrau zu, welche er erſt noch brünſtig angerufen hatte, ob ſie denn nichts für ihn thun werde. So befreite Gott ſeinen Diener „de manu Herodis et de expectatione plebis Judaeorum."

Man bemerkte ſeine Entweichung erſt Mittags um zwei Uhr, als man ihm zu eſſen bringen wollte. Sogleich wurden die Thore von Brüſſel geſchloſſen und blieben es drei Tage lang. Obgleich man die Nachricht dem Erzbiſchof mit aller möglicher Vorſicht durch ſeinen Beichtvater mittheilte, ſoll er in eine Ohnmacht gefallen ſein, von welcher er erſt nach einer Stunde zu ſich kam.

Das franzöſiſche Oratorium glaubte deshalb Wilhelm den Aufenthalt in einem Congregationshauſe verweigern zu müſſen.

Pasquier Quesnel aber blieb bis zum 2. October in Brüſſel verborgen; in Namür wurde er von Ximenes, dem Gouverneur, auf den Befehl des Königs von Spanien hin, Niemanden durchzulaſſen, verhaftet, ohne daß man ihn jedoch erkannt hätte. Auf die Bürgſchaft eines bedeutenden Mannes hin wurde er frei gelaſſen, aber in Hui von den Holländern wieder angehalten. Er war nicht ſobald von ihnen in Freiheit geſetzt, als er gegen den erzbiſchöflichen Steckbrief vom 13. Februar 1704 ſein motif de droit erſcheinen ließ, worin die Gründe auseinander geſetzt ſind, welche ihm die Perſon und das Tribunal des Erzbiſchofs von Mecheln verdächtig machen und ihn bewegen, es zu recuſiren; zugleich antwortete er dem Procurator des geiſtlichen Gerichtshofs von Mecheln, welcher ihm öffentlich mehrere Verbrechen vorgeworfen hatte. Die raisons de suspectation et de recusation des Tribunals ſind: die Ungerechtigkeit der Verhaftung, da die Kirche nur wegen ſchwerer, notoriſcher Verbrechen und in Nothfällen einen Prieſter zu verhaften erlaubt; der Erzbiſchof regiert nur dem Namen nach, der Official iſt anerkanntermaßen eine Null, auch wurde er, der doch der Richtet zwiſchen den Parteien ſein ſollte, ganz auf die Seite geſchoben, der Erzbiſchof ſelbſt iſt Partei; Alles geſchieht durch den Großvicar Heinrich von Suſteren aus Amſterdam, einen Schüler und bloßes Werkzeug der Jeſuiten; „denn man kann nicht ihr Freund ſein, ohne ihr Sklave zu werden." Die Jeſuiten misbrauchen das Alter und das Vertrauen, oder vielmehr den Beſitz der Perſon, des Namens und der Auctorität des Erzbiſchofs, darein ſie ſich ge-

ſetzt haben; daher iſt auch eine ſolche Verwüſtung im Erzbisthum angerichtet worden, die beſten Hirten und damit auch die Heerden ſind geſchlagen. So hat man namentlich den trefflichen Domherrn von St. Gedula, Ernſt Ruth d'Ans verfolgt und verbannt, weil er Arnaulds Genoſſe und Secretär geweſen. „Ich hätte alſo ſelbſt meine Verdammung über mich ausgeſprochen, hätte ich mich dieſem parteiiſchen Gericht unterworfen, nachdem ich das ausgezeichnete Glück genoſſen, neun Jahre Tiſchgenoſſe dieſes berühmten Doctors zu ſein. Der Erzbiſchof iſt ſo fanatiſch gegen den Janſenismus, daß darum bei ihm angeklagt werden, ſchon eine Verdammung iſt. Er hat den Buchdruckern Dispens gegeben, Schmähſchriften wie: le Jansenisme destructeur de toute religion ſelbſt die Feſttage über zu drucken."

Der Prälat ſprach deſſenungeachtet am 10. November 1704 ſeine Sentenz über Quesnel. Es iſt leicht einzuſehen, daß der Erzbiſchof von Mecheln ſeine Gründe gehabt haben mag, die bei Quesnel vorgefundenen Papiere, welche als Beweiſe für die Gerechtigkeit ſeines Spruchs in ſeinen Archiven bei Handen behalten wurden, vor fremden Augen zu verſchließen. Auf die Einladung Coddés, des Erzbiſchofs von Utrecht, welcher eben entſchieden mit Rom zerfallen war, begab ſich Quesnel nun im April 1704 nach Holland; hier griff er im folgenden Jahre den Spruch des Erzbiſchofs an durch: Idée générale du libelle publié en latin sous ce titre: motif de droit pour le procureur de la cour ecclésiastique de Malines und durch die Anatomie de la sentence de Mr. l'archeveque de Malines. Nach dem Tode des Erzbiſchofs, 1711, reichte Quesnel bei dem hohen Rath von Brabant eine Bitte ein, nicht ſowohl daß die Sache ſelbſt durch denſelben unterſucht würde, welche nur vor den geiſtlichen Richter gehöre, ſondern um die gewaltſamen Proceduren, welche man ſich gegen ihn erlaubt, unterſuchen und gerichtlich für ungeſetzlich und null erklären zu laſſen. Aber van Suſteren, früher Großvicar des verſtorbenen Erzbiſchofs, ſeitdem Biſchof von Brügge, vermochte den Staatsrath, dem hohen Rath von Brabant das Erkenntniß über dieſe Sache zu verbieten.

Indeß war in Frankreich über Quesnels Schrift ein neues Ungewitter ausgebrochen. Foreſta de Colongne, Biſchof von Apt, hatte ſich bewegen laſſen am 15. October 1703 eine Ordonnanz gegen die moraliſchen Betrachtungen ausgehen zu laſſen. Man hatte, wohl abſichtlich, den Titel derſelben verändert angegeben; es war nichts davon geſagt, daß ſie auf Befehl des Biſchofs und Grafen von Chalons herausgegeben ſeien, was doch vor allen Ausgaben ſtand. Als Druckort war Trevoux oder Lyon angegeben. Man glaubt, es ſei dies geſchehen, um es mit dem N. Teſtament Simons zuſammen zu werfen, welches ſchon in Rom und von Noailles verdammt war. In dieſem Verfahren zeigt ſich, daß man noch nicht wagte dagegen aufzutreten, man wollte ſich Ausreden offen halten, das Buch indeß verdächtigen und den entſcheidenden Kampf vorbereiten. Im folgenden Jahre klagten zwei Flugſchriften Quesnel als Ketzer und Aufrührer an und ſtützten dieſe Anklage nur auf Sätze, welche aus ſeinen Betrachtungen gezogen waren. Man hat bemerkt, daß dieſe Sätze beinahe dieſelben ſind, welche ſich in der Bulle Unigenitus ausgehoben finden.

Der Cardinal Noailles, fährt Adry fort, hatte ſich das Misvergnügen des römiſchen Hofs zugezogen, indem er 1705 in der Verſammlung des Klerus die Rechte des Epiſkopats nachdrücklich verfochten hatte. Clemens XI machte ihm ſeine Ungnade fühlbar durch die Breves, welche er 1706 an den König und die Biſchöfe ergehen ließ. Dies gab den Gegnern des Janſenismus Muth, dieſen und den Cardinal-Erzbiſchof durch eine neue Rüge der moraliſchen Betrachtungen anzugreifen. Es waren nicht blos davon viele franzöſiſche Ausgaben erſchienen; das Buch wurde ſeit 36 Jahren mit vielem Segen allenthalben in Frankreich geleſen, es war auch ins Lateiniſche und

Engliſche überſetzt. Es wurde ein, vom 13. Juli 1708 datirtes, Decret vom Pabſte ausgewirkt, welches das Buch im allgemeinen, in ſehr harten Ausdrücken verdammte; noch wurde kein beſonderer Satz ausgehoben. Im folgenden Jahre erſchien eine ſehr lebhafte Widerlegung des Decrets unter dem Titel: **Entretiens sur le décret de Rome contre le nouveau Testament de Chalons, accompagné de réflexions morales 1709.** Man ſchrieb ſie Quesnel zu.

Das Decret ſelbſt aber konnte in Frankreich nicht angenommen, noch publicirt werden, da es den Gebräuchen des Landes zuwider war und die nöthige Approbation der weltlichen Macht nicht erhalten konnte. Indeß verdammten die Biſchöfe von Luçon, Rochelle und Gap die moraliſchen Betrachtungen durch Hirtenbriefe vom Juli 1710 und vom März 1711, ohne jedoch des päbſtlichen Decrets Erwähnung zu thun, man erdreiſtete ſich ſie ſogar an das erzbiſchöfliche Gebäude in Paris anzuſchlagen. Noailles ließ eine Ordonnanz ausgehen, welche gewiſſe Schriften zu leſen verbot, welche unter dem angeblichen Titel genannten Biſchöfen zugeſchriebener Ordonnanzen und Paſtoral-Ermahnungen ausgegangen ſeien. Die Jeſuiten verfuhren auf eine ähnliche Weiſe, wie bei der Verfolgung der Reformirten. Sie wußten aus verſchiedenen Theilen des Reichs ſich Briefe zu verſchaffen, welche über die Betrachtungen Quesnels und ihre Gefahr Klage führten; ſie gaben wohl ſelbſt die Muſter und Concepte zu ſolchen Schreiben.

Dieſes Alles ſollte aber gleichſam die Vorhut des Angriffs bilden, welcher ein ſie ſtützender gewichtiger Brief an den König folgen ſollte. Dieſer Brief, welcher wohl die Annahme und Einſchärfung des Decrets durch die weltliche Gewalt beabſichtigte, ſollte von den mehreren Biſchöfen des Reichs unterſchrieben werden. Der Anſchlag ſcheiterte aber, wenigſtens theilweiſe, die Mine wurde entdeckt; das Muſter (modèle) dieſes Briefs, welches Tellier durch den Abbe Bochart de Saron an den Biſchof von Clermont ſchickte, fiel in die Hände der Bedrohten.

Indeß wandten ſich doch einige Biſchöfe an den König mit der Bitte, der Verbreitung des Buchs zu ſteuern. Louis XIV ſchrieb daher im November 1711 an den Pabſt und verlangte eine förmliche Conſtitution, welche das Buch verdammen und die zu rügenden Sätze namhaft machen ſollte. Sobald der Pabſt erſt ſich verſichert hatte, der König werde ſeine ganze Gewalt anwenden, um der neuen Bulle unbedingte Anerkennung zu verſchaffen, ernannte er im Juni 1712 eine Congregation von Cardinälen, von Prälaten und Theologen, welche ſich mit dieſer Sache befaſſen ſollten. Quesnel ſchrieb auf dieſe Nachrichten an den Pabſt; ob er aber gleich dieſen Brief auf zwei verſchiedenen Wegen an den Pabſt ſandte, erhielt er doch durchaus keine Antwort darauf.

Endlich erſchien die berüchtigte Bulle Unigenitus Dei filius, datirt vom 8. September 1713. Sie verdammt das Buch und 101 daraus ausgezogene Sätze durch 24 oder 25 Qualificationen, ohne daß eine auf einzelne Sätze beſtimmt angewandt worden wäre. Desgleichen werden alle früheren und zukünftigen Schriften zur Vertheidigung des verdammten Buches mit verdammt. Obgleich die Majorität der Biſchöfe auf den Klerus-Verſammlungen 1713 und 1714 die Bulle annahm, proteſtirte Noailles mit einigen Biſchöfen dagegen und nach dem Tode Louis XIV, als der Druck der weltlichen Gewalt nachließ, zeigte es ſich, daß auf mehreren Univerſitäten und theologiſchen Facultäten nur die Gewalt der Bulle Unterwerfung verſchafft hatte. Dies iſt nun eigentlich das Jahrhundert des Appellanten-Janſenismus.

Quesnel verlebte ſeine letzten 15 Jahre in Amſterdam in großer Zurückgezogenheit; er ging in der Regel nur Sonntags und an Feſttagen aus, dem katholiſchen Gottesdienſt beizuwohnen und die Geiſtlichen zu beſuchen. Er

wohnte bei Dúbois, welcher 1703 mit ihm in Brüſſel gefangen genommen worden war und ſeitdem einen Buchhandel angefangen hatte, um Quesnel Handreichung zu thun. Auch Fouillou und Petitpied, flüchtige Doctoren der Sorbonne, waren hier lange mit ihm; ſie arbeiteten zuſammen an den zahlreichen Werken, welche Dúbois ſofort drucken ließ. Beide waren durch den cas de conscience aus Frankreich vertrieben worden. Fouillou, aus la Rochelle gebürtig, hatte ſich Verfolgung zugezogen durch die considérations sur la censure faite par M. l'eveque d'Apt. in 12. 1703. Er folgte 1705 Petitpied nach Holland, deſſen Luft ihm aber ein Aſthma zuzog, welches ihn ſehr an der Arbeit hinderte. Nicolaus Petitpied, geboren in Paris am 4. Auguſt 1665, war Doctor der Sorbonne. Er hatte die Erklärung der 40 Doctoren über den cas de conscience aufgeſetzt, und wurde am 6. April 1704 nach Beaune verbannt, wohin er am Oſterfeſt ſelbſt abreiſen mußte; man ſtieß ihn aus der Sorbonne und da er mit Gefängniß bedroht war, flüchtete er nach Amſterdam. Die drei Männer wollten gemeinſchaftlich eine Geſchichte der bisherigen Streitigkeiten und eine, durch Quesnels Verhaftung ſchon 1703 einmal unterbrochene Sammlung der dahin einſchlagenden Schriften herausgeben, als die Bulle Unigenitus ſie auf eine andere Weiſe in Anſpruch nahm. Fouillou und Petitpied machten Anmerkungen zu der Histoire du cas de conscience par J. Louail et Françoise Marg. de Joncour. 8 Vol. in 12. Nanci 1705–1711. Auch Petitpied konnte 1718 wieder nach Frankreich zurückkehren und wurde wieder in die Facultät eingeſetzt. Nach dem Tode der M. M. de Bayeux und de Lorraine wurde er am 12. Juni 1728 verhaftet, allein während die Wache mit einer Katze ſpielte, entwiſchte er. Da ihm Gott die Gnade erwieſen 15 Jahre lang für eine geringe Frage über eine Thatſache das Exil zu dulden, hoffte er um ſo mehr auf ihn, daß er ihm Kraft geben würde Alles zu dulden, da es gelte die 101 Sätze zu vertheidigen, davon die meiſten die weſentlichſten Wahrheiten der Religion betreffen. — Im Sommer 1729 traf er in Holland ein, wo er von den geflüchteten Appellanten mit offenen Armen aufgenommen wurde. Die Marquiſe Vieuxbourg wirkte 1734 von dem Cardinal Fleury für ihn die Erlaubniß aus zurückzukehren. Da ſeine rechte Hand vom vielen Schreiben erlahmt war, bereitete er ſich nur noch auf den Tod vor und verſchied am 7. Jan. 1747. Seine letzten Worte waren: Ne tradas bestiis animas confitentes tibi et animas pauperum tuorum ne obliviscaris in finem.

Nicht ſelten wurde Quesnels amſterdamer Einſamkeit durch den Beſuch Reiſender heimgeſucht, welche Verlangen bezeugten, den berühmten Verbannten kennen zu lernen.

Gegen das Ende Novembers 1719 wurde Quesnel in Amſterdam von einer Lungenentzündung befallen, einer heftigen Beklemmung der Bruſt und ſtarkem Fieber, welche ihn nach fünf Tagen am 2. December, in einem Alter von 85 Jahren, vier und einem halben Monat wegrafften. Da die Heftigkeit des Anfalls ſogleich dieſes Ende vorausſehen ließ, erhielt er den zweiten Tag ſeiner Krankheit voller Ehrfurcht die Sacramente der katholiſchen Kirche. Als der Geiſtliche erſchienen und Alles bereit war, wollte er durchaus aus dem Bett aufſtehen; er achtete ſeiner Schwachheit nicht, kleidete ſich ſelbſt an, kniete während der Prieſter die Gebete ſprach und empfing die Salbungen auf der Fußmatte ſeines Zimmers liegend. Er zerfloß in Thränen und erweichte alle Anweſenden durch ſeine tiefe Andacht. Nachdem er ſich wieder zu Bett gelegt, unterſchrieb er in Gegenwart zweier apoſtoliſcher Notare ſein Glaubensbekenntniß, wie er daſſelbe ſchon in anderen Schriften gethan, namentlich in ſeiner Appellation an das künftige Concil und in ſeinem geiſtlichen Teſtament. Er erklärt darin, er wolle im Schooße der katholiſchen Kirche ſterben, wie er immer darin gelebt habe, er glaube alle

Wahrheiten, welche ſie lehre, verdamme alle Irrthümer, welche ſie verdamme. Er erkennt den Pabſt als den erſten Vicar Chriſti an, den apoſtoliſchen Stuhl als den Mittelpunkt der Einheit. „Ich beharre im Glauben, heißt es, daß ich in meinen „„moraliſchen Betrachtungen““ und in meinen anderen Schriften nichts gelehrt, was nicht dem Glauben der Kirche ganz angemeſſen wäre. Wenn mir aber etwas dagegen Laufendes wider Willen entfallen ſein ſollte, widerrufe und verabſcheue ich es und unterwerfe mich zum voraus Allem, was die Kirche in Betreff meiner Schriften und Perſon entſcheiden wird. Ich erneure meine Klagen und Proteſtationen gegen die offenbare Ungerechtigkeit Derer, die mich verdammt haben, ohne mich zu hören. Ich beharre in meiner Appellation an das zukünftige, allgemeine Concil von der Conſtitution des Pabſtes: Unigenitus und wegen aller Klagepunkte, über welche ich die Kirche um Gerechtigkeit angerufen; verabſcheue aber jeden Geiſt des Schismas und der Trennung.“

Fouillou hat für die Freunde des großen Verbannten die Züge ſeines Leidens und ſeiner gottergebenen Geduld geſammelt. Die Pſalmen waren hauptſächlich ſein Troſt. Man ſchrieb an die Freunde, daß ſie ihm mit ihrem Gebet beiſtünden; er ſegnete die ganze Familie der Vertriebenen, indem er ihnen das Crucifix zum Küſſen reichte. Als der Arzt erklärte, er könne jeden Augenblick verſcheiden, rief er: Benedic, Domine, hoc sacrificium tuo sancto nomini praeparatum.

Seine Leiche wurde nach Warmond gebracht, einem Dorfe bei Leyden, und in das Begräbniß von van-der-Graſt beigeſetzt. Daſelbſt ruhen auch die Gebeine von Codde, Steenhoven, Baarchmann und van-der-Croon, Erzbiſchöfen von Utrecht und von mehreren ausgezeichneten Gliedern dieſer holländiſch-katholiſchen Kirche.

Man hatte gehofft, der Tod von Louis XIV werde ihm die Rückkehr nach Frankreich eröffnen. Ob er gleich ſich nicht verbarg, welchen Nutzen die Kirche von jenem Ereigniß zog, beklagte er doch ſehr einen Verluſt, welcher auch den Ruhm ſeines Vaterlandes zu treffen drohte. Er ſchreibt um dieſe Zeit an einen Freund: „Was die Folgen betrifft, welche dieſer Tod für Veränderung meiner Lage haben könnte, ſo hätte ich nur den Nutzen, daß mir die Freiheit würde im Schooße des Vaterlandes zu ſterben; vielleicht verliere ich aber dabei mehr, als ich gewinne. Ich habe in dieſen Provinzen immer eine große Ruhe genoſſen, während ich mich nunmehr in ein Chaos, in eine Welt ſtürzen müßte, wo ich mir ſelbſt nicht mehr angehörte. Im Exil dieſer Welt kommt wenig darauf an, in welchem Winkel fremder Erde man ſein elendes Leben zubringt, aber es iſt für einen Menſchen, der nur ſo kurze Zeit zu bleiben hat, von großer Wichtigkeit, einen Ort der Ruhe zu haben, wo er ſich vorbereiten kann vor Gott zu erſcheinen.“

Seine Schriften ſind folgende:

1) Tradition de l'église Romaine sur la predestination des saints et sur la grace efficace. Cologne 1687. 4 Vol. in 12. Er giebt darin, unter dem Namen Germain, Doctor der Theologie, außer einer langen Analyſe des Römerbriefs, die Lehre der Kirche von Anfang an, bis auf das Concil von Trient, die Lehre dieſes Concils, die Geſchichte der Congregatio de auxiliis, einen Theil ihrer Original-Acten, die vorzüglichſten Kanones und Decrete über dieſen Gegenſtand. Die Widerlegung der Tradition des Jeſuiten Deschamps nimmt beinahe den ganzen dritten Band ein. Seine Geſchichte der Congreg. d. aux. war ſchon 1687 (Frankfurt in 12.) unter dem Titel: Histoire abregée des congr. d. a. beſonders erſchienen. Sie findet ſich aber beſſer verarbeitet im zweiten Band der Tradition. Der vierte Band erſchien erſt 1696 in Lüttich und kann auch als eine beſondere Schrift betrachtet werden, wie er denn auch einen beſonderen Titel führt: Défense de l'Eglise Romaine et des souverains pontifes contre Melchior

Leydecker, théologien d'Utrecht; avec un recueil de plusieurs écrits curieux et importans pour l'histoire de la paix de l'Eglise sur les questions du temps. Quesnel iſt auch der Verfaſſer des: La souveraineté des rois défendue contre Melchior Leydecker, théol. protestant, contre son histoire du Jansénisme. Paris in 12. 1704.

2) Apologie historique des deux censures de Louvain et de Douay sur la matière de la grace, unter dem Namen: Gery, in 12. Cologne 1688. Es wurde geſchrieben bei Gelegenheit der Schutzſchrift von Tellier für die „neuen Chriſten in China", worin behauptet wurde, die 1613 erneute Cenſur genannter Univerſitäten gegen die Theſen der Jeſuiten Leſſius und Hamelius ſei von Sixt V verdammt worden.

3) Die nach dem erſten Worte genannte Schrift „Coram", eine neue Ausgabe der Reden von Auguſtin, welche er auf die Bitte des Cardinals Aguirre(?) gemacht hatte und die Alexander VIII vorgelegt, von ihm gebilligt worden waren.

4) La discipline de l'église tirée du Nouveau Testament et de quelques anciens conciles. 2 Vol. in 4. 1689 à Lyon. Quesnel hatte es auf Befehl ſeiner Oberen geſammelt, ohne es für den Druck zu beſtimmen, daher er auch dieſe Ausgabe desavouirte.

5) Règles de la discipline ecclésiastique recueilles des conciles, des synodes de France et des saints pères de l'église, touchant l'état et les moeurs du clergé. Dieſes Werk dagegen iſt urſprünglich von dem Oratorianer Darcis, aber dieſe Ausgabe von 1679 iſt durch Quesnel ſehr verbeſſert und vermehrt. — Quesnel giebt ſelbſt in dem Motif de droit etwas anders die Geſchichte der Discipline ecclésiastique: „Ste. Marthe, General des Oratoriums, hatte im Jahre 1675 oder 76 Conferenzen über geiſtliche Studien im Congregationshauſe beim Louvre angeordnet. Man konnte nicht umhin mit der heiligen Schrift anzufangen, welche ſo gut als die Tradition der Grund der Glaubenslehre iſt; man glaubte aber mit der Apoſtelgeſchichte den Anfang machen zu müſſen. Es wurden drei Perſonen gewählt, welche die Materien fleißig ſtudiren ſollten. Der Erſte war beauftragt aus der Apoſtelgeſchichte ſich Alles anzumerken und zu ſammeln, was das Dogma betrifft; der Zweite, was geeignet iſt die Regeln der chriſtlichen Moral feſtzuſtellen; der Dritte was die geiſtliche Disciplin betrifft, wozu ſich alle Keime in dieſem heiligen Buche finden. Dieſer Theil fiel mir zu. Nach Beendigung der Apoſtelgeſchichte that ich vor der Congregation Daſſelbe in Betreff der Kanones der erſten Concilien, nach einer einleitenden Bemerkung über die verſchiedenen Codices der Kanones." — Dieſe Bemerkungen nun hatte Quesnel flüchtig niedergeſchrieben; ein Buchhändler in Lyon, welcher ſich eine Abſchrift davon zu verſchaffen gewußt, ließ ſie drucken, was Quesnel umſonſt durch den Kanzler zu verhindern ſuchte. Er erklärte öffentlich, daß dieſe Anmerkungen durchaus unreif und voll Fehler ſeien; und als er ſie 1703 zu verbeſſern angefangen hatte, wurde er verhaftet und das Manuſcript ihm genommen.

6) Causa Arnoldiana, in 8., 1699 Leodii, iſt eine Sammlung von lateiniſchen Aufſätzen zur Rechtfertigung Arnaulds, beinahe alle von ihm ſelbſt und von Nicole geſchrieben.

7) Der dritte Band der Justification de M. Arnauld, contre la censure de 1656, Liège 1702, 3 Vol. in 12. enthält einen discours historique et apologetique von Quesnel; die erſte Hälfte giebt namentlich eine kurze Biographie Arnaulds und eine neue Sammlung von Briefen von St. Cyran, Arnauld und einigen Anderen. Der erſte und zweite Band ſind größentheils von Arnauld ſelbſt.

Avertissement sur deux lettres de M. Arnauld à M. le Feron, écrites 1687, au sujet du livre de Bourdaille, intitulé: La théologie morale

de St. Augustin, 1700 gedruckt. Quesnel zeigt gegen die Morale relachée, in Lüttich gedruckt, daß die von dieſer der theol. mor. gemachten Vorwürfe nicht auf die Männer von Port=Royal fallen.

Nunmehr folgt eine Menge von Gelegenheitsſchriften, Acten zur Geſchichte ſeines Lebens, welche um ſo mehr hier ihren Raum finden, als ſie nie geſammelt erſchienen:

Lettre à M. van Susteren, 5 Dec. 1703.

Motif de droit en 1704, principalement contre l'archévêque de Malines et sa procedure 1704, Das Motif zerfällt in zwei Theile; der erſte enthält les raisons que le père Quesnel a eues et qu'il a encore de suspecter et de recuser la personne et le tribunal de M. l'archévêque de Malines, der zweite Theil, sans le reconnaitre pour juge, il repond sommairement aux faits calomnieux avancés contre lui par le procureur d'office de la cour ecclésiastique dudit seigneur archévêque dans le placard du 13 Février dernier.

Problême morale et canonique proposé à M. Malo, chanoine de Malines et ancien official de l'archévêché lequel des deux est plus probable, ou que M. Humbert Guillaume de Precipiano, autre fois abbé de Bellevaux, aujourd'hui archévêque de Malines, ait été pendant vingt ans contumace et rebelle an St. Siège apostolique sous quatre papes, pour être malgré eux doyen et pasteur du chapitre metropolitain de Bezançon; ou que le St. Siège apostolique et quatre Papes ayant persécuté injustement M. H. G. de Precipiano etc.

Lettre au roy contre les Jésuites. 1704.

Lettre à M. le chancelier. — Lettre du p. Quesnel au Port-Royal de la Chaize.

Lettre à un archévêque. — Dieſe und andere Briefe von Quesnel finden ſich im fünften Band des cas de conscience; ſie werden deshalb hier nicht alle namhaft gemacht.

Lettre d'un particulier à un ami.

Lettre à un ami touchant celle qui court sous le nom du roy catholique. 1704.

Declaration et protestation contre le placard de M. l'archévêque de Malines du 13 Fevrier 1704, dattée du 3 Mars de la même année.

Idée générale du libelle du fiscal de Malines 1705.

Lettre du père Quesnel à un de ses amis au sujet du procès ou motif de droit publié contre ce père par M. l'archévêque de Malines. 18. Fevr. 1705.

Anatomie de la sentence de l'archévêque de Malines contre le père Quesnel; in 12. 1750.

Mémoire justificatif du recours qu'a le p. Quesnel au roy 1712. Die hauptſächlichſten Schriften gegen Quesnel waren: Causa Quesnelliana oder Procès du p. Quesnel ou motif de droit pour le procureur de la cour ecclésiastique de Malines accusateur contre le p. Pasquier Quesnel, fugitif et cité, avec la sentence portée contre le même père par l'archévêque de Malines, primat de la Belgique. Es wurde ganz im Anfange von 1705 publicirt. — Le p. Quesnel séditieux dans les réflexions sur le N. T. — Le p. Quesnel hérétique dans les réflexions.

Quesnel beſorgt die Herausgabe der Lettres de M. le prince de Conti et du p. Deschamps, jésuite; avec des notes 1689.

Le Roman séditieux du Nestorianisme renaissant, convaincu de calomnie et d'extravagance. 1693. Brochure in 4., eine Schutzſchrift für Fontaine, den Verfaſſer der Memoires, gegen die Angriffe von Riviere und Daniel.

Très humbles remontrances à M. Humbert de Precipiano, arch. d.

Malines, sur son décret du quinze Janvier 1696, portant défense de lire, retenir et debiter plusieurs livres et particulièrement celui de la fréquente communion. in 12. 1696.

Mémoire touchant les accusations de Jansénisme, de rigorisme et de nouveauté. 1696.

Histoire abrégée de la vie et des ouvrages de M. Arnauld; urſprünglich unter dem Titel: Question curieuse, si M. Arnauld est hérétique, à M..., conseiller du conseil privé de Mgr. l'évêque et prince de Liège. 1690. 1696 und wiederholt gedruckt.

Premier et second mémoire en faveur du séminaire de Liège contre les prétentions des Jésuites in 12. 1698.

Motif de droit et deffense du séminaire de Lièges et du droit de M. M. les proviseurs. in 12. 1698. Gegen die engliſchen Jeſuiten. Van Eſpen hat auch daran gearbeitet, die franzöſiſche Überſetzung aber wird Quesnel zugeſchrieben.

Solution de divers problêmes très importants pour la paix de l'église, tirées du problème ecclésiastique proposé depuis peu contre Mgr. l'archévêque de Paris (Noailles) 1699. in 12. und die Suite de la solution de divers problèmes, pour servir de reponse à la lettre du p. Daniel à Mgr. l'arch. d. P. 1700, in 12.

La foy et l'innocence du clergé de Hollande defendues. 1700.

Le p. Bouhours, Jés., convaincu de ses calomnies anciennes et nouvelles contre M. M. de Port-Royal ou recueil de divers écrits faits contre ses deux lettres et autres libelles. Es iſt wohl nur die darin enthaltene reponse au nouvel écrit intitulé: l'auteur des avis importants, in 12. 1700 von Quesnel ſelbſt.

Avis sincères aux catholiques des Provinces-Unies sur le decret de l'inquisition contre Mgr. l'archévêque de Sebaste (Codde) en 1704.

Trois mémoires sur l'introduction du formulaire dans les Pays-Bas, en 1707.

Lettre à Mr. Decker contre son nouveau système du Jansénisme. 1707.

Divers abus et nullités du décret de Rome du 4 Oct. 1707 contre M. l'arch. d. Sebaste. 1708.

Deffense de la justice dans la cause de M. van Denesse, pasteur de St. Cathérine de Bruxelles, contre M. l'arch. de Malines, in 4. 1708.

Desaveux d'un libelle calomnieux faussement attribué au p. Quesnel.

Reponse aux deux lettres de M. l'arch. de Cambray (Fenelon) 1711. in 12. Witte, doyen de la collégiale de Notre-Dame in Mecheln, hatte Denuntiatio solemnis bullae Clementinae quae incipit: Vineam Domini Sabaoth, facta universae ecclesiae catholicae, geſchrieben. Fenelon ſchrieb dagegen zwei Briefe an Quesnel, die 1737 bei Lüſſeux erſchienen ſind. Er macht Quesnel zum Mitverfaſſer der Denuntiatio, wirft den Janſeniſten Abfall von der Kirche vor, welchen ſie nur aus Feigheit heuchleriſch verbergen. Sie glauben, die gratia efficax ſei mit den fünf Sätzen von der Kirche verdammt, warten aber auf den günſtigen Augenblick mit der zwingenden Gnade aufzutreten. Dies bewog Quesnel öffentlich zu antworten.

Mémoire sur l'ordonnance publiée sous le nom de M. l'eveq. d'Apt contre la traduction du N. Test. et les réflexions morales imprimées par l'autorité des trois derniers évêques de Châlons s. M. 1705.

Reponse à M. de Witte sur son dernier écrit où il prétend justifier sa denonciation de la Bulle d. N. S. P. Clement XI contre ce qui en est dit dans les lettres d. M. l'arch. d. Cambray au p. Quesnel 1712.

L'intrigue découverte au sujet de la lettre de M. l'abbé Bochart de

Saron 1711. Enthält ſehr wichtige Actenſtücke über die Umtriebe der Jeſuiten gegen Noailles und Quesnels Neues Teſtament.

Entretiens sur le décret de Rome du 13 Juillet 1708 contre les réflex mor. du N. Test.

Edition de la justification des réflexions morales par M. Bossuet 1710.

Lettre au Pape Clément XII touchant le livre des réflex. mor. 1712.

Explication apologétique des sentimens du p. Quesnel dans ses réflexions sur le N. T. à rapport à l'ordonnance de M. M. les évêques de Luçon et de la Rochelle. in 12. 1712.

Vaints efforts des Jesuites contre la justification des reflexions sur le N. Test., composée par feu M. Bossuet. 12. 1713.

Lettre à l'assemblée du clergé de France en 1712 au sujèt de la constit. Unigenitus. 1714.

Lettre adressée à un des eveques de la même assemblée de 1714.

Protestation et plainte du p. Quesnel contre la bulle Uuig. in 12. 1715. Lateiniſch Daſſelbe. 1716.

Sept mémoires pour servir à l'examen de la constit. de N. S. P. le Pape contre le N. Test. en français avec des réflex. Sieben Bände in 12. 1713—16.

Reponse à une contestation sur le devoir d'une religieuse. 1716. Über denſelben Gegenſtand Lettre à M. le Cardinal de Rohan. 1716. Desgleichen Lettre apologétique à M. l'évêque et Comte de Beauvais, pair de France en date du mois de Nov. 1716, au sujet de son ordonnance du 14 Juin 1714 et du discours fait aux curés de son diocèse, avec un avertissement de l'éditeur et un avis du P. Quesnel du 18 Mars 1717.

Deux actes d'Appel de la Bulle Unigenitus. 1717.

Reponse à quelques accusations des évêques. 1719.

Suscription en faux et la suite. 1719.

Justification du droit du chapitre d'Utrecht, in 4. 1719. — Hist. abrégée de la paix de l'église, par Quesnel, Mons 1698. in 12.

La paix de Clément IX, ou démonstrations des deux faussetés capitales avancées dans l'histoire des V propositions, contre la foi des disciples de St. Augustin et la sincérité des quatre evêques, avec l'histoire de leur accommodement et plusieurs pièces justificatives. Chambery, 1700 in 12.

Ungleich weniger Beziehung auf die Streitigkeiten der Zeit hatten folgende ascetiſche Schriften:

Lettre contre les nudités, adressée aux religieuses qui ont soin de l'éducation des filles. 1686. Die Prediger der Zeit eifern vielfältig beſonders gegen die üppigen Anzüge, worin die Frauen halbnackt dem Morgen-Gottesdienſt beiwohnten. „Glaubt ihr, wir ſeien nicht auch von Fleiſch und Blut, wie die Anderen, daß ihr uns, indem wir das reinſte, heiligſte Opfer darbringen, ſo gefährliche Schlingen legt? — Wenn wir verblümt dagegen reden, thut ihr, als verſtündet ihr es nicht; ſprechen wir frei und offen davon, ſo lacht ihr."

L'idée du sacerdoce et du sacrifice de J. Ch. wiederholt herausgegeben. Der zweite Theil des Buchs iſt von Condren.

Elevations à J. Ch. sur sa passion et sa mort iſt größtentheils von Desmares.

Jésus pénitent, in 12. Paris 1683 und ſeitdem wiederholt aufgelegt; für die Faſtenzeit, namentlich ſieben Bußpſalmen.

Du bonheur de la mort chrétienne, ou retraite de huit jours, Paris. 1688. in 12. Arnauld empfiehlt es ſehr in einem Briefe (12. Nov. 1693)

Madame de Fontpertuis, er nennt es eine gedrängte Darſtellung des Chriſtenthums und bereitete ſich ſelbſt noch damit auf den Tod vor.

Prières chrétiennes en forme de méditations sur tous les mystères de notre Seigneur, de la Sainte Vierge et sur les dimanches, et les fêtes de l'année wurden in Paris, Brüſſel und Lüttich häufig aufgelegt und ſehr verbreitet. Man hat damit auch verbunden Exercices de piété pour le renouvellement annuel des trois consécrations, du baptême, de la profession religieuse et du sacerdoce.

Nouvelles prières chrétiennes avec des pratiques de piété, sur la dédicace des églises et des fêtes de Ste. Geneviève, de St. Etienne et de St. Denys, in 12. und mehrere ähnliche Schriftchen ſind nun beſonders gedruckte Abſchnitte der eben genannten prières chrétiennes.

Prière à notre S. J. Ch. au nom des jeunes gens et de ceux qui désirent de lire la parole de Dieu et surtout l'Evangile, in 12. Le nouvel Adam. — Conduite chrétienne touchant la confession et la communion. Paris 1692.

Mehrere Werke von Quesnel und Arnauld wurden im Manuſcript mit ſeinen anderen Papieren in Brüſſel auf Befehl des Erzbiſchofs weggenommen.

Im Jahre 1721 erſchienen in Paris bei Barois: Recueil de lettres spirituelles sur divers sujets de morale et de piété, in 12. 3 Vol. Der erſte Theil iſt gerichtet an Hericourt, Domherr zu Soiſſons, geſtorben am 19. Februar 1731. Der zweite und ein Stück des dritten Theils iſt an Madame de Monglat, Äbtiſſin und Reformatorin des bei Port-Royal des Champs gelegenen Kloſters Gif. Der Reſt iſt an eine Dame und handelt über den Tod ihres Beichtvaters, des Abbé Richard, Domherrn von St. Opportuna in Paris.

Außerdem ſchrieb er Notas in epistolam eximii Steyaert. Coloniae 1691. in 12. über die Angelegenheiten des Oratoriums in Mons. Dahin gehört auch Défense de deux brefs d'Innocent XII. 1697 und ein gleichzeitiger Brief an Steyaert. — Seine Schriftchen über die Schelmerei von Douai wurden geſammelt unter dem Titel: Faux Arnauld, in 4., dazu eine Reponse à une lettre anonyme 1691 dieſe Angelegenheit betreffend. — Memoiren zur Geſchichte der Facultät Douai. — Lettre sur l'état présent de la faculté de Louvain, um 1692.

Wir geben noch einige Stücke aus Quesnels Schriften, welche durch die, für Port-Royal ſo verhängnißvolle, Beſchlagnahme ſeiner Papiere veranlaßt waren.

Eine eigenthümliche, auf den Gegner eindringende Kraft der Beredtſamkeit liegt in der zuerſt, drei Monate nach ſeiner Entweichung, erlaſſene Lettre du r. p. Quesnel, prêtre de l'Oratoire de Jésus, à M. van Susteren, Vicaire-général de Mr. l'archévêque de Malines, vom 5. December 1703. Er ſagte in Beziehung auf ſeine Entweichung, es wäre Gott verſucht geweſen, wenn er das ihm ganz unverhofft dargebotene Mittel der Befreiung nicht ergriffen hätte, da man ihn für ein Gefängniß aufbewahrt habe, woraus er ohne ein Wunder hätte nicht errettet werden können. Denn es wäre gar keine Ausſicht da geweſen, bis der Erzbiſchof oder er vor Gottes Richterſtuhl wäre geſtellt worden.

Der Brief beabſichtigt den allregierenden Großvicar von weiteren gerichtlichen Formularitäten und Verfahren gegen ihn abzumahnen und ihn zur Zurückgabe Deſſen zu vermögen, was noch in ſeinen Händen iſt und zwar zu restitution volontaire et reparation édifiante au moins d'une partie des meaux et des pertes. Er verlangt zuvörderſt die Zurückgabe ſeiner Bücher und Manuſcripte, die man großentheils den Jeſuiten in Frankreich ausgeliefert habe. Der Einwand, es befinden ſich darunter auch vom Pabſt förmlich verbotene Schriften, kann den Vicar der Pflicht ihrer Rückgabe

nicht entheben, da Queſnel ausdrückliche Erlaubniß gehabt, mehrere derartige Schriften zu leſen. Ich glaube aber nicht, daß die Jeſuiten, welche doch für Alles eine Bulle haben, eine beſäßen, welche ihnen erlaubte, ſich das Gut der Andern zu eigen zu machen.

Bei politiſchen Verhaftungen ſcheidet man immer die für die Anklage der Verſchwörung wichtigen Papiere von den Familien-Papieren, welche man zurückgiebt, ohne in ihr Geheimniß eindringen zu wollen. Das heißt aber ſich für einen Feind der bürgerlichen Geſellſchaft erklären, ihre Bande brechen, wenn man ſich der Freundſchaftsbriefe, der Familienpapiere bemeiſtert, der Contracte, der Teſtamente, welche mit Vergunſt der Geſetze unter öffentlicher Auctorität zum Frieden der Familien und zu noch heiligeren Zwecken aufgeſetzt ſind; was müßte man aber erſt von einem Prieſter, einem Großvicar, einem Erzbiſchof denken, welcher zum Werkzeug ſeiner Leidenſchaft die Briefe machte, worin ein Bußfertiger ſein Herz aufſchließt und dem Arzt ſeine verborgenen Wunden zeigt und das tiefſte Geheimniß ſeines Gewiſſens aufdeckt! Erinnere Dich an den Lärmen, den Du und die Deinigen gegen die beſten Doctoren zu Löwen erhoben, um ſie zu verſchreien, als hätten ſie ſich ſchwer verſchuldet und eine das Geheimniß des Sacraments untergrabende Lehre vorgetragen. Die Angeklagten haben damals ihre frechen Ankläger mit Schmach bedeckt heimgeſchickt. Es iſt aber ſchlimmer nach ſolchen Grundſätzen handeln, als ſie lehren.

Ihr werdet unter unſeren Papieren einige Schriften, ſowohl gedruckte, als ungedruckte, gefunden haben, von welchen ihr wohl denkt, daß ſie einigen Mächten nicht ganz angenehm ſein werden. Ihr werdet wohl nicht ermangeln, die gute Gelegenheit zu benutzen, ſie gegen uns aufzureizen; ob mit Recht oder Unrecht, das bekümmert euch nicht. Es iſt ja gegen die angeblichen Janſeniſten Alles gut; wenn man ſie nur verſchreit, die boshafteſte Verleumdung wird das verdienſtlichſte Werk. Man verſichert, ihr habt ſchon mit den Jeſuiten einen böswilligen Gebrauch davon gemacht, Arnauld und die Seinigen an mehreren Höfen noch gehäſſiger zu machen. Alle Welt weiß, daß der römiſche und der franzöſiſche Hof in Betreff der Regale zur Zeit Innocens XI ſehr verſchiedener Anſicht waren. Arnauld hatte Freunde auf beiden Seiten und Jeder ſchickte ihm ſorgfältig Alles, was von beiden Theilen an Schriften veröffentlicht wurde, damit er gehörig unterrichtet wäre, um mit voller Sachkenntniß in dieſer Angelegenheit ſowohl den Biſchöfen und Magiſtraten Frankreichs, als den Beamten des römiſchen Hofes zu antworten, welche ihn nach ihren verſchiedenen Geſichtspunkten und ihren entgegengeſetzten Intereſſen aufforderten, ihnen ſeine Meinung zu ſchreiben. Was thut ihr nun, ihr und eure Jeſuiten, um von Allem boshaft euern Nutzen zu ziehen? Ihr ſchickt an den franzöſiſchen Hof die Schriften gegen die Regale, oder vielmehr gegen ihre Allgemeinheit und nach Rom die Schriften zu Gunſten dieſer Allgemeinheit, um den Pabſt glauben zu machen, Arnauld ſei den Intereſſen der Kirche entgegen geweſen, den franzöſiſchen Hof aber, er ſei gegen deſſen Anſichten geweſen und im Einverſtändniß mit denen, welche ſie bekämpften. Wer könnte einer ſo feinen Bosheit entſchlüpfen?

Ihr findet auch unter den Papieren Arnaulds eine große Menge von Schriften und Briefen eines deutſchen Fürſten, welcher ihn mit ſeiner Freundſchaft beehrte und ihm mit „deutſcher Freimüthigkeit“ ſeine Anſichten über die öffentlichen Angelegenheiten ſchrieb, wobei er oft Frankreichs Benehmen tadelte; man wird vielleicht dieſem Hofe dieſe Briefe und Schriften vorlegen, wenn es noch nicht geſchehen iſt, um Aruauld ein Verbrechen aus dieſem Verkehr mit einem Fürſten zu machen, welcher in den Intereſſen des Reiches war. Man wird ſich aber wohl hüten zu ſagen, daß dieſer Fürſt auch in einem ähnlichen Verkehr mit einem Pater Jouber, einem Jeſuiten,

ſtand, welcher Vorgeſetzter und Repetent der Prinzen, ſeiner Kinder, war. Man wird ſich aber noch mehr hüten, die Antworten Arnaulds an dieſen Prinzen vorzulegen, weil man daraus den Eifer erſehen würde, womit er ſeinen König und ſein Vaterland gegen die Vorurtheile einiger Fremden und gegen die Verleumdungen einiger Schriftſteller vertheidigte.

Es fand ſich unter Quesnels Papieren eines folgenden Inhalts: Nos amis viennent d'entrer en Bonne. Avant trois mois ils seront à Malines, ou du moins à Louvain. Alors nous serons en état de parler bien haut. Je voudrais que Mr. de Sebaste (der apoſtoliſche Vicar in Utrecht, Haupt der Janſeniſten in Holland) fût déjà arrivé ici. Quand il sera de retour nous donnerons des coups de pied dans le cul à ses ennemis et à ceux qui les soutiennent. De la Chaiſe hatte dieſes Billet, welches von der Hand eines holländiſchen Janſeniſten ſein ſollte, dem König von Frankreich vorgelegt mit dem Beiſatz, daß die Randbemerkungen von Quesnels Hand ſeien. Dieſer leugnet nicht nur dies, ſondern erklärt auch, der Brief ſei gar nicht an ihn gerichtet geweſen, ja man habe ihn gar nicht aus ſeinen Papieren herausziehen können, ohne es zuvor böswillig hineingeſchoben zu haben.

Quesnel verlangt außer anderen ihm genommenen Habſeligkeiten auch eine goldene Uhr zurück, die ihm anvertraut worden. „Sie gehört einem lutheriſchen Edelmann, der durch die Lectüre der Schrift de la perpetuité de la foi vermocht worden iſt, ſich in den Schooß der katholiſchen Kirche aufnehmen zu laſſen; da er ſein Vaterland, ſeine Verwandtſchaft und Vermögen zum Opfer gebracht, iſt er dieſer Uhr vielleicht bedürftig, ſich Brot zu verſchaffen. Es iſt nicht zu hoffen, daß ein Großvicar einen ſolchen Mann bis zur Erbitterung über ſeine neue Glaubensgenoſſen und zur Reue über ſeine Bekehrung will kommen laſſen. Indeß hat er, ob man ihm gleich Zeugen geſtellt, daß es ſich ſo verhalte, ſich geweigert, Gebrauch zu machen von einer ſehr guten Gelegenheit, das Kleinod dem Eigenthümer zurückzugeben. Man könnte glauben, daß er, der von mehreren reichen Pfründen ſich mäſte, auch an den Gefangenen Beute machen wolle." — Er werde doch wohl das, was ſich in ſeinen Händen befinde, nicht unter dem Titel ſich aneignen, daß es für die Koſt des Gefangenen ſei. Hoffentlich feilſche der Großvicar nicht alſo mit der Tafel ſeines Erzbiſchofs. — „Es war allerdings die Koſt das Einzige, worüber ich mich nicht beklagen konnte, ſie war ſehr gut, denn ich wurde von den Reſten, den Broſamen der erzbiſchöflichen Tafel geſpeiſt."

Da aber unſere Freunde einer der koſtbarſten Theile unſerer Güter ſind, habe ich das Recht, von euch die Zurückgabe auch meines Freundes zu verlangen, als eines mir gehörigen Guts. Ich rede von Herrn von Brigode, wie ihr wohl verſteht. Gebt mir denn dieſen Freund zurück, gebt ihn ihm ſelbſt, ſeiner Familie zurück, einer frommen Wittwe, deren Innerſtes ihr zerreißt und die ihr von neuem durch eure unmenſchliche Behandlung die Wehen der Mutter ausſtehen laßt. Seit ſechs Monaten haltet ihr ihn gefangen und trotzt dem allgemeinen Unwillen darüber. Welches Recht habt ihr über ihn, der als Laie nie den geringſten geiſtlichen Grad gehabt, noch darnach getrachtet hat? Durch welches Verbrechen konnte ein Mann ſechsmonatliches Gefängniß verdienen, der die Gebete der Kirche zu ihrer Zeit ſprach, in der Woche öfters faſtete, die Armen mildthätig unterſtützte und durch ſeine Sanftmuth ſich bei aller Welt beliebt machte?

Um in eurem Glühofen immer die myſteriöſe Zahl der drei Kinder Iſraels zu haben, warft ihr bei meiner Gelegenheit, um meine Stelle auszufüllen, einen der heiligſten und fleißigſten Arbeiter der Diöceſe hinein, Verſchuren, Vice-Paſtor der Kirche von St. Katherinen. Ihr habt ihn aus dem auserwählten Weinberg weggeriſſen, um ihn in euern Kerkern vermo-

dern zu laſſen, bis er die Statue Nebukadnezars angebetet. Der Schmerz durchbohrt mein Herz, wenn ich ſehe, wie ihr dieſen Theil von des Herrn Feld verwüſtet, welchen dieſer Diener Gottes mit ſo vielem Segen baute; Singularis ferus depastus est eam. Das heißt aber Gottes Reich zu Grunde richten und das des Satans aufrichten, die von der Hand des Herrn in ſeinen Weinberg gepflanzte Frucht ausreißen und ſie bis auf die Wurzel austrocknen wollen, wenn man ſeinem Weinberg Diejenigen entreißt, welche ihn mit ihrem Schweiß benetzten, mit ihren Thränen, gleichſam mit ihrem Blut, indem ſie nach dem Vorgang des Fürſten der Hirten ihre Kräfte und ihr Leben in den Arbeiten des Hirtenberufs verzehrten.

Queſnel mahnt den Großvicar an das Wort Auguſtins: Niemand iſt ſo verſchränkten Geiſtes, daß er behauptete, man müſſe zurückerſtatten, was heimlich geſtohlen iſt, aber nicht was öffentlich im Heiligthum der Gerechtigkeit ſelbſt entwendet wurde, wo man die anderen Verbrechen beſtraft, Dasjenige, was man ſich nur mit Umgehung der Geſetze zugeeignet hat. Beſonders verlangt er die Erſtattung der ihm geraubten Ehre, er verſichert ſie ohne Furcht aus allen Kräften vertheidigen zu wollen, da ſie zugleich die Ehre der Kirche ſei. Der Gegner ſolle wiſſen, daß wenn er ſeine Vorwürfe gegen Queſnel, als hätte er den Frieden der Kirche und des Staats gebrochen, als ſei er ſeinem Vaterlande ungetreu, als hätte er ſich gegen ſeine himmliſche und irdiſche Mutter vergangen, wenn er ſeine allgemeinen Anklagen nicht beweiſe, — zumal er alle Papiere Queſnels in Händen habe —, er als ein ehrloſer Verleumder daſtehe. Feierlich wird er aufgefordert, die Belege für ſeine Anklage vorzulegen; je Vous en prie, je Vous en conjure, je Vous en defie!

Eine Art Antwort auf dieſen gedruckten Brief auf dieſe Appellation an das Publicum, war das Schreiben des Erzbiſchofs vom 13. Febr. 1704 an alle Behörden, den entflohenen Queſnel wo möglich vor das geiſtliche Gericht zurückzuführen. Es wird ihm darin vorgeworfen, daß er vor der den Janſenismus verdammenden Unterſchrift, aus Frankreich entflohen ſei, in Belgien wo er noch dazu weltliches Gewand getragen, die Geiſtlichkeit gegen die Biſchöfe aufgewiegelt, daß er die von Alexander VII verlangte Verdammung des fait für Sacrilegium erklärt, die Lehre von Bajus und Janſen verbreitet, von päpſtlichen Decreten in dieſer Sache geſprochen habe, als wäre etwas eingeſchoben worden und als hätte man die verdammte Schrift zuvor nicht geprüft; ſodann ſoll er mehrere verbotene Bücher wieder herausgegeben haben, beſonders die Geſchichte der Congregationes de auxiliis; ferner habe er mit Gerberon und Ruth d'Ans Gr. Gemeinſchaft gehabt und den Erzbiſchof von Paris Noailles und die Doctoren ſcharf getadelt, die ſich über den cas de conscience ihren Oberen unterworfen hätten. Queſnel habe beharrlich der Partei angehängt, welche ſich verſchworen habe, den Decreten der Kirche und den Edicten der Kirche zum Trotz, das Buch und die Lehre Janſens zu verfechten; dieſe Faction ſei weit und breit durch Frankreich, Belgien und Holland verbreitet, habe ihre ſogenannten Abteien, Priorate, Collegien, Häuſer Hoſpize und Eremitagen; es gehören Leute von der Welt- und Ordens-Geiſtlichkeit dazu, von denen die Einen Viſitatoren, die Anderen Prioren, Andere einfach Väter oder Brüder genannt werden. Seit dem Tode Arnaulds, des Vater Abts, habe Queſnel unter dem Namen eines Vater Prior, die Faction regiert; man habe eine Kaſſe, um ſowohl in Rom, als in Paris und ſonſt Procuratoren der Partei zu halten. So habe man ſich auch in den Briefen der Chiffern bedient. — Dies giebt Gerberon zu, da man es mit einem ſcharfſichtigen Feind zu thun gehabt habe, er giebt auch zu verſtehen, man habe ſich dazu jener Titel bedient, die Namen zu verbergen. Beſonders gefährlich aber klang der Vorwurf, daß Queſnel Briefe geſchrieben und von ſeinen Vertrauten erhalten habe, welche gegen den König von Spa-

nien, wie den von Frankreich, gegen ihre Miniſter, gegen den Pabſt, die Cardinäle und Biſchöfe ſehr beleidigend ſprechen; Leute, von welchen er ſolche Briefe erhalten habe, habe er fortwährend als ſeine vertrauteſten Freunde behandelt. Gegen alle dieſe Vorwürfe rechtfertigt ſich Quesnel in ſeinem motif de droit.

Quesnel giebt zu ſeinem Motif de droit 1704 einige Anmerkungen, darunter auch (Pag. 252 bis 263) Idée de la conduite de Messire Guillaume Humbert de Precipian, archévêque de Malines. Einer der erſten augenſcheinlichen Beweiſe davon, von welchem Lichte er erleuchtet ſei, habe ſein Decret vom 9. Januar 1691 gegeben, worin er ſeinen Völkern einen ſolchen Begriff vom dem in die Volksſprache überſetzten Worte Gottes und heiligen Schriften gebe, daß ſie ſofern ſie ſich daran halten, dieſelben nur als ein gefährliches Buch anſehen können, welches im Stande ſei die Seelen zu vergiften, welches zu leſen ſo gefährlich ſei, daß man ihm alle Zuchtruthen des göttlichen Zornes zuſchreiben könne, wovon das Land ſich getroffen fühle, wie der Prälat es in ziemlich deutlichen Ausdrücken geſagt habe. „Nachdem er verſucht hat, das Wort Gottes aus den Händen der Gläubigen zu reißen, gab er ſich Mühe, aus ihren Herzen auch die Achtung und das Vertrauen zu reißen, welches ſie für ihre Hirten hegten; dies that er in ſeinem Hirtenbriefe vom 12. October 1692. Er entehrt darin ſelbſt die ihm Angetraute, indem er ſie fälſchlich als von Irrthümern, außerordentlichen Unordnungen, durch Neuerungen ganz verdorben darſtellt, um den Fehler auf die Hirten und auf die übrigen Diener fallen zu laſſen, welche ihr zur Erbauung und mit Billigung ſeines Vorfahrers dienten. Das Decret vom 15. Januar 1695 krönte dieſe Ausfälle durch Verdammung des Buchs gegen das häufige Communiciren und der Méthode de remettre et de retenir les péchés, par Huyghens. So wurde man der Kaſuiſtik der Jeſuiten in die Arme geſtoßen."

„Derſelbe Prälat hatte ſein Regiment eröffnet, indem er das Seminar zu Mecheln durch die Entfernung Opſtraets ruinirte. Er machte den Ankläger der Geiſtlichen bei den weltlichen Gewalten. So beſchuldigte er Vanden-Eſſe, Paſtor von St. Katharinen zu Brüſſel, im October 1696, daß derſelbe im Auguſt den Magiſtrat und die Nationen von Brüſſel zu bewegen geſucht habe, die Auflage eines Liard auf den Krug Bier nur unter der Bedingung zuzulaſſen, daß der Gouverneur die gegen die Janſeniſten und Neuerer gegebenen Decrete aufhebe und außer Wirkung treten laſſe. Die Anklage wurde aber nach Verhörung von 70 Zeugen als falſch erfunden und dafür erklärt und die Flugſchrift Copia del Carta kraft eines Beſchluſſes des geheimen Raths im September 1697 verbrannt."

„In demſelben Jahre beſchuldigte der Erzbiſchof denſelben Paſtor von St. Katherinen, Doctor Huyghens, den Reſtaurator der Frömmigkeit und der theologiſchen Studien auf der Univerſität Löwen, Baerts Pleban von Mecheln, Baer Pleban von Antwerpen, van Geet, Pleban von Gent, er beſchuldigte dieſe mehrerer Acte der Rebellion gegen den König, indem ſie deſſen und des Gouverneurs Auctorität ſelbſt durch den Rath von Brabant anzugreifen und umzuſtürzen ſich unterwunden hätten. Sie haben Vanden-Eſſe bevollmächtigt, den Staaten von Brabant mehrere Schriften im Namen der ganzen Partei zu überreichen, worin ſie den König wegen ſeiner Decrete der Ungerechtigkeit, der Treuloſigkeit und des Meineids beſchuldigen und die Staaten bitten, ſich dieſen Decreten zu widerſetzen und nie ihre Ausführung zuzulaſſen. Die meuteriſchen Prieſter, welche nicht ſobald als ſie hofften Beſcheid darauf erhalten hätten, haben ſich verſammelt und ſich in Maſſe auf die Kanzlei der Staaten begeben, um zu erzwingen, was ſie nicht auf anderem Wege haben erhalten können, womit ſie den Völkern ein Beiſpiel des Aufruhrs gegeben hätten. Der Erzbiſchof habe ſeine väterlichen Wünſche in

Betreff dieſer ihm untergebenen Prieſter in der Bemerkung niedergelegt: Hätte man gleich im Anfang Luther, Kalvin und die erſten ihrer Sectirer verhaftet, ſo wäre Europa noch ganz katholiſch, man hätte nicht ſo viele Staatsumwälzungen, noch ſo viele Provinzen ſich von ihrem Fürſten losreißen geſehen. — Dieſe ganze Anklage aber endigte damit, das der Gouverneur auf die Bitte des Erzbiſchofs die Unterſuchung abzubrechen befahl."

Der Erzbiſchof ſandte auch nach der Entweichung Quesnels ſeine Leute am 27. September 1703, Banden-Eſſe in ſeinem Hauſe zu verhaften, was man, da er ſelbſt nicht zu finden war, mit ſeinen Dienſtboten und dem Untergeiſtlichen von St. Katherin Verſchuren that, welcher zwei Monate in dem Gefängniß des Erzbiſchofs blieb.

Quesnel wandte ſich in einem beſonderen Briefe an de la Chaiſe (Lettre du r. p. Quesnel au r. p. de la Chaise, ohne Datum). Dieſer hatte großes Aufheben gemacht mit einer Kapſel voller Papiere und wiederholte vor Jedem ſein: Voilà tous les mystères d'iniquité du père Quesnel; er rühmte ſich alle Memoires, Briefe, Concepte, ſogar ihre Chiffre und ihre geheime Sprache (jargon) zu beſitzen; es ſei erſtaunlich Vieles gegen den König und den Staat darin. Darüber fordert Quesnel ihn auf, ſeine Wunderkapſel einmal zu öffnen, das Geheimniß laut werden zu laſſen, es genau anzugeben, die Papiere zu drucken; ſonſt gebe er ſich ja nur das Anſehen eines Marktſchreiers. Der Gebrauch der Chiffre habe doch an ſich ſelbſt nichts ſo Arges, daß man einem deshalb als Schwarzkünſtler anklagen dürfte; der Pabſt und die Fürſten haben Perſonen, die beſonders dazu angeſtellt ſeien, in Chiffern zu ſchreiben und ſie aufzulöſen. Die Jeſuiten ſelbſt üben ſich genug in dieſer Kunſt, obgleich allerdings die Kunſt in Chiffern zu ſchreiben von Abbe Tritheme in Rom verdammt worden ſei. Die Kirche habe früher auch aus ihren heiligſten Acten ein Geheimniß gemacht; auch ſie habe eine geheime, eine Zeichenſprache gebraucht. Wenn es aber nicht erlaubt iſt, ſeinen Namen zu verbergen, warum verbergt ihr eure Perſonen und ohne Noth? Macht ihr euch doch daraus ſo wenig einen Skrupel, daß ihr euch gewöhnlich verkleidet, nicht in Engel des Lichts, ſondern der Finſterniß. Denn es ſind die Prieſter der Götzen Japans und Chinas, deren Tracht ihr anlegt, unter dem Vorwande, der Jeſuite habe keine eigene Tracht, ſondern nehme überall die der Prieſter und Gelehrten des jedesmaligen Landes an.

Eſterlin, Domherr von St. Genevieve in Paris, war auf 30 Meilen von Paris verbannt worden, eine vielleicht nie aufzuhebende Quarantäne zu halten, man hatte ihn für unfähig erklärt, die Stelle eines Profeſſors der Theologie und Bibliothekars an genannter Abtei zu verwalten, es war ihm auch ſein College nachgeſchickt worden, weil man unter Quesnels Papieren folgende Linien gefunden: „Sie können ſich an Eſterlin wenden, er iſt ein ſehr rechtſchaffener Mann und von guter Lehre." — Quesnel verſichert, daß er nie die geringſte Gemeinſchaft oder Verkehr mit Eſterlin gehabt, daß er ihn nur einmal, bei ſeiner Anweſenheit in Paris 1700, in der Eigenſchaft des Bibliothekars habe nennen hören und ſich des Namens kaum entſonnen habe; die beſagten Linien aber waren von einem mit Quesnel unzufriedenen Manne geſchrieben, welcher ein Exemplar eines Briefs gegen Quesnel dem Bibliothekar in die Hände zu ſpielen ſuchte. Man hatte Quesnel eine Copie dieſes Billets zugeſchickt und dieſe wurde nun misbraucht, den unſchuldigen Eſterlin der Verbrüderung mit den Janſeniſten zu beſchuldigen, die man hinwiederum für ſchlimmer als Diebe und Buhldirnen ſchilderte; zugleich hoffte man die ganze Congregation von St. Genevieve zu verdächtigen.

Wie dieſe Verbindung nur eine eingebildete iſt, ſo auch das Verbrechen, deſſen man Quesnel und ſeine Freunde beſchuldigt. „Ihr habt mich, fährt er fort, meinem König als einen ſo abſcheulichen Menſchen dargeſtellt, daß ich einen gelehrten, frommen Mann nicht achten kann, ohne ihm den Fluch der

Menſchheit zuzuziehen; ich kann ihn nicht einen ehrlichen Mann nennen, ohne zu machen, daß er ſeine Ehre verliere; noch ſeine Lehre loben, ohne ihn verdächtig, ohne ihn zum Ketzer zu machen; mit ihm nicht im geringſten Verkehr der bloßen Höflichkeit ſtehen, ohne ihm die Acht zuzuziehen, ohne daß er verdiente von den Lehrſtühlen der katholiſchen Kirche ausgeſchloſſen zu werden, als ein Menſch, der im Stande iſt die Herzen zu vergiften. Und habt denn ihr allein das Privilegium mit verdächtigen, gefährlichen Leuten umzugehen, ohne daß es eurer Ehre ſchadete? Hat ſich doch de la Chaiſe von Spon, einem Manne, den der König als Unruheſtörer verwies, Bücher dediciren laſſen, und hat mit ihm in Briefwechſel geſtanden. Ich will nichts ſagen von dem Verkehre, den ihr mit dem reformirten Geiſtlichen Claude gehabt habt, dem gefährlichſten Gegner der Kirche in unſeren Tagen. Er hat ſich in Frankreich und Holland der guten Dienſte gerühmt, die Sie ihm, ſo gut als die anderen Jeſuiten, geleiſtet, die ihm Aufſätze gegeben haben, um gegen Arnauld, den glorreichen Verfechter der Kirche, zu ſchreiben.

Wie die Heiden einſt ſagten: Er iſt ein ehrlicher Mann, nur Schade, daß er Chriſt iſt, ſo habt ihr nun, um rechtgläubige, fromme Leute von Würden zu entfernen, die Redeweiſe angenommen: Er gilt für einen rechtſchaffenen Mann, für geordnet und gelehrt; Schade, daß er Janſeniſt iſt! — Janſeniſt aber iſt nach euch ein guter Bürgersmann, eine Magiſtratsperſon, ein Beamter, der den Gottesdienſt in ſeiner Pfarrkirche fleißig beſucht, Gottes Wort liebt, den Unterricht ſeines Geiſtlichen in Ehren hält, eure Congregationen nicht beſucht, euch nicht den Hof macht. Janſeniſt, das iſt ein guter Ordensbruder, der ſeine Regel liebt und ihr genau nachkommt, der darüber ſeufzt, wenn er ſie durch Diejenigen vergeſſen und verletzt ſieht, welche Gott ihre Beobachtung feierlich angelobt haben und der, wenn er in einem ungeordneten Kloſter lebt, die Herſtellung der Regel durch eine gründliche Reform erſehnt; oder ein guter Pfarrer, der ſeine Pflicht gewiſſenhaft thut und eine evangeliſche Moral lehrt; ein Doctor, ein Prieſter des Oratoriums, ein Benediktiner, ein Dominikaner, ein Regular-Domherr, der ſich zu Auguſtins und Thomas Lehre bekennt. Janſeniſt iſt ein Biſchof, der feſt in ſeiner Diöceſe bleibt und nicht zu Hof fährt; daher ihr den Biſchof von Luçon, Barillon, gerathen habt, er ſolle ſich von Zeit zu Zeit am Hofe ſehen laſſen, um nicht in den Verdacht des Janſenismus zu fallen. Rückſichtlich der Verſchwörungen aber werdet ihr kein anderes Verbrechen an Port-Royal und den Janſeniſten finden, als das der erſten Chriſten. Ja es iſt wahr, die Liebe iſt ein Band, das die davon durchdrungenen Herzen enge vereinigt; es iſt wahr, daß die lauteren Verehrer der Wahrheit, obgleich in den Provinzen zerſtreut, durch weite Zwiſchenräume getrennt, unter ſich befeindenden Gewalten lebend, nur Ein Herz und Eine Seele haben, wie St. Lucas von den erſten Chriſten ſagt. Man kann ihnen allerdings vorwerfen, was die Heiden den erſten Verehrern der Wahrheit vorwarfen: Amant se pene antequam norint. Man kann wohl ſagen, daß Chriſti Leiden ſich wiederholt; die Weiber, ſelbſt Heiden, beweinten ihn und gaben dem Gekreuzigten die Ehre, nur die Phariſäer läſterten ihn. Man kann wohl ſagen, in unſeren Tagen ſei das Reich der Beichtväter; die Gewiſſen der Könige ſind ihre Eroberungen; ſie beſitzen die Herrſchaft über ſie, über ihre Throne, ſie verfügen über ihre Gewalt. Heil uns, wenn ſie dieſelbe als Boten der Wahrheit und des Friedens übten; wenn ſie den Königen bezeugten, man müſſe Erbarmen mit Anderen haben, um auf Gottes Erbarmen hoffen zu können. Habt Ihr das gethan, mein Pater? Ihr werdet nicht wagen, es zu bejahen; ganz Frankreich würde ſeine Stimme wider Euch erheben und Zeugniß vom Gegentheile ablegen.

Beilage LII.

Der Mauritaner Gerberon.

Die Congregation von St. Maurus nennt ſich nach einem der Schüler Benedicts; ſie hatte ihren Urſprung der Reform des Benedictinerordens zu verdanken, welche um 1600 in der Abtei St. Vanne in Verdún ſich feſt ſetzte. Da dieſes zu dem, damals von Frankreich getrennten, Lothringen gehörte, Dom Didier de la Cour aber die Reform früh bis nach Frankreich ausdehnte, wurde hier 1618 eine eigene Congregation gegründet. Studium der Bibel, der Kirchenväter und ſtrenge Disciplin zeichneten ſie aus; ſie hat die größten Verdienſte um die Geſchichte des Mönchthums im Mittelalter, um die Geſchichte der Provinzen Frankreichs auch in ihrer bürgerlichen Entwicklung — wir erinnern nur an die Annalen des Benedictinerordens —, wie um die alten und die orientaliſchen Sprachen. Beſonders verdient machte ſich Dom Gregor Tariſſe, Mabillons Name ſpricht für ſich ſelbſt und für ſeine Congregation. Auch das proteſtantiſche Ausland hat ihr den gebührenden Zoll der Achtung zu allen Zeiten bezahlt. Beſonders berühmt war die Bibliothek von St. Germain des Pres, womit auch die von Korbie und von St. Maur-des-Foſſés vereinigt wurden, wie mehrere nicht minder bedeutende Privatbibliotheken, mit ausgezeichneten Manuſcriptenſammlungen. Auch das Gedächtniß der hauptſächlichſten Wohlthäter der Bibliothek beging die Congregation jährlich je mit einem feierlichen Gottesdienſt.

Dom Johann Guerrier, Pfarrer und Prior von St. Johann von Angely, welcher von Fräulein Perier die Bibliothek Pascals an ſich gebracht hatte, ſchickte die Manuſcripte derſelben an den General. — Um ſich einen Begriff von den Arbeiten, gedruckten und handſchriftlichen Werken dieſer emſigen Prieſter zu machen, dient Histoire littéraire de la congrégation de St. Maur, ordre de St. Benoit, où l'on trouve la vie et les travaux des auteurs qu'elle a produits, depuis son origine en 1618 jusqu' à presént etc. A Bruxelles et à Paris 1770. (von Dom Taſſin.) In Quarto. Daß man namentlich im katholiſchen Süddeutſchland den Tendenzen der Congregation nicht fremd war, zeigen Bibliotheca Benedictino-Mauritana von Bernhard Pez, Bibliothekar der berühmten Benedictiner-Abtei Melk und Historia rei litterariae ordinis S. Benedicti von Ziegelbauer, herausgegeben von Oliverius Legipontius; Augustae Vindelicorum et Herbipoli 1754.

Die Congregation von St. Maurus hatte ſich durch die Verwandtſchaft des in ihr waltenden Geiſtes und durch einen beſonderen Act der Verbrüderung mit dem Oratorium nahe verbunden.

Dom Gabriel Gerberon (außer dem Artikel Gerberon in der Literaturgeſchichte von St. Maur iſt unſere Hauptquelle im Folgenden Clemencet. Dieſer hatte eine mit dem Orginal kollationirte Copie der Erzählung vor ſich, welche Gerberon in dem Krankenhauſe in St. Denys dictirte, „wo er eben ſo wenig Freiheit hatte, als Jeremias, da er im Gefängniß Baruch ſeine Aufträge ſchreiben ließ") war geboren zu St. Calais, in Nieder-Maine, am 12. Auguſt 1628, legte ſchon im 21. Jahre ſein Ordensgelübde ab und wurde 1655 Prieſter. Als Lehrer der Theologie zogen ihm ſeine ſtrengen Grundſätze über die Buße einige Verſetzungen zu, er wurde aber nichts deſto weniger 1666 nach St. Germain des Pres berufen und erhielt vom General den Auftrag, eine Benedictiner-Theologie (das heißt, eine Sammlung der theologiſchen Tradition der Benedictiner) zu ſchreiben; er feuerte den General ſehr an, zu einer neuen Ausgabe Auguſtins eine Congregation niederzuſetzen, und damit das Unternehmen nicht wieder rückgängig gemacht werden könnte, wie die Benedictiner-Theologie, trug er dazu bei, daß die Gelehrten Frankreichs,

Italiens, Spaniens, Englands und Deutſchlands durch ein Rundſchreiben um ihre Unterſtützung angegangen wurden. Da ſich aber Gerberon, der zugleich im Beichtſtuhl und als Katechet wirkte, gegen die Grundſätze und den Orden der Jeſuiten laut ausſprach, erhielten ſeine Oberen Winke, daß ſie ihn aus Paris entfernen ſollten, widrigen Falls es auf höheren Befehl geſchehen würde. So wurde er 1672 nach Argenteuil geſchickt, und da dies noch nicht genügte, 1675 nach Corbie. Da er auch hier als Unterprior ein ſtrenges Leben führte und auch die Anderen dazu anhielt, wandten ſich drei der ihm unterſtellten Brüder, welche ſpäter aus der Congregation geſtoßen wurden, an de la Chaiſe mit der Anklage des Janſenismus, er ſchreibe und verbreite in dieſem Sinn Flugſchriften und ſei in der Sache der Regale gegen den Hof geweſen. So wurde denn ein exempt du prévôt de l'Isle de France abgeſchickt, ihn zu verhaften. Dieſer kam denn am 14. Januar 1682, dem Tag vor St. Maurus, in Corbie an und wohnte der Meſſe bei, welche Gerberon las. Der Maire von Corbie aber, welcher am Abend in die Abtei kam, den Eid der Treue zu leiſten, meldete die Ankunft des verdächtigen Fremden, der ſich nach allen Ausgängen des Kloſters erkundigte. Gerberon konnte nicht ungewiß ſein, wen dies angehe und nachden er noch am folgenden Morgen die Frühmeſſe geleſen hatte, warf er ſich auf ein Pferd und entkam ſo, mit Zuſtimmung ſeines Priors, nach Amiens, von wo aus er am 20. zu Brüſſel anlangte, von Pater Gabrielis gut aufgenommen und von der Baronin Steenpuis beherbergt wurde. Neerkaſſel lud ihn nach Holland ein; er folgte dieſem Rufe und hielt ſich beſonders in Delft bei Van Erkel auf, einem der Geiſtlichen der Beguinage, bei welchem er mit du Baucel zuſammen wohnte; er führte nun den Namen Auguſtin Kergre, auch ein Abt, Fürſt des deutſchen Reichs, hatte ihn zu ſich geladen.

Der Miniſter Seignelay war auf den Bericht des exempt äußerſt aufgebracht und erklärte einem der Vorſteher der Congregation, den er vor ſich beſchied, man habe ſeit dem Tage der Barrikaden keinen Ungehorſam geſehen, der dem des Priors von Corbie gleich komme. Es wurden ſogleich Dragoner abgeſchickt, ihn zu verhaften. Er kam aber auf Nebenwegen indeß ſelbſt nach Paris und ward, nachdem er ſich heimlich mit ſeinen Vorgeſetzten beſprochen hatte, dem Miniſter vorgeſtellt, der dadurch etwas begütigt wurde; zuerſt unterſuchtr der Prior von St. Denys in Corbie auf die Reiſe, welche Gerberon vor einigen Jahren in die Niederlande gemacht hatte, auf ſeine Verbindung mit Fräulein Bailly, auf einige Bücher, namentlich le miroir de piété, le miroir sans tache, le combat des clefs, les lettres du clerc tonsuré; aber die drei übelwollenden klagten nur heimlich unmittelbar bei dem Miniſter, ſelbſt über den Prior, der bei der Unterſuchung durch die Finger geſehen und verſprachen für Kirche und Staat wichtige Dinge aufzudecken. Als nun ein weltlicher Beamter erſchien, klagten ſie über die Verfaſſung der Congregation, über Bedrückung, daß die Oberen, welche allein die Wahlen machen, ſich in ihren Ämtern fortbeſtätigen, die Congregation beſitze große Reichthümer. Die Congregation ſtand am Rande des Untergangs, alle Statuten und Geſetze, namentlich mußten einem königlichen Bevollmächtigten alle Rechenbücher, Einnahmen, Ausgaben der verſchiedenen Häuſer vorgelegt werden; es fand ſich Alles in der beſten Ordnung, auf jeden Bruder kamen 437 Livres, wovon auch Reiſen und Bibliotheken beſtritten werden mußten.

Umſonſt ſuchte ſich Gerberon von Holland aus wegen der gegen ihn erhobenen Anklagen bei dem Miniſter zu rechtfertigen und ſeine Flucht zu entſchuldigen. Dieſes ſein Manifeste oder Lettre apologétique wurde gedruckt; es iſt vom 15. Januar 1683. Man hatte ihn mit Trompetenſchall aufgefordert vor Gericht zu erſcheinen. Er habe ſich zurückgezogen, dem Rath des Evangeliums gemäß, das uns zu fliehen erlaubt, wenn wir um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; aber er komme, ſo gut er könne und dürfe,

vor den Miniſter, ihm ſchriftlich Rechenſchaft von ſeinem Verhalten zu geben. Es war nun aber eine ſchwierige Sache, wie er auf die Klagepunkte einge= hen ſollte, ohne weder ein böſes Gewiſſen, noch ſeine Freunde zu verrathen, die ihm dieſe warnende Mittheilung gemacht hatten. Er bedient ſich folgen= der Wendung: Ich kenne meine Ankläger nicht, noch die Klagen, die ſie wider mich erhoben. Die Lage aber, worin ſich Frankreich, wie Jedermann weiß, befindet, läßt mich glauben, daß ſie ſich derſelben Anklagen bedient ha= ben, auf welche hin man ſo viele Prieſter als Feinde des Staats und der Religion in die Baſtille wirft. Ob ich nun gleich durch Gottes Gnade nichts gegen Religion noch Staat gethan habe, bin ich doch überzeugt, daß man mich derſelben Verbrechen angeklagt hat, unter deren Vorwand man auch andere Leute ins Gefängniß wirft, ob ſie gleich viel mehr Tugend und An= ſehen genießen, als ich. — Er war indeß Hugues Gael, den Neerkaſſel zum Pfarrer der Paradieskirche zu Rotterdam gemacht hatte, dahin gefolgt, da ihm aber das Klima Krankheiten zuzog und er Júrieus Leidenſchaft fürchtete, gegen den er geſchrieben hatte, zog er ſich nach Brüſſel 1690, wo er nebſt Quesnel und Brigod am 30. Mai 1703 verhaftet wurde. Nach einigen Ver= hören (am 9. Auguſt, 4. Sept., 20. Nov.) wurde ihm am 24. November das Urtheil geſprochen; ſeine Entweichung und der Janſenismus waren die Anklagepunkte, auch habe er ein Laiengewand getragen und Bücher ohne Ap= probation, alſo mit Umgehung der Cenſur geſchrieben. Er wird für exkom= municirt erklärt, verurtheilt das Formular ohne alle Distinction zu unter= ſchreiben, und ſoll ſeinen Oberen zu weiterer Beſtrafung (sequestrer) ausge= liefert werden. So wurde er denn im December unter Bedeckung nach Amiens gebracht, wo er bis zu Anfang des Jahres 1707 als Gefangener auf der Citadelle blieb. Der Pabſt hatte indeß ſeine Appellation angenommen und erlaubte ihm, nachdem er das Formular unterſchrieben hatte, wieder die Meſſe zu leſen. Allein als er von hier nach Vincennes gebracht war, behan= delte man ihn viel ſtrenger, ließ ihn ſogar ein Jahr lang ohne das Abend= mahl. Ein Schlaganfall lähmte ſeine rechte Seite. Der Erzbiſchof zwang ihn durch die Drohung, ihn alſo „wie einen Hund ſterben zu laſſen", zur Unterſchrift mehrerer Artikel außer dem Formular. Ich that es, ſagt er ſelbſt, mit der ausdrücklichen Erklärung, damit der Kirche die Unterwürfig= keit zu bezeugen, die ihr alle ihre Kinder ſchuldig ſind. Der Cardinal er= klärte mir auch, er verlange nur für die fünf Artikel ſelbſt die innere Unter= werfung. So holte ihn Pater Ste. Marthe am 25. April 1710 in Vincen= nes und führte ihn nach St. Germain=des=Pres und von da nach St. De= nys, wo er, wegen der ſeiner Unterſchrift gegebenen Deutung, als hätte er ſeine frühere Lehre widerrufen und wegen der Veröffentlichung ſeiner Unter= ſchrift ſagt: Ich bedaure jeden Tag, daß ich aus Vincennes herausgekommen bin. Le vain triomphe des Jésuites dans la rétractation de D. Gerberon, welches er einem vertrauten Bruder dictirte, wurde vom Superior entdeckt und unterdrückt. Er behielt bis an ſein Ende die ganze Freiheit und Leben= digkeit des Geiſtes und ſtarb am 29. März 1711 in einem Alter von mehr als 82 Jahren. Noch auf dem Todenbett widerrief er ſeine Unterſchrift von Vincennes, die er auch in St. Germain=des=Pres erneuert hatte, entſchul= digt ſich mit ſeiner Schwachheit und der Liſt ſeiner Umgebung und beſtätigte ſeinen Brief an den Pabſt (Lettre latine au pape, du 16. Août 1710), welcher durch Abbe von Louvois nach Rom geſchickt wurde. In dieſem er= klärt er, daß er zu allen Zeiten die fünf Sätze in demſelben Sinne verdammt habe, in welchem die Kirche und der apoſtoliſche Stuhl es gethan habe: er erkenne für hartnäckige Ketzer alle, die ſich weigern, die fünf Sätze als Sätze Janſens anzuerkennen, nur um ihrer Verdammung enthoben zu ſein; indem er das Formular Alexanders VII unterzeichnete, habe er, um der Kirche die Unterwerfung zu bezeugen, welche ihre wahren Kinder ihr ſchuldig ſind, nur

in Betreff der Dogmen eine Unterwerfung des inneren Glaubens leiſten wollen, in Betreff der nicht geoffenbarten Thatſachen aber eine Unterwerfung äußerer Unterthänigkeit, welche ſich auf innere Achtung ſtütze; gemäß dem, worüber man im Frieden von Clemens IX und nach der Geſinnung des Cardinal Noailles übereingekommen, wie denn dieſer auch nichts Anderes verlangt habe.

Clemencet ſagt, man könne mit größerem Rechte auf die Unterſchrift von Vincennes das anwenden, was Athanas von der Unterſchrift des Pabſtes Liverius geſagt habe, man erſehe daraus nicht ſowohl deſſen eigene Geſinnung, als die ſeiner Verfolger. Auf die Jeſuiten, welche Keinen aus ihrer Gewalt entkommen laſſen, ohne daß ſie ihn genöthigt hätten, ihrem Willen zu fröhnen, laſſe ſich anwenden, was im Buch Judith von den Aſſyrern geſagt ſei: Foedum enim est apud Assyrios si foemina irrideat virum agendo ut immunis ab eo transeat. — Bei Gelegenheit des von dem geiſtlichen Gericht in Brüſſel ausgeſprochenen Urtheils ſagt derſelbe Benedictiner: Man ſieht auch hier, wie bei unzähligen anderen Gelegenheiten, daß die geiſtlichen Tribunale diejenigen ſind, in welchen man am frechſten alle Geſetze verletzt; die größten Männer der Kirche ſind von ihnen mishandelt worden.

Man zählt der größeren und kleineren Schriften Gerberons, die zweifelhaften nicht mitgerechnet, im Ganzen hundert und eilf. Beſonders bedeutend ſind: Le miroir de la piété chrétienne, où l'on considère, avec les réflexions morales l'enchaînement des vérités catholiques de la predestination et de la grace de Dieu, et de leur alliance avec la liberté de la créature. Par Flore de Sainte-Foy. — Liège 1577. Bruxelles 1676 in 16. Die beſte Ausgabe iſt eine holländiſche. Dr. Arnauld ſagt, es enthalte dieſe Schrift im Grunde nur die orthodoxe Lehre, obgleich einige Dinge auf eine etwas harte Weiſe hingeſtellt ſeien, die man vielleicht in ein Buch, das in der Volksſprache geſchrieben iſt, nicht hätte ſetzen ſollen, da es ja in die Hände von allen möglichen Leuten kommen ſolle. Das Buch wurde in mehreren Schriften angegriffen, auch von Grimaldi, Erzbiſchof von Aix, le-Tellier, Erzbiſchof von Rheims, Camûs, Biſchof von Grenoble und einigen anderen halbjanſeniſtiſchen Biſchöfen verdammt, da es die Lehre der fünf Sätze enthalte. Daher ſchrieb Gerberon zur Vertheidigrng des Buchs den Miroir sans tache où l'on voit que les vérités que Flore enseigne dans le miroir de la piété sont tres-pures; et que ce qu'on a écrit pour les réfuter, n'est rempli que d'injures, de faussetés et d'erreurs. Par l'abbé Valentin A. Paris proche l'archevêché, 1680, petit in 12. Es ſind darin beſonders auch über die Weiſe Mittheilungen gemacht, wornach man in Aix und Grenoble gegen das erſte Buch verfuhr. Der combat des deux clefs (la clef de science et de puissance) iſt in derſelben Abſicht und etwas ſcharf großentheils von le-Noir Theologal von Seez geſchrieben. Eine Schutzſchrift für dieſen, als er von Medavi de Grancé, Biſchof von Seez und vom Harlay, Erzbiſchof von Rouen, verfolgt wurde, war la fable du temps, ou un coq noir qui bat deux renards von Gerberon.

Beſonders ärgerlich waren den Jeſuiten ſeine Acta Marii Mercatoris, St. Augustini, ecclesiae doctoris, discipuli, cum notis Rigberii, theologi Franco-Germani. Bruxellis, typis Lamberti Marchant, 1673, in 16; denn Gerberon kam dadurch der Ausgabe deſſelben Buchs durch den Jeſuiten Garnier zuvor. Seinen kritiſchen Tact bewährte Gerberon in: Sancti Anselmi ex Beccensi Abbate Cantuariensis archiepiscopi opera: nec non Eadmeri monachi Cantuariensis historia Novorum et alia opuscula: labore et studio D. Gabrielis Gerberon, monachi congregationis St. Mauri, ad manuscriptorum fidem expurgata et aucta. Lutetiae Parisiorum, sumptibus Ludovici Billaine et Joannis Dupuis 1675 in-Folio.

Seit er 1672 nach Argenteuil verſetzt war, ſchrieb er außer einigen an-

deren Andachtsbüchern namentlich **Histoire de la robe sans couture de Notre Seigneur Jésus Christ, qui est révérée dans l'église du monastère des religieux Benedictins d'Argenteuil, avec un abrégé de l'histoire de ce monastère 1676 in 12.** Er handelt darin vom Werth, der Form und der Farbe dieſes Gewands. Mehrere alte Schriftſteller behaupten, es ſei von Maria verfertigt worden, Chriſtus habe ſein ganzes Leben über nur dieſes Eine Obergewand gehabt, da es, ohne ſich abzunützen, mit ihm gewachſen ſei. Es wurde den Kriegsknechten von Chriſten abgekauft; es folgt nun ſeine Geſchichte, bis es um 800 nach Frankreich kommt. Dieſes Büchlein hat fünf bis ſechs Auflagen erreicht.

In Corbie ſchrieb er gleich 1675 **Apologie de la pénitence**, worin er die göttliche Einſetzung und Recht der Satisfaction nachweiſt.

Der Jeſuite Hazart hatte zu Antwerpen die auguſtiniſche Lehre angegriffen in ſeinem **triomphe ou grand catéchisme** und in einer Predigt, welche unter dem Titel **Calvin battu à plate couture** gedruckt wurde; beide in flämiſcher Sprache. Aufgefordert von Neerkaſſel ſchrieb Gerberon mehrere Bändchen gegen die von den Proteſtanten wider den Katholicismus erhobene Anklage des Pelagianismus. Seine **vérité catholique victorieuse (Amsterdam 1784)** wurde von Broſen, Paſtor der Beguinage zu Delft, auch ins Holländiſche überſetzt.

Gerberon erzählt ſelbſt: Gegen das Jahr 1690 ging ich nach Brüſſel und nachdem ich alle Werke von Michael Bajus, des vorzüglichſten Theologen der letzten Zeiten geſammelt hatte, fügte ich noch mit Anmerkungen Alles das hinzu, was für und gegen ihn gethan worden war. Das Ganze wurde gedruckt; es iſt dies: **Michaelis Baji, celeberrimi in Lovaniensi academia theologi opera: cum bullis pontificum, et aliis ipsius causam spectantibus, jam primum ad romanam ecclesiam ab convitiis Protestantium, simulac ab Arminianorum, ceterorumque hujusce temporis Pelagianorum imposturis vindicandam, collecta, expurgata, et plurimis, quae hactenus delituerant, opusculis aucta: studio A. P. Theologi. Coloniae Agrippinae, sumptibus Balthasaris ab Egmont 1696 in 4.** Auch die von ihm herausgegebenen **Lettres de Cornelius Jansenius, evêque d'Ypres et de quelques autres personnes, à M. Jean du Verger de Hauranne abbé de St. Cyran, avec des remarques historiques et théologiques, par François du Vivier. A Cologne chez Pierre le Jeune, 1702, in 12.** ſind, nach Gerberons eigener Angabe, in Brüſſel gedruckt. Er ſchrieb hier Mehreres über die auguſtiniſche Gnadenlehre und Prädeſtination, über die Tradition derſelben und apologetiſche Arbeiten gegen den Vorwurf, daß ſie zur Verzweiflung führe, ſodann Bedenken über das belgiſche Formular und 1690 eine Klagſchrift gegen das Verfahren und die Lehre des Erzbiſchofs von Mecheln. Seine **Histoire générale du Jansénisme, contenant tout ce qui c'est passé en France, en Espagne, en Italie, dans les Pays-Bas au sujet du livre intitulé: Augustinus Cornelii Jansenii par l'abbé ******** enrichie de portraits en taille-douce. Amsterdam chez Louis de Lorme, 1700, 3 Vol. in 12.** war ein Auszug aus der handſchriftlich gebliebenen Geſchichte des Janſenismus, welche er in einem Folianten verfaßt. Er ließ jene „en faveur" von Fräulein von Steenpuis drucken, deren chriſtlicher, hülfreicher Liebe er ſehr verbunden war. Auch gegen die Geſchichte des Janſenismus von Leydecker ſchrieb er 1696 und die **Epistola Christiani Philirini**, darin beſonders die Bemerkung auffallend iſt, Gott habe Le-Maitre durch ſeine Gnade in den Schoos der katholiſchen Kirche zurückgeführt.

Endlich, ſagt Gerberon, ſetzte ich eine Schrift in lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache gegen die „Idee der Freiheit" auf, von welcher man behauptet, daß ſie von Arnauld ſei, worin ich beweiſe, daß dieſe Idee Allem, was dieſer Doctor behauptet hatte, ſehr entgegengeſetzt ſei und Alles umſtürze,

was St. Auguſtin gegen die Pelagianer geſchrieben hat. Gegen das Ende ſeines Lebens ſei Arnauld der Anſicht geworden, die menſchliche Freiheit beſtehe in einer vis electiva, ſie ſei das Vermögen zu wählen, während er, Gerberon, der auguſtiniſch-janſeniſtiſchen Anſicht getreu geblieben ſei.

In mehreren Schriften vertheidigt Gerberon die Verbreitung der Bibel unter das Volk in der Landesſprache, als im Recht und Herkommen der Kirche gegründet. So namentlich in ſeiner justification générale des plaintes qu'on avait faites des sentiments et de la conduite de M. l'archévêque de Malines. 1691. Arnauld ſagt davon in einem ſeiner Briefe: „Ich habe das Buch geſtern geſehen und ganz geleſen; es ſchien mir überzeugend. Man behauptet darin mit Nachdruck die Freiheit, welche alle Chriſten haben müſſen, die h. Schrift zu leſen. Aber man erklärt auch, wie man thun muß, die vierte Regel des Index. Man kann dieſe Wahrheit nicht zu ſtark behaupten." Daran ſchließt ſich la règle des moeurs contre les fausses maximes de la morale corrompue, pour ceux qui veulent suivre les voies sûres du salut et faire un juste discernement du bien et du mal. Par D. G. A Cologne chez Nicolas Schouten, 1688. Es wurde 1712 und 1733 neu aufgelegt. „Die allgemein bindende Lebensregel iſt die von Gottes Gebot untrennbare Wahrheit; die Norm für unſer Leben liegt alſo nicht in der Vernunft, noch im Gewiſſen, noch im Beiſpiel, noch in den Anſichten der Doctoren und Beichtväter, als ſo wahrſcheinlich ſie ſich auch darſtellen; ſie ſind es nur ſofern ſie Gottes Geſetz und der ewigen Wahrheit angemeſſen ſind, nach welcher das Böſe bös, das Gute gut iſt. Es iſt dies die einzige poſitive Auctorität, wodurch der Probabilismus geſtürzt werden kann." — In einer beſonderen Schrift erörtert er die Fragen, ob das Leſen der h. Schrift durch die Edikte Karls V verboten ſei und ob die Nonnen von Binch in dieſe Strafe verfallen.

In einigen Briefen an Boſſuet ſucht Gerberon Fenelon zu vertheidigen und zu beweiſen, daß man Gott ausſchließlich und rein nur um ſeiner ſelbſt willen lieben könne.

Beilage LIII.

Entziehung der Sacramente, das für und wider.

Die Nonnen glaubten, man würde ihnen, wie ſonſt geſtatten, einige Prieſter vorzuſchlagen, welche ihnen als Beichtväter beiſtehen ſollten. Allein der Erzbiſchof ſandte ihnen zwei Prieſter aus eigener Gewalt zu, wovon der eine Pollet Superior von St. Nicolas dû Charbonnet war; mit dem ausdrücklichen Verbot an die Nonnen, irgend einem Anderen zu beichten. Sie wurden von den Nonnen anerkannt und beſprachen ſich, kraft beſonderer erzbiſchöflicher Erlaubniß, mit ihnen einzeln. Am Ende Septembers ging Pollet nach Paris und erhielt vom Erzbiſchof mündlichen Befehl, den Nonnen die Sacramente zu verweigern, was noch durch einen ſchriftlichen Auftrag an ihn vom 3. Oct. 1707 beſtätigt wurde. Dieſer lautet:

Je mehr ich das Benehmen der Nonnen überlege, deſto mehr finde ich ihren Widerſtand unentſchuldbar; ſie handeln gerade gegen die Worte Chriſti ſelbſt, ſie verachten Diejenigen, welche zu hören er ihnen befiehlt und hören Die, welche zu verachten er ihnen gebietet. Deshalb achte ich ſie der Sacramente unwürdig und kann es nicht geſchehen laſſen, daß man ſie dazu annehme; man hat ihnen vielmehr die Communion und die Abſolution zu verweigern, und es iſt nicht zu dulden, daß andere Prieſter ſie ihnen ertheilen.

Wenn ſie das Unglück gehabt haben, ſich ein falſches Gewiſſen über den Artikel zu bilden, um welchen es ſich handelt, ſo müſſen ſie es ablegen und dem Gericht ihres legitimen Oberen unterwerfen, deſſen Auctorität von Gott kommt, und dem ſie nicht widerſtehen können, ohne zugleich Gott ſelbſt zu widerſtehen. Da ich Dienſtmann der Kirche bin, ſehe ich mich auch verpflichtet, ihre verachtete Auctorität zu rächen und ihr an allen Orten meiner Gerichtsbarkeit Achtung zu verſchaffen. Je mehr ſie glauben, daß ich Güte für ſie habe, deſto mehr Unrecht haben ſie und deſto mehr machen ſie ſich des Undanks ſchuldig, mir ins Angeſicht ſo öffentlich zu widerſtehen. Ich habe dieſe Güte für ſie nur ſo lange gehabt, als ich an ihnen die alten Fehler gefunden habe, welche gewiſſermaßen durch meinen Vorfahrer Perefixe gutgemacht und vergeben waren und durch den Pabſt ſelbſt. Ihr neuer Ungehorſam hat mich mit Recht meine Geſinnung gegen ſie verändern laſſen, da ich darin außer dem der Kirche angethanen Schimpf (was das Weſentliche iſt) auch eine perſönliche Beleidigung gegen mich gefunden habe. Es iſt aber nicht wahr, daß die Strafen, die auf ihnen laſten, nur vom böſen Willen ihrer Feinde und nicht von meiner eigenen Bewegung kommen. Allerdings iſt wahr, daß ich mich nur mit großem Schmerz durch ihre Empörung gezwungen ſehe, ſie zu beſtrafen. Ich halte mich aber Gewiſſens halber dazu verpflichtet und ich werde es ſo ſtark thun, als ich es für meine Pflicht halte, in Wahrheit wegen des Intereſſes, das ich an ihrem Heil nehme, in großer Betrübniß darüber, daß ich ſie nicht für die Gerechtigkeit dulden ſehe, indem ſie ſich einem falſchen Martyrthum ausſetzen. Denn es ſteht nach dem Urtheil der Väter feſt, daß es die Sache, nicht das Leiden iſt, was das wahre Martyrthum ausmacht. Das iſt es, was ich vor Gott von dieſen armen Jungfrauen denke.

Pollet theilte dieſen Befehl den Nonnen mit. Sie waren ſchon betrübt genug, daß ſie Niemanden mehr hatten, welchem ſie in vollem Vertrauen ihr Gewiſſen hätten aufſchließen können. Und nun ſollte ihnen vollends die Thüre des Heils verſchloſſen werden. „Die Worte fehlen uns, ſagt die kapitulariſche Acte, unſer Staunen und unſeren Schmerz darüber auszudrücken, daß Eure Eminenz, ohne uns anzuzeigen, worin ſie uns für ſchuldig (criminelles) finde, uns behandelt, als wären wir gerichtlich der ſkandalöſeſten Verbrechen überwieſen. Da dieſe Excommunikation zuerſt nur mündlich war, ohne alle vorläufige Formalitäten, welche die Kirche zu einer ſo harten Strafe für nöthig erachtet, ſo hielten wir uns dadurch nicht für gebunden, weder vor Gott noch vor den Menſchen und glaubten uns dem Tiſche Gottes nahen zu dürfen ohne die Eurer Eminenz ſchuldige Achtung zu verletzen. Wir erklärten Pollet, wir würden uns wie gewöhnlich dazu vorſtellen und halten ihn für zu erleuchtet, als daß er nicht wüßte, daß ein Diener des Altars nur den öffentlichen Sündern und Denen, welche dafür anerkannt ſind, die öffentliche Communion verweigern dürfe. Er antwortete uns aber, daß er ſie uns verweigern würde, und da wir ihm dringend vorhielten, daß er ja keine juridiſche Acten von Seiten Eurer Eminenz habe, die ihn dazu verpflichten könnten, war ſeine ganze Antwort, er werde uns nicht communiciren, denn wir haben das Gelübde unſerem Erzbiſchof blindlings zu gehorchen. Da wir ihn in dieſer Verfaſſung ſahen, hielten wir uns durch die Liebe verpflichtet, auf dieſen unſeren einzigen Troſt zu verzichten, um ihm den Skandal einer Verweigerung zu erſparen. — Iſt dies aber in der Weiſe der Kirche, welche als Mutter den verirrten Kindern Friſt und Gnade gewährt; denn ſie weiß, daß der große Apoſtel nicht die Schwachen verdammt, ſondern Diejenigen, ſo die Schwachen nicht tragen."

„Aber die erleuchtete, ſo mitleidsvolle Weiſe der Kirche iſt ſehr verſchieden von den Grundſätzen des blinden Gehorſams, welche Pollet uns mit ſo großem Eifer und ſo wenig Genauigkeit predigt; denn es iſt doch einleuch-

tend, daß es, um uns als gegen die Kirche ungehorſam zu behandeln, nicht genüge, uns Stellen aus der Schrift und aus den Vätern zu citiren, welche beweiſen, daß die Gläubigen verpflichtet ſeien, ihren Oberen den legitimen Gehorſam zu leiſten und uns zugleich zu ſagen, daß dieſe Stellen uns verdammen, Stellen wie: Wer euch hört, hört mich; wer euch verachtet, verachtet mich; wer die Kirche nicht achtet, ſei wie ein Zöllner u. ſ. w. Da er wohl fühlte, daß die Klauſel unſerer Unterſchrift nichts gegen die Lehre und Disciplin der Kirche und alſo nichts Übles enthalte, hat er ſich darein verſchanzt uns zu ſagen, es handle ſich nur um einen Punkt der Disciplin, worin die Kirche ändern und heute etwas Anderes verlangen könne, als im Jahre 1669; unſere Mütter haben zu ihrer Zeit allem Genüge gethan, was die Kirche von ihnen verlangte, und er glaube ſie deshalb in Sicherheit; gegenwärtig aber verlange die Kirche etwas Anderes als damals und man müſſe ihr gehorchen."

„Wir ſind überzeugt, daß Eure Eminenz weit davon entfernt iſt, eine ſolche Sprache gegen uns zu führen, denn es iſt Ihnen wohl bekannt, daß die Disciplin nur auf die äußeren Handlungen ſich bezieht, welche durch das Geſetz Gottes nicht beſtimmt ſind und nach Zeiten und Orten wechſeln können; auch iſt Ihnen nicht unbekannt, daß es ſich 1669 nicht um eine Frage dieſer Natur handelte, ſondern allein darum, zu wiſſen, zu welcher Art von Unterwürfigkeit gegen die Entſcheidungen der Kirche in nicht geoffenbarten Thatſachen die Gläubigen verpflichtet ſind. Es iſt offenbar, daß dieſe Frage nicht unter die Disciplin gehört, ſondern zu den Dogmen und daß ſie einen Theil des der Kirche Anvertrauten ausmacht, ſo daß es die Kirche des Irrthums anklagen hieße, wenn man behauptete, ſie ſei im Stande, über dieſe Frage zwei entgegengeſetzte Antworten zu geben. Man kann alſo nicht ſagen, die Kirche verlange heute in dieſem Artikel, was ſie im Jahre 1669 nicht verlangte. Sie erlangt keine neue Erleuchtung über das, was den Gegenſtand ihres Glaubens ausmacht, die Offenbarung iſt immer dieſelbe und die nicht geoffenbarten Thatſachen gehören heute ebenſo wenig zum Glauben, als ſonſt, und was die Kirche 1669 geglaubt, glaubt ſie noch heut zu Tage und wird es noch in allen zukünftigen Jahrhunderten glauben."

Pollet ſagte uns ausdrücklich, daß wenn unſer Biſchof etwas von uns verlange, wir uns zu unterwerfen haben; dafür habe er es auch zu verantworten, und wenn es geſchehe, daß er ſich in etwas täuſche, das er uns befohlen habe, werden wir vor dem Gericht Gottes entſchuldbar ſein, indem uns unſere Unterwürfigkeit vertheidige; denn ſonſt könnten wir ja, wenn wir vor Gott treten, ſprechen: Herr, ſo haſt alſo du uns betrogen; denn du haſt zu uns geſagt: Hört, hört."

„Es kommt uns nicht zu, dieſen Misbrauch mit den Worten Chriſti ſo ſtark zu rügen, wie er es verdient, als wäre die Schrift nicht voll von Vorſchriften, welche dieſe allgemeinen Stellen zu einem gerechten, vernünftigen und mit dem Geſetz Gottes übereinſtimmenden Gehorſam beſtimmen, welchen zu verletzen nie erlaubt iſt, auch nicht unter dem Vorwand, ſeinen Oberen zu gehorchen." — Die Nonnen berufen ſich gegen dieſe Rechtfertigung unſerer Fehler durch den Gehorſam gegen die Oberen auf das: „Die Wahrheit wird euch frei machen; wenn aber ein Blinder einen Blinden leitet" — und darauf, daß man Gott mehr zu gehorchen habe, als den Menſchen. — „Wenn man dieſe gerechten Gränzen des Gehorſams gegen die Oberen nicht anerkennt, müßte man ja in den Provinzen, wo die Biſchöfe aus Dingen Glaubenspunkte machen, welche Seine Eminenz als falſch anſieht, doch unterzeichnen oder in den uns vorgeworfenen Ungehorſam fallen."

Sie bitten den Erzbiſchof alſo, da ſie ihre Unterwürfigkeit ſo weit ausdehnen, als es die heilige Mutter, die Kirche, immer nur verlange, er wolle den Eifer Pollets zügeln, ſich ihnen wieder als Vater erweiſen; ſie hoffen

zu ſeiner Güte und Gerechtigkeit, er werde einen der ihm von ihnen vorgeſchlagenen Prieſter zu ihrem Beichtvater ernennen, den überhaupt zur Seelſorge der Nonnen befähigten Prieſtern auch bei ihnen dieſe Erlaubniß gewähren und ſie in den Genuß der Sacramente wider einſetzen.

Die Acte iſt von 17 Nonnen unterſchrieben. Sie begnügen ſich nicht, ſich zu beklagen, daß er ſie verdammt habe, ohne ihnen die Fehler, um deren willen er es gethan, anzuzeigen. (Il n'aurait pas été moins nécessaire, Monseigneur, de nous marquer en quoy consiste notre nouvelle désobéissance qui Vous a fait changer de sentiment à notre égard, et aussi le point précis sur lequel nous nous sommes formé une mauvaise conscience.) Sie ſagen auch in Beziehung auf ſein Schreiben an Pollet: Es wäre für uns nützlich geweſen, wenn Sie uns hätten auseinander ſetzen wollen, welches die alten Fehler ſind, welche zu dulden Sie die Güte gehabt, weil ſie durch Perefixe und den Pabſt gut gemacht und vergeben waren. Denn wir ſehen doch deutlich aus der Ordonnanz von Perefixe, wovon Eure Eminenz reden will, daß er unſere Anſichten billigt und ſie übereinſtimmend findet mit den vom Pabſt gebilligten; wir ſehen aber nicht, daß er die Anhänglichkeit an dieſe Anſichten als Fehler bezeichnet hätte. War alſo durch dieſe Ordonnanz etwas wieder gut zu machen geweſen, ſo war es der Skandal, welchen das Verfahren gegen uns in der Kirche verurſacht.

Beilage LIV.

Hinterlaſſene Apologie des Herzogs von Burgund.

Den 18. Februar 1712 ſtarb der Enkel Ludwigs XIV, nunmehriger Thronfolger, der Herzog von Burgund. Man will in ſeinem verſchloſſenen Schranke, bei anderen wichtigen Papieren, einen Aufſatz gefunden haben, welcher für den Pabſt beſtimmt ihn von dem Verdachte eines heimlichen Janſenismus reinigen ſollte. Die Schrift und die Verbeſſerungen waren von ſeiner Hand; das Ganze lautet alſo (Choisy, histoire de l'église, Band 11. p. 389.): Ob ich gleich keine tiefe Kenntniß in der Theologie habe, weiß ich doch, daß die Lehre des Janſenius ſelbſt für die Gerechten einige Gebote Gottes für unmöglich erklärt, daß ſie eine Nothwendigkeit aufſtellt, unter der Herrſchaft der inneren Gnade zu handeln, oder unter der der Begierde, ohne daß es möglich wäre zu widerſtehen, indem dieſe Lehre nur den Zwang zur Handlung, der verdienſtlichen, wie ihres Gegentheils, ausſchließt; ich weiß, daß ſie Gott ſelbſt ungerecht macht, indem ſie, der ausdrücklichen Entſcheidung des tridentiniſchen Concils zuwider, behauptet, Gott zuerſt verlaſſe die Gerechten, welche in der Taufe von der Befleckung der Erbſünde reingewaſchen und mit ihm verſöhnt ſind; alſo daß Gott, trotz der Sündenvergebung, doch der Sünde noch ſo ſehr gedenke, daß er ihnen darum die Gnade verweigere, deren ſie nothwendig bedürfen, um in der Möglichkeit zu ſein, nicht zu ſündigen; wodurch denn ein offenbarer Widerſpruch in Gott geſetzt wird, wie es auch ſeiner Güte und Gerechtigkeit gerade widerſpricht. Auch erkenne ich wohl, daß dieſe Lehre die Freiheit durchaus aufhebt und namentlich das Mitwirken des Menſchen zum Werke ſeines Heils ausſchließt, da er dem Zuvorkommen der Gnade nicht widerſtehen kann, weder in Beziehung auf den Anfang des Glaubens, noch auf jede Handlung insbeſondere, wenn ihm die Gnade gegeben iſt; da Gott dann im Menſchen wirkt, ohne daß der Menſch einen andern Antheil dabei hätte, als daß er das, was er nothwendig thun muß, durch ſeinen Willen thut; ich erkenne, daß dieſes Syſtem des Menſchen

Freiheit auf den einzigen freien Act in der Sünde Adams zurückführt und daß er mit Nothwendigkeit Gutes und Böſes thue, was doch vor Gott weder ein wahrhaft Gutes und Verdienſtliches, noch Böſes und Strafbares ſein kann, da er ja unendlich gerecht iſt; endlich, daß damit gelehrt werde, Gott wolle unter allen Menſchen nur das Heil ſeiner Auserwählten, und Chriſtus habe durch die Vergießung ſeines Bluts allein dieſe ſeine Auserwählten retten wollen.

Ich weiß, daß dieſes Syſtem, indem es in Gott Ungerechtigkeit und launiſche Eigenwilligkeit (de la bizarrerie) vorausſetzt, wenn ich dieſen Ausdruck wagen darf, den Menſchen durch Unterdrückung ſeiner Freiheit zum ausſchweifenden Unglauben (libertinage) führt. Ich weiß auch, daß, nachdem die Janſeniſten die Zuläſſigkeit und Wahrheit der Lehre der fünf Sätze nachdrücklich behauptet hatten und ſofort verdammt worden ſind, ſie ſich auf die Frage des Thatbeſtandes rückſichtlich des Buches von Janſenius geworfen haben; daß ſie, nachdem ſie es auch in dieſem Punkte verloren, ſich zurückgezogen haben auf die Genügſamkeit eines ehrfurchtsvollen Stillſchweigens, und daß ſie auch aus dieſer Verſchanzung hinausgeworfen durch die letzte Conſtitution unſeres heiligen Vaters, des Pabſtes, zu tauſend ſcholaſtiſchen Subtilitäten die Zuflucht genommen haben, um als bloße Thomiſten zu erſcheinen, während ſie doch alle im Grunde dieſelbe Geſinnung bewahren; ich weiß, daß ſie in Holland Schismatiker ſind; daß ſie, ſie mögen nun ihre Lehre offen vertheidigen, oder ſich hinter die Thatſache verſchanzen, ſie mögen ſich nun an das ehrfurchtsvolle Schweigen halten oder an den vorgeblichen Thomismus, daß ſie in allen Fällen immer eine und dieſelbe Kabale bilden, die zu den gefährlichſten gehört, welche je angeſponnen worden und vielleicht je ſein werden. —

Ich glaube, dieſes werde genügen, den Verdacht zu zerſtören, welchen man ſo grundlos in Betreff meiner ausgeſprengt hat; wodurch ich aber doch ſehr beunruhigt werden mußte, da er bis zu den Ohren des Oberhauptes der Kirche gedrungen iſt. Ich wünſchte im Stande zu ſein, dieſen Verdacht ſelbſt zu zerſtreuen und noch mit Mehrem, als hiemit geſchieht, meine Unterwerfung gegen die Kirche, meine Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl und meine Sohnes-Ehrfurcht für den, welcher jetzt darauf ſitzt, an den Tag zu legen. Damit er nun meine Geſinnungen kennen lerne, glaubte ich dieſe Erklärung von mir geben zu müſſen, worin ich Punkt für Punkt Rechenſchaft gebe von dem, was man in Beziehung auf mich vorgebracht hat; ſo wird es denn hoffentlich nicht mehr zweifelhaft bleiben, und man wird mich nicht blos durch meine Worte, ſondern durch mein ganzes Benehmen genau den Fußſtapfen des Königs folgen ſehen, meines Großvaters, auf deſſen Zeugniß ich mich, wenn es nöthig iſt, berufen kann.

Der König ſandte nach dem Tode ſeines Enkels dieſe Erklärung an den Cardinal de la Tremouille, ſie dem Pabſte vorzulegen, welcher denn auch in ſeinem Breve vom 4. Mai den König verſicherte, er habe ſie mit Vergnügen empfangen und mit Eifer geleſen; er habe Thränen der Freude vergießend dem Allerhöchſten Dank dafür geſagt, daß er dem Prinzen ſo ſchöne und fromme Geſinnungen eingeflößt, um die Reinheit der lauteren Lehre und die den apoſtoliſchen Conſtitutionen ſchuldige Unterwerfung aufrecht zu erhalten. Man könne auf ihn anwenden, was früher einmal von einem großen Monarchen geſagt worden ſei: Er hat ſich erklärt, wie er es nicht ſowohl als Kaiſer, denn als Biſchof hätte thun mögen. Der Pabſt fügte hinzu, obgleich billige Männer nie den geringſten Grund gehabt hätten, an der Reinheit und Fleckenloſigkeit des Glaubens des Dauphins zu zweifeln, ſei es dennoch für die orthodoxe Lehre ſehr wichtig, daß dieſer Aufſatz alle Wolken zerſtreue, die Liſt und Betrügerei derjenigen aufdecke, welche Reden voll Betrug ausſtreuten; es ſei dieſe Schrift ein Monument, dauernder als Erz, ein ewiges Denkmal von der Frömmigkeit und dem Ruhme des Prinzen.

Woher dieſe Beſchuldigung des Janſenismus kam, erhellt vielleicht ſchon

aus St. Simon zu Anno 1706: Der Herzog von Burgund hörte auf, die Muſik zu beſuchen, ob er ſie gleich ſehr liebte; er verkaufte die vielen Edelſteine, welche er von der verſtorbeneu Dauphine hatte, und ließ das Geld alles den Armen geben. Seit einiger Zeit ging er nicht mehr in die Komödie.

Beilage LV.

Erzbiſchöfliches Decret zur Aufhebung von Port-Royal des Champs.

Das Decret des Erzbiſchofs Noailles vom 11. Juli 1709 findet ſich in einer Handſchrift des Archives und lautet nach Aufzählung einer langen Reihe von Acten, welche den Rechtsſtand von Port-Royal conſtituiren, wie folgt:

Veu l'arrest du conseil d'état du Roy du 17 avril 1706 par lequel et pour les causes y contenues Sa Majesté a fait tres expresses inhibitions et deffenses à l'abbesse et aux religieuses de Port-Royal des champs d'y recevoir aucune novice jusqu'à ce que par Sa dite Majesté en eust esté autrement ordonné; (veu) autre arrest du conseil d'estat du 29 decembre 1706 par lequel et avant faire droit sur les conclusions de la requeste presentée par lesdites abbesse et religieuses de Port-Royal de Paris Sa Majesté auroit commis Monsr. Voysin conseiller d'Etat pour dresser procès verbal de l'éstat, du nombre des religieuses etc. de la Maison de Port-Royal des champs, (veu) autre arrest du conseil d'Estat, du neuf fevrier 1707, par lequel Sa Majesté faisant droit sur la requeste des dites abbesse et Religieuses de Port-Royal de Paris, a revoqué et annullé le dit arrest du 13 May 1669 et Lettres Patentes du mois d'avril 1672 en ce qui concerne le partage, et en consequence ordonne Sa dite Majesté que les abbesse et Religieuses de Port-Royal de Paris se retireroient par devers nous pour estre statué sur l'extinction et suppression du tittre de la d^{e} abbaye de Port-Royal des champs et sur la reunion des biens et revenus qui en dependent à la d^{e} abbaye de Port-Royal de Paris et faire droit sur leur requeste ainsy qu'il appartiendra suivant les règles et constitutions canoniques, (veu) autre arrest du Conseil d'Estat du douze May 1707 par lequel Sa Majesté a debouté les dites Religieuses de Port-Royal des Champs de l'opposition par elles formée aux dits arrets du Conseil du 17 avril et 29 decembre 1706 et 9 fevrier 1707 et ordonné que les dits arrests seront executez selon leur forme et teneur, nostre ordonnance du 18 novembre 1707 par laquelle sur le refus des dites religieuses des champs de se soumettre purement et simplement à la constitution de Nostre St. Pere le Pape du 16 Juillet 1705 et après avoir epuisé tous les moyens que la charité que nous devons à toutes les ames confiées à nos soins nous auroit inspirez et avoir attendu inutilement avec toute la patience que nostre caractere exige de nous que les dites religieuses rentrassent en elles memes nous les aurions declarées contumaces et désobeissantes aux constitutions apostoliques, et comme telles incapables de participer aux Sacrements de l'Eglise deffendant à tous prestres seculiers et reguliers de leur administrer aucun Sacrement jusqu'à ce qu'elles se fussent soumises à la dite constitution et qu'elles l'eussent receue purement et simplement sans exception, ny restriction quelconque declarant de plus les dites religieuses incapables de voix active et passive dans les ele-

ctions et leur faisant deffenses expresses de s'assembler pour elire une abbesse le tout à peine d'excommunication, veu aussy la nouvelle Bulle de Nostre St. Pere le Pape Clement XI obtenue par les dites abbesse et Religieuses de Port-Royal de Paris et à la recommandation du Roy à nous adressée dattée à Rome à Ste. Marie Majeure le Sixième avant les Calendes du mois d'avril de l'année dernière 1708 pour la suppression entière du tittre du dit monastère de Port-Royal des champs etc. avec derogation expresse à la Bulle de Clement X et faculté à nous de transferer les Religieuses de Port-Royal des champs en un ou plusieurs autres monasteres en une ou plusieurs fois et de pourvoir à leur subsistence ainsy que nous jugerions à propos, (veu) Lettres d'attache de Sa Majesté pour l'enregistrement de la ditte nouvelle Bulle en datte du 14 novembre 1708, arrest du Parlement d'Enregistrement de la dite Bulle du 19 decembre ensuivant, (veu) conclusions de nostre Promoteur, après que nous avons employé inutilement tous les moyens qui ont esté en nostre pouvoir même depuis Notre dite Ordonnance du dixhuit novembre mil sept cens sept pour porter les dites religieuses des champs à la soumission qu'elles doivent à l'Eglise les dites Religieuses perseverant en leur opiniatreté et tout considéré le saint nom de Dieu invoqué, — Nous archevesque de Paris susdit tant de Nôtre autorité ordinaire, que de celle du St. Siège apostolique avons supprimé et esteint, supprimons et esteignons par ces presentes à perpetuité le tittre de la dite abbaye et Monastère de Port-Royal des champs et en consequence avons réuni et appliqué, reunissons et appliquons par ces mêmes presentes à la dite abbaye et Monastere de Port-Royal de Paris tous les biens, pour à l'avenir l'office canonial dudit Monastère des champs estre acquitté dans celui de Paris et jouir par le dit Monastère de Paris de tous les biens et droits ainsi réunis, à la charge par les dites abbesse et Religieuses de Port-Royal de Paris d'acquitter ou faire acquitter conformement à la dite Bulle les mesmes et autres fondations particulières faites depuis la separation des deux maisons qui ne pourront estre acquitées par le Prestre cy-après nommé desservant l'Eglise dudit Monastère des champs et generalement de payer les autres charges comme les decimes et taxes du clergé, et qu'il sera pris et distrait par préference sur les fruits et revenus des dits biens reunis pour la nourriture et entretien et autres besoins desdites Religieuses qui restent en ladite maison de Port-Royal des champs, sçavoir pour chacune religieuse du choeur la somme de trois cens livres par chacun an, et pour chacune converse la somme de deux cens livres aussy par chacun an que les dites abbesse et Religieuses de Port-Royal de Paris leur payeront, ou leur feront tenir en quelque lieu qu'elles soient leur vie durant de quartier en quartier et par avance, si ce n'est que les dites Religieuses des champs eussent des pensions de leurs familles de pareilles sommes.

Es werden nun weiter die jährlichen Summen angeführt, dazu Port-Royal de Paris verpflichtet iſt zur Unterhaltung eines Prieſters, eines Gärtners, eines Pförtners und einer Dienſtmagd in Port=Royal des Champs. Zugleich wird befohlen, daß ein Inventarium von allen Urkunden, Geräthen und Schmuck für Kirche und Haus in Port=Royal des Champs durch einen Bevollmächtigten des Biſchofs gemacht werde: pour icelle (copie de l'inventaire) veue estre par Nous statué sur ce que Nous jugerons devoir rester en la possession des dites Religieuses des champs pour leur usage.

Beilage LVI.

Die Sache beider Port=Royal vor dem Parlamente.

Die Nonnen von Port=Royal de Paris berufen ſich in ihrer Bittſchrift an das Parlament (die Copie davon auf dem Archive bezeichnet mit: Classe 1, sac 1, liasse 1), beſonders auf die 1647 gegebenen Beſtimmungen, als Angelica, „aus Jedermann bekannten Gründen", die Überſiedlung eines Theils der Nonnen nach P.=R. des Champs begehrte. Der Erzbiſchof knüpfte ſeine Zuſtimmung an die Bedingung, daß dieſelben ſtets der im pariſer Kloſter, als dem lieu de stabilité, zurückbleibenden Äbtiſſin untergeben bleiben ſollten, ſo daß ſie zu jeder Zeit von ihr zurückgerufen werden könnten; ſie ſolle auch die durchaus freie Verfügung über alle Güter behalten, wovon ſie ganz nach ihrer Weisheit und ihrer Liebe das verabreichen werde, was ihr für die Nonnen in P.=R. d. Ch. nöthig ſcheine. Dies ſei durch die Ordonnanz des Erzbiſchofs Pereſixe vom 8. Febr. 1666 geregelt worden, damit dieſe Beſtimmung von der im Hauptorte des Kloſters, im Hauſe von Paris, reſidirenden Äbtiſſin vollſtreckt würde. Die Nonnen im Hauſe des Champs haben in dieſer gerechten und vernünftigen Abhängigkeit gelebt, bis es dem Könige gefallen habe, 1669 anders zu verfügen, die beiden Häuſer zu trennen und für unabhängig von einander zu erklären. Es iſt dieſes aber ohne Unterſuchung und Erkenntniß (sans connaissance de cause), und aus nicht weiter entwickelten, jetzt aber nicht mehr beſtehenden Gründen geſchehen. Seine Majeſtät hat aus Ihr bewußten Gründen den Nonnen von P.=R. d. Ch. verboten, Novizen anzunehmen; daher es geſchehen ſei, daß, während die Zahl jener, welche doch den größeren Antheil an den Einkünften erhalten hatten, abgenommen hat, die der Nonnen des pariſer Hauſes ſehr geſtiegen iſt. Da dieſe aber ſeit Jahren nur mit Schulden ſich durchhelfen konnten, laſtet nunmehr eine Schuldenmaſſe von 108,000 Livres auf ihnen. Sollten die nunmehrigen 17 Chornonnen und 9 Konverſen von P.=R. d. Ch. dieſelben Einkünfte haben, wie die 71 Chornonnen und Konverſen von 1669? ſollen ſie mehr haben, als die 39 Chornonnen und die 16 Konverſen von P.=R. d. P.? Die jährlichen Einnahmen dieſes Kloſters belaufen ſich nur auf 9000 Franks, die Auslagen auf 22,600. Das Kloſter des Champs gehe ja ohnedies ſeiner Auflöſung entgegen, da es ausſterben müſſe, und la suppression de cette communauté devient toute favorable, indem dadurch die Sachen auf den alten Stand vor 1669 zurückverſetzt würden. Es iſt aber billig, daß die Güter von den verlöſchenden P.=R. d. Ch. an P.=R. d. P. fallen, und nicht einem Anderen zugetheilt werden. Da man dieſes fürchtete, wollte man lieber noch die Lebenden beerben, zumal die dringende Noth des pariſer Hauſes ſchleunige Hülfe verlangt. Selbſt die in den Acten von 1624 erwähnte Einſamkeit und ungeſunde Lage des Hauſes von des Champs wird hervorgeſucht und in die Wagſchale geworfen; die Rebellion und Ungehorſam gegen die Kirche werden nicht vergeſſen.

Der Auszug aus den Regiſtern des Staatsraths vom 8. October 1709 (aus dem Archive) iſt eingeleitet durch eine Geſchichte des ganzen Proceſſes vom 8. Mai 1709 an. Auf dieſen Tag ſeien die Nonnen von P.=R d. Ch. vor das Parlament geladen geweſen, um ſich gegen die von Marie Louiſe Franziska de Rouſſelet de Chateau=Renault gegen die Bulle von Clemens X vom 23. Sept. 1671 und gegen die Trennung beider Häuſer erhobenen appellations comme d'abus zu vertheidigen. Da aber die Nonnen von P.=R. d. Ch. von den Rechtsmitteln dieſer Appellation gehörig unterrichtet geweſen ſeien, haben ſie es nicht für gut gefunden zu erſcheinen. Darauf hat das Parlament auf die Concluſionen des General=Procurators Seiner Majeſtät hin den 3. Au=

guſt auf den appel comme d'abus de la fulmination et execution de la dite bulle du 23. Sept. 1671 den Spruch gethan, qu'il a été mal, nullement et abusivement procédé et executé, daß alſo die Äbtiſſin von P.-R. d. P. und ihr Kloſter in dem Beſitze und Genuſſe aller Güter, Rechte und Einkünfte von P.-R. d. Ch. ſein und bleiben ſollen, wie im Beſitze derer von P.-R. d. P. Desgleichen wird Chateau-Renault in dem Beſitze und in der Ausübung der geiſtlichen Jurisdiction und Auctorität über das Kloſter des Champs erhalten werden, wie ſie vor der Bulle von 1671 gethan. Obgleich nun dieſer Spruch den 7. Auguſt 1709 den Nonnen von P.-R. d. Ch. amtlich mitgetheilt worden iſt, haben ſie ſeine Vollſtreckung zu durchkreuzen geſucht, ohne jedoch ihre Rechtsgründe dazu auseinander ſetzen zu wollen. Ohne ſich, wie die Ordonnanz vom April 1667 befiehlt, Artikel 3, Titel 35, vor dem Tribunale, von welchem der Spruch ausgegangen, zu ſtellen, ohne ſich durch eine Eingabe beim Parlamente zu verwahren (pourvoir), haben ſie nur durch eine Acte vom 13. Auguſt ſignificirt, ſie widerſetzen ſich der Ausführung genannten Spruchs, ohne irgend einen Grund zu nennen, ohne auch nur bei dem Parlamente einen Procurator aufzuſtellen. So ließ denn Chateau-Renault den 14. den Nonnen von P.-R. d. Ch. erklären, da dieſe keine Oppoſition in geſetzlicher Form gegen den Spruch des Gerichts erhoben, ſei ſie geſonnen, die Vollſtreckung deſſelben zu verfolgen, wie ſich denn auch die Äbtiſſin mit Erlaubniß des Erzbiſchofs den 1. October nach P.-R. d. Ch. begeben habe, um Beſitz davon zu nehmen. Dagegen haben zwar die Priorin und Nonnen von P.-R. d. Ch. durch eine Acte vom 2. October eine Erneuerung ihrer früheren Oppoſition ſignificiren laſſen, nebſt einer Proteſtation de se pourvoir par les voyes de droit, aber ohne eine Eingabe an das pariſer Parlament zu machen. Sie ſcheinen ſogar in dieſer Oppoſition vom 2. October die Gültigkeit ihrer erſten Oppoſition zu behaupten, trotz genannter Ordonnanz (von 1667), von welcher ſie ſogar behaupten, ſie ſei dabei auf eine Weiſe ausgelegt worden, welche nur zu Misbrauch führen könnte, als käme es nicht allein Seiner Majeſtät zu, ſeine Abſicht dabei auseinander zu ſetzen und ſeinen Willen beſtimmt zu erklären.

Das ganze Verfahren der Nonnen von P.-R. d. Ch. ſei nur eine Fortſetzung der Ausflüchte und ſchlechten Zwiſchenacte (incidens), welche ſie ſeit drei Jahren dem rechtlichen Verfahren derer von Paris entgegenſetzen. Daher erklärt Seine Majeſtät die genannten Oppoſitionen für caſſirt, null und nichtig, als der Ordonnanz von 1667 entgegen und befiehlt die Vollſtreckung des Parlamentsbeſchluſſes vom 3. Auguſt 1709, dem zu Folge die Nonnen von P.-R. d. Ch. die Chateau-Renault als Äbtiſſin von Port-Royal anzuerkennen haben, ihr die Pforten des Kloſters zu öffnen, ſie als ſolche mit Ehren und Gehorſam aufzunehmen, ihr die Schlüſſel der Archive, Urkunden und Papiere zu übergeben, damit ſie über die Verwaltung der Güter verfüge.

Geſchehen im Staatsrath des Königs in Beiſein ſeiner Majeſtät, Marly den 8. October 1709, im ſieben und ſechszigſten Jahre ſeines Königreichs; unterzeichnet von Phelypeaux, geſiegelt mit dem großen Siegel in gelbes Wachs.

Johann le Marquant, huissier à cheval au Châtelet de Paris, berichtet den 19. October 1709, daß er ſich an demſelben Tage von Chevreuſe aus nach P.-R. d. Ch. begeben, daß er den Beſchluß des Staatsraths ſignificirt, geleſen, gezeigt und eine Copie davon den Nonnen, namentlich der Priorin, hinterlaſſen habe.

Beilage LVII.

Die Äbtiſſin von Port=Royal d. P. in Port=Royal d. Ch. und in St. Cyr.

Madame von Chateau=Renault erzählt uns in einem eigenhändigen Schreiben von dem Acte ihrer Beſitznahme in Port=Royal des Champs den 1. October 1709:

Nachdem alle nöthigen Berathungen gepflogen worden waren, um zu wiſſen, ob ich in Perſon ausgehen ſollte von Port=Royal des Champs Beſitz zu nehmen, war beſchloſſen worden, daß ich es thun ſollte, und zwar kraft des Parlamentsbeſchluſſes vom 3. Auguſt. Man hielt deshalb dafür, daß ich dem Cardinal von Noailles eine Bittſchrift überreiche und ihn um die Erlaubniß bitte, aus unſerem Kloſter zu gehen. Seine Eminenz beehrte uns den Sonnabend vor meiner Abreiſe mit ſeinem Beſuche, um mir Ihre Befehle zu geben und die Maßregeln für dieſe Reiſe zu treffen. Es wurde ausgemacht, es ſollte darüber das größte Stillſchweigen beobachtet werden, da zu fürchten wäre, die Partei von Port=Royal des Champs möchte uns einige Hinderniſſe machen.

Sonnabend Morgens, den 1. October 1709, um 4 Uhr, nachdem wir das gemeinſame Frühgebet geſprochen hatten, zogen wir aus, ohne der Kloſtergemeinde etwas davon zu ſagen, und legten den Pförtnerinnen Stillſchweigen auf bis die Mutter Priorin einen Brief von mir erhalten würde, welcher ihr um 9 Uhr Morgens übermacht werden ſollte; alſo daß wir über vier Stunden von hier entfernt ſein mochten, ehe man erfuhr, daß wir ausgegangen ſeien. Ich hatte die beiden Schweſtern, Margaretha Agnes von St. Paul, Kellnerin, und Louiſe Franziska von St. Alexis, Untermeiſterin der Novizen, welche zu meiner Begleitung ernannt waren, erſt den Abend vorher ſehr ſpät in Kenntniß geſetzt. So wurde das Geheimniß vollkommen beobachtet; ich glaube, die angeſtellten Gebete machten es, daß wir nicht auf die gefürchteten Hinderniſſe ſtießen. Um 11 Uhr des Morgens langten wir in dieſer weit und breit bekannten Wüſte an; wir kamen ohne Widerſtand bis in den äußeren Hof der Abtei. Der Wagen der beiden Notare, welche uns begleiteten, war vorangegangen, ſie hatten uns angekündigt und die Mutter Priorin zu ſprechen verlangt. Während deſſen gingen wir in die Kirche das allerheiligſte Sacrament anzubeten.

Sobald die Mutter Priorin im Sprechzimmer angekommen, ließen uns die Notare rufen. Als wir eintraten, fanden wir den Rahmen mit Leinwand vor dem Gitter verſchloſſen; ich grüßte die Priorin, nachdem ich zu ihr die Worte geſprochen, deren wir uns in unſeren Verſammlungen bedienen: Unſer Herr, Jeſus Chriſtus, im allerheiligſten Sacramente werde in uns verherrlicht! worauf ſie mir mit dem: Amen! geantwortet. Ich nannte ſie: ma reverende mère und bat ſie, das Gitter zu öffnen; da ſie es ablehnte, indem es gegen die Regel ſei und ich Männer bei mir habe, hieß ich dieſe abtreten; nachdem ſie mir den auf meine Bitte ausgeſtellten Befehl ſeiner Eminenz eingehändigt hatten, welcher ihnen (den Nonnen von P.=R. des Champs) gebot, mich und meine Begleiterinnen mit Ehren und Achtung zu empfangen. Sobald die Notare abgetreten waren, öffnete ſie das Gitter, ihre Stimme war ziemlich zitternd; ich meinerſeits hatte auch nicht mehr Zuverſicht, that mir indeß Gewalt an, meine Furchtſamkeit zu überwinden und las ihr den Befehl ſeiner Eminenz vor. Als ſie mir ſagte, ſie haben zu Lyon gegen ſein Decret Appellation eingelegt, erwiderte ich ihr, ich komme nicht kraft dieſes Decrets, ſondern kraft des Parlamentsſpruchs vom 3. Auguſt dieſes Jahres, welcher Ihnen ja mitgetheilt worden iſt, wodurch die beiden Häuſer auf den Stand vor der Bulle von

Clemens X zurückverſetzt werden, ihre Trennung aufgehoben wird und ſie wieder zu Einer Abtei vereinigt ſind, womit ich die Ehre habe bekleidet zu ſein. Deshalb erſcheine ich auch, Beſitz von dem Hauſe zu nehmen, und bitte ſie um ihre Zuſtimmung, daß ſie die Kloſtergemeinde zuſammenrufe und mich für ihre Äbtiſſin anerkenne, daß ſie mir als ſolcher die Schlüſſel des Kloſters und ihrer Archive überreiche. Sie erwiderte mir darauf, daß ſie gegen den Parlamentsſpruch Widerſpruch erhoben haben; worauf ich ihr bemerkte, dieſer Widerſpruch gelte nichts, da er nicht in gehöriger Form und gegen die Regeln der Ordonnanz erhoben worden ſei; ſie ſehe wohl, daß wir überzeugt ſeien, daß er gar keine Rückſicht verdiene und uns nicht hindere, weiter zu verfahren. Ich bitte ſie, die Kloſtergemeinde zuſammenzurufen. Darauf ſagte ſie mir, ſie könne mir im Namen aller antworten, da ſie die Geſinnung aller ihrer Schweſtern kenne und proteſtire im Namen aller und in ihrem eigenen Namen; das Kloſter habe das Wahlrecht, wäre es nicht alſo, würde ſie nicht darin Nonne geworden ſein. Es würde ihr eine große Ehre und Vergnügen ſein, mich als Madame de Chateau-Renault zu empfangen, da ſie wiſſe — indem ſie mir tauſend Artigkeiten ſagte. Sie kenne die Achtung, welche man Fräulein von Stand zu erweiſen habe, aber als Äbtiſſin von Port-Royal könne ſie mich nicht aufnehmen, noch anerkennen. Ich antwortete, da Madame de Chateau-Renault und Madame de Port-Royal in meiner Perſon vereinigt ſeien, ſo könne man die eine nicht antaſten, ohne die andere zu verwunden.

Auch als ich die Notare berufen, forderte ich ſie umſonſt von Neuem auf, mich als Äbtiſſin anzuerkennen; ich drang in ſie, die Nonnen zuſammenzurufen, um von ihnen ſelbſt ihre Geſinnung zu erfahren; vielleicht würden ſich einige finden, die anders ſprächen. Als ſie auf ihrer Weigerung beharrte, erklärte ich ihr, wie es mich befremde, daß eine Priorin, welche ich widerrufen und abſetzen könne, ſobald es mir gefalle, für eine ganze Körperſchaft antworte, ohne ſie zu verſammeln und um ihre Anſicht zu befragen. Dieſes Regiment ſcheine mir ſehr despotiſch. Ob ich gleich als rechtmäßige Äbtiſſin mehr Auctorität und Gewalt habe, wollte ich doch ſelbſt in einer Sache von minderer Bedeutung nicht verfahren, ohne meine Schweſtern um ihre Anſicht und ihren Rath zu befragen. Da ſie aber in ihrer Weigerung beharrte, ſagte ich ihr, ich ſehe mit Schmerz, mit lebhaftem Schmerze, wie ſie ſelbſt in den einfachſten Dingen Zeichen geben, daß ſie keine Oberen, weder geiſtliche, noch weltliche, anerkennen wollen; es mache mir dies viel mehr Kummer in ihrem, als in meinem Intereſſe, zumal mir ihr Widerſtand durchaus nicht ſchaden könne, da ich mich deſſen unerachtet in Beſitz ſetzen würde. Ich fand aber immer denſelben Geiſt der Halsſtarrigkeit, deren Wurzeln längſt zu tief geſchlagen haben, als daß zu hoffen wäre ſie auszureißen; ſo ſagte ich noch zu ihr, es ſei traurig, daß ſie durch den Mangel an Unterwerfung ſo viel Frömmigkeit, Zucht, heilige Übungen und Strenge, welche ſie an ſich ſelbſt üben, unnütz machen. Da ſie mir darauf ſagte, es urtheile nicht Jedermann darüber, wie ich, hielt ich für gut nicht weiter zu antworten, indem ich mich fürchtete, mich in eine Controverſe einzulaſſen, wobei ich in die Lage kommen könnte, mich ſehr ſchlecht herauszuziehen, da es über die Faſſungskraft meines Geſchlechts und über die meinige insbeſondere hinaus iſt, zumal es auch in gar keiner Beziehung ſtand zu dem, was mich herführte. So ſetzte man das Protokoll in unſer aller Beiſein auf.

Meine Schweſter M. A. von St. Paul, welche mich begleitete, ſagte zu der Priorin, ſie würde ſich mir nicht ſo hartnäckig widerſetzen, wenn ſie mich kennte. Sie antwortete nichts darauf und bat mich nur um die Erlaubniß ſich eine Viertelſtunde zu entfernen, ſo lange man ſchreibe. Ich unterbrach nachher das Stillſchweigen nur durch einige Fragen an ſie, wie viele Nonnen noch von der Zeit der Trennung da ſeien und ob Niemand krank ſei. Sie verneinte dieſes und ſagte, es ſeien noch vier Nonnen aus jener Zeit im Kloſter. Hierauf verfielen wir wieder in tiefes Stillſchweigen. Das Alles währte etwa bei

zwei Stunden. — Hierauf verlaſen die Notare das Protokoll, welches mit der ihnen ausgeſtellten Vollmacht ſchloß, Gewalt zu gebrauchen und um uns einzuführen die Thüren einbrechen zu laſſen. Auf Dieſes ſagte ich, dieſe Mittel ſeien gegen meinen Charakter; da man ſich milderer Mittel mit demſelben Erfolge bedienen könne und ich keinen Skandal zu veranlaſſen wünſche, bat ich ſie, keinen Gebrauch davon zu machen. Nachdem die Priorin in wenigen Worten ihre und ihrer Schweſtern Proteſtation hatte niederſchreiben laſſen, unterſchrieb ſie das Protokoll und erhielt eine Copie davon. Die Notare ſetzten mich noch in ihrer Gegenwart durch Berührung des Gitters im Sprachzimmer in Beſitz. Meine Schweſter M. A. von St. Paul ſagte zur Priorin: wie, meine Mutter, Sie laſſen uns weggehen, ohne uns den Troſt zu geben, unſere Schweſtern zu ſehen? ich ſagte ihr im Weggehen, ich ſcheide, von Schmerz durchdrungen, daß ich ſehe, wie ſie ſich weigern von den Mitteln Gebrauch zu machen, welche man ihnen anbiete; daß ſie ſich ins Verderben ſtürzen (se noyer) wollen, trotz der Mühe, welche man ſich gebe, ſie daran zu verhindern.

Wir gingen ſofort zur Kirche, um die bei einer ähnlichen Gelegenheit gebräuchlichen Ceremonien zu verrichten, welche ich mit dem Geläute der Glocken beſchloß. Da einige Leute dieſelben lange anzogen, kam der Caplan der Nonnen herbei, lehnte aber die Bitte der Notare ab, als Zeuge zu unterſchreiben. Sobald wir aus der Kirche hinaus waren, ſchnitt man im Thurme das Glockenſeil ab, und es war dies das einzige Zeichen von Heftigkeit, das uns bei dieſer Gelegenheit begegnete. Denn außerdem ging Alles mit Sanftmuth und gleicher Mäßigung vor ſich, Alles, bis auf das Geſinde, war in großem Schweigen, in der Kirche, in der Pforte, im Sprachzimmer, wo ſich keine Bewegung zeigte, welche den Frieden auch noch ſo wenig geſtört hätte. Daraus ſchloß ich, daß, wenn dieſe Jungfrauen Unterwürfigkeit gegen die Kirche hätten, ſie im Stande wären, dieſelbe ſehr zu erbauen. Hierauf nahmen wir Beſitz von den Gaſtzimmern, vom Thorhauſe (le tour), von der Pforte der Klauſur, ſtiegen dann zu einem Pachthof hinauf, wovon ich auch Beſitz nahm. Hier ſchrieben die Notare vollends ihr Protokoll und ſchloſſen es ab, machten Copien aller Acten, welche ſie um 5 Uhr des Abends der Priorin brachten, die ihnen eine von der ganzen Kloſtercorporation unterſchriebene Acte zeigte, worin dieſe ihrer Oppoſition beipflichtete und welche ſie die Notare ihrem Protokolle beizuſchließen bat. Dieſe erklärten aber, es ſei unmöglich, da das Protokoll ſchon abgeſchloſſen ſei.

Wir reiſten um 6 Uhr des Abends wieder ab und kamen zum Übernachten nach St. Cyr, wo wir in einem Wirthshauſe abſtiegen. Den anderen Morgen gingen wir in die große Abtei zur Meſſe; nachdem wir ſie gehört hatten, hatte Frau von Maintenon die Gnade uns bei ihr einführen zu laſſen. Wir hatten die Ehre, in ihr Gemach eingeführt zu werden, wo ſie uns mit der größten Gnade und Artigkeit entgegen kam. Ich berichtete ihr über die obgenannte Angelegenheit, und ſie erwies mir die Ehre, mir mit vieler Geduld, Güte und Aufmerkſamkeit länger als eine Stunde zuzuhören. Hierauf fragte ſie mich lächelnd, ob ich in der Kirche von P.=R. d. Ch. dieſe Salbung gefühlt, welche man daſelbſt zu finden behaupte; ich antwortete ihr, ich ſei nicht gut genug, um ſolche Gefühle zu haben, und verſicherte ſie, daß ich nichts Beſonderes daſelbſt gefühlt habe. Es ſei wahr, daß die Lage dieſes Hauſes in einer angenehmen Einſamkeit eine Idee von der Thebaide zurückrufe und geeignet ſei, Sammlung einzuflößen. Doch glaube ich, daß jedes andere Haus in einer ähnlichen Lage dieſelbe Wirkung haben müßte. Ich habe aber die Ehre ſie ohne Schmeichelei zu verſichern, daß ich in St. Cyr wirklich dieſe Salbung gefunden habe, indem ich die Beſcheidenheit, das Stillſchweigen und die Sammlung bei einer ſo großen Anzahl von jungen Perſonen, und die erbauliche Weiſe geſehen habe, wie man hier Gott diene. Ich ſagte ihr dabei nur lauter Wahrheit. In Allem, was ich ſonſt noch in dieſem Hauſe ſah, fand ich nichts, das

nicht Bewunderung verdiente. Durch die wunderbare Ordnung, welche überall herrſcht und auffällt, wird man völlig überzeugt, daß die Schöpferin und Lenkerin eines vollendeten Werks einer von jenen höheren Geiſtern (genies) iſt, wie kaum ein Jahrhundert einen hervorbringen kann. So verließ ich es voll von ihrer Bewunderung.

Beilage LVIII.

Abbruch der Kirche.

Die Ordonnanz des Erzbiſchofs vom 29. December 1710 (in den Manuſcripten der Archive Carton L, 1621, Classe 1, Sac A, Liasse 7) geſteht auf eine naive Weiſe ein, daß die Bedingungen, an welche er ſeine Zuſtimmung zum Abbruch der Baulichkeiten gegeben, nämlich die Unterhaltung eines Prieſters, Gärtners, Pförtners, einer Dienerin, umgangen und gebrochen worden ſind. Hatte man auch die Kirche ſtehen laſſen, ſo war doch für den Geiſtlichen und für die Anderen kein Obdach geblieben, der Garten ſelbſt verwüſtet. So hatten denn die Nonnen von Port-Royal de Paris ihn gebeten, ſie dieſer übernommenen, ſehr beſchwerenden Verpflichtungen zu entbinden und ihnen zu erlauben, die Kirche auf den Abbruch zu verkaufen. Der Erzbiſchof gab nun Louis Le-Doux, Prieſter im Seminare von S. Nikolas du Chardonnet, den Auftrag, ſich an Ort und Stelle zu begeben, die Örtlichkeiten einzuſehen und nebſt ihrer Beſchreibung ein Protokoll aufzuſetzen, ob die Gebäude nützlich ſeien, oder nicht. Le-Doux entledigte ſich ſeines Auftrags den 1. und 2. December und berichtet, daß alle Baulichkeiten bis auf den Grund zerſtört ſeien, ausgenommen die Kirche, die noch ganz ſtehe, die Mühle, über welcher einige Kammern ſeien, das Taubenhaus, einige dazwiſchen liegende kleine Stallungen und eine kleine Loge am Eingange der Hauspforte.

„Der äußere Gottesacker für Perſonen außerhalb der Klauſur, der Kirche entlang, iſt noch im Stande; der innere Gottesacker aber, préau genannt, wo man gewöhnlich die Nonnen begraben, iſt beinahe ganz mit Trümmern erfüllt; die Ringmauern der Abtei können nicht mehr lange halten und ſind an mehreren Orten ſchon geſtützt. Der einzige Nutzen der Kirche beſtünde darin, daß ſie den Bewohnern des Pachthofs, der Scheunen und einiger anderen Häuſer eine größere Bequemlichkeit verſchaffte, die Meſſe zu hören. Die benachbarten Geiſtlichen, bei welchen ſie eingepfarrt ſind, beklagen ſich aber eben darüber. Die Unterhaltung der Kirche mit Thurm, Fenſtern und Altardecken, der Bau einer Wohnung für den Caplan und einen Chorknaben würden ſehr koſtſpielig ſein. Es würde ſich nicht leicht ein ordentlicher Geiſtlicher finden, der in einer ſo großen Einſamkeit wohnen möchte, wo er die größte Mühe hätte, ſich auch nur die nöthigſten Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen. Es wäre auch Gefahr, daß die Kirche eine Zuflucht für Räuber, oder für Vögel und Inſecten würde, welche ſie mit Unrath erfüllten, wie es jetzt der Fall iſt; auch möchte ſie in der Folge als Scheune oder Magazin gebraucht werden, wie es einigen benachbarten Kirchen ergangen iſt."

Dieſe Rückſichten und Gründe vermögen den Erzbiſchof zu ſeiner Ordonnanz vom 29. December 1710, worin er dem Kloſter Port-Royal de Paris geſtattet, die Kirche an den Meiſtbietenden zum Abbruch zu verkaufen und die Nonnen von den früher gemachten Bedingungen und Ausgaben entbindet. Sie haben aber einen beſonderen unabſetzbaren Caplan in ihrem Kloſter zu halten,

welcher jeden Tag für die Stifter und Wohlthäter des Hauſes eine Meſſe zu leſen hat.

Am Schluſſe der Ordonnanz heißt es: „Wir befehlen, daß die in Port-Royal d. Ch. beerdigten Leichname mit dem gebührenden Anſtande nach der Begräbnißſtätte der Pfarrei St. Lambert, als nach der nächſtgelegenen, gebracht und daſelbſt wieder beerdigt werden, diejenigen ausgenommen, deren Übertragung in ihre Familienbegräbniſſe wir beſonders erlauben werden.“

Der Beſchluß des Staatsraths vom 16. November 1711 hatte den königlichen Rath, Marquis d'Argenſon, beauftragt, die Kirche von P.-R. des Champs zum Abbruch im Aufſtreich zu verkaufen. Es war dies in Paris auf die gewöhnliche Weiſe bekannt gemacht worden durch drei öffentliche Anſchläge, die von 14 zu 14 Tagen wiederholt wurden, wie auch durch Anſchläge an die Kirchen der benachbarten Kirchſpiele und in Port-Royal des Champs ſelbſt. Am erſten Verkaufstage, den 20. Januar, Mittwoch, fand ſich im Hotel d'Argenſons (rue vieille du temple) Niemand ein, der ein Gebot gemacht hätte, ob man ſich gleich bereit erklärte, auch nur Einzelnes zu verkaufen. Vierzehn Tage darauf machte Duchard, Prieſter an der Kirche von St. Gilles in Paris, ein Gebot auf die beiden Glocken (14 Sols auf das Pfund Metall). Auch für das Holzwerk, das Metall, Glas und Ziegel wurden 600 Livres geboten; ein Skulpteur wollte die Marmorſteine auf den Gräbern ankaufen. Allein man wollte die leeren Mauern und Gewölbe nicht ſtehen laſſen und ſo ſah man ſich zu einem vierten Aufſtreichstermine genöthigt. Am 2. März endlich überließ man das ganze Gebäude, mit Glocken, Holz, Steinen, kurz die ganze ehemalige Kirche um 600 Livres an Louis Ravinet, Maurermeiſter in Paris, unter der Bedingung, daß in vier Monoten nur noch die Steine übrig ſeien, nach zwei Jahren aber auch dieſe weggeſchafft wären, ſo daß Alles von Grund aus abgebrochen und zerſtört wäre (à la charge par ledit Ravinet, de faire et faire faire la demolition de fonde en comble à ses frais). Siehe darüber eine lange Acte in den Archiven, bezeichnet mit Classe 1, sac 1, liasse 2.

Beilage LIX.

Gleichzeitige Lieder über die Tyrannen.

Unter den handſchriftlichen Verſen aus der Zeit der Streitigkeiten über die Bulle Unigenitus finden ſich auch folgende:

Tristes et lugubres objets!
J'ay vû la Bastille et Vincennes
Le Châtelet, bissettre et mille prisons pleines
De braves citoyens, de fidèles sujets;
J'ay vû la liberté ravie
De la droitte raison la règle peu suivie;
J'ay vû le peuple gemissant
Dans un rigoureux esclavage;
J'ay vû le soldat rugissant
Perir de faim, de soif, de depit et de rage;
J'ay vû les sages contredits,
Leurs remontrance inutilles
J'ay vû des intendans vexer toutes les villes
Par de criants impôts et d'injustes édits;

J'ay vû un borgne épouvantable,
Ce barbare ennemy de tout le genre humain,
Exercer dans Paris les armes à la main
Une police abominable;
J'ay vû les gens d'honneur persécutéz, bannis;
J'ay vû même l'erreur en tous lieux triomphante,
La vérité trahie et la foy chancelante;
J'ay vû le lieu saint avili;
J'ay vû Port-Royal demoli;
J'ay vû l'action la plus noire
Qui pourra jamais arriver!
L'eau de tout l'océan ne pourroit la laver
Et nos derniers neveux auront peine à la croire!
J'ay vû dans ce sejour par la grace habité
Des Sacrilèges, des profanes
Remuer, tourmanter les manes
Des corps marqués du scau de l'immortalité!
Ce n'est tout encore, j'ay vû la prelature
Se rendre et devenir le prix de l'imposture;
J'ay vû la dignité en proye aux ignorants,
J'ay vû des gens de rien tenir les premiers rangs,
J'ay vû de saints prélats devenir la victime
Du feu divine qui les anime!
O temp! o moeurs, J'ay vû dans ce siècle maudit
Le cardinal l'ornement de la France
Plus grand encore, plus savant qu'on ne le dit,
Ressentir les effets d'une horrible vengeance!
J'ay vû l'hypocrite honoré;
J'ay vû, c'est dire tout, les Jesuites adorés;
J'ay vû ces meaux sous le regne funeste
D'un prince que jadis la colère céleste
Accorda par vengeances à nos désirs ardents,
J'ay vû ces meaux et je n'ay pas vingt ans!

Auf Ludwigs XIV Grab:

Cy git le prince des imposts,
Toute la France en est ravie;
Dieu lui donne pain et repos
Qu'il nous ota pendant sa vie.

An die Jeſuiten:

De vos tristes prospérités
Craignez une funeste suite;
Un jour viendra, qu'en vos cités
S'éteindra le nom de Jésuite;
Tamburin, Doucin et Tellier;
Craignez le sort des templiers!

Dieſe Sachen ſind zu ſingen nach der Melodie de Joconde, du tabac, du pendu, du branle de Metz. — Die Bulle Unigenitus heißt in einem die natürliche Tochter des Pabſtes.

Äbtiſſinnen von Port-Royal.

	Wahl.	Ende ihres Amtes.
Jeanne de Boulehart	1575.	ſtirbt 1602.
Jacqueline-Marie-Angelique Arnauld	1602.	legt das Amt nieder 1630.
Marie-Geneviève de St. Auguſtin le Tardif, erſte frei Gewählte	23. Juli 1630.	1636.
Jeanne-Cathérine Agnès de St. Paul Arnauld	19. Sept. 1636.	1642.
Jacqueline-Marie-Angélique Arnauld	3. Oct. 1642.	1654.
Marie des Anges Suireau	26. Nov. 1654.	geſtorben 10. Dec. 1658.
Jeanne-Cathérine-Agnès de St. Paul Arnauld	17. Dec. 1658.	1661.
Magdeleine de Ste. Agnès de Ligni	12. Dec. 1661.	1669.
Henriette-Marie de Ste. Magdeleine du Fargis	23. Juli 1669.	1678.
Angélique de St. Jean Arnauld	3. Aug. 1678.	1684.
Henriette-Marie de Ste. Magdeleine du Fargis	1684.	1689.
Agnès de Ste. Thècle Racine	1689.	geſtorben 1700.
Elizabeth de Ste. Anne Boulard de Ninviliers	1700.	geſtorben 20. Apr. 1706.

Geſchichtliche Tabellen.

1660. Der König und die Klerusverſammlung machen Ernſt mit der Unterſchrift.

1661. Die zwei widerſprechenden Mandements der Großvikare von Paris. — Zerſtreuung der meiſten Einſiedler, Entfernung der Beichtväter. 11. Juli beginnt die Viſitation von P.=R.

1662. 19. Aug. ſtirbt Pascal.

1663. Unterhandlungen mit Ferrier. — 29. Jul. Starkes päbſtliches Breve. Lettres patentes zur Exequirung deſſelben.

1664. 15. Apr. Lettres patentes befehlen ſtreng die Unterſchrift. — 17. Apr. ſtirbt Singlin. — 8. Jun. Der Erzbiſchof verlangt foi humaine für das Factum. — 26. Aug. zwölf Nonnen aus P.=R. abgeführt. — Sept. Flavie und ihr Anhang unterſchreiben.

1665. 15. Febr. päbſtliche Conſtitution mit Formular zur Unterſchrift auch für das Factum. Die vier Biſchöfe verlangen in ihren Mandements nur eine respectueuse silence. — 3. Juli. Die gefangenen Nonnen aus Paris in P.=R. des Ch. vereinigt. — 16. Nov. Dorothea zur Äbtiſſin in Paris gewählt.

1666. 14. Mai. Sacy gefangen.

1667. Mehrere Prälaten verdammen das N. Teſt. von Mons. — 27. Apr. Der Pabſt ernennt Commiſſaire gegen die vier Biſchöfe.

1668. Der Kirchenfrieden abgeſchloſſen. — Mai. Der König ernennt eine Äbtiſſin für P.=R. de Paris. — 1. Sept. Brief der vier Biſchöfe an den Papſt. — 28. Sept. Breve dankt dem Könige für Friedens=vermittlung. — 31. Oct. Sacy freigelaſſen.

1669. 14. Febr. Unterſchrift der Nonnen. — 13. Mai. Die beiden Häuſer Port=Royals getrennt.

1670.

Reſtauration Karls II in England.

1661. Seligſprechung von St. Franz von Sales.

1662. 29. Juni ſtirbt Marca, der neue Erzbiſchof von Paris. — 20. Aug. Crequy, der franzöſiſche Geſandte in Rom, von der päbſtlichen Corſen=garde inſultirt.

1663. 8. Mai. Die pariſer theologiſche Facultät erläßt eine Erklärung gegen die Anmaßungen des Pabſts.

1664. 10. Apr. Hardouin de Perefixe als Erzbiſchof von Paris vom Pabſt beſtätigt. — 17. Apr. Der König läßt ſelbſt im Parlament ſeinen Befehl der Unterſchrift regiſtriren.

1665.

1666. Paul Gerhardt wegen verweigerter Unterſchrift ſeines Amtes entſetzt.

1667. 22. Mai ſtirbt Alexander VII. — Clemens IX.

1669. 9. Dec. ſtirbt Clemens IX.

1670. 29. Apr. Clemens X. — 14. Juni ſtirbt Annat; Ferrier Beichtvater des Königs.

1671. 19. Febr. ſtirbt Agnes.

1674. Herzogin und Herzog von Liancourt ſterben. Der Erzbiſchof von Sens, Goubrin, ſtirbt. — 27. Sept. ſtirbt Arnauld d'Andilly.

Speners collegia pietatis.

1671. 1. Jan. ſtirbt Perefixe, Harlai ſein Nachfolger im Erzbisthum Paris.

1676. 20. Mai. Königliche Erklärung über die Unterſchriftsſtreitigkeit in Angers aus dem Lager von Ninove. 1677. 8. Dec. ſtirbt der Biſchof von Alet. 1679. 2. März. 65 Sätze der laxen Caſuiſtik vom Pabſte verdammt. Nicole und Arnauld in die Sache verwickelt. — 15. Apr. ſtirbt die Herzogin von Longueville. — 17. Mai. Der Erzbiſchof decimirt Port-Royal. — Juni. Arnauld und Nicole entweichen in die Niederlande. — 21. Juli ſtirbt der Biſchof von Beauvais. **1680.** 7. Aug. ſtirbt der Biſchof von Pamiers. Nicole kehrt nach Frankreich zurück.	1673. Königliche Erklärung über die Regale. 1674. De La-Chaiſe Beichtvater des Königs. 1675. Der geiſtliche Führer von Molinos erſcheint. 1676. Clemens X. ſtirbt 22. Juli. Innocens XI. 1678. 12. März. Erſtes Breve an den König wegen der Regale. — Sept. Die ſechſte Generalverſammlung des Oratoriums verdammt Janſenismus und Karteſianismus. Quesnel geht nach den Niederlanden. 1679. 29. Dec. Drittes ſcharfes Breve an den König in der Regalſache.
1682. Dubreuil gefangen geſetzt. 1683. 11. Oct. ſtirbt Ste. Marthe. 1684. 4. Jan. ſtirbt Sacy. 29. Jan. ſtirbt Angelica von St. Johann. — 10 Febr. ſtirbt Luzancy. 1687. 22. Febr. ſtirbt Hamon. **1690.** 27. Juni ſtirbt Pontchateau. — 11. Oct. ſtirbt Ste. Marthe.	1682. Allgemeine Klerusverſammlung. 19. März. Erklärung des franzöſiſchen Klerus in den vier Artikeln. Zugleich Einleitung zum Widerruf des Edicts von Nantes. Der Benedictiner Gerberon flüchtet in die Niederlande. 1684. Waffenſtillſtand zwiſchen Spanien u. Frankreich. 1685. Widerruf des Edicts von Nantes. Quesnel flüchtet nach Brüſſel. Molinos von der Inquiſition gefangen geſetzt. Jakob II. von England. 1687. Streitigkeiten zwiſchen dem Pabſt u. Ludwig XIV über die Rechte der Geſandtſchaft. 1688. Wilhelm von Oranien in England. 1689. Innocens XI ſtirbt 12 Aug. Alexander VIII. 1690. Die vier Artikel von 1682 durch Bulle vom 4. Aug. verdammt.
1692. 2. Juni ſtirbt der Biſchof von Angers 1694. 8. Aug. ſtirbt Dr. Arnauld. 1695. 15. Apr. ſtirbt Lancelot. — 16. Nov. ſtirbt Nicole. 1698. 10. Jan. ſtirbt Tillemont. 1699. 21. Apr. ſtirbt Racine.	1691. Alexander VIII ſtirbt 11. Febr. Pomponne wieder Miniſter. Innocens XII 12. Juli gewählt. 1693. Ausgabe des N. Teſt. von Quesnel, Noailles, dem Biſchof von Chalons, dedicirt. 1694. 6. Febr. Zwei Breven an den belgiſchen Klerus

1700.

über Prädeſtination und Unterſchrift des Formulars. — (1696. 29. Nov. noch beſtimmteres, ſtrengeres Breve.) Die franzöſiſchen Biſchöfe erlaſſen Ordonnanzen gegen den Quietismus. Der Streit über die Religionsmengerei der Jeſuiten in China heftiger, beſonders in Frankreich.

1695. 6. Aug. ſtirbt Harlai, Erzbiſchof von Paris; ihm folgt Noailles.

1697. Fenelons Maximes des saints; vom Pabſt verdammt.

1699 ſtirbt Pomponne.

1700. Karl II von Spanien ſtirbt. Erbfolgekrieg. Die chineſiſche Angelegenheit in Rom unterſucht.

1706. April. Alle Vorſteherinnen von P.=R. ſterben.

1708. Sept. Die Bulle vom 27. März zur Aufhebung von P.=R. d. Ch.

1709. 1 Febr. ſtirbt Mallon de Beaupuis. — 11. Juli. Der Erzbiſchof erklärt P.=R. d. Ch. für aufgehoben. — 29. Oct. Abführung aller Nonnen aus P.=R. d. Ch.

1710. Abbruch des Kloſters.

1711. Ausgrabung der Leichname.

1713. Abbruch der Kirche.

1701. 20. Juli. Zwanzig Doctoren entſcheiden für den cas de conscience.

1703. 12. Febr. Päbſtliche Breven und erzbiſchöfliche Ordonnanz gegen den cas. 10. Mai. Quesnel und Gerberon in Brüſſel gefangen. 13. Sept. entflieht Quesnel aus dem Gefängniſſe.

1705. 15. Jul. Bulle Vineam Domini Sabaoth gegen den cas; von König, Klerus, Parlament angenommen. Kaiſer Leopold I ſtirbt, ihm folgt Joſef I.

1706 und 1707. Maigrot und Cardinal Tournon in China gefangen geſetzt.

1709. 20. Jan. ſtirbt La=Chaiſe. Tellier ſein Nachfolger.

1710. 18. Apr. widerruft Gerberon und ſtirbt 25. Jan. 1711.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BUCHBINDERE
MÜNCHEN

Reuchlin, Hermann,

Geschichte von Port-Royal der Kampf der reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII. und XIV

Bd.: 2

Hamburg [u.a.] 1844

H.mon. 508 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10030477-8